Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band I. 1874.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
.S17
1874
v.1

Hackley Public Library

15396[8]

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Der erste Mensch. Von *Adolf Wilbrandt* 1

Geiserich in Memphis Von *Albert Moeser* 24

Die Literatur und das Puplicum. Ein Vortrag von *Julius Rodenberg* 26

Ein gekrönter Sonderling. Aus dem handschriftlichen Nachlass der Malerin Louise Seidler. Mitgetheilt von *Hermann Uhde* . . 41

Mitteldeutsche Waldbilder. Vom Sommer in den Herbst. Vom Herbst in den Winter. Von *Hermann Jäger* . . . 46 151. 431

An der polnischen Landstrasse. Novelle von *Konstantin Hartwig.* 54

Französischer und belgischer Realismus. Gustav Courbet und Charles de Groux 81

Die Zigeuner im Elsass und in Deutschlothringen. Von Dr. *Gustav Mühl* 90

Eine fixe Idee. Novelle von *Rudolph Lindau* 105. 156

Ich lag im Schlummer. Von *Ernst Eckstein* 128

Beim Vetter Christian. Von *Theodor Storm* 129

Wie das Ross Bayard ertränkt wurde. Von *Arthur Fitger* . 149

Burgen und Fabriken. I. In Aachen. II. In Bielefeld. Von *M. von Humbracht* 172. 297

Das Weltgewissen 178

Grabbe'sche Reliquien 179

Capriciosa. Novelle von *M. Stein* 194. 339

Pariser Theaterzustände. Von *Paul d'Abrest* 217

Preussens Königliche Schlösser. Rheinsberg. Letzlingen auf der Haide. Zwei Kaiser-Pfalzen in Sachsen Von *George Hesekiel* 228. 464

Bilder aus dem Volksleben in Algier. Von *Heinrich Freiherr von Maltzan* 237. 322

Der Uhrenkarl. Von *E. M. Vacano* 247

Tagesanbruch. (Nach dem Englischen des *H. W. Longfellow*) . 256

Ob er wohl Fiekchen heirathen kann? Novelle von *Marie von Olfers* 257. 437

Digitized by Google

Seite

Geiserich's Antwort. Von *Hermann Lingg* 280

Eingeschlossen in Metz. Nach Aufzeichnungen Mr. Robinson's. Von *Th. Fontane* 281

Aus dem gegenwärtigen Frankreich. 1. Ein Legitimist von 1873. 2. Ein Autograph Courbet's. Lose Blätter von *Max Sulzberger* 304

Sub Rosa. Erzählung von *August Becker* 309

Das Gerichtsdrama in Trianon. Von *Paul d'Abrest* . . 371. 488

Matrosen-Pan. Erzählung aus dem Emslande. Von *Emmy von Dincklage* 385

Der Bildhauer des Nero. Von *Albert Moeser* 417

Ein Wort über ästhetische Nationalerziehung. Von *Fr. Kreyssig* 419

Ein Jugendportrait Alexander von Humboldt's 457

Lavafluthen. Novelle von *Ernst Eckstein* 470. 561

Die Eremitin von Oberstein. Von *Wilhelm Rullmann* 499

Prachtwerke für den Weihnachtstisch. 512

Et ego in Arcadia. Novelle von *Adolf Stern* 513

Karenische Todtenfeier. Von *Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almàsy*. 538

Ein Plauderbrief aus Chamounix. Mitgetheilt von *Louise von François* 541. 712

Töchter gebildeter Stände Von *Hieronymus Lorm* 556

Winterliches Vogelcontingent. Von *Karl Müller* 593

Wanderungen an Rhin und Dosse. Von *Th. Fontane* . . 602. 679

Das Goldland und sein Dichter. Von *Udo Brachvogel* . . . 614

Chemische Plaudereien über den Wein. Von *Gustav Heyer* . 620

Zwei Büsten. Erzählung von *Hans Marbach* 624. 751

Tante Lotte. Novelle von *Walter Schwarz* 641

Auf das Grab des deutrchen Sängers. Von *Julius Wolff* . . 666

Hoffmann von Fallersleben. Von *Hermann Grieben* 667

Vorschläge. Von Dr. *Daniel Sanders* 670

Zur Saison. Von *Ernst Eckstein* 693

Sie hat es gewollt. Eine Reise-Novelle von *Helene* 694

Robert Schumann als Operncomponist. Von *Eduard Hanslick* . 726

Aus den Vogesen. Von Dr. *Völkel* 736

Aus meiner Praxis. Von Dr. *Julius Buchheister* 744

Digitized by Google

Kunstblätter.

Ganz deutlich sagt's die Caro-Vier etc.

An diesen Aepfeln möcht sich's wol laben etc.

Dein armes Püppchen etc.

Courbet.

Der treue Camerad.

Was auch in meinem Liede wiederklingt etc.

Christian Dietrich Grabbe.

Autograph von Grabbe.

Misekätzchen, wie gemüthlich! etc.

Achilles Bazaine.

Autograph Courbet's.

Die Sparrenburg bei Bielefeld.

Ein Jugendportrait Alexander von Humboldt's.

Der Hirtenknabe.

Oberstein.

Aus dem güldnen A B C. (Drei Illustrationen.)

Die Pfalz im Rhein.

Des Indianers Rache

Bret Harte.

Ungarische Bettler.

Robert Schumann.

Das Dorf im Winter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ganz deutlich sagt's die Caro-Dier:
Coeur-König ist nicht weit von hier;
Und wenn die Dame nur noch rückt,
So ist das ganze Spiel geglückt."

Der Salon.

Der erste Mensch.

Von **Adolf Wilbrandt.**

Es „ging ein Engel durch's Zimmer", wie man zu sagen pflegt; doch ohne daß dieses allgemeine Verstummen die Gesellschaft verlegen gemacht oder peinlich berührt hätte. Man kannte sich zu gut, auch war es die Zeit des Verstummens: die träumerische Zeit zwischen Tag und Nacht. Man saß in einem großen, tiefen, schon stark dunkelnden Zimmer, das auf eine Terrasse hinausging; durch die offene Thür führte das Zwielicht ganze Wolken von sommerlichen Wohlgerüchen aus dem Garten mit sich herein. In der sanften wohligen Betäubung, mit der diese starken Düfte den Geist umschläfern, und in der elementaren Genügsamkeit, zu der uns die Dämmerung stimmt, saß man, in einem ungezwungenen Halbkreis um die Hausfrau her, so zu sagen andächtig da.

Vielleicht das ernsthafteste Gesicht von Allen hatte die kleine Henriette aufgesetzt, die vierzehnjährige Tochter des Hauses — der naivste Backfisch von der Welt, mit unverschämt klugen Augen und einem possenhaften Humor. Sie hatte jetzt ihren Kopf in beide Hände gestützt und die Brauen zusammengezogen, als dächte sie über die Unsterblichkeit der Seele nach. Plötzlich unterbrach ihre kleine Glockenstimme dieses tiefe Schweigen. Wie wenn sie mit sich allein wäre, sagte sie vor sich hin:

„Der Affe gar possirlich ist,
Zumal wenn er mein Vetter ist."

„Woher haben wir diese Poesie?" fragte der alte Herr von P. (der älteste Hausfreund), der wie die Anderen in Lachen ausbrach.

„Selbst gedichtet!" gab sie trocken zur Antwort.

„Ich gratulire!"

„Ich danke."

Die Hausfrau (von der die kleine Henriette ihre klugen Augen hatte) nahm lächelnd das Wort. „Heute Morgen hat sie ihren Lehrer nach der Abstammung des Menschen ausgefragt und zu ihrer Verwunderung erfahren, daß man uns jetzt von einem verloren gegangenen Uraffen herleiten will. Das will ihr nun nicht aus dem Kopfe; darüber brütet sie."

„Und darum dieser falsche Reim!" sagte Herr von P.

„Ich bitte für meine Tochter um Verzeihung."

„Du!" fing das Kind wieder an und legte eine ihrer langen Hände auf Herrn von P.'s Arm. „Glaubst Du, daß der Gorilla Dein und mein Vetter ist?"

„Meine liebe Henriette", sagte Herr von P., „erinnere mich an

Deinem Hochzeitstag wieder an diese Frage: dann will ich Dir sagen was ich darüber denke."

„Das nutzt mir nichts; denn ich werde nie heirathen."

„Also bist Du ein kleiner Affe: denn Du sagst das nur Deiner älteren Schwester nach."

Fräulein Pauline — eben diese ältere Schwester — wollte etwas erwiedern, sagte aber nichts; sie stand nur auf und blickte durch die offene Thür in den Garten hinaus.

„Wenn ich ein kleiner Affe bin, wie Du gütigst bemerkst" — fing die altkluge Kleine wieder an — „so kann ich ja über meine Abstammung nicht mehr im Zweifel sein! Also vor vielen tausend Jahren wären wir alle — ich meine, unsere Vorfahren — auf die Bäume geklettert und hätten Nüsse geknackt?"

„Beides thust Du ja noch!" entgegnete Herr von P.

„Klettern? Das ist vorbei!"

„So gratulir' ich zur Menschwerdung. Das ist ein großer Moment! — Doch würde es Dich sehr in Deiner Menschenwürde kränken kleine Evastochter, wenn plötzlich an diesem Abendhimmel da oben den Deine Schwester hineinstarrt, mit großen goldenen Buchstaben schrieben stände: daß, auf Befehl des Schöpfers, der zweifelnden Menschheit hiermit ihre Abstammung von einem greiffüßigen, behaarten, auf Bäumen lebenden, geschwänzten, höchst staunenswerth begabten Menschaffen feierlich kund gethan wird? Und wenn dieser höchst staunenswerth begabte Menschenaffe sich im Lauf der Jahrtausende, von Geschlecht zu Geschlecht, langsam, allmälig, unaufhaltsam fortentwickelt, umgeformt und veredelt hätte, bis er es so räthselhaft weit gebracht, daß ein Nachkomme von ihm, ein vierzehnjähriges Schulmädchen, das sich nach seiner schönen Mutter Henriette nennt, mit gestiefelten Füßchen, einer Haut von Milch und Rosen und einer Denkerstirn, ehrbar wie eine Philosophin auf dem Stuhle sitzt und sich mit würdevollen Männern über die Geheimnisse der Schöpfung bespricht? Würde Dich das kränken, meine theure Henriette?"

„Mich? Warum? Ich finde das sehr amüsant!" erwiederte Henriette. „Ich habe mir immer einen Affen gewünscht."

Herr von P. nickte ernsthaft, als hätten sie sich mit aller Weisheit über die Frage verständigt. Er wandte sich an die Aeltere, für die er eigentlich gesprochen hatte. „Nun, und Sie, Pauline?"

„Und ich?"

Fräulein Pauline wandte sich halb zu ihm zurück und sagte, nicht ohne eine gewisse Erregung: „Was ich davon halte? — Daß mir das Alles entweder zu hoch, oder — zu niedrig ist; — Sie können ja wählen."

„Gut, ich wähle; aber wie meinen Sie das?"

„Ich weiß nicht, was für ein tiefer Zusammenhang existiren soll zwischen einem — wie sagten Sie — einem greiffüßigen, behaarten, gedankenlosen Affen der auf Bäumen lebt und Nüsse knackt, und einem Menschen,

der sich für Ideale begeistert, der ein Herz voll Liebe, einen rastlosen Geist, ein Gewissen, einen Gott hat; — wie gesagt, ich verstehe das nicht."

„Vielleicht verstünden Sie's doch — wenn man's Ihnen bewiese."

„Beweisen Sie nur; ich glaub' es Ihnen nicht. Shakspeare's Urahn war ein schnatternder Affe? Rafael's Urahn war ein grinsender Affe? Wenn ich Beethovens Sinfonia eroica höre, soll ich an einen winselnden Affen denken?"

Die kleine Henriette lachte laut auf; ich fürchte, ohne recht zu wissen, warum. „Nun, Onkel Fridolin?" sagte sie, sich umdrehend, „Sie verhalten sich ja mäuschenstill bei der ganzen Geschichte. Sie sind ja der eigentliche Gelehrte unter uns; warum sagen Sie nichts?"

Der Herr, den die Kleine „Onkel Fridolin" nannte, hatte bisher schweigend hinter ihr gesessen, die großen grauen Augen bald auf Fräulein Pauline, bald auf die schrägen Vierecke in dem parquettirten Fußboden geheftet. „Ich? Ich habe noch keine Meinung", sagte er mit seinem sarkastischen Lächeln.

„Nicht? — Da wird es doch Zeit!" erwiederte die naseweise kleine erson, mit einem Blick auf die Verwüstung, die die Zeit schon in seinem Haupthaar angerichtet hatte.

„Ich muß schon wieder für meine Tochter um Verzeihung bitten", fiel die Hausfrau ein. „Ungezogenes Ding!"

„Lassen Sie ihr doch Redefreiheit", sagte der Onkel Fridolin. „Sie ist nur das Echo meiner eigenen Gefühle."

„Uebrigens, warum weigern Sie sich, eine Meinung zu haben? Sie haben gewiß über diesen Punkt mehr gedacht, als wir Andern alle miteinander. Sie, der Sie in der Wissenschaft leben. —"

„Kennen Sie denn nicht mein Schicksal, gnädige Frau? Die Gelehrten sagen, ich hätte zu viel vom Poeten; die Poeten, ich hätte zu viel vom Gelehrten. Wie kann ich da in dieser schwierigsten aller Grenzfragen mitsprechen? Bedenken Sie, was die Parteien sagen werden! Die Affen werden sagen, ich hätte zu viel vom Menschen; und die Menschen, ich hätte zu viel vom Affen."

Fräulein Pauline, die den Sprecher von der Seite angesehen hatte, wandte sich wie beleidigt ab. „Ich bitte, reden Sie nicht so geistreich dunkel", sagte die Hausfrau, „sondern gestehen Sie uns ehrlich, was Sie denken."

„Ich würde langweilig werden; glauben Sie mir! — Aber wissen Sie was: erlauben Sie mir, Ihnen statt dessen eine Geschichte zu erzählen, die ich so zu sagen erlebt habe; — damit wäre auch der kleinen Henriette gedient."

„Ja ja, eine Geschichte!" rief der Backfisch. „Eine von Onkel Fridolin's sonderbaren Geschichten, aus denen man niemals klug wird; das ist so amüsant."

„Die Sie so zu sagen erlebt haben?" fragte Fräulein Pauline. „Wie verstehen Sie das?"

Herr von P. lächelte. „Es wird wieder so eine Art von Märchen sein; so ein Sommernachtsmärchen.“

„Vielleicht ein Märchen“, erwiederte Onkel Fridolin, ohne eine Miene zu verziehen. „Vielleicht auch — —“ Er sagte weiter nichts. Er führte die Augen wieder auf dem Fußboden spazieren, als lese er dort seine Geschichte.

„Machen Sie uns Frauenzimmer nicht noch neugieriger, als wir sind“, sagte die Hausfrau, „sondern erzählen Sie uns Ihr „erlebtes Märchen“.“

„Nun gut; ich erzähle. Ich bitte Sie, lassen Sie noch keine Lampe bringen; der Mond kommt eben herauf. Es ist für meine Geschichte gerade hell genug, und ich fange an.“

„Es hat eine Zeit gegeben, wo ich noch den ganzen Kopf voll Haare hatte — Sie mögen mir das nun glauben oder nicht; damals war ich fast um die Hälfte jünger als jetzt, also ein junger Fant, hatte unter diesen vielen Haaren viele Ideale; — verzeihen Sie, diese Einleitung gehört zu meiner Geschichte. Ich wanderte in der besten Gesellschaft, die man haben kann — der Ideale und der Locken, mein' ich — im Gebirg herum; ganz zufrieden, mit mir allein zu sein, rüstig zu Fuß vom Morgen bis in die Nacht; wenn die Sonne brannte, träumte ich vor mich hin, wenn es stürmte und regnete, sang ich; — fußwandernde Götter hätten sich schwerlich besser benommen als ich. An einem Abend, ungefähr wie dieser — der Mond schien unglaublich hell, und ich sang immerfort — kam ich durch ein enges, schluchtähnliches Thal; es hieß das „Alpbachthal“, wenn ich nicht irre. Die Glühwürmer flogen zu Dutzenden um mich her. Etwas tiefer, hart an der Straße, rauschte der Bach; ich ging, allmälig leiser singend, neben ihm fort, und sah mich plötzlich vor einer breiteren, halb mit Geröll bedeckten, von den Bachweiden eingefaßten Fläche, auf der sich ein kleiner Zigeunertrupp gelagert hatte. Vier Männer und ein Knabe, ein erwachsenes Mädchen und eine junge Frau mit einem Kind auf dem Schooß; die Männer die bekannten Gestalten, die man überall wiedersieht: langes schwarzes Haar, schwarze Schnurrbärte, scharfe Profile, etwas wild glotzende Augen; rothe Mützen auf den hohen Schädeln, weite leinene Hosen, kurze Westen und Jacken, der Leib mit Binden oder breiten Gürteln umwunden; — mir war dies Alles noch neu, darum blieb ich stehen und riß die Augen weit auf. Die Männer hatten sich hingelagert und rauchten kurze Pfeifen, Cigarren und Cigarretten; die junge Frau, eine schlanke, geschmeidige, kräftige Person mit angenehmen Zügen, brachte eben ihr Kind zur Ruhe und deckte es zu. Nur das junge Mädchen bewegte sich hin und her; mit einem langen Stecken in der Hand — überhaupt ganz wie eine Wilde anzusehen — ging sie bald, in einem kleinen Kessel Wasser aus der Schlucht zu holen, bald, die abwärts schweifenden Pferdchen aus dem dunklen Weidicht wieder heranzutreiben. Ich vergaß nämlich zu sagen,

daß zu dieser Gesellschaft eine sonderbare zweite von allerlei Thieren gehörte, die mir bald merkwürdiger war als ihre Herren. Während zwei winzige Rößlein sich ungebunden umhertrieben, hatte man ein paar Bären in dem Steingerölle angepflöckt; einen alten, gelblich braunen, der ruhig schlief wie ein Philosoph, während der jüngere sich mit rastloser Unvernunft abquälte, seine strickdurchzogene Schnauze zu befreien. Besonders seltsam aber nahm sich im Mondschein ein grauer, mürrische Gesichter schneidender Affe aus; er war an ein Bäumchen gebunden und quetschte sich von Zeit zu Zeit zwischen den Aesten dieses Bäumchens durch, um nach den Bären zu schauen und mich anzuglotzen; oder er saß ganz still und ließ sein unheimlich menschliches, lautes „Ha!" ertönen.

Ich wollte endlich wieder gehen, der Nachtherberge zu; da sollte ich erst durch ein Geräusch hinter meinem Rücken entdecken, daß ich das Sonderbarste von Allem noch nicht gesehen hatte. Als ich mich umwandte, wie man auf ein unerwartetes Geräusch unwillkürlich thut, blickte ich einem andern Geschöpf gerade in's Gesicht, das sich mir in einer schwerfälligen aber aufrechten Gangart näherte; nach dem Augenschein nicht viel kleiner als ich, und keiner der Affenarten gleich, die ich bis dahin kannte; und doch konnte es nach Allem, was ich junger Student vom Thierreich wußte, nur ein Affe sein. Die nackte Haut war von einem unbestimmten Braun, das der Mondschein noch unbestimmter machte, und an vielen Stellen, besonders auch an den Schultern behaart; er zeigte mir, als er die Lippen öffnete, starke vortretende Eckzähne, die seiner Miene etwas Herausforderndes gaben; aber die langen Arme bewegte er mit einer so eigenthümlich ausdrucksvollen Geberde zu mir hin, daß es mich überraschte. Ich blieb stehen und erwartete ihn. Auf seinen etwas unförmlichen Füßen — doch ich konnte nicht umhin, sie in meinen Gedanken wirklich Füße zu nennen — kam er, auf einen abgebrochenen Ast gestützt, ganz an mich heran, kauerte sich nun nieder, bewegte seine Kopfhaut mehrmals auf und ab, was mir lächerlich war; doch dann blickten mich unter den schwachen Brauen die hellgrauen Augen so ernsthaft, melancholisch und fast menschlich an, daß ich in neues Erstaunen, ja in Verwirrung gerieth. Ich trug eine goldene Uhrkette, an der noch allerlei andere „Kinkerlitzchen" hingen. Da dies Alles im Mondlicht blitzte und glänzte, fiel es ihm in die Augen; er starrte mit sichtbarem Vergnügen darauf hin, blickte dann wieder zu mir herauf und lächelte. Es war ein Lächeln, man konnt' es nicht anders nennen. Er streckte eine Hand aus und deutete auf die blitzenden Dinger hin. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam: ich schüttelte den Kopf. Als er dies sah, fiel er in den traurigen Ausdruck von vorhin zurück, nahm eine sehr niedergeschlagene Miene an und stieß einen leisen klagenden Ton hervor, der mich rührte, ohne daß ich hätte sagen können, warum.

Plötzlich rief ihn einer der Zigeuner, mit einem Wort, das ich nicht verstand. Sogleich sprang er auf und lief mit unerwarteter Behendigkeit zu den Männern hinüber, setzte sich zu ihnen, als wäre er Ihresgleichen, und sah mich an, als fordere er mich auf, das Gleiche zu

thun. Der ihn gerufen hatte, nahm sich die Cigarre aus dem Munde und hielt sie ihm, gutmüthig lächelnd, vor's Gesicht. Das seltsame Geschöpf griff danach, sogar mit einer gewissen ungeschickten Grazie, und fing an zu rauchen. Der Zigeuner, statt sich eine neue Cigarre anzuzünden, langte hinter sich, und auf einer dunkelbraunen, nicht übel klingenden Fidel geigte er in die Nacht hinein. Sowie die ersten Töne erzitterten, kam über den Affen — oder wie ich ihn nennen soll — ein Vergnügen, ein Wohlgefühl, das sich nicht schildern läßt. Er wiegte den Kopf hin und her, hob die Arme, ließ sie wieder sinken, starrte bald die Geige, bald den Geiger an; über sein lebhaftes Gesicht flog von Zeit zu Zeit jenes ausdrucksvolle, menschenähnliche Lächeln. Endlich verstummte die Fidel. Er horchte noch eine Weile. Doch als der Zigeuner sein Instrument hinter sich legte und wieder zur Pfeife griff, fing nun das sichtbar aufgeregte Wesen halblaut, dann lauter und schallender zu singen an. In der That, zu singen; ich weiß kein anderes Wort. Es war eine Art von wilder Melodie, aus einer etwas rauhen Kehle, doch in musikalischen Tönen hervorgestoßen; nicht dem Geigenspiel, oder irgend einer mir bekannten menschlichen Musik nachgeäfft, sondern das Fremdeste, Unerhörteste von der Welt, wie's etwa bei einem nächtlich brausenden Orcan auf einsamer Klippe, oder in einem fiebernd märchenhaften Traum in eines Menschen Sinn aufsteigen könnte. Eine Weile sang er so in wachsender Aufregung fort. Dann währte es einem der rauchenden Zigeuner zu lange, er richtete sich auf und rief ihn an. Alsbald verstummte der Affe; doch, wie es schien, widerwillig, nur aus Furcht. Er sank wieder in sich zusammen, und blickte mit einem wahrhaft menschlichen Ausdruck von Melancholie in den sinkenden Mond.

Dies Alles überraschte mich, wie man sich denken wird; doch nicht so, daß es mich schon um alle Fassung gebracht hätte. Ich wußte aus meinen Büchern, daß auch Affen Tabak rauchen lernen, wie sie sich gern für unsere Getränke begeistern; ich hatte von einer singenden Affenart gelesen und daß man ihren Gesang sogar auf Noten gebracht. Nur dieser Reichthum an menschengleichen Geberden, dieser aufrechte Gang, dieser ergreifende Trübsinn — wie eines Gefangenen, oder Verbannten, oder Verzauberten — dies verwirrte mich. Es nahm mich Wunder, daß die Zigeuner über das Alles nicht zu erstaunen schienen. War es nun die Gewohnheit, oder stumpfsinnige Gedankenlosigkeit — das Benehmen dieses Geschöpfes befremdete sie offenbar so wenig, wie das des am Strick zerrenden Bären oder des „Ha!" rufenden Affen. Ja, was mich am meisten in Erstaunen setzte: als nun das für mich Ueberraschendste geschah, als das räthselhafte Wesen am Boden hin bis zu der jungen Frau schlich, die noch still neben dem schlafenden Kinde saß, und nicht mit äffischer Begehrlichkeit, sondern mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Sehnsucht, Unterwürfigkeit und Bekümmerniß ihr in die Augen sah, wie ein Verliebter, den man nicht erhört; dann etwas kühner werdend ihre Hände, ihre Kniee, ihr Gesicht zu streicheln wagte und in ähnlichem Ton, wie vorhin bei dem Gesang, als spräche er mit ihr, seine Gefühle

laut erschallen ließ: so nahm die junge Frau das Alles hin, als sei es das Natürlichste von der Welt, lachte nur, und zeigte ihm neckisch die weißen Zähne. Er wollte sie küssen; jetzt stieß sie ihn zurück. Der Geiger von vorhin, dessen Frau sie sein mochte, stand auf, setzte sich zu ihr und zog sie in seine Arme. Sowie der Andere dies sah, brach es in ihm aus. Mit einer Leidenschaft, die mich entsetzte, sprang er vorwärts, auf den Zigeuner zu, und die Kopfhaut runzelnd, die Eckzähne entblößend, mit vorgestreckten Armen schien er ihn zum Kampf zu fordern, bereit, ihn zu zerreißen. Ein Geheul, das mir im Mark erzitterte, rang sich ihm aus der Kehle. Die junge Frau schrie auf. Doch ehe noch der Bedrohte sich zur Wehre setzte, war einer der anderen Zigeuner aufgesprungen und traf den Menschen-Affen — oder Affen-Menschen — mit einem so gewaltigen Faustschlag in den Nacken, daß er zusammenstürzte. Sogleich sprangen auch die anderen hinzu die Schläge regneten von allen Seiten auf den Elenden nieder. Endlich lag er stöhnend und fast besinnungslos da. Man ließ ihn liegen, und wie auf Verabredung kümmerte sich Keiner mehr um ihn; die Männer wie die Frauen fielen, als wäre nichts geschehen, in ihre asiatische Gleichgiltigkeit zurück. Als das unglückliche Geschöpf wieder zu sich kam, hörte ich ein Wimmern und Schluchzen wie von einem Kind. Sich ein wenig aufrichtend, fing er auf wahrhaft menschliche Art zu weinen an. Ich bekenne, nie hatte mich das Weinen von irgend Einem Meinesgleichen so gerührt. Ich stand betroffen und horchte. Endlich nahm eine schmerzliche und widrige Empfindung so sehr in mir überhand, daß sie mich hinwegtrieb. Ich ging still vorüber; und in ein traumhaftes allgemeines Welt- und Wehgefühl versunken setzte ich meine Wanderung in's Dorf und bis zur Herberge fort.

Als ich am andern Morgen aus tiefem Schlaf erwachte, stand mir das ganze Erlebniß dieser Mondscheinnacht sogleich wieder vor den Augen; doch ich muß gestehen, mit der Gedankenlosigkeit der Jugend, die von Eindruck zu Eindruck weiterflattert, nahm ich es als eine der vielen Seltsamkeiten dieses Lebens hin, und begab mich, so recht in den Tag hinein, von Neuem auf den Weg. Die Sonne blitzte und brannte wieder wie gestern; doch ein Gewitter stieg auf. Ich sah es wachsen, machte mich auf eine tüchtige Durchnässung gefaßt und ging rüstig fort. Als die ersten großen Regentropfen fielen und über den geschwärzten Himmel ein fast beständiges Grollen und Rollen zog, kam ich eben durch einen Hohlweg auf die Höhe hinauf und sah nun die Zigeunertruppe vor mir, die auf derselben Straße in's Gebirge hineinstieg. Voran der älteste der Männer, der einen der Bären am Strick neben sich führte; das Aeffchen auf dem Arm, folgte ihm der Knabe; dann die junge Frau, der das Kind in einer breiten Schlinge über den Rücken hing. Das Mädchen, mit ihrem wilden Stecken, trieb die beladenen Pferdchen vor sich her; die anderen Männer, mit dem zweiten Bären und jenem seltsamen Geschöpf, das an seinem stützenden Ast aufrecht dahinwandelte, schlossen den sonderbaren Zug. So marschirten sie langsam, und ohne

ein Wort zu sprechen, in das Unwetter hinein. Ich dachte an das unerfreuliche Schicksal dieser ruhelosen Menschen, und vergaß darüber den Regen, der mir selber das Gesicht zu peitschen anfing. Auf einmal blendete mich ein so heftiger Blitz, daß ich unwillkürlich stehen blieb. Ich sah den Menschenaffen in sichtbarer Verstörung dasselbe thun; er begann zu zittern, wie ich bemerken konnte, und starrte voll Unruhe zum Gewölk hinauf. Der prasselnde Donner nahm ihm vollends die Fassung. Als ob irgend ein böser Geist da oben aus den Wolken herunterriefe, hob er die beiden Arme wie abwehrend auf, ließ darüber seinen Ast zu Boden fallen, warf sich dann selber hin. Ja er legte die braunen Hände aneinander, wie wenn er um Schonung flehte, und senkte den Kopf, wie Einer, der in furchtsamer Unterwerfung sein Schicksal über sich ergehen läßt. Der Zigeuner, der ihm folgte, stieß ihn mit dem Fuß. „Steh' auf!" schien er zu sagen. Doch das Geschöpf blieb liegen. Ein heftigerer Fußtritt folgte. Alsbald hob es den Kopf, doch nur um seinem Peiniger mit einem Blick voll Haß in die Augen zu sehen. Dann warf es sich, bei einem neuen flammenden Blitz und unmittelbar danach knatternden Donnerschlag, mit dem ganzen Gesicht auf den Boden hin. „Steh auf!" riefen die Männer von allen Seiten. Der Zornigste unter ihnen nahm dem Mädchen den Stecken aus der Hand und ließ ihn schwer auf den Menschenaffen niederfallen. Sowie er das verspürte, stieß er einen Schrei aus, mit so durchdringender Kraft, daß es rings von den nahen Felsen schauerlich wiederhallte. Im nächsten Augenblick sprang er auf die Kniee, und da er sich hart an einem Abhang sah, der an der Straße in die Tiefe stürzte, lief er auf allen Vieren mit unglaublicher Behendigkeit bis an dessen Rand und ließ sich, schneller als ich es sagen kann, hinunterrollen.

Die Zigeuner riefen und schrieen; man lief hinterdrein, sah ihm nach; in dem dichten Gebüsch, das den Abhang unten überdeckte, war er schon völlig verschwunden. Der Knabe, zwei der Männer wollten sich ihm nach in die Tiefe werfen. Doch eben jetzt brach das Unwetter mit so furchtbarer Heftigkeit los, ein solcher Wolkenbruch schüttete sich aus, daß sie in Verwirrung stehen blieben. Die junge Frau schrie auf und deutete auf das Kind und auf eine Hütte, die hundert Schritte vorwärts nahe am Wege stand. Der Führer des Trupps nickte ihr zu, winkte und rief den Andern, und eilte mit seinem Bären, mit Weib und Kind zu dieser Hütte voraus. Nun gehorchten die Anderen, wenn auch mit einigem Zögern, und liefen ihm nach. In zwei Minuten war die ganze Gesellschaft meinen Augen entschwunden. Mir fiel eine Art von vortretender Höhle ein, die ich vorhin in den Felsen des Hohlwegs gesehen hatte; schnell machte ich Kehrt und suchte dort meinen Schutz. Von wüthendem Sturmwind verfolgt, der den Hohlweg hinab wie ein heulender, wilder Geist hinter mir herjagte, erreichte ich die Höhle, schon bis auf's Hemde durchnäßt. Ganz still saß ich nun da, wohlgeschirmt, während das ganze Himmelsgewölbe zu zerschmelzen schien und die Donnerschläge, wie Wuthanfälle eines fort und fort aufflackernden Feuer-

teufels, über meinem Felsendach dahinrasten; ein fast noch wilderer schien im Echo zu antworten.

Wie lange diese unfreiwillige, geräuschvolle Ruhe währte, wüßt' ich nicht mehr zu sagen; ich weiß nur, daß ich Zeit genug hatte, über das hülflose Elend des entflohenen Räthselwesens nachzudenken. Wo hat er Schutz gefunden vor dem „bösen Geist?" Wo wird er ihn morgen, übermorgen finden? Wird er zurückkehren zu seinen Herren? Und was ist er, und wie soll man ihn nennen und begreifen? — — Der Tumult der Elemente ließ endlich nach, und statt über Räthsel zu grübeln, fing ich an, das auffallend malerische Stück des Hohlwegs, das ich überblicken konnte, nachzuzeichnen, denn ich habe diese Kunst, der ich als weiser Mann entsagte, als thörichter Jüngling betrieben. Ich holte, da mir mein Gegenstand mehr und mehr gefiel, meine Pastellstifte hervor — auch mit diesen Waffen verfolgte ich die Natur — und suchte den Hohlweg coloristisch zu fassen. Es war längst wieder klarer, sonniger Tag geworden; ich saß und malte. Bis über die Ohren vertieft — denn ich hörte nichts, ich war nur Auge — fuhr ich auf einmal zusammen, als ein sonderbares „Ha!" hinter mir ertönte. Ich sah mich um. Der braune Flüchtling stand hinter meinem Rücken, vorgebeugt, und glotzte mir auf's Papier.

Es entfuhr mir selber ein „Ha!" Der Anblick dieses Geschöpfs, dessen Haare überall von Regen trieften, das vor Kälte zitterte, dessen graue Augen gleichwol mit der verwundertsten Neugier auf meine Arbeit, meine Finger, meine Farben starrten, war mir in diesem Augenblick überraschender als je. „Wie kommst Du hierher?" fragte ich unwillkürlich. Er lächelte mir zu und wiederholte meine Worte: „Wie kommst Du hierher?" Seine Miene zeigte, daß er sie nicht verstand; doch daß es ihm ein Vergnügen, eine Art von Selbstgenuß war, sie nachzusprechen. Ich erschrak fast vor Staunen. „Kannst Du sprechen, Du?" fragte ich. Er wiederholte das „Du" und lächelte mich wieder an. Es überkam mich ein Grauen. „Wer bist Du? Was ist mit Dir?" trat mir auf die Lippen. Dann wieder voll Mitleid, da ich ihn so hülflos zittern sah: „Wer bist Du, armes, räthselhaftes Geschöpf?" — Er antwortete durch ein trauriges, gefühlvolles Gesicht, das offenbar den Ausdruck wiedergab, den er auf meinem sah. Ich ließ meine Augen über seine triefenden Glieder gleiten. Diesen Blick verstand er; denn sogleich hob er seinen Kopf, deutete zum Himmel hinauf, wie auf den unsichtbaren Feind, der diese Regenwolke auf ihn herabgeschüttet. Ein wildes Mißtrauen, eine finstere Unterwürfigkeit erschien wieder auf seinem ausdrucksvollen Gesicht. Ich fühlte mein Mitleid wachsen. „Nimm!" sagte ich und reichte ihm ein Stück Brod, das ich für einen Anfall von einsamem Hunger in die Tasche gesteckt hatte, und zog einen Staubkittel aus meinem Ranzen hervor und begann ihn damit abzureiben. Er saß still da, ließ es mit sich geschehen; zerbiß das Brod mit seinen scharfen Zähnen, aß und blickte mich von Zeit zu Zeit mit unaussprechlicher Dankbarkeit an. Es überkam mich endlich, daß ich ihn streichelte. Vor Vergnügen lächelnd,

drückte er sein Gesicht gegen meine Hand. „Ich will doch versuchen, ob ich Dich sprechen lehre", sagte ich zu ihm; und ihm so nachdrücklich wie möglich, doch mit Freundlichkeit in die Augen blickend, dann auf mich selber deutend, theilte ich ihm mit, daß ich ein „Mensch" sei. „Mensch!" wiederholte er. Dann deutete ich auf ihn. „Räthsel", sagte ich. Er wiederholte auch das. Ich that Beides von Neuem, that es wieder und wieder; er war, mit wachsendem Vergnügen, eben so unermüdlich, die Worte zu wiederholen und meinen Augen, meinem Finger zu folgen. So saßen wir, der Himmel weiß wie lange, in unserer Höhle da. Ich lehrte, er lernte. Es war kein Zweifel, daß er mich, wenn auch mit Mühe, begriff. Nie in meinem Leben war mir so märchenhaft, wie an diesem Morgen, zu Muth. Endlich stand ich auf, packte meine Siebensachen zusammen, und nach der Höhe deutend, auf der ich vorhin seine Flucht mit angesehen, winkte ich ihm, mir zu folgen.

Er blieb stehen und machte eine heftig abwehrende Geberde mit der Hand. „Willst Du nicht zurück zu Deinen Zigeunern?" fragte ich und versuchte ihre Stimme und Rufe nachzuahmen. Sowie er das hörte, schüttelte er sich, wie vom äußersten Abscheu ergriffen. Er fletschte die Zähne gegen die Anhöhe hinauf; ergriff dann meinen Arm, meine Hände, und flehte mich durch ein lebhaftes Geberdenspiel an, nach der andern Seite, den Weg hinunter zu gehen. „Gut!" sagte ich, nach der Art der Jugend schnell entschlossen, mehr zu mir als zu ihm, „gut, wir bleiben beisammen! Räthsel, komm! Du sollst nicht, wie irgend eine unverstandene Keilschrift, verloren gehen; ich behalte Dich, ich verlasse Dich nicht. Komm, folge mir nach!" — Ich sagte das und ging, den Hohlweg hinunter, voran. Mit einem Ausbruch der Freude, der mich in all' meinem Jugendübermuth erschütterte, stürzte er mir nach. Er schrie, er lallte, er sang. Er streichelte mit heftigen Bewegungen meine Arme, meine Schultern, bis ich mich endlich losriß. So wanderten wir denn die Straße zurück, einem Kreuzweg zu, wo sich rechts ein mir von früher bekanntes ödes Seitenthal aufthat; dort bog ich ein und zog mit meinem wundersamen Gefährten in die Wildniß hinaus.

Ich muß hier nämlich ein Bekenntniß machen: was mich so leicht und schnell zur Umkehr bewog, war nicht die Großmuth allein. Der kleine Bursche mit den bekannten Pfeilen, der sich in Alles mengt, war auch hier im Spiel. Hinter jenem öden Seitenthal, mitten im Gebirg, in Eichendorf'scher Romantik, lag ein Landhaus, das einer meiner reichen, jungen Freunde bewohnte; dieser Freund hatte eine etwas ältere Schwester, und in diese Schwester war ich verliebt. Doch um mich von Gefühlen loszureißen, die mir hoffnungslos schienen, hatte ich am Morgen voll Heroismus beschlossen, an dem gefährlichen Seitenthal vorbei und einsam weiter zu ziehen. Jetzt, um Mittag, schien mir das Schicksal selber zuzurufen: „Kehre um!" — und mit demselben Heroismus (wie ich mir sagte) kehrte ich um. Es fiel mir nicht ein, daß dieser sonderbare zweite Gast dort unwillkommen sein könnte; vielmehr schmeichelte es meinem Selbstgefühl, so phantastisch mit einem so geheimnißvollen Schützling

aufzutreten. Ich benutzte den weiten Weg — oft rastend, weil seine ungeschickten Füße leicht ermüdeten — ihn für die menschliche Gesellschaft etwas herzurichten, seine begonnene Erziehung fortzusetzen. Ich stellte mit einigen Stücken aus der kleinen Garderobe in meinem Ranzen ein ziemlich abenteuerliches Nothgewand für ihn her, das er zuerst mit geborsamer Resignation über sich ergehen ließ, bald aber mit vielem Stolz und höchstem Vergnügen trug. Ich lehrte ihn ein Wort nach dem andern, suchte ihm die schwere Zunge zu lösen; seine rastlose, bewegliche, äffisch-kindliche Neugier kam mir entgegen, mehr als ich vermuthet hatte, mehr als ich sagen kann.

Nachdem er die ersten, schwersten Hindernisse besiegt hatte, fing er mir jeden Wunsch von den Augen, jedes Wort von den Lippen weg. Ich dachte im Stillen an meine Geliebte und sang; er hörte mit Bewunderung zu; dann ahmte er auch das mit seiner rauhen', heulenden Stimme nach. Von Zeit zu Zeit wiederholte er mit einer Art von wilder Freude, daß ich der „Mensch", er das „Räthsel" sei. Ich nickte, lächelte, rief ihn bei diesem Namen, und hätte ihm — so schnell wächst die Gewohnheit — schon am Abend keinen andern mehr zu geben gewußt. So zogen wir, mit hundert angenehmen Unterbrechungen, fürbaß, das seltsamste Paar von der Welt; er meinen Ranzen tragend, glücklich, mir zu dienen, ich in dem würdevollen Gefühl, sein Herr und Meister zu sein, und zwischen wissenschaftlicher Verwunderung und romantischer Märchenfreude dahindämmernd, wie es in jener Jugendzeit meine Art war — mein Gott, ich war noch ein Kind.

An diesem Abend erreichten wir nicht ganz das Ende des Thals; keine menschliche Wohnung zeigte sich weit und breit. Mir war es recht: in dieser Gesellschaft, und bei der mild und warm herabsinkenden Nacht, schien es mir romantischer und würdiger, unter ein paar riesenhaften Lärchen zu übernachten. Erst gegen Sonnenuntergang des zweiten Tages — der arme Räthsel mit einem wunden und einem hinkenden Fuß, nachdem er unterwegs mehrmals auf Bäume kletternd ausgerastet hatte — gelangten wir bis an das Haus auf der Höhe, auf das die Magnetnadel in meinem Herzen wies. Mein Freund und seine Schwester waren allein, saßen auf der romantischen, überwachsenen Terrasse, von der man die Sonne hinter dem wilden Waldgebirg versinken sah. Sie empfingen mich mit Freude; mein Freund in seiner trockenen, schweigsamen Einsiedlerart, Aurelie mit ihrer herzberückenden Koketterie und in der eleganten Halbtrauer — da sie verwittwet war — und dieser gefährlichen zweiten Blüthe, die weiß, was sie will, bezaubernder als je. Als ich bei tiefer Nacht die Terrasse verließ und mit „Räthsel" und dem Freund, der uns das Geleite gab, in mein Schlafzimmer hinaufstieg, fühlte ich mich denn auch mehr als je verliebt. „Rudolf!" sagte ich, „wie hab' ich so lange ohne euch leben können!"

Er lächelte stumm; warf dann einen Blick auf meinen Reisegefährten, den er bis dahin zu meiner stillen Verwunderung kaum beachtet hatte, und fragte etwas ironisch:

„Uebrigens, was für eine unbekannte Species von Menschen oder Affen hast Du Phantast Dir da mitgebracht?“

„Nimm Dich in Acht, was Du sagst“, antwortete ich lächelnd, „er versteht mehr von Deiner Menschensprache, als Du glaubst.“

„Nun, mag er verstehen, was er will! Du wirst nicht hoffen, mein Lieber, mir zu imponiren; Du weißt, das Verwundern hab' ich mir abgewöhnt! — Aber Aurelie hat mir vorhin gestanden, daß dieses Geschöpf ihr widerwärtig, ihr unheimlich ist. Der interessante Afrikaner — oder was er sein mag — hat sie obendrein mit verliebten Blicken angesehen; wie jener Cynocephalus des Cuvier, der seine Affenaugen mit Vorliebe auf die Töchter der Menschen warf und ihnen zumuthete, seine Huldigungen anzunehmen.“

Ich sah Räthsel an, der offenbar mit Anstrengung horchte, ohne zu verstehen, und erzählte halblaut, was ich mit ihm erlebt hatte. Mein Freund Rudolf hörte mir mit seinem ironischen, ungläubigen Lächeln zu. Endlich sagte ich etwas gereizt: „Was ich gesehen, gehört, in allen meinen Sinnen gefühlt habe, lächelst Du mir nicht weg. Mit Deinem weltverachtenden nil admirari vor so einem Wunder Dir die Augen verbinden, heißt doch wol nicht, es erledigen! Ich kann das Geschöpf da nicht ansehen, ohne mit stillem Grauen bei mir zu denken —“

„Was, du Mystiker?“ fragte mein Freund mit trockenem Gesicht.

„Ich bitte Dich, lache im Voraus über Das, was ich sagen will. Ich kann es nicht mehr ansehen, ohne bei mir zu denken, daß dieses Wesen, das Du einen Affen nennst, unser Stammvater ist — ja, lache nur zu. Daß durch irgend ein Mysterium, das ich nicht begreife, der erste Mensch — in dieser lebendig umhergehenden Gestalt —“

Freund Rudolf brachte mich durch einen Blick zum Schweigen, in dem aller Sarkasmus seiner ätzenden Art zu denken sich gesammelt hatte. Er trat auf mich zu und fühlte meinen Puls. „Und hast doch heute Abend so wenig getrunken!“ war Alles, was er sagte. Darauf wünschte er mir, und ironisch auch dem „ersten Menschen“, gute Nacht, sprach noch ein paar Worte in der Thür, was man etwa am andern Morgen in dieser Weltabgeschiedenheit unternehmen könnte, und ging hinaus.

Ich versuchte — nachdem ich mich entkleidet und den kleinen Verdruß über Rudolf's Benehmen mir hinweggepfiffen hatte — schleunigst einzuschlafen; doch die angeregten Gedanken ließen mir noch nicht Ruhe. Mich schmerzte und kränkte es, daß mein wunderbarer Trabant der Geliebten zuwider war. Mein Trotz erwachte; ich beschloß nun um so weniger von ihm zu lassen, und meinem Freunde zu zeigen, daß ich an diesem Wunder ein noch größeres Wunder der Erziehung zu vollbringen vermöge. Ich hatte die Lichter gelöscht, aber der sinkende Mond schien durch die wildumrankten Fenster herein. Bei seinem Licht konnte ich vom Bett aus ein Portrait meiner Liebsten betrachten, das an der gothisch vertäfelten Wand gegenüber hing und mir mit Koketterie zuzulächeln schien. Ich unterhielt mich in Gedanken mit ihr, widersprach ihr, redete

in sie hinein, öffnete ihr mein zärtliches Herz; bis ich plötzlich bemerkte, daß Räthsel sich von seiner improvisirten Lagerstatt im andern Winkel erhoben, eben diesem Bildniß genähert hatte und mit einem wechselnden Ausdruck von Furcht, Staunen, Neugier, Verlangen unabläßig hinaufsah. Der Mondschein fiel seitwärts auf sein Gesicht, das mir seltsamer Weise nicht mehr so braun wie im Anfang, sondern gelblicher, gelichteter, etwas menschlicher schien; doch die Beleuchtung mochte mich täuschen. Er fing endlich sacht zu lallen oder zu kichern, undeutlich zu sprechen an. Es war sichtbar, daß sein wie aus dem Schlaf erwachendes Gehirn die Aehnlichkeit dieser gemalten Schönen mit jener lebendigen erkannte. Die schreckhafte Verwunderung darüber öffnete ihm die Lippen. Seine Zähne blitzten. Er wiegte den Kopf hin und her. Er stieg auf einen Stuhl, der unter dem Bilde stand, näherte scheu und sich windend seinen Kopf, seine langen Arme, bis er sich ein Herz faßte, die nackten Schultern, das Gesicht dieses unheimlichen Ebenbildes zu betasten. Erschreckt, enttäuscht zog er die Hand zurück. Er stieß ein „Ha!" hervor, das mir über die Haut lief. Dann, da er sah, daß sich das Bild nicht rührte und doch fortfuhr, ihn freundlich anzublicken, lächelte er über das ganze Gesicht. Er rundete die Lippen und brachte das Wort „Aurelie!" hervor. „Aurelie!" wiederholte er dann mit wachsender Freude. Wie mir das Wort aus diesem Munde klang, kann ich nicht sagen. Es ward mir ganz und gar wundersam, unglaubwürdig zu Muth. „Wer ist dieses Wesen?" fragte ich mich im Herzen. Endlich, da er den geliebten Namen wie ein Verrückter immer und immer zu wiederholen fortfuhr, hielt ich's nicht mehr aus. „Räthsel!" rief ich ihn an.

Er fuhr heftig zusammen.

„Leg' Dich nieder und schlafe!" sagte ich mit Nachdruck.

Er verstand mich sogleich. Ein widerwilliger, feindseliger Blick schoß ihm aus den Augen und zu mir herüber. Doch im nächsten Augenblick zog er sich demüthig in sich zusammen und eben so demüthig auf sein Lager zurück. Ich hörte ihn einmal leise stöhnen, dann ward er still und schlief ein, und ich that desgleichen.

Der Morgen kam, der Tag, das Leben; die Stunden lüfteten ihre leichten Sommerflügel und flogen dahin. In dieser Waldeinsamkeit, zwischen den uralten Bergen mit ihren uralten Bäumen lebten wir romantisch und idyllisch drauf los, wie Natur, Jahreszeit und Jugend es gab; Aurelien's lange Locken flatterten im Winde, wie Netze, in denen man junge Schwärmer fängt, und sie flatterten siegesgewiß an's Ziel. Es hatte sich Anfangs eine leise Verstimmung zwischen uns aufgerichtet, Aurelie hielt sich mehr zum Bruder, so unähnlich er ihr war, ich aus Trotz zum „Räthsel", immer lehrend und meisternd; doch nur zu bald schlug es um. Während Rudolf, der menschenscheue Skeptiker, sich aus erwachendem wissenschaftlichem Interesse mit Räthsel zu schaffen machte, fing ich an, von der Dame meines Herzens unzertrennlich zu werden. Ihre seltsame Romantik, ihre abenteuerlichen Neigungen, ihre leichte Denkart bezauberten mich mehr und mehr, weil sie bei ihr für

mich sprachen. Sie führte mich, den unerfahrenen Verliebten, wie mit verbundenen Augen in einem Labyrinth von Gefühlen, Launen, schmeichelnden Versagungen und unklaren Verheißungen herum. Indem ich so selig-unzufrieden weiter tappte, ward mir ganz unmerklich mein sonderbarer Kamerad erst gleichgiltig, dann zur Last. Ich schämte mich vor Aurelien — ohne recht zu wissen, warum — wenn Räthsel etwa plötzlich in einem Baum, auf einem Dache saß und in seiner tollen, gefühlvoll gellenden Art auf uns herunterfang; oder wenn er mit seiner rastlosen Neugier hunderttausend Kinderfragen über mich ausschüttete und Aurelie unerwartet aus irgend einem Buschversteck spöttisch lachend hervortrat. Oder wenn ihn gar die zärtliche Leidenschaft übermannte und ein phantastischer, unsinniger Ausbruch seiner Gefühle erfolgte, bis Aurelie, angewidert, ihn zur Thür hinausjagte. Ihre Gedankenlosigkeit befremdete mich; sie schien das Unerklärliche, Märchenhafte an ihm gar nicht zu sehen; er mißfiel ihr nur. Es war mir unbegreiflich, daß sie überhaupt Alles auf dieser Welt so nahm, wie es sich gab, ohne sich je zu verwundern; wie wenn dies Alles ein Märchen sei. Ja, es war mir unbegreiflich; doch eben das reizte mich. Sie war mir auch ein Wunder, und das unlösbarste von allen, und ich dachte: „Hundert Jahre könnt' ich so neben ihr hin leben; einmal werd' ich's doch lösen!"

Wie lange dieser Zustand dauerte — fragen Sie nicht, ob ich das noch weiß. Eines Abends — nachdem ein langes Gewitter sich entladen, doch eine unleidliche, sehnsuchtsvolle Schwüle in mir zurückgelassen hatte — sah ich mich mit Aurelien in einer Laube neben der großen alten Heidenlinde allein, warf mich auf einmal in fassungsloser Unruhe ihr zu Füßen und öffnete mir die Brust. „Was wollen Sie?" sagte sie, ohne sich zu rühren. „Aurelie!" rief ich, „nehmen Sie Ihr silbernes Taschenmesser und stoßen Sie mir's in's Herz; oder nehmen Sie mich in Ihre Arme und haben Sie mich lieb; so, wie es ist, kann ich nicht mehr leben!" — „Sie sind ein Kind", sagte sie und lächelte mir mit ihrer bezaubernden, empörenden Ruhe in's Gesicht. „Wollen Sie nicht die Güte haben, wieder aufzustehen?" — Ich schüttelte den Kopf. „Nein, ich stehe nicht auf. Ich werde nichts von alledem hören, was Sie mir noch sagen. Alles ist mir gleich, wenn Sie mich nicht lieben. Aurelie! Was soll ich thun — sagen Sie mir doch um des Himmels willen, was soll ich thun, damit Sie mich lieben, damit Sie mich nicht toll, damit Sie mich glücklich machen?"

Sie schwieg noch eine Weile und ließ mich liegen. Endlich sagte sie: „Ich bin eine Närrin, wenn ich so schwach gegen Sie werde, so zukunftslos, wie das Alles ist; — doch unter Einer Bedingung! Dieses unholde, unheimliche Geschöpf kann ich nicht mehr ertragen; Sie müssen mir's zum Opfer bringen; hören Sie wol. Es muß mir aus der Luft. Sie geben es an ein Museum, in den Zoologischen Garten, an irgend einen Menschen; gleichviel. Wenn Sie das nicht wollen — nun, so stehen Sie auf und gehen Sie fort."

„Ob ich will?" sagte ich, ohne mich zu besinnen. All' meine Wil-

lenskraft lag der schönen Frau mit mir zu Füßen. „Sagen Sie nur, was ich thun soll, Aurelie, und ich werde es thun! Ja, ich werde es thun. Morgen früh sollen Sie ihn nicht mehr sehen; morgen früh ist er fort."

„Ein Mann, ein Wort!" sagte die Sirene, das „Mann" muthwillig betonend. Ich sprang auf und zog sie in meine Arme. Sie ließ es geschehen. Ich hätte in diesem Augenblick meinen Bruder, meinen Vater an ein Museum verkauft, wenn sie's gefordert hätte. Vor Uebermaß der Freude ward mir's schwarz vor den Augen. Vielleicht wär' ich in ihren Armen hingestürzt, — wenn nicht ein gellender Schrei mich plötzlich aufgeweckt hätte.

Es war Räthsel's Stimme; sie kam aus der Linde über uns herab. Ein Schrei der Wuth, des Schmerzes, von so jäher Gewalt, daß das Herz mir stillstand; so elementar, wie wenn die Natur selber aufgeschrieen hätte. Aurelie schüttelte sich. Sie riß sich von mir los, und ohne ein Wort zu sagen, stürzte sie davon. „Aurelie!" rief ich ihr nach. Sie hörte mich nicht. Dagegen über mir knatterte es in den Zweigen; dann ein dumpfer Fall. Ich, selber ganz Wuth, stürme hervor. Ich sehe Aurelie zur Terrasse hinaufflichen, will ihr nach, bleibe wieder stehen, um mich an diesem Feind meines Glücks zu rächen. Ich werfe meine Augen umher, doch ich sehe nichts. Weder im Baum, noch am Boden. Das dichte Gebüsch in der nächsten Nähe hält ihn vielleicht versteckt. Ich dringe hinein, ich rufe. Bald hier, bald da äfft mich ein Geräusch, glaub' ich ein Glied, ein Gewandstück von ihm zu sehen. Alles Täuschung. Mit Affengewandtheit muß er entronnen sein. Ohnehin wird es Nacht. Verstört, verwildert kehr' ich endlich in's Haus zurück, wo mich Freund Rudolf im Terrassenzimmer, in seinem philosophischen Schmollwinkel, empfing.

„Was habt Ihr gehabt?" fragte er mit seiner trockenen Ruhe. „Aurelie ist auf ihr Zimmer geflohen, will mit ihren „Nervenschmerzen" allein sein, wie sie sagt, und wünscht uns gute Nacht."

Ich antwortete nichts, als irgend ein ungeschicktes, bedauerndes Wort. Wir aßen zu Nacht; ich saß ihm in der gothischen „Halle" stumm gegenüber.

Räthsel ließ sich nicht sehen. „Das ist ein wundersames Naturproduct!" sagte Rudolf endlich. „Es steckt ein wissenschaftliches Geheimniß in ihm, das man lösen muß. Ich studire an ihm Psychologie, Philosophie, Geschichte, Alles. Er lernt sprechen, schreiben, denken, tanzen, zeichnen, Alles! Mit Einem Wort, wir lernen viel von einander. Soll ich Dir noch etwas sagen? Er verwandelt sich. Mir ist zuweilen — lache nicht — wie wenn er Dir ähnlich werden wollte. So ganz von Weitem, nur so ahnungsweise; wie ein erster Versuch von Dir. Kränkt Dich das? Nein, ich hoffe nicht. Ein Philosoph kränkt sich über nichts! — Doch wer das Alles gedacht hätte, als dieses Miraculum an jenem Mondscheinabend mit Dir heraufhinkte!"

Ich antwortete nichts. Es war, als ob mein vorhin maßlos wo-

gendes Gehirn wie eine Welle plötzlich im Nachtfrost erstarrt wäre; oder versteinert wie jene Niobe in ihrem Schmerz. Ich spielte eine unsäglich traurige, alberne Figur. So verging die Zeit, bis wir uns trennten. Als ich endlich oben in mein Zimmer trat, überraschte mich Räthsel's Anblick. Er saß, scheinbar ohne Furcht und ohne Wuth, überhaupt ohne sich zu regen, auf einem Stuhl neben meinem Bett und hatte die Augen am Boden. Mir fiel plötzlich auf, wie sehr er sich in der That verändert hatte, seit ich ihn Rudolf überlassen und meine Gedanken von ihm abgewandt. Seine Körperhaltung, sein Ausdruck hatten sich vergeistigt; doch, wie mir schien, nicht nur das: auch seine Formen mußten etwas erlebt haben. So sehr sich Alles in mir sträubte, es für wahr zu halten: seine Kinnbacken, seine Zähne waren mäßiger geworden, seine Gehirnhöhle hatte sich gestreckt, seine Stirn gehoben. Die häßlichen Haare auf den Backen, auf den Händen mußten zum Theil hinweggeschwunden sein, sie fielen mir nicht mehr in's Auge. Mich überlief's. Statt meinen Ingrimm gegen ihn zu entladen, stand ich schaudernd da. „Räthsel!" sagte ich, als ich mich nach einer Weile gefaßt hatte. Er blickte zu mir auf, und nun sah ich die verhaltene, röthliche Wuth in seinen Augen.

„Was wolltest Du auf dem Baum? Wer bist Du, Geschöpf, daß Du Dich auf jede Weise in mein Leben drängst? — Doch ich will nicht weiter mit Dir rechten; wir haben nichts mehr mit einander gemein. Morgen, bei Tagesanbruch, führ' ich Dich hinweg. Ein anderer Herr wird sich für Dich finden. Hier ist nicht Dein Platz!"

Er schien sehr gut zu verstehen, was ich sagte. Die rollenden Augen, das hastige Beißen auf der Unterlippe antworteten mir, ohne daß er sprach. „Du wirst heute nicht in Deinem Winkel übernachten", setzte ich hinzu; „geh' hinaus auf den Vorplatz. Für diese Nacht wünsch' ich Deine Gesellschaft nicht mehr!" — Ich öffnete ihm die Thür. Er saß noch still, aber ein Zittern ging ihm über den ganzen Leib. Offenbar vor Wuth; denn bereit, gegen mich aufzuspringen, doch von Furcht gefesselt, biß er sich im Uebermaß der Leidenschaft in den Arm. Mich faßte ein Abscheu vor dieser ganzen Erscheinung, den ich nicht schildern kann. „Hinaus!" sagte ich außer mir. „Bestie, hinaus!"

Mit einem dumpfen Murren stand er nun wirklich auf. Er ging gegen die Thür, wollte an mir vorbei; doch plötzlich den Kopf heftig hin und her schüttelnd, blieb er stehen. „Nein!" sagte er und deutete auf Aurelien's Bild mit der braunen Hand. „Die ist nicht Dein. Mit mir kämpfen! Mit mir kämpfen! Mit mir kämpfen!" — Statt weiter zu reden, sprang er mir an den Hals. Er warf die ganze Gewalt seines Körpers gegen mich, daß ich taumelte; umklammerte mich mit den langen Armen, biß in meine Brust, und wie ein unterirdisches Grunsen rollte es ihm zwischen den Zähnen hervor. Ich gestehe, es war ein Entsetzen in mir, das mich übermannte. Ehe ich Kraft gewann, festzustehen und ihn zu umfassen, drückte er mich in die Kniee nieder; mein Kopf sank zurück, der Körper dieses furchtbaren Geschöpfes stürzte über mich

hin. Ich fühlte seinen glühenden Athem mir über die Augen wehen, sah seine aufgerissenen weißen Sterne über den meinen. Die wüthende Qual an meinem Hals, den er nun mit beiden Händen umschnürte, entfesselte endlich meine Lebensgeister, ehe es zu spät war. Ich stieß ihn mit den Knieen zurück; was ich dann weiter that, weiß ich nicht mehr — plötzlich war ich frei. Ein Kraftgefühl fuhr, wie elektrische Blitze, durch mich hin, wie ich's nie gekannt. Ihn zur Seite schleudernd, seine Arme mit den meinen am Boden anschraubend, ein Knie auf seiner Brust, sah ich ihn nun wehrlos in meiner Gewalt. „Soll ich Dich tödten?" sagt' ich.

Er antwortete nichts.

„Thier! Du über mich herfallen, über Deinen Herrn? Du um ein Weib mit mir kämpfen, wie mit Deinesgleichen?"

Er stöhnte matt und schüttelte den Kopf.

„Willst Du mir nun gehorchen, Du? Willst Du Frieden halten?"

Mit einem scheuen, gleichsam gebrochenen Blick sah er zu mir auf. Mir kam auf einmal — Gott weiß, wie — ein elender, hohläugiger Mensch in den Sinn, den ich vor Jahren gesehen: an dem Gitter vor einer „wunderthätigen" Marienſäule hatte er sich als Büßer in den Schnee gekauert und starrte mit dumpf abergläubischer Andacht zu der Muttergottes empor. Mit denselben Augen starrte Räthsel auf mich. „Mensch! Mensch! Mensch!" lallte seine Zunge, mit einem Ton, als sagte er: „Gott!" zu mir. All' seine Leidenschaft schien in diesem Gefühl der Selbstvernichtung, der sclavischen Unterwerfung aufgelöst. Es kam ihn ein leises Zittern an, dem er sich willig hingab.

„Wirst Du mir nun gehorchen?" fragte ich wieder. „Wirst Du meinen Willen thun?"

Er suchte sichtbar nach Worten. Endlich sagte er langsam: „Du Alles! Ich nichts!"

Ich stand auf, hieß ihn das Gleiche thun. Meine Ruhe, mein fester Blick, das wieder erwachende Mitleid, mit dem ich ihn ansah, schienen seine innere Unterwerfung zu vollenden. Von Zeit zu Zeit wiederholte er, mit einer — wie nenn' ich's — geheimnißvollen, abergläubischen Scheu: „Du Alles! Ich nichts!" — Dann betrachtete er Aurelien's Bild und sagte mir mit Worten und Geberden, ich sei der Herr und sie gehöre nur mir. Die Erinnerung, was ich damals nach seiner Flucht an ihm gethan, seine Dankbarkeit war offenbar wieder erwacht und leuchtete ihm auf's Menschlichste aus den verschönerten Augen. Endlich warf er sich vor mir nieder — wie er's beim Landvolk vor Crucifixen und Heiligen gesehen hatte — und umfaßte meine Füße, meine Kniee.

Ich gestehe, Stolz und Scham mischten sich in mir. „Was willst Du?" fragte ich. — „Bei Dir bleiben! Bei Dir bleiben! Dein sein!" gab er mir zur Antwort.

Seine Stimme, sein Wesen rührten mich über die Maßen. Mein Blick fiel auf Aurelien's Portrait; sie schien spöttisch auf mich und diese ganze Scene herabzulächeln. In mir regte sich der alte Trotz, und zu-

gleich alle beſſeren Gefühle. „Steh' auf!“ ſagte ich. „Du bleibſt bei mir, wenn Du gut biſt. Ich verſtoße Dich nicht. Steh' auf! Doch für heute Nacht ſchläfſt Du draußen vor meiner Thür; ich hab's geſagt und ich will ſehen, wie Du mir gehorchſt!“

Sogleich ſtand er auf. Mit dem Kopfe nickend, ging er gehorſam zur Thür.

„Nimm Dein Lager mit!“ ſagte ich.

Er ſchüttelte den Kopf. „Morgen — wenn ich gut bin!“ antwortete er. „Heute nicht! Heute nicht!“ — Damit ging er hinaus.

Ich ließ ihn gewähren, überraſcht wie ich war. Nur ein herzliches „Gute Nacht!“ rief ich noch hinter ihm her. Er blickte zurück und ſah mich voll Dankbarkeit an; dann — nachdem er mir noch einmal in einem Geſicht voll Ausdruck ſeine ganze ehrfurchtsvolle Hingebung gezeigt — machte er ſacht die Thür hinter ſich zu. Nach einer Weile hört' ich, wie er am Boden ſich ausſtreckte. Leiſe ſchien er zu murmeln, halblaut zu denken, bis er einſchlief. Ich war wunderſam bewegt. Lange lag ich noch wach auf meinem Bette da, die bisherige Geſchichte dieſes „Räthſels“ und alle die unlösbaren Räthſel dieſer Welt bedenkend. Allmälig zerging das in einem ſinnloſen Traum und ich ſchlief ein.

Hätt' ich damals geahnt, wie dieſe abgöttiſche Unterwerfung, dieſes rührende Schickſal enden ſollte! —

Ich weiß nicht, wie es kam: als ich am andern Morgen Aurelie auf der Terraſſe wiederſah, verſtimmt, kühläugig, mit ihrem zerſtreuten, gedankenloſen Lächeln — ward es mir nicht ſchwer, ihr zu ſagen, was zu ſagen ich mir als unmöglich gedacht hatte: ich wolle mit „Räthſel“ fort, wenn er nicht bleiben dürfe; ich ſei bereit, ihr mein Wort zu halten, doch nur auf dieſe Weiſe, anders nicht. Sie ſah mich an und ſchien mich nicht zu verſtehen. Um ihr begreiflich zu werden, erzählte ich ihr die Erlebniſſe dieſer Nacht. Sie ſaß träumeriſch da. Sie unterbrach mich nicht — wie es ſonſt ihre Art war — ſondern mit immer wachſender Aufmerkſamkeit hörte ſie zu.

„Alſo er vergöttert Sie!“ ſagte ſie endlich. „Wie das närriſch — und wie das rührend iſt. Er hat um mich gekämpft; wie mir das gefällt!“

„Soll ich Ihnen etwas ſagen?“ ſetzte ſie hinzu, ſtand auf und lachte. „Ich wollte, er hätte *ſiegreich* mit Ihnen gekämpft und er vergötterte *mich*!“

„Ich kann mich darüber nicht wundern, wie ich Sie kenne“, entgegnete ich mit einem Lächeln, das ich für kalt und überlegen hielt. „Doch Sie haben mir noch nicht geſagt, Aurelie, wie es nun enden ſoll zwiſchen *Ihnen* und *mir*. Wünſchen Sie, daß ich mit Räthſel davonziehe, oder nicht?“

„Sie ſind ein Narr!“ rief ſie aus und ſchlug mich ſanft auf die Backe, mit einem Blick, an dem meine ganze froſtige Ueberlegenheit wieder zerthaute. „Bleiben Sie *mit ihm*, in Gottes Namen! Weil er um mich gekämpft hat, ſoll ihm Gnade werden. Sagen Sie ihm das.“

„Und was wird dem Sieger?“ fragte ich.

Sie antwortete nichts, sondern sah mich nur von der Seite an — und lief in's Haus . . .

Ich lief hinter ihr her . . .

Von dieser Stunde an erschien ich mir als das glücklichste der irdischen Geschöpfe: eine verschollene, zauberische Wildniß um mich her, eine Geliebte, die mich tausend Zärtlichkeiten bald sehnsüchtig entbehren, bald selig genießen ließ; ein Freund, der mit mir philosophirte, und ein märchenhafter Unterthan, der mich zum Gott erhob. Dazu der Duft des Geheimnisses über mein Leben gebreitet: denn unsere Liebe mußte eben so verborgen und verschollen sein, wie sie aussichtslos war. „Wir haben keine Zukunft“, sagte Aurelie öfter, „laß uns die Gegenwart vom Baum pflücken!“ — Ich widersprach ihr nicht; diese Romantik, dieser tragische Hintergrund vollendete mir mein Glück. Es ist sogar erwiesen — meine Papiere zeugen noch davon — daß ich Verse machte . . . Nur eine Wolke hing zuweilen, wenn auch nur wie eine dieser rasch zergehenden Mittagswölkchen, die von Schneegipfeln aufsteigen, über meinem Paradies: ein sonderbarer Verdruß, daß Räthsel, der früher so Verhaßte, Aurelien jetzt mehr und mehr gefiel. Seit dem „Kampf“ jener Nacht war die Laune über sie gekommen, ihn interessant zu finden.

Sie begann nun auch, gleich Rudolf und mir, ihn zu „studiren“, wie sie zu uns sagte. Sie ließ ihn auf einem Schemel vor ihr niedersitzen, plaudern, vorlesen, singen, auf der Zither spielen: denn es war unglaublich und sinnverwirrend, wie schnell dieses gelehrigste aller Wesen von Stufe zu Stufe sprang. Ein Fieber der Entwickelung schien ihn zu verzehren; seine tiefer und tiefer sich einliegenden, glühenden Augen — den meinen gleich —, seine von Tag zu Tag hervorwachsende Bläße (man konnte ihn bald nicht mehr braun nennen), seine sich wölbende, heiße, nie zu kühlende Stirn verriethen, wie der Geist in ihm gährte. Es war, als mache sich die Natur in diesem Körper das gespenstische Vergnügen, den ganzen Entwickelungsgang der langsamen Menschheit in wenigen Monden zu wiederholen. Aurelie lachte, wenn ich dergleichen zu ihr sagte. Sie möge nicht darüber nachdenken, ich solle schweigen, es graue ihr davor, war Alles, was sie etwa entgegnete. Aber sie fuhr fort, ihn auf ihre Art zu „studiren“ und zu „erziehen“ und mich zuweilen durch den Dorn der Eifersucht aus meinem seligen Rosentraum zu wecken.

Wenn das Sprichwort sagt: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“, so brauche ich nicht zu sagen, daß ich vom Verlauf dieser Tage, von ihrer Zahl, ihrem Inhalt ungefähr so viel zu erzählen wüßte, wie von einem gestrigen Traum. Eines Abends saßen wir Vier beisammen auf der Terrasse; der Mond stieg wieder herauf, ähnlich wie damals, als ich mit Räthsel gekommen war; doch die Luft hatte inzwischen ihren Herbstschleier angelegt und es nebelte stark. Jemand kam, uns zu melden, daß sich Zigeuner am Fuß unseres Hügels gelagert hätten, um

etwas Milch und Brod bäten, und es sähe wunderlich bei ihnen aus. „Eine Abwechslung, Gott sei Dank!“ sagte Aurelie. „Wir haben hier nun schon eine Ewigkeit wie im Kloster gelebt. Machen wir diesen Zigeunern einen Höflichkeitsbesuch; wie Fürsten, die ein paar durchziehende Prinzen auf ihrem Gebiet begrüßen!“ — Sie stand auf; wir folgten. Ich bot ihr meinen Arm. Sie nahm ihn, doch mit einem unwillkürlichen Blick auf Räthsel, wie wenn sie schwankte, welchen Ritter sie heute wählen solle. Dieser Blick verdroß mich; noch mehr ein gewisses, unbeschreibliches, selbstzufriedenes Lächeln, womit Räthsel ihn auffing. Ich fühlte tief, wenn auch ohne mir's mit Worten zu sagen, daß Aurelie ihn verzogen, aufgebläht, mit all' ihrem „Bilden“ und „Studiren“ ihn eher verdorben hatte; mir war nicht entgangen, daß seine Unterwürfigkeit gegen mich, seine Anhänglichkeit nicht mehr die alte war, daß seit einigen Tagen etwas seltsam Stolzes und Scheues sich in ihm mischte. . . Doch Aurelie ließ mir nicht lange Zeit, verstimmt zu sein. Sie zog mich mit sich fort, drückte mir verstohlen den Arm und eilte lebhaft plaudernd den Hügel hinab. Unten am Bach, auf einem öden Stück Land, auf dem früher Wald gestanden hatte, zeigte uns ein Feuerschein die Stelle, wo die Zigeunergesellschaft um einen dampfenden Kessel kauerte und lag. Der Mond, der jetzt eben um den Hügel herumkam, ließ mich sogleich zu meiner Ueberraschung erkennen, daß es dieselbe Truppe war, die ich damals im Alpbachthal gesehen. Die junge Frau rührte mit einem Holzlöffel im Kessel, die Männer rauchten wie damals; hinter einem Busch hörte ich den mir unsichtbaren Affen schreien, die beiden Bären brummten und knurrten zwanzig Schritte von mir. Fast bestürzt blieb ich stehen. Mein Gesicht so wendend, daß der Mond es nicht beleuchten konnte, blickte ich nach Räthsel zurück, befragte seine Züge, wie diese Entdeckung auf ihn wirke, was er nun thun werde. Ich sah ihn zusammenfahren. Doch dann stand er still, kreuzte die Arme über seiner Brust und schaute mit großen Augen über das Alles hin.

Aurelie trat vor und versuchte auf ungarisch mit den Zigeunern zu reden. Man verstand sie nicht. Der Aelteste erhob sich, ihr höflich mit einigen zusammengeflickten deutschen Wörtern zu erklären, daß sie Serbische seien. Darauf blickte er auf mich, dessen er sich nun dunkel zu erinnern schien. Ich blieb, wo ich stand, und schwieg. Rudolf, nachdem er die Gesellschaft eine Weile kaltblütig, wie Thiere in einer Menagerie, betrachtet hatte, wandte sich zu uns, stieß mich und Aurelie an und sagte halblaut:

„Sie sind uninteressant; aber ich bitte euch, schaut auf diesen Räthsel. Steht er nicht tiefsinnig da wie ein Philosoph? Kann man einen menschlicheren Menschen sehen? — Wie ähnlich er unserm Freund geworden ist; Aurelie, findest Du nicht auch?“

Aurelie wandte den Kopf, sah Räthsel von der Seite an und nickte mit einem seltsamen Gesicht. Ich blickte nun auch zurück. Räthsel stand allein Mich überlief's, wie ich plötzlich im ersten Blick erkannte, daß er mir ähnlicher war, als ich geahnt hatte; ähnlich in Stirn, Haar,

Augen, Zügen und Gestalt. Die Arme verschränkend, wie auch ich zu thun pflegte, stand er offenbar — ich sagte mir's auf der Stelle — eben so da, wie ich an jenem Abend, als ich dieselben Zigeuner in jenem Mondschein entdeckte. Die forschenden, tiefliegenden Augen auf sie geheftet, dann auf den Affenschrei horchend, dann mit wohlgefälligem, doch philosophischem Lächeln auf die junge Frau hinunterblickend, die zu ihm aufsah, ahnungslos, wer da vor ihr stand. Es war unmöglich, undenkbar, daß sie den so Verwandelten erkannte. Und doch war er jenes selbe, halb affen-, halb menschengleiche Geschöpf, das an jenem Abend zu ihren Füßen gekrochen war, das mit thierischer Furcht und Begier, mit sinnlosem, äffischem Gesang sie umworben, unter den Fäusten dieser Männer hündisch gewinselt hatte! —

„Ein Traum! Ein Traum!" sagt' ich vor mich hin. Ich fühlte ein Grauen, das sich nicht nennen läßt. Es kam mir vor — lachen Sie mich nicht aus — als sei ich nun auf dieser Welt überflüssig geworden; als sei dieses andere Ich, aus dem Abgrund der Vergangenheit langsam heraufsteigend, langsam in mich hineinwachsend, nun an meine Stelle getreten, und mein Platz gefüllt. „Jedermann muß es sehen!" dacht' ich. Mein ganzes Hirn war verstört. Ich wandte mich ab, ich konnte ihn nicht mehr anschauen, noch mich anschauen lassen. Endlich — ich ahne nicht, wie lange ich so stand — nahm ich wahr, daß mich die Anderen schon verlassen hatten. Von der Straße her rief Rudolf nach mir zurück: „Träumer! Seher! Phantast!" — Aurelie, jetzt wirklich an Räthsel's Arm, stieg den Hügel hinauf; in dem leichten Nachtwind wehten ihre Locken. Ich hörte ihre beiden Stimmen durcheinander lachen; mir war als wäre die eine Stimme die meine, von diesem Andern in Besitz genommen. Ein abscheuliches Schmerzgefühl fuhr mir durch die Brust. Wuth, Eifersucht, Alles. Ich hob die Hand an die Lippen; biß hinein. Ich war wie von Sinnen. Was wird geschehen? dacht' ich. Was wird geschehen? — Ich fühlte, es wird etwas geschehen; doch mein verwirrter Kopf kann nicht denken, was. Endlich raff' ich mich auf, eile ihnen nach.

Als ich oben in's Haus trat, war Alles still; nirgends ein Mensch zu sehen. Ich glaubte flüstern zu hören, bald vor mir, bald hinter mir; überall schien etwas zu rauschen; meine Ohren hörten, was sie wollten. Ich ging durch die Zimmer weiter, leise wie ein Spion. Plötzlich flüstert es wirklich. Die Thür öffnend starr' ich in's letzte Zimmer hinein. Räthsel lag vor Aurelien auf den Knieen, sie zog ihn empor und an ihre Brust . . . Ich schrie auf. Ich hör' ihn noch, diesen wilden, wüthenden Schrei, der mir entfuhr. Aurelie sprang empor. Sie sah mich an; mehr noch als der Schrei, die Ueberraschung, schien sie mein Anblick zu entsetzen. Als flöhe sie vor einem Gespenst, stürzte sie hinaus.

Ich ließ sie fliehn; mein Gefühl hatt' es in diesem Augenblick nur mit Räthsel zu thun. „Verräther!" sagt' ich, während er mit Todtenblässe, doch mich ruhig erwartend, mitten im Zimmer stand: „siehst Du,

ich habe Dich; Du entkommſt mir nicht. Thier! Das iſt Dein Dank! Du wirſt ſie nicht wieder umarmen; ich werde Dich tödten."

Meine erſten Worte ſchienen ihn zu erſchüttern; bei den letzten richtete er ſich ſtolzer, ſelbſtbewußter auf. „Thier!" wiederholte er. „Wer iſt hier das Thier? Du oder ich? — Komm an, verſuch's, mich zu tödten! Balle Deine Fäuſte, beiß' auf Deine Lippe, verzerre Dein Geſicht. Thier Du ſelbſt! Vor Dir fürcht' ich mich nicht!"

Jedes ſeiner Worte war mir wie ein Dolch, den er nach mir warf. „Aurelie!" rief ich, kaum meiner Sinne mehr mächtig. „Aurelie! Du haſt mir Aurelie geſtohlen! Verräther! Verräther!"

„Sie war Dein, nun iſt ſie mein!" ſagte er voll Trotz. Es entſetzte mich: indem er ſprach, glaubt' ich meine Stimme zu hören. — „Verräther! Geſpenſt! Grauen!" ſtammelte ich. „Wer biſt Du? Was iſt aus Dir geworden? Du darfſt nicht ſein. Du drängſt Dich an meinen Platz. Du mußt fort, ſiehſt Du. Ich hab' hier dieſes Meſſer, und Du mußt fort!"

„Geh!" ſagte er mit Verachtung. „Du warſt mir wie ein Gott, jetzt ſeh ich, Du biſt ein Thier! Weg mit dem Meſſer; ich bin ſo gut wie Du. Du biſt denſelben Weg heraufgekommen wie ich; nur Du langſam, ich ſchnell. Nun iſt Aurelie mein, und ich bin ich, und ich will ſie behalten!"

„Niemals!" ſchrie ich auf und ſprang auf ihn zu. Ich ſah ihn noch höhniſch lächeln; bei dieſem Anblick ſtieß ich ihm das Meſſer mit all meiner Kraft in die Bruſt. „Jeſus —!" rief er. Er fuhr mit der Hand zur Wunde, zog das Meſſer heraus; es fiel zur Erde. Dann wich er, ohne ſich zu wehren oder ein Wort zu ſprechen, wie vor einem Bild des Grauens vor mir zurück, gegen die Wand. Sein Auge ruhte auf mir. Mein Auge, meines: denn ich ſah in dieſem Augenblick, daß er mir ſo ähnlich war, wie ich mir ſelbſt. „Jeſus —!" rief nun auch ich. Wie ein Echo ſchien es aus ſeinem Mund zurückzutönen. Gegen den großen Wandſpiegel, immer rückwärts, taumelte die ſchreckliche Geſtalt, daß ich dachte: jetzt, jetzt ſtürzt er hinein; und Du haſt ihn getödtet! — Er ſank und ſah mich noch an; doch nicht mit Schmerz oder Vorwurf: mit einem Ausdruck, als hätt' ich ihn erlöſt, als wenn dieſer Dolchſtoß ihn von ſeinem Schattenſein, von ſich ſelbſt befreie. Ein ſterbendes Lächeln lief ihm über's Geſicht. Ich ſtreckte die Arme nach ihm aus, wie um ihn zu halten; — doch ich griff in die leere Luft. Wie ein Dunſtbild ſchien er jetzt zu zerfließen, zu vergehen. Kein Körper mehr, nur noch Augen; jetzt auch keine Augen mehr; nichts. Ich ſtarrte noch immer hin, doch ich ſah nur noch im Spiegel mir gegenüber mein eigenes Bild. Bleich, vorgebeugt, mit aufgeriſſenen Augen, von Grauen erſtarrt. Ich war mit mir allein ... Ueber dieſem Gedanken vergingen mir die Sinne, und ich ſchlug auf den Boden hin."

Es war noch immer still, obwol der Erzähler schon eine Weile geschwiegen hatte. „Meine Geschichte ist aus", setzte er endlich hinzu.

„Ganz aus?" fragte die kleine Henriette. Sie war bei diesem letzten Theil der Geschichte blaß geworden; auch kam ihr die frische, natürliche Farbe erst allmälig zurück.

„Nun, für mich ist sie aus! Für die verehrten Damen setz' ich noch hinzu, daß mein Freund Rudolf, der Skeptiker, nichts von alledem wissen will; daß er mir in's Gesicht behauptet, ich hätte mir dieses ganze volle Märchen in den Fieberträumen der Krankheit ausgedacht, in die ich noch in derselben Nacht verfiel. Jawol, meine liebe Henriette, wochenlang lag ich da, und man hätte damals wenig für mein junges Leben gegeben."

„Und Aurelie?" fragte die Hausfrau mit ihrem stillen Lächeln.

Als ich mein bischen Bewußtsein wiederbekam, war keine Aurelie mehr da. Sie war abgereist. Freund Rudolf hat mir damals leise angedeutet, dieser ganze „Unsinn", wie er es nennt, stamme nach seiner Meinung davon her, daß Aurelie mich verlassen, daß ich mir aus jugendlicher Verzweiflung mit einem Messer das Leben zu nehmen versucht, und daß ich dann im Wundfieber, um mich an ihr zu rächen, sie in diese Affenphantasie verwickelt hätte.

Henriette lachte.

„Nun und was wünschen Sie, daß wir davon denken?" fragte Herr von P. mit seinem humoristisch ernsthaften Gesicht.

Der Erzähler lächelte ein wenig und schwieg. Er blickte von der Seite auf Fräulein Pauline, die, scheinbar ohne zu hören, was man jetzt noch sprach, offenbar in das Nachgefühl dieser Geschichte vertieft, gedankenlos in den Sternenhimmel hinaussah.

„Fragen Sie Fräulein Pauline", sagte er nach einer Weile. „Ich habe den stillen Glauben, daß sie meine Historie von der Menschwerdung versteht."

Pauline nickte fast unmerklich und ohne ihn anzusehen.

„Ich versteh' es nicht!" sagte Henriette.

Geiſerich in Memphis.

Von Albert Moeſer.

Das iſt der König der Vandalen,
Er ſprengt heran mit ſtolzem Troß,
Der Wüſtenſonne feur'ge Strahlen
Glüh'n niederwärts auf Mann und Roß.
Gewappnet von Karthago's Grenzen
Hinzieht er kühn am Wüſtenſaum,
Gelockt von neuen Siegeskränzen,
Erfüllt von kühnem Herrſchertraum.

Der ſieggewohnt in allen Zonen
Viel Feinde zwang mit mächt'gem Streich,
Es lockt ihn jetzt der Pharaonen
Geheimnißvolles Wunderreich;
Da naht aus Wüſteneinſamkeiten
Ein Klausner ernſten Blicks und ſpricht:
„Halt an! Wie lang noch willſt Du ſtreiten?
Lernſt niemals Maß Du und Verzicht?

„Wie lang' noch folgſt Du kühnſtem Hange
Und ringſt nach neuem Ruhmespreis?
Haſt Du im Siegesüberſchwange
Nicht längſt durchraſt der Erde Kreis?
Zum Alpengrat vom nord'ſchen Belte
Anſtürmtet ihr mit Schwertgeklirr,
Ihr ſchluget auf des Siegers Zelte
Am Tajo und Guadalquivir.

„Des Hercules gewalt'ge Säulen
Sie hemmten nicht der Seele Drang,
Ihr traf't den Feind mit Schwert und Keulen
Und ſang't german'ſchen Siegsgeſang;
Es ragen eurer Herrſchaft Zeichen
Hoch auf Karthago's Trümmerfeld,
Und Roma's Macht, einſt ohne Gleichen,
Habt ihr mit einem Schlag zerſchellt.

„Doch Reiche gründen und zerſtören,
Ein Trachten iſt's, das nimmer frommt;
Mag Glanz auch jetzt Dein Herz bethören,
Gewiß iſt, daß ein Ende kommt;
Hinſinkt die Herrſchaft der Vandalen,
In nichts verweht, was Du erſtrebt,
Und einſt tönt Heulen von Schakalen,
Wo ſtolz jetzt Deine Burg ſich hebt.

„Sieh' dort, umringt von Sphinxkoloſſen,
Die Pyramiden ragend ſtehn,
Fünftauſend Jahr ſchon ſind verfloſſen,
Seit, die drinn ruhn, das Licht geſehn;
Fünfhundert nennt der Pharaonen
Der Iſispriester heil'ges Buch,
Doch längſt verſank mit ihren Thronen,
Was ſie vollbracht, im Zeitenflug.

„Und Die vordem in Prachtpaläſten
Geſchwelgt in Königsherrlichkeit,
Sie ruh'n nun Staub bei Staubes Reſten
In ſchweigender Vergeſſenheit;
Und rings umher in Felſengrüften,
Von dumpfer Todesnacht beſchwert,
Schläft ſtarr und fern den Lebensluften
Das Volk, das ſie als Gott geehrt.

„Der höchſte Ruhm iſt raſch verklungen,
Am tiefſten ſinkt, was mächtig ragt;
Nicht wer als Held die Welt bezwungen,
Beglückt iſt, wer der Welt entſagt;
Was ſie auch hegt an Macht und Ehren,
Nichts iſt, was dauerbar beſteht,
Und beſtes Theil iſt: nicht begehren,
Was raſch wie Spreu im Wind verweht."

Die Literatur und das Publicum.

Ein Vortrag von Julius Rodenberg*).

I.

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit einer Reihe von Vorlesungen an der Universität von Berlin, welche von allen Vorlesungen, die ich jemals gehört, die merkwürdigsten waren. Da hätten Sie, bei dem unzureichenden Schein einiger nicht allzu verschwenderischer Gasflammen, man würde haben sagen dürfen im Dämmerlicht, des größesten Hörsaales eine dichtgedrängte Versammlung sehen können, Kopf an Kopf, graue Haare, graue Schnurrbärte neben dem Blond und Braun und ersten Flaum der Jugend, Studenten, frisch vom Elternhaus, neben bejahrten Beamten, Jünglinge, die das Leben begannen, neben hohen und verdienten Würdenträgern, Musensöhne, stolz auf die Farben ihrer Verbindung neben rauhen Söhnen des Mars, deren Schultern bedeckt waren mit schweren Epauletten und deren Brust strahlte von Bändern und von Sternen. Auf dem Katheder, von einer Lampe hell beleuchtet, in der That der einzige hell beleuchtete Gegenstand in dem großen, weiten, menschenerfüllten dämmrigen Saale, stand ein kleiner Mann in vorgerückten Jahren, mit einem gelben, äußerst beweglichen Gesicht von scharfgeschnittenem, orientalischen Typus und schwarzen Augen darin von einem funkelnden, unheimlichen, fast verzehrendem Feuer. Das Licht der Lampe, durch einen Schirm gedämpft, fiel voll auf dieses Gesicht, so daß, indem die Blicke der Zuhörer an ihm hingen, alles Andere zu verschwinden und nur dieses Eine zu bleiben schien: dieses geisterhafte Antlitz, welches fortwährend den Ausdruck wechselte, in welchem jede Linie, jeder Zug in Bewegung war und diese fanatischen Augen, welche die ringsum lagernde Dämmerung auf einmal mit ihrer eigenen, fremdartigen Helligkeit erfüllten. Dieser Mann war Friedrich Julius Stahl, zu seiner Zeit, der trübsten in Preußens neuerer Geschichte, der Führer der feudalen Partei, der Schöpfer des Preußischen Herrenhauses und sein Thema — dasjenige, welches in dem größten Hörsaale der Berliner Universität gleichsam Vergangenheit und Zukunft zu seinen Füßen versammelt hatte — waren die berühmten Betrachtungen „über einige Irrthümer in Staat und Kirche." Nun, meine Verehrten, Sie können sich wol denken, von welcher Natur und Beschaffenheit diese Irrthümer waren, welche Stahl mit den beiden Cardinalsätzen bekämpfte: „Autorität, nicht Majorität" und: „Die Wissenschaft muß umkehren." Es waren, ich darf es wol sagen, alle jene Wahrheiten, nach unserer Meinung, die Grundlagen und Fundamente des modernen Lebens, welche von Jenem als Irrthümer dar-

*) Gehalten am 21. April in Brünn, zum Besten der dortigen Schiller-Bibliothek.

gestellt wurden. Er sprach frei, seine Augen hatten einen Jeden von uns fest gefaßt, neben ihm befand sich ein Glas Wasser, aus dem er zuweilen trank — und indem bald das eine, bald das andere blitzte, glaubten wir zuletzt nur noch Feuer und Wasser zu sehen — es war etwas Elementares darin, was unsere Herzen umwand und zusammenschnürte, so daß uns, für den Moment, wirklich irre ward — wobei freilich, durch eine bittere Ironie des Schicksals, ihm entging, daß der größeste von allen Irrthümern er selber sei — er, der Sohn armer jüdischer Eltern, das anerkannte Oberhaupt der preußischen Junker, der Philosoph des „christlichen Staates", welcher zum Glück für uns Alle hoffnungslos in Trümmer sank, noch bevor Jener aus dieser Welt der Irrthümer geschieden.

Wenn ich seitdem von Irrthümern reden höre, so steht dieses Bild vor mir. Es ist für mich zum Prüfstein geworden, zu einer Art von Beruhigung, mahnend zur Geduld und zum Vertrauen. Ich sage mir: dieser Mann hat mit den Mitteln einer glänzenden, ja dämonischen Rhetorik uns zu beweisen gesucht, daß die Nacht Tag und der Tag Nacht sei. Was hat es ihm genützt? Worte, Worte, Worte! Die Sonne kam und wir jauchzten ihr zu — und wie Geisterspuk zerstob die künstliche Dämmerung unseres Hörsaales. Die Wahrheit ist wie die Sonne: keine Macht der Erde und wäre sie selbst für eine Zeit die herrschende, keine Beredsamkeit der Welt ist im Stande die Wahrheit zum Irrthum, oder den Irrthum zur Wahrheit zu machen.

Nicht ganz so leicht wird es uns zu entscheiden bei Dem, was man die halbe Wahrheit und den halben Irrthum nennen könnte — Behauptungen, Annahmen, welche für eine gewisse Zeit und unter gewissen Umständen wahr gewesen sein mögen, welche es aber nicht mehr sind, nachdem die Zeit und die Umstände sich geändert haben. Daß es sich, in diesem Betracht, um die Fundamentalbedingungen unseres Daseins nicht handeln kann, wird Ihnen einleuchten; denn diese, keinem Wechsel unterworfen, stehen fest wie der Polarstern, um den das ganze Himmelsgewölbe sich dreht. Aber unsere Erde selbst ist ein Planet und innerhalb der ewigen und unwandelbaren Gesetze bleibt dem Individuum, dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Volke, ein weiter Spielraum zur freien Entfaltung. Hierauf allein beruht das Leben und die Geschichte; denn kein Leben und keine Geschichte wäre möglich, wenn neben den unveränderlichen Mächten nicht auch veränderliche wirkten, wenn es nur eine Nothwendigkeit gäbe und keinen Willen. Nun aber gehört es zu den Schwächen, welche der Menschheit anhaften, daß sie nicht selten, aus vergangenen Entwickelungsperioden, einen Satz, einen Namen oder Begriff mit hinübernimmt, trotzdem er in den neuen Verhältnissen nur noch ein Irrthum ist und für das schärfer blickende Auge sogar schon den Schein der Wahrheit verloren hat.

Als einen solchen Satz von zweifelhaftem Werth möchte ich unter anderen denjenigen bezeichnen, welcher das deutsche Volk „das Volk der Dichter und Denker" nennt. Ich glaube zu bemerken, daß meine höchst unorthodoxe Behauptung selbst in dieser verehrten Versammlung eine Artzvon peinlicher Sensation hervorruft. Allein ich wage nichtsdestoweniger zu wiederholen, daß diese Phrase, wenn sie je wahr gewesen, es doch niemals in dieser, Allgemeinheit war. Es hätte ganz denselben Sinn zu sagen, daß das englische Volk ein Volk von Kaufleuten und das französische eins von Schauspielern sei. Gewiß, es giebt viel Kaufleute in England; aber sie hatten

doch ihren Shakspeare früher, als die Franzosen ihren Corneille. Gewiß, Deutschland hat viele Denker und Dichter; aber in England und Frankreich dichteten und dachten von Milton bis Goldsmith und Rabelais bis Voltaire, von Bacon bis Newton und Descartes bis Montesquieu doch gar Manche vor Lessing, Goethe, Schiller und Kant, Hegel, Schelling. Wenn man einen Satz von nur einigermaßen allgemeiner Giltigkeit aussprechen will, so muß man nicht einen Punkt in's Auge fassen, sondern die ganze Linie, nicht einen einzelnen Moment von begrenzter Dauer, sondern die Geschichte. Es ist gewiß ein schönes und uns Allen liebgewordenes Wort, ein Wort, von welchem wir uns schwer trennen mögen und welches uns wirklich aufrecht erhielt in manchen schweren Stunden, dies Wort von dem Volk der Dichter und der Denker. Aber gut genug, um uns zu entschädigen in einer Zeit, wo wir keinen andern Ruhm besaßen, als diesen, können wir ihn ruhig entbehren, jetzt wo wir etwas mehr und etwas Besseres sind, als nur das Volk der Dichter und der Denker. Kein Volk hat das Privileg allein; in dieser großen Culturarbeit, welche für jeden Einzelnen von der ganzen gebildeten Gesammtheit gethan wird, ist jedes Volk berufen mit zu dichten und mit zu denken — je, nach den Gesetzen von Fall und Steigen, das eine mehr, das andere weniger — aber keins hat das Recht, sich ausschließlich das Volk der Dichter und der Denker zu nennen und das deutsche Volk keinenfalls mehr, als das englische oder französische. Es würde mir nicht schwer fallen, obgleich es mich hier zu weit führen würde, nachzuweisen, daß die Phrase, welche das englische Volk ein Volk von Kaufleuten, „un peuple de marchands" nennt, von Napoleon I. herrührt, welcher sie von seinen Scribenten gebrauchen ließ und notorisch mehr als einmal selbst gebraucht hat um „das perfide Albion" (gleichfalls ein Ausdruck von seiner Erfindung) zu beschimpfen; und es kommt mir nicht unwahrscheinlich vor, daß er, wenn er ihn auch vielleicht nicht erfunden, uns doch gern den in seinen Augen verächtlichen Trost ließ, das Volk der Dichter und Denker zu sein, als unsere Waffen ohnmächtig und unsere Hände gebunden waren, obgleich ihm, am letzten Ende, doch Niemand gefährlicher geworden ist, als diese Ideologen vom Schlage der Fichte und diese Sänger vom Schlage der Arndt, Körner und Schenkendorf. Damals, wenn je, paßte der Ausdruck: denn von der deutschen Dichtung und dem deutschen Gedanken ging das heilige Feuer aus, welches den Corsen und sein Reich verzehrte.

Aelter als das achtzehnte Jahrhundert dagegen kann die Bezeichnung gewiß nicht sein; denn im siebzehnten Jahrhundert, dem großen classischen Jahrhundert für England und Frankreich, hatten wir in Deutschland keinen Dichter und keinen Denker, wenn wir nicht etwa Opitz, die Pegnitzschäfer und die Fruchtbringende Gesellschaft des Palmenordens dafür halten wollen. Es war die traurige Zeit des Dreißigjährigen Krieges, welche den Auflösungsproceß des Deutschen Reiches eingeleitet, uns des Elsasses beraubt und jede Spur geistigen und politischen Lebens unter Rohheit und Barbarei begraben hat. Langsam, nur sehr langsam erholte sich unser Vaterland wieder von den gewaltigen Schlägen, bis am Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts endlich die Morgenröthe des Messias zu leuchten begann: ein Jahr vor der Geburt Goethe's erschienen die drei ersten Gesänge dieses vielbewunderten und wenig, wenn überhaupt noch gelesenen Epos, welches nichtsdestoweniger den Tagesanbruch unserer neueren, deutschen Dichtung bezeichnet; und die fünf letzten Gesänge desselben erschienen im Jahre

1773, dem Jahre des Götz von Berlichingen. Dort die Morgenröthe, hier der Morgenstern und darauf in strahlender Herrlichkeit die ganze Sonnenpracht unserer großen classischen Periode, bis zur Abenddämmerung im Jahre 1832 — „sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt."

Diese Zahlen, abgesehen von allem Andern, werden genügen, um Ihnen, meine Verehrten, zu zeigen, wie jung, wie sehr jung unsere Literatur ist. Ich sollte billigerweise sagen: unsere moderne Literatur. Aber von einer andern reden wir hier nicht; denn für unsere vergleichenden Betrachtungen kommen das Nibelungenlied und die Minnesänger eben so wenig in Frage, als die französischen Troubadours, die britischen Barden und die anglonormanischen Minstrels. Für unsern Zweck reicht es hin, zu constatiren: daß wir Deutschen, so weit es sich um die moderne Literatur handelt, eine Schriftsprache nicht vor Luther, eine Metrik nicht vor Opitz im siebzehnten Jahrhundert hatten, ja, daß noch am Ende des achtzehnten Goethe gestehen mußte: „warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entscheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geschmack anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtschnur ermangelte*)." Alles dies war so gut wie fertig zum Gebrauch in England seit Chaucer, dem „Vater der englischen Poesie" im vierzehnten und in Frankreich, seit Malherbe, im sechzehnten Jahrhundert. Und wie haben die Engländer, um bei diesen zu bleiben, den Vorsprung von drei Jahrhunderten benutzt? Sie hatten Shakespeare vor Schiller, Milton vor Klopstock, Swift vor Lessing und die Meister des Romans, De Foe, Smolett, Fielding, Sterne, Goldsmith, bevor Goethe noch die ersten Seiten seines Wilhelm Meister geschrieben.

Sie werden mich nicht im Verdacht haben, als ob ich alle diese Namen, die ich nebeneinander genannt, auf gleiche Höhe stellen wolle; mir kam es nur darauf an, den Reichthum der englischen Literatur darzuthun, ihren eminenten Umfang zu einer Zeit, wo wir kaum begonnen hatten.

Noch jünger in Deutschland ist jener Nebenzweig der Literatur von unermeßlicher Bedeutung für die moderne Welt, die Zeitungspresse. Nicht denkbar ohne die Entfaltung des öffentlichen und politischen Lebens, können wir uns wenig wundern, daß die deutsche Presse neben allen Vorzügen auch noch alle Fehler der Jugend hat, während die von England in einer Kraft und Fülle der Vollendung strotzt, welche namentlich ihre Technik als das vielleicht erreichbar Höchste in ihrer Art erscheinen läßt. Ich sehe hier von Frankreich ab, welches gegenwärtig von einer Wolke des Mißgeschicks beschattet, wie es in der Literatur leider noch wenig hoffnungsvolle Zeichen einer Regeneration, so in der Presse nur den Reflex seiner zerfahrenen Zustände zeigt. Aber es gab eine Zeit und sie wird hoffentlich wiederkehren, wo die französische Journalistik durch glänzenden Stil, durch Anmuth und Feinheit des Geistes würdig war der großen Traditionen des Jahrhunderts, in welchen die Verfasser der Encyklopädie und der literarischen Correspondenzen die Ideen der Freiheit und des gesunden Menschenverstandes in die weitesten Kreise trugen. In der That ist die Presse sowol in Frankreich als in England sehr alt; dort übte seit 1665 das „Journal des Savants"

*) Italienische Reise. Rom, 10 Januar, 1787.

einen bedeutenden Einfluß und hier in England beſaß ſeit dem Ende des ſiebzehnten, ganz gewiß aber ſeit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die politiſche und ſchönwiſſenſchaftliche Journaliſtik eine ſo vortreffliche Disciplin, bot ſie namentlich in den „moraliſchen Zeitſchriften" von Addiſon und Steele ſo vorzügliche Muſter, daß der junge Leſſing ſich an ihnen ſchulen konnte. Dieſer, Gotthold Ephraim Leſſing, war ſicherlich dem Range und ungefähr auch der Zeit nach unſer erſter Journaliſt; während von der deutſchen Zeitungspreſſe als derjenigen Macht, die ſich als die dritte neben die Regierungen und die Volksvertretungen ſtellte, doch wol überhaupt vor dem Jahre 1848 nicht die Rede ſein kann. So jung ſind wir auch auf dieſem Gebiete! Schwierigkeiten, die der Journaliſt in England und Frankreich nicht kennt, ſtellen ſich dem deutſchen entgegen. Eine von vielen: die Sprache. Dort iſt ſie ein fertiges Inſtrument, welches zu gebrauchen der junge Mann in London auf der Reportergalerie des Parlamentes, in Paris auf der Straße, im Café, im Salon, kurz überall lernt, wo die franzöſiſche Sprache geſprochen wird. Bei uns darf nicht nur Jeder, ſondern er *muß* ſogar bis zu einem gewiſſen Grad ſeine Sprache ſich ſelbſt machen. Weder das Wörterbuch, noch die Grammatik, noch die Orthographie ſtehen bei uns ſo feſt, daß nicht Jeder *immer* mit einem Schein von Berechtigung und ſehr oft mit wirklicher Berechtigung ſagen und ſchreiben kann, was er — *will*! Allerdings — individuelle Freiheit, Bildungsfähigkeit und Jugend ſind keine Fehler; ſie verbürgen uns vielmehr, daß die Blüthe Deutſchlands nicht, wie die Peſſimiſten wollen, hinter uns liege, ſondern vor uns — vor uns, auch auf dem Gebiet der Literatur.

II.

Man ſagt, daß die Gegenwart, der Moment, in dem wir leben, der Literatur nicht günſtig ſei. Wenn dem ſo wäre — was ich übrigens nicht unbedingt und für alle Zweige derſelben zugeben will — es ſollte mich nicht ſehr wundern. Nach der einſeitig literariſchen Richtung, zu der wir früher eher verurtheilt waren, als aus freier Wahl geneigt, drängt jetzt Alles zur politiſchen That. Am naturgemäßen Ende wird eine Einſeitigkeit die andere ſchlagen und beide Seiten wieder in ein geſundes Gleichgewicht bringen. Aber vorderhand hat die Zeitung die Literatur überflügelt und das Feuilleton das Buch.

Als, nach dem Niedergang des Geſtirnes von Weimar, die lange, ſchöne Sommerabenddämmerung anbrach, da geſchah es nicht mit einem Mal, daß wir der Wandlung inne geworden wären. Da war das männliche Lied *Rückert's* und *Uhland's* noch nicht verklungen und in der weltſchmerzlichen Weiſe *Heinrich Heine's* fand die Zeit ihren eigenſten Ausdruck. Da war die Luft noch immer voll Muſik; da waren es namentlich ihre öſterreichiſchen Dichter, welche die Seele mit Wehmuth und Entzücken füllten — *Lenau*, die Philomele, der Sänger der Nacht — *Anaſtaſius Grün*, die Lerche, die den Anbruch eines neuen Morgens ſchon grüßte. Aber als dieſer Morgen nun kam und der Tag ſelber, da gehörte er ganz anderen Aufgaben. Bemerken Sie, wie die Muſe *Freiligrath's* um dieſe Zeit aus den Tropenwäldern heimkehrt, um die Fahne der Partei zu ergreifen; wie ſogar das Minnelied *Geibel's* einen ernſtern, tiefern Ton anſtimmt. Die politiſche Dichtung ging der politiſchen That voran, deren Ziele, wiewol Anfangs vielfach verhüllt, doch immer klarer hervortraten. Wir, da draußen, hatten

das Reich neu zu begründen und sie, hier an den Ostmarken, in einem langen und glücklichen Kampfe, welcher erst in diesen Tagen einen wohlverdienten, von ganz Deutschland enthusiastisch begrüßten Triumph gefeiert hat, deutsche Cultur und deutsche Sitte neu zu festigen. Was in der deutschen Nation an größestem Talent, um nicht zu sagen an Genius vorhanden war, das folgte mit einer Art von Naturnothwendigkeit dem Zuge der Zeit auf das Feld der Politik. Denn auf diesem, nicht auf jenem der Literatur bewegte sich fortan das Leben der Gegenwart, waren die Fragen der Zukunft zu lösen, ihre Schlachten zu schlagen und zu gewinnen.

Worauf es in allen diesen Dingen ankommt, das ist Kraft — concentrirte Kraft, möchte ich sagen; Kraft, in ihrem Wesen und Gehalt dieselbe, ob sie sich nun in einem Staatsmann, einem Feldherrn, einem Parlamentsredner, einem Musiker, einem Maler oder einem Dichter manifestirt. Das, was ihn zum Helden oder zum Classiker macht, ist nichts Anderes: es ist Kraft, ausreichend, um das Jahrhundert, in welchem sie gelebt, mit ihrem Zeichen zu stempeln.

In der Abhandlung meines Freundes Berthold Auerbach über „Schrift und Volk" habe ich folgenden Ausspruch gefunden: „In einer Zeit der Massenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrschenden Charaktere auftreten, erschließt sich immer mehr das Bewußtsein, daß das Schicksal nicht mehr von einzelnen, durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochstehenden ausgehe. Man hört so oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gäbe; umgekehrt sollte man daraus die tröstliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchschnittsmaß größer geworden, daß es weniger kleine Menschen giebt."

Dieser Satz spricht die Stimmung der vierziger Jahre aus, in denen er geschrieben worden. Damals, in jener Hoffnungslosigkeit und Einöde des politischen Lebens, blieb dem nationalen Gedanken keine andere Form, als die der Resignation. Da kein Mann sichtbar war, der aus der Menge der Uebrigen hervorragte, so fand man einen Trost in der Wahrnehmung, daß der Bildungsgrad Aller einen Fortschritt gemacht habe. Nicht mit Unrecht. Hatte man doch in der Bitterniß jener Tage, welche den Schlachten von Jena und von Wagram folgten, erkannt: daß nur dasjenige Volk der höchsten Güter nationaler Cultur und Freiheit würdig sei, welches eine richtige Schätzung ihres Werthes besitze; und als ein leuchtendes Zeichen dieser Erkenntniß erhob sich aus der Nacht des Jahres 1808 die neue Universität von Berlin mit den unsterblichen Namen von Humboldt, Schleiermacher und Fichte. Es begann jene Volkserziehung, jene Verbreitung von Wissen, welcher wir es zu verdanken haben, daß die Masse der deutschen Nation gebildeter ist, als die Masse irgend eines andern Culturvolkes der Gegenwart. Diese Bildung und Erziehung hat viel dazu beigetragen, daß in jenem Massenkampf der jüngsten Vergangenheit, welchem auch Sie mit warmen, theilnehmenden Herzen gefolgt sind, der Sieg auf die deutsche Seite sich geneigt — dieser Massengeist, wenn ich so sagen darf, hat viel, aber er hat nicht Alles gethan und er hat sogar an einem Wendepunkt, der noch in der Erinnerung der Meisten von Ihnen leben wird, gezeigt, daß er — ohne Führer — nichts zu thun im Stande ist. Im unfruchtbaren Ringen mußte er unterliegen, bis jene Einzelnen kamen, jene Großen, die — was an unklarem Sehnen, an ungeregeltem Wollen in Allen lebendig war — mit sicherer, vom Genius geleiteten Hand am rechten Ort und zur

rechten Stunde heraus griffen; bis sie ihm die feste Form und Gestalt der That gaben, in welcher nun ein Jeder aus der Masse sich selber und die Erfüllung dessen wiedererkennt, was auch er gewollt hat. Das war das Geheimniß ihres Erfolges, seine Berechtigung, an der Niemand mehr zweifelt; und seine Nothwendigkeit, der sich Alle willig fügen, der Alle sich unterordnen, mit dem Gefühl, dadurch erhöht worden zu sein. Die Gegenwart hat in diesem Punkte die Lehre der Vergangenheit bestätigt: Alles, was jemals Epoche gemacht, das lag in der Masse wol vorbereitet, aber sichtbar werden, greifbar werden, einen Körper annehmen, konnte es nur in einer Einzelerscheinung; und umgekehrt, Alles, was Epoche machen soll, das muß von jener Kraft erfüllt sein, eine neue Incarnation jener Kraft, welche sich, wie Carlyle in seinem Buche „über Heldenverehrung" so schön ausführt, in der alten Zeit als Gott und Prophet geoffenbart, in der mittlern als Priester und Dichter und in der neuern als Schriftsteller und Staatsmann.

Diese beiden, der Schriftsteller und der Staatsmann, haben die Herrschaft der modernen Welt unter sich getheilt; und wenn wir auf Deutschland sehen, so müssen wir sagen, daß in diesem Augenblick der Staatsmann den Schriftsteller verdrängt hat. Dorthin, in die Sphäre des Staatsmannes, sehen wir mehr und mehr gravitiren, was an schöpferischer Kraft in unserer Nation vorhanden ist. Es will uns nicht ziemen, sentimental darüber zu werden; denn jene Heroen des Geistes, welche uns eine nationale Literatur gegeben, waren es wol werth, daß wir, als den ebenbürtigen Träger derselben, auch einen nationalen Staat schufen. In ihrer innigen Durchdringung, in der Vermälung des nationalen Staats und der nationalen Literatur erkenne ich die Vollendung beider und die Verheißung von Deutschlands Zukunft.

Mit dieser Verheißung vor uns und dem mächtig emporsprießenden staatlichen Leben um uns, dürfen wir uns wol der partiellen Ungunst getrösten, unter welcher wir die Literatur leiden sahen. Aber eine Thatsache ist es, die als solche hervorgehoben werden muß: daß in Deutschland weniger gelesen und producirt wird, als in irgend einem andern der Länder, welche eine Literatur haben. Sie werden erstaunen und Jeder von Ihnen wird vielleicht sagen: „Es wird aber doch genug geschrieben!" Wolan, prüfen wir meine Behauptung an der Hand der statistischen Hülfsmittel.

In England, obschon einige der größten seiner Schriftsteller vorzeitig geschieden sind, ist die literarische Triebkraft doch immer noch eine so große, daß beständig ein junger Nachwuchs kommt, der die Lücken, wenn nicht deckt doch weniger empfindlich macht. Es liegt mir nun eine statistische Uebersicht der literarischen Production beider Länder, Englands und Deutschlands, während der letzten vier Jahre vor und ich will aus diesen Jahren die Production auf jenem Gebiet zum Vergleich stellen, auf welchem recht eigentlich der moderne Geist seine Form gefunden und welches sich daher der ganz besondern Gunst des lesenden Publicums erfreut, dem des Romans. Die Romanproduction in beiden Ländern ergiebt in dem genannten Zeitraum für jedes Jahr die gleiche Durchschnittszahl von 800. Aber die Gleichheit ist nur äußerlich; denn ich glaube nicht, daß es zu viel ist, wenn ich sage: daß wir in Deutschland von unseren 800 reichlich die Hälfte — aus dem Ausland beziehen, sei es in der Form von Uebersetzungen, sei es in der von berechtigten Nachdrücken. Zwei große und renommirte Firmen, die eine in Leipzig, die andere in Berlin, reproduciren Woche für Woche was immer an

An diesen Aepfeln möcht' sich's wol laben,
Die schöne Schale zum Spielen haben!

Doch wenn sich's auch den Kopf zerbricht:
Die kriegt es nicht! Die kriegt es nicht!"

„Dein armes Püppchen
Mit hölzernem Köpflein!
Gieb ihm ein Süppchen
Aus irdenem Töpflein;

Digitized by Google

Digitized by Google

guten oder wenigstens lesbaren Romanen in England erscheint; die Ihnen wolbekannte Tauchnitz Edition hat in den dreißig Jahren ihres Bestehens die Zahl von 1300 Bänden überschritten, während Asher's Collection in weniger als einem Jahre die von 100 fast erreicht hat. Rechnen Sie dazu eine dritte Leipziger Firma, welche amerikanische und eine vierte, welche französische Romane massenhaft reproducirt; ferner die Uebersetzungen aus dem Englischen, aus dem Französischen, aus dem Dänischen, Holländischen, Russischen, aus allen Sprachen, mit einem Wort, in denen gegenwärtig Romane geschrieben werden und sagen Sie selber, wie wenig, wie verschwindend wenig für den deutschen Originalroman übrig bleiben kann!

Dieser geringen Production entspricht, in absteigender Linie, ein noch geringerer Consum, welcher sich, nach den Ermittelungen eines unserer Statistiker, des Dr. Georg Hirth, folgendermaßen beziffert:

„Der wirkliche Gesammtbedarf des deutschen Buchhandels", sagt er, „d. h. der Nettoumsatz desselben, zwischen Verlags- und Sortimentsbuchhändler, wird auf 8 Millionen Thaler veranschlagt. Wie viel Setzer, Drucker, Maschinen, Buchbinder, Papierfabrikanten ꝛc. hiervon bestritten werden müssen, welch' ein Verlustconto außerdem bei mißglückten Speculationen auf dieser Summe lastet, indem durchschnittlich kaum das sechste Verlagsunternehmen einen nennenswerthen Gewinn abwirft und wie verschwindend wenig dem deutschen Schriftsteller davon übrig bleibt, ist unschwer zu ermessen. Für unsern Kaffee zahlen wir an das Ausland etwa viermal so viel, als unsere Literatur herzustellen kostet, während der Betrag der Kaffeesteuer den in Rede stehenden Productionskosten etwa gleichkommt. Die Branntweinsteuer wiegt in Norddeutschland allein eine doppelt so große Summe auf. In den jährlichen Productionskosten der deutschen Baumwollenindustrie sind die Kosten des Verlagsbuchhandels mindestens sechsmal enthalten, in dem deutschen Reichs-Militairetat etwa elfmal. Aus den Zinsen der französischen Kriegscontribution würden sich die Kosten unserer Literatur nach jetzigem Stand für acht Jahre, aus der gesammten Contribution aber für mehr als hundertsechzig Jahre (also beiläufig bis zum Jahre 2030) bestreiten lassen." Zu der Gesammteinfuhr des Zollvereins verhalten sich die Productionskosten des deutschen Buchhandels wie 70 : 1. Erwähnen wir noch, daß die Rabatteinnahmen der ca. 2400 bestehenden Sortimentsbuchhändler die Summe von 3 Millionen Thalern nicht übersteigen, so erscheint der jährliche Durchschnittsreingewinnn eines solchen mit 1250 Thaler als keineswegs glänzend oder genügend, oder gar der mühevollen, geistigen Thätigkeit des „Trägers der Wissenschaft" entsprechend.

Alles in Allem aber berechnet Hirth die Aufwendungskosten eines Deutschen für seine literarischen Bedürfnisse pro Kopf auf — 8 Silbergroschen! Acht Silbergroschen — oder nach Ihrer Währung 40 Kreuzer pro Kopf — das ist keine sehr ermuthigende Summe für die deutsche Literatur!

III.

Vielleicht ist es unter diesen Umständen ein Trost, zu constatiren, daß bei uns die unteren Classen viel mehr lesen, als in England; schon aus dem einfachen Grunde, weil sie lesen können, was in England nicht allgemein gesagt werden darf. Aber nur um so ungünstiger fällt das Gesammtresultat

für unsere oberen Classen aus, für das, was man die Gesellschaft nennt, für das eigentliche Publicum der Literatur. Denn das deutsche Publicum, besonders das der Großstädte, scheint in dieser Hinsicht ein sehr merkwürdiges Privileg zu besitzen; ein Privileg, von welchem ich in den großen Städten des Auslandes niemals etwas hörte — das Privileg nämlich: keine Zeit zu haben! Man sollte denken, die Leute in London und Newyork hätten mindestens eben so viel zu thun, wie die Leute bei uns; und dennoch werden sie jedes lesenswerthe neue Buch lesen, obwol die englische Literatur gegenwärtig so viel reicher ist, als die deutsche. Denn das Lesen gehört dort zu den Dingen, zu welchen man Zeit haben muß! Unsere Großstädter dagegen haben Zeit für die Börse, für die Diners, für die Bälle, sogar für das Theater; aber wenn es sich um das Lesen handelt, so würde man unter zehn- gewiß sechsmal die Antwort erhalten: „Wir haben keine Zeit!"

Uebrigens ist diese Klage nicht neu. Wir hören sie schon deutlich genug aus einem jener Briefe, welche Goethe damals, im Jahre 1797, aus seiner Vaterstadt Frankfurt, als er sie nach langer Abwesenheit zum erstenmal wiedersah, seinem Freunde nach Jena schrieb:

„Sehr merkwürdig", schrieb der an die Andacht seiner kleinen Gemeinde gewöhnte Jupiter von Weimar, „sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publico einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen. Alle Vergnügen, selbst das Theater sollen nur zerstreuen . . . Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Productionen, oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem, wie eine treue Liebhaberin."

Wenn Goethe Solches schon in seiner eigenen, stillern und literarischen Interessen mehr zugewandten Zeit bemerken mußte: was dürfen wir von der unserigen erwarten, die, von großartigen Erfolgen berauscht, ganz anderen Göttern huldigt? Was von einer Gesellschaft, die nach langen Entbehrungen, sich einer Ueberfülle des Luxus und materiellen Genießens erfreut, deren Unterhaltung in Substanz und Ton sich vergröbert hat und welche der Kunst, wo sie dieselbe zur Hülfe ruft, nur noch die Bestimmung gönnt, eine Wand zu decoriren oder eine müßige Stunde auszufüllen — ihr nur noch erlaubt, zu dienen, aber nicht mehr zu herrschen? Gewiß, diese Wahrnehmungen sind nicht erfreulich. Aber sollen wir darum verzweifeln? Ich glaube nein. Denn wir haben doch auch andere Zeichen gesehen.

Ich kenne zwar das gegenwärtige geistige Leben Wiens noch nicht aus eigener Anschauung; aber zwei Momente desselben, dessen Zeugen wir Alle gewesen sind, strahlten weit hinaus und ergriffen, der eine mit seinem Jubel, der andere mit seiner Trauer, auch den entfernter Stehenden: der achtzigste Geburtstag und das Begräbniß Grillparzer's. Da sahen wir, an dem ersten dieser Tage, wie ein ganzes Volk, von Verehrung, von Liebe, von Begeisterung hingerissen, seinem greisen Dichter nahte — der fast schon einer vergangenen, einer classischen Periode angehörte — wie es ihn in der Einsamkeit und Stille seines Kämmerleins aufsuchte, um ihm, dem halb schon

Weltentfremdeten, noch einmal alle jene Huldigungen und höchsten Ehren darzubringen, welche das Leben überhaupt zu bieten hat. Es war ein schöner und reiner Enthusiasmus, der damals, von Wien ausgehend, sich aller deutschen Herzen bemächtigte und uns, mitten im Kriege, die hochwillkommene Gelegenheit gab, unseren Brüdern in Oesterreich Liebe für Liebe und Treue für Treue zurückzuerstatten. Da wallten die beiden Flammen in eine einzige, mächtige Gluth zusammen — jene beiden Empfindungen, in ihrem Grunde nur eine, welche hier dem siegreichen Fluge der deutschen Fahnen und dort der Feier des deutschen Dichters folgten! Und zwei Jahre später — auch an einem Januartage, da schien über dieser großen, schönen und lebensfrohen Stadt am Donaustrom ein schwarzer Flor zu hängen ... Da bewegte sich durch Wiens Straßen ein Trauerzug, wie er sonst nur den Mächtigen und den Großen dieser Erde bereitet zu werden pflegt — und Derjenige, den sie dahin trugen, war ein stiller Mann gewesen, der keine Schlachten gewonnen und das Weltenschicksal zu entscheiden nicht mitgeholfen hatte .. aber er hatte Tausenden wohlgethan, Tausende entzückt und mit den sanften Tröstungen der Schönheit erfüllt — aus diesem Herzen, das nun still stand, aus dieser Hand, der die Feder entsunken, hatte er Schätze gespendet, die zu unseren köstlichsten gehören und die nicht untergehen werden, so lange es noch eine deutsche Literatur giebt — und wiederum stand das ganze Volk vereinigt — und in Schmerz und in Dankbarkeit legte es auf das Grab des Heimgegangenen einen Kranz nieder mit dem Namen: Grillparzer!

Nein, sagen wir es nicht, daß unsere Zeit des wärmsten und edelsten Empfindens auch für die idealen Güter des Lebens verlustig gegangen sei. Nicht ganz und hoffentlich nicht für immer, werden sie von jenen roheren Bestrebungen eines rastlosen Erwerbens und Genießens verdunkelt werden. Das Volk, welches gezeigt, daß jeder seiner Söhne freudig bereit war, den Tod für's Vaterland zu sterben: das hat den höchsten Beweis seiner Idealität abgelegt und darf nicht zweifeln, daß diese, in allen realen Gestaltungen, die Seele sein wird, welche von sich ausstößt, was ihr fremd und zuwider ist.

Auch fehlt es unserer gegenwärtigen Literatur nicht an Männern, welche jeder Literatur und jeder Zeit zur höchsten Zierde gereicht haben würden. Unausgesungen, neuer Inspirationen harrend, wie neuer, höherer Wandlungen fähig, ist das Lied, welches, wie Ihr Dichter sagt, erst mit dem letzten Menschen die Welt verlassen wird. Das deutsche Drama hat uns neuerlich junge Kräfte zugeführt, an deren erstes erfolgreiches Auftreten sich die bedeutendsten Verheißungen knüpfen. Der deutsche Roman entwickelt sich unter einer sorgsamern Pflege, als ihm jemals vorher zu Theil geworden und namentlich ist es die Form der Novelle, der Erzählung, in welcher sich Humor und Poesie höchst reizvoll entfaltet. Ihnen Allen werth ist der Name Berthold Auerbach's, der, ein Weiser und ein Dichter zugleich, mit einem Herzen voll Liebe für das Volk und einem Gemüth, so reich an Wärme und Schönheit, wie ein Frühlingstag, uns aus seinen schwäbischen Wäldern Gestalten gegeben hat, die uns nahe stehen, als ob sie in irgend einer Weise zu uns gehörten; die wir nicht verlieren möchten, und in der That auch nicht mehr verlieren können. Ein anderer Dichter, Fritz Reuter, wird von Ihnen nicht minder verehrt, obwol er in dem Idiom seiner norddeutschen Heimat geschrieben, das Ihnen Anfangs höchst fremdartig geklungen haben muß. Aber Sie haben sich von der Schwierigkeit des ersten Verstehens nicht abschrecken

lassen und erfreuen sich nun an seinem treuherzigen Humor und haben ihn lieb und betrachten auch ihn wie einen Ihrer Freunde.

Ja, wenn ich es sagen soll, so glaube ich von unserer Zeit nicht, daß sie fähig wäre, einen Dichter an ihrer gänzlichen Theilnahmlosigkeit untergehen zu lassen, wie dies in den dreißiger Jahren und an Grabbe geschehen ist. Rufen Sie sich die Geschichte dieses unglückseligen Mannes zurück, der an den damaligen Kronprinzen von Preußen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., einen Brief richtete, in dem er von sich sagte, er stehe auf dem Punkte unterzugehen, wenn jener, der Kronprinz, sich seiner nicht annehme. Die Leute behaupteten, er wäre ein Genie; er wisse nicht, was daran sei, aber das fühle er, daß er Eins mit dem Genie gemein habe — den Hunger; er sei z. B. wegen Geldmangels genöthigt, diesen Brief mit einem Span zu schreiben, weshalb er zu gleicher Zeit wegen der schlechten Handschrift um Verzeihung bitte. Der Fluch vollständiger Vereinsamung, unter welcher dieser Dichter erlag, war so groß, daß selbst die Nachwelt sich nicht die Mühe nahm, eine seiner Dichtungen kennen zu lernen; und erst vor drei Jahren hat Rudolf Gottschall dem Verschollenen eine späte Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er Grabbe's bis dahin niemals gesammelte Werke dem Publicum in einer trefflichen Ausgabe darbot *). Und so konnte, umgeben von seinem Volke, ein deutscher Dichter zu Grunde gehen, welcher Werke der höchsten Ordnung geschaffen; dessen „Napoleonstragödie", in ihren Volksscenen, von Gottschall mit Goethe's Egmont verglichen und dessen „Don Juan und Faust" neben Byron's und Lenau's Dichtung gestellt wird!

Es ist wahr — was sie sonst auch sein mag: populär, in dem weitesten Sinne dieses Wortes, ist die Literatur bei uns gegenwärtig nicht. Sie ist es in England und in Amerika; aber sie ist es nicht bei uns. Die Popularität in Deutschland gehört jetzt dem Staatsmann, dem Feldherrn und es ist wol natürlich, daß dem so sei. Diesen Führern und Schöpfern gegenüber hat jeder Deutsche das Gefühl, daß er ihnen die Verwirklichung der nationalen Idee verdanke; und wahrlich nicht zu schämen haben wir uns jener enthusiastischen Aeußerung desselben, mit welcher wir am Tage der Kriegserklärung gegen Frankreich Bismarck, am Tage des Siegeseinzuges Moltke und am Tage seiner heroischen Rede gegen den Schwindel und die Schwindler Lasker begrüßten. Es sind dies die großen und erhebenden Momente, in denen ein ganzes Volk, eine ganze Nation sich von demselben Gedanken erfüllt, von derselben Begeisterung getragen fühlt — Momente, in denen ein Jeder ausrufen möchte mit Ulrich von Hutten: „Es ist eine Lust in solcher Zeit zu leben!" Gedenken Sie des Tages, der niemals aus Ihren Herzen schwinden wird — des Tages, an welchem Sie wie eine Osterbotschaft den Sieg der Wahlreform und die Sicherung des Deutschthums in Oesterreich gefeiert haben — und Sie werden mich verstehen!

Das politische Leben, welches plötzlich mit einer Art von elementarer Gewalt unter uns erwacht ist, zwingt die Einen ihre Thätigkeit, die Anderen ihr Interesse ihm völlig zu widmen und es beherrscht Alle. Denn es ist eine Existenzfrage. Dagegen in England, wo die nationalen Fundamente seit dem siebzehnten und die politisch-kirchlichen seit dem achtzehnten fest und

*) Eine neue vervollständigte Gesammtausgabe wird soeben von Oscar Blumenthal vorbereitet; wir werden aus der derselben einverleibten Correspondenz, Dank der Freundlichkeit des Herausgebers, einiges bisher Ungedruckte in einem unserer nächsten Hefte mittheilen.

bis jetzt wenigstens unverrückbar liegen: in England ist die Politik nur eine Seite des öffentlichen Lebens und ihre Functionen vollziehen sich ruhig, regelmäßig, wie der Wechsel der Jahreszeiten, ohne daß die Erscheinungen, welche dieselben begleiten, anders als nur vorübergehend, das Gesammtdasein beeinflußten. Dort daher steht die Literatur gleichberechtigt neben der Politik und die populärste Persönlichkeit der letzten zwanzig oder dreißig Jahre, bis zu seinem frühzeitigen Tode, war ein Schriftsteller, Charles Dickens.

Ich erinnere mich des Jahres, des Tages und der Stunde, in welcher ich ihn zuerst sah. Es war in London und an einem Juninachmittag. Abermals war es ein großer Saal, wie der aus meiner Studentenzeit, in der Universität von Berlin; aber die Sonnenstrahlen fielen hell herein, angenehm wehte die Luft durch den hohen Raum und von draußen, dumpf, aus weiter Ferne, doch rings um uns sich schließend, brandete dieser Ocean des Londoner Lebens, hörten wir es klopfen, dieses Herz von London, wie die große, ernste und feierliche Bestätigung des Mannes, auf dessen Worte wir lauschten. Es war ein starker, breitschulteriger Mann, in der Fülle seiner Kraft und Gesundheit, mit einem starken, dunklen Bart, der ihm bis fast auf die Brust reichte, mit braunem Haar und einem ernsten, gefurchten Denkergesicht, mit einer vollen, frischerblühten Rose im Knopfloch. Die Sommersonne und die Rose — wie steht das Alles noch vor mir! Seine Stimme war volltönig, sie kam aus einer breiten, mächtigen Brust; er las rasch, aber ausdrucksvoll. Die Augen, die Herzen eines Publicums, das, den ungeheuren Saal in all' seinen Rängen und Logen erfüllend, nach Tausenden zählte, hingen an seinen Lippen. Jeder kannte die Geschichte, die er las; Jeder wußte sie so gut wie auswendig. Und doch horchten sie Alle hin, als ob es ihnen ein Neues sei — eine Offenbarung, wie er es ihnen las . . . Es war ja der Liebling der Nation, es war ja Charles Dickens — es war Boz, der seine Weihnachtsgeschichte vom „Heimchen auf dem Herde" las! Und die Tausende weinten, wie er es wollte und die Tausende lachten, wie er es wollte und da war nicht Einer unter Allen, hochgeborene Lady oder schlichter Geschäftsmann aus der City (denn alle Stände waren da vertreten), der ihm nicht gern die Hand gedrückt und gesagt hätte: „Ich danke Dir, Charles Dickens — ich danke Dir!" Und heute noch, hier an dieser Stelle, geht mir das Herz über, wenn ich an jenen Juninachmittag denke . . .

So groß ist der Zauber der populären Persönlichkeit; solch' einer, bei deren Erscheinung ein Jeder aus dem Volk sich sagen muß: er hat in irgend einer Weise gestaltend, bildend, fördernd auch auf Dein Leben, Denken oder Fühlen eingewirkt!

Sam Weller und Mr. Pickwick hatten ihn populär gemacht, als er sein vierundzwanzigstes Jahr kaum vollendet. „Die Menschen sprachen zu jener Zeit", erzählt uns sein Freund und Biograph Forster*), „von nichts Anderm, die Geschäftsleute empfahlen ihre Waaren, indem sie den Namen von Pickwick gebrauchten und der Absatz, welcher mit einem Sprung der aller berühmtesten Bücher des Jahrhunderts überholte, hatte fast eine fabelhafte Ziffer erreicht . . Alle Classen, die vornehmen, wie die geringen, waren unwider-

*) The life of Charles Dickens, vol I, p. 161 (Tauchnitz Edition).

stehlich angezogen ... Die Richter auf der Bank und die Knaben auf der Straße, Thorheit und Würde, die Jungen und die Alten, Diejenigen, die in das Leben eintraten und Diejenigen, die es verließen, fanden es gleich unwiderstehlich" ... und Carlyle erzählte eine Geschichte von einem Pfarrer, der einem Todtkranken die geistlichen Tröstungen brachte. Als er das Zimmer verließ, hörte er den Kranken auf seinem Bett sagen: „Das ist Alles ganz gut; aber dem Himmel sei Dank! In zehn Tagen kommt eine neue Lieferung von Pickwick!" ... Von Buch zu Buch wuchs sein Ruhm; er war noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt, als Nickleby erschien. Am Abend des Tages, an welchem die erste Lieferung ausgegeben ward, kam er von seinem Landaufenthalt nach London, um sich mit seinem Freunde Forster ein Stelldichein zu geben. „Es schlug Eins vom Thurm von St. Paul's, bevor wir aufbrachen und die Nacht war keine der angenehmsten; aber wir nahmen Nachrichten mit uns, die jeden Theil des Weges erleuchteten; denn der Verkauf von Nickleby hatte an dem Tage die erstaunliche Zahl von fast 50,000 erreicht!" Er war noch nicht ganz dreißig Jahre alt, als er seine erste Reise nach Amerika machte und dort der Gast des amerikanischen Volkes war. Da zum erstenmal ward er sich seiner eigenen Popularität bewußt und erschrak fast vor der neuen und ungekannten Empfindung. Feierlich von den Senaten der einzelnen Staaten ward er empfangen und die Bevölkerungen drängten sich heran, um einen Blick von ihm zu erhaschen — von ihm, dem neunundzwanzigjährigen, jungen Mann! Es war ein Triumphzug, ohne Gleichen in Amerika seit den Tagen von Lafayette, dem „Heros zweier Welten". — Und nun erweiterte sich, Jahr um Jahr, der Kreis seiner Schöpfungen und die Figuren seiner Einbildungskraft wurden wirkliche Menschen für uns — Menschen, von denen, wie wir Buch nach Buch lasen, der Abschied uns schwer ward — uns bangte vor dem Ende, als ob wir ein eigenes, theures Wesen verlieren sollten — Tausende baten ihn um das Leben der kleinen Nell — „little Nell" — in der Geschichte von „Meister Humphrey's Wanduhr" — aber er konnte sie nicht retten, sie mußte sterben und so weit und mächtig war die Klage, die sich bei ihrem Tode erhob, daß noch dreißig Jahre später, als im Juni 1870, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, die Nachricht von seinem eigenen Tode die Welt erschütterte, ein Echo derselben aus den Goldgruben von Californien zurückklang in der Stimme jenes jungen Dichters, den er selber noch signalisirt, jenes Bret Harte, der eben als ein Stern erster Größe an dem amerikanischen Dichterhimmel aufsteigt:

„Und nun — die Schatten dunkelnd rings wie Geister,
Das Feuer minder grell!
Laut las er vor das Buch, darin der Meister
Schrieb von der „kleinen Nell".

War's Knabentraum? — Der's las, war rings im Reigen
Der Jüngste sicherlich,
Doch, als er las, schien es als senkt' ein Schweigen
Von Tann' und Ceder sich.

Wie lauschten sie, die himmelhohen Riesen!
Kein Zweiglein, das nicht Ohr!
Derweil die Schaar mit „Nell" auf Englands Wiesen
Irrt' und den Weg verlor."

(Freiligrath's Uebersetzung.)

Und was waren die Gründe dieser Popularität? „Tausende", sagt sein Biograph, „wurden von ihm angezogen, weil er sie in die Mitte von Scenen und Charakteren stellte, mit denen sie bereits bekannt waren; und Tausende lasen ihn mit nicht weniger Begier, weil er sie zu Stellen der Natur und des Lebens führte, von welchen sie zuvor nichts wußten, deren Wahrheit aber ihre eigenen Gewohnheiten und Empfindungen zu verbürgen genügten. Nur dem Genius enthüllen sich also die Aehnlichkeiten und Sympathieen von Hoch und Niedrig in Bezug auf die Sitten und Gebräuche des Lebens; und nur ein Schriftsteller vom ersten Range kann die Anwendung einer solchen Probe bestehen."

Wesen und Aufgabe des populären Schriftstellers sind unter allen Verhältnissen dieselben und Schiller, aus der Sonnenhöhe des Ideals, erläutert sie folgendermaßen*): „Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind . . . und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückführen."

In diesen Worten unseres großen Dichters enthüllt sich uns zugleich das dichterische Ziel der Zukunft.

Jetzt wol haben wir andere, härtere Arbeit noch zu thun. Es gilt, nach den Kämpfen, durch welche wir unser nationales Dasein uns errungen, auch den Preis desselben festzustellen: den modernen Staat und die moderne Gesellschaft! Es gilt unsern materiellen Besitz unterzuordnen den ewigen Gesetzen der Moral und der Billigkeit; und unsern geistigen Besitz zu vertheidigen im Gewissen und in der Schule . . . Wenn *diese* Culturarbeit gethan, dann wird die Zeit wiederkehren für die Literatur, vielleicht schöner noch, als die, welche gewesen: denn sie wird nicht nur ein gebildetes, sondern auch ein *freies*, ein *großes* und in *Macht geeintes* Volk finden; und dann wird auch der Dichter da sein, von welchem Schiller sagt, daß er in der Popularität den höchsten Triumph des Genies feiert.

Schiller! — Mit diesem uns Allen *heiligen* Namen öffnet sich, wie mit einem glänzenden Schlußtableau, die Vergangenheit gegen die Zukunft! Jenen höchsten Triumph — er hat ihn gefeiert; und mehr noch: in seiner Popularität liegt der Anfang unserer nationalen Wiedergeburt. Es gab eine Zeit — eine trübe Zeit, wo der Bruder nichts wissen mochte von dem Bruder — da ward der Name Schiller's genannt — da kam die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages — und da zum erstenmal wieder mit bebenden Herzen und feuchten Augen reichten wir uns die Hände — keine nachfolgende Prüfung mehr konnte dieses Band gänzlich zerreißen, welches geknüpft war in der hehren Geisterstunde zwischen den Jahrhunderten . . . Da entstand diese Stiftung, welche nach Deutschland und nach ihm genannt, den Zusammensturz von Reichen überdauert hat und welche wir, wenn Gott es will, den Geschlechtern nach uns überliefern werden als das lebendige Denkmal seines Genius und unserer Bruderliebe. Diese Stiftung, die *deutsche Schillerstiftung*, wie sie schon jetzt den deutschen Dichtern jenen Mangel an Theilnahme, der sich vielleicht hier und dort in der Ungunst der Zeiten zeigen mag, weniger empfindlich werden läßt; wie sie für

*) Ueber Bürgers Gedichte.

alle Zeit verhüten und verhindern wird, daß ein deutſcher Dichter an der Theilnahmloſigkeit des Publicums gänzlich untergehe: ſo zeigt ſie uns auch deutlich, aus welchem Geiſt die neue Literatur geboren werden wird — aus dem Geiſt, der die Freiheit geliebt, aus dem Idealismus, der „ein einig Volk von Brüdern" geträumt, lange bevor es in der Wirklichkeit ſein ſollte. Nun aber iſt es unverlierbar unſer, das nationale Daſein und auch ſie wird erſcheinen, wenn ihre Zeit gekommen, ſeine reinſte Blüthe. Dann wird es nicht mehr heißen „Die Literatur und das Publicum", ſondern:

Die Literatur und das Volk!

Ein gekrönter Sonderling.

Aus dem handschriftlichen Nachlaß der Malerin Louise Seidler.

Mitgetheilt von **Hermann Uhde.**

Im Herbst des Jahres 1811 war ich von meiner Vaterstadt Jena aus auf kurze Zeit zum Besuche nach Gotha gegangen. Ich hatte dort nahe Verwandte, zwei meiner Tanten waren in der freundlichen Stadt — die damals noch Residenz eines selbstständigen Herzogthums war — verheirathet, die eine an den berühmten Philologen Jacobs, den Vater des später rühmlichst bekannt gewordenen Malers, und die andere an den Buchhändler Ettinger.

In dem gastlichen Hause dieses Letztern verkehrten so ziemlich alle Notabilitäten, fremde wie einheimische, welche Gotha's Weichbild betraten. Auch die allerhöchsten Herrschaften verschmähten es nicht, dort aus- und einzugehen.

Nicht lange war ich in Gotha, so erhielt ich vom Hofe den Auftrag, die regierende Herzogin, die Prinzessin aus erster Ehe und den regierenden Herrn Herzog Emil August selbst zu malen. Die Herzogin Karoline Amalie, des Herzogs zweite Gemalin, war eine geborene Prinzessin von Hessen-Kassel. Eine gute, wohlwollende Dame, liebte sie ihren Gemal schwärmerisch, dessen Geist sie anstaunte. Die Prinzesin, deren Geburt im Jahre 1800 ihrer Mutter das Leben gekostet hatte, war ein lebhaftes, neckisches Wesen, klein, blühend und munter. Leider stand sie unter dem schädlichen Einfluß einer französischen Gouvernante, welche auf das Wohl der ihr anvertrauten Jungfrau so wenig bedacht war, daß sie deren Augenmerk eines Tages sogar in meiner Gegenwart auf die Schönheit und das Benehmen der Officiere während der Wachtparade unter den Fenstern des Schlosses lenkte und der Prinzessin allerlei Bemerkungen darüber zuflüsterte. Auch die sarkastische Art des Herzogs hatte sicherlich keinen guten Einfluß auf das junge, leicht empfängliche Gemüth: einmal hörte ich selber bei einem Souper im engern Kreise des Hofes, zu welchem ich mit meinen Tanten eingeladen war (die Herzogin war nicht anwesend), was für unpassende Neckereien der Vater sich gegen seine Tochter erlaubte. Später mit dem Herzoge von Coburg vermält, wurde sie die Mutter zweier Prinzen, von denen der älteste der jetzt regierende Herzog Ernst von Coburg-Gotha ist, der zweite, Prinz Albert, Gemal der Königin Victoria von England wurde. Nochmals geschieden, vermälte sie sich mit einem Grafen Pölzig, lebte mit diesem in Paris und starb dort jung an langer schmerzlicher Krankheit. Viele Jahre stand ihr Sarg in Paris, bis ihn endlich ihre Söhne in die Familiengruft des Herrscherhauses bringen ließen.

Bei richtiger Leitung ihrer Jugend und in einer glücklichern Ehe wäre das Schicksal dieser beklagenswerthen Fürstin, die vermöge ihrer hinreißenden

Liebenswürdigkeit und Schönheit geschaffen schien, zu beglücken und beglückt zu werden, gewiß ein besseres geworden.

Der seit dem Jahre 1804 regierende Herzog Emil August, ihr Vater, dieses größte Original seiner Zeit, war schön von Gestalt, seine Erscheinung hatte etwas Damenhaftes; besonders wohlgeformt waren seine sorgfältig gepflegten Hände und seine Füße. Auch der Kopf wäre schön gewesen, hätte ihn nicht ein schielendes Auge verunstaltet. Barock in Allem, was er that, liebte er es, bisweilen mit einem türkischen Shawl drapirt oder in noch phantastischeren Costümen zu erscheinen. Gewöhnlich trug er eine à la Titus gelockte Perrücke vom zartesten Blond, die in Paris verfertigt war. Sein Bibliothekar und Secretair, mein guter Onkel Jacobs, der berühmte und gelehrte Philolog, mußte zu seinem größten Kummer sehr oft wegen dieser Perrücke mit Pariser Friseuren correspondiren. Des Herzogs Finger — die Daumen eingerechnet — strotzten von kostbaren Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern. Oft, wenn er sich einbildete krank zu sein, blieb er wochenlang im Bette liegen. Dort ertheilte er Audienzen und empfing sogar Damen. Als ich mit meiner Tante mich einst nach seinem Befinden erkundigte, nahm er auch unsern Besuch, in seinem Bett liegend, an. Während des Gesprächs streifte er den Aermel seines weiten weißen Nachtgewandes kokett bis an die Schulter zurück und zeigte uns den mit einer ganzen Reihe der prachtvollsten Armbänder geschmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Art Haube, mit kostbaren Spitzen garnirt. Großen Werth legte er auf die Toilette der Frauen, welche er mit Kennerblick musterte; mit seinen Bemerkungen darüber hielt er nicht zurück. „Das ist ja ein wahres Pfauenkleid", sagte er, als ich einst in einem Gewande von buntem Seidenstoff erschien; bei einer andern Gelegenheit rief er aus: „Welch' ein schöner, feiner Sammet!" und strich mit der Hand über meinen Rock. Parfüms aus Paris verbrauchte er in Menge; ein besonderes Vergnügen fand er daran, Eintretenden ganze Gläser davon entgegenzuschütten. Nichts verursachte ihm größere Freude, als Geschenke zu machen, nur waren dieselben gewöhnlich unnütz und unpassend; so bekam z. B. ein Küchenjunge — eine astronomische Uhr. Zu einer Reise nach Reinhardsbrunn, wo er die Särge der alten Landgrafen öffnen ließ, um zu sehen, welchen Schmuck sie trügen, beschenkte er seine Begleiter mit buntfarbigen seidenen Talars; den Frauen der kleinen Beamten ließ er seidene Schleppkleider anfertigen, die mit Blumenguirlanden geziert waren. Durch Ankauf von Raritäten aller Art verschwendete er sein eigenes und ein geerbtes enormes Vermögen; daneben hatte er indessen auch Sinn für wahre Kunst und kaufte zuweilen gute Gemälde für die höchsten Preise.

Für seine reichhaltigen Sammlungen aller Art setzte er bei seinem Tode das Herzogthum Gotha zum Erben ein. Dieses kleine Land kam überdem durch die hohe Verehrung, welche Herzog August dem Kaiser Napoleon warm entgegen trug, im Jahre 1806 sehr gut davon; denn der Eroberer, dem die Bewunderung eines deutschen Fürsten schmeichelte, erließ Gotha die bereits ausgeschriebene Contribution von 1,700,000 Franken. — Uebertrieben eitel, wie Herzog August war, hatte er die Eigenheit, sich von allen Malern, die nach Gotha kamen, portraitiren zu lassen, um zu sehen, wie jeder ihn auffaßte.

Ich hatte ihn zu malen in einem violetten Sammetrock und einer Weste von Goldstoff. Von dieser Weste erbat ich mir eine kleine Probe, um den Stoff richtig nachzuahmen. „Nein!" sagte er, „keine Probe, sondern ein

ganzes Stück von der Goldtresse sollen Sie haben." Wollte Jemand seine Freigebigkeit abwehren, so verdoppelte er sie. Ich weiß dies aus eigener Erfahrung. Bisweilen genoß ich den Vorzug, mit ihm und seinem Kammerherrn allein zu speisen; nach der Tafel ging der Herzog auf und nieder und ließ sich von mir erzählen oder er that in seiner originellen Weise allerlei Fragen. So rief er eines Tages: „Was macht Euer Kunstpapst?" Damit meinte er Goethe. Sein beißender Witz verschonte Niemand; hatte man Geistesgegenwart genug zu einer passenden Entgegnung, so imponirte man ihm. Einem wenig begüterten, sehr häßlichen Fräulein vom ältesten Adel gab er einst das Räthsel auf: „Das Erste haben Sie nicht, das zweite sind Sie nicht, das Ganze ist die Farbe ihres Teints" (Orange). Den Kammerherrn von Seebach fragte er: „Was ist das: Die erste Silbe ist naß, die zweite auch, das Ganze ist doch sehr trocken." Die Gräfin Auguste von W. empfing er bei einer Audienz mit dem Ausrufe: „Der Blitz! Ist das nicht die Gustel von Blasewitz?" Und als sie vor versammeltem Hofe erwiederte: „O je! Da ist ja der lange Peter von Itzehoe!" lachte er aus vollem Halse. Auf einem Maskenballe bemerkte er, wie ein junger Kaufmann, Namens Tröbsdorf, den er unter der Verkleidung erkannt hatte, einer weiblichen Maske stark den Hof machte. Der Herzog trat auf ihn zu, schlug ihn auf die Schulter und sagte laut: „Tröbsdorf mit der Elle verliebt sich schnelle!" Der Angeredete, welcher den Herzog sofort erkannte, antwortete mit großer Geistesgegenwart: „Ich führe meine Elle mit Verstand, das Scepter — ruht in August's Hand!" Weit entfernt, dergleichen Sarkasmen übel aufzunehmen, ergötzte sich der Herzog darüber im Gegentheil ganz außerordentlich. — Gern hätte er auch als Schriftsteller geglänzt, allein die literarischen Arbeiten des Herzogs, an denen mein Onkel Jacobs die Verse feilen mußte, sind — obwol nicht ohne Geist und Witz — im Ganzen doch sehr confus. Gedruckt erschien von ihm ein Roman, zu welchem sein von ihm königlich besoldeter Hofmaler Professor Grassi, ein Italiener, lebensgroße Bilder malen mußte; z. B. zwei in ein Sternengewand gekleidete Prinzen auf einem Thron sitzend; der eine wird durch ein kleines chamäleonartiges Ungeheuer angehaucht und verfällt, leichenblaß dem Tode. Eine andere Illustration zu diesem Roman zeigt einen phantastischen Jäger; der Himmel auf dem Bilde ist grün, die Landschaft blau. Ferner entwarf Grassi eine ihren Wagen lenkende Fee, deren ränkevoller Charakter durch grellgeschminkte Wangen angedeutet werden mußte. — Als Papst Pius VII. aus seiner Gefangenschaft in Frankreich entlassen und nach Rom zurückgekehrt war, ließ der Herzog ein außerordentlich figurenreiches Bild mit lebensgroßen Gestalten malen, welches Petrus vorstellt, wie er dem heiligen Vater die Schlüssel des Himmels überreicht. Dieses riesengroße Gemälde sendete er nach Rom. Der schönen Herzogin von Kurland schenkte er ein Bild, das sie selbst in Lebensgröße darstellt, wie sie ein weißes Reh mit Vergißmeinnicht füttert. Unter dem Reh hatte er sich selbst gedacht. Von dem weimarischen Hofmaler Jagemann ließ er sich in mittelalterlicher Tracht mit Federbarett malen, wie er eine Gänseblume als Liebesorakel auszupft.

Doch legte er auch Proben eines bessern Geschmackes ab. Er ließ z. B. eine Reihe von Zimmern reich, phantastisch, aber doch höchst geschmackvoll decoriren; besonders gefiel mir ein nach des Herzogs eigenen Angaben eingerichteter Salon von dunkelblauer Grundfarbe. Hier hatten herrlich gemalte Blumen, Früchte, Vasen, Schmetterlinge, Vögel und ähnliche Dinge in ge-

fälligstem Arrangement Aufnahme gefunden. Um die Regierung kümmerte sich Herzog August sehr wenig; diese war lediglich seinen trefflichen Ministern überlassen. Das Land befand sich dabei sehr wohl; besonders florirte die Residenzstadt Gotha, welche unter ihm ein glänzender Mittelpunkt geistreicher Gesellschaft war, die Hofhaltung war prachtvoll, immerwährend war Besuch von fremden Fürstlichkeiten und ausgezeichneten Personen aller Art in dem jetzt so stillen Orte. Die Erinnerung an jene glanzvollen Tage hat sich im Gedächtniß der Bürger von Gotha lange erhalten, denn Herzog August war trotz seiner vielen Schrullen doch von seinen Unterthanen aufrichtig geliebt worden. Bei seinem frühen Hinscheiden im Jahre 1822 zeigte sich überall tiefe und ungeheuchelte Theilnahme. Er selbst sprach von seinem Tode ganz ruhig, ja, er hatte sich auf einer Insel im Park ein Mausoleum hergerichtet, welches er inwendig stets mit frischen Blumen bekleiden ließ. Da hinein ohne Sarg gelegt zu werden, war sein letzter Wunsch.

In der That wurde die Leiche des Herzogs auf dieser Insel bestattet — neben seinem Vater und seinen zwei Brüdern. Als Herzog August gestorben war, wurde sein Bruder, der in Rom zur katholischen Kirche übergetretene Prinz Friedrich, zurückberufen und folgte ihm in der Regierung. Mit diesem erlosch die Dynastie.

Im Sommer 1817, bevor ich meine Reise nach München antrat (wo ich mich als Künstlerin weiterbilden sollte und wohin mich namentlich Goethe warm empfahl), ging ich noch einmal nach Gotha, um dort von meinen Verwandten und Freunden Abschied zu nehmen.

Bei dieser Gelegenheit wurde mir noch eine Audienz vom Herzog August bewilligt, in welcher er mir einen letzten wunderbaren Auftrag ertheilte. Er beschäftigte sich nämlich damals gerade mit der indischen Religion und nahm an, daß Brahma, Wischnu und Schiwa das Nämliche wie unsere Dreieinigkeit wären. Er sprach mit mir lange darüber und stellte mir endlich die Aufgabe: Christus als Wischnu zu malen; er müsse Perlmutteraugen haben, die Fingernägel seien mit Alhenna — jener Wurzel, die im Orient von den Weibern zum Schminken gebraucht wird — roth gefärbt, auf seiner Brust erblicke man einen Fisch und so weiter. Mir schwindelte der Kopf; ich verneigte mich und stammelte etwas wie: „ich will's versuchen!"

Bei diesem letzten Besuch in Gotha machte ich auch noch die Bekanntschaft des ehedem allmächtigen Gothaischen Ministers von Thümmel, der sich vor nicht langer Zeit nach Altenburg zurückgezogen hatte. Er war der Bruder des Verfassers der „Reise in das mittägliche Frankreich", und hegte den Wunsch, daß ich den Autor dieses Werkes noch vor meiner Abreise nach München malen möchte; eine Bestellung, der ich nicht wohl aus dem Wege gehen konnte.

Ehe ich der Einladung des Ministers von Thümmel folgen konnte, wurde es April. In den letzten Tagen dieses Monats traf ich in Altenburg ein; dort hatte sich der reich begüterte Mann nach seinem Rücktritt vom Staatsdienst eine Villa erbaut. Die höchst geschmackvolle Besitzung lag auf einem kleinen Berge; rings um dieselbe zog sich ein weitläufiger Park, in welchem sich ein großer Fischteich befand. In diesem Parke sah man fünf oder sechs Schweizerhäuschen, an welche das Gerücht manches Liebesabenteuer des galanten Ministers anknüpfte. Kein Wunder also, daß dessen Gemalin, als sie von der Einladung gehört hatte, welche mir zu Theil geworden war, erst genaue Erkundigungen über mich einzog. Als diese beruhigend ausfielen,

wurde mir ein Atelier und Schlafzimmer dicht neben den Gemächern der Töchter des Hauses eingeräumt.

Ein unverheiratheter Sohn des Ministers war in der Nähe von Altenburg als Oberforstmeister angestellt. Als wir ihn eines Tages besuchten, fiel uns ein schmucker und trotz seiner anscheinend großen Jugend sehr gewandter Jägerbursche angenehm auf, welcher die Bedienung bei Tische besorgte. Daß dieser schöne und kräftige Jüngling — ein Weib war, ahnte Niemand. Dennoch war dem so; ohne es zu wissen, sahen wir eine Geliebte des jungen Thümmel vor uns, welche diesen auf Reisen, in die Bäder u. s. w. als Diener begleitete.

Der Minister von Thümmel war ein barocker Mensch; einmal ließ er auf dem Dache eines türkischen Kiosks, wo sich ein länglicher Altan befand, im Freien das Diner serviren, obwol es im April und eisig kalt war. Schnee und Hagel fielen auf die Tafel nieder, allein wir mußten ausharren. Das Abenteuerliche hatte eben für den Herrn des Hauses einen besondern Reiz. Noch auf dem Todtenbette befahl er, daß man ihn, wenn er gestorben sei, in aufrechter Stellung, nur mit einem Betttuche umwickelt, in dem innern Raume einer uralten Rieseneiche, wo er häufig getafelt hatte, beisetzen solle — ein Verlangen, welchem man, wie ich gehört zu haben glaube, wirklich nachgab.

Sein Bruder, der Dichter Moritz August von Thümmel, war, als ich ihn malte, schon ein zusammengesunkener, abgelebter Greis mit verschrumpften Zügen und kleinen, blinzelnden grauen Augen. Trotz seiner Häßlichkeit machte er indessen einen freundlichen Eindruck. Da er sehr schwächlich war, so vermied er es, viel zu sprechen; die Aufgabe, ihn zu malen, war daher keineswegs anziehend.

Einige Entschädigung für dieselbe gewährte mir eine angenehmere Arbeit, welche bei mir bestellt ward, nämlich ein lebensgroßes Bild der Domina des Altenburger Damenstiftes, der schönen Freiin von Friesen, diese in der malerischen Ordenstracht darstellend. Endlich waren beide Gemälde vollendet; ich kehrte nach Jena zurück, traf meine letzten Vorbereitungen und am 4. Juli 1817 brach ich bei herrlichstem Reisewetter von meiner Vaterstadt nach dem schönen München auf, wo ein neues Kunstleben für mich beginnen sollte.

Mitteldeutsche Waldbilder.

Vom Sommer in den Herbst.

Von **Hermann Jäger.**

I.

Es ist September und der Wald liegt da in sonniger Pracht. Zwar kann er nicht mehr so entzücken, wie zur Pfingstzeit, wo die weichen, duftigen Blätter noch ihr lichtes Grün hatten und der Wald das schimmernde Feiertagskleid der Vermälung des Frühlings mit dem Sommer trug, denn braune Schatten sind hie und da eingestreut, besonders auf den Bergkuppen und Südabhängen; aber es liegt eine befriedigende Ruhe über den Wäldern, die von kleinen Farbenmängeln nicht gestört wird und in seinem Innern unter dem Gewölbe der ausgebreiteten Aeste ist keine Abnahme des Frühlingsreizes fühlbar, denn was der Farbe mangelt, das ersetzt das volle Sonnenlicht des heitern Sommertages reichlich.

„Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftender Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und blickt lachend das Blau herein."

Wie wahr malt Schiller in diesen Zeilen den sommerlichen Buchenwald! Denn wir sind im deutschen Buchenwalde, da nur Buchen zusammenhängende Laubwälder aus nur einer Baumart bilden. Der gemischte Laubwald in größerer Ausdehnung ist fast überall verschwunden, wo die Hand des Forstmannes gewaltet hat und dies ist ja bei uns überall der Fall. Hie und da giebt es Wälder, wo die Buchen noch mit Eichen vermischt sind, besonders im Tieflande, wo aber noch häufiger andere Bäume das Gefolge der königlichen Eiche bilden. Nur hie und da, namentlich wo große Wälder nicht allgemein sind, in den Vorbergen und Hügelgegenden, in steilen Thalschluchten des höhern Gebirges haben andere Bäume sich neben der Buche behauptet, diese sogar zurückgedrängt, wenn Ahorn, Eiche, Ulmen, Esche, Weißbuche und Linde u. a. m. besonders günstige Bodenverhältnisse vorfanden.

Der Landschaftsmaler mag es bedauern, daß die unbegrenzte Abwechslung des gemischten Laubwaldes in seiner Oberfläche und Farbe, in seinen Umrissen und Schattenwirkungen der Einförmigkeit des Buchenwaldes gewichen ist und wir Anderen, die wir als Landschafter empfinden, möchten eine noch größere Ausdehnung nicht wünschen. Aber wenn man an einen von allen Nebenrücksichten unbeirrten Waldgenuß denkt, so geht doch nichts über die Schönheit des Buchenwaldes. Der Buchenwald ist das Schönste, was die deutsche Pflanzenwelt in der Landschaft hervorbringt und übt auf Jeden einen unwiderstehlichen Zauber, dem er sich unbewußt überläßt. Die Schönheit wirkt hauptsächlich durch die Einheit des Ausdrucks, durch die fast vollkommene Uebereinstimmung aller Theile (allgemeine Harmonie), di e trotzdem

unendlich in der Mannigfaltigkeit ist. Es ist von Außen die Gleichmäßigkeit des Grüns der Wipfel, im Innern der Mangel an Unterholz und die Gleichmäßigkeit der Stämme, welches im Buchenhochwald auf uns wirkt. Doch treten wir selbst ein. Nach dem immer noch heißen Gange durch das sonnige Wiesenthal umfängt uns eine erfrischende Kühle. Wir athmen tief eine köstliche, ganz andere Luft und bleiben, kaum eingetreten, doch oft stehen, als wären wir an die Stelle gebannt und hätten kein ferneres Ziel. Wir blicken um uns und über uns, sehen fast immer dasselbe und können uns doch nicht satt daran sehen. Das ist ja das Zeichen der höchsten Schönheit, daß man nie ermüdet das damit beglückte Wesen zu betrachten! Wir stehen im alten Hochwalde ohne Unterholz, welches nur am Rande die Stämme verdeckte.

Da stehen Tausende von weißgrauen, glatten Stämmen von jeder Stärke, meist astlos und säulenartig bis zu fünfzig Fuß Höhe. Darüber ein wunderbares Astgeflecht, in tausend Verschlingungen einen erhabenen Dom wölbend, in dessen Hallen fortwährend ein mildes grünes Dämmerlicht herrscht, wo nur hie und da ein Sonnenstrahl durch das geschlossene Laubdach fällt und einzelne Stämme und Aeste eigenthümlich schimmernd erleuchtet, aber selten bis auf den Boden dringt.

Die Decke des „laubigen Gitters" erscheint selbst dem guten Auge in der Höhe von achtzig bis hundert Fuß wie ein grüner Ueberzug, denn die Millionen Blätter, welche sie bilden, verschwinden gleich den Sternen der Milchstraße als Einzelwesen. Das Grün ist nur bald heller, bald dunkler, je nachdem volläftige Kronen oder durchsichtige Zweigspitzen die Decke bilden. Und in wunderbarer Tiefe und Reinheit erscheint das Blau des Himmels, wenn es hier und da durch kleine Oeffnungen „hereinblickt". Der Blick sucht zwischen den zahllosen Stämmen vergeblich ein Ende, einen Ruhepunkt. Nur der wellige Boden bringt da und dort einen Abschnitt hervor und ändert zugleich die Beleuchtung, denn der Abhang nach der Sonnenseite ist auch im Waldinnern heller; die Stämme erscheinen weißer und hie und da beleuchtet die Sonne einen grünen Platz, den ein einst prächtiger Baumgreis im letzten Herbststurme den Nachkommen überlassen hat. Von diesem immerhin kleinen Platze geht ein Licht aus, welches weit in die umgebende Walddämmerung eindringt. Noch düsterer als im Allgemeinen dämmert uns das Ende eines kurzen Seitenthales entgegen, wo die Bäume auf dem feuchten, von herbei gewehten Laubmassen fruchtbaren Boden noch mächtigere Stämme haben, noch gedrängter stehen und sich so dicht an die das Thälchen schließende moosige Felsenwand drücken, daß Aeste aufliegen und die den Felsen in Besitz habenden alten Ahornbäume sich weit über den Rand biegen, um ihren Platz zu behaupten und die emporstrebenden Bewohner der Tiefe niederzuhalten.

Hie und da stehen die ältesten Stämme weit von einander, schließen aber dennoch die Decke. Unter ihnen aber hat sich ein junger Wald angesiedelt. Schwache Stämmchen, hoch und schlank, breiten ihre dünn stehenden Aeste schirmartig aus und können keine rechte Spitze gewinnen, denn die Alten stehen noch fest und lassen den Jungen keinen Sonnenstrahl zukommen. Daher sind sie auch von einer Zartheit des Grüns, wie es sonst nur der Mai zeigt. Bildet sich aber von der Seite eine Lichtung, dann gewährt ein solcher junger Wald unter dem Walde einen zauberhaften Anblick in seiner Lichtfülle. Und diese Zeit wird bald kommen, denn bereits steht das

alte prächtige Stück Hochwald auf der Sterbeliste, damit der Nachwuchs aufkommen kann. Das ununterbrochene Innere des geschlossenen Buchenhochwaldes hat nur ausnahmsweise eine grüne Pflanzenbodendecke. Das Laub des vergangenen Jahres bildet den braunen, gleichmäßigen Ueberzug. Nur hie und da sehen wir Flächen von verschiedenem Grün schimmern, kleine Oasen von breitblätterigen Gräsern, meist Hainsimsen, größere von niedrigem Farrnkraut, gedrängte Massen von dunkelgrünem Bingelkraut (Mercurialis) und weißblühendes Hexenkraut (Circaea), im Frühling an feuchten Plätzen von Arons- oder Stabwurz, zuweilen fern von Wegen, wo der Fuß des Kräutersuchers und des nach Maitrank lüsternen Städters nicht hingekommen ist, aus lieblichem Waldmeister bestehend. Hierzu kommt für das Auge eine willkommene Unterbrechung: die hellgrünen Moospolster, mit denen die oft frei über dem Boden liegenden starken Wurzeln und unteren Stammtheile dicht überzogen sind.

Eine wunderbare Stille und Unbeweglichkeit umgiebt uns, von keinem Vogelgesang, keinem daher schwebenden Schmetterling unterbrochen. Was sollen Vögel hier, wo sie keine Gebüsche finden, um zu nisten, keine Sonne, um sie im Aufgange mit Gesang zu begrüßen? Was sollen Schmetterlinge, wo keine Blumen blühen? Nur hie und da klingt entfernt das Klopfen des Spechtes, oder ein uns unerklärlicher schnarrender, rasselnder Ton und in langen Zwischenräumen ertönt hundert Fuß über uns das wohlbekannte Ruckfen und Girren der wilden Taube, die oben genistet hat, die aber den Wald unter sich nicht kennt und von ihrem sonnigen Wipfel weit hinaus in die Feldlandschaft ihrer Nahrung nachfliegt.

Endlich währet uns auch die erhabene Dämmerung dieses Hochwaldes zu lange und eine Beengung überkommt uns, wenn sich dunkle Wolken auf Minuten vor die Sonne legen und den Wald unheimlich verdüstern. Aber bald schimmert helleres Grün durch die Stämme, des Waldes Ende scheint zu nahen! doch ist es nur eine Lichtung von einem Thaleinschnitt gebildet, in welchem sich ein schmaler Wiesenstreif hinzieht. Dort sind die vollaubigen Randbäume hell beleuchtet und erscheinen im Gegensatz zu dem Dunkel des Waldes wie im Goldglanz. Der schmale Wiesengrund bildet einen Abschnitt und jenseits hat der Wald einen andern Charakter. Die Bäume sind verschiedenen Alters, Gruppen von alten Waldriesen wechseln mit undurchdringlichen Wäldchen von jungen Buchen. Die hainartig vereinzelt stehenden alten Bäume haben meist schöne volle Kronen, an denen die braunen stachlichen Fruchthüllen zum Glück für die Schönheit von unten wenig bemerkt werden, während sie, von fern gesehen, einen braunen Schatten über die Waldoberfläche breiten. Wir sehen auch einzelne Steineichen mit graubraunen rissigen Stämmen und ausgebreiteten, knorrigen, gebogenen Aesten, unten am Wiesenrande Gruppen von Weiß- oder Hainbuchen mit den hellgrünen hervortretenden Spitzen der Sommertriebe und gedrehten, knotigen, weißgrauen Stämmen; gegenüber aber hoch oben auf trockenem Südabhange weißstämmige Birken über dem sommergelben Grasboden ihre leichten Zweigschleier in dem aus dem kühlen Thalgrunde aufsteigenden Luftwehen leise bewegen. Auch der Boden ist ein anderer geworden. Wir sehen das frische Grün der Heidelbeere ganze Strecken bedecken, dazwischen hohe schwankende Grashalme mit federbuschartiger Rispe. Hie und da die hohen, ausgebreiteten Stauden der jetzt mit schwarzen unheimlichen Beeren besetzten Tollkirsche (Belladonna), höheres Farrnkraut; als schönsten Waldschmuck aber im

hohen Sommer ganze Colonien von fast mannshohem, rothglockigem Fingerhut. Von wunderbarer Schönheit ist die Beleuchtung dieser Waldtheile. Nicht daß besondere Lichteffecte, wie sie der Wanderer zuweilen auf Augenblicke, zuweilen zauberisch vorüberschweben sieht, die Umgebung in einen ungewöhnlichen Glanz versetzt hätte, nein, es ist nur die gewöhnliche Beleuchtung des sonnigen Tages, wie sie sich täglich beim tiefern Stande der Sonne wiederholt und deren Erscheinung nur von dem Standpunkte des Beobachters abhängt. Der dichtwaldige Südrand liegt ganz im Schatten und wirft diesen weit auf die offene Fläche. Davor liegen einzelne mächtige Kronen ganz im Lichte, andere werden halb beschattet, oder strecken aus dem Schatten einzelne Aeste der Sonne entgegen, die dann im Gegensatz zum Schattengrün wie mit Goldgeflecht übersponnen erscheinen. Eben so liegt der Waldboden in der mannichfaltigsten Beleuchtung. Besonders wunderbar erscheint die Wiese, worauf augenblicklich die Sonne ihr volles Licht ausgießt, so daß die ihre Schatten darauf werfenden dichten Baumkronen sich wie auf Goldgrund davon abheben.

Hier werden auch wieder Vögelstimmen laut und Schmetterlinge gaukeln von Blume zu Blume. Ja wir überraschen einige Rehe in der Untersuchung der jungen Kräuter, welche in der Erde des ausgerotteten Baumstockes neu entstanden sind. Sie sehen uns mit klugen Augen an, dann einige Sätze und sie sind zwischen den Stämmen verschwunden. Zu einer andern Zeit könnten wir auch den mächtigen Auerhahn mit brausendem Flügelschlag von dem trockenen Eichenast abfliegen sehen. Diesen Verlust ersetzt wenigstens durch heiseres Geschrei und Lärm schwerfällig dahin fliegende, hier häufige Eichelhäher.

Ein begraster Pfad leitet, allmälig aufsteigend, in einen ausgedehnten Hochwald ganz abweichend von Dem, was wir bisher gesehen. Er bedeckt zwei breite, abgerundete Bergkuppen und die dazwischenliegende Einsenkung. Hier steht fast jeder Baum frei, überall blickt der blaue Himmel herein. Die nicht mehr so hohen, aber starken Stämme stehen in fast gleichmäßigen Entfernungen von einander und zeigen kaum Spuren von Moos. Die Kronen sind voll und meist allseitig, denn seit hundert Jahren wurden immer die schwächsten und schlechtesten Bäume dazwischen „ausgeforstet", um ihnen Raum zu gewähren. Das Eigenthümlichste aber ist, daß der ganze Boden mit einem niedrigen, breitblätterigen, hellgrünen Gras (Hirsegras, Milium effusum) überzogen ist, welches in Masse von Weitem den Eindruck einer Wiese macht. Nur in der Einsenkung, wohin der Wind das meiste Laub von den Bergkuppen wegweht, ist der Boden braun; dafür sind aber dort auch die Stämme weit über hundert Fuß hoch.

Die Höhe ist erreicht, der Wald löst sich in Gruppen auf und wird Hain, die Bäume werden gedrungener und dichtkroniger, verlieren aber dadurch an Schönheit und vermischen sich mit Gruppen von Birken und niedrigen Fichten, an deren Fuß sich der Wachholder schmiegt. Ein röthlicher Schein, viel glühender als das Abendgold der Sonne, schimmert durch die Bäume uns entgegen. Bald liegt eine kahle Bergkuppe vor uns, ganz mit rothblühender Haide überzogen, nur hie und da durch eine Zwergeiche, von bis zum Boden begrünter Fichtenpyramiden und niedriges blaugrünes Wachholdergebüsch unterbrochen. Das verschiedene Grün dieser beiden fließt ineinander und die rosige Haide erscheint dadurch viel farbenreicher als sie wirklich ist.

Wir stehen auf freier Höhe und der Wald liegt unter uns. Die sinkende Sonne beleuchtet alle Spitzen und Hochrücken, die nun schon ihre Schatten so tief auf die Thäler werfen, daß die entfernteren — denn wir haben eine Waldfläche von mehreren Meilen Ausdehnung vor uns — nur noch wie dunkle Streifen erscheinen. Wir haben diesmal kein Auge für die Mannigfaltigkeit des ausgedehnten Panoramas, beachten kaum die ferne blaue Gebirgskette, nicht die Kirchthurmspitzen und hellen Häuser, die glänzenden Teiche, welche die weite Waldlandschaft unterbrechen: wir sehen nur Wald, dessen geheimnißvolle Hallen wir eben durchzogen. Wie ganz anders und wie wunderbar einförmig ist er doch von oben. Wüßten wir es nicht, wir ahnten es nicht, welcher Zauber, welche Abwechslung unter jenen Baumkronen da unten wohnt. Die ganze Oberfläche des ältern Waldes besteht, von einer Höhe gesehen, in unbegrenzter Ausdehnung nur aus Baumkuppeln von nahezu gleicher Gestalt und Größe, augenblicklich ganz gleichmäßig nur auf einer Seite beleuchtet, daher scharf hervortretend. Jeder große Baum hebt sich aus der geschlossenen Walddecke wie ein Berg hervor und so lernen wir erkennen, daß die grüne Decke des Hochwaldes nicht so gleichmäßig ist, wie sie uns im Innern erscheint. Nur der jüngere Wald macht eine Ausnahme. Dort verschmilzt Ast mit Ast, denn es giebt noch keine Kronen, nur aufstrebende Aeste. Hier und da erhebt eine einzelne alte Eiche ihre zackige Krone mit den trocknen Aesten über die Kuppeln der Buchen, auch können wir bei einigen Bergabhängen an dem Grün und der zackigen Oberfläche den reinen Eichenwald erkennen, neben welchen sich häufig kleine Waldblösen bemerklich machen, denn wo der Eichenwald auf Höhen sein Unterholz verloren hat, da verweht der Wind das abgestorbene Laub, der Boden trocknet aus und es entstehen Lücken und Lichtungen, wo nur Haide und graugrünes Borstengras die Bodendecke bildet. Nun ist die Sonne hinter die fernen Kuppelberge gesunken, aber noch schwebt ein zitternder rother Schimmer über den Baumkronen, einem goldigen Netz vergleichbar, das seine Fäden über die Landschaft gespannt. Auch dieser Schimmer währt nur Augenblicke, dann sieht das geblendete Auge heller. Aber was es sehen mag, Alles spricht von Ruhe, mahnt zur Ruhe. „Ueber allen Gipfeln ist Ruh*)."

Seit unserm letzten Waldgange sind die Störche fortgezogen, die Staare fliegen Abends in schwarzen Wolken um den Schilfteich und die Schwalben versammeln sich auf Dachfirsten und Telegraphendrähten und berathen, ob sie bald abziehen wollen. Woran erkennen wohl die Wanderthiere das Herannahen des Herbstes? Vielleicht am meisten an der knapper werdenden Nahrung, sicher aber am Ansehen der Landschaft in Wald und Flur. Zuerst gemahnen einzelne Birken durch ihre goldgelben Blätter an den Herbst, dann fällt da und dort ein Blatt, halb grün, halb gelb.

Aber der Wald ist nach Mitte September doch noch grün, wenigstens erscheint er uns unverändert, obschon die braunen Schatten seiner Oberfläche dunkler und breiterer geworden.

Aber wenn wir einige Tage, vielleicht eine Woche, nicht hinausgekommen vor die Schaubühne unseres größten Genusses, dann tritt uns eine wunderbare Veränderung entgegen, die man mit dem zauberhaften Wechsel eines

---

*) In der Göthe'schen Urschrift im „Kickelhahnhäuschen" bei Ilmenau stand „Gipfeln", während bei Citationen dieses Liedes fast immer „Wipfeln" gebraucht wird. Wipfel kommt erst in der zweiten Zeile vor.

„Nebelbildes“ vergleichen kann. Wir sind geblendet von dem Glanze der Landschaft, von der Lichtfülle, die jetzt auch vom Walde ausgeht und uns Sonnenschein sogar an trüben Tagen vorzaubert. Wir besteigen einen Vorberg, von dessen Fuße aus gegenüber sich die höheren Berge erheben, unmittelbar uns zu Füßen ein offenes Wiesenthal, ein Bach mit Erlen und Eschen besetzt. Unser Gebirgswald ist nicht derselbe, wie wir ihn in letzter Sommerwanderung besuchten, er ist reicher und mannigfaltiger in seinen Bewohnern und Formen, gewiß eine Folge der wechselnden Gesteinsart und der vielfachen Spaltung des Gebirges in kurze Thäler mit steilen Wänden und Hochplatten. Wir erkennen an den häufig sichtbaren Felsen an der rothen Farbe den Porphyr oder das Porphyrconglomerat, an der gelbgrauen den Kalkstein, an der hellrothen und weißen den Sandstein. Wo die Gesteinsart so verschieden, da sind es auch die Pflanzen, denn jede findet den Boden und den Platz, wie sie ihn braucht und liebt. Darum tritt uns auch ein Mischwald entgegen, welcher nur wenige Gehölze des mittleren Deutschlands keinen Hauptbaum vermissen läßt. Da sehen wir neben den Buchen meist an Thalrändern und in kleinen Hochthälern mit tiefem, feuchtem Boden drei Arten von Ahorn, den mächtigen Bergahorn von Eichengröße, den zierlichern, dunklern Spitzahorn und den kleinblättrigen Maßholder. Daneben erhebt die Rüster oder Ulme ihre aus fächerartig ausgebreiteten Aesten bestehende lockere Krone weit über andere Bäume, meist jedoch von einzelnen lichtgrünen Eschen erreicht, seltener von Linden, Espen und Eichen begleitet.

Die Hainbuche (Hornbaum) verschmäht zwar die besten Plätze nicht, kann aber mit seinem schwerfälligen Samen keine weiten Reisen machen und wird vom Förster nur an Waldrändern und Wegen als Gestrüpp auf trockenem Boden geduldet. Die Eiche kann sich in solcher Beengung nicht ausbreiten und sucht die freie Hochfläche auf, die überbogene Espe mehr die Ränder des Waldes auf Kalkboden. Die leichte Birke aber nimmt überall den Platz ein, welchen andere Bäume verschmähen, weil sie dort verhungern müßten, besonders aber trockene Steilwände und Felsen, die sie meist nur mit Nadelholz und Ebereschen, seltener mit Bergahorn und Maßholder theilt. Um solche Höhenpunkte zu erreichen, müssen die Samen zur geflügelten Reise von Vögeln befähigt sein, oder in verlockender, hartsamiger Frucht eingeschlossen sein und weiter getragen werden.

Besonders aber weicht unsere Waldlandschaft durch die Untermischung von Nadelholz von dem Buchenwald ab, denn wir sehen einzelne Bergseiten und Kuppen ganz mit Fichten, Kiefern und Lärchen bedeckt, ein Thal ganz mit alten Fichten, burgartige Felsengruppen aber mit rothstämmigen Kiefern, natürlich in Gesellschaft der geselligen Birken. Unten am Fuße des Sandsteinberges sehen wir sogar ein Wäldchen von weißstämmigen Edeltannen. Solcher Reichthum an Wesen und Formen äußert sich auch durch Farben. Und wenn wir uns sagen, daß der Farbenreichthum des Herbstes die Pracht des Waldes am vollendetsten zur Erscheinung bringt, so müssen wir den Grund in der Vielartigkeit der Bäume suchen.

Der mit Buschholz bedeckte Abhang vor uns verdankt seiner Lage nach Norden eine für die Jahreszeit noch seltene Frische. Zwischen allerlei Sträuchern sind nur die darüber vorragenden Birken vollkommen gelb. Sie grünten ja schon zu Ostern, was Wunder, da sie sich zeitiger zur Ruhe begeben. Auf vorragenden Rücken sind ganz gelbe und noch vollkommen grüne

Blätter gleichmäßig vertreten, aber in den dazwischenliegenden Vertiefungen strotzen dunkle Spitzahorn und hellgrüne Eschen noch in reicher Sommerfrische. Um so auffallender ist der Wildkirschbaum mitten zwischen ihnen, denn er ist schon zur Hälfte vollkommen roth, als wollte er die Jugend und die eben so begehrlichen Vögel noch einmal an seine Corallenfrüchte erinnern. Ein zwergartiges gekrümmtes Bäumchen auf dem nahen Felsen ist bereits vollständig dunkelroth und leuchtet förmlich aus dem umgebenden Grün heraus. Es wird ein Wildbirnbaum sein, vielleicht auch ein verkrüppelter Elsbeerbaum, dessen Blätter an den Ahorn gemahnen. Solche Farbenausnahmen wiederholen sich da und dort am Abhange, ohne das vorherrschende Grün abschwächen zu können. Im Gegentheil, es wird noch durch die glühenden Baumgestalten für das Auge verstärkt. Die Wiese, welche die gegenüberliegenden Höhen von unserm Standpunkte scheidet, prangt nach der Grummeternte wieder im frischesten Grün, eben so stehen die Erlen und Eschen des Bachufers in voller Sommerfrische da, während die Blätter der Weiden braun gerändert erscheinen und die ferne hohe Schwarzpappel (wir erkennen sie an der breiten lichten Krone), als leuchtender Busch aus dem umgebenden Grün hervortritt. Aber was sind das für kleine rothglühende Büsche unten vor der dunklen Erlengruppe, wo sich der Bach um den kleinen Hügel biegt? Wir errathen es nur, daß es Pfaffenhütchen oder wilder Schneeball sein kann, deren Belaubung in der vollen Herbstfarbe fast carminroth wird, und welche beide zugleich mit hochrothen Früchten um diese Zeit massenhaft beladen sind. Doch wir brauchen nur Minuten, um dieses Alles zu erfassen. Es sind liebliche Kleinigkeiten gegenüber der Waldespracht, welche sich an den gegenüberliegenden Waldbergen und in bewaldeten Thälern aufgethan. Wer könnte sie nur annähernd beschreiben? Der ganze Wald ist ein Gemisch von dem mannigfaltigsten Grün aller Arten von gelb bis braun, hier und da ein wenig roth eingestreut. Aber es ist nicht etwa ein Durcheinander von allen Farben, sondern meist scharf unterscheidbar. Die einzelnen Töne treten in kleinen oder größeren Massen auf, je nachdem die gleichartigen Bäume sich zusammenfanden und gleiche Bodenverhältnisse dieselben Farben bereiteten. Da uns zunächst gegenüber: eine ganze Bergwand üppig grüner, junger Fichten, die sich wie eine Zunge weit in das Wiesenthal vorschiebt, aus denen die gelben Pyramiden höherer Lärchenbäume wie brennende Flammen hervorleuchten, bald einzeln, bald zu dreien, dann wieder ganze Massen, von einander getrennt durch ununterbrochenes Grün. Von ähnlicher, aber doch wieder ganz anderer Wirkung, sind die auch hier häufigen Birken, welche bald vereinzelt am Rande des höhern Fichtenwaldes in vorgebeugter Stellung das Licht suchen, bald mitten zwischen dem Nadelholz kleine Wäldchen bilden oder auf felsiger Platte über dem Abgrund schweben. Da ihre Stämme meistens vom Nadelholz verdeckt sind, ihre Aeste aber zu dünn sind, um in solcher Entfernung aufzufallen, so erscheinen sie nur als gelbe Punkte, gleichsam wie Goldstickerei auf dem schwarzgrünen Untergrunde. Dazwischen am Rande des Nebenthales bereits vollständig gelbe Maßholder und Hainbuchen, dann wieder bräunlicher Bergahorn, rothgespitzter, unten noch grüner Spitzahorn, wol auch ein fast rother eichengroßer Elsbeerbaum und auf feuchtem Thalgrunde lichtgrüne Eschen. Wir wollen vom Einzelnen abspringen, denn das Auge ermüdet im Aufsuchen und der Geist ermattet im Unterscheiden, wollen nur noch einen ganzen, allumfassenden Blick auf die aus vielen Bergen und Thälern bestehende Waldlandschaft werfen. Höher hinauf herrschen

Buchen oder Nadelhölzer vor. Die letzteren tragen ihr ewig faſt gleiches Grün, die erſteren, hier vielfach mit Eichen und Ahorn, hier und da mit Fichten oder Kiefern gemiſcht, ſind in den mittleren Höhen braungrün, auf den Bergkuppen bereits orangegelb, in den Thalfalten aber noch vollſtändig ſommergrün. Ein klarer, ſonniger Tag beleuchtet alle dieſe Pracht und im klarſten Licht treten alle jene friſchen Farben rein hervor.

Wendet auch das Auge ſich geblendet oft ab, um auf der dunklen Fichtenwand auszuruhen, immer wieder wird es angezogen von jenen lichtvollen Höhen. Doch die Sonne ſcheidet und auch wir nehmen Abſchied.

So wird es October und die Waldlandſchaft bleibt im Weſentlichen unverändert, obſchon die Farbenmiſchung jeden Tag eine andere wird. Für die meiſten Beobachter wird der Laubwald nur braun. Im Innern bemerkt man um dieſe Zeit noch wenig vom Herbſt. Zwar flattern leichte gelbe Blätter herab und liegen zerſtreut am Boden, aber die unteren Aeſte erſcheinen noch voll und grün, da nur die Spitzen und die mit Sonnengluth getränkten, zugleich aber auch von der Kühle der Nacht am meiſten getroffenen Außentheile dem Herbſt ihr Sommerkleid geopfert haben. Bei heiterer Luft erſcheint der Wald gegen Mitte October, wenn Buchen vorherrſchen, orangegelb mit einem bedenklichen Zuge in das Braune. Noch iſt es mild und ſommerlich um die Mittagszeit. Auf den noch grünen Wieſen blühen Tauſende von roſenrothen Herbſtzeitloſen und die Erlen und Eſchen haben noch kein gelbes Blatt. Aber die folgende Nacht war kalt und der weiße Reif lag faſt bis Mittag auf dem Raſen. Wir gehen wieder denſelben Weg durch das Wieſenthal. Da rauſcht es widerlich von den Bäumen und die geſtern noch grünen Eſchen und Erlen ſtreuen in wenigen Stunden faſt ſämmtliche Blätter auf den blumigen Raſen. Morgen ſtehen ſie entlaubt da. Zugleich iſt der Bergwald braun und lichter geworden. An heiteren Tagen kann uns ſein Anblick noch erfreuen, aber wenn Nebel über den Thälern lagern und die Luft grau und undurchſichtig iſt — dann erſcheint er uns als Sterbender, deſſen todtenfahles Antlitz wir nicht mehr ſehen mögen. Und bald heulen Stürme durch den Wald, die Blätter wirbeln in der Luft und ſchweben oft weit von ihrem Mutterbaume zu Boden. Nun iſt es mit der Waldherrlichkeit vorbei, denken die meiſten Menſchen. Und wenn die Schönheit der Gegend noch Bewunderer feſſelte, ſo ziehen ſie in ihre Winterheimat. Wir werden ſehen, ob die Herrlichkeit des Waldes wirklich zu Ende iſt. Ich ſage ſchon jetzt: nein! Man muß ſie nur erkennen lernen. Dazu gehört allerdings eine ungewöhnliche Ausdauer, eine gewiſſe Naturſchwärmerei, die bei manchem Menſchen allerdings zur unbegreiflichen Narrheit werden kann, aber dem nie übertreibenden, wiewol begeiſterten Freund der Natur Genüſſe gewährt, welche durch keine anderen zu erſetzen ſind.

An der polnischen Landstraße.

Novelle von **Konstantin Hartwig.**

Die achtundvierzigste Berliner Kunstausstellung war seit acht Tagen eröffnet. Das Publicum staunte Pyramiden und Schlangenbeschwörer, das gemalte Volkslied und Preciosa, die Theaterprinzessin der Romantik an, ich aber stand vor einem kleinen Bilde in einem der letzten Säle. Die Meisten gingen achtlos daran vorüber und doch war es eine Perle der Ausstellung.

Ich starrte in das Bild hinein, bis mir die Thränen in die Augen traten und ich grollte dem Kunstverständigen, der es am ersten Tage gekauft hatte. Ich hätte es wahrscheinlich nicht bezahlen können, es war in seiner technischen Vollendung von bedeutendem Werth; aber warum war Jener glücklicher als ich? Ich brauchte es nicht schwarz auf weiß im Katalog zu lesen; Landstraße in Polen — ich wußte es, ich wußte es nur zu gut. Ob Gierymsky die Straße in Lithauen, Galizien oder im Warschauischen entdeckt hatte, wußte ich nicht, aber ich kannte solch polnische Novembertage, den Schmutz des geschmolzenen Schnees, die kleinen, kräftigen kahlen Bäume und dann das halbe Licht, die trostlos östliche Stimmung — und wie liebte ich das Alles. „Hier bin ich jung gewesen", jubelte ich in mich hinein. „Und auch dieses Haus auf dem Bilde, das so unpolnisch, so rein aussieht — so war jenes Haus, das ich so gern hatte, nur war es kleiner und ärmlicher!"

Slavische Novellen sind Mode geworden, es ist ein wildes, uncultivirtes Blut, das den Leuten jenseit der Weichsel durch die Adern fließt; dergleichen lieben die Poeten.

Solch slavisches Blut floß auch durch die Adern der Leute, die in dem kleinen, armen, reinlichen Hause an der volhynischen Landstraße wohnten. Wenn ich das Bild auf der Ausstellung lange angeschaut habe, dann schließ ich wol die Augen und sehe Dich, Jiewa, wie ich Dich damals sah, im zerrissenen Rock, der polnische Novemberwind in Deinen Haaren wühlend und Du selber hineinstarrend in die polnische Landschaft.

Es war im Spätsommer 1855, da kaufte mein Vater, der beständig im „Unternehmen" begriffen war, ein kleines Gut in Volhynien. Ich war in Riga erzogen worden, so deutsch-russisch und civilisirt, wie man's nur in den Ostseeprovinzen haben kann; nun sollte ich in die Steppen. Mein Vater wollte es „unternehmen", mich auch dort zum brauchbaren Menschen zu machen. Aus Preußen wurde ein Candidat der Theologie verschrieben, der mir die ganze Gymnasialbildung ersetzen sollte. Mein Candidat langweilte sich aber sehr unter den volhynischen

Bauern, ärgerte sich über mein plötzlich slavisch gewordenes Temperament und als der erste Ostwind schneidend von der Düna-Donischen Steppe wehte, bekam er einen furchtbaren Katarrh. Der Katarrh wollte nicht weichen, deswegen entwich mein Candidat; das heißt, mit Erlaubniß meines Vaters. Ich kam nun in dem nahen Flecken zum römisch-katholischen Pfarrer in Pension; mein Vater „unternahm" es, mich trotz der beiden heterogenen geistlichen Erziehungen ein brauchbarer Mensch werden zu lassen.

So stand ich denn am zweiten Tage meiner neuen Erziehungsepoche an der polnischen Landstraße. Etwa hundert Schritte war ich vom heilig-römischen Schutz meines Pensionshauses entfernt und sah mir das kleine, ärmliche, reinliche Haus drüben an. „Da wohnt Herr Berckowicz", hatte mir die Haushälterin meines geistlichen Beschützers gesagt, „der hat zum zweiten Mal geheirathet, eine Deutsche, sauber ist sie, aber böse wie ein Teufel und die Kinder der ersten Frau sind verwilderte Rangen; 's ist ewig Zank und Geprügel drüben." Im Bewußtsein meiner deutschen Abkunft schaute ich das Zank- und Prügelhaus mit innigem Interesse an. „Eine Deutsche ist sie", überlegte ich, „böse, mag sein; aber sauber ist sie, entschieden nicht ganz ungebildet, es ist doch eine ganz andere Race; das Haus da hat etwas Germanisirtes." Ich war meinem Rigaer Geschichtslehrer dankbar, daß etwas von seiner Terminologie bei mir hängen geblieben war; ich kam mir mit „Race" und „germanisiren" höchst geistreich vor, ich hob mich in meinen Augen glänzend von der trüben Novemberstimmung ringsum ab. Aber was war das da, das auf dem Haufen zusammengefegten, schmelzenden Schnees kauerte, zur Seite des germanisirten Hauses? War das eine von den verwilderten Rangen des Herrn Berckowicz? Ein kleiner, gelber, magerer Junge wars und wahrhaftig, er machte aus dem schmutzigen Schnee kleine Ballen. Das war mir neu. In Riga pflegte man das mit frischgefallenem Schnee zu thun; ich riß Augen, Mund und Nase weit auf, um mit möglichst viel Sinnen das Phänomen in mich aufzunehmen. „Na, was gaffst Du", redete mich der Junge an und ohne eine etwaige Antwort abzuwarten, warf er mir einen der mir so interessanten Schneeklumpen in's Gesicht. Das empörte mich; mit dem leidenschaftlichen Wunsch, den kleinen Berckowicz zu „germanisiren", sprang ich auf ihn zu.

„Lassen Sie das, junger Herr", tönte es da neben mir in schlecht gesprochenem Polnisch, „das thue ich." Aus dem Hause war eine kleine, rundliche Frauengestalt herausgeschlüpft. Sie hatte dunkelblaue Augen und trug eine saubere, weiße Schürze; aber trotz der blauen Augen und der weißen Schürze ohrfeigte sie den Kleinen auf seiner schmelzenden Schneebarrikade in wahrhaft erschreckender Weise, zog ihn mit sich in's Haus und schloß hinter dem Schreienden die Thür. „Das ist also Frau Berckowicz", dachte ich, „sauber wie ein Teufel. Eine schöne Bande hier, wenn mich meine Rigaer Kameraden so sähen!" Ich wollte mich eben in einen sentimentalen Gymnasialschülerstolz vertiefen, da

trat aus dem Hause ein Mädchen in den trüben Novembertag hinaus; die Erscheinung überraschte mich.

Sie hatte die Arme ineinander verschränkt, ging wie vom Fieber getrieben auf und ab, schien mit sich selbst zu sprechen, blickte zuweilen nach oben, zu den sturmgetriebenen Wolken, endlich blieb sie stehen, stützte sich auf den alten Breterzaun, der das Nachbarhaus der Berckowicz umgab, und starrte vor sich hin.

Sie mochte siebzehn Jahre alt sein, war hochaufgeschossen und schmächtig, das Gesicht war von der matten Blässe, die die Bewohner jener Striche auszeichnet; aus ihm schauten unter starker Stirnwölbung ein paar tiefschwarze Augen hervor; so dunkel waren sie, daß sie fast nicht zu glänzen schienen, aber jedesmal, wenn sie die Stellung änderte — und sie that es oft und die Stellung war immer schön — flackerten oder loderten die Augen wie von mächtiger Willenskraft auf. Und wie sie eigenthümlich aussah in dem zerrissenen, grauen Rock und dem leuchtend rothen Tuch, das sie um die Schultern geschlungen hatte, in der Art, wie ich es später nur bei den Albanerinnen gesehen habe!

Ungefähr fünf Minuten mochten wir so gestanden haben, sie wie auf etwas wartend, ich sie erstaunt ansehend; da kam vom Feldweg um die Ecke herum ein alter Mann. Das Mädchen fuhr hastig aus ihrer schönen Stellung auf, ihre rechte Hand schien sich in den Breterzaun einzukrallen, sie bog den Oberkörper vor und starrte mit dem Ausdruck angstvoller Spannung dem Näherkommenden in's Gesicht. Dann schien sie ruhiger zu werden, mit einem gütigen Lächeln reichte sie dem Alten die Hand. „Brav so — Vater", sagte sie mit einer Stimme, die wie liebkosend klang. Seltsam genug sahen Vater und Tochter nebeneinander aus, die Hochgewachsene mit dem stolzen Polenprofil — neben ihr der Kleine, Untersetzte, mit den breiten Backenknochen und der aufgestülpten, fleischigen Nase. Nur die Stirn, von der der Alte sein Käppchen heruntergenommen hatte, war bei beiden gleich hoch und frei entwickelt. Der Alte machte einige Schritte gegen das Haus zu. „Noch nicht, Vater", sagte sie, „ich gehe nicht hinein, die Deutsche hat den Kola geschlagen, weil er" — hierbei sah sie mich zum ersten Mal an und ich war verwundert, daß sie mich überhaupt bemerkt hatte — „weil er im Schnee mit einem andern Jungen gespielt hat." Ich war über die Behauptung, daß ich, der Rigaer Tertianer, im schmelzenden Schnee gespielt haben sollte, entsetzt. „Die Kathinka muß schon seit drei Stunden spinnen. Mir hat die Deutsche das rothe Tuch wegnehmen wollen, erst sollt' ich mir den Rock ausbessern, für wen sollte ich das wol thun" — und sie zog energisch die Schultern empor — „da wehrte ich mich, als sie mich festhalten wollte und lief hinaus. Und nun, Vater" — und sie verschränkte die Arme ineinander und sprach mit harter, rauher Stimme — „warum hast Du das gethan? Unsere Mutter war eine polnische Adelige, sie war schön und gut wie eine Fürstin, warum hast Du uns die deutsche Dienstmagd in's Haus gebracht?"

„O, Jiewa. Jiewa", rief der Alte mit weinerlichem Grinsen, „Ihr

brecht mir mein Herz! Wenn Du mich nicht in's Haus läßt, muß ich in's Wirthshaus und wenn ich dann nach Hause komme, ist der deutsche Teufel und der polnische Teufel los."

Jiewa war schon am Hause und machte die Thür auf. „Gehe nur hinein, Vater", sagte sie heftig, „Du sollst nicht in's Wirthshaus."

Es war ein seltsamer Blick, mit dem sie dem Hineingehenden nachsah, nicht Haß, nicht Verachtung war es, es war ein gleichgiltiger Blick, als ob sie sich meilenweit von Dem, den sie „Vater" genannt, entfernt und wohl dabei fühlte. Dann trat sie schnell auf mich zu. „Wenn ein Junge den andern mit Schnee wirft, so wirft der andere wieder", sagte sie in hartausgesprochenem, aber sonst correctem Französisch.

„Mit Schnee, aber nicht mit Schmutz, Madame", antwortete ich mit dem Pathos, das ich monsieur le professeur in Riga abgemerkt hatte und wies mit stolzer Armbewegung auf die bereits erwähnte schmelzende Barrikade. Sie lachte ausgelassen, ihre weißen Zähne blitzten.

„Bist Du ein Russe oder ein Deutscher?" fragte sie weiter.

„Ich bin aus Riga, aber ich spreche mit Vorliebe polnisch."

„Er spricht es mit Vorliebe", lachte sie wieder, „was ist das für ein höflicher Junge", und sie sprach wie ich polnisch; „aber Du sprichst schlecht aus. Es ist eine sehr klangvolle Sprache. Du bist ein kluger Junge, Du magst zuweilen mit Kola spielen."

Sie sagte das in einem Tone, als ob sie mir eine fürstliche Gunst erwiese und ging dann die Landstraße hinauf, ein wildes, kurzrhythmiges Liedchen ihres Mutterlandes vor sich hinsummend.

Als ich in mein alleinseligmachendes Asyl zurückkehrte, war die alte Haushälterin mit dem Zurichten des Abendtisches beschäftigt. „Diese Berckowicz drüben scheinen recht gebildete Leute zu sein", sagte ich. Die Alte sah mich mit ihren schielenden Augen verwundert an, dann holte sie aus der Schublade, wo sie Stiefelwichse, Zwirn und Nähnadeln aufzubewahren pflegte, Messer und Gabeln hervor, betrachtete sie stolz, als ob sie sauber wären (leider waren sie es nicht) und sagte endlich mit ihrem baßähnlichen Alt: „Er trinkt ja den ganzen Tag Wodki!"

Die Antwort stand in entschiedenem Zusammenhang mit meiner Frage, befriedigte mich aber nicht im Geringsten. „Ich meine hauptsächlich die älteste Tochter, wenn ich von Bildung spreche", sagte ich würdevoll.

„Die Jiewa? Die ist ja verrückt. Nennt man das in Riga gebildet?"

Ich suchte das Beleidigende der Frage zu überhören.

„Ich habe mich mit ihr französisch unterhalten", warf ich mit einer gewissen stolzen Nachlässigkeit hin.

„Wird was Schönes gewesen sein", brummte die Alte. Ihre Art.

mir zu antworten, wurde mir sehr unangenehm und ich entfernte mich vom Tische.

„Französisch hat sie bei ihrer Mutter gelernt", schickte mir die Alte nach, in einem Tone, als ob sie hinter mir herschimpfe.

Ich schritt würdevoll im Zimmer auf und ab. „Dieser Kola ist ein sehr netter Junge, ich werde mit ihm umgehen." Ich habe niemals wieder in meinem Leben mit solchem Bewußtsein gelogen, als in jenem Augenblick. Meine grimmige Freundin hätte vor Staunen beinah das brennende Streichhölzchen, mit dem sie den Spiritus im Samowar angezündet hatte, auf das Tischtuch fallen lassen.

„Alle Heiligen", brummte sie endlich, „was haben Sie für einen Geschmack! Der Kola ist ein wahrer Galgenstrick und die Familie überhaupt! Religion haben sie gar nicht, er hat den russischen Glauben, die deutsche Frau ist eine Ketzerin, die Kinder gehören zu unserer heiligen Kirche. Da geht nun aber Niemand in die Kirche, die Jiewa kommt außer Ostern nicht zur Beichte, als ob die nicht mehr Sünden hätte als unsereiner."

Und die fromme Kadja blies in die Flammen des Samowar, als ob sie aus ihnen ein furchtbares Höllenfeuer für die unglückliche Familie machen wollte. In diesem ergreifenden Augenblick trat mein Erzieher in's Zimmer. Es war ein schmächtiger, kleiner Herr mit einem unbeschreiblich sanften Zug um den großen Mund und einem unbeschreiblich bescheidenen Blick in den kleinen, tiefliegenden Augen. Wir setzten uns still zu Tische, während unsere liebenswürdige Hausgenossin mit Geräusch verschwand. Er schwieg, weil er überhaupt nicht gern sprach, ich schwieg, weil mir die Weise, in der ich heute Abend sprechen sollte, nicht zusagte. Um mich nämlich möglichst schnell zu einem außerordentlichen Menschen zu machen, hatten mein Vater und mein Lehrer ein sinniges Uebereinkommen getroffen. Meine Unterrichtsstunden sollte ich in französischer Sprache erhalten, an einem Abend aber sollten Erzieher und Zögling sich griechisch, am andern lateinisch unterhalten. Am gestrigen, am griechischen Abend, hatten wir Beide geschwiegen; wir haben das auch an allen folgenden hellenischen Abenden gethan, mein Pfarrer hat mir nie erklärt, weshalb. Aber Latein konnte er, als echter Pole; ich wußte das und erwartete Fragen. Einstweilen aß ich still und grollend; mein polyglottes Dasein kam mir höchst abgeschmackt vor, immer klang es mir in den Ohren: „Du sprichst das Polnische schlecht aus, es ist eine sehr klangvolle Sprache!" Mein sehr mäßiger Erzieher hatte seinen Appetit bald gestillt, lehnte sich behaglich in seinen Rohrstuhl zurück, als ob es ein Triclinium wäre und fragte mich in der Sprache der alten Schwelger, was ich den Tag über getrieben. Während ich langsam den letzten Bissen hinunterschluckte, langsam die halbclassische Positur meines Lehrers nachahmte, sammelte ich Gedanken, Vocabeln und Verben und erzählte endlich mit sallustischer Kürze, „daß ich die Bekanntschaft eines Jungen aus dem Dorfe gemacht hätte und daß ich in Zukunft mit ihm verkehren würde."

„Und wie heißt dieser Knabe?“

Ich nannte etwas schüchtern den Namen der confessionslosen Familie. Mein Erzieher aber — noch weniger als das Pulver hätte er die Inquisition erfunden — blieb ganz ruhig und sagte nur: „Mein Kind, Du wirst von diesem Berckowicz nicht viel lernen. Dein Vater aber wünscht, daß Du Dir Gefährten nach Deinem Geschmack wählst.“ Damit waren unsere linguistischen Uebungen für heute beendet.

Ich stand am Fenster meines Schlafkämmerchens und starrte in die mondlose, stürmische Nacht hinaus mit der ganzen Sentimentalität eines Jungen, der vor Kurzem heimlich den Eugen Onägin gelesen hat. „Ich liebe Dich nicht, Jiewa“, sagte ich mit einer gewissen blasirten Sicherheit, die ich doch nur aus jener Lectüre mir geholt hatte. Was zog mich aber zu den Berckowicz hin? Es war wol die tolle Romantik, die in jener seltsam gemischten Familie zu spuken schien; es war aber auch die erste Ehrfurcht vor der Schönheit, die mich erfaßte.

Es war am Nachmittag des nächsten Tages, da klopfte ich an die Stubenthür der Berckowicz. Ein etwa sechsjähriger, häßlicher, aber sauber angezogener Junge öffnete die Thür und schnitt mir ein Gesicht. Ich war auf das Seltsamste gefaßt.

„Ist Kola zu Hause?“ fragte ich muthig.

„Das ist der Konstantin vom Pfarrer“, tönte es da aus der Stube in Jiewa's tiefer, weicher Stimme. „Komm nur herein! Siehst Du, ich weiß schon Deinen Namen, ich bin eine Wissende, eine Widma, wie die Russen sagen.“

Und sie mochte wol wie die russische Hexe aussehen, wie sie so abseit von den Anderen saß, in das mächtige Ofenfeuer hineinstarrend und von seiner rothen Gluth beleuchtet, auf der Schulter, halb von ihren wirren Locken umfluthet, die schwarze Katze, die unheimliche Hausfreundin der Kleinrussen. An der breiten Seite des riesigen grünen Kachelofens hockte die übrige interessante Familie. Die kleine, deutsche Frau saß spinnend auf einem hohen Holzschemel, daneben eben so beschäftigt ein etwa zehnjähriges Mädchen mit prächtigen, braunen Zöpfen und Augen, aber den häßlichen, stumpfen Zügen ihres Vaters. Es war jedenfalls die Kathinka, „die gestern drei Stunden gesponnen hatte“. Mein Freund Kola schnitt mit rührender Ausdauer von großen Holzkloben kleine Späne, die der kleine Gesichterschneidende in eine Holzkiste warf. Die Frau nickte mir zu: „Setze Dich dort auf den Schemel, wenn Du zuhören magst!“

Ich hätte mir eigentlich einen respectvollern Empfang gewünscht, aber was wollte ich machen? Ich rückte meinen Schemel näher an Kola heran und überlegte, ob ich ihm vielleicht bei seiner Beschäftigung helfen sollte.

„Kola, Du Schlingel“, fuhr da die kleine Frau auf, „wie viel Späne schneidest Du denn da, wie lange soll ich mit dem Vorrath Feuer anmachen?“

Kola brummte etwas, that dann sein Arbeitszeug weg und kniff

den Kleinen, der zu ſchreien anfing. Kola wurde in die Ecke geſtellt, um von hier aus am allgemeinen Genuß theilzunehmen.

„Und als ſie auf den Ball kam", fuhr die Frau in ihrer Erzählung fort, „fragte Alles: Wer iſt die wunderſchöne Prinzeſſin?" Ja, es war die deutſche Märchenpoeſie, die hier den kleinen, häßlichen, rohen Slavenkindern vorerzählt wurde. Ich kannte all' die ſinnigen Märchen; meine verſtorbene Mutter hatte ſie mir in Riga mitgetheilt, die ſeltſamen Schätze ihrer Heimat. Aber wie klang es hier ſo wunderlich, das Märchen von dem deutſchen Aſchenbrödel. Die Frau am Spinnrad ſah freilich aus, als ob ſie mit Andacht und Liebe erzähle, aber ihre Stimme war tonlos, ihr Polniſch ohne den eigenthümlichen Accent und ſie wählte in der ihr fremden Sprache ungeſchickte Ausdrücke. Und drüben ſaß die „Widma" mit den geiſterhaft großen Augen, vor ſich hinſtarrend, regungslos, als ob ſie nichts von uns Anderen wüßte.

Das Alles und die heiße Luft im Zimmer betäubte mich, ich ſah ſtarr auf den Fußboden nieder, da legte ſich plötzlich eine Hand auf die meine.

„Kennſt Du das Märchen?" fragte Jiewa, die ſich leiſe wie eine Katze hinter mich geſchlichen. Sie fragte es halblaut, aber heftig und ohne meine Antwort abzuwarten, ſagte ſie dann: „komm", nahm mich feſt bei der Hand und im nächſten Augenblick ſtanden wir draußen.

Es fing wieder an zu frieren; die kalte Luft ſchnitt beim Athmen leicht in die Lungen und reizte wieder die drinnen ermatteten Nerven.

„Liebſt Du ſolche Märchen nicht, Jiewa?" fragte ich keck, ſie nannte mich ja auch „Du".

Sie lachte kurz auf. „Warum nicht lieber vom Vampyr ſich vorerzählen laſſen! Uebrigens iſt das Märchen nicht häßlich, aber ich habe es ſchon oft gehört. Und nun, Konſtantin, will ich ſehen, ob Du etwas gelernt haſt."

Sie hob langſam den magern, aber ſchön geformten Arm und deutete nach rechts, wo ein ſchmaler, lichter Streifen ſich von all' dem Grau ringsum abhob und die letzte Spur der ſchon verſchwundenen Sonne verrieth. Ich ſchaute über die kahlen Steppen hin, auf denen ein leichter, weißer Hauch, das erſte Zeichen des beginnenden Froſtes, lagerte. „Was liegt dort, hinter der Linie, wo ſich Steppen und Wolken berühren?"

„Galizien", ſagte ich leiſe, wie fragend, denn mir war immer, als verlangte ſie mehr als andere Menſchen.

„Ja, Galizien", antwortete ſie, dann warf ſie den Kopf mit einer ſtolzen, ſchönen Bewegung zurück, „wo tauſend geknechtete Brüder wohnen, bis in die Karpathen hinein; auf den Bergen aber wohnen die freien Huzulen!" Ihre Augen loderten wild auf, dann machte ſie eine leichte, faſt unmerkliche Handbewegung. „Und dort?" ihre Stimme klang laut, wie triumphirend.

Unwillkürlich rief ich ſtolz: „Im Norden von Galizien liegt das Königreich Polen."

Sie sah mich schnell und unwillig an: „Warum schreiest Du das so hochmüthig in die Welt hinaus? Du bist ja ein Deutsch-Russe, Konstantin!“ Sie legte ihre kalt gewordene Hand auf meine vor Aufregung glühende Stirn. „Meine Brüder wohnen dort, Konstantin; stolze, wilde Brüder, die dem Czar immer wieder zu schaffen machen werden. Vor Warschau fiel der Vater meiner Mutter; er war der schönste und der ärmste Edelmann Polens und meine Mutter hat ihn auf dem Schlachtfeld begraben. Sie war mit im Lager und hat Botschaften von einem Posten zum andern getragen; wir haben muthige Frauen in unserm Volke.“ Sie hatte das Alles in weichem, singendem Ton erzählt. Nun fuhr sie plötzlich auf und stieß scharf und hart hervor: „An meiner Wiege hat sie mir nur Lieder vom weißen Adler vorgesungen; nun soll die Fremde da drinnen nicht die albernen Märchen erzählen. Geh' Du hinein und höre zu“, und heftig schüttelte sie die schwarze Katze, die noch immer auf ihrer Schulter hockte, ab, jagte die winselnde nach dem Hause zu, ließ sie ein, schlug noch heftiger die Thür in's Schloß, nahm mich wieder bei der Hand und lief mit mir die Landstraße hinab, nach Süden zu. Dann blieb sie plötzlich stehen, fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als ob sie da einen heftigen Schmerz empfände und schien in Todesangst nach Athem zu ringen.

„Jiewa“, rief ich angstvoll, aber sie lächelte schon wieder.

Mit fieberhaft glänzenden Augen sah sie vor sich hin, dann hob sie die feingeformte Hand wie vorher und fragte: „Was liegt dort unten?“ Sie fragte leise — mir wurde das seltsame Geographieexamen unheimlich, dennoch reizte es mich auf's Höchste. „Was sind das für hügelige Weiden hinter unseren Steppen?“ fragte sie ungeduldig.

„Das ist Podolien“, flüsterte ich erwartungsvoll.

„Und ganz unten in Podolien“, sie hatte wieder einmal die Arme ineinander verschränkt und blickte sinnend vor sich hin, „da liegen die mächtigen Besitzungen des Grafen Potocki. Da wohnte die schöne Gräfin, Du weißt, wen ich meine, Konstantin?“ Ich schüttelte verlegen den Kopf. „Er ist ein Russe und kennt die Potocka nicht“, rief sie und die Oberlippe kräuselte sich ein wenig. „Das, Konstantin, ist ein ganz ander Märchen als die dort zu Hause erzählt, das Märchen von der Frau Sophie Potocka. Sie war wunderschön.“

„Schöner als Du, Jiewa?“

„Wie kannst Du so einfältig fragen, Konstantin? Natürlich war sie viel schöner!“

War sie schöner als Du, Jiewa? Wenn ich später das süß-liebliche Pastellbild der Neugriechin sah, so stand mir auch Dein Bild vor der Seele, aber Du verschwandest neben ihr so wenig wie etwa ein altgriechisches Marmorbild.

„Sie war eines Schuhmachers Tochter in Konstantinopel“, erzählte Jiewa wieder mit singender Stimme „und sie ist Gräfin Potocka geworden.“

„So mit einem Mal?“ fragte ich.

Ziewa lachte kurz auf. „Wie das dumme Aschenbrödel ist sie allerdings nicht dazu gekommen. Aber wer wird eine Gräfin Potocka nach der Vergangenheit fragen!“

Ich sah meine kluge Steppenfreundin verwundert an. Sie fuhr ruhig fort: „Dort unten in Podolien lebten die Beiden als Verbannte. Denn die Czarin Kathinka liebte selbst den schönen Grafen Felix und gönnte der Sophie nicht das Glück Aber sie lachten auf ihren Gütern die Czarin aus.“

„Sie müssen sehr glücklich gewesen sein“, flüsterte ich gefühlvoll und die Hände faltend.

„Ja, denn sie waren sehr reich“, fügte Ziewa hinzu.

„Ich meine in ihrer Liebe, Ziewa.“

Sie sah mich mit großen, verwunderten Augen an, dann lachte sie laut auf.

„Konstantin, das von der Liebe hast Du in den Büchern gelesen. Aber die Bücher lügen, Konstantin, sie lügen. Das sagte meines Vaters Vater und ich sage es auch. Das, was die schöne Sophie in des Grafen Potocki Arme getrieben, das war eine häßliche Lüge oder ein dummer Traum. Das macht nicht glücklich.“

Ich sah sie erschreckt an. Wie sie die Augen geschlossen hatte und spöttisch lachte, daß all' die weißen Zähne blitzten, hatte sie etwas Raubthierartiges, aber jetzt schlug sie die tiefdunklen Augen auf und sie sahen so herzbrechend traurig drein, daß mein Entsetzen wich.

„Du hast mich wol nicht verstanden, Konstantin, vergiß es auch.“ Wir waren in's Dorf zurückgekehrt. „Du sollst es vergessen, hörst Du?“ sagte sie und nickte mir noch einmal traurig zu und ging in's Haus.

Vergessen sollte ich es, aber es ist mir schaurig treu im Gedächtniß geblieben. Und als ich später in unseren modernsten und kühnsten Philosophen las, „die Liebe ist Illusion“, da erschienen mir ihre schärfsten Beweise matt gegen die traurige Sicherheit, mit der es die seltsame Widma mir gesagt hatte.

Am andern Nachmittag klopfte ich wieder an die bekannte Thür. Diesmal rief eine rauhe, heisere Stimme „Herein“. Am grünen Ofen saß der Widma Vater, allein mit einer mächtigen Flasche, die er zwischen den Knieen hielt und zärtlich streichelte. Der Branntweingeruch war entsetzlich.

„Erbarmen Sie sich“, rief er mir russisch entgegen. „Sie kommen zu einem Verlassenen. Fort sind sie Beide gegangen, in die Wetschernizi*), auf Besuch, die eine hierhin, die andere dahin“ und er machte sehr unbestimmte Handbewegungen, „zu Leibeigenen sind sie gegangen; erbarmen Sie sich — und mein Vater hat sich freigekauft.“

„Aha“, dachte ich, „das ist der Alte, der der Ziewa gesagt hat, daß die Bücher lügen. „Und wo ist Kola?“ fragte ich etwas schüchtern.

---

*) Russische Spinnabende.

„Kola und sein Bruder, mein Lieber, die laufen draußen wie die jungen Wölfe herum, wie die jungen Wölfe."

Er schien mit dem Vergleich zufrieden, nahm einen ordentlichen Zug aus der Flasche und nickte vor sich hin. Dann fuhr er plötzlich wild nach mir herum: „Was ich sagen wollte, junger Herr, heirathen Sie nie zum zweiten Mal."

„Ich war ja noch gar nicht verheirathet", erwiederte ich bescheiden, um doch etwas zu sagen. Er sah mich lange aufmerksam an, schien mein etwaiges Alter bei sich zu überlegen und schrie dann, aber langsam und feierlich: „Du grüne Pflaume!"

Jetzt fühlte ich mich einigermaßen verletzt und wandte mich nach der Thür.

„Nun, so bleiben Sie doch, liebes Seelchen", kam es da wieder vom Ofen her, „bleiben Sie, ich erzähle Ihnen etwas aus meinem Leben."

Ich ging langsam, ich glaube, weil ich nicht wagte, fortzugehen, zum Ofen zurück, setzte mich auf den äußersten Rand des Schemels und Jiewas schwarze Katze drängte sich schmeichelnd an mich; mir wurde unheimlich, und dabei schämte ich mich dieser Empfindung. — Der Alte trank wieder und fing weinerlich an:

„Ja, mein Lieber, sie war sehr schön, die Lodoiska, wissen Sie; aber hochmüthig war sie — wie der Teufel. Die Jiewa hats von ihr. Und dabei —", er versank in tiefes Schweigen. „Kennen Sie die Geschichte vom Michael Petrowitsch?" fuhr er dann wieder auf. „Nicht? Ich werde sie Ihnen erzählen. Bei Inkerman wurde er mit dem Bayonett niedergemacht!"

Neue Stille — ich überlegte, ob das, was er von Michael Petrowitsch eben gesagt, eine „Erzählung" gewesen sei. — Da fing der Alte wieder an: „Was glauben Sie, daß Jiewa gesagt hat? — Der Mutter Vater ist ja auch mit Bayonetten niedergestochen worden, hat sie gesagt. Und sie liebten sich doch recht zärtlich!"

„Wer?" wagte ich jetzt zu fragen.

„Nun, Jiewa und Michael Petrowitsch. Aber er ist ja Leibeigener, Jiewa, und gehört zur Herrschaft drüben. Was thut das, sagt sie. — Aber Dein Großvater hat sich ja freigekauft, sage ich. — So kaufe Du Michael frei, sagt sie. — Nun erbarmen Sie sich, ich soll freikaufen. Wie viel Kühe habe ich denn noch! — Ja, mein Vater, das war ein ganz anderer Mann!"

Und wieder schwieg er. — „Wissen Sie denn", ich erschrak schon nicht mehr bei seinem plötzlichen Auffahren, „wissen Sie, wo ich meine Frau herhabe, meine Anna, meine Anielka, mein böses Herzchen? Aus Minsk. — Sie war mit einer Herrschaft aus Preußen nach Wilna gekommen, dann ging sie in den Dienst nach Minsk. — Nun, sie war da unter lauter Polen und Russen, unter Katholiken — da habe ich sie geheirathet und in mein Haus gebracht, in's Haus des alten Heiden, sagen sie im Dorfe. — Das war nämlich mein Vater. Ein kluger Mann war er, und in keine Kirche ist er gegangen. — Aber er hat nie

eine Secte gegründet. Und so etwas bringt doch bei uns viel Geld ein." — Und er blinzelte schlau vor sich hin. — „Ja, ja, mein Vater war ein kluger Mann." Er schlug mit der flachen Hand wiederholt auf die hohe Stirn — das Erbstück seines klugen Vaters, das sich zu allem Uebrigen sehr seltsam ausnahm. Da mit einem Male verzerrte sich sein Gesicht, er sprang oder polterte vielmehr vom Schemel auf und brüllte: „Und ich bin ein Lump, ein Hund — o — geh' fort, oder ich schlage Dir die Seele aus dem Leibe."

Mit einem entsetzten Schrei sprang ich hinaus, hörte, wie drinnen die mächtige Flasche klirrend zerbrach — und stand draußen in der kalten, freien Luft. — Die Straße herunter kamen zwei kleine dunkle Massen geschlichen, es waren die „jungen Wölfe" des Herrn Berckowicz. Gott weiß, wo sie an dem frostigen Tage gewesen sein mochten, ich glaube, sie hatten in den Steppen gewisse Sümpfe, in denen sie von Zeit zu Zeit spielten. — Sie schlichen hinter einander in's Haus — etwa fünf Minuten später fiel mir erst ein, daß die Beiden im Hause Schaden nehmen könnten. — Ich kehrte mich daher mit einer gewissen Kühnheit wider der Thür zu — da wurde sie bereits aufgerissen, und die „jungen Wölfe" stolzirten heraus. — Jeder hielt ein großes Stück Brod in der Hand.

„Was willst Du denn schon wieder bei uns?" fragte mich mein Freund Kola.

„Wie geht es Eurem Vater?" stotterte ich.

Zu meinem Erstaunen machten Beide statt der Antwort Luftsprünge, dann schnitt mir der Kleine ein Gesicht und schrie: „Der Vater ist todt!"

„Das heißt", erklärte der etwas zarter empfindende Kola, „er liegt da wie todt; er schnarcht."

Dabei setzte er die hohle Hand an den Mund, als ob er tränke, nickte und grinste, dann heulten die Beiden vergnügt auf, so daß ich mir erschreckt die Ohren zuhielt, nahmen das Brod zwischen die Zähne und krochen auf allen Vieren die Straße hinauf.

Während der nächsten Tage vermied ich das Berckowiczsche Haus. — Ich schämte mich, schämte mich vor Jiewa, weil ich ihrem Vater wie ein Hase davongelaufen war. — Ich bedachte nicht, daß Herr Berckowicz das wahrscheinlich nicht erzählt hatte. — Aber an einem kalten, sonnigen Wintertage trat sie auf mich zu, als ich vor dem Pfarrhause stand. — Sie gab mir die Hand, ich küßte ihre Fingerspitzen, sie lachte wieder in ihrer eigenthümlichen, klingenden Weise auf. „Thue das nicht, Konstantin, Du bist ja ein junger vornehmer Herr aus Riga, und ich bin die Enkelin von Wassilij Stepanitsch, dem Leibeigenen."

„Aber er hat sich freigekauft?"

„Ja —", sagte sie kurz — dann aber warf sie den Kopf zurück, und sagte leise aber stolz: „Er war schon lange frei, als er noch die Robot*) im Herrenhause that."

---

*) Arbeit der Leibeigenen.

Wir gingen schweigend an den Häusern der Landstraße vorbei, ich sah meine schöne Begleiterin zuweilen ehrfurchtsvoll an. — Nur einmal fragte ich: „Dein Großvater war ein Russe?“

„Ja, ein Russe“, antwortete sie, „wenn unser Name auch polnisch klingt. Das macht sich hier zu Lande so.“

Jetzt standen wir draußen — das heißt, vor uns und zu beiden Seiten sahen wir nichts als die unendliche schneeweiße Haidefläche, darüber wölbte sich der weiße, helle Himmel. — Mir nahm die Kälte fast den Athem, das Mädchen aber riß die verschossene grüne Kazabaika, das Erbstück der polnischen Mutter, auf — ich sah ihr zerrissenes, altes graues Kleid, und doch schien sie mir eine Königin. — Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen stand sie da, sie breitete die Arme aus, dem Himmel oder der Haide entgegen, ich wußte nicht wem, und rief mit jubelnder Stimme: „Gegrüßt, Freiheit!“ — Dann sah sie mich mit den noch immer glänzenden Augen an und sagte weich und leise: „Weißt Du, warum ich so rufe, Konstantin? — So rief der Großvater, wenn er herauskam auf die freie Steppe. Heute ist sein Sterbetag. Ich war schon an seinem Grabe. — Ich bin weggelaufen. Sie haben zu Hause gezankt, ich soll arbeiten — — aber für wen? Für den Betrunkenen und für die deutsche Dienstmagd?“

Ich fuhr zusammen — sie hatte wieder die Augen geschlossen, wieder blitzten die weißen Zähne, wieder sah ihr Profil so unheimlich scharf aus.

Nach einer Weile schlug sie die großen Augen traurig auf — wandte sich langsam zurück und hob den schönen Arm. — „Dort, jenseits liegt sein Grab, wol zwei Werst weit, an der griechischen Kapelle.“ — Sie war sehr bleich geworden, vor Frost schauernd hüllte sie sich in die alte polnische Pelzjacke.

„Wie alt warst Du, als der Großvater starb?“ fragte ich, sie wieder scheu ansehend.

„Vierzehn Jahre. Ein Jahr vorher war die Mutter gestorben, und als ich sechzehn Jahre alt war brachte der Vater die deutsche Dienstmagd in's Haus.“

Wir gingen langsam zum Dorfe zurück. — Nach einer Weile fing sie an: „Meine Mutter war oft eifersüchtig auf den Großvater. Und ich hatte sie doch so lieb, sie war so schön und gut. Aber wenn sie in der Kirche so inbrünstig vor den alten Heiligen betete, dann habe ich mich oft vor ihr gefürchtet, und ich lief lieber neben dem Großvater her in die Haide. Der Großvater erzählte so schön und hatte so viel in seinem Leben gedacht. Die Leute hier sagten, er hätte das zweite Gesicht, wie es die Leute in der Ukräne und die Bewohner der Pontischen Steppen wol haben. Doch war es das nicht. — Aber er sah Jedem in die Seele hinein, und dabei sah er jedes Steppenkraut und“ — sie sprach sehr leise „sah hinaus über die Linie, wo sich Steppe und Himmel berühren.“ Und sie wies rund herum.

Ich dachte an die seltsamen geographischen Fragen, die sie am

letzten Abend an mich gerichtet hatte. Wir standen vor dem Pfarrhause. Jiewa schien in seltsamer Aufregung. Mit jedem Athemzuge wechselte ihre Gesichtsfarbe. — Sie zupfte wie verlegen an der Kazabaika. — Dann sah sie mich an, und es war etwas kindlich Flehendes in ihren Augen. „Konstantin, ich will Dir gern erzählen, was ich bei dem Großvater gelernt habe, dafür erzählst Du mir, was Du in Riga bei den Lehrern gelernt hast. — Wir wollen sehen, wer klüger ist, ja?"

Sie lachte auf, wie neckisch, und sah doch angstvoll gespannt aus.

„Das wäre ja wunderschön", meinte ich.

„Ja — es wäre schön", jauchzte sie heraus, „und hier draußen. — Nur daußen lernt man — hat der Großvater oft gesagt." — Sie nickte mir zu, und wie ein Pfeil schoß sie ihrem Hause zu.

Das war eine seltsame Zeit, Jiewa, die nun kam, für Dich und für mich. Wie wir Vormittags und in der Dämmerung neben einander gingen, wenn die Steppen wie Krystall glänzten, wenn die Schneelasten die elenden Dächer an der Landstraße fast niederdrückten, wenn es so kalt war, daß Anderen Herz und Gedanken erstarrten, dann plauderteſt Du wol in der Sprache, die in der sonnigen Provence erklingt, und die Du, es muß heraus, damals mißhandelteſt, wenn Du ihre zierlichen Wortformen so hart und gigantisch herausstießeſt, als sprächeſt Du lauter russische Namen. Und ich sollte immer verbessern, und ich that es immer in scheuer Ehrfurcht, Widma. — Oder Du schauteſt in meine geographischen Karten, wie es aussähe jenseit der Linie, „wo sich Steppen und Wolken berühren", und Du wußteſt doch schon Vieles besser als es Dir die bunten Linien und die Schraffirungen sagen konnten. — Und vor Deinen festen Blicken stand dann immer das eine Ziel, von dem ich damals noch nichts wußte. — Ich sah nur Deinen glühenden Lerneifer und meine Seele glühte dann mit. Und das war ein Segen für mich, denn mit meinem geistlichen Erzieher versenkte ich mich nur sehr frostig in die Wissenschaft. — An Tagen, wo der Sturm raste und heulte und die Wolken über die ewig stillen Haiden hinjagten, da ging ich ruhig neben Dir und sah Dir zu, wie Deine Augen über die Seiten des Buches flogen, schnell wie der Sturm, und wie Du die Blätter umschlugst oder umtriebst wie der Wind die Wolken. Es war mein kleines, zerlesenes Weltgeschichtsbuch, an dem Du mit fieberfunkelnden Augen hingst. Da ließeſt Du wol das Buch sinken und laut, als wollteſt Du den Sturm übertönen, stießeſt Du in seltsamer Fassung die Gedanken des alten Heiden, des Großvaters, hervor, die kolossalen, rohen und doch oft so richtigen, wie sie dem alten Manne in seiner Einsamkeit gekommen waren.

„Ich verstehe das nicht", sagteſt Du einmal, „da ist nichts als Gewalt und Unrecht. — Ich möchte die Menschen hassen — und der Großvater liebte sie doch. Aber dennoch — weißt Du, was er einmal sagte? Die Bücher lügen eigentlich nicht, aber die Menschen lügen; — da können denn die Bücher auch nur Lügen berichten. — Wie kams nur, daß er die Menschen doch so lieb hatte? — Jedes Kind, das er auf dem

Wege traf, sprach er an, und als ich mich einmal wunderte, daß er gegen ein zerlumptes dummes Bettelkind so freundlich gewesen, da sagte er: „Ich habe das Kind lieb, und heute habe ich es viel lieber als Dich.“ — Einige Stunden vor dem Tode sagte er zu mir: „Du sollst jetzt nicht mehr an mich denken, mich essen die Würmer, aber ihr sollt Euch unter einander lieb haben.““

Mir grauste als Jiewa das mit strahlenden Augen erzählte. „Und thust Du das, hast Du ihn vergessen?“ fragte ich angstgepreßt.

„Ich versuche es alle Tage“, antwortete Jiewa, „aber ich kann es nicht, ich denke immer an ihn“, schluchzte sie plötzlich auf. — Mir war wieder wohl!

Als sie mir die „Theilung Polens“ vorlas — ich horchte aufmerksam, denn auf der Schule hatte man uns aus verschiedenen Gründen nicht so weit gebracht — ließ sie plötzlich das Buch auf die Erde fallen, sich selbst schluchzend auf die Kniee, und ich hörte, wie sie mehrmals vor sich hinstöhnte: „Meine arme Mutter!“ — Dann sprang sie auf, faßte mich nach ihrer Weise fest bei der Hand und sang mir zehn bis zwölf Polenlieder vor, wilde, scharfe rhythmische Weisen.

An jenem Tage lasen wir nicht weiter, denn während Jiewa im wildesten Singen war, tauchte das schreckensbleiche Angesicht meines Erziehers neben uns auf. — Er faßte mich vor Angst beim Rockkragen, eine Handlung, die er sich sonst nie erlaubt haben würde, und zerrte mich liebevoll in's Haus. — Drinnen beschwor er mich unter Thränen, mich nicht um Polen zu kümmern, namentlich, da ich ein Russe sei. — Als wir bei der „französischen Revolution“ waren und ich bei jeder Seite wilder und leidenschaftlicher wurde, saß Jiewa still auf dem Feldsteine und ließ mich vorlesen. — Ich sah sie endlich erstaunt an — schwere Tropfen rannen langsam über das bleiche schöne Gesicht. — „Das ist nun schon so lange her“, sagte sie endlich leise, „daß sie dort die Ketten abgeworfen, und wie ist es in Rußland! — Das verstehst Du nicht, Konstantin, bei euch in den Ostseeprovinzen ist die Leibeigenschaft aufgehoben. Aber sieh“, sie breitete die Arme nach Osten aus, „dort wohnen Millionen todter Seelen. — So nannte sie der Großvater. — Sie haben kein Recht, sie gehören ihren Herren, die doch oft viel thörichter sind als sie. — Als der Großvater starb, da sagte er: „Du wirst noch Frei-Rußland sehen, Tochter, und wenn Du es siehst, so grüße es von dem Todten.“ — Ja, als Großvater lebte, da war das ganze Land noch leibeigen dem Czaren, der im März gestorben ist. Er hat sein Volk in den Krieg geführt“, und sie machte wieder eine Handbewegung nach Süd-Osten, „daß sie zu Tausenden fallen, und sie wissen nicht, weshalb. Und die meisten von ihnen sind todte Seelen, die kein Recht in dem Lande haben, für das sie kämpfen. Sie wurden ausgehoben, zu Soldaten gemacht und fortgeschickt . . .“

„Dort fiel auch Michael Petrowitsch“, flüsterte ich mit gefalteten Händen.

„Was weißt Du von Michael Petrowitsch?“ fuhr sie auf. „Haben sie Dir erzählt, daß er mein Bräutigam gewesen? Er war ein hübscher, kräftiger Junge mit großen blauen Augen, und als er mich zum ersten Male küßte, habe ich die ganze Nacht vor Wonne nicht schlafen können — und als ich hörte, daß er bei Inkerman gefallen sei, habe ich wieder die ganze Nacht nicht geschlafen — Ich glaube auch vor Freude.“

Ihre Stimme klang heiser und ihre Augen waren wieder geschlossen, wie immer, wenn sie etwas sprach, wovor sie selbst erschrak. Mit geschlossenen Augen fuhr sie fort: „Die Leute im Dorfe, als sie mich keine Thräne vergießen sahen, meinten, ich wäre zu jung gewesen, um Braut zu sein. — Als ob ich eine schläfrige Russin wäre. Ich habe das Polenblut meiner Mutter in den Adern, die mit sechzehn Jahren von ihrem Vater fort und mit dem russischen Grafen nach Paris ging. Aber der Großvater hat recht, es ist nichts mit der Liebe. — Glücklich ist sie erst wieder geworden, als sie bei ihrem Volke war, vor Warschau, wo sie ihren Vater begraben hat. Arm ist sie zurückgekommen, und der Vater hat ihr verziehen. — Aber das verstehst Du nicht, Konstantin!“

Es ist seltsam, wie mir jedes Wort, das sie sprach, in der Seele geblieben ist, so daß ich es später verstehen konnte, wenn ich mich hinein vertiefte.

An einem Januartage — es war eisiger und schauriger als je, die schneeigen Haiden sahen todeseinsam aus, und Jiewa hatte mir mit ihren eifrigen Fragen den Kinderkopf glühend heiß gemacht, da fuhr ich ungeduldig auf: „Aber warum willst Du denn das Alles lernen? Hier auf dem Dorfe merkt es ja doch Niemand, wie klug Du bist!“

Sie blieb stehen, sah mich mit einem sehr überlegenen Blicke an und sagte spöttisch: „Wie klug und ungeduldig Du bist, kleiner Konstantin!“ Und schnell weitergehend, so daß ich ihr kaum folgen konnte, sprach sie hastig, und doch habe ich mir jedes ihrer Worte gemerkt: „Ich will Dir sagen, kleiner Konstantin, warum ich das Alles lerne.“ Und wie sie nun erzählte, wurden ihr Gang und ihre Worte wieder langsamer, sie sah starr vor sich, und es war, als ob sie nicht zu mir redete, sondern sich selbst alte Erinnerungen vor die Augen führte. — „Es war nach Michael Petrowitsch' Tode, da war ich in unserer Hauptstadt Luzk*). Ich war bei Verwandten meiner Mutter, es sind arme, heruntergekommene Leute; sie haben draußen bei den Forts eine Schänke. Dort saß ich still in einer Ecke und dachte — nicht an Michael Petrowitsch — aber an die Mutter und den Großvater. — Da trat ein vornehmer Russe in die Wirthsstube, er mochte sich wol vor dem starken Schneefall draußen flüchten. — Wie er den Pelz, der ihn fast verhüllte, abwarf, kannte ich ihn, denn die Mutter hatte sein kleines Brustbild immer bei sich getragen, und ich hielt seit ihrem Tode das Bild verschlossen. — Er aber sah mich mit großen erstaunten Augen an und fragte dann hastig die Tante: „Wer ist das Mädchen da?“ — Sie antwortete: „Es

*) Das heutige Michajlegrad.

ist einer armen todten Verwandten Kind, ihr Vater wohnt wol fünfzehn Werst von hier auf dem Lande."

„Das konnte ich nicht ertragen, daß man so mitleidig von mir sprach, und ich trat vor und sagte: „Meine Mutter war Lodoisca von . . ."

„Er wurde sehr bleich und fragte: „Sie hat geheirathet und ist gestorben?"

„„Ja", fing die geschwätzige Wirthin an, „einen russischen Bauern, ein Pole hätte sie leider nicht mehr genommen. — Aber die arme, schöne Frau — der Jiewa Vater ist ein Trunkenbold."

„„Schweig", fuhr ich da auf, „was weißt Du von uns! Unser Haus ist ein gutes Haus, und Ihr braucht Euch unserer nicht zu schämen!

„Da sah mich der Fremde mit seinen tiefen, traurigen Augen an und sagte: „Sieh', wie stolz Du bist, Du hast das wilde Blut Deiner Mutter, die ich sehr geliebt habe." — Dann fragte er mich wol eine halbe Stunde lang nach dem Vater und dem Großvater und endlich mit leiser Stimme nach der Mutter. Und ich erzählte ihm. Dann sagte er: „Wie schön und klug Du bist! Und Du willst da draußen auf dem Dorfe bleiben?".

„„Ich möchte wol hinaus in die Welt", sagte ich, „aber wohin soll ich?"

„Da nahm er meine Hand, sah mich freundlich an und sagte: „Komm mit mir nach Petersburg, ich will Dich halten wie mein eigen Kind. Ich bin sehr einsam auf der Welt."

„Die Tante schlug die Hände über dem Kopf zusammen über das Glück — ich aber sagte nichts. — Mir fiel etwas aus meiner Kindheit ein! Der Vater war betrunken nach Hause gekommen, und die Mutter weinte und küßte inbrünstig das Bild des Grafen U. Da nahm mein Großvater ihr das Bild weg und sagte: „Der Sohn ist kein guter Mann, aber Du hast ihn nur geheirathet, um ein Dach und Brod zu haben, und der Mann, dessen Bild Du küssest, ist viel schlechter als der Betrunkene."

„Es war das einzige Mal, daß mein Großvater die Mutter hart anließ, obwol sie sich immer vor ihm fürchtete. — Daran dachte ich jetzt — und ich ließ heftig die Hand des Grafen fahren und rief: „Nein, mit Ihnen gehe ich nicht!"

„Er wandte sich ab; ich sah, daß Thränen in seinen Augen standen, er ging mit großen Schritten auf und ab. Die Wirthin sah mich vorwurfsvoll an, und mir war, als ob es mir das Herz abdrückte, aber ich konnte nicht anders. — Dann zog er sein Taschenbuch hervor, riß ein Blatt Papier heraus, schrieb einige Worte darauf und sagte: „Wenn Du in Noth bist und einen Freund brauchst, so komm zu mir — hier ist meine Petersburger Adresse."

„Damit ging er wieder hinaus in das wilde Schneegestöber. Er soll denselben Abend nach Petersburg abgefahren sein, warum er nach Luzk gekommen war, hat die neugierige Tante nicht erkundschaften können.

Sie meinte, er wäre wol aus Galizien gekommen und hätte sich die neuen Festungswerke unserer Hauptstadt ansehen wollen."

Jiewa war eine ganze Weile still — dann sah sie mich mit den seltsamen Augen an, aus denen jetzt tausend Dämonen zu sprechen schienen und flüsterte: „Aber wenn ich an den langen Winterabenden allein saß bei dem Betrunkenen und der Dienstmagd und den häßlichen, verwilderten Kindern, da habe ich mich immer wieder gefragt: Warum bist Du nicht mitgegangen, mit dem Manne, der so kluge und tiefe Augen wie der Großvater hatte? Und was willst Du hier? — Und der Gedanke wurde fest in mir — ich will nach Petersburg gehen, aber nicht als ein unwissendes Bauermädchen. Und darum war ich froh, als ich auf dem Pfarrhofe hörte, daß Du aus Riga gekommen und ein gescheidter Junge wärest, Konstantin. Ich habe bei Dir lernen wollen, und ich habe viel gelernt. — Zum Sommer gehe ich fort aus unserm elenden Hause und gehe zu dem, der meine Mutter . . . .", sie hielt inne und rief mit schneidiger Stimme: „Zum Grafen U."

Sie hatte wieder die Augen geschlossen, und ich wußte, daß sie vor dem, was sie gesagt hatte, furchtbar erschrak, aber ich wußte auch, daß sie das, was sie gesagt, thun würde.

Das war das letzte Mal, daß sie aus ihrer Leidenschaft heraus zu mir sprach. Denn von da ab lernte sie mit fast übermenschlichem Eifer, lernte, als ob sie vor dem Grafen U. ein wissenschaftliches Examen ablegen sollte.

Leider dauerten meine Studien an der volhynischen Landstraße nicht mehr lange. Mein Vater hatte sich durch wiederholte Besuche bei meinem Erzieher überzeugt, daß dieser doch wol nicht in der geeigneten Weise auf eine deutsche Universität vorbereiten konnte, und Ende März wurde ich nach Riga zurückgeschickt.

Es war ein feuchter, sonniger Frühlingstag, an dem ich von Jiewa Abschied nahm. Das goldige, reine Licht von oben spiegelte sich in den riesengroßen Pfützen der Straße. Ich starrte trostlos in die glitzernde, blendende Fluth, bis mir die Augen weh' thaten. Dann hob ich sie scheu und ehrfurchtvoll zu Jiewa empor. — Die Widma stand wieder an dem alten Breterzaune, an dem ich sie das erste Mal gesehen hatte an dem trüben Novembertage, heute aber war sie umleuchtet von der Frühlingssonne. — Doch sie schützte sich mit dem Arm gegen das blendende Licht, und wie sie so finster vor sich hinsah, zog es wie die erste schaurige Ahnung durch mein Herz, daß das Mädchen dort zu Jenen gehörte, die die Sonne und die Sterne nicht zu lieb haben. — Sie aber sprach mit ihrer weichen Stimme:

„Es ist jetzt Friede, und unsere Truppen kehren zurück. — Wenn der arme Michael Petrowitsch nicht bei Inkerman begraben läge, so müßte ich ihn jetzt heirathen, ich würde die Frau eines Leibeigenen und müßte in dem häßlichen Volhynien bleiben und die Welt ist doch so schön, und ich liebe die Freiheit über Alles. Auf Wiedersehen in der schönen, freien Welt, Konstantin!" Und sie nickte mir traurig zu, während doch

ihre Worte so lustig klangen, sie drückte mit ihren zarten Fingern meine Hand, daß sie schmerzte, und ging langsam in's Haus.

Einige Monate nach meiner Abreise verkaufte mein Vater sein volhynisches Gut und kaufte eine Besitzung bei Kasan. Ich war außer Verbindung mit meiner halbjährigen Heimat und hörte auch nichts mehr von der seltsamen Gefährtin jenes Winters. Zwar hatte ich von Riga aus einen wohlstilisirten Dankbrief an den Vicar gerichtet, der Gekränkte aber hatte nicht geantwortet.

Auf dem Gymnasium arbeitete ich mit dem Eifer, den ich meiner Freundin an der Landstraße abgemerkt hatte. Nach vier Jahren konnte ich den Lieblingswunsch meines Vaters erfüllen und auf die deutsche Hochschule ziehen.

In der rheinischen Stadt ging mir die lichte Poesie des deutschen Studentenlebens auf. Schnell und jubelnd zog die Liebe zum Lande meiner Ahnen in mein russisch-deutsches Herz. Da war das reiche, fröhliche Leben auf dem stolzen Strome, da war Sonnenschein und Rebenpracht, da waren frische, freie Lieder, wohin ich hörte, da waren herzige, blonde, echt rheinische Mädchenköpfe, wohin ich sah. Die düsteren Nebel Volhyniens schwanden aus meinem Kopfe, aus meiner liebedurstig gewordenen Seele schwand das herbe Bild des Mädchens, das nicht lieben wollte. Ich konnte mir zwar die meisten der seltsamen Worte, die sie zu mir gesprochen hatte, in's Gedächtniß rufen, aber ich that es nicht gern, je mehr ich sie verstehen konnte. Es grauste mir vor dem Mädchen, das von ihrem Vater fort und zu dem Manne gehen wollte, um dessentwillen ihre Mutter einst den eigenen Vater verlassen hatte. Und hätte sie in Schwärmerei jene erste Liebe der Mutter für eine heilige gehalten! Aber sie verachtete sie und dennoch wollte sie sich von jenem Manne abhängig machen. Jiewa's Bild wurde in mir immer grauer, trüber und unheimlicher.

Aber es kam ein Tag, an dem ich wieder in der jauchzenden anbetenden Begeisterung ihrer gedachte, mit der ich an der Landstraße zu ihr aufgeschaut hatte.

Den „dritten März" nannten wir in Deutschland, den „neunzehnten Februar" 1861 in Rußland den Tag, der zweiundzwanzig Millionen Rechtloser zu freien Menschen machte. Als meine Genossen jubelnd, singend und mit vollen Römern den Sieg des Fortschritts begrüßten, schlich ich mich still von ihnen fort. Ich schloß die Augen und dort bei dem lieblichen Godesberg stand sie vor mir, die arme Straße, lagen sie vor mir, die weiten Steppen, und dort stand Jiewa, die Bacchantin ihrer eigenen Gedanken, wie ich sie oft gesehen, mit emporgehobenen Armen, mit lodernden Blicken, sie grüßte Frei-Rußland, wie der alte Heide es ihr aufgetragen hatte. Ich sank vor ihr auf die Kniee — da kamen meine lachenden Genossen, um den „stolzen Bojaren" zu holen, der sich über die junge Freiheit seines Landes nicht freuen wollte.

„Freiheit und Land den Leibeigenen!" befahl Alexander's Emancipationsacte. — „Freiheit und Land!" ging als schnellgeflügeltes Wort

jubelnd von Mund zu Mund. — „Freiheit und Land!“ wiederholte ich bei mir selbst, „was war es doch, was die arme Enkelin des Leibeigenen Wassilij Stepanitsch verlangte? Freiheit und die schöne Welt. — Und sie ging an den Hof des freisinnigen, freigebigen Czaren, um sich dort „Freiheit und die schöne Welt“ zu holen. Was war es weiter? Darum ging sie zum Grafen U. — „Auf Wiedersehen in der schönen, freien Welt, Konstantin!“ sagte sie. — Ja, ich möchte Dich wiedersehen, russische Widma!

Ich sollte sie bald wiedersehen. Wenige Monate später stand ich in Petersburg am frischen Grabe meines Vaters. Es ist ein furchtbares Gefühl, Jemanden begraben zu müssen, dem man hätte näher treten sollen und den man kaum gekannt. Mit dieser Empfindung stand ich am Sarge meines Vaters, des wunderlichen Mannes, der aus mir so viel hatte machen wollen, daß er nicht Zeit gehabt hatte, mich zu lieben. — Es lag wie Blei auf mir, und diese Last blieb während der folgenden Wochen, die ich in Petersburg zubringen mußte.

Der noch im Alter unruhige, unternehmende Mann hatte kurz vor seinem Tode die Besitzung bei Kasan verkaufen und eine andere kaufen wollen. Ich hatte einerseits Unterhandlungen abzubrechen, andererseits zu Ende zu führen. Ich fühlte mich furchtbar einsam in unserer prächtigen, aber ernsten Hauptstadt. Das Blut war mir am Rhein leichter geworden, meine jungen und älteren Freunde, die mich aufsuchten, schienen mir schwarzblütig-melancholisch oder, wenn sie lebenslustig waren, roh und wild. Selbst Gregor, mein munterer, flinker Rigaer Kamerad, der nach dem Urtheil seiner Petersburger Kreise mit französischer Grazie zu plaudern verstand, kam mir damit oft forcirt, unnatürlich, kurz abgeschmackt vor. Es ist das ein Etwas, das häufig den Russen anhängen soll, wie etwa ein tüchtiger Mensch, der nicht in der guten Gesellschaft aufgewachsen ist, sich alle ihre Formen aneignet, aber sich nicht mit Leichtigkeit in ihnen bewegt. Ich mochte dies Etwas wol auch nach Bonn mitgebracht haben.

Auf Gregor's Arm gelehnt, schlenderte ich gleichgiltig Newsky-Prospect, die schönste Straße der Welt, hinab. Da zwang mich der lebhafte Kamerad mit einem Ruck stillzustehen. „Sieh' Dir diese Equipage an“, flüsterte er, „hernach werde ich Dir erzählen.“ — Apathisch wandte ich den Kopf nach dem Straßendamm, wo die Wagen mit aristokratischer Geschwindigkeit vorbeiflogen — aber wie vom Blitz getroffen blieb ich stehen. Dort im Wagen saß Jiewa, in der orientalischen Pracht einer Petersburger Toilette, sie hatte ihr Auge nach der andern Seite gewandt, ich sah nur das herrliche Polenprofil, die stolze Haltung, die ich am Breterzaun der volhynischen Landstraße angestaunt hatte. — Aber schon war das Bild verschwunden.

„Du hast wenig genug von ihr gesehen“, plauderte Gregor, während wir weitergingen. „Freilich, die Bergsteiger sagen, daß kurze, plötzliche Aussichten am längsten im Gedächtniß haften. — Nicht wahr, sie ist schön? Das heißt, ich meine die Dame, die links saß, nicht die

Kleine rechts mit dem kurzgeschnittenen Haar und der Brille auf dem impertinenten Näschen. Das ist wieder irgend eine „Nihilistin", die sie in ihrer Equipage mitnimmt. Wunderliche Freundschaften hat sie, die Comtesse U."

„Also Comtesse U. ist sie", sagte ich vor mich hin.

„Jawol. Aber das ist eine seltsame Geschichte. Einige Monate vor dem Tode des Grafen U. soll sie in sein Palais gekommen sein, in zerrissenem, ärmlichem Anzuge. Sie soll heftig verlangt haben, vorgelassen zu werden. Als man dem schwerkranken Grafen von dem dreisten Landmädchen erzählte und sie beschrieb, soll er eben so heftig befohlen haben, sie vorzulassen. Sie ist allein in das Krankenzimmer gegangen, Niemand hat erfahren, wie sich die Beiden begrüßt haben, aber sie ist bis zu seinem Tode nicht von seiner Seite gewichen. In seinem Testament war sie zur alleinigen Erbin ernannt und zwar war das mehrere Jahre vorher fixirt worden. Als die Tochter eines volhynischen Bauern ist sie nach Petersburg gekommen — nun, jetzt ist sie Comtesse U. und läßt seit vier Jahren Petersburg sich die merkwürdigsten Novellen über ihre Abstammung ausmalen. Sie ist auch sonst ein seltsames Mädchen, obwol hochgebildet. Dabei scheint sie immer gescheidter werden zu wollen, daher wol auch der eigenthümliche Umgang. Aber bei Deinen Professorentöchtern, den blonden, hübschen, häuslichen Mädchen, hast Du wol nicht gelernt, was russische Nihilistinnen sind — Monstra an Gelehrsamkeit, Excentricität und zuweilen auch Häßlichkeit. Das sind, glaube ich, die einzigen Damen, die sie bei sich sieht, obwol sie ihr großes Palais allein bewohnt und sehr gastfrei ist. Ich selbst war einige Male dort und habe mich vorzüglich unterhalten. Ja, in wie weit sie selbst Nihilistin ist, weiß ich nicht; jedenfalls verpfände ich mein Ehrenwort, daß sie nie auf der Straße geraucht, nie in einem Café Billard gespielt hat, was ihre sonderbaren Freundinnen zuweilen thun sollen."

Es kam in diesem Augenblick eine andere interessante Equipage vorbei, Gregor schwatzte mir die Biographieen ihrer Insassen vor, so daß ich, an meiner Thür angelangt, ihn kaum noch nach der Wohnung der Comtesse U. fragen konnte. An jenem Nachmittag hatte ich Unterhandlungen mit dem Käufer der Kasan'schen Besitzung, ich konnte die Freundin von der Landstraße nicht aufsuchen.

Aber wol erinnere ich mich der Nacht, die folgte. Es war eine helle, unheimliche und doch seltsam anziehende Sommernacht, wie wir sie bei uns im Norden haben, das Zeichen, daß wir der Sonne näher gerückt sind. Ich starrte hinaus auf die nachthelle, stolze Straße, wie im Fieber sah ich Jiewa's Bild vor mir.

Eine Woche war ich schon hier gewesen und hatte nicht nach ihr gefragt. Seltsam! Und seit ich sie heute gesehen, schien mir doch meine slavische Heimat wie mit einem Schlage verändert, schien mir großartiger, stolzer, freier. Es überkam mich eine Sehnsucht, die mir fast physischen Schmerz verursachte, die Sehnsucht, in dem Lande, wo ich geboren, lieben und glücklich sein zu können. Vor meinem Auge zogen sie

nacheinander vorüber, die Bilder von der Landstraße, und als ich mit den Erinnerungen fertig war, da hatte mich wieder der alte Schauder vor der schönen Widma gepackt.

Trotzdem stand ich am Nachmittag des folgenden Tages vor ihrem Palais und fragte nach ihr, während mein Herz pochte, als jauchzte es tausend wunderschönen Erinnerungen entgegen. Der Portier indessen bedauerte, „die Comtesse sei gestern Abend noch in die deutschen Bäder abgereist, hätte aber nicht gesagt, wohin."

Die Ausstellung ist geschlossen. Ich sehe das seltsam schöne Bild nicht mehr, dessen düsterer Charakter meine Jugenderinnerungen hervorzauberte. Sei es drum! Steigt herauf, ihr beiden anderen, lichten Bilder, aus denen Jiewa's Gestalt noch einmal in all' ihrem tragischen Ernst hervortritt.

Vier Jahre hatte ich abermals in meiner zweiten Heimat zugebracht, Jahre angestrengten, hoffnungsfreudigen Arbeitens, denn so schafft man in Deutschland, Jahre, die mir innige, treue Freunde brachten, wie man sie in Deutschland findet, Jahre, in denen ich deutsche Liebe mit all' ihrem Duft, ihrer Innigkeit, ihrer Seligkeit kennen lernte. Was konnte, was durfte mir Jiewa's Bild sein, als ein Traum, den ich vergessen mußte, wollte ich glücklich sein!

Vier Jahre also waren seit dem flüchtigen Bilde auf Newsky-Prospect vergangen. Ich saß in Baden-Baden vor dem Curhaus, auf jenem Platze, der am Abend so bezaubernd lieblich ist mit seinem clair-obscur, seiner gedämpften Musik, seinem Blumenduft, dem Glanz der Spielsäle, der damals noch aus den geöffneten Thüren hervorbrach, dem Glanz der Sterne, der von oben herunterleuchtet, dem Dunkel der Schwarzwaldtannen, die schweigend aus der Ferne grüßen. Wie Musik zog es in meine Seele ein, als das Orchester schwieg. Leider wurde die Musik sofort unterbrochen. Bekannte aus Berlin, das seit einem Jahre meine Heimat war, freuten sich sehr, mich zu treffen, mich, der ich sie doch seit heute Morgen vermieden hatte. Da war der Geheimrath, der den wunderlichen Ehrgeiz zu haben schien, in Baden-Baden für den ersten Komiker seines beliebten heimatlichen Vaudevilletheaters zu gelten. Da war die Geheimräthin, die aus lauter Sittlichkeitsgefühl sich über die „Löwinnen" der Spielhölle in einer Weise moquirte, die mir für eine Dame eigentlich nicht sehr schicklich schien, zumal da die Frau Geheimräthin die Toiletten der Gerichteten mit liebevollen, andächtigen Augen zu betrachten und an sich und ihrem Töchterchen nachzuahmen pflegte; da war endlich dies Töchterchen Jenny, die mehr bleich als anziehend und mehr verdreht als hübsch war. Leider hatte Fräulein Jenny in der letzten Zeit fürchterlich viel russische Novellen gelesen, interessirte sich für mich, weil sie sich für die Russen interessirte (so hatte sie mir wenigstens gesagt) und suchte mit den Augen eifrig nach weiteren interessanten Landsleuten.

Einige Male schon hatte sie meinen Nationalstolz auf's Empfindlichste gekränkt, indem sie einen englischen Schneider „auf Reisen" für

einen russischen Fürsten erklärt hatte, indem sie ferner von einer Französin mit rothgefärbtem Haar, die eine Weile neben uns geschwatzt und schaurig viel Endconsonanten falsch herübergezogen hatte, behauptet hatte, sie sei eine vornehme Petersburgerin.

Da fuhr sie siegesgewiß auf: „Das aber, Herr Doctor, ist eine Russin."

„Kind", ermahnte die Mama, „interessire Dich doch nicht immer gleich für Damen, die Du nicht kennst."

Weiter hörte ich nichts — langsam nur hatte ich mich trotz Jenny's Eifer umgewendet, aber jetzt — die Geheimrathsfamilie hat mir das nie vergeben — sprang ich auf und entfernte mich, ohne mich nur einmal verabschiedet zu haben. Es brauste mir wie in tausend Stimmen durch Kopf und Herz: „Heute entgehst Du mir nicht, Dämon meiner Kindheit, heute muß ich Dich wieder sprechen, Ziewa, lange und innig, wie ich je mit Dir gesprochen."

Ich sah sie am Arm eines hochschulterigen, kräftigen Mannes in das Haus treten, sah, wie er sie bis an die Portièren des Lesecabinets begleitete; sie ging hinein, er verschwand in entgegengesetzter Richtung nach den Spielsälen zu.

Einen Moment noch legte ich die Hand über die Augen. „Auf Wiedersehen in der schönen, freien Welt!" flüsterte ich ihre Worte in mich hinein, dann trat ich in den Salon. Dort saß sie allein — leicht hob sie ihr Auge bei meinem Eintritt von der Zeitung; wie ich aber schweigend am Eingang stehen blieb und sie ansah, ließ sie langsam das Blatt sinken, langsam erhob sie sich und in meinem geliebten, klangvollen Polnisch fragte sie weich und leise, mich fest ansehend: „Ein Freund aus der Jugendzeit?"

„Ja, Ziewa, ein Freund."

Sie stieß einen leichten Freudenschrei aus — wir eilten uns entgegen, sie reichte mir beide Hände und zwei Minuten lang sahen wir uns still an. Geisterhaft bleich war ihr schönes Antlitz, unheimlich hob es sich ab von der glühend rothen Pracht des schweren Stoffes, in den sie gekleidet war, die Hände, die sie in die meinen gelegt hatte, schienen leichter und zarter, als das kostbare Spitzengewebe, das auf sie niederfiel.

„Konstantin", sagte sie endlich leise, „warum hast Du Dich nie bei mir sehen lassen? Ist das recht, daß sich mein kleiner Lehrer nie mehr um mich gekümmert hat? Nun aber", und sie führte mich zur Causeuse, „nun aber, bis mein Mann aus dem Spielsaal zurückkommt, erzähle mir aus Deinem Leben, Konstantin!"

„Dein Mann? Aus dem Spielsaal, Ziewa?"

„Ja", lächelte sie, „aus dem Spielsaal. Aber er spielt nicht, Konstantin, er sucht dort einen Freund auf. Ich blieb zurück, weil ich das Treiben in jenen Sälen, wie Vieles auf der Welt, zum Ekel habe."

Sie sprach das mit geschlossenen Augen vor sich hin, aber das Erschreckende, das früher in solchen Augenblicken in ihren Zügen lag, war verschwunden.

„Nun, warum bist Du still, Konstantin?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich denke daran, Ziewa, wie Du an der Landstraße einst zu mir über die Potocka spracheſt und Du haſt es wie ſie gemacht.“

Sie ſchlug haſtig die großen Augen auf, ſah lächelnd in den Spiegel gegenüber, ſo daß ſie mir ihr ſtrengſchönes Profil zuwandte, und fragte: „Sehe ich aus wie die liebliche Sophie, und iſt Graf L. ſchön wie Felix Potocki?“ Gleich darauf aber, als ob ſie den Scherz unzart fände, rief ſie: „Genug! Erzähle mir aus Deinem Leben, Konſtantin!“

Ich erzählte flüchtig von mir, viel von der Erſcheinung auf Newsky-Proſpect, und ſie lauſchte, die Hände ſtill ineinander gefaltet, ſie ruhte in den Polſtern, als ob ſie nie in der ärmlichen Stube des Herrn Berckowicz geſeſſen hätte. Ich ſprach wie im Fieber — als ich geendet hatte, ſagte ſie weich: „Ich glaube, Du biſt glücklich, Konſtantin!“

In dieſem Augenblick trat der hochſchulterige, kräftige Mann, der ſie vorher begleitet hatte, in den Salon. Einige Herren, unverkennbar Ruſſen, kamen mit ihm. Wie Ziewa mich dem Grafen präſentirte, wie ſie die Handſchuhe anzog, wie ſie mit ihren Landsleuten zu plaudern ſchien — das war Alles ſo vornehm vollendet, ſo ſeltſam für die Widma der volhyniſchen Steppe. Mein Fieber wurde immer ſtärker. Graf L. hatte eine eiſerne, feſte, ruſſiſche Geſtalt, ruſſiſche, kleine, verſchwimmende Züge, klug und ehrlich blickende, blaßgraue Augen. Er ſprach mit ſeinem ſchönen, tiefen Organ ruhig und verſtändig über den ſtarken Ruſſenverkehr in Baden-Baden, über das Spiel, über Herrn Bénazet, ich mußte ihm in Allem Recht geben. Das war der ganze Eindruck, den ich von ihm hatte.

Und Ziewa hatte ihn geheirathet, warum, warum?

Als wir aus dem Converſationshauſe traten, kam Ziewa wieder an mich heran.

„Biſt Du noch ſo rüſtig wie daheim im Dorfe, Konſtantin?“ fragte ſie leiſe.

Ich nickte.

„Morgens um ſieben Uhr, wenn die langweilige Geſellſchaft hier an der Trinkhalle ſich verſammelt, ſteige ich allein zum alten Schloſſe hinauf, wol auch noch höher. Ich möchte wieder mit Dir ſprechen wie daheim an der Landſtraße.“

Da ſtand ich am andern Morgen unter den alten Tannen, ſah zwiſchen ihren Wipfeln zum blauen Himmel empor, ſah in das Sonnengold, das auf dem Raſen zitterte, mir war, als ſei es ein Morgen für Liebe und Glück. Da kam Ziewa mit langſamen Schritten den Pfad herauf.

Heute war ſie in leichte Stoffe gekleidet, die ſie nach Art der Bergſteigerinnen hochgeſchürzt trug; ſie ſah dem Mädchen aus dem polniſchen Dorfe nicht mehr ſo ſeltſam unähnlich wie geſtern Abend.

Wieder ſtreckte ſie mir beide Hände entgegen. „Konſtantin“, ſagte ſie weich und ernſt, während wir nebeneinander ſchritten, „ich weiß, Du biſt erſtaunt, daß ich geheirathet habe. Und ich muß Dir von mir erzählen, Vieles, was Dein geſchwätziger Freund nicht wußte.

„Ich verließ in jenem Sommer unser trauriges Haus. Vater und Mutter sind todt", fuhr sie nach einer Weile fort — und wieder nach einigen Minuten: „Meine Schwester Kathinka hat einen ehemaligen Leibeigenen geheirathet, der sie alle Tage prügelt, gleichwol versichert sie, liebt sie ihn glühend. — Mein jüngster Bruder Ilia lebt in dem Hause des Großvaters, das sich jetzt viel stattlicher ausnimmt. Aber — er — er ist wie mein Vater." — Es wurde ihr furchtbar schwer, das auszusprechen, und sie schloß jetzt die Augen und sagte in dem alten, schneidigen Ton: „Mein Bruder Kola arbeitet in den sibirischen Bergwerken. Ich habe ihn nicht mehr retten können."

Ich fragte nicht weiter. Langsam stiegen wir, langsam sprach sie endlich: „Wenn uns in der Wirklichkeit so krasses Elend umgiebt, was verlangen wir denn ein Glück, das doch immer nur in Träumen existirt hat? Nicht wahr, Konstantin?" rief sie mit fast wahnsinniger Heftigkeit, „sage Ja, sonst verzweifle ich."

Wie sie mich mit den fieberglühenden Augen anstarrte, wurde mir das Blut kalt.

„Du verstehst mich nicht", fuhr sie dann weich und leise fort, „ich wollte Dir ja auch nur erzählen."

Ich sah, wie sie nach Athem rang.

„Sprich nicht", flehte ich, „es greift Dich an."

„Nein", erwiederte sie, „aber der Arzt unten mag recht haben. Das Steigen mag mir nicht gut thun. Setze Dich und ich erzähle Dir weiter."

Da saß ich neben ihr auf dem weichen Moos, nichts schien außer uns und der sonnigen Natur oben zu sein, und es war mir, als ob wir Beide recht einsam wären, und als ob diese Einsamkeit doch nur meiner Begleiterin natürlich sei. Sonderbar — nicht einmal streifte ihr Blick das liebliche Rheinthal, starr hing er an den seltsamen Formen der Porphyrfelsen über uns, während sie erzählte: Ich fuhr nach Petersburg mit einem unserer Nachbarn. Die Unkosten, die ich ihm gemacht hatte, konnte ich ihm erst vom Palais des Grafen U. aus wiedererstatten. Ein toller Streich — nicht wahr, Konstantin?"

Sie lachte lustig auf, sah mich flüchtig an und starrte dann wieder nach oben, aber ihre schönen Augen füllten sich nach und nach mit Thränen.

Sie fuhr fort: „Ich trat an das Lager des todtkranken Mannes, dessen Antlitz vor Freude strahlte, als er mich sah. Er sagte mir, daß er seit anderthalb Jahren Niemanden auf der Welt außer mir geliebt, für Niemand gesorgt habe als für mich, das Kind, das Ebenbild Lodoisca's. Ich wich nicht von seiner Seite, denn bei seinem elenden Anblick hatte mich ein Erbarmen ergriffen, ein Erbarmen für den Mann, in dem meine Mutter einst Himmel und Erde erblickt hatte. Er starb mit dem Namen „Lodoisca" auf den Lippen. Ich aber lag schluchzend vor seinem Lager und im Angesicht des Todes sehnte ich mich heiß nach Leben und Liebe. Ich war jetzt reich und frei, ich sah die schöne Welt — und war sehr einsam."

Sie ließ ihren Blick hinunterschweifen, es war, als ob all' die

Schönheit da unten sie rührte, denn sie lächelte wehmüthig. Sie faltete die Hände und fuhr fort: „Nach Hause schickte ich von Zeit zu Zeit bedeutende Summen, die vergeudet wurden; das war die einzige Verbindung mit Denen, die mir am nächsten standen."

Und noch einmal schloß Jiewa in der alten Weise die Augen und sagte hastig und scharf: „Und weil ich mich einsam fühlte, und weil die Petersburger Welt sich über mich so den Kopf zerbrach, daß ich nicht frei sein konnte, heirathete ich den Grafen L."

„Nur deshalb, Jiewa?"

„Und weil er verständig und gut ist", sagte sie und sah mich voll an. Und wie sie so wunderbar schön aussah und so rührend traurig, überkam mich die heiße Sehnsucht jener Petersburger Sommernacht nach heimatlicher Liebe.

„Jiewa", rief ich und ergriff fast heftig ihre Hände, „und hast Du nie geliebt wie andere Frauen?"

Sie sah mich einen Augenblick wie forschend an, dann entzog sie mir schnell die Hände, sagte spöttisch wie wol früher: „Kleiner Konstantin!" — und stand auf. Wie sie so mit großen Schritten auf- und niederging, die Augenbrauen finster zusammengezogen, Herbigkeit, Geist und Stolz in jedem Gesichtszug, da flüsterte es in mir: „Diese Frau, so schön sie ist, ist nicht zur Liebe da!"

Sie trat jetzt an mich heran, legte die Hand auf meine Schulter und fragte leise und fest: „Willst Du mein Freund bleiben, Konstantin, der Freund, der Du mir einst warst?"

Ich nickte stumm.

„Dann will ich zu Dir sprechen, wie einst."

Sie saß wieder neben mir, die Hände gefaltet, nach dem Rheinthal hinabschauend. „Nein, Konstantin, ich habe nie geliebt wie andere Frauen. Ich erzählte Dir einst von Michael Petrowitsch, der bei Inkerman fiel, nicht wahr? Sieh', den glaubte ich einst zu lieben, drei Tage lang, und am vierten haßte ich ihn, nein, ich haßte die Empfindung, die ich drei Tage lang für ihn gehabt, für ihn, der so hübsch — und so beschränkt war. Daran habe ich gedacht, sobald das Fieber, das Euch Alle glücklich macht, mir nahe kam, beim ersten schnellern Pulsschlag habe es ich vernichtet — erbarmungslos vernichtet. Ich kann nicht lieben", schluchzte sie wild auf, „ich habe es beim Großvater nicht gelernt.

„Dort auf der Steppe war ich glücklich. Dort liebte ich eine freie, große Welt, die sich jenseit der Linie, wo sich Steppen und Wolken berührten, ausdehnte, eine Welt voll Schönheit, voll Größe, voll Hochsinn, eine Welt, in der Millionen Herzen schlugen, wie der alte Heide eines gehabt hatte. Sie war so wenig da, wie die Linie vorhanden ist, hinter der sie liegen sollte. Und ich brachte in die Fremde ein Herz, das anders empfand, als das Weib soll. Was daheim mein Herz jauchzen und schluchzen machte, das wurde in der Gesellschaft gleichgiltig, alltäglich, nebenbei besprochen, Leidenschaft war da nur für eigene, jämmerliche Interessen. Da hörte auch mein Herz auf, in seiner Weise zu jauchzen

und zu weinen. Und lieben wie andere Frauen konnte ich nicht, ich hatte es beim Großvater nicht gelernt. Wenn ich in den Dichtern die Gluth meiner ersten Jugend suchte und eine Weile glücklich war, dann ließ ich bald trostlos das Buch sinken; ich verstand sie nicht, wenn sie die Seligkeit der Liebe schilderten; was ich von ihr kannte, waren die Thränen meiner Mutter und der letzte, hoffnungslose Seufzer ihres sterbenden Geliebten."

„Und Dein Mann, Jiewa?" fragte ich nach einer Weile.

„Er ist eine ruhige, stille Natur und liebt mich auf seine Weise, aber er kennt wol meine Fähigkeit zur Leidenschaft und weiß, daß er sie nie geweckt hat."

Wieder schwiegen wir eine Weile, dann wandte sie sich um und schritt langsam von der Höhe hinunter, ich folgte ihr.

Ich rang nach passenden Worten. „Jiewa", begann ich endlich stockend, „eine Frau, schön wie Du, muß die Liebe erwecken, die sie verachtet."

Sie sah mich schnell und fest an: „Du vergißt nicht, Konstantin, daß Du mein Freund bist?"

„Nein!"

„Gut", und sie lächelte. „Eine Frau, schön wie ich, um Deine Worte zu gebrauchen, wird ihrer Schönheit wegen Anerkennung, vielleicht Bewunderung ertragen müssen. Man wird sich ihr mit dem Wunsche, vielleicht mit dem Vorsatz, sie zu lieben, nähern. Man wird es nicht thun, sobald sie nicht geliebt sein will. Habe ich recht, Konstantin? Auge in Auge, Konstantin!"

Sie sah mich mit einem eigenthümlichen Lächeln an, einem Lächeln, das fern von jeder Koketterie, fern von jeder Schelmerei, aber auch fern von jeder Glückseligkeit war. Es war das Lächeln siegesgewisser Ueberlegenheit.

„Du hast recht, Widma", sagte ich leise und schweigend schritten wir nebeneinander hinab. Endlich, wir waren beinahe am Fuße der Höhe, blieb sie stehen und fragte: „Wie lange bleibst Du hier?"

„Nur bis heute Abend. Ich hatte nur drei Tage für Baden-Baden bestimmt und habe Dich am dritten erst gesehen; Jiewa, der Zufall ist oft unbegreiflich hart."

„So laß uns hier Abschied nehmen!"

Sie faßte meine Hand, einige Schritte gingen wir wieder hinauf, sie schien in tiefes Sinnen verloren.

Da schlang sie plötzlich beide Arme um mich, küßte mich schnell und innig, sagte leise: „Werde glücklich, Konstantin, wenn Du kannst!" — und eilte hinunter, dem vollen reichen Leben zu, das ihr doch verhaßt war. Ich aber, der ich das Leben liebte, stand einsam unter den Tannen und Thränen kamen in meine Augen, Thränen um Jiewa, um die Heimat — oder um das Elend des Daseins, von dem sie eben gesprochen hatte — ich weiß es nicht.

Im Winter erhielt ich von ihr die erste und letzte Nachricht. Zit-

ternd hielt ich ein Blatt, von ihr beschrieben, in der Hand; es kam aus einem jener lieblichen Orte am Fuße der Seealpen, in welche man hoffnungslose Brustkranke schickt.

„Konstantin, ich möchte Dich noch einmal sprechen; ich weiß, daß ich todtkrank bin, wenn man es mir auch verschweigt. Komm schnell, ehe Deine Widma in die ewige Nacht des „alten Heiden" hinabsteigt, wo das Schauen aufhört."

Ich warf meine Arbeiten bei Seite, fuhr sogleich von Berlin ab, reiste Tag und Nacht, aber ich kam zu spät. In der Nacht, die jenem Schreiben folgte, war sie einem neuen, heftigen Anfall ihrer Krankheit erlegen.

So ging ich denn am Morgen, an dem ich angekommen war, hinter ihrem Sarge her. Neben mir schritt Graf L., bleich und niedergeschlagen. Er hatte mich nicht gefragt, woher ich die Nachricht erhalten, er hatte nur meine Hand gedrückt und gesagt: „Es ist traurig, daß es so schnell gekommen. Im Sommer haben wir es nicht geahnt."

Seltsam, er stand an ihrem Sarge nicht wie sonst wol ein Wittwer, trostlos und den Schmerz verwaister Liebe im Antlitz: mit scheuer Ehrfurcht sah er, wie sie den Sarg in die Erde senkten. Und mit scheuer Ehrfurcht sah das Leichengefolge, das zahlreiche, universale der Kranken aller Nationen, auf den Sarg der „wunderschönen" Frau, der überreich mit Lorbeeren, Myrthen und Palmen geschmückt war. Ich aber fühlte im Augenblick des Todes die letzte Scheu vor ihr schwinden, eine großartige Wehmuth überkam mich. Als Alles fort war, saß ich allein am frischen Grabe, um mich herum der lichte, freundliche Winter des Südens. Das Meer dort blaute so lieblich, die Sonne lächelte — „ja, die Natur ist schön", flüsterte ich, „aber wozu ist der Mensch?" — „Per fare l'amore", murmelten die Wellen, die Italiens Ufer geküßt hatten. Ich sah hinüber, wo das Land der Liebe lag, dann bog ich mich weinend über Jiewa's Grab.

„Hierher gehörst Du nicht, Widma des kalten Ostens. Ich möchte mit meinen Händen die Erde aufwühlen und Deinen Sarg forttragen bis in die einsame Steppe, an die Seite des alten Heiden. Dort, begrenzt von der Linie, in der sich Steppen und Wolken berühren, jubelt es auch um Dich in stummer Sprache, die die Kinder des Südens und des Glückes nicht verstehen — da erzählt es von einem Verlangen, das größer ist, als Glaube, Liebe und Hoffnung, und das die Kinder dieser Welt immer verstehen, sobald ein Völkerfrühling über die Erde braust. Sei mir ehrfurchtsvoll gegrüßt, Widma!"

Und dennoch weinte ich heiße Thränen auf ihr Grab.

Und darum mag ich Jiewa im Geist nur in ihrer Heimat sehen, und darum hat mich das kleine Gemälde so mächtig ergriffen. Der Winter ist da — und ich ziehe der Sonne nach, um Jiewa's Grab von der heimatlichen Straße zu grüßen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Französischer und belgischer Realismus.

Gustav Courbet und Charles de Groux.

Künstler sind keine Philosophen. Diejenigen Künstler, welche wie der französische Historienmaler Chenavard diese Prätension haben, sind es am allerwenigsten. Um über sich und der Welt nachdenken, ein System bilden und aufstellen zu können, dazu gehört vor Allem, außer der geistigen Fähigkeit und der Logik, eine Dosis von Objectivität, welche dem Künstler nur zu oft abgeht; will er sich auch derselben befleißigen, so wirft die bei ihm stets allmächtige Eigenliebe, einer der Hauptfactoren seines Schaffens, ihn rasch und ohne daß er es selbst ahnt, in die engen Kreise seiner Subjectivität zurück. Das Ueberwiegen seiner Subjectivität, das nicht nur sein Schaffen, sondern sein gesammtes sociales Thun und Lassen kennzeichnet, ist ein Grundzug seiner Wesenheit. Soll und darf man daher bei Beurtheilung des Lebens eines Künstlers den gewöhnlichen Maßstab anlegen? In seinem dunklen, sich selber nie klar werdenden Gefühl hat der Volksinstinct diese Frage, fast möchte ich hinzusetzen, endgiltig erledigt durch den nur auf den ersten Blick barock scheinenden Einfall, eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen Kunstgenies und Narren entdeckt zu haben.

Es liegt in dieser Idee weder eine Verachtung der Kunst, für die das Volk eine große Vorliebe hat, noch der Künstler. Es will damit einfach das ihm Unbegreifliche in dem Auftreten und dem Leben der Künstler aussprechen. Sie lieben das Seltsame und Phantastische, und das nicht um der Sache willen, sondern weil sie häufig sich und der Welt gegenüber bethätigen zu müssen glauben, daß sie nicht sind, wie Andere, und bevorzugte Naturen abgeben.

Das Kriegsgericht zu Versailles hat diesem Umstand in charakteristischer Weise Rechnung getragen in dem milden Urtheil, das es über Herrn Gustav Courbet gefällt hat. In seinen Augen war es der Künstler Courbet, nicht der Communarde, der das Umreißen der Vendômesäule beantragt und betrieben hat, daher die leichte Strafe. Geht man dem Urtheil näher auf den Grund, so kommt man fast zu dem Schluß, daß die sonst so strengen Richter hier nachsichtig einen gewissen Grad von Unzurechnungsfähigkeit Courbet's als mildernden Umstand gelten ließen.

Die Eigenliebe grenzt denn auch allerdings bei Herrn Courbet nahe an Monomanie.

Auf einer photographischen Portraitkarte, die man mir eben aus Paris zuschickt, unterhält sich Herr Courbet mit seinem Doppelgänger. Courbet sitzt in nachlässiger Stellung, welche seine Corpulenz hervorhebt, und hört Courbet zu, der stehend, die Hand auf seine eigene Schulter gelegt, lebhaft gesticulirt und etwas zu demonstriren scheint.

Wovon er eigentlich sprechen mag?

Je nun, er beweist sich selbst, daß es heutzutage nur einen großen Maler giebt, und das ist er selbst, Gustav Courbet.

Die Kunst der Vergangenheit und ihre Meister, welche er nicht leugnen kann — dazu ist er zu sehr Künstler und weiß zu wohl, daß er sich von ihrem Mark genährt hat, da er sonst gar keinen andern Lehrer gehabt hat — er möchte sie vernichten. Sie verdunkeln die Sonne seines Ruhmes. Die Commune stellte ihm ein solches Vernichtungswerk, wie er es vor Jahren häufig gewünscht hatte, in Aussicht. Wer weiß, ob ihn dies nicht theilweise bestimmte, in die Reihen der Communarden zu treten?

In den ersten Stadien seiner Entwickelung schwebte ihm allerdings ein anderes Ideal vor. Er glaubte die von ihm erstrebte Umwälzung durch die Zauberkraft seines Pinsels zu bewerkstelligen.

Er präludirte in den Ateliers und den Brauereien durch Monologe, die ihrer Zeit viel Staub aufwirbelten. In der Unterhaltung ist Herr Courbet ein „Soliſt", wie Baudelaire, der „Petrarcha der Verwesung" es war; wie dieser gefällt er sich darin, das hohe Roß Paradox zu besteigen und herumzutummeln.

Nachdem er sein Terrain genugsam vorbereitet und eine Schaar von Anhängern, Bewunderern, Schülern und Augendienern um sich gebildet, machte auch er, kurze Zeit nach dem Staatsstreich des zweiten Decembers, seinen künstlerischen Staatsstreich, indem er folgendes Glaubensbekenntniß vom Stapel ließ, das an der Spitze des Katalogs der von ihm veranstalteten Ausstellung seiner Werke figurirte, deren Zulassung in den „Salon" theilweise von der Jury der officiellen Kunstausstellung verweigert worden war:

„Der Name eines „Realisten" ist mir aufgezwungen worden, wie jener der „Romantiker" den Männern von 1830. Nie gaben Namen die richtige Idee einer Sache, denn, wäre dies der Fall, so würden die Werke überflüssig sein (sic).

„Ohne mich weiter über das mehr oder minder Richtige einer Qualification auszulassen, welche glücklicherweise Niemand zu verstehen gezwungen ist, will ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, mich auf einige kurze Erläuterungen beschränken.

„Ich habe frei von jedem System oder vorgefaßter Meinung die Alten und die Modernen studirt. Ich wollte weder die Ersteren nachahmen, noch die Anderen copiren; ich hatte noch weniger den hohlen Gedanken, die Kunst um der Kunst willen zu betreiben.

„Nein! Ich trachtete einfach, in der vollen Kenntniß der Tradition das selbstbewußte, unabhängige Gefühl meiner eigenen Individualität zu erobern.

„Wissen, um zu können, das war mein Streben. Die Zeiten, die Ideen, den Charakter der Epoche nach meinem Ermessen wiederzugeben, nicht nur Maler sein, sondern Mensch, mit einem Wort, eine „lebendige Kunst" schaffen, das ist mein Zweck."

Der Zweck war groß und eines Mannes würdig; problematischer aber waren die Mittel, deren Herr Courbet sich bediente, um sein Ziel zu erreichen. Schon die Art und Weise, wie er die Grenzen der Kunst einzuengen trachtete, statt sie zu erweitern, zeugt, außer der unermeßlichen Selbstüberhebung, von einer erstaunlich naiven Selbstsucht, denn er paßte sie auf's Genaueste seinen eigenen Fähigkeiten an.

„Der Künstler", behauptete er, „kann nur Das wiedergeben, was er gesehen und erlebt, d. h. seine Zeit. Alles Uebrige ist kalter Archäismus.

Schon Napoleon I. gehört der Legende an und eignet sich nicht mehr zur Darstellung."

Herr Courbet zeigte sich in der Aufstellung dieses Satzes listig wie Reineke Fuchs. Uebersieht man seine Werke im Allgemeinen, so gelangt man rasch zur Ueberzeugung, daß seine eigentliche und höchste Begabung in der Landschaftsmalerei liegt. Wenige Maler haben wie er es verstanden, die Luft zu malen. Selbst die Figuren faßt er stets zuerst in ihren atmosphärischen Bedingungen auf; daher oft seltsame Verzeichnungen und Nachlässigkeiten. Als Maler und Colorist, und in der Wiedergabe des Helldunkels ist er den tüchtigsten, berühmtesten Altmeistern der Malerei ebenbürtig. Seine Fleischtöne sind wunderbar abgestuft, gemahnen nie an den Farbentopf und können kühn sich mit den herrlichsten Leistungen der italienischen und vlämischen Meister messen.

Er nähert sich übrigens in seinen Tinten weit mehr der vlämischen Schule, deren unedle, häufig unästhetische Formen er noch absichtlich übertreibt. Was ihn aber trotz aller ihm anhaftenden Schlacken zum großen Künstler stempelt, ist das Eigenthümliche, daß das Anstößige, Verfehlte in Form und Auffassung seiner Bilder häufig, ja fast immer absichtlich gewollt ist, während die malerischen Schönheiten, die Wahrheit, die prägnante, packende Wirklichkeit, unbewußt sind.

Wenn er nämlich in der Wahl seiner Vorwürfe gewissermaßen den ungeheuerlichen Victor Hugo'schen Satz: „Das Schöne ist das Häßliche!" practisch illustrirt und z. B. in seinen „Badenden Frauen" und dem berühmten „Begräbniß von Ornans", in ersterm die verpöntesten, den Schönheitssinn zumeist verletzenden Stellungen vorkehrt, im zweiten das menschliche, durch das Schauspiel des Todes zu allen Zeiten und in gleichviel welchen Kreisen ernst und feierlich gestimmte Gefühl in den Hintergrund drängt und in den rohen französischen Bauern das nackte Interesse, das kleinliche Elend in wahren Zerrbildern hervorzuheben sucht: so hatte der schlaue Barnum der Malerei vor Allem die Absicht Lärm zu schlagen und die öffentliche Aufmerksamkeit gewaltsam auf sich selbst und seine Bilder zu lenken. Dies geht schon zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß jederzeit, wenn er solche Gemälde producirt, die an den ambulanten Kunstreiter gemahnen, der, ehe er seine Kunststücke macht, in die Trompete stößt oder auch einen Pistolenschuß abfeuert, Herr Courbet immer Sorge trug, daneben andere Bilder, Portraits oder Figuren, wie z. B. seine „Spinnerin", auszustellen, die maßvoll aufgefaßt und ernst und schlicht durchgeführt waren.

Das Publicum widmete indeß gerade diesen Productionen wenig oder gar keine Aufmerksamkeit. Es fand darin seinen Courbet nicht wieder. Es drängte sich dagegen zu jenen Bildern mit Vorliebe, deren Cynismus wol seine Prüderie in Harnisch brachte, zu denen es sich aber gewaltsam hingezogen fühlte durch die unverblümte derbe Kraft der Wahrheit und das Pulsiren des Lebens in allen Theilen. Hat nämlich Herr Courbet einmal Palette, Pinsel und Spachtel, ein Instrument, dessen er sich häufiger beim Malen als des Pinsels bedient, zur Hand genommen, so tritt sein künstlerischer Genius in seine Rechte. Der Charlatanismus muß weichen und Courbet ringt dann mit der Natur, wie, der biblischen Legende zufolge, der Erzvater Jakob mit dem Dämon, und wenn auch hier und da kreuzlahm, so geht er doch häufig als Sieger aus dem Kampfe hervor.

Eine eigentliche schöpferische Thätigkeit kann füglich Herrn Courbet nicht

zuerkannt werden. Setzt er doch selbst seinen Ruhm in die Nachahmung der Natur. Man kann ihn nicht einmal einen Neuerer nennen, denn war auch sein epochemachendes Auftreten, in den fünfziger Jahren, das selbst in Deutschland ein Echo fand, eine bis heute nachwirkende und durchschlagende Reaction sowol gegen den leblosen, verknöcherten, mumienhaften Classicismus, als gegen den rasch verlebten, gleich einem blendenden Feuerwerk verprasselten Romantismus, so war und ist sein Realismus doch nur die Rückkehr zur gesunden, naturwüchsigen Auffassung der Natur, wodurch schon zwei Jahrhunderte früher die italienischen Meister, namentlich aber die Niederländer, sich verewigt.

Vergleicht man die Bilder des Herrn Courbet mit denen des Franz Hals z. B., des Chefs der Harlemer Schule, so ist dieser, der so wenig wie Jan Steen wähleriſch in der Wahl und Ausführung seiner Vorwürfe war, bei Weitem mehr Realist, als sein Epigone der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Trotzdem und alledem war das Auftreten des Herrn Courbet eine That, die ihm einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte sichert; in den Museen und den Privatgalerien der Zukunft dürfte dies weniger der Fall sein. Es fehlt seinen Gemälden jeder ideale Schwung, jede ethische Eigenschaft, und diese Lücke ist durch nichts ausgefüllt. Anfangs, wie die höchst interessante Studie Proudhon's *) bezeugt, glaubten die Socialdemokraten in Courbet den David den zweiten und letzten der Revolution begrüßen zu können. Und allerdings rechtfertigten seine ersten bedeutenden Gemälde eine solche Hoffnung; es lag darin wie ein Anlauf zu Volksbildern. Aber Jene, welche Solches von Herrn Courbet erwartet, mußten bald ihres Irrthums inne werden und ihre Selbsttäuschung erkennen. Herr Courbet liebt nur sich selbst, nicht die Menschen; er ist nur darauf bedacht, sich in Scene zu setzen, und er scheint stets mit dem Helden Corneille's, der nur auf sich vertraut und an sich glaubt, auszurufen:

. . . . . moi,
moi, vous dis-je et c'est assez.

Wie oft er sich selbst gemalt in den mannigfachsten Stellungen und Handlungen dürfte kaum einer der künftigen Historiographen herausbringen. Selbst in vielen seiner Compositionen figurirt er. Und dort, wo er abwesend, vertritt ihn seine rohe, materielle Auffassung, die gleichsam bei der Berührung geistiger oder physischer Häßlichkeit aufleuchtet, vom Schönen aber eisig berührt wird und dann, mit wenigen prächtigen Ausnahmen **), nur Starres, Lebloses und Gezwungenes zur Welt bringt. Seine Bilder, die dahin zielen, eine gewisse Anmuth und Grazie der Form zur Geltung zu bringen, sind wahre Zangengeburten.

Mit einem Wort, mag Courbet immerhin Mitglied der Commune gewesen sein und sich dadurch verewigt haben, daß er die Vendômesäule mit dem „großen Baal" umreißen ließ, die jetzt wieder, o Ironie des Schicksals! durch eine wahrhaft raffinirte Rache des Versailler „weißen Schreckensconvents" theilweise auf des Künstlers Kosten in ihrem alten Glanz

*) „Du principe de l'art et de sa destination socialo" von P. J. Proudhon.

**) Ein Brüsseler Kunstliebhaber, Herr Sainctelette, besitzt eine „Badende Frau" von Courbet, welche Khalil-Bey zur Zeit für 25,000 Franken erstanden hat und die den herrlichsten, üppigsten italienischen Bildern in Farbe und Modellirung nichts nachgiebt.

aufgerichtet werden soll: was er auch noch schreiben und sprechen wird, Herr Courbet theilt mit Offenbach die traurige Ehre, die corrupte, sinnliche und liederliche Kunst des zweiten Empire zu repräsentiren.

Während dergestalt Herr Courbet, als ein wahrer Narcissus der Malerei, sich selbst in seinen ungesunden Schöpfungen bespiegelte und mit seinem Talent liebäugelte, gaben seine „Steinklopfer", sein erstes wirklich ernstes Bild, als dasselbe in Brüssel 1852 ausgestellt ward, den Anstoß zur Entwickelung eines belgischen Malers, der vielleicht mit mehr Berechtigung als irgend einer der lebenden Künstler „der Maler seiner Zeit" genannt werden kann.

Charles de Groux, geboren zu Commines auf der französisch-belgischen Grenze und französischer Abkunft, ward in Brüssel erzogen und bildete sich dort zuerst unter der Leitung des Herrn Navez, des damaligen Directors der Brüsseler Akademie, selbst ein Schüler David's, aus. De Groux war klein, schmächtig und kränklich schon von Jugend auf. Es war eine stille, träumerische, in sich selbst verschlossene Natur. Seine Studiengenossen erkannten indeß bald in ihn den künftigen Meister. Er componirte mit einer großen Leichtigkeit und hatte den Kopf voll Ideen. Das imponirte. Navez schwärmte für die Griechen, für Raphael und Michel Angelo. Seine Schüler konnten sich dem Einfluß nicht entziehen. Aber er war tolerant und Künstler genug, um den jugendlichen Talenten keine Gewalt anzuthun. Er spottete wohlwollend und nicht ohne Geist über gewisse Ausschreitungen, bekrittelte den verführerischen Romantismus, der unter seinen Schülern zu grassiren anfing, war aber im Grund ein trefflicher Lehrer, der, wenn er, zuweilen tief verwundet, mit einem herzlichen Wort der Anerkennung die leidige Schadenfreude des Auditoriums zu vernichten verstand.

De Groux mit seinem Hang zur Melancholie — seine Mitschüler hatten ihm deshalb den Spitznamen Job (Hiob) gegeben — ward bald das Opfer des Romantismus. Seine Studien nach dem Modell zeigten eine jederzeit persönliche Auffassung, aber selten, selbst nicht bei den Preisconcoursen, war eine vollendet. Mit den Extremitäten konnte er sich nie ganz befreunden. Er lag mit den Händen und den Füßen in beständiger Fehde; wo er sie escamotiren konnte, geschah es.

Gewöhnlich legte er seine Verhältnisse so kolossal an, daß es auf der für die Preisconcourse reglementsmäßig vorgeschriebenen Größe der Leinwand es an Raum dafür fehlte. Aber der Rumpf lebte und zeugte von großer Begabung. Nachdem er die Akademie verlassen, begab er sich auf einige Zeit nach Düsseldorf; der Aufenthalt am Rhein ließ ihn wesentlich unverändert.

Erst das Näherbekanntwerden mit den Courbet'schen Bildern zeigte ihm, wo er den Nibelungenschatz seiner Kunst zu heben hatte.

Er brach mit dem Romantismus, den Ritterfräuleins und ihren Edelfalken, den schwärmerischen Serenaden u. s. w., und, gleich dem Taucher auf tiefen Meeresboden, suchte er seine Vorwürfe in den untersten Volksschichten und zeigte in erschütternder, dramatischer, einfach und doch tragischer Weise, wie der Arme lebt, liebt, darbt, arbeitet, spielt, leidet und stirbt.

Sein erstes Bild in dieser neuen Manier gehört zu dem Besten, was er geschaffen.

Elend, bitteres, grauses Elend herrscht in dem armseligen Dachstübchen. Die nackten Wände erzählen von Noth und Harm. Der dürftige Hausrath

schlich nach und nach in's Leihhaus oder zum Trödler. Unter dem winselnden Jammer der Kinder nach Brod und während der Säugling an der versiechten Brust vergebens Nahrung sucht, ist die arme Dulderin dort auf dem Strohsack entschlafen. Da bringt der angstbleich fortgelaufene Knabe den Vater. Lallend und nur mit Mühe sich aufrecht erhaltend steht der „Trunkenbold" vor der Leiche seiner Frau.

In dem engen Rahmen drängt sich eine ganze Welt von Jammer zusammen. Es dringt daraus wie eine schwere Anklage gegen die Gesellschaft, die so haarsträubende Misère in ihrem Schooß birgt.

Und wo und wie auch de Groux uns das Volk zeigt, sei es in seinen Spielen, sei es auf seinen Wallfahrten oder in den reichgeschmückten Kirchen, wo blasse, abgehärmte Frauengestalten verzweiflungsvoll oder auch in versteinerter Resignation vor den hölzernen Heiligengestalten knieen, die stumm und hölzern auf sie herabblicken, sei es in den mannigfachen Scenen, welche die harten Prüfungen und Bitternisse der Conscription für die Armen schildern, überall tritt uns ein und dasselbe Gefühl entgegen: alle diese Darstellungen erzählen in pathetischer und doch auf die allereinfachste Weise das Jahrhundert alte Gebreste der Armuth. In allen diesen Gestalten hat sich die Armuth gleich einem schleichenden erblichen Uebel fortgeerbt. Diese hohlen Augen, diese blutleeren Gestalten, die hier und da an die gothischen Bilder erinnern, klagen die heutige Gesellschaft an: sie schreien um Abhülfe und Gerechtigkeit.

Socialistische Tendenzbilder! hörte ich wegwerfend und höhnisch sprechen.

Keineswegs. Charles de Groux hatte auch nicht die geringste Anwandelung dazu. Wenn er irgend einen politischen Standpunkt einnahm, so war es der eines mehr rückwärts als vorwärts schauenden Liberalismus.

„Der Künstler", behauptete er einst als wir uns in einer Kunstausstellung trafen, „soll ausschließlich der Kunst leben und sich ihr ganz widmen. Das Leben ist schon kurz genug", setzte er mit einem wehmüthigen Lächeln auf seine kleine durchsichtige Hand, wie sie bei schwindsüchtigen Personen zu finden ist, hinzu, „und jeder Augenblick ist kostbar. Den Markt des Lebens soll er nur beobachtend und studirend betreten, sich aber in keinerlei Händel mischen, weder in politische noch in Liebeshändel, und seine Zeit nicht verlieren. Ich weiß wol", meinte er lächelnd, „die Herren Kunstkritiker, zu denen ja auch Du gehörst, sind nicht dieser Ansicht. Sie sprechen und schreiben viel und schön von den philosophischen Beziehungen zwischen der Kunst und der Gesellschaft. Beide haben im Grunde blutwenig mit einander gemein."

„Aber, mein lieber de Groux", wandte ich ein, „jedes Blatt der Kunstgeschichte entspricht auf's genaueste der jeweiligen Geschichte der Menschheit. War nicht die Renaissance die Vorläuferin der Reform?"

Charles de Groux, der sehr sanft war aber auch recht eigensinnig sein konnte, wollte von alle Dem nichts wissen. Er verfocht seine Ansicht in einer Weise, die, wenn sie auch den Dingen im Allgemeinen wenig Rechnung trug, doch sein selbstständiges Denken scharf charakterisirte. „Was wäre aus Anton Wirz, dieser genial angelegten Natur, erst geworden", warf er ein, geschickt das Terrain der Discussion wechselnd, „hätte er mit Kohle, Pinsel und Farbe Bilder gemalt, statt mit ihrer Hülfe den Philosophen und Weltverbesserer spielen zu wollen? Warum fuhr er nicht fort zu schaffen, wie er es in seinem „Patroclus" und seinem „Triumph Christi" gethan?"

„Darin wird Dir Niemand widersprechen und ich am allerwenigsten. Die Kunst kann und soll nie Tagespolitik treiben. Wer verlangt dies denn auch? Nur will man, daß der Künstler mit seinen Zeitgenossen lebe, denke und fühle . . ."

„Er muß wol vor Allem die Zeitungen lesen?"

„Wie das geschieht, lieber de Groux", erwiederte ich lachend ob des malitiösen Seitenhiebes, „ist im Grunde gleichgiltig. Doch wozu länger mit Dir discutiren? Ich kann Dich schließlich mit Deinem eigenen Ich schlagen und besiegen. Sind doch gerade Deine Bilder der unwiderlegbarste, schlagendste Beweis des Einflusses der Zeitideen, die Du einathmest, geistig verwirklichst und denen Du unbewußt Gestalt und Form giebst. Ich kenne keinen socialistischen Apostel, der, in thätiger emsiger Propaganda, mit der Deiner Volksscenen sich messen kann! Es sind wahre socialistische Manifeste . ."

De Groux wurde ernst. „Ja", meinte er leise, „ich habe schon öfter den Vorwurf hören müssen. Und erwiedere ich den Leuten, ich kann nun einmal nur so und nicht anders malen, so glauben sie mir nicht. Und doch ist es die heilige Wahrheit. „Ich möchte Ihnen gern einige Bilder abkaufen, sagte mir vor einiger Zeit einer der bedeutendsten Kunsthändler, aber wie soll ich sie an den Mann bringen? Diejenigen, welche reich genug sind Gemälde zu besitzen, wollen nicht gern in so bitterer Weise an Jene erinnert werden, die darben und sich abhärmen. Malen sie mir ein freundliches, gefälliges Sujet und ich kaufe das Bild um den Preis, welchen sie fordern."

„Ich versuchte es zum hundertsten Male und es war immer wieder die alte Geschichte. Ich begann mit dem festen Vorsatz, ein heiteres Bild zu malen — und als ich die Staffelei verließ, war aus der Idylle eine Elegie geworden."

„Du bist eben ein wahrer Künstler", sagte ich ihm die Hand reichend. „Was das Genie vom Talent scheidet ist nur der Umstand, daß letzteres stets selbstbewußt weiß was es will und will was es kann, weil es genau seine Stärke und seine Schwächen kennt. Ich nenne das erlernte Kunst. Sie hat manches Treffliche geleistet und hat ihre Bewunderer, aber es ist ihr nicht gegeben in's Menschenherz hineinzutönen, es zu erschüttern, zu bewegen und selbst den Alltagsmenschen tief und ernst zu berühren. Es ist etwas Herrliches, fast Göttliches in dieser Macht; aber wer sie besitzt, der malt, schreibt und dichtet mit seinem Herzblut!"

Auch als Historienmaler versuchte sich de Groux. Veranlassung dazu wurden ehrende Aufträge der Regierung und jene Bilder, der „Tod Karl's V." und eine „Geusenpredigt" gereichen dem Nationalmuseum zur Zierde. Bei ihrer Ausführung mußte er seiner Neigung Gewalt anthun. Man fühlt dies sehr wohl, obgleich auch diese Bilder den elegischen Zug mit seinen Volksscenen gemein haben.

In letzteren ist er unvergleichbar mit irgend einem der heutigen Maler. In den Ruysdael'schen Landschaften liegt ein verwandter Zug.

So unvollkommen hier und da die Zeichnung, so ist die Stimmung jederzeit eine so intensive, durchdachte, die Scenen bilden ein so harmonisches Ganze von seltener Gesammtwirkung, daß man unbewußt nachsichtig wird und sich willenlos dem ergreifenden Eindruck hingiebt.

Die moderne belgische Schule zählt vollendetere Künstler, Männer, die ihres Stifts und ihres Pinsels sicherer sind; aber keiner spricht so zur Seele wie de Groux, keiner kann sich einer so gehaltvollen Originalität rühmen.

Obgleich Realist wie Courbet ist doch de Groux sein eigentlicher Gegenfüßler. Jener strebt nur nach Erfassung des äußern materiellen Ausdrucks. Dieser vergeistigt auch die unedelsten Formen und versteht es unser Interesse und Mitgefühl zu fesseln, ohne daß er zu einem andern Hülfsmittel greift, als dem: uns die leidende Menschheit zu zeigen wie sie ist oder richtiger wie er sie sah ....

Darin liegt denn auch der Abstand zwischen dem belgischen und dem französischen Realismus. Dieser ist jedes ethischen Gehaltes bar. Jener nähert sich viel mehr der wahren Kunst, die darin besteht, in einem harmonischen Ganzen Natur und Ideal, Wirklichkeit und Phantasiegebilde zu verschmelzen und den subjectiven poetischen Gebilden durch prägnante objective Wahrheit Leben, Kraft und Ausdruck zu geben.

Als ich vor einigen Jahren im Hennegau einen guten Freund, der dort Friedensrichter ist, besuchte, wurde unsere Aufmerksamkeit, während der Abenddämmerung durch eine ganz ungewöhnliche Bewegung im Dorfe gefesselt. Groß und Klein, Alt und Jung rannte in's Freie. Mein Freund ward neugierig, schleppte mich mit und schloß sich dem Haufen an. Kaum waren wir auf einen Pistolenschuß vom Dorfe, so sahen wir einen weiten Kreis von Leuten um einen jener hausähnlichen Wagen gruppirt, wie sie von einem Jahrmarkt zum andern ziehen.

Vermittelst einer nicht ungeschickt erfundenen Vorrichtung war an dem Wagen eine Art Tribüne angebracht, die man aufschlagen konnte. Hier stand ein Mann mit langem schwarzen Bart, grünem Doctorkittel und riesiger Brille und hielt eine Standrede, worin er seine Kunst à la Doctor Eisenbart herausstrich. Zwei Bauernjungen hielten jeder eine riesige Fackel, welche sie zuweilen schüttelten und gegen den Boden stießen, so daß die Funken herumstoben. Dann flackerte das Licht wieder hell und grell und der Redner wußte dann stets irgend ein packendes Wort zu sprechen, während sein schwarzer Blick, die Reihen der Bauern durchmusternd, sie gleichsam zu elektrisiren suchte.

Die Menge lauschte mit offenem Munde — aber Niemand rührte sich vom Platz. Keiner wollte der Erste sein, die Künste des Wunderdoctors zu erproben.

Auch der Bediente meines Freundes war herbeigelaufen. Er litt schon seit einigen Tagen an furchtbarem Zahnweh und namentlich war seine linke Wange stark geschwollen.

Er sah uns verstohlen um Rath an. Der Quacksalber stand einige Secunden lang schweigend mit verschränkten Armen und ließ sein Auge über den Haufen streifen. Ich lächelte. Und wie, als wenn er darin eine Herausforderung erblickt hätte, rief er dem Kutscher, der die seitwärts an der Deichsel gewandten Pferde hielt: „Bringe mir die Becken!"

Der Mann stellte nun zwei kupferne Becken vor ihm hin und nun erhob der Wunderdoctor abermals die Stimme: „Glaubt ihr etwa, das ich des Mammons halber zu Euch gekommen? Wenn ich um den Spottpreis eines Franken, sage eines Franken, Euch dieses kostbare Lebenselixir überlasse, ein Antidotum gegen alle Uebel, alles Gebreste, so bezahlt Ihr höchstens das Glas, nicht aber den unbezahlbaren Inhalt. Warum sollte ich denn auch den kümmerlich erübrigten Spaarpfennig aus Eurer Truhe locken? Meine allen Potentaten erwiesenen Dienste haben mich längst zum steinreichen Mann gemacht. Da seht nur einen kleinen Theil dessen, was meine Kunst

mir eingebracht.“ So sprechend goß er den Inhalt eines mit Gold und Silber gefüllten Beckens langsam in das andere leer stehende. Das Gold erglänzte, glitzerte und leuchtete im falben Licht der Fackeln; die herrlichste Symphonie hätte die Ohren der Bauern nicht so berauscht, wie der goldene Klang des Metalls; die Augen der Leute funkelten von Begierde wie feurige Kohlen, während ihr Ohr sich an dem Herabrieseln des Goldes nicht sättigen konnte. Sein Zauberklang beseitigte jeden Zweifel.

Zuerst bestieg Jean das Gerüst, um sich seinen Zahn schmerzlos ausziehen zu lassen Dann drängte sich Alles herbei. Jeder wollte das Lebenselixir besitzen. Fast kam es zur Schlägerei.

Der Quacksalber warf mir einen ironischen Blick zu. Er triumphirte wie Herr Courbet, wenn er durch seine Malerkunst mit seiner realistischen, derben Wahrheit das Publikum die Abwesenheit Aller ethischen Eigenschaften in seinen Werken vergessen macht und reichen Gewinnst einheimst.

Charles de Groux' Bilder wurden zu seinen Lebzeiten — er starb 1872 noch jung an der Schwindsucht — nichts weniger als mit Gold bedeckt. Aber Niemand ging gleichgiltig an seinen Werke vorbei. Entzückten sie weniger das Auge des oberflächlichen Beschauers, so ließen sie doch Allen einen tiefen unvergeßlichen Eindruck zurück

Courbet rechtfertigt den sich selbst octroyirten Titel eines Malermeisters (maitre-peintre); aber de Groux war es vorbehalten, denjenigen Theil des Courbet'schen Glaubensbekenntnisses zu erfüllen, worin der französische Realist sich verpflichtet hatte, „nicht nur Maler, sondern Mensch zu sein und eine lebendige Kunst zu schaffen.

Max Sulzberger.

Die Zigeuner im Elsaß und in Deutschlothringen.

Von Dr. **Gustav Mühl.**

Im Walde bin ich glücklich,
Dort bin ich frei,
Dort bin ich frei;
Dort hab' ich's gut
Mit meinem Mädchen;
Mit der Musik verdien' ich für Alle mein Brod!
(Uebersetzung eines Zigeunerliedchens.)

Wir wollen heute unsere freundlichen Leser in die Gegend von Buchsweiler führen, dort wo sich die stolze Bergfeste Lichtenberg erhebt, die auch im jüngsten Kriege noch einer Belagerung werth befunden wurde. Allein wir besteigen nicht die Burg und begeben uns sofort in das nahe Dörflein Reipertsweiler. Im Chor der bescheidenen Kirche erinnert uns ein Denkstein an den beharrlichen Verehrer der schönen Bärbel, den Grafen Jakob von Lichtenberg, den sein später wieder mit ihm versöhnter Bruder, nach äußerst prunkvollen Trauerfeierlichkeiten im Dome zu Straßburg, hier im entlegenen Gotteshause beisetzen ließ. Auch an dieser Gedächtnißplatte im einsamen Walddorfe erging sich, vor nahezu achtzig Jahren, der Hammer wilder Revolutionsmänner und zerschlug die Wappenschilder.

Mitten unter den Zeugen ernster vaterländischer Geschichte, umringt von den mannigfachen Bildern grauer Volkssage und moderner Dichtkunst, die hier allenthalben um Berge und Burghallen weben, erwecken wir doch auch gern wieder ein Gemälde durchaus verschiedener Art. Diese Gegend blieb nämlich während längerer Zeit ein Lieblingsaufenthalt der Zigeuner und noch heute sieht man dieselben ziemlich oft diese Thäler durchstreifen, auch diente noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren das Dörfchen Reipertsweiler, nebst einigen anderen umliegenden, Vielen unter ihnen sogar zum Winteraufenthalt. Grellmann bereits, der im Jahre 1783 zuerst eine ausführliche Abhandlung über dieses seltsame Wandervolk herausgab, ermangelte nicht, dessen Vorliebe für mehrere Theile Deutschlothringens und des Elsasses zu erwähnen. Es scheint eben, daß die bekannte Milde und Toleranz der Hanau'schen Regierung, so wie einiger benachbarter Herrschaften, sich in gewissem Maß auch auf diese Menschenclasse erstreckte, während z. B. die Herzöge von Zweibrücken dieselben mit rücksichtsloser Strenge verfolgten.

Hier nun erinnern wir uns abermals eines Ausflugs, den wir vor längeren Jahren, und zwar im Winter, in das soeben genannte Dorf unternommen hatten. Wir benutzten denselben nebenher zum Besuch einiger der ärmlichen Häuser, in welchen die Zigeunerfamilien hausten. Da drängten sie sich zusammen in ihren schmutzigen, schwülen Stuben, diese wilden Söhne der freien Natur, zumeist herumlungernd auf Bänken und armseligen Betten, und dabei die ungeduldige Sehnsucht nach dem lustigen Leben im Sommer mit eifrigem Tabakrauchen beschwichtigend. Mitunter hatte auch Einer zur Kurzweil die Geige oder das zerstoßene Horn vom Nagel gelangt und die lustig und wildkräftig aufschlagenden Töne drangen plötzlich wie ein

muthiger Frühlingszauber uns entgegen. In einem Winkel hockten die Frauen, die bekannten zerzausten Sibyllen, welche die nothwendigsten Arbeiten des ärmlichen Haushalts verrichteten, während vom Ofen aus dem Rußneste, das die Küche vorstellte, der wenig einladende Brodem des dürftigen Mahles herdrang. Zwischen schmutzigen Windlein im Korbe schrieen die Kindlein.

Hier und da auch schlüpfen noch heute ein paar verschüchterte Bauerdirnen in solche Hütten, um sich von einer der alten Hexen, selbst unter dem unfeinen Dazwischenreden der Männer, die Karte schlagen zu lassen. Doch dieses Handwerk, so wie das Wahrsagen aus der Hand, steht heute weit weniger im Ansehen als früher. Der Verkauf der „Liebeswurzel", nämlich von Wurzelfasern des sogenannten Aronsstabes (Arum maculatum), die dicht mit Weidenfaden umwickelt in der linken Tasche getragen werden sollen, bringt im Ganzen gleichfalls nur sehr wenig ein, und so bildet während der Winterzeit der eigentliche Bettel durchgängig den Hauptunterhalt der Familie. Nebenher sind die Männer freilich auch, wenn keine Gelegenheit zum Musikmachen sich darbietet, Zinngießer, Korbflechter, Barbiere u. dgl. In einem lothringischen Dorfe, in welchem früher ebenfalls Zigeunerfamilien ihr Winterquartier nahmen, ließen sich dieselben zur Arbeit in einer Fabrik von irdenen Pfeifen anstellen; beim Anheben des Frühlings jedoch, „wenn der erste Frosch quackt", hielten sie's nicht länger bei dieser Beschäftigung aus und eilten davon.

In den Ortschaften, wo die „Heiden", wie das Landvolk sie nennt, ansässig oder auch nur näher bekannt sind, verüben sie bekanntlich selten eigentlich Betrug oder Diebstahl.

Die Zigeuner im Elsaß sind durchgängig der katholischen Religion zugethan und, wie uns von Geistlichen versichert ward, kommen sie während ihrer Winterrast den Forderungen des äußerlichen Cultus und selbst der Beichte mit ziemlicher Pünktlichkeit nach. Sie beten fleißig, fügte man bei, und beobachten z. B. streng die kirchlich vorgeschriebenen Fasten.*) Im Sommer, wo sie draußen sind, ist's freilich anders. Es lag überhaupt von jeher, wie bereits bekannt, den Zigeunern viel daran, für rechtgläubige Christen angesehen zu werden; sie finden gewöhnlich nicht Worte der Entrüstung genug, um die beim Landvolk herkömmliche Benennung von Heiden von sich abzuweisen.

Diese Politik ist übrigens nicht von gestern; sie erinnert vor Allem an die abenteuerlichen Erzählungen, wie sie die Bohemen bei ihrem ersten Erscheinen über ihre Abkunft und ihre ursprüngliche Heimat zu verbreiten suchten. So berichten bekanntlich die alten Chroniken, wie sie bei ihrem ersten Erscheinen im westlichen Europa unter Anderm vorgaben, sie stammten von den Bewohnern Egyptens ab, welche den Eltern Jesu bei ihrer Flucht nach jenem Lande keinen Aufenthalt, kein Obdach gestatten wollten; an anderen Orten erzählten sie sogar, daß ihre Vorfahren bereits Christen gewesen, später jedoch, für einige Zeit, abtrünnig geworden; allein in beiden Fällen ermangelten sie nicht, unter allerlei anscheinend reumüthigen Betheuerungen beizufügen, daß ihre gleich darauf angetretene Wanderung durch Europa eine wirkliche Büßerfahrt wäre. Es war dies nämlich in jenen Zeiten das beste

*) Ein Zug, der bereits auch bei den griechisch-katholischen Zigeunern im Orient hervorgehoben wurde.

Mittel, um die durch ihre plötzliche, fremdartige Erscheinung erschreckten Gemüther einigermaßen zu beschwichtigen und Duldung zu erzielen; auch gelang ihnen dasselbe gleich anfangs bei mehreren Fürsten, sogar bei dem Kaiser Sigismund und dem Papst, welche etlichen Abtheilungen dieser seltsamen Eindringlinge förmliche Geleitsbriefe zustellten.

Im vorigen Jahrhundert galt vielfach auch die Meinung, die Zigeuner wären eigentlich jüdischen Geschlechts, und zwar die Nachkommen solcher Hebräer, welchen es bei der allgemeinen Verfolgung dieses Stammes im Jahr 1349 gelungen wäre, sich längere Zeit vor ihren Feinden in Höhlen und Einöden zu verbergen. Selbst einige Gelehrte, wie Wagenseil, theilten diese irrige Ansicht. Heute, wo die alte Sage von der egyptischen Bußfahrt keinen Anklang mehr beim Volke finden würde, spricht auch der schlaue Zigeuner mitunter gern von jüdischer Abkunft, freilich mit bedeutenden, ihm besonders günstigen Varianten. Auf meinem frühern Winterausfluge war ich unter Anderm auch mit einem alten, weitgereisten Bohemen zusammengetroffen, dessen mannigfach richtige Lebensbetrachtungen und ausgesuchtere Ausdrucksweise jedenfalls keine ganz gewöhnliche Intelligenz verriethen. Es dünkte mir nicht ohne Interesse, das Gespräch auf die Eigenheiten seines Stammes, besonders auch auf dessen Ursprung hinzulenken, und natürlich berührte ich dabei das Ergebniß der bisherigen Sprachforschungen, nach welchen die Heimat seines Volkes in Hindostan zu finden wäre. Diese Mittheilung glitt jedoch völlig an ihm ab; wollte er doch schon die Benennung Zigeuner nicht anders als durch den Begriff des Ziehens, Herumziehens gedeutet wissen. Mit besonderm Wohlgefallen aber hob er sodann die Abkunft seines Stammes von jüdischem Blut hervor, eine Behauptung, die uns immerhin, neben mehreren anderen Scheinbelegen, eine recht ergötzliche Zigeunerlegende einbrachte.

„Als unser Herr Jesus Christus an's Kreuz geheftet werden sollte", hob er nämlich an, „da folgten ihm in der Volksmenge auch zwei Brüder auf die Richtstätte hinaus; der eine der beiden Juden hieß Schmul, der andere Rom-Schmul.*) Beim Anblick der Kreuzaufrichtung und der sonstigen Vorbereitungen zum Martertode Jesu blieb der Erstere nicht blos theilnahmlos, sondern er bezeugte sogar seine Freude darüber; Rom-Schmul dagegen neigte jetzt zu anderen Gesinnungen, ihm ging das bevorstehende Schauspiel sehr nahe und gern hätte er den Heiland von der Todesqual errettet. Leider war dies unmöglich. Da wollte er aber dennoch etwas thun, und nun stahl er wenigstens einen der vier Nägel, mit welchen der Herr an's Kreuz geheftet werden sollte. Und so kam es denn auch, wie man's bekanntlich auf vielen Bildern sieht, daß die Füße Christi übereinander gelegt werden mußten und nur mit einem Nagel angeheftet wurden. Rom-Schmul bekannte sich übrigens sofort zum Christenthum, während sein Bruder ein Jude blieb. Er ist's, welcher der Stammvater der Roms oder Zigeuner ward."

Gewiß eine köstlich-typische Erfindung, und dieser Rom-Schmul, der wenigstens einen Nagel wegzustehlen weiß, hätte jedenfalls verdient, ein Urahn des Stammes zu sein! — Uebrigens, trotz der hier ausgesprochenen Ueberhebung über die Juden, besprechen die Zigeuner auch wieder gern ihre

*) Rom, der Mann, aber ausschließlich der Zigeuner. Romni, das Weib, die Zigeunerfrau.

Sympathieen für das Volk Israel, in dessen annähernden Schicksalen und angeblicher Stammverwandtschaft sie mitunter, vor Anderen wenigstens, eine gewisse Art von Trost und Hebung des eigenen Ansehens suchen möchten. Sie brüsten sich auch gerne mit einer besondern Theilnahme von Seiten der Juden, welche ihnen häufig, wie sie behaupten, allerlei Wohlthaten erweisen. Wir lassen dies allerdings auf sich beruhen.

Die Zigeunerkinder besuchen im Winter höchst regelmäßig die Schule und, wie uns von kundigen Personen mitgetheilt ward, überraschen sie sehr häufig ihre Lehrer durch ihre glücklichen Geistesanlagen, recht oft sogar durch die Regungen eines trefflichen Naturells. Später freilich verliert sich das Meiste von diesen besseren Eigenschaften, nämlich sobald sie, den Kinderjahren entwachsen, dem schädlichen Einfluß des fahrenden Lebens ihrer Eltern zugänglicher geworden sind.

Dem Sonntag wird, während des Winteraufenthalts, auch in außerreligiöser Weise, seine volle Ehre gelassen. Von Sparen, Zurücklegen einiges Geldes ist ohnehin bei solchem Volke keine Rede, und darum wird für ein möglichst wohlschmeckendes Mahl an diesem Tage fast Alles verwendet, was die Woche über durch Bettel, Musik oder vorübergehende Arbeit erschwungen ward. Doppelt glücklich sind dann die Hausbewohner, wenn dabei die beliebte Zigeunerspeise, ein gebratener Igel, auf dem Tisch erscheint! Bei einstigem ärztlichen Besuche in einer der erwähnten Hütten fand ich die liebenswürdige Familie gerade im Begriff, solches duftende Gericht zu verzehren und der respectable Hausvater, der es sich zur Ehre anrechnete, seine gastronomischen Ueberzeugungen auch auf mich übergehen zu lassen, nöthigte so lange, bis ich zuletzt ein Stückchen von dem gepriesenen Leckerbissen kostete, der übrigens, um es beiläufig zu sagen, nicht übel schmeckte.

Im Ganzen aber sind die Romleute nicht besonders wählerisch hinsichtlich ihrer Nahrung. Die Verkommenheit, die ihren sittlichen Zustand kennzeichnet, erstreckt sich gleichermaßen auf die äußerliche Lebensart, auf die Nahrungsweise. Sie scheuen keineswegs vor dem Fleisch aus Krankheit verstorbener Thiere zurück. „Wir essen eben Alles, was der Magen vertragen kann", sagte uns einst eine alte Zigeunerin: „ist ein Thier nicht von den Menschen geschlachtet worden, ei, so hat es unser Herrgott umgebracht. Zudem", behauptete sie ferner, „schmeckt das Fleisch der aus Krankheit verendeten Thiere eben so gut als dasjenige der abgeschlachteten." — Selbst ein Anfang von Fäulniß schreckt diese Leute nicht ab. So erinnern wir uns eines Falles aus der Umgegend von Bitsch, wo eine Zigeunerbande ein verendetes Schwein ausgrub, das schon einige Tage im Boden lag, es briet und sodann mit größtem Appetit verzehrte.

Schweinefleisch überhaupt gehört gleichfalls zu ihren Leckerbissen und dies erinnert uns auch wieder an einen losen Streich, den sie vor etwa dreißig Jahren in dem eben bezeichneten lothringer Reviere ausführten. Ein dort ansässiger Müller besaß ein wohlgemästetes Schwein und noch eben, vor dem Schlafengehen, hatte er einem seiner Knechte den Befehl gegeben, dasselbe des andern Morgens abzuschlachten, als eine zahlreiche Zigeunerfamilie in den Hof der Mühle hereinkam und um ein Nachtlager, ein bischen Stroh, anhielt. Sie betheuerten Alle so müde zu sein, daß sie keinen Schritt mehr weiter thun könnten; sie flehten so kläglich, wünschten dem Müller so vieles Glück und Heil, daß derselbe ihnen zuletzt erlaubte, ihr Nachtquartier in der Scheune zu nehmen. Darauf begab er sich selbst zur Ruhe.

Plötzlich aber, als es bereits gegen Morgen ging, weckt ihn ein herz- und ohrenzerreißendes Jammern und Schreien, welches aus der Scheune herüberdringt. Er steht betroffen auf und eilt mit einigen seiner Leute, die in der Mühle beschäftigt sind, hinüber zu den Zigeunern, die ihm sogleich mit Gestöhn und Geberden großer Verzweiflung entgegenkommen. Auf seine Anfrage theilte man ihm mit, daß die alte Großmutter, welche die Bande begleitet hatte, in der Nacht plötzlich verschieden wäre. „Was sollen wir nun anfangen?" versetzt endlich einer der Zigeuner; „unser größter Wunsch wäre, sie drüben in Bärenthal zu beerdigen; o, mein lieber Herr, wenn Ihr nur so gut wäret und wolltet uns helfen, damit wir die liebe Großmutter hinüberbringen."

Der Müller, dem es ohnehin wenig darum zu thun war, einen todten Menschen und die ganze abermals aufheulende Zigeunerbande länger in seiner Wohnung zu wissen, ließ sich schnell genug zur Willfahrung dieser Bitte bewegen, und kaum bleichte der Tag, als sein Knecht mit einem Wägelein vorfuhr, auf welches sofort ein sorgfältig in Lumpen und in einen Sack gehüllter Leichnam geladen wurde. Unter zahlreichen Dankesbetheuerungen zog nun die ganze Bande ab, hinter dem Gefährte her.

Noch in einiger Entfernung aber von Bärenthal wollen die Zigeuner den Knecht doch nicht weiter bemühen. Man hält in der Nähe einiger Häuser; sie nehmen die für sie so kostbare Bürde vom Wägelein und lassen den Fuhrmann umkehren.

Als dieser heimkam, erwartete ihn bereits sein Herr: „Gut daß Du kommst; nun wollen wir sogleich das Schwein abschlachten. Ohne diese Zigeuner wären wir schon fertig."

Der Knecht begiebt sich nach dem Schweinestall, öffnet ihn. Da fährt ihm ein widriger Schwefelgeruch entgegen; — aber von einem Schwein keine Spur mehr.

Die Gauner hatten von dem fetten Thiere gewußt und waren bei dem Müller nur deshalb eingekehrt, um der Abschlachtung zuvorzukommen. Sobald die Nacht angebrochen war und Alles still im Hofe geworden, waren sie nach dem Stalle hingeschlichen und hatten daselbst, ganz geräuschlos, das Schwein mit Schwefel erstickt. Hierauf steckten sie es, mit Lumpen umwickelt, in den Sack, wo es die Rolle der unter der Zeit verschwundenen Großmutter zu spielen hatte, und dann begann die jämmerliche Spectakelscene.

Neben den pecuniären Verlust ärgerte es natürlich noch besonders den Müller, durch die Weiterbeförderung des Thieres die schmähliche Komik dieses Gaunerstreiches noch vergrößert zu haben. Schnell genug, obendrein, hatte sich die Erzählung des ganzen Hergangs weit in der Umgegend verbreitet und sie trug dem guten Müller noch lange nachher zahllose Spottreden ein. Er aber versprach's, seine Gastfreundschaft nimmermehr diesem listigen Diebsgesindel zuzuwenden.

Während der Entdeckung des Raubs hatte die Bande wahrscheinlich den Weg nach der Landesgrenze eingeschlagen, um drüben alsdann, in der bayrischen Pfalz, in niederträchtigster Gemüthsruhe die durchgeschwefelte Großmutter bei schallendem Gelächter zu verzehren.

Im Winter vollziehen die Zigeuner gewöhnlich ihre gesetzlichen Heirathen; nur Wenige, sagte uns der Geistliche von Lichtenberg und Reipertsweiler, verharren in wilder Ehe, und zwar meistens nur solche, die außer Stand sind, sich die nothwendigen, gesetzlich geforderten Schriften zu ver-

schaffen. Die Leichtigkeit übrigens, mit welcher diese Naturmenschen ein Ehebündniß eingehen, versteht sich von selbst; verweigert ausnahmsweise einmal der Vater des Mädchens seine Einwilligung, so macht sich über Nacht das verliebte Paar davon und kehrt erst nach einiger Zeit zu der Familie zurück, welche schnell genug bereit ist, das Vorgefallene zu vergessen. Ueber althergebrachte Gebräuche bei Hochzeiten, Sterbefällen u. dergl. ist es überhaupt schwer von den Bohemen selbst etwas wahrhaft Bestimmtes zu erfahren.

Denn einmal scheint es erwiesen, daß, namentlich in unseren Gegenden, seit längerer Zeit schon manches Eigenthümlichere dieser Art wirklich in Abgang kam und somit, den Jüngeren zumal, so gut wie unbekannt blieb. Sodann, wenn auch die älteren Zigeuner noch allerlei mittheilen könnten, hält sie doch durchgängig Furcht und Berechnung ab, sich und die Ihrigen eben in ihrer ursprünglichen, absondernden Fremdartigkeit vor Anderen bloszugeben. Geht doch vielmehr, wie wir bereits andeuteten, ihr vorzüglichstes Streben eher dahin, wenigstens ihr äußerliches Gebahren so viel wie möglich den vorhandenen landläufigen Sitten, den um sie her bestehenden religiösen Ansichten anzubequemen. Mitunter freilich treibt den fahrenden Schwätzer auch einmal der Drang, eine krasse Lüge vorzubringen und den unbefangenen Frager durch einen schlechten Witz zu foppen. Ein Grund mehr, um nicht jede hierher bezügliche Mittheilung sofort als unbedingte Wahrheit hinzunehmen.

Indessen dürfte doch das, was wir hier rasch nacherzählen wollen, wirklich glaubwürdig sein; manches davon ist ohnehin längst in verschiedenen Schriften angedeutet worden und unsere eigenen Verzeichnungen bilden durchgängig blos eine weitere Auseinandersetzung, eine Ergänzung.

Der Gebrauch, z. B. bei der Hochzeit einen Topf in die Luft oder gegen einen Baum zu werfen und aus der Zahl der Scherben diejenigen der Jahre zu bestimmen, während welcher die Ehe dauern soll, diese Sitte ist längst gekannt und beschrieben. Ohne Zweifel besteht sie noch heute in östlicher gelegenen Gegenden Europas; im Elsaß vielleicht nicht mehr.

Das Gefäß lieferte stets die Familie der Frau. Wollte die Braut übrigens, erzählte man uns, ihrem Bräutigam eine gewisse Aufmerksamkeit beweisen, so sprang sie auf die Scherben, um sie zu vermehren. Einige behaupteten ferner, daß der Bräutigam den Topf erst hinwarf, nachdem das Paar dreimal um einen Baum herumgelaufen war, der Mann wohl auch sechsmal — dreimal nach rechts und dreimal nach links — wenn er bereits verheirathet gewesen. Hatten Beide das zweite Mal den Baum umkreist, so hielten sie einen Augenblick inne und der Mann sprach:

„Der Teufel hole mich, wenn ich Dich nicht behalte."

Worauf die Braut erwiederte:

„Der Teufel hole mich, wenn ich nicht bei Dir bleibe."

Dieses mehrmalige Umkreisen erinnert übrigens an ähnliche Gebräuche, die auch in den Zeiten des classischen Alterthums, sowie im Mittelalter üblich waren, um eine gewisse Anhänglichkeit bei Jemandem hervorzurufen. Zugleich aber, im gegenwärtigen Falle, weist solcher Hochzeitsgebrauch auf die im Grund doch nur geringe Festigkeit und höchst bedingte Dauer der Zigeunerehen. Wird der Mann seiner Frau überdrüssig, — ob mit Recht oder mit Unrecht — so giebt er vermuthlich noch heute oft, selbst vor dem angenommenen Termin das Bündniß auf, sämmtliche Kinder oder auch nur die Mädchen der Mutter überlassend.

Gewöhnlich, wenn eine Frau des Ehebruchs überwiesen werden konnte, trafen dieselben in früheren Zeiten, auf einen Ausspruch des Häuptlings hin, die strengsten Strafen; häufig ward ihr sogar ein von Martern und Gesichtsschändungen begleiteter Tod. Von ähnlichem Loose, bei gleichen Uebertretungen des Mannes, ist im Ganzen nicht die Rede.

Ein noch seltsamerer Gebrauch als die obige Hochzeitsceremonie fand sonst hinsichtlich der neugeborenen Kinder statt; auch er soll sich in unseren Gegenden heute, wenigstens mehreren seiner Hauptzüge nach, so ziemlich verloren haben. Außer der Betheiligung an der Tauffeierlichkeit — wenn dieselbe wirklich vollzogen wurde — blieb dem Pathen und der Pathin, falls sie Bohemen waren, noch eine andere Verrichtung. War das neugeborene Kind ein Knäblein, so nahm der Pathe einen Pinsel, tauchte ihn in die erste Milch der Mutter und strich damit die rechte Augenbraue des Kindes, erst der Länge nach, sodann senkrecht von der Stirne her, indem er dabei die Worte sagte:

„Hal du mol baro,
Du hal mer tchavo.
Bist Du einmal groß,
Bist Du mein Knabe."

Hierauf nahm die Pathin den Pinsel und bestrich in gleicher Weise die linke Augenbraue.

Dasselbe fand statt, wenn das Kind ein Mädchen war; nur war es alsdann die Pathin, welche, zuerst den Pinsel ergreifend, die rechte Braue bestrich, und zwar mit den Worten:

„Hal du mol baro,
Du hal mer tsehài.
Bist Du einmal groß,
Bist Du mein Mädchen."

Zuletzt nahm der Vater selbst den Pinsel aus den Händen des Pathen oder der Pathin, und machte sich damit ein Kreuz über die Stirn. Zweifelte er jedoch an seiner Vaterschaft, so unterließ er diese Förmlichkeit.

Diesen Ceremonien folgte alsdann ein Festmahl nebst Tanz. War das Kind ein Knabe, so trat zuerst der Vater auf und machte drei Tänze allein; war es ein Mädchen, und fühlte sich die Mutter nur einigermaßen schon bei Kräften, so ließ sie es sich nicht nehmen und führte die drei Tänze aus.

Dem Tanz überhaupt überlassen sich die Zigeuner mit einer wahren Leidenschaft. Den Kindern bereits wird Unterricht darin, freilich zum Gelderwerb, gegeben. Hier und da sieht man diese den sogenannten Krötentanz aufführen, bei welchem ein jeweiliges Hüpfen und Springen mit völlig eingezogenen Knieen an die gedachten Thiere erinnert.

Heute soll die Förmlichkeit mit dem Pinsel sich gewöhnlich darauf beschränken, daß der Vater nach der Geburt eines Kindes, demselben von oben nach unten das ganze Gesicht mit Muttermilch bestreicht, angeblich damit es eine weißere Haut bekomme. Die Haare des Pinsels, heißt es ferner bestehen durchgängig aus bunten Baumwollfäden; die Mutter bewahrt ihn sorgfältig, so lange sie fähig ist Mutter zu werden; später übergiebt sie ihn wo möglich einer Tochter oder Schwiegertochter.

An die Sterbefälle der Zigeuner knüpften sich auch bei uns allerlei befremdende Erzählungen. Weniger fällt die Mittheilung auf, daß die Rom-

leute, selbst heute noch, sobald einer der Ihrigen dem Tode nahe, ihn sofort verlassen und nur dann zurückkehren, wenn er völlig verschieden ist. Wer den fast kindisch haltlosen und verzagten Charakter dieser Menschen kennt, der erwartet kaum etwas Besseres von ihnen. Ferner aber heißt es, daß man sonst den Jungverstorbenen die Augen öffnete oder offen ließ, während bei den Alten, mit einziger Ausnahme der Häuptlinge, das Gegentheil stattfand. Man verstopfte auch, berichtete man weiter, den Todten ohne Unterschied Ohren und Nase und verschloß alle Oeffnungen der Wohnung, bis die Leiche aus dem Hause war.

Heute, wo durchgängig die Begräbnißart der Zigeuner im Elsaß sich den bestehenden bürgerlichen und kirchlichen Gesetzen fügt, bietet dieselbe nichts Besonderes mehr dar. Früher aber, erzählen noch einige ältere Zigeuner, wurden auch in unseren Gegenden die Verstorbenen aufrecht in die Erde versenkt und zwar so, daß der Kopf über dem Boden blieb, wo er alsdann mit einem Rasenhügel umgeben wurde. Bei jungen Leuten und Häuptlingen ward er zudem nach oben gerichtet und zwar indem man unter das Kinn ein kleines Kissen schob, welches zugleich den Mund geschlossen hielt; die Alten hingegen wurden mit gesenktem Haupte beerdigt. Der Rasenhügel für die Ersteren hatte eine etwas erhöhte Würfelform; derjenige der Bejahrten war platter und niedriger. In den ungarischen Wäldern z. B. soll man noch heute hie und da Gräbern mit solchen Rasenhügeln begegnen. Die Zigeunerbanden, sagt man, weichen ihnen fast scheu aus und lagern nie in deren Nähe.

Solche unter den Zigeunern, die als Eheschänder durch den beleidigten Gatten getödtet worden, wurden in eine nur halb mit Erde gefüllte Grube versenkt.

Aber was sollen wir wol von folgender Mittheilung halten? Früher, erzählte uns eine Zigeunerin, wurden die sehr alten Frauen — Männer niemals — trotz ihres Jammerns und Widersträubens, um dem Stamme nicht weiter zur Last zu fallen, lebendig in eine Grube bis an den Hals gesteckt, und den gesenkten Kopf umgab man alsdann mit locker gefügten Rasenstücken. In dieser Weise wäre das unglückliche Weib eigentlich nicht erstickt, sondern eher durch Kälte und Hunger umgekommen. Der Hauptmann der Umgegend, oder wie die Zigeuner in unseren Gegenden sagten, der Schulz bestrich vor der Umschließung des Kopfes das Gesicht des armen Opfers mit einem Pinsel, der, möglicher Weise, in die Milch einer säugenden Mutter getaucht worden und sprach dazu:

„Puri gaji, dake, devel lela tut.
Altes Weib, duck' Dich, Gott wird Dich nehmen."

Diese Mittheilung blieb uns auffallend, selbst wenn sie wirklich nur eine Lüge sein sollte.

Von Trauerkleidern ist auch heute noch keine Rede bei den Zigeunern im Elsaß. Wenn ein unbekannter Schriftsteller, welcher im Jahr 1835 zu Erfurt eine Arbeit, „über die Sprache der Zigeuner" betitelt, herausgab, nebenher beifügt, daß sie ihre Verehrung für die Todten „in Schwüren bei den Verstorbenen, in Libationen und sogar in hartnäckigem Fasten" kundgeben; wenn er erzählt, daß er eine Zigeunerfrau kannte, welche ein halbes Jahr hindurch nach dem Tode ihres Kindes jeder Fleischspeise sich enthielt, so haben wir, wenigstens in unserer Gegend, niemals etwas Derartiges berich-

ten hören. Der Maire einer im Winter von Zigeunern bewohnten Ortschaft versicherte uns blos, daß früher, wo sie während der rauhen Jahreszeit noch häufiger als jetzt in ganz schlechten Breterbaracken sich aufhielten, beim Tode eines Familienvaters die Angehörigen sofort ihre Wohnung aufgaben, ja sogar abrissen. Trotz Schnee und Kälte zogen dieselben dann weiter.

Zum Verfall alter Sitten und Gebräuche trägt gewiß auch der Umstand bei, daß in unserer Zeit der Stamm noch weniger als früher gegen Andere sich abschließt und sein Blut häufig mit fremdem, nicht selten sogar, wie es scheint, mit jüdischem vermischt. Viele Zigeuner im Elsaß haben heute „weiße Frauen", was zugleich auch, wie wenigstens hier und da die Alten klagen, schon manche Störung und Uneinigkeit in die Banden brachte, namentlich das bisherige unterwürfige Verhältniß der Frauen gegen ihre Männer bedeutend lockerte.

Das jedenfalls aber war ein echtes Vollblut, die fünfundachtzigjährige „dicke Therese", die noch vor dreißig Jahren zwischen Pirmasenz und Bitsch allenthalben gekannt war! Gebrochen lehnte sich seit lange schon ihr mächtiger Körper auf zwei Krücken; aber ihr Auge rollte noch seltsam lebhaft umher; ihre ganze Gestalt, trotz des lumpigen Bettelanzugs, besaß einen gewissen Anflug imponirenden Ansehens und ihre kluge, erfahrene Rede flößte sogar eine Art von Vertraulichkeit ein. Die Landleute nahmen sie zu jeder Zeit gern auf und Einzelne, welche sie mitunter einige Tage beherbergten, ließen es sich sogar gefallen, wenn dieselbe in ihrer Abwesenheit den Schlüssel der verschlossenen Hausthür aus bekanntem Versteck hervorholte und die Rückkehrenden in der Familienstube erwartete. Noch in ihrem hohen Alter trug sie, als Romweib ans Schleppen gewöhnt, auf ihren Bettelfahrten ein großes Kissen auf den Rücken gebunden, welches Nachts auf dem Boden allein ihr Lager bildete. Darauf schlief die alte Frau so ruhig und behaglich ein, wie im besten Federbett; gab man ihr jedoch etwas Stroh unter ihr dünnes Polster, so nahm sie es mit Dank an. Mitten in der Nacht, erzählten die Bauern, hörte man oftmals wie sie aufstand und bald in deutscher, bald in einer fremden, ihnen unverständlichen Sprache Gebete hersagte.

Ihre längst erwachsenen Kinder behandelte sie mit äußerster Strenge, wenn dieselben nicht ihren Befehlen gehorchten. Ihrem ältesten Sohn, der sich bereits allenthalben in der Welt herumgetrieben hatte und bei einem spätern Besuch sich ihr einmal etwas ungehorsam erwies, gebot sie, sofort vor sie hinzutreten, um seine Strafe zu empfangen. Durch ihre Worte eingeschüchtert, nahte ihr der Bursche, worauf sie ihm mit ihrer Krücke aufs Nachdrücklichste den Rücken durchbläute, ohne daß sich derselbe nur zu mucksen wagte.

Ihre jüngste Tochter, welche längere Zeit sie begleitet hatte, war ihr einst spurlos entwischt. Zwei Jahre später gelang es ihr, das Mädchen wieder auf einem Jahrmarkt zu finden, wohin es mit einem Taschenspieler gekommen war. Die Vorstellung sollte soeben beginnen, da stürzte das alte Weib, vor Entrüstung glühend und hoch eine Krücke schwingend, plötzlich aus der Menge hervor und fiel über die Entlaufene her. Die Streiche regneten dicht und schwer auf dieselbe herab und das seltsame Vorspiel, das keineswegs im Festprogramm angekündigt war, hätte noch viel länger gedauert, hätten sich nicht zuletzt die Zuschauer in's Mittel gelegt. Der Taschenspieler

hatte sich unter der Zeit aus dem Staube gemacht. Das Mädchen aber wagte es fortan nicht wieder, seinen muthwilligen Streich zu wiederholen.

Die dicke Therese, hieß es, war die Wittwe eines Wildschützen, Namens Reinhold, welcher in einem so hohen Grade alle Künste, Pfiffe und Schliche des Waidwerks inne hatte, namentlich in so täuschender Weise den Hirsch zu locken verstand, daß im Württembergischen ein Fürst ihn nachgerade zu seinem Leibjäger erhob und ihm sogar, so wie den Mitgliedern seiner Familie, eine Art von Freiheitsbrief mit einigen bürgerlichen Rechten ausstellte. Und um dieses Vortheils gleichfalls theilhaftig zu werden, wie man ferner behauptete, nahmen später gar manche dort herumstreifende Zigeuner den Namen Reinhold an; daher solcher heute unter den Bohemen Süddeutschlands verhältnißmäßig ziemlich verbreitet sein soll. Wir lassen natürlich alle diese letzteren Angaben ganz auf sich beruhen.

Mit einer gewissen renommistisch angefärbten Vorliebe sprechen die alten Bohemen gleichfalls von der frühern schämigen Scheu der Zigeunermädchen und Frauen, den Männern des Stammes gegenüber, so wie von allen schrecklichen Strafen, welche auf Befehl des Oberhauptes der Bande namentlich an untreuen Eheweibern vollzogen wurden. Ist nun auch Alles in ihren Worten nicht unbedingt als Wahrheit hinzunehmen, so dürften immerhin doch einzelne Ueberlieferungen früherer Zeiten in ihre Aeußerungen hineinspielen.

Früher, heißt es sogar, ward es bei einer Frau oder einem Mädchen schon strenge gerügt, wenn sie sich auch das Mindeste von Dem, was als unziemlich galt, in Gegenwart eines Mannes beikommen ließ. War es doch bereits ein wirklicher Verstoß gegen die Sitte, wenn ein Weib mit dem Saum ihres Rockes ein Eßgeschirr streifte; das letztere sollte alsdann sogleich weggeworfen werden, gerade wie in dem Falle, „wo ein Hund daraus gefressen hatte".

Und hierbei fällt uns auch eine längere Zigeunererzählung bei, die wir vor etlichen Jahren bei einer ähnlichen Besprechung im Kreise einer lagernden Bande vernahmen. Der traurige Abschluß beruht sogar einzig auf einer unwillkürlichen Verletzung der Sitte. Unsere freundlichen Leser ermüdet es vielleicht nicht, wenn wir hier diese Geschichte wiederholen, besonders da dieselbe durch das unmittelbarste Eingehen in das eigenthümliche Treiben dieses Stammes keineswegs den Eindruck einer jener Erfindungen macht, die zur bloßen Hintergehung von Fremden beabsichtigt worden. Wer sich übrigens dazu eine freundliche Abendrast nach schwülem Sommertag am Fuße der Vogesen denken will, während in der Nähe und Ferne die Abendglocken läuten; wer sodann, mit etwas nachsichtsvollem Blick, nicht allzu sehr vor den uns damals umlagernden Menschenkindern zurückscheut, die am Ende ja auch, in ihrer Verwahrlosung, arme Teufel sind und Gottesgeschöpfe bleiben (lies Matth. 5, 45); wer dabei ferner der hereinbrechenden Nacht Dank weiß, daß sie ein bischen den physischen Schmutz unserer Umgebung verhüllt, um im letzten Glanze des versinkenden Kochfeuers die dumpfe Romantik dieses abenteuerlichen Wandervolks träumerischer erstehen zu lassen — der findet um so leichter auch den fremdartigen Reiz heraus, welcher sich in fast kindischer Naivetät über diese halb ideale, halb von der uralten Zigeunermisère getragenen Volkserzählung zu verbreiten weiß.

„Da war", hub unser Erzähler an, „in einer Gegend überm Rhein drüben ein Bauer, der es mit den Zigeunern gut meinte und sich stets recht

mildthätig gegen sie erwies. Nun kamen auch einst wieder zwei von unseren Leuten mit ihren Familien zu ihm und gern gewährte er ihnen Obdach und Speise. Die Frau des Einen, der Entbindung nahe, erfuhr übrigens noch ganz besonders freundliche Behandlung und als sie des Kindleins genesen war, stand der gute Bauer bei der Taufe zu Gevatter. Die beiden Zigeuner drückten nun zuletzt ihrem Wohlthäter den Wunsch aus, in seiner Nähe sich niederzulassen und baten ihn, die Erlaubniß dazu beim Fürsten auszuwirken. Dieser ließ sich auch wirklich auf das Zureden des Bauern dazu bestimmen und die zwei Männer erbauten sich Wohnungen in jener Gegend.

„Da aber ihre Familien mit der Zeit ziemlich zahlreich wurden, ward die Frau des Bauern, die die Zigeuner nie recht leiden mochte, stets unwirscher und schärfer gegen sie. Endlich begab sie sich zum Fürsten, den sie so sehr gegen unsere Leute aufhetzte, daß er sofort seinen Soldaten Befehl gab, dieselben sämmtlich einzufangen und an den nächsten Baum aufzuknüpfen. Dieses schreckliche Urtheil ward auch auf's Strengste vollzogen und nur zwei junge Burschen, die just fern im Walde Holz fällten, blieben damals verschont.

„Als die Beiden, nichts ahnend, zu den Ihrigen zurückkehren wollten, fanden sie die Wohnstätten verheert und öde, und bald auch bot sich ihnen, da sie ihre Eltern, Geschwister und Verwandten suchten, ein noch gräßlicherer Anblick dar. Voller Entsetzen flohen sie jetzt in den Wald zurück; aber schon hatten herumstreifende Husaren sie erspäht und setzten ihnen nach.

„Den Einen der beiden Flüchtigen holten die Soldaten auch wirklich ein und tödteten ihn; dem Andern aber gelang es, seinen Verfolgern sich zu entziehen und in eine ferne Gegend zu entkommen, wo er wieder frei aufathmen durfte.

„Da er aber ein eben so rüstiger und gewandter als schmucker Junge war, so begab er sich sofort zu einem Förster und bot ihm seine Dienste an. Dieser machte ihn auch gleich zu seinem Gehülfen und hatte bald Gelegenheit genug, sich über die raschen Fortschritte desselben in allen Kenntnissen des Waidwerks- und des Forstwesens zu freuen. Der junge Bursche war dabei treu und pünktlich im Dienst, so daß ihm, nach kaum einem Jahre, eine vortheilhafte Anstellung als Förster in naher Aussicht stand.

„Aber da regten sich wieder andere Gedanken in ihm; das beschränkte Leben hinten in einem Winkel des Waldes wollte ihm nicht weiter behagen; ihn drängte es plötzlich, als rechten Zigeuner, die weite Welt zu sehen. Sein Dienstherr bot Alles auf, um ihn zurückzuhalten, aber es war umsonst; mit seiner Flinte auf dem Rücken und im schmucken Jägerkleide zog er jetzt aus dem Walde in die unbekannte Ferne hin.

„Da begegnen ihm eines Tages auf dem Felde zwei junge, sehr hübsche Zigeunermädchen; er redet sie freundlich an und bittet sie, ihm wahrzusagen. Das Eine der Mädchen macht besonders einen tiefern Eindruck auf ihn, und als die Beiden sich weiter begeben, kann er, trotz seiner Wanderlust, dem plötzlichen Zuge seines Herzens nicht widerstehen und folgt ihnen unbemerkt nach.

„Nach einer Weile sieht er die Mädchen in eine Hohlflamme einbiegen, wo er auch bald nachher deren Familie auf einem Rasenplane gelagert findet. Da ist's ihm als sollte er nicht weiter; er fühlt sich sogleich wie zu Hause und tritt unter die Zigeuner, die er als der Ihrige begrüßt.

„An ihrem Mahle theilnehmend, erbittet der schöne Jägerbursche von dem Vater der Mädchen die Erlaubniß, künftig bei der Bande bleiben zu dürfen und sein Gesuch wird nicht abgewiesen.

„Er zieht nun mit seinen neuen Bekannten überall hin; seine Liebe zu dem hübschen Mädchen wird dabei immer größer und bald auch begehrt er sie von ihren Eltern zur Frau. Sie wird ihm zugesagt und die Familie beschließt, sofort die Verlobung zu feiern und sich dabei einen recht vergnügten Tag zu machen.

„Dazu wollen freilich auch die beiden Mädchen beitragen, allein der Plan, den sie zu diesem Zwecke hegen, ist nicht ohne Gefahr. Die Bande nämlich befand sich damals in dem Grenzgebiete einer Provinz, in welcher die Zigeuner frei herumziehen durften; im Nachbarlande dagegen, das jenseits eines kleinen Baches lag, waren dieselben den strengsten Verfolgungen und Strafen preisgegebn und beständig zogen Soldaten umher, welche den Befehl hatten, die Uebertreter des Verbots aufzuspüren und einzubringen. Nichtsdestoweniger wagten sich die beiden Mädchen in jene Gegend hinüber, denn es befanden sich dort sehr wohlhäbige Dörfer und sie zählten daher auf einen reichen Ertrag durch ihre Kunst im Wahrsagen und durch ihren schönen Gesang.

„Und wirklich hatten sie auch drüben allenthalben den besten Erfolg; mit reichen Gaben beschenkt, wollten sie soeben zu ihrer Familie zurückkehren, als plötzlich ein Trupp Reiter herangesprengt kam und sie einholte. Die Soldaten führten sie mit sich fort. Vergebens warteten die Ihrigen, die von dem Wagnisse der beiden Schwestern nichts wußten, auf deren Rückkehr.

„Auch der Bräutigam war in derselben Zeit nicht bei der Familie gewesen; bei seiner Rückkehr sprach man ihm von dem ungewöhnlichen Ausbleiben der Mädchen und er, der Geliebte, gerieth, in seiner wachsenden Besorgniß, bald auf die richtige Vermuthung. Bestätigende Kunde lief übrigens gleich nachher ein: die Soldaten hatten sich mit den Mädchen in ein nahes Dorf begeben, wo sie die Zeit ihrer Rast mit Trinken und Spielen verbrachten.

„Der junge Bursche beschloß alsobald, Alles, und wär' es sein Leben, an die Rettung der beiden Mädchen zu setzen. In seinem feinen Jägerkleide und mit geladener Flinte unterm Arm begab er sich sofort nach jenem Dorfe und in das Wirthshaus hin. Hier zechten die Soldaten, in toller Laune der armen Gefangenen spottend, welche, stumm und verzweifelnd vor sich hinblickend, in einer Ecke der Stube am Boden kauerten und sich aneinander schmiegten.

„Beim Eintritt ihres Freundes zuckten die Beiden unwillkürlich aus ihrem regungslosen Schmerz auf, aber der Jäger bedeutete ihnen mit raschem Blick, ihn nicht zu verrathen und näherte sich dann, ohne weiter nach ihnen hinzuschauen, mit lustigem Gruß dem Tische der Soldaten. Durch allerlei scherzhafte Reden und besonders durch fleißiges Oeffnen eines wohlgespickten Geldbeutels gelang es ihm schnell genug, deren Zechkamerad zu werden; er ließ die besten und stärksten Weine kommen und schon nach einer halben Stunde brachte er es dahin, sämmtliche Kumpane „mit Bacchus" völlig betrunken zu machen. Und als sie nun, halb betäubt, lallend und schläfrig, sich kaum mehr halten konnten, da giebt er den Schwestern ein rasches Zeichen, sich zu erheben und zu enteilen. Die Soldaten sehen die Mädchen aufspringen und wollen ihnen nachsetzen; aber ihre Füße, ihre Hände versagen ihnen den schnellen Dienst und unter der Zeit hat auch der junge Mann

seine Büchse ergriffen und droht Jeden niederzuschießen, der einen Schritt weiter thut. Keiner wagt vorzuschreiten. Noch ehe die Soldaten ihre Säbel umgeschnallt und ihre Pferde aus dem Stalle geholt, sind die drei Fliehenden über der Grenze angelangt.

„Nun schien das Glück in vollem Glanz für das Brautpaar aufgegangen und die Freude war allgemein! Aber ach, wie sollte so bald namenloses Unheil über die beiden Verlobten hereinbrechen! . . . .

„Der Zigeuner hat stets Furcht auf seinen Wanderungen", unterbrach sich hier der Erzähler, „selbst wenn er die besten Papiere mit sich führt*). Und so stark wie dieses Gefühl", fuhr er fort, „war früher nur die Scham, welche den Frauen in der Gesellschaft der Männer des Stammes eigen war und sie auch vor der geringsten Ungebührlichkeit zurückscheuen ließ. Unverschuldet sogar sollte das arme Mädchen, die Geliebte des Jägers, ein trauriges Opfer dieser Sitte werden.

„Sie hatte, bei ihrer Rückkehr zu den Ihrigen die schweißdurchnäßten Kleider schnell von sich gethan und nur ein loses, leichtes Gewand über sich geworfen. Sie selbst wollte dem Herzgeliebten, der soeben auch ihr Retter gewesen, eine Labung bieten. Da, in der Hast, mit welcher sie ihm den Kaffee zu bereiten sucht, fällt plötzlich das locker geknüpfte Kleid von der Brust zurück . . . . . ein beklommener Schrei entfährt ihr, und sie sinkt, von Scham bewältigt, an die Erde hin.

„Nochmals blickt sie alsdann zu ihrem Bräutigam auf, der sie, unter sanft beschwichtigenden Worten, vom Boden aufrichten will. Aber sie widersteht seinen Bemühungen, bittet ihn, sie eine Weile ruhig zu lassen und bedeckt sich das Gesicht mit einem Tuche. Regungslos lag sie nun da. Als aber die Mutter nach einer Stunde die Hülle von dem Gesichte wegzog, fand sie keinen Widerstand mehr. Das Mädchen war eine Leiche.

„Die Verzweiflung ihres Geliebten fand nun keine Schranken. Unter wildem Schmerzensruf stürzte er sich auf die todte Braut hin.

„Endlich raffte er sich auf; kein Wort entfuhr seinem Munde; noch einmal warf er einen Blick auf das schöne Mädchen, dann ergriff er hastig seine Flinte und eilte auf einen nahen Felsen. — Ein Schuß erdröhnte! — Er hat den Verlust der Geliebten nicht überleben mögen."

„Wir haben diese Geschichte ganz in der kunstlosen Fassung wiedergegeben, in welcher sie uns erzählt worden. Wie wir schon bemerkten, schließt sich dieselbe meistens so sehr an das bekannte Treiben und Sinnen dieses fahrenden Volkes an, daß wir selbst in der romantisch-pathetischen Schlußscene noch einen Ausklang ältester Sittengebote, wie sie einst wenigstens innerhalb des Stammes giltig waren, zu erkennen geneigt sind. Als ich, nach Erwähnung dieses tragischen Todes, nicht ohne Lächeln und mit leichtem Hinweis auf die Gegenwart einige Zweifel über die Wahrscheinlichkeit eines solchen Endes ausdrückte, wollte ein älterer Zigeuner behaupten, daß er sich noch ganz gut einer Zeit erinnere, wo ein echtes Romweib im Beisein ihres Mannes sich sogar gescheut hätte vor dem Schlafengehen alle ihre Oberklei-

*) Gewiß eine sehr richtige Bemerkung. Der Boheme, den man auch zu unverfänglichstem Gespräch auf sein Zimmer kommen läßt, bleibt immer etwas verlegen und befangen. Er beobachtet durchgängig in der ersten Viertelstunde auf's Schärfste jede Bewegung, die man macht, wirft auch zuweilen einen Seitenblick nach der Thür, in der Befürchtung, man möge sie wirklich zu einem polizeilichen Verhör abschließen

der außerhalb des Bettes abzulegen. „Aber alle unsere früheren Gebräuche", fügte er schnell hinzu, „haben sich heute großentheils verloren, besonders seitdem in unsern Stamm so viel weißes Blut hineingekommen. Meine drei Söhne haben weiße Frauen und ihre Heirathen sind nicht zum besten ausgefallen."

Allerdings fällt Jedem sogleich im Gegensatz zu solchen Betheuerungen hinsichtlich früher strengerer Sitte die sonstige hergebrachte, durchaus zerfahrene Sinnesart der Bohemen auf. So weiß man denn auch z. B., daß bereits im vorigen Jahrhundert die Zigeunermädchen, namentlich in Spanien und im östlichen Europa, so lange ihnen einige Jugendblüthe verblieben, wenigstens im Umgange mit Fremden, das ausgelassenste Leben führten. Dies Letztere jedoch schließt keineswegs die strengere Unterwürfigkeit innerhalb der Familie, selbst des Stammes aus, und beides mag längere Zeit nebeneinander bestanden haben. Läßt sich doch bei ursprünglicher gebliebenen oder auch nur mangelhaft cultivirten Individuen und Völkern häufig den Fremden gegenüber eine höchst auffallende Rohheit oder Laxheit der Sitte erkennen, während andererseits streng zügelndes Pflichtgefühl und angeborene Sympathie die Beziehungen innerhalb des eigenen Stammes und besonders im Kreise der Blutsverwandtschaft beherrschen.

Noch im vorigen Jahrhundert fügten sich auch in unseren Gegenden die meisten Familien und Banden der Autorität eines sogenannten „Schulzen", welcher, durch allgemeinen Zuruf zu diesem Ansehen befördert, gewöhnlich in erheblichen Stammesangelegenheiten, wie z. B. bei Bestimmung eines neuen Aufenthaltes, vornehmlich aber auch in Ehesachen das entscheidende Wort sprach. Solche Häuptlinge konnten die Ausweisung aus der Bande, mitunter selbst, wie es heißt, Todesstrafe verhängen. Zu gewissen Zeiten mögen sie auch wirklich als Anführer bei straßenräuberischen Unternehmungen aufgetreten sein, machte doch das Gesindel häufig genug, in großer Anzahl vereinigt und mit Flinten, Pistolen und Messern bewaffnet, in manchen Gegenden die Straßen und Wälder höchst unsicher.*) Anderseits aber wieder traten die gesetzlichen Behörden mitunter in directen Verkehr mit den Häuptlingen. So erzählte vor längeren Jahren eine Magistratsperson aus Zabern einem unserer Freunde, daß vor der Revolution die dortige Feldjägerei (maréchaussée) in vielen Fällen, wo sie einen Verbrecher, auch wenn er kein Boheme war, aufzusuchen hatte, sich vorerst an den Zigeunerhauptmann des betreffenden Gaues wandte. Dieser ließ alsdann die aufspürenden Gendarmen durch einen oder mehrere seiner Leute begleiten, damit dieselben nicht durch Angriffe von Seiten bewaffneter Zigeunertruppen in der Ausübung ihrer Pflicht gehindert würden. Wahrscheinlich dienten solche des ganzen Reviers und der meisten Verstecke kundige Bohemen zugleich als ausspionirende Agenten, besonders wenn die Nachsuchung keinem ihrer Stammgenossen galt.

*) Noch im Eingange der französischen Revolution wurde im untern Elsaß eine wirkliche Hetzjagd gegen sie beschlossen. Soldaten und Nationalgardisten aus Hagenau und Bitsch, so wie Truppen und bewaffnete Bürger aus Pirmasenz sollten an einem verabredeten Tage von mehreren Seiten her in die Wälder eindringen, wo sich die Zigeuner in großer Anzahl und meistens bewaffnet aufhielten. Diese Letzteren erfuhren jedoch noch zu rechter Zeit von dem Unternehmen und so gelang es ihnen zu entwischen. Auf manchen ihrer Lagerstätten, in einzelnen Hütten und Höhlen, die sie bewohnt hatten, fand man noch allerlei Geräthe, welches sie in ihrer Hast zurückgelassen hatten. An einem Meierhofe in der Gegend von Bitsch war den Tag vor der Ankunft der Soldaten eine flüchtige Bande von mehr als dreihundert Bohemen vorbei gekommen.

Beim Begräbniß eines Häuptlings oder Schulzen, erzählten ältere Zigeuner, sollten möglichst alle unter seiner Botmäßigkeit gestandenen Bohemen, nebst ihren Frauen und Kindern sich eingefunden haben. Die Männer spielten allerlei Weisen auf ihren Instrumenten, während die Weiber und die Kinder sangen; allgemeine Stille trat aber ein, sobald die eigentliche Bestattung erfolgte.

Von ähnlicher Unterordnung unter erwählte Hauptleute ist namentlich auch unter den Elsässer Zigeunern keine Spur mehr zu finden. „Früher war's allerdings so", erwiederten uns oftmals die Männer des Stammes auf hierher bezügliche Anfrage, „heute aber geht Jeder seines eigenen Wegs, kümmert sich um keinen Andern und läßt sich auch nichts von ihm sagen."

Zudem nimmt die Zahl der Zigeuner im Elsaß von Jahr zu Jahr ab, sogar in demjenigen Gaue, in welchen unsere Leser uns heute vorzugsweise begleiteten, und der bereits von Grellmann, wie wir oben andeuteten, als ein Lieblingsaufenthalt der Romleute bezeichnet ward. Nach Reipertsweiler, wo noch vor zwanzig Jahren eine namhafte Anzahl von Zigeunern den Winter zubrachte, führt diese Jahreszeit, wie man uns mittheilte, nun kaum noch zwei bis drei Familien zurück. Je bestimmter und einschränkender die modernen Verhältnisse geworden, je enger sich der Spielraum erweist, welcher heute der sorgenlosen Freiheit des Naturlebens überlassen bleibt, desto rascher verschwinden unter uns alle jene particulären Erscheinungen früherer Zeit, die zum Theil noch an ursprünglichere Zustände der Menschheit erinnern. So kommt's, daß eben auch die Zigeuner, diese seltsamen Flüchtlinge des entlegensten Ostens, von Tage zu Tage sich unbehaglicher in unserer Mitte fühlen, und ohne anderweitiges Zuthun sich entweder völlig in dem übrigen Proletariat auflösen, oder sich allmälig in andere, ferne Gegenden begeben. Dort athmen sie eine Weile auf, bis sie der rasche Schritt der jüngsten Cultur abermals einholt und den Proceß der Verwischung alles eigenthümlichern Wesens, Denkens und Treibens auch an ihnen weiter vollzieht.

Eine fixe Idee.

Novelle von **Rudolph Lindau.**

I.

Es ſchneite. Große, loſe Flocken lagerten ſich auf den Dächern der Häuſer und auf den Aeſten der Bäume und bedeckten ſie mit einem leichten, weißen Tuche. Paris, das mit der Farbe der Unſchuld ſo wenig wie möglich gemein haben wollte, beeilte ſich, den jungfräulichen Schnee, ſobald er auf das Pflaſter gefallen war, in gräulichen Schmutz zu verwandeln. Die Straßen, die damals noch nicht unter der abſoluten Herrſchaft des Herrn Haußmann ſtanden, ſahen jämmerlich aus. Die Pariſer liefen mit naſſen Füßen und rothen Naſen darin umher; wem es geſtattet war, der ſaß am Kamin im warmen Zimmer oder im heißen Café; die Boulevards waren deshalb weniger belebt als gewöhnlich.

Es war im Monat Januar des Jahres 1852 und es war zehn Uhr Morgens. Ein ſtattlicher Mann von einigen dreißig Jahren ſchulterte ſich ſeinen Weg durch die mit Regenſchirmen bewaffneten Fußgänger, die auf dem engen Trottoir der Chauſſée d'Antin zuſammengedrängt waren. Er ſelbſt ſchien ſich um das Wetter wenig zu kümmern. Er hatte die Hände in den Taſchen eines alten grauen Jagdrocks und trug einen verblichenen runden Filzhut, dem Wind und Regen ſeit langer Zeit jeden möglichen Schaden zugefügt hatten. Am Ende der Chauſſée d'Antin bog er links ab und ſtieg, am Schuldgefängniß vorbei, die ſteile Rue de Clichy hinauf, die ihn nach der Rue de Douai führte. Dort trat er in ein großes, neues Haus, deſſen Thür weit offen ſtand und klopfte ohne Weiteres an das kleine Fenſter, das zur Loge des Portiers führte. Das Fenſterchen öffnete ſich und ein alter grauer Frauenkopf zeigte ſich darin.

„Guten Morgen, Madame Brazon. Sind Briefe für mich da? Hat Jemand nach mir gefragt?"

Die Angeredete zog ſich zurück und erſchien gleich darauf wieder. „Hier ſind Ihre Briefe, Herr Regnault", ſagte ſie. „Und der Jäger des Grand Hotel iſt bereits zwei Mal hier geweſen und hat gefragt, wann er Herrn Regnault zu Hauſe treffen würde. Er ſcheint einen Brief zu haben, den er Ihnen ſelbſt übergeben ſoll. Er wird wahrſcheinlich bald wiederkommen; denn ich habe ihm geſagt, daß Herr Regnault gewöhnlich gegen zehn Uhr in ſeinem Atelier zu finden wäre. Soll ich ihn hinaufſchicken, wenn er kommt?"

„Verſteht ſich. Schicken Sie den Mann zu mir."

Regnault's Atelier war das eines Malers, der gearbeitet hat und arbeiten will. Es war äußerſt reinlich und ordentlich gehalten und gut durchwärmt. Die Wände waren mit Skizzen und Studien bedeckt, und

auf den Staffeleien standen unvollendete Bilder, an denen der Künstler augenscheinlich noch vor kurzer Zeit gearbeitet hatte.

Regnault hatte sich einen bequemen Rock angezogen und die eine der Staffeleien an das Licht gerückt und wollte eben zu arbeiten anfangen, als an die Thür geklopft wurde.

„Herein!"

Ein Mann in dunkelgrüner Livrée trat in das Zimmer. „Herr Regnault, der Maler?" fragte er.

„Der bin ich."

„Hier ist ein Brief, auf den ich Antwort erwarten soll."

Regnault öffnete das Couvert und las:

„Grand Hôtel de la Paix Nr. 91.
den 11. Januar 1852."

„Hochgeehrter Herr:

Wollen Sie die Güte haben mir mitzutheilen, wann ich Sie, baldmöglichst, auf eine halbe Stunde ungestört sprechen kann? Ich möchte Sie bitten, ein Portrait für mich zu malen, und wünsche mich über diesen Gegenstand ruhig mit Ihnen zu unterhalten. Ich verbleibe, hochgeehrter Herr, mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener

Thomas Benson-Thorley."

Regnault hatte bei seinen Freunden und Verwandten den wohlverdienten Ruf eines nachlässigen Correspondenten. Aber wenn es sich um eine „Bestellung" handelte, so ließ er mit der Antwort nicht auf sich warten. Er war ein sehr tüchtiger Künstler und nebenbei ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann.

„Setzen Sie sich", sagte er dem Diener, der ihm den Brief gebracht hatte. „Sie können meine Antwort gleich mitnehmen. — Seit wann ist Herr Benson in Ihrem Hotel?"

„Er ist gestern Abend mit dem Dover-Calais-Schnellzuge angekommen", war der Bescheid.

Regnault's Antwort war kurz und bündig: „Hochgeehrter Herr, ich bin morgen Vormittag frei und stelle mich von zehn bis zwölf Uhr zu Ihrer Verfügung. Wenn es Ihnen convenirt, so kommen Sie um elf Uhr zu mir; ich werde es dann so einrichten, daß wir ganz ungestört sind." Darauf nahm er den empfangenen Brief wieder auf und unterschrieb sich, genau wie Herr Benson, „mit vorzüglicher Hochachtung, Ihr ganz ergebener Victor Regnault."

Am nächsten Morgen pünktlich um elf Uhr, trat Thomas Benson in Regnault's Atelier. Der Maler musterte ihn einen Augenblick mit dem scharfen, in alle äußeren Details eindringenden Blick des Künstlers von Beruf und stellte ihm ohne Zögern das Zeugniß eines anständigen, gebildeten Menschen aus. Benson war ein junger Mann, mittler Größe, hager, wohlgebaut, einfach und gut gekleidet. Der Ausdruck seines Gesichts war der eines Menschen, der soeben von einer schweren Krankheit genesen ist und der noch nicht wieder das rechte Vertrauen zu seinen Kräften und zum Leben gefaßt hat. Etwas Klagendes,

gleichsam um Hülfe Flehendes im Blick, etwas Ungewisses, Unbeholfenes, Unsicheres in den Bewegungen. Die schmalen, blutlosen Lippen waren fest geschlossen, die Wangen bleich und eingefallen; die großen, schönen, blauen Augen lagen tief in den dunklen Höhlen; die Stirn war hoch und edel.

Regnault nöthigte seinen Besucher Platz zu nehmen. Dieser war augenscheinlich befangen, wie er das Gespräch beginnen sollte.

„Sprechen Sie englisch?" hub er endlich an.

Regnault mußte die Frage verneinen.

„So bitte ich mein schlechtes Französisch zu entschuldigen", fuhr Benson fort. „Ich bin Engländer und habe nur selten Gelegenheit gehabt französisch zu sprechen."

„Sie scheinen sich mit großer Leichtigkeit auszudrücken", schob Regnault ein.

Benson rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und rieb sich, noch immer sichtlich verlegen, die Hände.

„Ich habe ein eigenthümliches Ansinnen an Sie zu stellen", sagte er nach einer kurzen Pause.

Regnault unterbrach ihn weder durch ein Zeichen noch durch ein Wort.

„Ich möchte Sie bitten mein Portrait zu malen."

Regnault sah etwas verwundert auf. „Ich bin Portraitmaler", sagte er, „und Ihr Wunsch erscheint mir deshalb nicht so absonderlich."

„Ja, er ist doch eigenthümlich", fuhr Benson fort. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt; ich möchte Sie bitten mein Bild wie das eines Mannes von vierzig Jahren zu malen."

Regnault glaubte nicht richtig verstanden zu haben. „Wie?" fragte er.

„Ich möchte Sie bitten", wiederholte und erläuterte Benson, „mich zu malen, aber nicht so wie ich heute aussehe, sondern wie ich — in fünfzehn Jahren aussehen werde."

Regnault warf einen verstohlenen Blick auf seinen Besucher. Benson saß vollständig ruhig da, und in seiner ganzen Erscheinung zeigte sich auch nicht die geringste Spur von Geisteszerrüttung.

„Ich wußte, daß Sie mein Gesuch in Erstaunen setzen würde", fuhr er fort, „obgleich sich dasselbe doch auf mancherlei Weise erklären ließe. Nehmen Sie z. B. an, daß ich meinem verstorbenen Vater sehr ähnlich sähe, daß ich dessen Bild, als das eines Mannes in den vierziger Jahren, wie mir dasselbe im Gedächtniß lebt, zu besitzen wünschte. In diesem Falle könnte ich Ihnen kein besseres Modell als mich selbst anbieten, und mein Gesuch würde nichts Ueberraschendes haben."

„Vollständig richtig", meinte Regnault. „Entschuldigen Sie, bitte, wenn ich im ersten Augenblick einige Ueberraschung gezeigt habe. — Sie sagten also, Sie wünschten ein Portrait Ihres verstorbenen Herrn Vaters zu haben und . . ."

Benson unterbrach ihn: „Nein, das habe ich nicht gesagt. Ich

wünsche mein Portrait zu haben, und zwar, wie es nach meiner Meinung und nach Andeutungen, die ich Ihnen geben müßte, in fünfzehn Jahren ähnlich sein würde; und ich frage an, ob Sie geneigt sind ein solches Bild zu malen? Ich erwähnte meines verstorbenen Vaters nur, um Ihnen anzudeuten, daß mein Gesuch auf mancherlei vernünftige Weise zu erklären wäre. — Wollen Sie dasselbe erfüllen?"

„Der Mann ist ein Original", dachte der praktische Regnault; „aber wenn er mir meinen Preis zahlt, so ist es am Ende nicht meine Sache, ob ich ihm ein Portrait oder ein anderes beliebiges Bild male." — „Ich stehe gern zu Diensten", sagte er laut.

„Besten Dank", erwiederte Benson sichtlich erleichtert; „nur bitte ich Sie mir zu gestatten, noch eine Bedingung zu stellen: ich zahle für das Bild den Preis, den Sie fordern; aber Sie geben mir ihr Ehrenwort, keiner lebenden Seele zu sagen, daß Sie dasselbe gemalt haben. — Sie versprechen mir, von meinem Besuche zu Niemand und in keiner Weise zu sprechen."

Er wartete gespannt auf die Antwort. Regnault besann sich einen Augenblick. „Ich sehe nicht ein", sagte er darauf, „was mich verhindern könnte Ihren Wunsch zu erfüllen. Die Sache ist mir zwar vollständig unklar, aber ich bin kein neugieriger Mensch. — Sie haben mein Wort, daß ich das Bild male, daß ich zu Niemand davon spreche, es Niemand zeige und daß ich Ihren Besuch und Ihren Namen vor Jedermann geheim halte."

Benson reichte dem Maler die Hand, die dieser herzhaft drückte. „Ein Wort ein Mann", sagte Regnault dabei. — „Wir können, wenn es Ihnen recht ist, morgen früh mit der ersten Sitzung beginnen. Die Tage sind kurz und wir müssen die Zeit wohl wahrnehmen, wenn wir schnell fertig werden wollen."

Am nächsten Morgen zur bestimmten Stunde trat Benson wieder in das Atelier. Ein Diener folgte ihm, der eine kleine Reisetasche trug. Benson nahm ihm dieselbe an der Thür ab, wünschte darauf dem Maler einen guten Tag, öffnete die Tasche und zog einen schwarzen Anzug heraus.

„Mein Costüm —", beantwortete er den fragenden Blick des Malers. „Gestatten Sie mir mich umzukleiden."

Er trat hinter einen Wandschirm und erschien nach wenigen Minuten wieder in dem neuen Anzuge. Regnault, der sich mittlerweile vollständig klar darüber geworden war, daß er es mit einem „verdrehten" Engländer zu thun habe und den Entschluß gefaßt hatte, die anscheinend harmlosen Manien seines neuen Bekannten ohne Ueberraschung und Widerspruch zu dulden, musterte Benson's Anzug. Derselbe hatte einen eigenthümlichen Schnitt. Er war weder neumodisch, noch altmodisch; er war auch durchaus nicht auffallend und Benson hätte sich damit ruhig in den Straßen zeigen können; aber er war doch anders, als alle Röcke, die Regnault bis dahin gesehen hatte. Benson erschien ihm darin wie der elegante Pariser dem Bewohner der kleinen Provinzial-

stadt erscheint: fremdartig, affectirt, aber nicht unschön. Benson war übrigens so ernsthaft, beinah feierlich, daß Regnault wol sah, es handle sich für ihn nicht um eine Maskerade.

„Ich wünsche mein Portrait in Lebensgröße zu haben", hub Benson an, nachdem er dem Maler gegenüber Platz genommen hatte. „Hier ist eine Zeichnung des Arbeitszimmers, das gleichsam als Hintergrund des Bildes dienen soll: die Bibliothek, der Schreibtisch, der Stuhl, zwei Sessel, der Spiegel, die Wanduhr" — er bezeichnete auf der Bleistiftskizze, die er in der Hand hielt, die verschiedenen genannten Gegenstände. „Hier, links vom Spiegel, ein verschleiertes Bild", fuhr er fort. „Das Bild ist genau so groß wie der Spiegel; es hat einen einfachen schwarzen Rahmen und ist durch ein dunkelgrünes Tuch vollständig verdeckt. Ich sitze hier auf dem Stuhle, am Arbeitstisch, so daß ich das Bild vor mir, den Spiegel rechts sehe. Ich habe den Kopf auf die rechte Hand gestützt, der linke Arm hängt über der Stuhllehne; meine Augen sind auf das verschleierte Bild gerichtet. — Mein Gesicht hat sich während der fünfzehn Jahre nicht sehr bedeutend verändert, die Haare sind an den Schläfen ausgegangen oder etwas grau geworden; die Stirn erscheint höher und breiter als sie jetzt ist; die Augen liegen tiefer in den Höhlen. Um den Mund habe ich einige scharf ausgeprägte Linien, die ich Ihnen, wenn wir so weit vorgeschritten sind, deutlich anzeigen kann; das Kinn ist eckiger geworden. Ueber den Ausdruck, den ich dem Bilde zu geben wünsche, sprechen wir ebenfalls später."

Regnault hörte aufmerksam zu. „Sehr wohl", sagte er, als Benson schwieg. „Ich glaube Sie gut zu verstehen. Wir wollen mit der allgemeinen Disposition des Gemäldes anfangen. Was die Details angeht, so werde ich Sie im Laufe der Arbeit um Rath und Anweisung fragen."

II.

Regnault und Benson kannten sich schon seit einem Monat und sahen sich täglich. Das Bild nahte seiner Vollendung und war ein Meisterwerk geworden. Regnault's Künstlerseele hatte sich nach und nach für den absonderlichen Gegenstand erwärmt, und der Maler hatte mit aller Kraft und Innigkeit seines bedeutenden Talentes an dem Bilde gearbeitet.

Benson, der zu Anfang Manches zu kritisiren gefunden, hatte seit einiger Zeit die Befriedigung zu sehen, daß Regnault sich vollständig mit ihm identificirt hatte und die leiseste Andeutung verstand und verwerthete.

Das Bild zeigte einen ernsten, schönen Mann, dessen Stirn ein furchtbarer Gedanke gebleicht zu haben schien; die Augen blickten unheimlich forschend, als ahnten sie das Nahen einer entsetzlichen Erscheinung; der fest geschlossene Mund sprach von einem unerbittlichen Entschluß. Der Ausdruck des ganzen Gesichts hatte etwas unbeschreiblich Finsteres und Resignirtes.

„Sie sehen auf dem Bilde aus, als wären Sie zum Tode verur-

theilt und sollten morgen gehängt werden", hatte Regnault eines Tages bemerkt.

„Ganz richtig, ganz richtig", war die schnelle Antwort Benson's gewesen.

Regnault hatte um diese Zeit auch angefangen, sich für Benson selbst zu interessiren und ihm eine gewisse Zuneigung zu schenken. Es hielt nicht schwer den einfachen, ruhigen Mann lieb zu gewinnen, der in vielen Zweigen der Kunst und Wissenschaft wohlbewandert erschien und der in Allem, was er that oder sagte, die anständigen, geraden Gesinnungen des guten, englischen Gentleman an den Tag legte. Für Regnault, der ausschließlich in französischen Kreisen, und in diesen hauptsächlich mit Künstlern, gelebt hatte, war der besonnene, reiche, junge Engländer eine neue und anziehende Erscheinung. Das Bild blieb zwar ein unaufgeklärtes Räthsel und erschien sogar mit jedem Tage geheimnißvoller, da es gar nicht in den Rahmen des Alltagslebens passen wollte, als welches Regnault das Leben seines neuen Freundes zu erkennen glaubte; aber über alle anderen Punkte äußerte sich Benson mit vollständiger Freimüthigkeit und eigenthümlicher Wahrhaftigkeit.

Regnault erfuhr im Laufe der langen Unterhaltungen, welche die täglichen Sitzungen verkürzten, daß Benson ein wohlhabender Gutsherr sei, der während des größten Theils des Jahres auf seinen Besitzungen, auf der Insel Wight, wohne. Seine Eltern hatte Benson früh verloren; ein Onkel, der Bruder seiner Mutter, der gleichzeitig sein Vormund gewesen, hatte seine Erziehung geleitet und überwacht. Dieser Onkel war vor einigen Jahren gestorben und Benson's nächste Verwandte waren nur Vettern und Cousinen, die außerhalb der Insel Wight, in anderen Theilen Englands, wohnten und von denen er nur wenig sah und hörte.

Benson hatte in Oxford studirt und zunächst die Absicht gehabt in die diplomatische Carriere einzutreten. Er hatte zu dem Behufe bereits zwei Jahre im Ministerium des Auswärtigen gearbeitet, als eine schwere Krankheit, die ihn während eines Urlaubes auf seinem Gute überfallen, ihn genöthigt hatte, für den Augenblick jeder anstrengenden Arbeit zu entsagen. Er hatte diese Krankheit — ein heftiges Nervenfieber — erst vor einigen Wochen überwunden und seine Absicht war nun, den Staatsdienst zu verlassen.

„Meine Vermögensverhältnisse gestatten mir, als unabhängiger Mann zu leben", sagte er, „und ich halte es für das Weiseste dies zu thun. Ich finde Vergnügen am Reisen, Lesen, Reiten und Jagen, und kann diese harmlosen Neigungen am besten befriedigen, wenn ich mir meine ganze Freiheit sichere. — Sie sehen, ich besitze wenig Ehrgeiz und scheine in meinem Leben nicht sonderlich Viel für das allgemeine Wohl thun zu wollen und zu sollen. Ich entschuldige mich mit dem Gedanken, daß die Menschheit höchst wahrscheinlich wenig an mir verliert. Ich fühle durchaus keinen Beruf zum Reformator; die großen Probleme des Jahrhunderts erscheinen meinen schwachen Kräften als unlösbar;

wohlfeiler Ruhm, Titel und Auszeichnungen haben keinen Reiz für mich. Ich glaube nicht, daß ich es, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, weit bringen würde und ich sehe nicht ein, weshalb ich mich dazu hergeben sollte, die undankbaren, gewöhnlichen laufenden Arbeiten des Lebens zu verrichten. Für diese Arbeiten giebt es mehr Candidaten, als man beschäftigen kann. Ich würde einen Platz ausfüllen, dessen Einkommen irgend einen armen Teufel glücklich machen könnte, während es meinen Comfort nur wenig vermehren würde. Die englischen Verhältnisse werden durch meinen frühzeitigen Rücktritt in das Privatleben weder verbessert noch verschlechtert werden. Ich kann übrigens auch als Gutsbesitzer in meinem kleinen Kreise manch' Gutes thun und ich habe die Absicht in dieser Beziehung nicht nachlässig zu sein."

Regnault, der ein ruhiger Philosoph war, und der die kleinlichen Eitelkeiten, die Titel- und Ordenssucht seiner Landsleute mit einer gewissen Verachtung beurtheilte, hätte sich wol gewünscht eben so unabhängig zu sein wie Benson. „Sie sind ein glücklicher Mann, ihr eigener Herr zu sein", sagte er, „und Sie wären ein Thor, in irgend Jemandes Dienste zu treten, besonders in den Dienst des Publicums, des undankbarsten, unzuverlässigsten, anspruchvollsten Gebieters, den es in der Welt giebt. Ich mache dem Minister der Schönen Künste, meinem hohen Gönner, das Leben so sauer wie möglich und danke Gott, daß ich nicht an seiner Stelle bin. Das Beste in der Welt ist Unabhängigkeit; und ich arbeite für nichts Anderes."

Das Bild war fertig. Benson erklärte sich im vollsten Maße damit befriedigt und zahlte ohne Murren den hohen Preis, den Regnault dafür gefordert hatte.

„Eines Tages", sagte er „sollen Sie erfahren, weshalb ich Sie um dies Bild gebeten habe. Wenn es Ihnen recht ist, so verlieren wir uns nicht aus den Augen und bleiben in Correspondenz. Sollten Sie die kleine Reise nach England machen wollen, so würde ich Sie bitten mein Gast zu sein. Die Insel Wight ist ein gesegnetes Stückchen Land. Ich kenne keinen Ort, wo es sich so gut träumt und arbeitet wie dort. Theater, Concerte und Bälle kann ich Ihnen nicht anbieten. Aber derartige Zerstreuungen finden Sie ja hier in Paris mehr, als Sie zu verlangen scheinen. Wenn Sie das wüste Treiben, das man hier „Leben" nennt, müde gemacht hat, wenn Sie sich nach Ruhe und Frieden sehnen, so besuchen Sie mich. Ich zeige Ihnen ein fruchtbares, schönes Land und ruhige harmlose Leute, die Ihnen „guten Morgen" und „gute Nacht" sagen und sich weiter nicht um Sie bekümmern. Je eher und je öfter Sie kommen und je länger Sie bei mir bleiben, desto lieber soll es mir sein. — Der Kreis meiner Bekannten und Freunde ist ein kleiner und es sollte mich freuen, wenn Sie in denselben eintreten wollten."

Regnault nahm die Einladung gern an und sagte, er würde dieselbe vielleicht noch im Laufe des nächsten Sommers benutzen.

Benson hatte für das Bild einen schwarzen Rahmen und einen dunkelgrünen Vorhang machen lassen. Regnault verstand leicht, daß das

Bild für das Arbeitszimmer bestimmt sei, von dem Benson ihm am ersten Tage ihrer Bekanntschaft eine Skizze vorgelegt hatte.

Als das Gemälde bereits in der großen Kiste lag, in der es nach Thorley, der Besitzung Benson's, expedirt werden sollte und nichts mehr zu thun übrig blieb, als den Deckel aufzunageln, sagte Benson:

„Nun habe ich noch eine Bitte an Sie, Herr Regnault: Schreiben Sie hier in die Ecke: „Den 28. August 1866" und setzen Sie Ihren Namen darunter."

„1866?" fragte Regnault, „und wir schreiben heute 1852. — Sei dem so, geheimnißvoller Fremdling. As you like it. Sie sehen, ich fange an englisch zu sprechen. — Hier steht es schön und deutlich geschrieben: „28. August 1866" und darunter mein Name: „Victor Regnault" — Ich kann in fünfzehn Jahren noch eben so stolz auf das Bild sein wie heute. Es ist das beste Werk, das ich producirt habe; und es ist ein gutes Werk."

„So sehen Sie es noch einmal ordentlich an", erwiederte Benson, „denn Sie werden es vorläufig nicht wieder erblicken."

Mit diesen Worten zog er den grünen Vorhang über das Bild. Vermittels einer einfachen, aber sinnreich erdachten Vorrichtung befestigte er denselben darauf durch Verschluß in einer Weise an dem Rahmen, die es unmöglich machte das Bild zu sehen ohne das Schloß zu zerbrechen oder den Vorhang zu zerreißen.

„Sehr schön . . . äußerst sinnreich", sagte Regnault „das macht das Geheimniß vollständig. — Ich komme mir fast wie ein Verschwörer vor, der in einen Hochverrathsproceße verwickelt werden könnte. Ich habe Ihnen zu danken, etwas Romantik in mein prosaisches Leben gebracht zu haben. — Sie können sich darauf verlassen, daß ich Sie so leicht nicht vergessen werde, denn Sie zwingen mich fortwährend an ein Versprechen zu denken, das ich Ihnen gegeben habe. Hätten Sie nicht mein Wort, das Sie meiner Verschwiegenheit versichert, so hätte ich längst meine Bekannte und Freunde hierhergeführt, um mein Portrait bewundern zu lassen und die guten Leute durch die Erzählung der abenteuerlichen Bedingungen, unter denen ich dasselbe verfertigt habe, in Erstaunen zu setzen."

„Aber ich habe Ihr Wort", schaltete Benson ernsthaft ein.

„Das haben Sie", antwortete Regnault, „und Sie können überzeugt sein, daß ich dasselbe heilig halte."

Am nächsten Tage wurde das Bild nach der Insel Wight expedirt und bald darauf reiste auch Benson von Paris ab, um nach seiner Heimat zurückzukehren.

III.

Welke Blätter bedecken alle Wege und Stege des großen Parks. Der tolle Wind treibt mit ihnen sein Spiel und jagt sie im wilden Tanze umher. Die Sonne steht tief am Himmel und ihre letzten dunkelrothen Strahlen erleuchten noch die hohen Dünen der Insel Wight, während es im Thale bereits dunkelt.

Von der weißen Klippe, bis zu deren Rande sich der Park von Thorley erstreckt, übersieht das Auge ein großartiges Panorama: Rechts, in Dunst und Nebel gehüllt, einer Traumlandschaft gleich, erscheint die Südküste von England. Die schmale Landzunge, an deren Spitze sich der Leuchtthurm von Hurst-Castle befindet, reicht wie ein riesiger Arm von England nach der Insel Wight herüber. Der Solent, der die beiden Inseln von einander trennt, und dessen Wasser selbst der Sturm nicht sonderlich aufregen kann — so wohl geschützt durch hohes Land ist hier das Meer von allen Seiten — liegt still und träumerisch da. Einige Fischerboote, die vor der Nacht den Hafen suchen, gleiten geräuschlos über die dunkle Fluth. Weiter rechts, in der Ferne, erblickt man die hohen Masten mächtiger Fahrzeuge, die in der Nähe von Yarmouth, Cowes und Southampton Anker geworfen haben. Links das hohe Meer. Dort findet der Wind freien Spielraum und zeigt seine unbändige Gewalt. Die schwarzen, kurzen Wellen erheben sich trotzig und schäumend unter seinem schweren Druck und brechen sich zischend und brausend und unheimlich grollend an den scharfen, von Sturm und Wellen zerrissenen Nadelklippen, die die Westspitze der Insel Wight vertheidigen. Möven mit weiten, hellen Schwingen umkreisen, nach Raub suchend, kreischend, die weißen, von der wüthenden Brandung umtobten Felsen. Der Nadelleuchtthurm, dessen blendendes Licht meilenweit in die finstere See hinausstrahlt, steht sicher und unbewegt inmitten der Wogen, die gegen ihn abprallen und immer und immer wieder, höher und höher, gegen ihn anstürmen, ohne seine starken Mauern brechen zu können.

Im Park von Thorley, der auf hoher Düne den Solent und die Nadelklippen überragt, herrscht tiefe Stille. Zwar hört man deutlich die mächtige Stimme des nahen Oceans; aber die Fülle dieser furchtbaren Stimme verändert sich nicht; man vernimmt weder ein Fallen, noch ein Steigen in derselben, und das dumpfe, tiefe Brausen macht auf das Ohr schnell den Eindruck vollkommener Stille. Die entlaubten Bäume haben sich von der Musik des Meeres in Schlaf singen lassen. Sie stehen unbeweglich da und greifen mit großen, kahlen Aesten wie mit Gespensterarmen in die graue, rauhe Abendluft hinein. — Der klagende, kurze Schrei eines Nachtvogels, der sein Weibchen ruft, ertönt in langen Zwischenräumen und unterbricht allein das tiefe, fast unheimliche Schweigen.

Die Sonne ist untergegangen. Ein langer Feuerstreifen am westlichen Himmel zeigt die Stelle, wo sie hinter den fernen Höhen von Cornwall in's Meer gestiegen ist. Der fahle Mond steht voll am Himmel. Das Meer zittert und erbleicht unter seinem kalten Kusse. Der Schrei der Möven ist verstummt, die Fischernachen haben den sichern Hafen erreicht; Englands Küste ist in Nacht und Nebel verschwunden; todte Stille hat sich über die ganze Landschaft gebreitet.

In der Mitte des Parks, von Bäumen dicht umschlossen, erhebt sich ein großes, steinernes, altes Gebäude: das herrschaftliche Haus von Thorley. Vor dem Eingangsthor liegt eine riesige Dogge und schläft,

den Kopf zwischen den Vorderbeinen. Sonst ist kein lebendes Wesen zu erblicken. Plötzlich hebt der Hund den Kopf in die Höhe und horcht aufmerksam auf. In der Allee, die zum Schlosse führt, knistern die dünnen Blätter. Der Hund erkennt den Tritt seines Herrn und springt ihm in großen, freudigen Sätzen entgegen.

„Ruhig, Tiger! Nieder!" Es ist eine herrische, aber keine unfreundliche Stimme. Dem Hunde flößt sie keine Furcht ein. Er umkreist seinen Herrn in wilden Sprüngen und drängt sich dann wedelnd an seine Seite. Dieser streichelt ihm den Kopf und Beide, der Mann und das Thier, erreichen gleichzeitig das Eingangsthor von Thorley-Haus.

Aus einem der Fenster fällt ein heller Lichtschimmer auf den Heimkehrenden. Wir kennen das Gesicht. Es ist dasselbe, das der Maler Regnault vor langen Jahren erblickte, als er seinen Namen in die Ecke eines Bildes zeichnete und sein Wort gab, daß die Existenz dieses Portraits ein Geheimniß zwischen ihm und Thomas Benson-Thorley bleiben sollte Der Maler hat sein Wort treu gehalten und er selbst hat sein Lieblingsbild, das Bild, an das er oft denken muß, nie wieder gesehen. Hier vor dem Thor von Thorley steht das lebendige Conterfei desselben.

. . . . . .

Thorley-Haus war ein alterthümliches, weitläufiges, hohes Gebäude mit einem Labyrinth von engen Gängen und Treppen und vielen Sälen, Stuben und Kammern, die seit langen Jahren nicht mehr bewohnt waren.

Der jetzige Besitzer, Thomas Benson-Thorley, hatte sich auf der Ostseite des Schlosses eine kleine, bequeme Wohnung eingerichtet und bekümmerte sich wenig oder gar nicht um den Rest seiner großen Behausung.

Der bewohnte Theil des Schlosses bestand aus einem großen Salon und einem Eßzimmer zur ebenen Erde, und aus einem kleinern Salon, einem Arbeitszimmer und drei Schlafzimmern, die im ersten Stockwerk gelegen waren. Das Eßzimmer und der große Salon befanden sich zur rechten und linken Seite der Eingangshalle. Hinter dem Eßzimmer, durch einen schmalen Gang von demselben getrennt, war noch ein drittes bewohntes Zimmer, in dem ein altes, kinderloses Ehepaar, der Hausdiener und die Köchin, lebten.

Das im ersten Stock gelegene Arbeitszimmer war ein Eckzimmer mit zwei großen Fenstern, von denen man nach Norden und Osten hinausblickte. Dasselbe enthielt nur eine Thür, durch die man in die nächstgelegene Stube, Benson's Schlafgemach, gelangte. Dieses hatte zwei Thüren, von denen die eine auf eine Galerie führte, während die zweite die Verbindung mit dem Arbeitszimmer herstellte. Neben der Schlafstube befand sich der kleine Salon und neben diesem zwei Fremdenzimmer, von denen das eine, ein Eckzimmer, mit Aussicht auf Süden und Osten, das freundlichste Gemach der Wohnung, den Namen „Herrn Regnault's Stube" führte. Seit vielen Jahren brachte der berühmt

gewordene Maler dort jeden Sommer einige Wochen zu; und da es in Thorley-Haus an Räumlichkeiten nicht fehlte, so blieb das Zimmer, in dem Regnault sich häuslich eingerichtet hatte, während des Restes des Jahres leer stehen.

Benson's Kammerdiener, ein alter Mann, der Master Thomas bereits als Kind gekannt und gepflegt hatte und der während der häufigen Abwesenheiten seines Herrn die Functionen eines Intendanten von Thorley-Haus versah, bewohnte zwei kleine Zimmer, ebenfalls im ersten Stock und in der Nähe des Salons, an der Aufgangstreppe, gelegen. Der alte Mann führte den Namen Maltby und galt in Thorley-Haus und in der nächsten Umgebung für einen mürrischen, schweigsamen Tyrannen. Seinem Herrn war er mit Leib und Seele ergeben und bei dem kleinsten Unwohlsein, das denselben befallen mochte, pflegte er ihn wie eine zärtliche Mutter ihr krankes Kind. Die Leitung des Hausstandes von Thorley war Maltby ganz überlassen. Benson bekümmerte sich nie darum. — Ein Kutscher, ein Reitknecht und ein Gärtner, die außerhalb des herrschaftlichen Hauses, aber in der unmittelbaren Nähe desselben wohnten, vervollständigten die Einwohnerschaft von Thorley-Park und Haus. Im Stall standen zwei gute Reitpferde und ein Wagenpferd. Ein halbes Dutzend Hunde trieben sich auf dem Hofe und in den Ställen umher.

Diese Hunde huben jetzt ein lautes Gebell an, das jedoch bald wieder verstummte, als die bekannte Stimme ihres Herrn ihnen „Ruhig!" zugerufen hatte. Gleich darauf öffnete sich die Thür von Thorley-Haus und Maltby trat in derselben seinem Herrn entgegen. Er nahm ihm Hut und Stock ab und überreichte ihm ein brennendes Licht, mit dem Benson, von Tiger gefolgt, die Treppe hinaufstieg. Er hatte bis jetzt noch kein Wort mit dem Diener gewechselt. In der Mitte der Treppe blieb er stehen und wandte sich um:

„Maltby!"

„Herr:"

„Ich wünsche in einer halben Stunde zu essen. Bringen Sie mir in zehn Minuten meine Briefe und Zeitungen herauf."

„Zu Befehl."

Als Maltby bald darauf mit einem großen Packet von Zeitungen in Benson's Arbeitszimmer trat, fand er diesen bereits am Schreibtisch sitzend. Er hatte sich umgekleidet; er trug einen einfachen schwarzen Anzug und schaute, anscheinend in tiefes Nachdenken versunken, zum Fenster hinaus.

Das Zimmer war mit Büchern und Papieren angefüllt. Die Stühle, der Tisch, ein großer Theil des Fußbodens sogar, waren damit bedeckt. Es war ein Zimmer, dem man ansah, daß es viel bewohnt war und daß in demselben nicht oft „Ordnung gemacht" wurde. Der Schreibtisch stand in der Mitte des Zimmers, dem südlichen Fenster den Rücken kehrend und vom westlichen Fenster her das Licht empfangend. Diesem Tisch gegenüber neben der Thür hing ein verschleiertes Bild und an der

vierten Wand ein großer Spiegel, der auf der einen Seite etwas von der Wand abgestellt war, so daß man, wenn man am Schreibtisch saß, das verschleierte Bild vollständig darin erblicken konnte.

„Hier sind die Zeitungen und ein Brief", sagte Maltby. Benson griff zunächst nach dem Brief und las diesen, während der Diener im Schlafzimmer umherkramte. Er wurde bald wieder von seinem Herrn gerufen.

„Herrn Regnault's Zimmer muß in Ordnung gebracht werden", sagte Benson, „ich erwarte ihn morgen oder übermorgen."

„Das Zimmer ist vollständig in Ordnung", antwortete Maltby, „und Herr Regnault kann in demselben jederzeit empfangen werden."

Eine kurze Pause trat ein. Der Diener schien darauf zu warten, von seinem Herrn verabschiedet zu werden.

„Was giebt's zum Essen?" fragte dieser.

„Fisch, Rebhuhn, Gemüse, Pudding. — Welchen Wein befehlen Sie zu trinken?" Die Frage kam etwas langsam, gleichsam unwillig heraus.

„Burgunder zum Braten — und zum Pudding ein Glas guten, kalten Champagner."

„Halbe Flaschen?"

Benson sprang ärgerlich auf. „Maltby", rief er, „wenn Sie bei mir bleiben wollen, so geben Sie diese Narrheiten auf. Seit sechs Monaten ärgern Sie mich jeden Abend mit ihren Fragen. Ich denke, ich bin alt genug geworden, um mein eigener Herr zu sein. Jedenfalls will ich es in meinem Hause bleiben."

„Herr!" sagte der alte Diener flehend und sah Benson mit rührender Zärtlichkeit an.

„Es ist gut, es ist gut", unterbrach ihn dieser, nicht mehr unfreundlich, aber noch nicht besänftigt. „Ein anderes Mal thun Sie, was ich Ihnen sage, und richten Sie keine unnützen Fragen an mich."

Maltby entfernte sich. Als er draußen im Gang war, stieß er einen tiefen Seufzer aus; dann ging er, traurig den weißen Kopf schüttelnd, die Treppe hinunter. „Er ist verloren", sagte er, „wenn ihn Herr Regnault nicht rettet. Ich kann nicht mehr helfen. Ich habe mein Bestes versucht. Er *will* sich zu Grunde richten. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

Benson war, nachdem Maltby ihn verlassen hatte, noch einigemal unruhig im Zimmer auf- und abgegangen; dann hatte er sich einen Augenblick an das Fenster gestellt und die helle Mondscheinlandschaft betrachtet; jetzt riegelte er die Thür zu, nahm einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, trat damit vor das verschleierte Bild, öffnete den Verschluß und zog den grünen Vorhang, der das Gemälde verdeckte, zurück. Dann setzte er sich an seinem Arbeitstisch nieder und vertiefte sich in die Betrachtung seines Gleichnisses.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Mann und dem Bilde war eine wahrhaft unheimliche. Benson blickte gleichsam in einen Spiegel, indem

er das Bild betrachtete. Jeder Zug seines sorgenschweren, ängstlich spähenden Gesichts war in demselben treu wiedergegeben. Auch der Anzug paßte genau.

Das Feuer prasselte im Kamin; die große Wanduhr ließ ihr lautes, einförmiges Tick-Tack hören; sonst herrschte Todtenstille im hellerleuchteten Zimmer. Der finstere, tiefe Blick des Bildes haftete unverwandt auf dem unglücklichen Manne. Die flackernden Kerzen verliehen ihm Leben und fast schien es, als wolle es aus dem Rahmen treten. Benson wandte sich schaudernd ab. Dann nahm er einen Handspiegel aus einer Schublade seines Arbeitstisches und betrachtete sich aufmerksam in demselben.

„Es fehlt nicht mehr viel", sagte er mit einem bittern Lächeln. „In wenigen Monaten wird gar nichts mehr fehlen. Wären sie doch erst dahin und wäre Alles vorbei."

Die große Wanduhr schlug acht Uhr. Unten in der Halle ertönte eine laute Glocke, die, einem alten Gebrauch zufolge anzeigte, daß das Essen auf dem Tisch stände. Benson erwachte aus seinen Träumereien. Er nahm ein Fläschchen wohlriechender Essenz, das neben ihm stand, und näßte sich damit die bleiche Stirn. Dann stand er schnell auf, zog den Vorhang wieder über das Bild, öffnete das Fenster und bog sich, die scharfe Nachtluft tief einathmend, weit hinaus. Nach einigen Minuten verließ er sodann das Arbeitszimmer, ging die Treppe hinab und trat in den Speisesaal, in dem Maltby bereits seiner harrte.

„Ich habe die Zeitungen oben vergessen", sagte Benson, sobald er sich gesetzt hatte. „Bringen Sie sie mir herunter." Die Stimme war freundlich und Maltby sah wol, daß ihm sein Herr bereits wieder verziehen hatte. Aber die zwei Flaschen Wein standen auf dem Tisch und das war des alten Dieners größter Kummer.

Die Mahlzeit dauerte lange; Benson aß nicht viel und schien sich auch nicht sonderlich darum zu kümmern, was er aß. Aber er öffnete eine Zeitung nach der andern und leerte Glas auf Glas während des Lesens. Die Flasche Burgunder war bereits leer und der Braten stand noch auf dem Tische. Die Flasche Champagner verschwand eben so schnell wie der Rothwein — das Dessert wurde aufgetragen.

„Bringen Sie mir eine Flasche Malaga", sagte Benson, „und auch den Kaffee und Cigarren; und dann brauchen Sie sich nicht weiter um mich zu bekümmern. Ich will die Zeitungen hier unten am Kamin auslesen. Sollte ich einschlafen, so wecken Sie mich um elf Uhr."

Maltby brachte, ohne ein Wort zu sagen, das Befohlene und entfernte sich geräuschlos. Benson blieb allein im Eßzimmer mit Tiger, dem großen Hund, der ihm während der ganzen Mahlzeit Gesellschaft geleistet hatte und ihn überhaupt nur selten verließ.

Benson trank rasch aufeinander mehrere Gläser des feurigen Malaga, dann schob er die Flasche, die mehr als halb geleert war, bei Seite, stand auf und ging an das Kamin, wo der Kaffee, ein brennendes Licht und Cigarren auf einem kleinen Tisch für ihn bereit gestellt waren.

Sein Gesicht war geröthet und sein Gang, obgleich nicht unsicher, war schwer. Er warf sich auf einen bequemen Sessel, steckte sich eine Cigarre an und begann zu lesen. Nach einigen Minuten fiel ihm die Zeitung aus der Hand. Er war eingeschlafen.

Der Schlaf des einsamen Trinkers war kein erquickender. Er gesticulirte zu verschiedenen Malen heftig mit den Armen und stieß dabei rauhe, unverständliche Laute aus. Der Hund richtete den Kopf dann in die Höhe und knurrte leise, als suche er die Gefahr, gegen die sein Herr im Schlafe ankämpfte.

Wenige Minuten vor elf Uhr trat Maltby wieder in das Zimmer. Benson athmete tief und schwer und rührte sich nicht. Der Diener deckte den Tisch ab; dann näherte er sich seinem Herrn und weckte ihn, indem er ihm leise die Schulter berührte. Benson fuhr erschreckt in die Höhe und sah Maltby mit wilden Augen an. Dann athmete er tief und ließ sich schwerfällig wieder auf den Sessel fallen. Er stand sichtlich noch unter der Wirkung des Weines. Nachdem er einige Minuten vor dem Feuer gebrütet hatte, stand er auf und ging, sich auf das Geländer stützend, schweren Trittes die Treppe hinauf, die nach seinem Schlafzimmer führte.

Dieses Gemach sowol wie das Arbeitszimmer waren hell erleuchtet. Dunkelheit war dem Herrn von Thorley seit langen Jahren geradezu unerträglich, und die Zimmer, die er bewohnte, waren stets während der ganzen Nacht durch Kerzen und Lampen erhellt.

Benson entkleidete sich langsam. Tiger war ihm gefolgt und hatte sich in der Schlafstube auf ein Fell, das vor der Thür lag, niedergeworfen. Die Uhr schlug halb Zwölf. Benson hatte sich im Nachtanzug vor das Feuer gesetzt und schaute starr in die verglimmenden Kohlen. Er hörte noch, wie der Diener unten im Hause die große, schwere Thür verschloß und verriegelte und auf sein Zimmer ging. Dann wurde es still, so todtenstill, daß Benson ängstlich nach einem Geräusch lauschte, gerade wie der Furchtsame in der Dunkelheit nach etwas Sichtbarem späht. Aber nichts rührte sich im Hause und draußen schliefen Land und Meer im silbernen Lichte des vollen Mondes.

Benson drehte den Sessel vom Feuer ab und blickte schlaftrunken in die Nacht hinaus, die ihm vom hellen Zimmer aus dunkel und schwarz erschien. Die schweren Augen fielen ihm zu.

Da heulten die Hunde im Hofe und Benson flog mit einem furchtbaren Angstschrei aus dem Sessel empor. Die weit aufgerissenen Augen blickten starr nach dem Fenster, die Hand griff mechanisch nach einer schweren eisernen Zange, die neben dem Kamin lag. Taumelnd, geisterhaft blaß, den Angstschweiß auf der Stirn, ein Bild des Entsetzens, näherte er sich dem Fenster. Aber in der Mitte des Zimmers blieb er plötzlich wie angenagelt stehen und, einen zweiten gellen Schrei ausstoßend, schleuderte er mit der Wuth und Macht eines Wahnsinnigen die eiserne Zange durch das Fenster. Dann fiel er ohnmächtig zu Boden.

Im Hause und im Hof wurde es schnell lebendig. Die Hunde bellten wüthend; ein Fenster im Seitengebäude öffnete sich und der Kutscher rief laut nach dem Hausdiener und fragte, ob Diebe im Hause seien, ob man seiner bedürfe. Gleich darauf erscholl auch Maltby's Stimme aus dem zerschlagenen Fenster des Schlafzimmers.

„Ruhig, ruhig", sagte er, aber seine alte, schwache Stimme zitterte, „es ist nichts passirt, legt Euch wieder zu Bett."

Der Kutscher wollte sich dabei noch nicht beruhigen. „Ich habe deutlich gehört, daß Jemand „Mörder!" und „Hülfe!" schrie", sagte er. „Ich bin darüber so schnell erwacht, daß mir das Herz noch schlägt. Und ich habe auch ein Fenster zerschlagen hören. Es müssen Diebe im Hause sein. Vielleicht haben sie die alte Susanne ermordet. Es scheint mir, als hätte ich ihre Stimme erkannt."

„Gott weiß, was Ihr erkannt habt!" rief Maltby mürrisch. „Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht. Susanne liegt ruhig im Bett und das Fenster hier habe ich aus Versehen eingeschlagen. Der Herr will schlafen. Verhaltet Euch ruhig und geht wieder zu Bett."

Der Kutscher murmelte noch etwas Unverständliches in den Bart, Maltby achtete seiner nicht mehr. Er war in das Zimmer zurückgetreten, in dem Benson noch anscheinend leblos auf dem Boden lag. Er bemühte sich, ihn auf das Bett zu tragen, aber seine Kräfte ließen ihn im Stich. Er eilte darauf die Treppe hinunter, um Spencer, den Hausdiener, der wie er seit zwanzig Jahren in Thorley wohnte und Benson als ein Kind gekannt hatte, um Hülfe zu bitten. Er begegnete dem alten Mann auf der Treppe.

„Was giebt's, Maltby?" fragte Spencer verstört. „Ich habe laut schreien hören. Es schien aus des Herrn Zimmer zu kommen."

„Ruhig, ruhig", erwiederte Maltby, diesmal ängstlich und leise. „Dem Herrn ist ein Unglück passirt; aber es muß unter uns bleiben. Daß die jungen Narren da draußen, der Kutscher und Groom, nur nichts erfahren Kommt in sein Zimmer und helft mir, ihn auf's Bett tragen. Ich erzähle Euch nachher, was passirt ist."

Spencer war nicht ein Mann von vielen Worten und folgte Maltby, ohne weitere Fragen zu stellen. Die beiden alten Leute trugen darauf Benson auf das Bett und Maltby netzte ihm die Stirn mit kaltem Wasser. Nach einiger Zeit kam Benson wieder zu sich. Seine Zähne schlugen in heftigem Fieberfrost zusammen, aber er hatte volles Bewußtsein und seine Augen, obgleich noch geröthet und verstört, richteten sich vernünftig fragend auf Maltby. Spencer hatte sich, einem stummen Wink des Kammerdieners folgend, zurückgezogen.

„Was ist mit mir vorgegangen?" fragte Benson.

„Sie sind ohnmächtig geworden und umgefallen", antwortete der Diener. „Ich habe Sie fallen hören und bin in's Zimmer gekommen und habe Sie auf dem Boden liegend gefunden. — Wie fühlen Sie sich? — Soll ich zum Doctor schicken?"

Benſon antwortete nicht. Er dachte nach. Maltby wiederholte ſeine letzten Worte.

Benſon ſah ihn ſtarr an und fragte: „Was?“

Der Diener wiederholte dieſelbe Frage zum dritten Mal: „Soll ich zum Doctor ſchicken?“

Benſon ſtieß einen tiefen Seufzer aus. „Nein“, ſagte er langſam, „das wäre unnütz; mir kann kein Doctor helfen. — Ich befinde mich übrigens jetzt wohler und denke, ich werde ſchlafen können.“

Maltby wagte nicht, von dem zerſchlagenen, offenen Fenſter zu ſprechen, aus Furcht, die kranke Phantaſie ſeines Herrn wieder aufzuregen. Er verſchloß daſſelbe mit dem Laden und der Gardine, um das Eindringen der kalten Nachtluft zu verhindern, und blieb dann am Kamin ſtehen.

„Nun?“ fragte Benſon, der ſeinen Bewegungen aufmerkſam gefolgt war. „Wollen Sie nicht zu Bett gehen?“

„Wenn Sie es geſtatten, ſo bleibe ich hier“, antwortete der Diener. „Ich glaube, es iſt beſſer. Sie könnten noch einmal unwohl werden und ich möchte dann gleich zur Hand ſein. Ich ſchlafe hier auf dem Sopha gerade eben ſo gut wie in meinem Bett.“

Aber davon wollte Benſon nichts hören. „Nein, nein“, ſagte er freundlich. „Geht zu Bett, alter Maltby. Ich kann die Klingelſchnur erreichen, ohne aufzuſtehen, und ich verſpreche Euch, zu klingeln, ſobald ich Eurer bedarf. Laßt Tiger hier und ſteckt noch zwei Lichter an. — So. Danke. Gute Nacht.“

IV.

Regnault, der am nächſten Tage in Thorley-Haus ankam, wurde von Maltby empfangen und in ſein Zimmer geführt.

Der Maler hatte ſich in den langen Jahren, die ſeit ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Benſon verfloſſen waren, nicht ſonderlich verändert. Er war ſtärker geworden, die Haare waren ergraut und um Augen und Mund zeigten ſich die ſtark markirten Linien, die die Zeit auf dem Geſicht des Bewohners großer Städte ſchärfer auszuprägen pflegt, als auf dem härtern und kältern Geſicht des Landmanns oder des friedlichen Bürgers kleiner Städte — aber die Haltung des Künſtlers war noch jugendlich und kräftig, ſeine Bewegungen leicht, ſicher und elaſtiſch. Das Leben hatte Regnault freundlich gelächelt: es hatte ihm Arbeit, Geſundheit, Ruhm und Geld gebracht; und der Maler, ein ruhiger, genußſüchtiger Philoſoph und Egoiſt, hatte ſich der guten Dinge, die ihm geboten, in vollem Maße, aber nicht bis zum Ueberdruß, erfreut. — Für Benſon hatte er ſeit den erſten Tagen ihres Zuſammentreffens eine aufrichtige Zuneigung gefaßt, die mit der Zeit zu einer ſoliden Freundſchaft gereift war. Der traurige, ſtille Engländer, an deſſen Herzen ein Kummer nagte, den er Niemand anvertrauen wollte, fand an der Geſellſchaft des lebenskräftigen, lebensluſtigen, erfolgreichen, anſtändigen Franzoſen großen Gefallen. Dieſem, der in Paris eine ziemlich bewegte, aufregende Exi-

stenz führte, behagte das Stillleben, das er auf der Insel Wight, inmitten einer herrlichen, gesunden Natur und in Gesellschaft seines anspruchslosen Freundes fand.

Regnault war während seiner Besuche häufig in die Nähe seines Bildes gekommen, denn er ging im Arbeitszimmer seines Wirthes nach Belieben aus und ein; aber der Schleier, der dasselbe bedeckte, war auch für ihn nicht wieder gelüftet worden. Eines Tages hatte er den Wunsch ausgesprochen, das Bild wiederzusehen.

„Es scheint mir, es ist das beste Bild, das ich gemalt habe", hatte er gesagt, „ich möchte mich heute, da ich demselben objectiv gegenüberstehe, überzeugen, ob es wirklich ein gutes Bild ist."

Benson war über dies Ansinnen seines Freundes sichtlich erregt gewesen und hatte es mit ungewöhnlichem Ernst abgewiesen.

„Lieber Regnault", hatte er geantwortet, „Sie haben mir versprochen, von dem Bilde mit Niemand zu sprechen, und ich erkenne dankbar an, daß Sie Ihr Wort treu gehalten haben. Bitte, sprechen Sie selbst mit mir nicht darüber; es ist mir peinlich."

„Mille pardons", hatte der höfliche Franzose das Gespräch abgeschlossen und war seitdem nie wieder auf den Gegenstand zurückgekommen. Seine Freundschaft für Benson war übrigens eine zu egoistische, als daß er sich um „das Geheimniß von Thorley" sonderlich gekümmert hätte. Zwar machte er sich klar, daß das verschleierte Bild mehr oder weniger mit dem mysteriösen Kummer Benson's zu thun haben müsse, aber er sagte sich: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen." — Die freundliche Aufnahme, die er jeder Zeit in Thorley fand, war ihm mehr werth, als die Befriedigung seiner Neugierde. An die Möglichkeit, zur Heilung des krankhaften Zustandes seines Wirthes beitragen zu können, dachte er nicht. Er war ein schaffender, gesunder, praktischer und prosaischer Mensch und er konnte sich keine Krankheit ohne ein substanzielles Krankheitsprincip denken. Seelenleiden waren ihm fremd, unerklärlich, gewissermaßen verächtlich. Sein Grundsatz war, daß ein jeder vernünftige Mensch die Ursache eines Unwohlseins suchen und wenn er sie gefunden hatte, beseitigen sollte. „Wenn ich einen kranken Zahn habe, so lass' ich ihn ausziehen und die Geschichte hat ein Ende. Ich habe kein Mitleiden mit Leuten, die mit dicken Backen umherlaufen. Jedermann weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. Es giebt Leute, denen es Spaß macht, durch das Leben zu hinken. Ich fühle keinen Beruf, ihnen dies Vergnügen zu verderben." — Regnault besaß einen reichlichen Vorrath ähnlicher Aphorismen und spickte seine Unterhaltung damit. Benson wußte ganz genau, daß er keine Sympathie von seinem stoischen Freunde zu erwarten hatte; und dieser Umstand besonders war es, der ihm seine Gesellschaft zu einer angenehmen machte. Sorgende, zärtliche, forschende, fragende Liebe oder Freundschaft wäre dem verschlossenen Herrn von Thorley-Haus unerträglich gewesen.

„Wo ist Herr Benson?" fragte Regnault, sobald er, von Maltby begleitet, in sein Zimmer getreten war.

Maltby war damit beschäftigt, den Koffer des Malers aufzuschnallen. Er drehte sich um und Regnault, der ihn bis jetzt nur flüchtig angesehen hatte, bemerkte nun erst, daß das Gesicht des alten Dieners voll Gram und Sorgen war.

„Was giebt's hier im Hause?" fragte er beunruhigt; denn nach seiner kalten Art liebte er Benson und nahm ein lebhaftes Interesse an seinem Schicksal.

Maltby schüttelte traurig und bedeutsam den weißen Kopf und bedeckte das Gesicht mit der knochigen, zitternden Hand.

„Nun, so sprechen Sie doch", drängte Regnault. „Ist ein Unglück geschehen?"

„Ein großes Unglück", war Maltby's Antwort. „Es ist nur gut, daß Sie gekommen sind. Ich wollte Ihnen schon schreiben und hätte es gestern gethan, wenn mir der Herr nicht gesagt hätte, daß er Sie heute erwarte."

„Setzen Sie sich, Maltby", sagte Regnault „und erzählen Sie mir ruhig und ausführlich, was vorgefallen ist. Aber zunächst ein Wort: Ist Herr Benson krank? Ist er gefährlich krank? Ist er zu Hause?"

„Der Herr liegt im Bett; aber nur um sich von einer großen Ermüdung zu erholen. Er ist für den Augenblick nicht gefährlich krank und Sie werden ihn wahrscheinlich in einer Stunde, wenn er aufwacht, sehen können." Maltby hatte, während er dies sagte, einen Stuhl an den Tisch gezogen, hinter dem Regnault saß und ließ sich nun schwerfällig nieder. „Die Glieder sind mir wie zerschlagen", entschuldigte er sich, „sonst würde ich von Ihrer Erlaubniß, mich zu setzen, keinen Gebrauch machen." Nachdem er sich einige Secunden gesammelt hatte, hub er darauf wie folgt an:

„Sie wissen, wie ich, Herr Regnault, daß dem Herrn vor langen Jahren irgend Etwas zugestoßen ist. Was dies ist, weiß wol kein Mensch. Ich wenigstens weiß es nicht. Aber es muß im Jahre 51 passirt sein, denn seit der Zeit ist unser junger Herr seines Lebens nicht mehr froh geworden. Es war ein heißer Sommer, ich weiß es noch ganz genau; und es war im Jahre des großen Feuers von Yarmouth. Wir waren Alle ausgezogen, um beim Löschen zu helfen und nur Susanne, Spencer's Frau, die damals schon zu Thorley gehörte, war zu Hause geblieben. Ich war seit drei Jahren der Kammerdiener des jungen Herrn. Ich war vorher der Kammerdiener seines seligen Herrn Onkels gewesen und hatte ihn gekannt, als er nicht so hoch war, wie dieser Tisch. Spencer und ich und die Kutscher und Gärtner, wir kehrten Alle zusammen gegen vier Uhr Morgens nach Thorley zurück. Es ist eine gute Stunde Weges, wie Sie wissen, und ich war müde und hätte mich gern gleich zu Bett gelegt. Aber Susanne stand in der Küche und sah so bleich aus, als ob sie Gespenster gesehen hätte. „Gott sei Dank, daß Ihr endlich zurückkommt", rief sie Spencer und mir entgegen. „Der junge Herr liegt im Fieber im Bett und ich habe mich nicht aus dem Hause gewagt, weil ich ihn nicht allein lassen wollte; und nun muß Einer von Euch

gleich zum Doctor". Und dann erzählte sie uns schnell, daß der Herr, bald nachdem wir Alle nach Yarmouth gezogen waren, todtenblaß und verstört in die Küche getreten war. Er hatte ganz verwirrt gesprochen und sie hatte ihn bewogen sich zu Bett zu legen, als sie gesehen, daß es in seinem Kopfe nicht richtig sei. Als sie ihn die Treppe hinaufführte, hatte die Sturmglocke wieder zu läuten angefangen. Da war er vor Schreck beinah' zusammengefallen und hatte wol zehn Mal gerufen: „Vierzig! Vierzig! Barmherziger Gott!" Seit zwei Stunden hatte er sich etwas beruhigt, aber seine Rede war noch immer wirr, und der Doctor mußte gleich gerufen werden.

„Ich lief die Treppe hinauf und trat in das Schlafzimmer des Herrn. Er schien mit offenen Augen zu schlafen. Er sah mich groß an, aber er erkannte mich nicht. Ich schickte Spencer zu ihm und sattelte mir das beste Pferd im Stall und ritt, was das Thier laufen konnte, nach Yarmouth hinüber, wo ich den Doctor weckte und mit mir nach Thorley zurückbrachte.

„Nun, es war ein Nervenfieber, oder ein hitziges Fieber, das den Herrn gepackt hatte. Der Doctor wußte es wol selbst nicht genau. Aber er ließ ein paar Tage darauf zwei seiner Collegen aus Ryde kommen und die Drei steckten die Köpfe zusammen und berieth'n sich und das Ende vom Liede war, daß sie den Herrn glücklich durch die schwere Krankheit brachten.

„Seitdem war er wie umgewandelt. Zuerst glaubte ich, er sei noch schwach, und ich sagte mir, er werde wieder der Alte werden, wenn er ganz genesen sei. Aber darin irrte ich mich. Er sprach nicht mehr, er scherzte nicht mehr, wie er es früher gethan und er saß stundenlang am Fenster oder vor dem Kamin, und sah auf's Meer hinaus, oder starrte in das Feuer hinein. Er nahm auch zu der Zeit bereits einige von den Gewohnheiten an, die ihm, hier zu Lande, den Ruf eines Sonderlings gemacht haben. Er schaffte sich einen großen Hund an, der im Zimmer bei ihm schlafen mußte; er gab Befehl, daß das Haus während der ganzen Nacht immer hell erleuchtet wurde; er wollte keine Besuche mehr machen, er empfing Niemand mehr und verbrachte die Zeit mit Lesen, Schreiben und einsamen Spaziergängen.

„Der Doctor rieth ihm, eine Reise zu machen. „Daran habe ich auch gedacht", sagte er; und zu Anfang des Jahres 52 reiste er nach Paris ab. Ich erkundigte mich häufig beim Doctor, was er von dem Zustand meines Herrn halte. „O, es ist nichts Gefährliches", meinte Der. „Wir haben ihn durch eine schlimme Krankheit gebracht und werden ihn auch von den Folgen derselben curiren." Das gelang ihm leider nicht.

„Unser junger Herr kam bereits nach wenigen Wochen wieder nach Thorley zurück. Er brachte eine große Kiste mit sich, in der das Bild war, das seitdem in seinem Arbeitszimmer hängt. Er ließ Spencer, Susanne und mich rufen — die Kutscher und der Gärtner kommen nie in das Zimmer des jungen Herrn — und sagte uns, daß wenn Einer

von uns jemals den Versuch machen sollte, den Schleier von dem Bilde zu ziehen, er sofort entlassen werden würde. Ein ganzes Jahr lang mußte ich das Arbeitszimmer ausfegen und reinigen, während der junge Herr im Schlafzimmer wartete und mich gewissermaßen überwachte. Er hatte ein feines Schloß an seinem Arbeitszimmer anbringen lassen und verschloß die Thür damit, so oft er das Haus verließ. Das thut er nun wol nicht mehr, denn er weiß, daß er sich auf mich verlassen kann; aber wenn er auf Reisen geht, verschließt und verriegelt er die Thür noch heute, als ob große Schätze hinter derselben aufbewahrt würden. So viel ich weiß, hat kein Mensch das Bild, seitdem es hier ist, gesehen. Ich habe ordentlich Furcht vor dem verschleierten Dinge und möchte des Nachts nicht allein im Arbeitszimmer zubringen.

„Im nächsten Sommer kamen Sie zum ersten Mal auf einige Wochen zu uns. Ihre Gesellschaft that dem Herrn wohl; aber Sie wissen ja selbst, daß er stets still und eigenthümlich blieb und niemals wie andere junge Leute seines Alters leben wollte.

„Während der folgenden Jahre, bis anno 60, reiste er ziemlich viel umher. Hier, in Thorley, war er zu der Zeit eigentlich nur während Ihres Besuches, im Sommer. Im Herbst und Frühjahr pflegte er nach Paris zu gehen; im Winter nach Italien. Ich blieb immer hier, obgleich ich so viel Urlaub hätte nehmen können, wie ich gewollt hätte. Aber ich war schon damals an Thorley-Haus gewöhnt und nur von Zeit zu Zeit, machte ich, mit Bewilligung des Herrn, einen kleinen Ausflug nach London, wo meine verheirathete Schwester wohnt.

„Im Frühjahr 60, im Monat Mai, traf ich den jungen Herrn einmal in London an und zwar in Rotten-Row. Er ritt dort mit einer schönen jungen Dame und mit einem alten Herrn. Sein Gesicht war so verändert, daß ich ihn kaum erkannte. Er sah vergnügt und wohl aus, wie ich ihn als jungen Menschen von zwanzig Jahren gekannt hatte. Das Gesicht der Dame, mit der er ritt, gefiel mir wohl. „Ich wünsche, sie würde Herrin von Thorley-Haus", sagte ich mir: „dann würde unser Herr wieder gesund werden." Der Herr sah mich nicht; und ich kehrte einige Tage darauf nach Thorley zurück.

„Das war in dem Jahre, wo Sie uns nicht besuchten. Herr Benson schrieb mir von London aus, er würde diesen Sommer nicht nach Thorley-Haus kommen und seine beiden Zimmer sollten verschlossen bleiben. Er fügte hinzu, daß, für den Fall Sie nach Thorley kämen, die großen Zimmer unten und der kleine Salon und das Schlafgemach hier oben zu Ihrer Verfügung zu stellen wären. Bald darauf erhielt ich einen Brief von Ihnen, in dem Sie mir anzeigten, daß ich Sie nicht erwarten sollte.

„Die nächsten Nachrichten meines Herrn waren von Paris datirt, die letzten, Ende Juli, aus der Schweiz. Dann hörte ich mehrere Wochen lang nichts von ihm und darauf bekam ich eine Depesche aus Chamounix, in der Schweiz, die mir kurz mittheilte, daß der Herr in wenigen Tagen in Thorley-Haus eintreffen würde. Ich lüftete darauf

sein Zimmer und wartete seiner und sagte mir, was es für ein Glück sein würde, wenn er mit einer jungen Frau hier ankommen sollte .. Aber er kam allein.

„Ich kann den Abend nicht vergessen, an dem er ankam. Es war in den ersten Tagen des Monat September. Ich saß in der Küche mit Spencer und Susanne und wir grübelten darüber nach, was den Herrn wol bewogen haben möchte, seine ursprünglichen Pläne für den Sommer plötzlich zu ändern. Da hörte ich Tigers Stimme und ich wußte gleich, daß der Herr da sei, denn so bellte der Hund nur, wenn er seinen Herrn wiedersah. Ich sprang auf, um ihm die Thür zu öffnen und da stand er bereits vor mir ... Herr Gott, wie sah der Mann aus! Er war bestäubt, erhitzt und schien gänzlich ermattet. Die Augen lagen ihm tief im Kopfe, wie in den ersten Tagen nach seiner Krankheit, und seine Haare waren grau geworden, wie sie es jetzt sind. Er sah, mit Respect zu sagen, wie ein Verbrecher aus, der von der Polizei verfolgt wird.

„Er bot mir guten Abend. Seine Stimme war rauh und heiser. Dann fragte er, ob die Lichter oben brennen; und als ich dies verneinte, befahl er mir, sie gleich anzustecken, währenddem er in den Stall gehen würde, um die Pferde und Hunde zu sehen. Nach einigen Minuten stieg er darauf in sein Zimmer und sagte mir, er würde schellen, wenn er meiner bedürfe. Ich wollte ihm beim Aus- und Anziehen behülflich sein und ihm gleichzeitig Bericht über Thorley-Haus erstatten, aber er schickte mich fort. Den Bericht wollte er während des Essens hören; jetzt sei er zu müde.

„Ich ging in die Küche, um Abendessen für den Herrn zu bestellen. Der Kutscher war da und erkundigte sich bei Susanne, was dem Herrn zugestoßen sei, er sähe so krank und angegriffen aus, daß er ihn kaum wiedererkannt habe. Die Köchin konnte dem neugierigen Mann natürlich keinen Bescheid geben und ich sagte, um dem unnützen Geschwätz ein Ende zu machen, daß der Herr direct von Chamounix nach Thorley gereist sei und daß eine viertägige Reise im Postwagen, auf staubigen Eisenbahnen und auf stürmischer See wol genüge, um einen schwächlichen Menschen, wie Herrn Benson, anzugreifen. Ich habe immer darauf gehalten, daß die Eigenthümlichkeiten des Herrn so viel wie möglich in dem kleinen Kreis seiner alten Diener allein bekannt wurden.

„Nach einer halben Stunde klingelte er. Ich fand ihn in einem schwarzen Anzug, wie er ihn gewöhnlich beim Essen trägt. Seine Reisekleider lagen auf der Erde und auf dem Kamin war ein Packet von Briefschaften und Papieren, die er aus der Tasche genommen hatte. Er sagte mir, ich solle das Schlafzimmer wieder in Ordnung bringen, währenddem er im Arbeitszimmer die Zeitungen lesen würde. In einer halben Stunde wollte er essen: kaltes Fleisch, wenn es zu haben wäre — und ich solle eine Flasche guten Wein aus dem Keller holen, denn er sei müde und matt und bedürfe der Stärkung.

„Er ging darauf in sein Arbeitszimmer. Als ich die Papiere auf

dem Kamin sammelte, um sie auf seinen Tisch zu legen, bemerkte ich unter denselben eine Photographie. Ich bin keiner von den neugierigen Dienern, die alle Geheimnisse ihres Herrn kennen wollen. Es war rein zufällig, daß ich die Photographie ansah. Ich erkannte ohne Mühe die junge Dame, in deren Gesellschaft ich den Herrn in Rotten-Row angetroffen hatte. Ich dachte mir dann, daß Herr Benson vielleicht einen Heirathsantrag gemacht habe, daß dieser abgewiesen sei und daß dies die plötzliche Veränderung in seinem Wesen erkläre. Ich theile Ihnen dies Alles mit, denn wenn Sie helfen können und helfen wollen, so ist es wol nothwendig, daß Sie Alles erfahren, was ich in Bezug auf die Krankheit meines Herrn weiß."

Regnault nickte beistimmend mit dem Kopfe und Maltby fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Der Herr blieb nun während eines ganzen Jahres in Thorley-Haus und sein Leben war wirklich ein trauriges. Er sah Niemand und ging nur selten aus. Er empfing täglich große Packete von Zeitungen aus London und Frankreich. Er öffnete sie stets alle und brachte einen großen Theil des Tages mit dem Lesen derselben hin. Sein Leben war ein sehr regelmäßiges; ich kannte alle seine Gewohnheiten und es vergingen manchmal Tage, wo er gar nicht sprach. Eine Stunde vor Sonnenuntergang ritt oder ging er, wenn das Wetter schön war, nach Headon Hill oder nach Alum Bay. Dort hielt er sich eine halbe Stunde auf, sah nach den Schiffen und nach der See; dann kam er wieder nach Hause. Das war seine einzige Zerstreuung.

„Der junge Herr will mir wohl; ich kann es sagen, ohne mich zu rühmen. Eines Abends, als ich ihn so traurig nach Hause hatte kommen sehen, faßte ich mir ein Herz, und als er nach dem Essen vor dem Kamin saß und rauchte, fragte ich ihn, was ihm fehle und ob ihm ein alter, schwacher Mann, aber ein ergebener, treuer Diener nicht helfen könne. Er wurde nicht böse. Im Gegentheil. Er gab mir die Hand und sagte traurig: „Bekümmert Euch nicht um mich. Es wird bald vorbei sein. Mir kann kein Mensch helfen." Mir standen die Thränen in den Augen, so traurig klangen seine Worte. Aber was konnte ich sagen? — Er ist der Herr und ich bin der Diener.

„Im Sommer kamen Sie und Ihre Gegenwart heiterte den Herrn wie immer auf. Sie zwangen ihn zu Spaziergängen und bestimmten ihn, Sie nach Cowes, Carisbrooke, Ryde, Ventnor zu begleiten. Aber nach Ihrer Abreise wurde sein Zustand schlimmer als je . . . Um diese Zeit fing er an zu trinken.

„Das sind nun jetzt drei Jahre her. Zuerst bemerkte ich es kaum. Er kann nicht viel vertragen und eine Flasche ist mehr für ihn, als zwei Flaschen für Sie. Dann als ich sah, daß er mehr trank, als ihm gut war, meinte ich, ich solle die Verführung von ihm entfernen und stellte immer nur halbe Flaschen auf den Tisch. Er ließ es sich einige Tage gefallen; vielleicht gab er nicht darauf Acht und trank nicht mehr, wenn er nichts mehr vor sich sah. Er las während der ganzen Mahlzeit und

schien sich wenig darum zu kümmern, was er zu sich nahm. Aber bald darauf fing er an vor der Mahlzeit den Wein zu bestellen, den er während derselben trinken wollte Er verlangte immer mehr und jetzt trinkt er eine Flasche Rothwein zum Frühstück, eine Flasche Xeres zum Lunch und zwei, auch drei Flaschen zum Abendessen.

„Während Ihrer Besuche hat er sich immer etwas genirt. Aber das war gerade das Schlimmste . . . Er befahl mir, dafür zu sorgen, daß stets mehrere Flaschen schweren Weins auf seinem Zimmer wären. Er sagte, er müsse des Abends trinken, um schlafen zu können.

„Ein schwächlicher Mensch wie Herr Benson konnte einer solchen Lebensweise nicht lange widerstehen. Mein Schwager war ein Säufer und ist am delirium tremens gestorben.. Ich weiß, wie die elende Krankheit den Menschen packt und ich weiß, Gott sei es geklagt, daß mein unglücklicher Herr daran zu Grunde geht. Ich habe zu Niemand davon sprechen wollen. Die Ehre des alten Hauses ist mir heilig. Bis gestern habe ich es vor Jedermann geheim halten können. Aber die letzte Nacht habe ich Spencer in's Vertrauen ziehen müssen, der mir übrigens bei der Gelegenheit gesagt hat, daß er seit einigen Monaten bereits das Schlimmste ahnte. Und nun habe ich Ihnen Alles erzählt was ich auf dem Herzen habe. Den vorletzten Anfall hat der Herr vor ungefähr zwei Monaten gehabt; den letzten gestern Nacht. Was er sieht, weiß ich nicht; er will es nicht sagen. Aber es muß etwas Schreckliches sein, denn er ist nach jedem Anfall tagelang so schwach und niedergeschlagen, daß ein Kind ihn umwerfen könnte. Der gestrige Anfall ist nicht so schlimm gewesen wie der vorletzte; aber doch schlimm genug. Er hat heute früh etwas Thee getrunken und ein Stückchen Toast dazu gegessen; seitdem schläft er. Wenn er aufwacht, wird er schon klingeln, denn er hat nicht vergessen, daß Sie erwartet werden. Er fragte heute früh gleich, ob Sie angekommen wären und ich zweifle nicht, daß er versuchen wird aufzustehen, um Sie in Thorley-Haus willkommen zu heißen.

„Sie, Herr Regnault, sind der einzige Mensch, der Einfluß über meinen unglücklichen Herrn hat. Ich weiß, daß er Ihr Freund ist und Sie wissen besser, als ein armer, alter Diener, wie er von der Krankheit, an der er zu Grunde gehen muß, geheilt werden kann."

Es war Regnault's Gewohnheit einen Sprecher nie zu unterbrechen. Er behauptete, daß er dadurch in seinem Leben viel mehr erfahren habe, als durch Fragen. Er hatte deshalb auch Maltby ruhig bis zu Ende sprechen lassen. Jetzt stand er auf und ging einige Mal nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Maltby stehen, der sich ebenfalls erhoben hatte.

„Das ist eine schlimme Geschichte", sagte er, „weshalb haben Sie nur nicht schon früher davon gesprochen?"

„Der Zustand meines Herrn ist erst seit letztem Winter ein bedenklicher geworden", entschuldigte sich Maltby. „Dann hoffte ich, Sie würden zum Sommer herkommen . . . Ich hatte die Absicht Ihnen zu

schreiben, als der Herr mir sagte, ich solle Ihr Zimmer in Ordnung bringen."

„Ich will mein Bestes thun", sagte Regnault . . . „Ich will mich jetzt anziehen und einen kleinen Spaziergang machen. Wenn Herr Benson aufwacht und nach mir verlangt, so finden Sie mich in der kleinen Allee, an der Klippe." (Schluß im nächsten Heft.)

Ich lag im Schlummer —

Von **Ernst Eckstein.**

Ich lag im Schlummer, der nicht Schlummer war,
Wild schlug mein krankes Herz — die Wange braunte,
Und meines Looses Härte ward mir klar!

Weh' mir, daß ich so blind in's Elend rannte,
Dem Kinde gleich, von holdem Schein bethört!
Weh', weh' mir, daß ich liebte, eh' ich kannte!

Weh' mir, daß ich die Stimme überhört,
Die mich gewarnt in heilig ernster Stunde,
Auf ewig ist mein Leben nun zerstört!

Wie Unschuld klang's berückend Dir vom Munde,
Doch ach! ich sog nur Gift in Deinem Kuß,
Und wie im Wahnsinn nähr' ich meine Wunde.

O, dieses Schicksals mitleidsloser Schluß!
Daß mir die Hand, die ich so fromm erfasse,
Den bittern Kelch der Täuschung bieten muß!

Nah' ist die Stunde, daß ich Dich verlasse,
Weil ich Dich trotz der Gluth, die mich verzehrt,
In meines Herzens tiefster Tiefe hasse!

Du hast Verachtung mich und Hohn gelehrt,
Doch trocken soll mein stolzes Auge bleiben,
Denn nicht die kleinste Thräne bist Du werth!

Ich will mir's flammend in die Seele schreiben,
Daß Liebe Wahn ist und mein Lebensschiff
Mag steuerlos im Fluthgebrande treiben!

Mich schreckt kein Strudel und kein Felsenriff,
Und kommt der Sturm, so biet' ich frech dem Blitze
Die nackte Brust und rufe höhnisch: Triff!

Du aber throne stolz auf goldnem Sitze,
Vom Reiz des Lebens wonnesam bestrickt,
Und spotte mein und mache Deine Witze!
Und prahle, daß Du lächelnd mich geknickt!

Druck von F. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Beim Vetter Christian.

Von **Theodor Storm.**

Mein Vetter Christian hatte wirklich schon mit zwanzig Jahren seine schönen blauen Augen; und doch behaupteten die Mädchen, Hand auf's Herz, daß sie ihnen völlig ungefährlich seien. Das aber kam daher, weil derzeit, was allerdings in solchem Alter selten vorkommt, die Elektricität derselben noch gebunden war; und die Ursache hiervon lag wiederum darin, daß nach des Vaters frühem Tode der Vetter zwischen zwei so überwiegend energischen Frauennaturen aufgewachsen und nach kurzen und fleißig benutzten Universitätsjahren wieder in ihre Obhut zurückgekehrt war.

Die eine derselben, seine Mutter — Gott habe sie selig! — meine gute Tante Jette, hat auch mich als Knaben einmal unter ihrer rührigen Hand gehabt, als Christian und ich uns von ihren großen Schattenmorellen eine Limonade gegen den heißen Sommerdurst bereitet hatten; der Andern verstand ich kunstvoll aus dem Wege zu gehen. Es war dies „die alte Caroline", welche in schon betagter Jungfräulichkeit als Kindsmagd bei dem kleinen Christian ihren Dienst im Hause angetreten, sich hier nach unbekannt gebliebenen sonstigen Versuchen noch zwei Mal, wiewol ohne den gewöhnlich dabei beabsichtigten Erfolg, verlobt hatte und schließlich, nach des Hausherrn Tode, als Magd für Alles in der Familie hängen geblieben war. Die Auflösung jener Verlöbnisse sollte lediglich durch die allzu große Tüchtigkeit der Braut herbeigeführt sein, wovor, trotz des annehmlichen und bekannten Baarvermögens derselben, sowol der letzte als der vorletzte Bräutigam zurückgeschreckt waren, welche aber demnächst bei ihrer Herrin eine desto dauerhaftere und erhebendere Anerkennung gefunden hatte.

Meine Tante Jette besaß nach ihres Mannes Tode nur ein schmales Einkommen; aber ein großes Haus. Sie hätte leicht von den leerstehenden Zimmern vermiethen können; allein sie gehörte zu den alten Geschlechtern; das ging denn doch nicht wohl. Zum Glück wurde Christian als Collaborator an unserer Gelehrtenschule angestellt und bezog nun die oberen Zimmer, welche einst von seinem Vater bewohnt gewesen waren. Im Uebrigen blieb der Hausstand unverändert; Caroline wollte lieber auch für ihren Doctor die Arbeit mitthun, als noch so ein junges, flusiges Ding neben sich herumdammeln sehen.

Allein bald nach dem Amtsantritt ihres Sohnes begann Tante Jette zu kränkeln und konnte es sich endlich nicht mehr verhehlen, daß sie das rüstige Leben, das lustige Scheuern und Poliren, das Kochen und Einmachen mit der für sie in keiner Weise passenden ewigen Ruhe werde

zu vertauschen haben. Als resolute Frau that sie indessen auch hier, was noth war. Täglich gab sie jetzt ihrem Collaborator eine Unterrichtsstunde in der practischen Weisheit ihres Lebens und der getreue Sohn, wenn er danach in sein Studirzimmer getreten war, unterließ nicht, diese letzten mütterlichen Rathschläge in sauberer Reinschrift zu Papier zu bringen, bis er bemerkte, daß der Cyklus geschlossen und er nach dem Ende wieder in den Anfang hinein zu berathen beginne. Am letzten Tage vor ihrem Ende aber fügte Tante Jette ihren Vorträgen noch gleichsam einen Epilog hinzu. „Und, Christian", sagte sie, und legte alle noch übrige Kraft in ihre Stimme, „daß Du mir die alte Caroline nicht von Dir läßt! Die Leute sagen zwar, sie sei ein Drache; mir aber, wenn es doch einmal auf einen Vergleich hinaus soll, scheint sie, mit ihren runden Augen in dem breiten Kopfe und den Borstenhärchen unter der krummen Nase, mehr einem alten Schuhu ähnlich zu sein; und Du weißt es, daß dieser Vogel in dem Haushalt der Natur eine nicht geringe Stelle einnimmt."

Und als der Vetter sie zwar ehrerbietig, aber doch mit etwas zweifelhaften Augen anblickte, setzte sie hinzu: „Nein, nein, Christian; glaub' mir's, Du brauchst Eine, die Dir die Mäuse wegfängt; und die alte Caroline wird das schon besorgen."

— — So war denn die Alte auch nach der Mutter Tode im Hause verblieben und ihr junger Herr befand sich leidlich wohl dabei. Denn in der That — wovon er freilich keine Ahnung hatte — sie pracherte mit Hökern und Gemüseweibern um den letzten Dreiling, sie wußte verschämte Bettler und unverschämte in Wein reisende Juden schon auf dem Hausflur abzufangen; die Bauern, die zur Stadt kamen und die Städter mit ihrem Torf betrogen, fürchteten die Alte mehr als ihren Landvogt.

Zwar wenn der Doctor, was ihm wol geschehen konnte, sich auf seinem Spaziergang nach der Classe über die Mittagszeit hinaus verspätet hatte, so wurden wol die Stubenthüren etwas härter als nöthig zugeschlagen; auch flog wol einmal nach der Suppe der Bratenteller auf den Tisch, als sei es Trumpf-Aß, das die alte Caroline vor ihm ausspielte; aber der Vetter hörte das so wenig, wie der Miethsmann eines Bäckers das Geklapper der Beutelmaschine; er befand sich im Geiste vielleicht eben auf dem Markte zu Athen und lauschte der donnernden Philippika des jungen Demosthenes, gegen den offenbar die alte Caroline nicht in Betracht kommen konnte.

Da, nach Verlauf einiger Jahre, geschah es, daß dem Doctor Zweierlei in den Schooß fiel: das Subrectorat seiner Gelehrtenschule und eine Erbschaft von einer seiner vielen Tanten. Hatte er, Dank seinem Hausdrachen, schon vorher ein hübsches Sümmchen von seinen Einkünften zurücklegen müssen, so wußte er jetzt vollends nicht mehr, wohin damit. Das machte ihn unruhig. Er ging in seinem großen Hause umher: unten in das Wohnzimmer, wo Tisch und Stühle, die Bilder an der Wand, Alles noch so war, wie zu den Lebzeiten der

Mutter; in die daneben liegenden Räume, die seit des Vaters Tode unbenutzt gestanden, in das Eßzimmer, dann in das kleinere Spielzimmer. Das Bild seines Vaters, des milden braunlockigen Mannes, war ihm mit einem Mal so gegenwärtig; dabei sah er sich selbst als Knaben, im grauen Habit mit runden Perlmutterknöpfchen; er half seinem Vater den Tabak für die Gäste mischen und rothe und grüne Federposen auf die Kalkpfeifen setzen, wobei oft eine linde Hand liebkosend über seine Haare strich. Ihn überfiel, und stärker mit jedem Mal, daß er hier verweilte, eine Sehnsucht, diese Räume auf's Neue zu beleben, wenn auch die Todten nicht mehr zu erwecken seien. Die Sippschaft in der Stadt war noch so groß; fast jede Woche mußte er zu irgend einer Familiengesellschaft, sei es nun in den Häusern der Verwandten oder Sommers in deren Gärten vor der Stadt. Wie hübsch mußte es sein, wie einst sein Vater es gethan, sie Alle auch nun seinerseits im eigenen Hause zu bewirthen! Indessen — das war sonnenklar — die alte Caroline allein vermochte das doch nicht zu leisten.

Der Vetter resolvirte sich kurz und ging zu der Großtante, der alten Frau Bürgermeisterin; und diese, nachdem er seine Sache vorgetragen, empfahl ihm zuerst eine Wittwe, die eben ihren dritten Mann begraben, und dann eine reife Jungfrau, welcher — es war himmelschreiende Sünde — die Vorsteher schon wieder den Platz im St. Jürgensstifte abgeschlagen hatten. Da der Vetter jedoch bedachte, daß es in seinem Hause eigentlich an einer Caroline genug sei, so beschloß er, zuvor noch die Meinung seines Onkels, des Senators, einzuholen.

Und in der That; der Onkel wußte Besseres zu rathen.

„Ich empfehle Dir", sagte er, „mein Pathchen, die kleine Julie Hennefeder; ihr Vater — Du weißt, unser alter Comptorist — war so etwas von einem Tausendkünstler, er war der „Hans Michel in de Lämmer-, Lämmerstræt"; er konnte machen, was er sah, ein „Fleuteken" so gut wie einen „Napoleon", und trotzdem blieb er hintenum in seiner Lämmerstraße sitzen. Die Wittwe hat es knapp, und ich weiß, daß sie sich schon nach einem soliden Platz für ihre Tochter umgesehen hat. Das wäre ja denn so bei Dir, Christian! Uebrigens, das Mädchen sieht keineswegs aus, als wenn ihr Familienname für sie erfunden wäre; im Gegentheil, sie ist ein schmuckes, voll ausgewachsenes Menschenkind und soll überdies so Manches von der Kunstfertigkeit ihres Vaters ererbt haben, was sich auch besser für ein Hausfrauchen, als für einen alten Comptoristen schicken mag."

Und so setzte denn, als eben Goldregen und Syringen im Garten des Vetters sich zum Blühen anschickten, ein braunes, rosiges Mädchen zum ersten Mal den Fuß über die Schwelle seines Hauses; und der Vetter konnte nicht begreifen, weshalb auch drinnen die alten Wände plötzlich zu leuchten begannen. Erst später meinte er bei sich selber, es sei der Strahl von Güte, der aus diesen jungen Augen gehe Die Großtante freilich schüttelte etwas den Kopf über diese gar so jugendliche

Haushälterin und, womit die alte Caroline geschüttelt, das hat der Vetter niemals offenbaren wollen.

Julie war keine schlanke Idealgestalt; sie war lieblich und rundlich, flink und behaglich, ein geborenes Hausmütterchen, unter deren Hand sich die Dinge geräuschlos, wie von selber, ordneten. Dabei, wenn ihr so recht etwas gelungen war, konnte sie sich oft einer jugendlichen Unbeholfenheit nicht erwehren; fast, als habe sie für ihre Geschicklichkeit um Entschuldigung zu bitten. Ja, als einmal der Vetter ein lautes Wort des Lobes nicht zurückhalten konnte, sah er zu seinem Schrecken das Mädchen plötzlich wie mit Blut übergossen vor sich stehen und ganz deutlich glaubte er: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ die buchstäblichen Worte aus ihrem Munde zu vernehmen. In Wirklichkeit freilich hatte er sie nicht gehört; es war nur eine Conjectur, die er aus den braunen Augen herausgelesen hatte.

Als er es später dem Onkel Senator bei einer Nachmittagspfeife anvertraute, nickte dieser und meinte lächelnd, das sei eine Inschrift, züchtig, süß und bescheiden, und wol passend für ein junges Mädchenangesicht.

Und wie von selber belebten sich die öden Räume des Hauses. Die Fenster füllten sich mit Blumen, und unten vom Wohnzimmer in das Treppenhaus hinauf klang Morgens der helle Schlag eines Canarienvogels; aber eben so lag auch das Tüchelchen bereit, um ihn zum Schweigen zu bringen, wenn der Herr Doctor noch beim Morgenkaffee seine Pensa durchnahm. Der Onkel, der jetzt öfter bei dem Vetter einsah, behauptete, das ganze Haus habe eine Wendung weiter nach der Sonnenseite hin gemacht.

Selbst die alte Caroline stand eines Tages mit eingestemmten Armen und sah den kunstfertigen Händen der „Mamsell“ zu, die eben den Studirsessel des Doctors neu gepolstert hatte und nun so flink einen blanken Nagel um den andern einschlug. Freilich, als sie sich darauf ertappte, trabte sie eilig in ihre Küche zurück, scheltend über sich selbst und über die fingerfixe Person, die dem Nachbar Sattler das Brod vor dem Munde wegnehme.

Je weniger aber die alte Jungfrau die Tüchtigkeit und die ruhige Freundlichkeit des Mädchens verkennen konnte, desto schärfer spähte sie nach allen Seiten aus, und bald konnte man sie gegen die Mittagsstunde zwischen ihrem Feuerherd und der auf dem Flur stehenden Hausuhr unruhig auf- und abwandern sehen. Es war unzweifelhaft, der Doctor kam niemals mehr zu spät von seinem Mittagsspaziergang; ja, er sah oft ganz erhitzt aus, wenn er anlangte; er mußte schier gerannt sein, um nur die rechte Stunde nicht zu verfehlen. Um ihretwillen, die sie ihn doch auf diesen ihren Armen getragen hatte, war noch niemals ein Tropfen Schweiß vergossen worden.

Die Lippen der Alten begannen vor sich hin zu plappern: sie schluckte, als könne sie es nicht hinunterwürgen.

Es war augenscheinlich, die Küche hatte jene Sonnenwendung des übrigen Hauses nicht mitgemacht.

Inzwischen gingen die Jahreszeiten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht; Hülsenfrüchte und Spargel waren nicht nur abgeerntet, es stand auch ein gut' Theil davon in blanken Conserven in der Vorrathskammer; daneben reihten sich sorgsam verpichte Flaschen, voll von Stachelbeeren und von jenen saftreichen Schattenmorellen, deren beliebiger Verwendung jetzt nichts mehr im Wege stand.

Beim Brechen des Kernobstes, das der Garten in den feinsten Arten hervorbrachte, leistete dies Mal der Vetter selbst den besten Mann. Kühn wie ein Knabe holte er die großen Gravensteiner Aepfel von den höchsten Zweigen. Von draußen gukten die Nachbarsbuben mit gierigen Augen über die Planke und riefen in ihrem Plattdeutsch: „Lat mi helpen, lat mi helpen! Ick kann ganz baben in de Tipp!" — Aber der Vetter brauchte die Buben gar nicht, er konnte sich alleine helfen. Dagegen, in der Freude seines Herzens, warf er oftmals einen Apfel zwischen sie, worüber denn jenseit der Planke ein lustiges Gebalge sich erhob; die schönsten aber, die mit den rothgestreiften Wangen, flogen zu seiner jungen Wirthschafterin hinab, die mit vorgehaltener Schürze unter dem Baume stand. Nur war sie heute nicht geschickt wie sonst; denn ihre Augen folgten dem Vetter ängstlich auf die schwanken Zweige, und ein etwas größerer Apfel schlug ihr fast jedes Mal den Schürzenzipfel aus der Hand. Bei dem Bücken nach rechts und links waren die schweren Haarflechten ihr herabgeglitten und hingen lose in den Nacken; nun, da der Aepfel noch immer mehr auf sie zuflogen, bat sie flehentlich um Gnade.

„Christian, mein Junge!" erscholl jetzt plötzlich die Stimme des Onkel Senators, der eben in den Garten getreten war. „Wo steckst Du denn? — Beim Gott Mercurius! Du scheinst nachgerade nun so jung zu werden, wie Du es Deinem Taufschein schuldig bist! Aber weißt Du denn, daß es eben Zwei vom Thurm geschlagen hat?"

Da flog noch ein Apfel glücklich in Juliens Schürze; dann kam der Vetter selbst zur ebenen Erde. In der That, er hätte fast die Classenzeit versäumt; ja, noch immer waren seine Gedanken in den grünen Zweigen. „Was meinen Sie, Fräulein Julie", sagte er und strich sich die gelben Blätter aus den Haaren; „ich denke, um vier Uhr setzen wir die Arbeit fort! Wahrhaftig, Onkel; ich hätte nicht gedacht, daß ich so klettern könnte!"

Nun war es im November. Die Bäume waren leer, der Garten stand verödet; aber Keller und Vorrathskammer waren gefüllt; lang und traulich wurden die Abende; die viel bedachte große Familienfestlichkeit sollte nun wirklich vor sich gehen.

Als man die einzuladenden Gäste zusammenrechnete, da waren es sechzehn, die beiden Hausgenossen ungezählt; dazu ein armes Fräulein,

das von der Großtante alle Weihnacht ein Liespfund Kaffee und zwei Hut Meliszucker zum Geschenk erhielt.

Zwar Caroline behauptete, es könnten nur Achtzehn an dem Ausziehtische sitzen; aber Julie sagte sehr erröthend: „Wenn der Herr Doctor es mir vertrauen wollten!“ und der Vetter lächelte still und dachte: „Nun hat sie wieder einen ihrer klugen Einfälle!“ Dann setzte er auch den siebzehnten Gast mit auf die Liste.

Und jetzt wurde rüstig angefaßt. Caroline zankte nach Herzenslust mit Schlächtern und Fischfrauen; der Vetter holte staubige Flaschen aus seinem Weinkeller und schnitt dann wieder Fidibus und Leuchtermanschetten vom weißesten Velinpapier, der Onkel Senator mußte, weil auf dergleichen der Vetter sich nicht verstand, einen großen Marcipan aus Lübeck verschreiben; Julie kam mit heißen Wangen bald vom Nachbar Bäcker, wo sie ihre Kuchen und Plätzchen im Ofen hatte, bald draußen vom Gärtner, der ihr für die Festtafel noch einen herbstlichen Strauß zusammensuchen mußte.

Und so war denn eines Sonntags der große Nachmittag herangekommen. Der Weg zum Hause führte durch den seitwärts daran gelegenen Theil des Gartens; aber schon mit Dunkelwerden leuchtete die über der Hausthür befindliche Laterne freundlich auf den breiten Steig hinaus.

Drinnen im Wohnzimmer, im Schein der großen Astrallampen, blinkten die Tassen und sauste schon die Theemaschine. Nebenan im Spielstübchen hatte eben der Vetter die Karten auf dem Tisch ausgebreitet und die Spielmarken zurecht gelegt, während hinter den noch geschlossenen Thüren des Eßzimmers Julie die Tafel revidirte, welche nach langen Jahren wieder einmal mit dem geblümten Damastgedeck und den schweren silbernen Leuchtern prangte.

Schon hatte es Sechs geschlagen und der Vetter, seine goldene Taschenuhr in der Hand, durchmaß mit unruhigen Schritten die noch immer leeren Räume. Da endlich begann draußen auf dem Flur das Schellen der Hausthürglocke, fröhliche Stimmen, junge und alte, wurden laut und — da kamen sie: der Onkel und die Tante Senator, zwei andere Tanten, zwei Vettern und zwei Muhmen und von übriger Sippschaft sieben, das arme Fräulein ungerechnet. Mitunter war es auch nur ein Windstoß, der die Hausthür aufwarf, denn der Nordwest pustete draußen gerade so viel, als es drinnen zur Erhöhung der Behaglichkeit zu wünschen war. Schließlich rollte auch noch die Klosterkutsche vor das Gartenthor, die Großtante wurde herausgehoben, und die alte Caroline, in einer großen Haube mit Rosaschleifen, kam zum Vorschein und nahm der Frau Bürgermeisterin den schweren Atlasmantel ab.

Die Gesellschaft war vollzählig. Am Theetisch in der Ecke stand die kleine, freundliche Wirthin des Hauses und drehte das Hähnchen der Theemaschine und schenkte in die Tassen; zwei junge Bäschen gingen umher und präsentirten, die eine den duftenden Trank, die andere die sämmtlich nach Familienrecepten gebackenen Kuchen. Eine Luft der Be-

haglichkeit war verbreitet, daß Alles wie von selber an zu plaudern fing. Die Großtante hatte aus der Sophaecke mit ihren noch immer scharfen Augen eine Weile rings umhergesehen und nickte nun beifällig nach dem Ecktischchen hinüber. „Wie gut, mein Lieber", sagte sie und drückte dem Vetter Christian die Hand, „daß wir die Kutsche in der Stadt haben! Wie hätte ich sonst in all' dem Wetter zu Dir kommen sollen!" Und Christian verstand gar wohl den Beifall, der in diesen Worten lag; und wäre es in ihrem Kreise Brauch gewesen, er würde gewiß die Hand der alten Dame geküßt haben. So aber ließ er es mit einem dankbaren Gegendruck bewenden.

Nicht lange, so saßen im Nebenzimmer die alten Herrschaften bei ihrer Whistpartie. Julie hatte soeben der Frau Bürgermeisterin ein weiches Fußkissen untergeschoben; als auch der Vetter hereintrat, um dem ehrenfesten Spiele zuzusehen, blickte der Onkel ganz schelmisch zu ihm auf. „Nun, Christian", sagte er, indem er zierlich einen neuen Stich auf die Tischplatte schnippte, „das ist heut' doch ein ander Ding, als vorigen Winter, da Du immer allein da droben auf Deiner Rauchkammer saßest! Und wie angenehm", fuhr er, inzwischen immer neue Stiche machend, fort — „unserer kleinen Hennefeder die Rosabusenschleife zu ihren braunen Flechten läßt! Im Vertrauen, Christian, noch hübscher, als Deiner Caroline die Schleifen auf ihrer großen Flügelhaube. Auf alle Fälle aber ist Rosa heut' die Farbe Deines Hauses; und — zehn Trick, klein Schlemm, meine Damen! Was sagst Du dazu, Christian!"

Der Vetter nickte und ging vergnügt zu den Anderen, die im großen Zimmer schon am Pochbret saßen. Es war noch ein echtes, altes, ein Erbpochbret mit Scharwenzel, Vicebuben, Umschlag und Braut und Bräutigam. Und lustig ging es her; die Stimmen riefen durcheinander, die Rechenpfennige klirrten; die Seele des Spieles aber war ein verwachsenes ältliches Jüngferchen, welche den ganzen Kopf voll grauer Pfropfenzieherlöckchen hatte. Sie wurde, weil sie zur Erhöhung ihrer kleinen Person sich beim Sitzen einen ihrer Füße unterzuschieben pflegte, in der Familie „Lehnken Ehnebeen" genannt; und der Vetter hatte ihr einst, da er noch ein kleiner dummer Knabe war, einen gar üblen Streich gespielt. Heimlich war er unter den Tisch gekrochen, an welchem sie mit drei anderen Damen ihr Partiechen machte. Auf einmal rief er: „Ich seh', ich seh'!" — „Was siehst Du denn, mein Jungchen?" fragte sie. — „Ich seh' vier Tanten und nur sieben Beine!" Da stach Cousine Ehnebeen die Force ihrer Partnerin mit Atout-Aß und verlor darüber den Rubber.

Aber diese garstige Geschichte war jetzt längst vergessen. „Vetter Christian!" rief sie. „Es ist höchst gemüthlich bei Ihnen, Sie machen ein reizendes Haus. Aber kommen Sie flink! Ich bin just am Kartengeben."

„Um Entschuldigung, Cousine; ich bin heute ja der Wirth!" entgegnete der Vetter und winkte mit der Hand.

Da wollte eben die kleine Wirthin des Hauses, mit geleerten Kuchenkörben beladen, an ihm vorübergehen; nun aber stand sie einen Augenblick und sagte schüchtern: „Spielen Sie doch mit, Herr Doctor! Wenn Sie es mir vertrauen wollten, ich würde Alles schon besorgen."

„Gewiß, gewiß, Fräulein Julie! O, ich vertraue Ihnen sehr", flüsterte der Doctor hastig; und als er sie im Fortgehen anblickte, sah er noch, wie sie über und über roth wurde und wie es ganz deutlich: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!" in ihren jungen braunen Augen stand.

Wie aber diese Augen glänzten, als Julie draußen neben dem alten Drachen in Küche und Speisekammer hantirte, das sah der Vetter nicht mehr; denn er saß drinnen bei Cousine Ehnebeen und spielte Poch und hatte alle Wirthschaftssorgen von sich geworfen; denn — ja, das wußte er gewiß — sie waren in den allerbesten Händen. Nur Caroline musterte die Augen ihrer jungen Vorgesetzten; und sie wollten ihr um desto schlechter gefallen, als sie auch in denen ihres Doctors schon öfters jenen ihr widerwärtigen Glanz bemerkt zu haben glaubte.

Aber der Abend rückte weiter. — Um neun Uhr öffneten sich die Flügelthüren des dritten Zimmers; und da strahlte die blumengeschmückte Tafel im hellsten Damast- und Kerzenglanz. Der Vetter bot der Großtante den Arm, der Onkel hatte sich geschickt sein Pathchen einzufangen gewußt. Zwar sie meinte, ihr geschehe zu viel Ehre, aber sie mußte.

„Heut', mein kleines Pathchen", sagte der Onkel, „sind Sie die Dame des Hauses und müssen schon einmal mit mir alten Burschen fürlieb nehmen!" worüber denn die junge Dame ganz beschämt wurde und die alte Caroline, welche eben mit einer Schüssel Karpfen in die Stube trat, dem guten Herrn einen giftigen Blick hinüberschoß, den dieser jedoch, leider, nicht bemerkte. Als man indessen an den Tisch getreten war, machte Julie mit allerliebstem Lächeln einen Knix, und fort war sie; und da half es nun nicht weiter, der Onkel sah sich plötzlich neben der Großtante eingeschoben und die Tafelreihe geschlossen.

Der Vetter rieb sich vergnügt die Hände, wie er da die ganze Freundschaft so an seinem Tisch beisammen habe; er sah auch wol, wie Julie neben der alten Caroline hie und da eine Schüssel reichte; aber beim Fischessen muß Jeder hübsch die Augen auf den Teller haben. So bemerkte er nicht einmal, daß er selbst die Karpfen wie den säuerlichen Rahmschaum stets nur von der Hand seiner alten Haustyrannin erhielt, noch weniger, wie diese ihren Schnurrbart sträubte, wenn das junge Kind sich einmal mit einer Schüssel in seine Nähe wagte.

Doch nun erschien der Braten, stattlich, als solle er das Kerzenlicht verdunkeln; und alle Augen und Zungen waren wieder freigegeben. Feierlich stand der Vetter auf und mit dem Messer an sein Glas klingend, hub er an: „Unsere liebe, allverehrte Großtante, sie lebe" — — Aber er stockte plötzlich, als er in diesem Augenblick zum ersten Mal die ganze Tafelrunde überschaute. „Hm!" sagte er. „Wo ist denn Fräulein Julie?"

Da scholl aus der untersten Ecke des Zimmers eine helle Stimme: „Hier bin ich, Herr Doctor!“ Und als er hinblickte, da saß sie dort am Katzentischchen.

„Unsere allverehrte Großtante, sie lebe hoch!“ sagte nun der Vetter.

„Hoch! Hoch!“ Und Alle standen auf und klingten mit der Großtante an, und auch Julie that es; und danach, trotz dem alten Hausdrachen, stieß sie auch noch mit dem Vetter an, und als dieser wie in freundlichem Tadel ihrer selbstgewählten Erniedrigung gegen sie den Kopf schüttelte, blickte sie ihn so demüthig und um Verzeihung flehend an, daß er darüber ganz verwirrt wurde. Denn zu seiner eigenen Verwunderung saß er schon wieder auf dem Stuhl, bevor er auch nur mit einem Schlückchen die von ihm selber ausgebrachte Gesundheit bekräftigt hatte; erst als die alte Dame erhobenen Fingers sagte: „Aber, Christian, Du meinst es doch wol ehrlich mit Deiner alten Großtante!“ stürzte er hastig das ganze Glas hinunter.

Doch schon hatte Cousine Ehnebeen auf's Neue ihr Füßchen unten weggezogen und nahm nun in ganzer Gestalt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch. Erhobenen Glases stand sie da, und mit angenehmer Krähstimme rief sie:

„Ich bin verliebt!“

und nachdem sie sich herausfordernd im Kreise umgeblickt und Niemand gegen diese Behauptung etwas einzuwenden gefunden hatte, fragte sie mit noch nachdrücklicherem Pathos:

„Worin?“

Und als auch hierauf die Gesellschaft schwieg, ertheilte sie zur Ueberraschung Aller, welche ihren Trinkspruch noch nicht kannten, deren jedoch zufällig heute Niemand zugegen war, die gewiß befriedigende Antwort:

„In Redlichkeit und Treue!
Ein abgesagter Feind
Von aller Heuchelei!“

Es war ein schöner, langer Trinkspruch; aber sie brachte ihn tapfer zu Ende und verneigte sich lustig gegen Alle, die ihr das Glas hinüberreichten oder mit ihr anzustoßen kamen. Und das arme Fräulein ging von Lehnken Ehnebeen zu allererst an das Katzentischchen und stieß mit Fräulein Julie an und drückte dabei, wie in zärtlicher Versicherung, mit ihren mageren Fingern die kleine, feste Hand des Mädchens; nein, gewiß, sie Beide wollten keine Heuchler sein!

Noch immer heiterer wurde es; und als beim Nachtisch der große Marcipan, worauf sich das Lübecksche Rathhaus nebst dem ganzen Markt präsentirte, zuerst herumgereicht und dann von der Großtante zierlich zerlegt war, da befahl der Vetter, seine drei Flaschen noch vom Vater ererbten Johannisbergers aus ihrem staubigen Winkel heraufzuholen, was auf Jung und Alt den angenehmsten Eindruck nicht verfehlte, da die grimmigen Selbstgespräche, mit denen die alte Caroline die Keller-

treppe hinabstapfte, hier oben gar nicht zu hören waren. Und als nun erst die Pfropfen gezogen wurden und der lang verschlossene köstliche Duft herausstieg und das Zimmer wie mit frischer Lebensluft erfüllte, da stimmte der Onkel an:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!"

und es half den Jungen nicht, daß sie das Lied veraltet fanden; sie stimmten doch Alle mit ein, aus großem Respect vor dem Onkel.

— — Draußen auf der Gasse, auf seinen Morgenstern gestützt, stand der Nachtwächter, der alte Matthias, der immer so hell die Neujahrsnacht anfang, und hörte zu, bis das Lied zu Ende war. Dann, verwundert, was in dem sonst so stillen Hause des Doctors heute vorgehe, rief er die elfte Stunde und setzte seine Runde fort.

Wie aber alle Lust ein Ende nimmt, so war endlich auch auf dem großen Familienfest des Vetters der Johannisberger ausgetrunken. Schon rückte man die Stühle, als der Onkel noch einmal an sein Glas klingte: „Nicht zu vergessen unsern alten Landestrinkspruch! Lieben Freunde, up dat et uns wull gar up unse olen Dage!"

Und auch die Jungen stießen andächtig an, als sähen auch sie den warnenden Finger, der gegen uns Alle aus der dunklen Zukunft sich erhebt. Der Vetter aber hatte die Augen nach dem Katzentischchen und dachte: „Ja, jetzt, jetzt geht's Dir wohl, aber wie wird's Dir gehen in Deinen alten Tagen?"

„Christian, mein Lieber", sagte die Großtante leise, „das war ja heute fast wie einst bei Deinem guten Vater selig."

Da stand er auf und führte die alte Dame in das Wohnzimmer zurück. Und als Alle sich „Gesegnete Mahlzeit" gewünscht hatten, erschien Caroline mit Pelzen, Mänteln und Muffen; draußen klatschte der Kutscher von dem Bock der schon längst wieder vorgefahrenen Klosterkutsche; dann begann wieder die Hausthürglocke zu schellen, die Gäste nahmen Abschied und bald waren nur noch der Vetter und Fräulein Julie in den leeren Zimmern. Sie räumten die Karten fort, legten die Teppiche zusammen und löschten die Ueberzahl der Lichter.

Dem Vetter lag es auf dem Herzen, als habe er Fräulein Julien noch was Besonderes mitzutheilen; er suchte danach in seinem Kopfe, aber er konnte es dort nicht finden. Freilich, daß sie nicht wieder am Katzentischchen sitzen dürfe, das wollte er ihr auch gelegentlich sagen; aber das war es doch so eigentlich nicht. Er rückte hier und da an einigen Stühlen, an denen nichts zu rücken war, und auch Fräulein Julie wischte schon ein ganzes Weilchen mit ihrem Schnupftuch um nichts an einer spiegelblanken Tischplatte. Endlich wünschten sich Beide gute Nacht. Die alte englische Hausuhr — sie war einst in der Continentalsperre confiscirt worden und dann noch einmal um den vollen Preis vom Großvater zurückgekauft — spielte eben vom Flur aus dreimal ihre Glockentonleiter zum letzten Viertel vor Mitternacht. Wie spät das heut' geworden war!

Als nach einer Weile draußen auf der Gasse der alte Matthias die

zwölfte Stunde abrief, sah er, daß schon alle Fenster dunkel waren. Ein Weilchen stand er noch und wiegte seinen grauen Kopf. Eine Hochzeit konnt's doch nicht gewesen sein! Bei solch' einer Familie, da hätten drunten im Hafen die Schiffe doch geflaggt; auch für die Nachtwächter wäre wol ein gutes Trinkgeld nicht gespart worden! — Und mit sich selber redend setzte der Alte seine Runde fort, bis der neue Stundenschlag ihn auf andere Gedanken brachte.

Noch ganz erfüllt von seinem gestrigen Feste und dem anmuthigen Walten seiner kleinen Hausdame griff am andern Morgen der Vetter nach seiner längsten Pfeife, um mit diesem erprobten Beistande in den Weg des täglichen Lebens wieder einzulenken. Als er in die Küche trat, wo er am Herdfeuer seinen Fidibus anzuzünden pflegte, traf er dort die Alte mit dem Putzen der Gesellschaftsmesser beschäftigt. Er konnte dem Drange seines Herzens nicht widerstehen; „Caroline", sagte er und that die ersten kräftigen Züge aus seiner Pfeife, „die Julie ist doch ein gutes Mädchen!"

Caroline arbeitete eifrig an ihrem Messerbret.

„Hört Sie nicht, Caroline?" wiederholte der Doctor; „ich sage, die Julie ist doch ein sehr gutes Mädchen!"

Die Alte kniff den Mund zusammen, daß sich die Barthärchen auf ihrer Oberlippe sträubten.

„Sie denkt gar nicht an sich selber, das liebe Kind!" fuhr der Doctor rauchend und wie zu sich selber redend fort.

„Gar nicht an sich selber?" Das war der Alten doch zu viel; sie wetzte so wüthig, daß Messer und Gabeln mit großem Gepraſſel auf die Dielen stürzten.

Der Vetter, der wohl wußte, daß bei seiner alten Freundin Tag und Stunde nicht gleich seien, fragte ruhig: „Aber, Caroline, was hat Sie denn nur einmal wieder heute?"

„Ich? Ich habe nichts, Herr Doctor!" Und sie bückte sich und warf mit beiden Händen die Messer und Gabeln wieder auf den Küchentisch. „Aber ich sage blos: lassen Sie sich nur nicht bestricken! Ja, das sage ich, Herr Doctor!" Sie stand schon wieder vor ihrem Herrn und nickte oder zitterte vielmehr heftig mit ihrem großen grauen Kopfe.

Dieser war aufrichtig betreten, so daß er sogar die Pfeife beim Fuß gesetzt hatte; dann aber fragte er nachdenklich: „Bestricken, Caroline? Was meint Sie mit Bestricken?"

„Da kann man viel damit meinen!" erwiederte die Alte unverfroren.

„Das freilich, Caroline; aber hat denn Sie dabei keine bestimmte Meinung?"

„Ich habe so meine Meinung, Herr Doctor; und wenn meine Augen auch alt sind, so sehen sie doch mehr, als manche junge Augen!"

„Nun, nun, Caroline!" — Der Doctor verließ die Küche und ging hinüber in das Wohnzimmer, wo Julie eben den Kaffee in seine Tasse schenkte; sie sah ganz rosig aus in ihrem Morgenhäubchen. Rauchend

schritt er ein paar Mal auf und ab; dann, als falle ihm das plötzlich schwer auf's Herz, blieb er vor dem Mädchen stehen und sagte: „Bekennen Sie es nur, Fräulein Julie, Sie haben gewiß manchmal Ihre Noth mit unserer guten Alten?"

Aber Julie sah ihn mit der ganzen Ehrlichkeit ihrer jungen braunen Augen an. „Wir vertragen uns schon, Herr Doctor", sagte sie; „wer sollte mit alten Leuten nicht Geduld haben?"

Da schlug es an der Hausuhr Acht; der Doctor mußte eilen, daß er in die Classe kam.

Die Wochentage liefen hin. Aber mit jedem Tage wurde es dem Vetter deutlicher, daß er an einer innerlichen Unruhe leide, deren Ursache er jedoch vergebens zu erforschen strebte. Seine Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig, sein Haus war besser bestellt, als je zuvor, und auch sein Gewissen — so viel glaubte er behaupten zu können — war im Wesentlichen unbelastet. Mitunter fiel ihm ein, wenn er nur einmal recht weit von hier könne! Wenn nur die Weihnachtsferien erst da wären, so wolle er fort zu einem Universitätsfreunde, und bei dem das Fest verleben. Aber wenn er dann der Sache näher nachdachte, so überkam es ihn immer wie eine Trostlosigkeit, auch nur einen Tag anderswo als im eigenen Hause zuzubringen. Es war höchst sonderbar.

Freilich, wenn er die alte Caroline gefragt hätte, die würde ihm Bescheid gegeben haben. Sie kannte die Krankheit mit allen ihren möglichen und unmöglichen Folgen und hatte sogar eben erst ein neues Symptom derselben entdeckt. Ja, statt wie sonst um höchstens elf Uhr, ging jetzt der Doctor meistens erst um Zwölf nach seinem im Erdgeschoß belegenen Schlafzimmer. So lange saß er oben auf seiner Studirstube; er verachtete den Schlaf, den er sonst so sehr geliebt hatte. Und die alte Caroline verstand es, ihre Schlüsse zu machen! Sie übersprang dabei wahre Abgründe; ja, sie erstieg, was nie von einem Akrobaten noch gesehen worden, mit Behendigkeit die höchste Leiter, welche auf ihrer eigenen Nase balancirte, und stand dann schwindellos und triumphirend auf der obersten Sprosse. O, die alte Caroline!

Und nun geschah es am Freitag Vormittage, daß sie, wie gewöhnlich, eine Flasche frischen Wassers nach der Stube der „Mamsell" hinauftrug. Aufräumungslustig, wie immer, blickte sie umher; und da kein anderer Gegenstand sich ihren Augen darbot, so nahm sie, damit dem dringenden Triebe doch in etwas Genüge geschehe, ein auf der linken Seite der Thür hängendes Kleid der Mamsell, um es auf den Haken an der rechten Seite der Thür zu hängen. Dabei fiel aus der Tasche des Kleides ein zusammengefaltetes weißes Schnupftuch, das sie an den Namensbuchstaben sofort als das unzweifelhafte Eigenthum des Doctors, ihres Herrn erkannte.

Was bedeutete das? Wie kam das Tuch hierher, in die Tasche der Mamsell? Sie starrte darauf hin, daß ihr die runden Augen aus dem Kopfe traten. Plötzlich fiel ein schneidendes Licht auf den Gegen-

stand ihrer Betrachtung; der Großtürke — ja, das hatte ihr Brudersſohn, der Schiffer, einmal erzählt — wenn der auf's Freien wollte, ſo ſchickte er vorher ſein Schnupftuch an das junge Frauenzimmer! Und ihr Herr, der Doctor, er rauchte türkiſchen Tabak, er hatte vergangenen Sommer türkiſche Bohnen im Garten gezogen, er war überhaupt ſehr für das Türkiſche! — Eine Vorſtellung jagte die andere im Hirn der braven Alten. Herr, Du des Himmels! Das Zimmer hier war ja nur durch die kleine Kramſtube, in der auch die Mamſell ihre Kommode ſtehen hatte, von dem Studirzimmer des Doctors getrennt, und die Verbindungsthüren waren allezeit unverſchloſſen! Die Alte ſchauderte. Der Doctor kannte die Welt nicht; wenn es wirklich nun zu einer Hochzeit käme! Mit einer Perſon, die aus gar keiner Familie war! — „Hennefeder" hieß ſie; ſie konnte eben ſo gut „Hahnewippel" heißen oder ſonſt dergleichen, was nirgendwo zu Haus gehörte — die ſie heute noch betroffen hatte, wie ſie einen Weinjuden in das Wohnzimmer complimentirte, dem man es bei ſeinem Fortgehen vom Geſichte ableſen konnte, daß der Doctor ſich wieder ein theures Fäßchen hatte aufſchwatzen laſſen! Aber ſie, die alte Caroline, wollte ihre Augen offen haben!

Nachdem ſie ſo mit ſich auf's Reine gekommen war, ſteckte ſie das verdächtige Schnupftuch wieder in die Taſche des Kleides und ging hinab in ihre Küche. Aber den ganzen Tag war ſie wie hinterſinnig und ſtatt des Kaffeekeſſels ſetzte ſie die Bratpfanne auf den Dreifuß.

Mit dem Abend ſteigerte ſich ihre Unruhe. Als die Uhr halb elf geſchlagen hatte, hörte ſie die Mamſell die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer gehen; der Doctor war ſchon ſeit Neun in ſeiner Studirſtube. Mehrmals trat ſie aus der Küche in den Hausflur; aber immer pickte die große Uhr ſo laut, daß ſie nichts vernehmen konnte. Endlich ſchlich ſie die Treppe hinauf und legte ihr Ohr zuerſt an die Stubenthür der Mamſell — da hörte ſie es drinnen von Frauenkleidern rauſchen; dann an die Stubenthür des Doctors — da konnte ſie deutlich hören, wie der Vetter ſeinen Pfeifenkopf am Ofen ausklopfte.

Sie ſtieg wieder hinab; ſie wollte warten, bis ihr Herr in ſein Schlafzimmer gegangen wäre. Zitternd und frierend, die Arme in ihre Schürze gewickelt, ſaß ſie neben dem kalten Herde auf dem hölzernen Küchenſtuhl; aber die Uhr ſchlug Zwölf und es rührte ſich noch immer nichts. Da hielt ſie ſich nicht länger; ſie war es ſeiner ſeligen Mutter ſchuldig; ja, ſie hatte ihn ſelber mit erzogen; wieder ſtieg ſie die Treppe hinauf, und als dort Alles ſtill blieb, öffnete ſie reſolut die Thür des Studirzimmers. — Da ſaß der Doctor in ſeinem bunten Schlafrock und rauchte aus ſeiner türkiſchen Pfeife. Kein Buch, kein Schreibwerk lag vor ihm, er rauchte blos; die Studirlampe war ausgethan, das Licht, mit dem er in ſein Schlafgemach zu gehen pflegte, brannte auf dem Tiſch mit einer langen Schnuppe. Das Alles war höchſt verdächtig.

Als ihr Herr ſie gar nicht zu bemerken ſchien, trat ſie an den Tiſch und putzte das Licht.

Da sah der Vetter auf. „Mein Gott, Caroline, was will Sie denn?“

„Ich wollte nur sagen, Herr Doctor, daß Ihre Schlafstube unten zurecht sei.“

„Das glaube ich wohl, Caroline; aber was ist denn eigentlich die Uhr?“

„Es ist nach Mitternacht, Herr Doctor!“

„Mitternacht? Aber, was wandert Sie bei Ihrem Alter denn so spät im Hause herum! Geh' Sie doch schlafen, Caroline!“

„So!“ dachte die Alte; „also das ist's! Ich muß erst fort sein in meine Bodenkammer!“ Und laut setzte sie hinzu: „Ich war unten in der Küche eingenickt; aber ich will nun schlafen gehen. Gute Nacht, Herr Doctor!“

„Gute Nacht, Caroline.“

Mit harten Tritten stieg sie die Bodentreppe hinauf und klappte dann eben so vernehmlich die Thür ihrer Kammer auf und zu. Sie hatte aber nur das mitgebrachte Licht hineingestellt. Sie selber tappte zwischen den umherstehenden Kisten und sonstigem Hausgeräth auf den dunklen Boden hinaus. Als sie mit der Hand einen Bettschirm fühlte, der noch von der letzten Krankheit der seligen Frau hier oben stand, huckte sie nieder und legte das Ohr auf den Fußboden; der Schirm, das wußte sie, befand sich gerade über der kleinen Kramstube.

Es blieb Alles still; nur die türkischen Bohnen, die zum Trocknen reihenweise an aufgespannten Fäden hingen, raschelten im Nachtzuge, der durch die Ritzen des Daches fuhr. Draußen von der nahen Kirche schlug es Eins. Der große Kopf der Alten wurde immer schwerer in der unbequemen Lage; lange war es nicht mehr auszuhalten. Da — was war das? Wie ein Blitz schlug es ihr durch alle Glieder; sie hatte unter sich die eine Thür der Kramstube knarren hören; aber in demselben Augenblick — denn ihre Beine waren zuckend hintenaus gefahren — stürzte auch der Bettschirm mit Gepolter auf sie herab. Mit dem Kopfe hatte sie die Tapetenbekleidung durchstoßen und er steckte nun darin wie in einem mittelalterlichen Folterbrette. Aber die alte Caroline ließ sich das nicht anfechten; sie hatte genug gehört und noch dazu: einen heilsamen Schreck mußte es Denen da unten doch gegeben haben; bis morgen würde der schon vorhalten und — übermorgen, da sollte vorher schon noch was Anderes passiren! Noch einmal horchte sie, und da nichts sich hören ließ, zog sie behutsam ihren Kopf heraus und kroch zurück in ihre Kammer.

Aber die Pläne, einer noch gewaltsamer als der andere, die ihren Kopf durchkreuzten, ließen sie nicht schlafen. Zehnmal warf sie ihr Kopfkissen herum, sie zerwühlte ihr ganzes Bett und wußte bald nicht mehr, ob sie in der Länge oder in der Quere lag. Als endlich der erste Dämmerschein durch die kleinen Fensterscheiben fiel, saß sie, wirklich einem alten Schuhu nicht unähnlich, zusammengekauert im Fußende des Bettes. Die Spitze ihrer krummen Nase zuckte auf und ab, die Augen-

lider mit den grauen Wimpern schossen gichterisch über die offenstehenden Pupillen. Es sah überhaupt aus wie in einem Eulennester; in der Kammer umher lagen die Bettfedern wie von kleinen zerrissenen Vögelchen. Aber die alte Caroline war fertig mit ihrem Plane. „Der gerade Weg der beste!“ brummte sie und stieg — so weit waren ihre Gedanken über die nächsten Dinge hinaus — mit dem linken Bein zuerst aus ihrer Bettstatt.

— — Als Julie am Morgen in die Küche kam und das kümmerliche Aussehen der Alten bemerkte, fragte sie dieselbe theilnehmend, ob sie etwa keine gute Nacht gehabt habe?

Caroline, die am Tische bei ihrem Frühstück saß, pustete erst ein paar Mal in den heißen Kaffee; dann, als spräche sie es nur gegen die Wände, aber mit deutlicher Betonung sagte sie: „Es hat Mancher schon eine schlechte Nacht gehabt, der doch mit Ehren seinen Kopf auf's Kissen legte.“

„Nun, das thut Sie ja gewiß, Caroline“, erwiederte das Mädchen lächelnd; „aber hat Sie es vielleicht auch oben bei sich spuken hören?“

„Ich dachte, es hätte unten gespukt!“ sagte die Alte, ohne aufzublicken.

„O, das war ich, Caroline; ich holte noch etwas aus der Kramstube.“

„Um Glock' Eins? Ich meinte, die Mamsell sei schon um halb Elf nach Ihrem Zimmer gegangen!“

„Aber ich besserte noch an meinen Kleidern.“

Die Alte nickte. „Ja, die Mamsell hat auch eine recht ordentliche Mutter, und auch eine sittsame Mutter, die ihren Kindern gewiß kein schlecht Exempel giebt.“

„O, niemals, Caroline! Ich habe eine gute Mutter.“ Julie fühlte eine Anzüglichkeit des Tones heraus, aber sie sann vergebens nach, wohin das ziele.

Mittlerweile hatte die Alte ihre Tasse zurückgeschoben und griff schon wieder nach Schaufel und Feuerzange. „Ich hab' heute Vormittag noch einen Gang zu thun“, sagte sie, indem sie frischen Torf in's Herdloch warf; „nicht für mich, es ist um anderer Leute willen. Die Kartoffeln sollen auch schon noch vorher geschält sein.“

„Gewiß, Caroline; Sie wird ja nichts darum versäumen.“

„Nein“, sagte die Alte, „es soll, so Gott will, nichts versäumt werden.“

Und richtig, nach kaum einer Stunde hatte Caroline, welche sonst fast nie das Haus verließ, ihren großen schwarzen Taffethut aufgebunden; und so, einen blau carrirten Regenschirm unter dem Arm, sah Julie von dem Wohnstubenfester aus sie die Straße hinabsegeln.

Eine Weile später schaute auch Juliens junges Antlitz aus einem schwarzen Sammethütchen, und nachdem sie der Scheuerfrau, die auf dem Flur ihr Sonnabendswerk verrichtete, das Nöthige anempfohlen hatte, verließ sie ebenfalls das Haus und trat bald darauf in eine am Markt gelegene Ellenwaarenhandlung. Als der Ladendiener mit seinem

verbindlichen „Was steht zu Diensten“ sich zu ihr hinüberbeugte, legte sie das verhängnißvolle Schnupftuch auf den Ladentisch: „Das Dutzend ist unvollständig geworden; Sie haben doch noch mit solcher Kante?“

Er hatte noch mit solcher Kante und mit fliegenden Fingern war das Tuch abgerissen und eingewickelt.

Nein, sie hatte sonst nichts zu befehlen; sie war schon wieder draußen, froh über das hergestellte Dutzend, ihren Einkauf in der Tasche. Ein Weilchen stand sie und blickte die lange Straße hinauf, bei sich bedenkend, ob sie noch eine „Stippvisite“ bei ihrer Mutter wagen dürfe, die droben in einer Quergasse wohnte. Nun aber sah sie von dort die alte Caroline in die Hauptstraße einbiegen und in voller Arbeit mit Regenschirm und Taffethut nach dem Markt herunter steuern. Ein Lächeln flog über das Gesicht des Mädchens. „Nein, nein!“ sagte sie bei sich selber; „nun geht's nicht, nun wird mit allen Händen angegriffen!“ Und munter schritt sie die Marktstraße hinab, dem Hause des Vetters zu, das jetzt ja ihre Heimat war. Sie bemerkte dabei gar nicht, daß ein kleines Schutzengelchen mit weißen Schwingen, lächelnd, wie sie vorhin gelächelt hatte, auf dem ganzen Wege über ihrem Haupte flog.

Oben in seinem Studirzimmer saß der Vetter im Vollgefühl des freien Sonnabendnachmittags, eine Tasse Kaffee neben sich, die Zeitung vor der Nase. Freilich las er nicht allzu eifrig, denn unter ihm im Wohnzimmer saß jetzt, wie er wußte, das treffliche Mädchen und nähte seinen Namen in das neue Schnupftuch; ja, selbst der Lehnstuhl, worin er saß, war von ihrer kleinen Hand gepolstert. Das Alles kam ihm zwischen seine Zeitung.

Da that sich die Thür auf; Caroline trat herein und meldete die Madam Hennefeder.

„Führen Sie die Frau Hennefeder zu ihrer Tochter!“ sagte der Vetter.

„Aber sie wünscht den Herrn selber zu sprechen!“ Und in der rauhen Stimme der Alten glänzte so etwas, das den Vetter stutzen machte.

Er blickte von seiner Zeitung auf. „Warum sieht Sie denn so vergnügt aus, Caroline?“ fragte er. „Sie hat ja ganz blanke Augen!“

„Ich bin nicht vergnügt, Herr Doctor.“

„Nun, so bitte Sie Madame Hennefeder, sich herein zu bemühen!“

Die kleine runde Frau, welche draußen vor der Thür gewartet hatte, wurde fast mit etwas liebender Gewalt von Caroline in des Vetters Studirzimmer hineingeschoben. Sie schien in großer Aufregung, die künstlichen Kornblumen unter ihrem Hute zitterten heftig; auf des Vetters Einladung, Platz zu nehmen, setzte sie sich nur auf die eine Ecke des angebotenen Stuhles.

Caroline warf der offenbar verzagten Frau einen halb ermuthigenden, halb unwilligen Blick zu; aber es gab keinen Vorwand zum längern Verweilen. Sie ging hinaus, schlurfte die paar Schritte bis zur Treppe

und blieb dann wie unschlüssig am Geländer stehen. Noch einmal und aus purer Neugier horchen, das wollte sie denn doch nicht! Die Madame Hennefeder, der sie den ganzen Umstand aufgeklärt hatte, würde ja schon den Mund aufthun; sie war sonst als eine tapfere Frau bekannt, sie werde ja auch hier kurzen Proceß machen und das Mädchen aus dem Hause nehmen. Aus diesen Gedanken wurde sie durch den scharfen Klang der Glocke aufgeschreckt, die aus des Doctors Zimmer führend, jetzt gerade über ihrem Kopfe läutete.

Als sie nach einer Weile hereintrat, da saß Frau Hennefeder und hatte beide Augen voll Thränen. Der Herr Doctor stand noch, den Griff des Klingelzuges in der Hand. „Frau Hennefeder", sagte er „läßt Fräulein Julie bitten, zu uns herauf zu kommen."

Caroline suchte in dem Gesicht ihres Herrn zu lesen. Wie stand die Sache? Es war etwas in den Augen ihres kleinen Christian, das ihrer und der mütterlichen Erziehung Hohn zu sprechen schien. Aber es half nichts, sie mußte den erhaltenen Auftrag ausrichten. Und bald darauf flog ein junger elastischer Tritt die Treppe hinauf und verschwand oben in des Vetters Studirzimmer; die alte Caroline aber blieb im Unterhause und wanderte unstät, viel unverständliche Worte bei sich murmelnd, zwischen Küche und Hausflur auf und ab.

Da stürmte es die Treppe herunter. Es war der Doctor; sie sah ihn noch eben die Hausthür hinter sich zuwerfen; dann war er fort und sah nicht einmal, wie seine alte Caroline stumm und rathlos auf ihrem Küchenstuhl zusammensank. Denn eilig schritt er die Straße hinab, einmal rechts, dann wieder links und dann in das Haus des Onkel Senators. Ohne anzuklopfen trat er in dessen Privatcomptoir.

„Christian, mein Junge", sagte der alte Herr, indem er von seinen Büchern aufblickte, „was hast Du? — Bist Du es denn aber auch selber? Du strahlst ja wie die Morgensonne!"

„Ich weiß nicht, Onkel; aber ich habe Dir etwas Außerordentliches mitzutheilen."

„So setze Dich auf diesen Stuhl!"

„Nein, Onkel, ich danke; es ist nicht zum Sitzen."

„Nun, so kannst Du stehen! Ich aber darf doch wol in meinem Schreibstuhl bleiben. So — und nun rede, wenn Du magst!"

Der Vetter holte ein paar Mal recht tief Athem. „Du weißt es, Onkel", begann er dann, „ich bin eigentlich ein verwöhnter Mensch; mein seliger Vater —"

„Ja, ja, mein Junge, das war ein guter Mann; aber was denn weiter?"

„Dann, Onkel, war bis vor wenigen Jahren noch meine Mutter da, und als die starb — siehst Du! Auch die alte Caroline hat es immer gut mit mir gemeint."

Der Onkel sprang von seinem Sitze auf und legte beide Hände auf des Vetters Schultern. „Christian", sagte er, „Du bist eine Seel' von einem Menschen. Aber, was denn nun noch weiter?"

„Nur, Onkel, daß ich heute ein vollständiges Glückskind geworden bin! Die Frau Hennefeder —"

„Was? Auch die, mein Junge?"

„Aber, so höre doch nur! Frau Hennefeder, sie kam vorhin zu mir, sie wollte mich persönlich sprechen; aber ich weiß noch diese Stunde nicht, was die gute Frau eigentlich von mir gewollt hat; zwar wir sprachen allerlei zusammen, doch ich bin gewiß, daß wir uns Beide nicht verstanden haben. Dann aber sagte sie seltsamer Weise, und ich habe noch immer nicht begriffen, wie sie dazu veranlaßt werden konnte, von solchen Dingen zu mir zu reden, sie könne ja nicht erwarten, sagte sie, daß ich eine Tochter von meines Onkels Comptoristen heirathen werde, was denn doch offenbar nur auf Julie verstanden werden konnte."

„Nein", sagte der alte Herr mit schelmischer Trockenheit, „das konnte sie freilich nicht erwarten."

Der Vetter stutzte einen Augenblick. „Doch, Onkel", sagte er, „sie konnte es erwarten. Denn ich für mein Theil hatte nun genug verstanden. Heirathen, Julien heirathen! Siehst Du, Onkel! Wie ein Sonnenleuchten fuhr es mir durch's Hirn; das war es ja, was mir trotz dreistündigen Rauchens gestern Nacht nicht hatte einfallen wollen. Ein rechter Uebermuth des Glückes überfiel mich; ich zog resolut die Klingelschnur und auf mein Ersuchen trat nun Julie selbst in's Zimmer."

„Und das Mädchen hat Dir keinen Korb gegeben, Christian?"

„Doch, beinahe, Onkel!" erwiederte der Vetter und ein Lächeln der vollsten Lebensfreude überzog sein hübsches Antlitz; „denn als ihre Mutter jene heikle Frage an sie that, nämlich, ob sie meine, des Subrectors Christian Ehefrau werden wolle, da schlug sie die Augen nieder und stand, mir zum höchsten Schrecken, eine ganze Weile stumm und wie betäubt; nur ihre kleinen Hände falteten sich ineinander. Dann aber, zu meinem Glücke, öffneten sich ihre Lippen und: „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben", tönten aus dem rosigen Thore ihres Mundes zwar leise, aber in entzückender Deutlichkeit jene Worte, die ich bisher nur in stummer Schrift in ihren lieben Augen gelesen hatte. Und nun — wenn auch Alles fest und unwiderruflich ist für die kurze Ewigkeit dieses Lebens, mein lieber alter Onkel, so frage ich Dich doch: Hast denn Du etwas dagegen?"

„Ich? Nein, mein Junge!" Und der alte Herr schloß seinen Neffen fest in seine Arme. „Aber, Christian, was werden die Großtante und die alte Caroline dazu sagen?"

Die Großtante, in Folge der geschickten Vermittelung des Onkels und des Wohlgefallens, das sie an dem Mädchen schon vordem gefunden hatte, sagte freilich nicht allzu viel. Bedenklicher war es auf der andern Seite; denn während Obiges im Hause des Onkels geschah, stand in des Vetters Küche die kleine runde Madam Hennefeder, die Augen noch immer in Freudenthränen schwimmend, vor der alten Caroline, deren beider Hände sie sich bemächtigt hatte, und rief Eins über das Andere:

„Alles in Ehren, Caroline, Alles in Ehren!“ und dankte ihr in überströmenden Worten für ihre freundschaftlichen und rechtzeitigen Bemühungen in dieser delicaten Angelegenheit.

Die Alte sagte gar nichts; nur ihr großer Kopf begann allmälig und immer gewaltsamer zu zittern und zu nicken, als würde er durch im Innern heftig arbeitende Gedanken in Bewegung gesetzt, welche vergebens die Erlösung des lebendigen Wortes suchten. Die gute Madam Hennefeder wurde von der unheimlichen Vorstellung befallen, die alte Caroline könne sich am Ende noch den schweren Kopf vom Rumpf herunternicken. Allein plötzlich hatte diese ihre Sprache wieder gefunden. „So“, sagte sie, „so wird man aus dem Hause gestoßen! Aber mein Abschied ist heute noch geschrieben!“

— — Er wurde nicht geschrieben. War es nun die Macht der Thatsachen oder die Liebe für ihren kleinen Christian und für die Wände seines Hauses, die alte Caroline blieb als zwar grimmiger, aber getreuer Hausdrache auf ihrem Posten. Eine Zeit lang waltete sie sogar wie einst allein im Hause; denn Julie war, bürgerlicher Sitte gemäß, in die Obhut ihrer Mutter zurückgekehrt, bis sie der ihres Mannes übergeben würde.

Dann, im wunderschönen Monat Mai, im Hause des Onkels, gab es eine Hochzeit. Mit Goldregen und Syringen war das Haus geschmückt, auf allen Wänden lag der Frühlingssonnenschein; im Hafen flaggten alle Schiffe. Und Niemand war vergessen, Küster und Organisten, Nachtwächter und Armenvogt, Alle hatten ihren silbernen Freudengruß empfangen; an der Hochzeitstafel aber waltete zur besondern Genugthuung des Onkels und aus aller Dienerschaft hervorragend, die alte Caroline in ihrer Rosaflügelhaube. Die Braut durfte keine Schüssel aus einer andern, als aus ihrer Hand empfangen; weiter jedoch dehnte sich ihre Gunst nicht aus; die kleine Madam Hennefeder, die strahlend an des Onkels Seite saß — sie gönnte ihr alles Gute; im Uebrigen — das konnte Niemand von ihr verlangen!

— — Und die Stunden flogen. Lind war die Nacht; drüben in der andern Straße um das alte Familienhaus stand einsam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit seinem jungen Weibe. Der Nachthauch säuselte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüthen, die aus der Knospenhülle drängten? Wie einst durch Adam's Bäume vor tausend Jahren, so schien auch heute noch der Mond.

Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle seines Hauses überschritt, hörten sie draußen von der Gasse den alten Matthias singen:

„Wie schön ist Gottes Welt,
Und jedes seiner Werke!“

Vier Jahre sind seitdem verflossen. In dem alten Hause springt jetzt zwischen Christian und Julien ein kleinerer Vetter über Trepp' und Gänge, ein allerliebster Bursche. Freilich ist er nicht ganz wie seine Mutter, denn er bittet nicht immer und hat oft viel dagegen. Auf der

alten Caroline reitet er ſogar, wie Amor auf dem Tiger; man ſieht es leicht, er hat ſie ganz und gar gezähmt. Es thut ihr gut, der Alten, daß ſie ihren Ueberwinder gefunden hat, ſie iſt ganz heitern Gemüths geworden; ja, wenn die Sonne in das Küchenfenſter ſcheint, ſo kann man mitunter von dort aus einen grunzenden Geſang vernehmen, der zu dem Sauſen des Theekeſſels keine üble Begleitung macht.

— — Aber es iſt acht Uhr! Frau Julie erwartet mich an ihrem Theetiſch; ich ſoll ihr beiſtehen gegen ihren Mann, damit er ſich nicht auch noch in die Volksbank wählen laſſe. Er wird ihr gar zu regſam, der Vetter, er hat ſeine Augen und Hände jetzt allenthalben. Frau Julie in ihrer Herzensunſchuld ahnt vielleicht nicht, daß ſie der Urquell dieſes Lebens iſt; aber, nichts deſtoweniger, für ein paar Abende der Woche meint ſie doch das Recht auf ihren Mann zu haben.

Und alſo, lieber Leſer, gehab Dich wohl!

Huſum, im April 1873.

Wie das Roß Bayard ertränkt wurde.

Von **Arthur Fitger.**

„Ergebt Euch mir, Herr Rainald, ergebt Euch meiner Macht,
Geſchlagen habt Ihr heute die allerletzte Schlacht;
Rings lagern meine Mannen um Eure weiße Burg,
Durch ihre Erzumarmung ſchlagt Ihr Euch nimmer durch.

Ergebt Euch mir, ſo will ich, das Wort der Gnade ſprechen,
Und was Ihr auch geſündigt, nimmer will ich's rächen;
Euch werde Krieg und Aufruhr mildiglich verziehn,
Kehrt heim zu Eurem Kaiſer, mein ſtolzer Paladin.

Nur einen Preis begehr' ich für die erneute Huld,
Nur eine Buße heiſch' ich zur Sühnung Eurer Schuld;
Gebt mir den rieſigen Renner von zauberhafter Art,
Sterben ſoll das übergewaltige Roß Bayard.

Ihr habt die beſten Kämpen durch dieſes Roſſes Kraft
Beſiegt, und längſt ſchon lägt Ihr in wohlbewachter Haft;
Doch immer trug der Renner ſicher Euch von dannen —
Den argen Zauber will ich mit ſeinem Tode bannen."

Der Kaiſer hat's geſprochen, Herr Rainald ſeufzte ſchwer,
In ſeiner Burg die Treuen rief er um ſich her,
Da ſtierte Noth und Elend aus hohlem Aug' ihn an,
Dahingeſtreckt vom Fieber lag mancher kühne Mann.

Bayard hatte hungrig das Halfterſeil zerriſſen,
Und an den leeren Krippen nagt' er mit gier'gen Biſſen,
Vertrocknet war im Hofe des Waſſers letzte Quelle
Und enger, immer enger umſchloß der Feind die Wälle.

„Wohl an" — ſprach Herr Rainald — „ſo komme das Gericht —
Wir haben ausgehalten — wir können fürder nicht;
Wollen wir noch länger friſten das junge Leben,
Wir müſſen Karl dem Kaiſer uns gefangen geben."

Er nahm Bayard am Zügel; ihm folgt' die treue Schaar,
Sie boten ſich gefangen dem Sieggekrönten dar;
Von Scham durchglüht, mocht' Rainald keinen Blick aufſchlagen;
„Ihr heiſcht mein Roß, Herr Kaiſer, ich kann's Euch nicht verſagen.

„Fahr wohl, mein Roß, das mit mir ſo oftmals in das wilde
Getümmel laut aufwiehernd hinſtürmte durch's Gefilde!
Du warſt mir oft der einz'ge Genoß im Schlachtgewühl,
Mein Führer durch die Wildniß, auf ödem Feld mein Pfühl.

Du horchteſt meiner Stimme, Du kannteſt meinen Schritt,
Und wenn ich fröhlich jauchzte, Dein Jauchzen tönte mit;
Du weckteſt meine Seele, wenn ſie in Sorg' erſchlafft,
Nun nimm den Dank der treuen Waffenbrüderſchaft.

Nun beugen ſie mit Steinen Deinen ſtolzen Hals,
Sie führen dich zur Brücke des ſchaumigen Waſſerfalls;
Fahr' wohl mein Roß, zum Letzten klopf ich den Nacken Dir."
Bayard antwortet leiſe mit klagendem Gewiehr.

Da faßten ihn die Knechte, und mit jähem Stoß
Schleuderten ſie den Renner in der Fluten Schooß;
Aufbrauſend hub der Strom ſich mit ziſchendem Wirbeln und Schäumen,
Bayard begann in den Wogen mächtig ſich aufzubäumen.

Aus ſeinen Nüſtern ſprühte zornig hoch der Dampf,
Die Waſſer tobten und brüllten vor ſeiner Hufe Geſtampf;
Wie weiße Drachen ſprangen auf ihn ein die Wogen,
Dreimal ward der Renner vom Wirbel zu Grund gezogen.

Dreimal rang er wieder ſich mit Macht hervor,
Ueber Geröll und geſtürzte Stämme klomm er empor,
Und mit gewalt'gen Sätzen von Fels zu Felſenſtück
Stürmt' er an's rettende Ufer zu ſeinem Herrn zurück.

Und wiehert hell in Freuden, und ſchmeichelt ihn traulich an:
Warum, möcht' er ihn fragen, haſt Du mir ſo gethan?
Doch Kaiſer Karl hieß wieder herbei die Knechte rufen,
Die banden neue Laſten dem Roß an Hals und Hufen,

Centnerſchwere Steine, Marmel und Porphyr,
Und ſchleuderten zum andern hinunter das edle Thier.
„Nun wendet weg das Antlitz, Herr Rainald, ſonſten nimmer
Verſinkt in den Fluten Bayard, der ſtarke Schwimmer."

Herr Rainald hörte donnernd die wilden Waſſer toben,
Noch hatte Bayard ſich wieder aus der Flut erhoben,
Herr Reinald hörte lange ſein Wiehern und Geſtöhn;
Dann rauſchten dumpf die Waſſer — und dann — es war geſchehn.

Nun ritten die Gefangnen frei nach allen Seiten,
Ihr Herr wollt aber fürder auf keinem Roſſe reiten;
„Nimmer mag ich jagen nach hohen Heldenthaten,
Mir iſt, als hätt' ich ſchändlich den beſten Freund verrathen.

Ade, mein treues Schlachtſchwert, ade, ihr blanken Waffen,
Ich will mit Knechtes Arbeit hinfort mein Brod mir ſchaffen;
Gen Köln entbeut der Biſchof rüſtige Baugeſellen,
Die ihm richten helfen Kirchen und Kapellen.

Dort will ich Balken ſchleppen, dort will ich Steine hauen
Und Gereon des heiligen Ritters Kirche bauen,
Nimmer ſollen müſſig raſten meine Hände;
Du reicher Gott im Himmel, gieb mir ein baldig Ende.

Mitteldeutſche Waldbilder.

Vom Herbſt in den Winter.

(November.)

Von **Hermann Jäger.**

Schlimmes Wetter hat uns im Hauſe feſtgehalten und es iſt unvermerkt November geworden, die Luft hat ſich nach nebelvollen und nach ſtürmiſchen Tagen etwas geklärt, und der Wald liegt nebelfrei vor uns. Da leidet's uns nicht länger zwiſchen vier Wänden und bald ſtehen wir am Eingange des Waldes. Im Zimmer ſchien es, als ſei draußen die Luft düſter und feucht, aber wir verſuchen es, und bald ſind wir auf dem Wege zum Walde. Hier reichen ſich Flur und Wald die Hände. Noch wechſeln Obſtbäume, Baumgruppen und Wäldchen mit Wieſen und Aeckern. Die Wieſen ſind kahl und häßlich, nur hier und da, wo eine Quelle aus der Tiefe dringt, ſchimmert die Umgebung frühlingsgrün. Auch die Felder ſind braun, aber dazwiſchen ſchimmern noch überall die hellgrünen jungen Saaten des frühzeitig geſäeten Roggens, ein Zeichen, daß der Herbſt nur ein Vorläufer des Frühlings iſt. Der Schäfer treibt über die Stoppeln und hier und da zieht noch der Ackersmann lange Furchen. Wir bleiben öfter ſtehen, denn jede Erſcheinung erweckt zu dieſer Zeit unſere Aufmerkſamkeit. Raben und grau geflügelte Krähen folgen dem Pfluge und halten ihre Hauptmahlzeit an Würmern und Larven. Der Schäferhund an der Waldecke hat einen Haſen im Geruch, den er gern aus ſeinem Lager im trockenen Graſe des Dornbuſches heraustreiben möchte, aber als wohlerzogener Schäferhund naht er ihm nur vorübergehend, indem er ſeine untergebene Heerde von der jungen Saat abtreibt. Wie merkwürdig ſind jetzt unſere Augen für das Kleine geſchärft, während wir in der Fülle der Jahreszeit mehr das Ganze umfaſſen und uns der Einzelwirkung wenig bewußt werden. Wir ſehen eine Menge Dinge, die uns im Sommer unbemerkt blieben oder gleichgiltig ließen. Der Baum, welcher uns belaubt nur als ein Bruchtheil des Waldes, gleichſam als Farbe erſchien, tritt jetzt als Einzelweſen vor unſere Blicke. Wir ſehen ihn als beſtimmte Geſtalt vor uns, zwar als Gerippe, aber ohne den Begriff, welchen wir beim Thiere damit verbinden, einen wunderbaren unbegreiflichen Prachtbau. Vielleicht iſt auch unſere Fähigkeit zur Naturbeobachtung durch lange Sommerübung geſchärft. Dazu kommt, daß durch den Laubfall Dinge frei gelegt werden, die im Sommer verborgen bleiben. So ſehen wir auf den Aepfelbäumen wunderliche grüne Kugeln, wie große Neſter, ja eine große Schwarzpappel am Wieſenrande förmlich damit bedeckt. Es ſind Miſtelbüſche, die dem Baume zu einer, leider ſehr gefährlichen Winterzierde werden. Die Natur des auf fremdem Holze ſchmarotzend wachſenden Strauches iſt ſeltſam und wunderbar genug, um in den Religionsgebräuchen unſerer heidniſchen Vorfahren und auch noch jetzt im Volksaberglauben eine große Rolle zu ſpielen. Wir finden unter der Pappel einen wol von einem großen Vogel abgebroche-

nen Zweig des immergrünen Luftstrauchs ganz mit perlenartigen, durchsichtigen, weißen Beeren besetzt und begreifen die Möglichkeit, daß die Samen am Schnabel der sie verzehrenden Misteldrossel kleben bleiben und so auf einen fremden Baum getragen werden. In dem Buschwäldchen am Berge, das uns im Sommer nur den Eindruck von einerlei Grün machte, entdecken wir einzelne darüber vorragende Bäume und lernen außer den unerkennbaren weißstämmigen Birken durch ihren Astbau Espen, Feld- und Spitzahorn leicht von Eichen und Buchen unterscheiden. Ein einziger Ausgang genügt, um einem für solche Dinge Sinn habenden Menschen die gewöhnlicheren Waldbäume ohne botanische Beschreibung kennen zu lernen. Wir bemerken in einem andern kleinen Waldtheile zwischen den nun entlaubten Zweigen sonst unsichtbare immergrüne Fichten und baumartige Wachholderbüsche, welche nun ebenfalls ihren Beitrag zur landschaftlichen Schönheit darbringen. Bereits hängen an den Haselbüschen die Kätzchen oder Schäfchen der männlichen Blüthen des kommenden Jahres, und wenn wir Ende Februar oder im März an einem sonnigen Tage wieder vorbei kommen, sehen wir schon, wie der goldene Blüthenstaub auf die kaum bemerkbaren carminrothen Weibchen herabfällt. Reizender sind die am Wege stehenden, noch ganz mit hochrothen herabhängenden, mützenartigen, viereckigen Früchten bedeckten Pfaffenhütchensträucher, an deren herabhängenden Samen das wegfliegende Rothkehlchen soeben Nachtisch gehalten. Dort, wo das Buschholz sich lichtet und von der grasigen Trift durchzogen wird, zeigt sich der Wachholder in seiner wunderlichen Gestaltung. Meist wie ein Igel am Boden geduckt und breite gedrückte Büsche bildend, rafft er sich hier und da auf, um seine ihm rechtmäßig zukommende Baumnatur geltend zu machen. Aber die meisten Stämmchen bleiben gedrückt und gekrümmt, denn die geraden sind der Wanderschaft verfallen und durchziehen als Stöcke die weite Welt. Nichts geht dem Dorfbewohner und Handwerksburschen über einen selbgeschnittenen knotigen Wachholderstock, und der Städter kauft ihn mit Elfenbeinknopf gern als Oliven- oder Myrthenstock. Auf versteckten Waldplätzen, weit von Wegen, finden wir aber doch noch gerade, schöne Stämme mit voller Pyramidenkrone, die in jüngeren Jahren dem Stocksucher entgangen sind. Die dürftige Viehweide ist von abgerundeten, dichtzweigigen Gebüschgruppen unterbrochen und das Ganze würde ein parkartiges Ansehen haben, wenn nicht die Gebüsche von den Zähnen der Ziegen und Kühe allzu gerundete Formen erhalten hätten, die bekanntlich in den Gärten nicht mehr Mode sind. Aber einer Gruppe wurde ihre natürliche scharfeckige Gestalt gelassen und jeder die Form überspringende Ast durfte sich beliebig ausdehnen. Sie besteht aus Wildrosen mit dornigen Zweigen und Hagedorn. Die Rosen haben an den langen, kranzartigen Zweigen eben so viele Korallenfrüchte hinterlassen, die uns jetzt aus der grauen Landschaft lieblich entgegenleuchten. Ja, der Rosenbusch thut noch mehr. Er umschließt einen mit Tausenden von kleineren hochrothen Früchten bedeckten vielstämmigen hohen Weißdornstrauch, an dem sich Heckenzwirn (wilde Clematis) hinaufgerankt hat und den schon so reich geschmückten Baum nochmals mit den silberweißen breiten Federkronen der Samendolden ziert. Wo waren unsere Augen, als wir im Sommer vorübergingen? So etwas kann nur der Herbst hervorbringen, der Sturm mußte erst den Wald fegen und den Sommerreiz davon abstreifen. Der Same ist glänzender als die Blume, und diesem gehört der Herbst und Winter.

Wir haben uns im Schauen so vieler Dinge so gut unterhalten, daß

wir unvermerkt in den Wald gekommen sind. Wir stehen am Uebergange von Buschholz (Niederwald) mit Spuren von Hochwald in den Nadelwald der Staatsforsten. Bereits kommen Wäldchen und Gruppen von Fichten und Kiefern vor, sämmtlich noch jung und bis unten hin mit Aesten besetzt. Es sind Sendlinge des großen Waldes. Sie sind in verschiedenen Jahren angeflogen und fanden in dem schlecht gehaltenen Gemeindewald freie Stellen genug, um sich auszubreiten. Der mangelnden Forstpflege verdanken wir hübsche Waldbilder, nach welchen wir im großen Forste vergeblich suchen. Die Nadelhölzer gruppiren sich in allen Größen, wie sie eingewandert sind. Wir finden reizende versteckte Grasplätze im Walde, so recht für die Elfen und Waldgeister des Märchens gemacht. Die Laubholzbäume gruppiren sich oder stehen einzeln und bilden ihre Aeste nach allen Seiten aus. Dem Zahne der früher hier weidenden Thiere und der Rehe verdanken wir die vielen Bäume mit zwei, drei und mehr Stämmen, indem in der Jugend die Spitze abgebissen wurde. Von einer kleinen Anhöhe, an welcher das Thal eine Krümmung macht, übersehen wir schon das Ende der Wiesenbuchten, die enger und enger von überhängenden Bäumen eingeschlossen werden, bis eine geringe Erhöhung dem Graswuchs Halt gebietet und Bäume sich in den Weg stellen. Der Wald hält auf sein Recht. Die nicht weit reichende Aussicht bietet nichts Großartiges, weder hohe Berge im Hintergrunde, noch Felsen, aber zwei überraschende Dinge: fast zu Füßen einen großen glänzenden Weiher, auf dessen Spiegelfläche das matte Himmelslicht sich verdoppelt über das Düster der Winterlandschaft ergießt und die waldigen Ränder freundlich erhellt. Oben ist er mit Wiesen umgeben, deren schilfige Ufer sich in Halbinseln weit in das Wasser erstrecken und durch gewundene Gräben mit anderen kleinen Wasserstücken verbunden sind. Die zweite Ueberraschung wird uns unterhalb des Dammes, dort leuchtet ein anderes gelbrothes Licht aus der Tiefe, welches wir uns, so lange es noch unsicher durch die Bäume schimmert, nicht zu erklären wissen. Es sind gelbrothe Weiden, die Gemeindepflanzung des nächsten Dorfes, dessen Flur bis an den Teich reicht. Sie verbreiten einen Schimmer über die winterliche Landschaft, der sich mit nichts Anderm in der Natur vergleichen läßt und wahrhaft wunderbar wirkt. Diese von vielen Tausend gelbrother entlaubter Ruthen herrührende Erscheinung wird noch gehoben durch die dunkelgrüne Wand des gegenüberliegenden Fichtenwaldes, welcher den Hintergrund bildet. Fesselt uns hier die überraschende Farbenpracht an den nahen Bäumen, so wird die Wirkung doch wahrhaft wunderbar und für den nicht mit solchen Erscheinungen Vertrauten unerklärlich, wenn er sie in solcher Entfernung sieht, daß er die Ursache nicht erkennt.

Wir kommen im günstigen Augenblick auf der Höhe an. Im Südwesten ist es heller geworden und ein heiteres Licht strömt von dort in die dunkle Landschaft herein. Zwar sehen wir die Sonne nicht, die wol kaum mehr die dunkle Wolkenschicht durchbrechen wird, aber die gelbroth gesäumten Wolken reflectiren im Wasser und ergießen nun auch von diesem ihren verklärenden Lichtstrom über die waldige Landschaft. Alles Licht der verborgenen, schon tief stehenden Sonne scheint auf einen nur kleinen Umkreis zu fallen. Auf dem Wasser liegen glänzende Lichter und der Fichtenwald jenseits ist aus einem Dunkel herausgetreten, als wollte er sich dem abgelebten Laubwalde in seinem lichten Gewande als begünstigter Sohn des Winters zeigen. Der Buchenwald gegenüber ist so durchsichtig, daß man die Stämme zählen könnte,

jede Bodenwelle erkennt. Und wie seltsam! Die Berge sind durchsichtig geworden, denn wir erblicken Gegenden, die uns im Sommer verborgen waren. Was unseren Augen früher als Berg erschien, ist ein niedriger Hügel dicht mit achtzig bis hundert Fuß hohen Bäumen bedeckt und gegen den Horizont eine abgerundete Kuppe bildend. Jetzt ist der Berg achtzig Fuß niedriger und in seiner obern Höhe durchsichtig.

Ueber uns auf einer jungen Fichte, ganz oben auf dem letzten Zweigquirl, singt ein Rothkehlchen sein süßes, leises Lied in den höchsten Tönen. Es ist wol ein junges, das sich im Gesang einübt, um im Frühling sich am Wettkampfe der Alten betheiligen zu können, wenn Liebe der Sangespreis wird. Aber es liegt noch eine schwere Zeit dazwischen, du liebes Thierchen, Gott möge dich beschützen, wenn der gierige Habicht oder Weih über dem Walde schwebt oder die Schleiereule nächtlich an deinen Schlafbaum streift. Er möge dir Würmchen erhalten und einige Hollunderbeeren, wenn Schnee die Erde bedeckt. Warum bist du nicht fortgegangen, wie die meisten deines Volkes, hin, wo es keinen Schnee giebt? Aber vielleicht besinnst du dich noch, denn wahrhaftig, dort unten am Bache trippeln noch zwei Bachstelzen umher, die sich auch verspätet. Könnt ihr das liebe Thal nicht verlassen? Trauet dem goldenen Abendlichte nicht, denn es kann über Nacht harten Frost bringen, der euch das Wasser abschneidet und das Leben. Denket nicht, daß ihr es dem Eisvogel gleich thun könntet, der unruhig über dem Wasser hin und her schwebt und sein glänzendes stahlblaues Gefieder entfaltet. Er und die schwarze Wasseramsel mit dem rothen Mützchen, sie bleiben zusammen, so lange noch Wasser über das Mühlwehr und das Felsbett rauscht. Sie können sich nicht leiden und bleiben doch zusammen. Ziehe fort, liebes Rothkehlchen, nach Süden, wo es keinen Schnee giebt, damit du im Frühling wieder hier sein kannst. Und singe den Bachstelzen zu, daß sie mitziehen. Wald und Bach bleiben ja euer und heißen euch willkommen, wenn die Kätzchen auf den Weidenbäumen wieder schwellen.

Wohin will uns das Lied des verspäteten Vögleins entführen aus dem heimischen Winterwalde? Während wir noch darüber sinnen, sind wir unten am Wasser angelangt. Ein Flug Wildenten erhebt sich rauschend aus dem gelben Schilfmeer, umkreist den Weiher und fällt klatschend weit entfernt von uns wieder in das Röhrich. Wir sehen es an den schwarzbraunen Rohrkolben, die fast mannshoch aus dem Wasser ragen, wie sie sich hin- und herbewegen. Dann zieht uns ein anderes Bild an. Unten bei den Weiden, ein Wunder an sich selbst und auf das heiterste belebt. Auf einer der ältesten hohen Weiden steht eine Ebereſche (Vogelbeerbaum) reich mit scharlachrothen Früchten beladen, an denen eine schwarze Amsel und ein rothbrüstiger Gimpel ihr Abendmahl halten. Die Amsel läßt zornige Töne hören, denn sie hält den Beerenbaum für ihr Eigenthum, das den ganzen Winter vorhalten könnte; aber die Gimpel denken, daß die Vogelbeeren gut schmecken und weiter nichts. Aber wie kam der Beerenbaum auf die Weide? fragen wir. Die Vögel geben uns die Erklärung. Eine Beere wurde vor langer Zeit auf die Weide getragen, keimte und schlug in dem feuchten Moder des Baumes Wurzeln, die allmälig in die Höhlung des Stammes hinabdrangen und endlich den Boden erreichten. Das Wunder ist nicht so selten und wiederholt sich vielleicht im kleinen Umkreise mehrmals. Sehen wir doch zwanzig Fuß hohe Fichten und Tannen auf solchen alten Weiden. Während wir dieser lustigen Scene zuschauen, sind plötzlich dunkle Schatten, über das Thal geflogen, die

Lichtöffnung im Westen hat sich geschlossen. Die rothen Weiden unter uns sind jetzt die einzige Lichtquelle der Umgebung.

Wir eilen über den Damm, um noch vor Dunkelwerden aus dem Walde zu kommen. Der Nachmittag geht in Dämmerung über und im Walde ist's schon dunkel, aber ein guter Weg führt uns in lichtere Theile und bald in das Freie. In der höhern Luft rauscht es und schwarze Wolken von schreienden Krähen beschreiben ihre unberechenbaren Kreise. Sie fallen nieder auf einige alte hohe Eichen, so massenhaft, daß sich die Aeste beugen und die Bäume schwarz erscheinen, erheben sich aber bald wieder und führen weitgehende Luftschwenkungen aus. Es will Abend werden, denn dieses Zeichen trügt nie. Noch einige Zeit, dann werden die schwarzen Schwärme in dem gegen Wind geschützten schwarzen Kiefernwalde am Ostabhange verschwinden.

Eine fixe Idee.

Novelle von **Rudolph Lindau.**

(Schluß.)

Regnault ging seit einer halben Stunde längs der Klippe auf und ab, über das was er soeben gehört hatte, nachdenkend. Er war dadurch in peinlicher Weise überrascht worden. Der Zweck seiner Reise nach Thorley war gewesen, sich zu erholen. Er war während des Sommers damit beschäftigt gewesen, ein großes Bild fertig zu machen, das ihm von einem gekrönten Haupt bestellt worden war, und er hatte darauf gerechnet sich auf der Insel Wight wohlverdienter Ruhe erfreuen zu können. Benson's Krankheit machte ihm einen Strich durch seine Rechnung. „Eine recht dumme Geschichte", sagte er — und er fühlte, als ob Benson ihm ein Unrecht zugefügt hätte und bereute fast nach Thorley-Haus gekommen zu sein. Dann aber gewann seine alte Freundschaft für Benson die Oberhand. „Der arme, gute Mensch", setzte er sein Selbstgespräch fort, „wenn ich nur wüßte, wie ihm zu helfen wäre. Auf diplomatische Maßregeln verstehe ich mich nicht. Ihm den Proviant abzuschneiden und ihn unter meine polizeiliche Aufsicht zu stellen, kann ich weder ihm noch mir zumuthen. Er würde sich das einfach nicht gefallen lassen und ich würde rasch die Geduld verlieren. Aufopfernde Missionen sind nicht meine starke Seite. An mir ist keine barmherzige Schwester verdorben . . . Das Beste ist vielleicht, ich spreche offen mit ihm und appellire an seine Männlichkeit . . . Das hat auch Vieles gegen sich . . . Ich muß mich von den Umständen leiten lassen . . ."

Als Regnault gerade zu dieser nicht compromittirenden Schlußfolgerung gelangt war, erblickte er Maltby, der ihm entgegeneilte.

„Der Herr ist eben aufgewacht", sagte der Diener, „und bittet Sie, auf sein Zimmer zu kommen."

„Wie geht es ihm?" fragte Regnault, während er sich mit Maltby schnellen Schrittes dem Schlosse näherte.

„Ziemlich gut", war die Antwort. „Das ist das Eigenthümliche bei seinen Anfällen, daß dieselben ihn ungewöhnlich schnell verlassen. Er ist jetzt vollständig vernünftig; nur werden Sie ihn sehr schwach finden."

Benson lag im Bette, als Regnault in das Schlafzimmer trat. „Entschuldigen Sie, lieber Freund, daß ich Sie so schlecht empfange", bewillkommte er seinen Gast. „Ich habe versucht aufzustehen, aber ich fühlte mich schachmatt und die Beine versagten mir. Es freut mich sehr Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?"

Regnault hatte sich dem Bett genähert und drückte dem kranken Mann die Hand. „Von mir darf heute nicht die Rede sein", sagte er, „ich befinde mich ganz wohl; wie geht es Ihnen?"

„Nicht besonders, wie Sie sehen. Ich bin gestern Abend plötzlich

ohnmächtig geworden und fühle mich so angegriffen, als ob ich mich von einer langen Krankheit erhöbe."

„Was sagt der Doctor?"

„Der Doctor sagt nichts; aus dem einfachen Grunde, daß ich ihn nicht habe rufen lassen."

„Liebster Benson, ich hoffe Sie theilen nicht die Vorurtheile gewisser Dilettanten, die sich für hommes supérieurs halten, weil sie alles Professionelle verspotten. Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie vor allen Dingen einen vernünftigen Arzt rufen."

„Wenn ich mich morgen noch so schwach wie heute fühle, verspreche ich Ihnen, es zu thun. Aber wenn Sie mich morgen wohl und munter auf den Beinen sehen, so versprechen Sie mir, den Doctor aus dem Spiel zu lassen. Ich habe alle Achtung vor der Medicin, aber gegen gewisse Leiden ist kein Kraut gewachsen . . . und mein Leiden ist der Art."

„Wer sagt das?"

„Ich weiß es."

Regnault antwortete nicht gleich. Nach einer kurzen Pause sagte er: „Sie sollen heute Ihren Willen haben, weil Sie noch krank sind. Sie werden mich während der nächsten vierzehn Tage nicht los, und ich finde schon eine bessere Gelegenheit als die heutige, Sie zur Vernunft zu bringen."

Benson stand am nächsten Tage in der That auf und ging, obgleich noch sichtlich schwach und matt mit seinem Freunde im Garten spazieren. „Sie sehen, ich hatte Recht", sagte er, „ich werde auch ohne Hülfe der Facultät wieder gesund." Regnault glaubte, die Gelegenheit, eine Unterhaltung über Benson's Gesundheitszustand herbeizuführen, wäre noch nicht gekommen. Er wollte seinen Freund erst stärker und kräftiger sehen. Er antwortete deshalb vorläufig nicht, aber dies geschah unter dem stillen Vorbehalt, das Gespräch über diesen Gegenstand bald wieder aufzunehmen.

Eine Woche verging. Benson hatte sich bedeutend erholt. Regnault beobachtete ihn während der Mahlzeiten. Er trank wenig, fast gar nichts. Maltby, der dem Maler jeden Abend Bericht erstattete, theilte ihm mit, daß sein Herr den Weinvorrath auf seinem Zimmer seit dem letzten Anfall nicht angerührt habe.

An einem schönen, sonnigen Nachmittag, wie sie im Spätherbst und selbst im Winter auf der Insel Wight nicht selten sind — als die beiden Freunde von einem längern Spaziergang auf den Dünen nach Thorley-Haus zurückkehrten, hielt es Regnault endlich für gerathen, die Unterhaltung zu den heiklen Punkt — Benson's Gesundheitszustand, zu lenken.

„Benson, hub er an, Sie kennen mich nun seit vierzehn Jahren und Sie werden mir, denke ich, das Zeugniß ausstellen, daß ich kein indiscreter Mensch bin Wollen Sie mir gestatten, einige Fragen über

Ihr Befinden an Sie zu richten? Ich versichere Sie, daß ich dabei nur Ihr Wohl, keineswegs die Befriedigung meiner Neugierde im Auge habe."

Es zuckte um Benson's Mund und seine Augen richteten sich unruhig, fast mißtrauisch, auf das Gesicht des Malers. Aber seine Antwort war versöhnender, als Regnault erwartet hatte: „Sie sind der einzige Freund, den ich auf der Welt habe, und ich fühle mich verpflichtet jede Frage anzuhören, die Sie an mich stellen wollen . . . Ob ich sie beantworten kann, ist eine andere Sache."

„Nein", sagte Regnault, „Sie dürfen sich nicht gleich in Vertheidigungszustand versetzen. Ich beabsichtige keine hinterlistigen Angriffe. Ich will offen mit Ihnen sprechen und ich will freundschaftlich mit Ihnen sprechen. Sie müssen Vertrauen zu mir haben."

„Sie verdienen mein ganzes Vertrauen . . . und Sie haben es, so weit ich es einem Menschen schenken kann."

„Ihre Antworten sind nicht ermuthigend", sagte Regnault verstimmt, „aber ich verdiente nicht Ihr Freund genannt zu werden, wenn ich mich dadurch einschüchtern ließ . . . Was fehlt Ihnen? Was hat Ihnen die Freude am Leben verdorben? Warum sind Sie ein Einsiedler und weshalb leben Sie nicht wie andere Leute — wie ich?"

Wieder zuckte es schmerzlich um die schmalen, bleichen Lippen; und die mageren, nervösen Hände glitten unruhig über Mund und Kinn. Eine kurze Pause trat ein, die Regnault absichtlich nicht unterbrach. „Ich kann es Ihnen heute nicht sagen", kam endlich Benson's Bescheid, „aber Sie sollen es erfahren; nur drängen Sie mich nicht. Sie haben Jahre lang Geduld mit mir gehabt. Gedulden Sie sich noch einige Monate."

Eine neue, längere Pause trat ein, während welcher Benson einen Entschluß zu fassen schien.

„Im Monat August des nächsten Jahres", sagte er darauf, „muß sich mein Geschick entscheiden. Ich verspreche Ihnen, daß Sie vor dem für mich verhängnißvollen Tage Alles hören sollen, was Ihnen jetzt in meinem Wesen geheimnißvoll und unerklärlich scheint. Bis dahin ist es mir unmöglich zu sprechen und ich bitte Sie, um alter Freundschaft willen, den Gegenstand so lange ruhen zu lassen. Sie gaben mir, vor nun vierzehn Jahren, ein Wort, das Sie getreu gehalten haben. Heute gebe ich Ihnen ein Versprechen, und Sie können sich darauf verlassen, daß mir dasselbe heilig sein wird."

Er reichte Regnault die Hand, die dieser drückte. „Sei dem so", sagte der Maler. „Also vor August nächsten Jahres geben Sie mir Bescheid."

„Vor Ende August", verbesserte Benson, das Wort „Ende" scharf betonend. „Vor Ende August! Sie haben mein Wort darauf."

V.

Der Sommer des Jahres 1866 war gekommen und ging zu Rüste; Regnault war während desselben nicht in Thorley-Haus gewesen.

Benson selbst hatte die Monate Mai und Juni in Paris verlebt und war zu Anfang des Monats Juli nach Südfrankreich gereist, um dort, auf Anrathen der Aerzte, die er consultirt hatte, Seebäder zu nehmen. Er beabsichtigte während des August in der Schweiz zu bleiben und er hatte halb und halb mit Regnault verabredet, ihn in den ersten Tagen des September in Thorley-Haus zu erwarten.

„Wenn ich im Stande bin, Sie im Monat September in Thorley-Haus zu empfangen, so sollen Sie sehen, daß ich ein vernünftiger Mensch geworden bin. Ich hoffe, ich werde Sie dann sehen." Dies waren Benson's letzte Worte gewesen, als er von Regnault an der Eisenbahn Abschied nahm. Regnault hatte bemerkt, daß sein Freund das Wort „hoffe" bedeutsam betont hatte. Es war ihm auch nicht entgangen, daß er vor September die von Benson versprochene Aufklärung empfangen haben würde.

„Ich will mein Mögliches thun, um mir September und October frei zu halten" — hatte er gesagt — „und dann wollen wir den frühen Herbst, der ja bei Ihnen so schön ist, vergnügt zusammen verleben."

Benson hatte darauf freundlich und traurig genickt und in demselben Augenblick war er abgefahren. Er war, während seines zweimonatlichen Aufenthalts in Paris sehr niedergeschlagen gewesen; Regnault hatte nicht bemerkt, daß er zu viel getrunken hätte, aber sein Gesundheitszustand war dessenungeachtet ein unbefriedigender gewesen und Regnault hatte sich mehr darum gekümmert, als dies mit seinem Egoismus vereinbar erschien. „Ich hätte gar nicht geglaubt", hatte er sich gestanden, „daß mir der Mann so an das Herz gewachsen wäre." Dann hatte er die Tage gezählt, die bis „Ende August" noch verlaufen müßten, und hatte sich so eingerichtet, daß er zu ungewohnter Zeit, zum 14. August, in Paris in seiner Wohnung eingetroffen war. Zwei Wochen waren seitdem vergangen und noch immer war er ohne Nachricht von Benson.

Am 28. August, als er gegen sieben Uhr, von einer kleinen Promenade durch die Champs Elysées nach seiner Wohnung zurückkehrte, überreichte ihm der Portier einen ungewöhnlich dicken Brief. Er erkannte Benson's Handschrift und riß das Couvert auf. Sobald er einige Zeilen gelesen hatte, wurde er blaß und sah nach der Uhr.

„Schaffen Sie mir in zehn Minuten eine Droschke", sagte er dem Portier, der in der Hausthür stehen geblieben war. „Ich muß gleich auf einige Tage verreisen."

Er hatte die Beweglichkeit eines jungen Mannes wiedergefunden. Er lief die Treppe hinauf, packte einen kleinen Koffer, fuhr nach dem Nordbahnhof und saß um acht Uhr in dem Schnellzuge, der ihn über Calais und Dover in zehn Stunden nach London führen sollte. Von dort aus konnte er, über Southampton und Lymington, in wenigen Stunden in Thorley sein. Aber er fürchtete dennoch zu spät zu kommen.

Unterwegs, in der Droschke, in den Wartesälen, auf der Eisenbahn,

las er das empfangene Schriftstück. Dasselbe bestand aus zwei Theilen: aus einem kurzen, flüchtigen, fast unleserlichen Briefe; und aus einem langen Manuscript. Der Brief, den Regnault zuerst gelesen hatte, lautete wie folgt.

„Thorley-Haus, den 27. August 1866.

„Ich habe mein Wort gehalten. Vor Ende August habe ich Ihre Frage beantwortet. — Es wird mir nicht schwer zu gehen; ich scheide von keinen Freuden. Das Leben ist mir eine furchtbare Last gewesen; meine Kräfte sind zu Ende. Nehmen Sie sich der alten Diener an, besonders Maltby's. Ich habe für sie zu sorgen versucht, aber Maltby wird Ihrer bedürfen. Und vergessen Sie nicht, daß Tiger mein Freund war. Verlassen Sie ihn nicht. Das Haus und den Park habe ich Ihnen hinterlassen. Mögen Sie dort glücklicher sein, als ich es gewesen bin... Adieu! Adieu! Meine Stunde wird bald schlagen. Er hat mich gestern gerufen. Morgen muß ich ihm folgen. Adieu! Adieu, zum letzten Mal Adieu!"

Der Brief war mit einem unleserlichen „Th. B." gezeichnet. Ueberhaupt waren die letzten Zeilen desselben nur schwer zu entziffern. Der größte Theil des umfangreichen Manuscripts dagegen war sehr sorgfältig geschrieben; an einigen Stellen nur war leicht zu bemerken, daß sich der Verfasser beim Niederschreiben derselben in großer Aufregung befunden haben müsse; die Hand hatte dort gezittert und die Buchstaben waren unregelmäßig und undeutlich. Der Inhalt des Manuscripts war folgender:

„Thorley-Haus, November 1865.

Sie haben mich gefragt, was mir fehle, weshalb ich meines Daseins nicht froh werde und nicht wie andere Menschen lebe. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich jemals im Stande sein würde, diese Frage zu beantworten. Aber nun habe ich Ihnen versprochen, es zu thun; und ich will mein Versprechen halten.

Ich hatte meinen fünfundzwanzigsten Geburtstag in Thorley-Haus gefeiert. Einige Freunde waren von London zu mir gekommen und hatten mit mir gespeist. Ich war fröhlich und guter Dinge. Meine Freunde, Beamte im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, waren genöthigt, am nächsten Tage wieder in London zu sein. Ich begleitete sie gegen zehn Uhr Abends nach Totland-Bay, wo sie ein Boot gemiethet hatten, das sie nach Lymington führen sollte. Es war am 28. August. Die Nacht war hell und warm. Ich hatte meine Freunde vom Ufer abstoßen sehen, ich hatte Ihnen „glückliche Reise" und „gute Nacht" zugerufen und ich machte mich nun langsam auf den Rückweg nach Thorley-Haus. Ich hatte nur frohe Gedanken im Kopfe. Ich war jung, gesund, wohlhabend; das Leben lag voll schöner Versprechen vor mir. Meine Straße führte über Headon-Hill, durch Alum-Bay nach den Nadelklippen. Es war ein ziemlich weiter Weg und ich wurde während des einsamen Spazierganges müde. Als ich oben auf der Düne war, wo man von dem schwarzen Seezeichen aus weit in's Meer hinausblickt,

Digitized by Google

setzte ich mich nieder, um etwas auszuruhen. Ueber mir ein klarer, tiefblauer Himmel; unter mir das große, dunkle, dumpfbrausende Meer; rings um mich her feierliche Stille. — Ich schlief ein.

Als ich erwachte, lag eine eigenthümlich röthliche Helle über der Landschaft. Neben mir, am Fuße des Seezeichens stand eine Gestalt. Meine Augen hefteten sich auf dieselbe. Ein eisiger Schauer rieselte mir durch Mark und Bein, denn ich wußte plötzlich mit voller Gewißheit, daß ich die Gestalt sei. Sie näherte sich mir langsam und unsere Blicke begegneten sich. Ich erkannte jeden meiner Züge, und doch war ich erschrecklich verändert. Meine Wangen waren eingefallen, mein Haar ergraut, meine Augen spähten ängstlich nach etwas Ungekanntem, Ungeheurem. Ich, mein eigenes Ich, fühlte mich wie gebannt. Ich wollte fliehen — der Blick meines andern Ich hielt mich fest; ich wollte schreien — die Stimme versagte mir — da hob der Doppelgänger den Arm in die Höhe und seine bleichen Lippen bewegten sich und sagten lautlos: „Zähle"! In demselben Augenblick hörte ich in weiter Ferne eine Thurmuhr schlagen. Ich konnte mir nicht helfen; ich mußte laut zählen. Der stumme Mund befahl und zählte mit mir: Eins, zwei, drei! . . . immer weiter . . . zwölf, dreizehn, vierzehn!! . . . Die Furcht machte mich wahnsinnig. Aber ich mußte weiter zählen: dreißig, einunddreißig, zweiunddreißig! . . . Der Arm der furchtbaren Gestalt senkte sich. Ein bitteres, finsteres, schreckliches Lächeln verzerrte die hageren Züge. — Sie entfernte sich langsam, ohne das hellerleuchtete, fahle Gesicht von mir abzuwenden — achtunddreißig! neununddreißig!! . . . Sie winkte mir — der stumme Mund sprach deutlich: „Komm! . . . Du mußt kommen! . . . Komm!" . . . Vierzig!! — Ein geller Schrei und die Gestalt war verschwunden — eine kurze Pause — ein leises Plätschern des Meeres, und aus der dunklen Tiefe die Worte: „Komm! . . . Du mußt kommen! . . ."

Ich jagte wie ein gehetztes Thier über die öde Düne. Dicht hinter mir die Erscheinung. Ich fühlte ihren eisigen Athem, ich hörte sie keuchen und stöhnen und deutlich vernahm ich ihr heiseres Flüstern: „Komm! . . . Du mußt kommen! . . . Komm!"

Ich weiß nicht wie ich Thorley-Haus erreichte; ich erinnere mich nur, daß ich eines Tages matt und niedergeschlagen aus einem langen, schweren Fiebertraum erwachte. Neben mir saß der alte Maltby. Ich war bei voller Besinnung, aber zu schwach, um denken oder fürchten zu können. Das grausige Bild stand mir lebhaft vor der Seele, ohne mich zu erschrecken, ja ohne mich in Erstaunen zu setzen. Vielleicht war es nichts, als ein Erzeugniß meiner kranken Phantasie. Ich versuchte es, diesen Gedanken festzuhalten. Es war mir unmöglich. Von der fernen Düne her brachte mir der Wind den Befehl: Komm — Du mußt kommen — komm! — Ich schloß die Augen wieder und versank in einen traumlosen Schlummer, aus dem ich genesend und gestärkt erwachte.

Die furchtbare Stimme war verstummt, aber ich wußte, ich wußte mit tödtlicher Bestimmtheit, daß ich sie bald wieder hören, daß ich die

Erscheinung wiedersehen würde. Ich erholte mich; die Krankheit verließ mich; aber die Gewißheit der Existenz meines Doppelgängers umklammerte fester und fester meine Seele.

Sobald ich Thorley-Haus verlassen konnte, reiste ich nach London, um einen berühmten Arzt zu consultiren. Ich erzählte ihm den Vorgang meiner Krankheit und meines Unglücks, ohne das geringste Detail zu verschweigen. Er hörte mir aufmerksam zu, richtete mehrere Fragen an mich und gab mir beruhigenden Bescheid. Er schrieb mir eine gewisse Diät vor und rieth mir, einen Augenarzt zu besuchen, um mein Gesicht einem genauen Examen zu unterwerfen. Er meinte, daß ein krankhafter Zustand der Netzhaut die Erscheinung eines Doppelgängers meinen aufgeregten Sinnen vorgespiegelt haben könne. Die Worte, die ich gehört haben wollte, verwarf er als Erzeugnisse der Furcht. — Ich ging zu den besten Specialisten von Paris und Berlin. Sie untersuchten mich und waren einstimmig in dem Ausspruche, daß meinen Augen nichts fehle. Der londoner Doctor, dem ich dies mittheilte, schob darauf Alles auf Kosten meiner Einbildungskraft. Er sagte mir, ich solle, so lange ich mich noch fürchte, vermeiden, allein zu sein; er rieth mir ferner an, in hellen Zimmern zu schlafen. Er meinte, die Sache würde sich von selbst geben; sollte er sich darin irren, so möchte ich nur später wieder zu ihm kommen. Das war die einzige Hülfe und der einzige Trost, den ich mir bei der Wissenschaft holen konnte.

Ich befolgte die Vorschriften des Arztes auf das Strengste. Aber es nützte nichts. Mir war eben nicht zu helfen. Mein Unglück lag außerhalb des Bereichs menschlicher, natürlicher Hülfe. Ich war, Gott sei's geklagt, auserkoren, das Opfer übermenschlichen, unergründlichen Unglücks zu sein.

Ich hatte die Stimme seit mehreren Wochen nicht gehört und ich hatte die Gestalt seit jenem verhängnißvollen 28. August nicht wieder gesehen, aber ich fühlte ihre finstere, unheimliche Gewalt in meiner Nähe. Unsichtbar, unhörbar lebte sie erschrecklich neben mir. Ich wußte sie an meiner Seite, wenn ich mich zum Mahle niedersetzte, am Fuße meines Bettes, wenn ich mich zur Ruhe begeben wollte. Wo ich ging und stand umschloß sie mich mit einem dunklen Mantel des Grauens und Entsetzens. Ich wußte, daß ich sie wiedersehen, daß ich die Stimme wiederhören würde und ich harrte in unbeschreiblicher Angst.

Dies lange, fortwährende Erwarten einer neuen, furchtbaren Manifestation der Erscheinung wurde mir nach einigen Wochen geradezu unerträglich. Da beschloß ich, Dem, was meine Gedanken unausgesetzt beschäftigte, eine gewisse Realität zu geben. Ich bildete mir ein, daß mich der Anblick des Furchtbaren mit ihm vertraut machen, seine Gewalt über mich verringern würde. — Die Gestalt, wie ich sie einmal gesehen hatte, war meinem Gedächtniß unauslöschbar eingeprägt. Sie, lieber Freund, verliehen ihr die Realität, die ich vor mir sehen wollte, indem Sie nach meinen Andeutungen das Bild malten, das nun seit vierzehn Jahren als eine

dauernde Bestätigung meines Unglücks in meinem Zimmer aufbewahrt worden ist.

Meine Erwartung wurde diesmal nicht getäuscht. Ihr Werk verschaffte mir einige Ruhe. Die unsichtbare Gestalt, deren furchtbare Nähe ich fühlte, schien vor dem sichtbaren Bilde zu weichen. Ein gewisser Friede kam über mich. Das Bild flößte mir keine Furcht ein. Ich hatte es entstehen sehen; ich war mit ihm vertraut. Ich konnte stundenlang vor demselben sitzen und mich in meine eigenen Züge, in den Gedanken an mein unverdientes, unheilbares Unglück vertiefen. Es waren keine freudigen Momente, diese Momente der Betrachtung, aber sie waren wenigstens frei von dem unerträglichen Grauen, das mir die Brust zuschnürte, wenn ich die unsichtbare Gestalt in meiner Nähe fühlte.

Um diese Zeit erfuhr ich auch, daß die vierzig Glockenschläge, die ich in der verhängnißvollen Augustnacht gehört hatte, auf natürlichem Wege erklärt werden konnten. Eines Abends nämlich, als ich bei offenem Fenster allein in meinem Zimmer saß, hörte ich plötzlich aus der Ferne das langsame und andauernde Schlagen einer tiefen Glocke. Der Ton war mir wohlbekannt und es überlief mich eiskalt. Ich rief Maltby und fragte ihn, ob er wie ich jene Glockenschläge höre und was sie bedeuten. Er wies auf den gerötheten Nachthimmel.

„Sie haben in diesem Jahre Unglück in Yarmouth" — sagte er — „dies ist innerhalb weniger Monate das zweite Feuer, durch welches die Stadt heimgesucht wird. Hoffentlich kommen die armen Leute diesmal mit geringerm Schaden davon als an Ihrem letzten Geburtstage. Das war ein schlimmer Tag für Yarmouth — und auch für Thorley-Haus. Yarmouth brannte zur Hälfte nieder, und Sie wurden von der Krankheit überfallen, von der Sie noch immer nicht ganz genesen sind."

Es fiel mir wie ein Stein vom Herzen. Ich athmete tief auf. Ich hatte also die Sturmglocke läuten hören, als ich in wahnsinniger Furcht wähnte, eine Geisteruhr verkünde die Stunde meines Todes.

Ich ließ ein Pferd satteln und ritt nach Yarmouth hinüber und blieb während der ganzen Nacht auf dem Schauplatz der Feuersbrunst. Am nächsten Tage wurde ich dafür mit gesundem Schlafe belohnt, wie ich ihn seit Monaten nicht mehr gekannt hatte. Ich erwachte gestärkt und beruhigt.

Die Gestalt schien verschwunden. Ich fühlte mich allein. Dieser glückliche Zustand dauerte mehrere Wochen.

Der Jahrestag meines Unglücks, mein Geburtstag, nahte. Ich hatte mir vorgenommen, nicht daran denken zu wollen. Aber was vermochten meine schwachen Vorsätze gegen die finstere Gewalt, der ich verfallen war? Alles, was mich umgab, schien es sich zur Aufgabe zu machen, mir den 28. August in's Gedächtniß zurückzurufen. Maltby weckte mich am frühen Morgen mit einer gutgemeinten Gratulation; Susanne brachte mir zum Frühstück ein großes Blumenbouquet; einige Freunde schrieben, um mir Glück zu wünschen. „Möge der Tag oft wiederkehren" — sagten sie. Es klang wie bitterer Spott. Ich ging während des

Tages unruhig einher. Ich konnte nicht essen und nicht trinken. Als die Dunkelheit hereinbrach, überfiel mich die alte Bangigkeit. Ich fühlte die eisige Nähe der Gestalt. Sie umschwebte mich und füllte meine Seele mit unnennbarem Grausen. Ich flüchtete mich in mein Zimmer und zog den Vorhang zurück, der Ihr Bild während der letzten Wochen verdeckt hatte. Die Gestalt verschwand. Ich fühlte, wie die eisige Atmosphäre, die mich umgeben, der lauen Sommerluft Platz machte. Aber deutlich, furchtbar deutlich hörte ich in der Ferne einen langgezogenen lauten Schrei und dann ein leises, verklingendes Rufen: „Komm! . . . Du mußt kommen! . . . Komm!“ — Ich sank ohnmächtig nieder.

Jahre vergingen; in meinem traurigen Leben änderte sich nichts mehr — mein Schicksal war besiegelt. — Wol hatte ich Momente der Ruhe, aber nie verging ein 28. August, ohne daß sich die Gestalt mir nahte, ohne daß ich ihren furchtbaren Befehl hörte.

Mein Haar ergraute, meine Stirn erbleichte, meine Augen nahmen den ängstlich spähenden Ausdruck an, den Sie denselben in Ihrem Bilde mit so wunderbarer Treue wiedergegeben haben. Ich fühlte, wie ich, so zu sagen, in die Gestalt meines Doppelgängers hineinwuchs, wie ich mich mehr und mehr mit derselben identificirte; wie sie mich an sich zog; wie nichts, nichts mich vor ihr retten konnte.

Und doch erheiterte noch ein kurzer Sonnenblick mein elendes Leben und verscheuchte den Todesschatten, der seit langen Jahren über demselben lagerte.

Im Frühling des Jahres 1860 lernte ich ein edles, weibliches Wesen kennen, und nach wenigen Wochen durfte ich es wagen, ihr meine Liebe zu gestehen. Sie war viele Jahre jünger als ich und ich war vor der Zeit alt geworden; aber ich hatte das Glück, meine Liebe erwiedert zu sehen. Die Verwandten meiner Geliebten gaben ihre Zustimmung erst nach einigem Zögern, denn ich hatte den wohlverdienten Ruf eines traurigen Sonderlings. Aber die Tochter versprach, mich glücklich zu machen, und die Eltern konnten ihren Thränen nicht widerstehen. Die Hochzeit sollte im Monat September stattfinden. Ich selbst, aus Rücksicht auf Die, die mir über Alles theuer war, hatte gewünscht, noch einen 28. August vorübergehen zu lassen, ehe ich ein anderes Wesen für immer an mich fesselte. Während der Zeit unserer Verlobung wollte ich in der Nähe der Geliebten weilen. Wenn irgend etwas auf der Erde, so konnte sie die furchtbare Gestalt fern halten.

Den Frühsommer brachten wir in England zu; von dort reisten wir durch Frankreich nach der Schweiz. Während der ganzen Zeit war ich ruhig und glücklich. Manchmal, wenn ich allein war, beängstigte mich der Gedanke an mein Schicksal, gleichsam wie eine noch nicht bezahlte Schuld, deren Tilgungstermin unerbittlich naht; aber die Nähe der Geliebten verscheuchte alle Befürchtungen.

Gegen Mitte August langten wir in Interlaken an. Eines Abends, als ich nach einem langen Spaziergang mit Marie nach dem Hause zurückkehrte, wo die Eltern unserer warteten, fragte sie mich nach der

Urſache meiner frühern Traurigkeit, die mir bei Allen, die mich kannten, den Ruf eines Sonderlings verſchafft hatte. Wir ſaßen, als ſie dieſe Frage an mich richtete, auf einer Bank an einem einſamen Wege. Ringsumher herrſchte tiefe Stille. Ueber uns breitete der Himmel ſein tiefblaues Zelt aus, und vor uns in einem Feuermeer verſchwand die Sonne hinter den Schneemaſſen der Jungfrau. Ein ſüßer Friede kam in meine kranke Bruſt. Ich ergriff die kleine Hand, die ich ſtark genug wähnte, um mich vor allem Unheil zu ſchützen und erzählte, ſo gut ich es konnte, die Geſchichte meines Unglücks. Währenddem ich ſprach wurde es immer dunkler und kälter; das alte, furchtbare Grauen kam über mich. Die Zunge wurde mir trocken; die Worte ſtockten mir in der Kehle, meine Stimme hatte einen fremden, rauhen Klang, als ſpräche ein Anderer als ich. Ich drehte mich ſcheu um und ſpähte in der Dämmerung nach der Geſtalt, die ich in meiner Nähe wußte. Marie wurde blaß, todtenblaß und ich fühlte ihre Hand in der meinigen erkalten. — „Mich fröſtelt", ſagte ſie — „komm nach Hauſe . . ." Wir gingen ſtumm nebeneinander her. Es war mir, als hätte ich ein Verbrechen begangen. In der Nähe unſerer Wohnung blieb ſie plötzlich ſtehen. Sie legte ihre beiden Hände auf meine Schultern und ſchaute mir voll in's Geſicht. „Sieh' nicht ſo ängſtlich aus . . . um Gotteswillen, ſieh' nicht ſo ängſtlich aus" — flehte ſie — „Fühlſt Du die Geſtalt in Deiner Nähe?"

„Nein", antwortete ich — „nein, mein geliebter Engel. Deine ſüße, heilige Nähe hält die böſe Geſtalt fern."

Sie ſchlang ihre weichen Arme um meinen Nacken und küßte mich. Ihre Lippen waren eiskalt. — „Komm nach Hauſe", ſagte ich jetzt — „komm, Du biſt krank. Ich fühle, wie Du zitterſt." — Sie antwortete nicht, aber ſie lehnte ſich ſchwer auf meinen Arm und folgte mir.

Am andern Morgen war ſie noch ſtark genug, um den nichts ahnenden Eltern ihr Unwohlſein verbergen zu können. Am darauf folgenden Tage, am 22. Auguſt, reiſten wir nach Chamounix ab. Sie traf dort ermüdet und niedergeſchlagen ein. Man ſchob dies auf eine Erkältung und auf die Anſtrengungen der beſchwerlichen, langen Reiſe. Aber am nächſten Morgen, als ich mich nach dem Befinden meiner Braut erkundigte, ſagte mir die Mutter mit beſorgtem Geſicht, Marie habe während der ganzen Nacht im heftigen Fieber gelegen; der Doctor, der ſie ſoeben verlaſſen, habe die größte Ruhe anempfohlen. Gleich darauf hörte ich im Nebenzimmer die Stimme der Geliebten, die ängſtlich nach der Mutter rief. Dieſe eilte davon und ließ mich allein. Bald kam ſie zurück, um mir zu ſagen, Marie dringe darauf, mich zu ſehen; ich ſolle zum Arzt laufen und von dieſem Inſtructionen holen, da er ganz beſonders geſagt habe, die Kranke müſſe ſo viel wie möglich allein gelaſſen werden und man müſſe jede Unterhaltung mit ihr, Alles, was ſie aufregen könne, ſorgfältig vermeiden.

Der Doctor, ein alter Mann mit wohlwollendem Geſicht, ſagte mir: „Der Zuſtand des jungen Mädchens iſt nicht unbedenklich. Sie

„März 1866.

Der schmerzlichste Theil meiner Geschichte ist erzählt. Es bleibt mir nur wenig zu sagen übrig. Sie kennen nun mein ganzes Unglück und Sie wissen, weshalb ich nicht wie andere Leute leben konnte.

Ich habe noch ein Bekenntniß zu machen. Es fällt mir, nach dem, was ich Ihnen bereits anvertraut habe, nicht schwer. Bald nach meiner Rückkehr nach Thorley-Haus fing ich an zu trinken. Zu Anfang verschaffte mir dies kurze Augenblicke des Vergessens und festen Schlaf; später, nachdem mir das Trinken zum Bedürfniß geworden war, wurde mein Zustand schlimmer als zuvor. Die Gestalt erschien häufiger und deutlicher; im Tosen der Brandung, im Geheul des Sturmes hörte ich ihren mahnenden, drohenden Befehl. Bald war die Gestalt nicht mehr allein. Hinter ihr, in langem, weißem Sterbegewand schwebte eine lichte, leichte Erscheinung: der Schatten meiner todten Braut. Und die bleichen Lippen sagten tonlos: „Was willst Du allein auf der traurigen Erde? . . . Komm bald!“ — Ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe. Meine Lage wurde immer entsetzlicher. Der Schlaf floh mein Lager und Grauen und Entsetzen füllten mein ganzes Herz. Ich hatte aufgehört im Reich der Wirklichkeit zu leben; das Lebende hatte für mich seine Bedeutung verloren. Ich verkehrte mit unirdischen, grausamen, furchtbaren Schattenbildern.

Der Schatten der todten Geliebten erschien zuerst undeutlich. Ich erblickte ihn in weiter, weiter Ferne. Er schwebte auf und nieder, einem lichten Dunstgebilde gleich zwischen den dunklen Wolken des Nachthimmels. Mit jedem Tage näherte er sich mehr. Bald konnte ich den Ausdruck der Gesichtszüge erkennen. Die todten Augen blickten mich zornig an; der stumme Mund zieh mich des Mordes: „Warum konntest Du mir Dein unseliges Geheimniß nicht verschweigen? Warum mußtest Du es mir anvertrauen und mich dadurch tödten? Das Leben schuldete mir noch Freude und Lust, die Du mir geraubt hast. Ich bin allein . . . Ich sehne mich nach Dir . . . Komm! . . . Komm bald! . . .“

* * *

„Juli 1866.

Seit einigen Tagen haben sich die beiden Schattengestalten vereinigt. Sie halten sich umschlungen. Die Geisterarme winken und befehlen mir zu folgen . . . Der Mond bricht durch die Wolken . . . Sie winken und rufen . . . Eine eisige Kälte umgiebt mich . . . Ich kann es nicht mehr ertragen . . .“

* * *

„27. August.

Habt Geduld. Morgen gehöre ich Euch. Morgen sind wir vereint. Blickt nicht so zornig! Habt Erbarmen! Ich folge Euch willig; ich folge Euch so gern . . . Sie wirbeln dahin in schwindelnd schnellen Reigen. Mir ist es als höre ich sie lachen und jauchzen . . . Ich weiß es ja. — Ich muß kommen . . . Ich komme . . .“

VI.

Regnault hatte an Maltby telegraphirt und die Stunde seiner Ankunft in Yarmouth angezeigt. Am Landungsplatz empfing ihn der Kutscher von Thorley, den Regnault von früheren Besuchen her kannte. Der Mann sah verstört und niedergeschlagen aus. Sobald der kleine Wagen, in dem der Angekommene neben dem Kutscher Platz genommen, den Landungsplatz verlassen hatte, begann der Diener das Gespräch, ohne die Fragen des Malers abzuwarten:

„Der Herr ist todt", sagte er. „Er hat sich selbst getödtet. Es ist kein Zweifel darüber. Tiger, der wahrscheinlich versucht hat ihn zu retten, ist auch todt. Die Leiche des Herrn liegt im Hause. Sie werden sie gleich sehen. Die Geschworenen haben heute früh bereits Sitzung gehalten. Ihr Spruch: „Selbstmord in einem Anfall von Wahnsinn." Während der letzten Wochen bereits ging der Herr umher, als ob es mit ihm nicht richtig sei. Tiger verließ ihn niemals. Das war ein treuer Hund. Mehrere Mal wachte ich in der Nacht auf, weil ich den Herrn laut rufen hörte. Er stand am offenen Fenster und schrie in die Nacht hinein Mich überlief's dabei kalt. Auch die Hunde heulten. Er aß gar nicht mehr. Er trank viel. Aber niemals sah ich ihn trunken. Gestern Abend um elf Uhr ließ mich Maltby rufen und sagte mir, ich solle nach Yarmouth reiten und den Doctor bitten, gleich herüber zu kommen. Der Herr sei sehr krank. Er stand am Fenster und ich hörte ihn laut sprechen. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte. Ich rief hinauf: „Befehlen Sie etwas, Herr?" — Er antwortete: „Ich komme! Ich komme!" — Ich eilte in den Stall und sattelte das Pferd und ritt nach Yarmouth hinüber. Als ich zurückkam, gegen halb ein Uhr, stand die alte Susanne im Hofe und sagte mir, der Herr habe das Haus vor einer Viertelstunde verlassen. Maltby und Spencer seien hinter ihm drein. Er sei in der Richtung nach den Nadelklippen davongelaufen. Ich gab dem Pferd die Sporen und jagte ihnen nach. Die Nacht war hell. Bald sah ich zwei Gestalten und rief sie an. Maltby und Spencer waren es. Sie liefen, so rasch sie konnten, mir entgegen. „Der Herr hat sich von der Klippe in's Meer gestürzt", sagte Maltby. „Wecke die Fischer in Freshwater und kommt so schnell wie möglich mit einem Boot. Ich laufe nach der Klippe zurück und zeige Euch die Stelle, wo er verschwunden ist."

Die Bootsleute waren schnell zur Hand. Die Nacht war ruhig und still. Oben auf der Klippe standen Maltby und Spencer und riefen: „Hier war es! Hier!" „Wir hatten Laternen mitgebracht. Die Fluth war im Steigen; aber am Fuße der Klippe, die dort mehrere hundert Fuß hoch senkrecht emporsteigt, war noch ein schmaler Streifen festen Bodens sichtbar. Dort, nicht weit von den Nadeln, Sie kennen den Ort, dem schwarzen Seezeichen gegenüber, dort fanden wir den Herrn; — und neben ihm lag sein Hund."

Der alte Maltby, der Regnault in Thorley-Haus empfing, führte den Maler in das Schlafzimmer des Verstorbenen. Die Leiche lag auf

dem Bett ausgestreckt. Nachdem Regnault sie lange stumm betrachtet hatte, folgte er Maltby in das Arbeitszimmer. Dort ließ sich der alte Mann weinend in einen Sessel fallen und zeigte, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Bilde. Der Schleier, der es jahrelang verdeckt hatte, war fortgerissen. Die Aehnlichkeit des Gemäldes mit Benson war vollständig. In der Ecke des Bildes las der Maler, was er dort vor fünfzehn Jahren hingeschrieben hatte: „28. August 1866. Victor Regnault." — „Wie ist es gekommen?" fragte er leise. „Können Sie sich den Vorfall erklären?"

Maltby wiederholte und ergänzte die Erzählung des Kutschers. Er sagte, er habe den Herrn am 28. August den ganzen Tag über scharf überwacht, denn er habe wol bemerkt, daß etwas Außerordentliches mit ihm vorgehe. Um elf Uhr Abends habe er zum Doctor geschickt und von dieser Stunde an habe er sich fortwährend im Zimmer des Herrn zu thun gemacht, um diesen nicht aus den Augen zu verlieren. „Er achtete nicht auf mich", fuhr der alte Diener fort. „Er stand am Fenster und rief in die Nacht hinein. Es waren unzusammenhängende Worte. Ich wußte nicht, was sie bedeuteten. Als die Uhr zwölf schlug, wandte er sich um und erblickte mich. Er sah furchtbar aus; todtenbleich; er zitterte. Er ging schnellen Schrittes in sein Arbeitszimmer und ich hörte wie er den Vorhang vom Bilde riß. Ich folgte ihm. Er stand mit einem Licht in jeder Hand vor dem Bilde und wandte sich vom Bilde nach dem Spiegel. Es war als blickte er in zwei Spiegel. Er setzte die Leuchter wieder nieder und kam auf mich zu, als wolle er mit mir sprechen. Aber dann sprang er auf einmal in einem wilden Satz an das Fenster und rief: „Ich komme! ich komme!" Und gleich darauf war er aus dem Zimmer verschwunden und ich hörte ihn die Treppe hinunter eilen. Ich lief ihm nach, so rasch mich meine alten Beine tragen konnten. Spencer, der in der Küche gewacht hatte, sah mich und folgte mir. Wir erblickten ihn deutlich, wie er über die Düne dahinjagte. Tiger war neben ihm. Wir riefen den Herrn. Er beachtete uns nicht. Er näherte sich dem Rand der Klippe. Spencer und ich stießen einen Schrei aus. Die Klippe war leer . . . Er war todt, als wir ihn fanden."

Die Leiche wurde am folgenden Morgen in aller Frühe bestattet. Der Doctor aus Yarmouth ging neben Regnault. Er hatte Benson seit seiner Kindheit gekannt und hatte ihn während seiner ersten Krankheit vor fünfzehn Jahren gepflegt. Er versuchte es, die Krankheit sowie den Tod des unglücklichen Mannes in einfacher Weise zu erklären. „Benson", meinte er, „hat sich von dem Nervenfieber niemals vollständig erholt. Er muß irgend eine fixe Idee gehabt haben. In späteren Jahren hat er sich dem Trunk ergeben. Er hat mehrere Anfälle von delirium tremens gehabt und in dem letzten dieser Anfälle, der ihm wahrscheinlich unerträglich grauenhafte Gestalten zeigte, hat er sich getödtet."

Maltby überlebte seinen Herrn nur um wenige Monate. Spencer und Susanne verwalten Thorley-Haus. Regnault, der jetzige Besitzer,

bringt dort jährlich mehrere Monate zu. Das Bild ist nach Paris geschafft worden und ist dort im Atelier des Malers aufgestellt. Es wird von vielen Künstlern besucht und bewundert und gilt für eins der besten Portraits der Neuzeit.

Während eines Sommeraufenthalts auf der Insel Wight lernte ich Regnault kennen. Ich befreundete mich schnell mit dem liebenswürdigen Manne. Eines Abends, als ich in Thorley-Haus bei ihm gegessen hatte, erzählte er mir die Geschichte seines Freundes. Ich habe sie getreu wiederzugeben versucht und habe nur die Namen der Personen und Oertlichkeiten, die in derselben erscheinen, geändert.

Burgen und Fabriken.

Von **M. von Humbracht.**

I. In Aachen.

Von welcher Weltgegend aus wir uns Aachen zuwenden, ob wir mit den Eisenbahnen des Rheinlands oder denen Belgiens anlangen; ob wir zu Fuß die Mauern der alten Kaiser- und Krönungsstadt umgehen und ihre Straßen durchwandern: überall Spuren der Industrie, überall der Anblick von Handel und Gewerbe! — Wir sehen nie rastende Thätigkeit des Menschengeistes im Bunde mit der Geschicklichkeit der Menschenhand. Die Erfolge, die Beider Zusammenwirken erzielt, treten wiederholt in überraschender Weise vor uns hin, bald in dem Gebiete des Bergbaus, wo man bemüht ist, dem dunklen Schooß der Erde ihre verborgenen Schätze abzuringen, bald dort, wo die Beschäftigungen das Licht der Sonne, die Helle des Tages bedingen. Aachens Tuchmanufacturen — schon berühmt im Mittelalter — haben sich ihren Ruf erhalten bis hinein in unsere Tage. Ihnen zur Seite stehen mit gleich guten Namen die Nähnadelfabriken und die Fabriken deren unentbehrlicher Schwester: der Stecknadel. Eisengießereien, Maschinen und Wagenfabriken, Fabriken verschiedener musikalischer Instrumente, Sammet- und Seidenwebereien, all' Dies und vieles Andere im Gebiete der Industrie ist dort im großartigsten Maßstabe vertreten.

Ich hatte in und um Aachen unabläßig ein Gefühl des Staunens — der Bewunderung vor Menschengeist und Menschenfleiß. — Die Stadt und Umgegend dazu so reich bedacht von der Natur — so liebliche Landschaftsbilder überall bietend, regte immer von Neuem ein Empfinden an, wie uns in ähnlicher Art wol zu überkommen pflegt, wenn wir Jemand gegenüberstehen, der, mit Talent und Fähigkeiten reich ausgestattet, uns außerdem noch durch ein bevorzugtes Aeußere auffällt und zu fesseln versteht.

Ob nun aber auch die Gegenwart in Aachen mit vollen Händen Schätze zeigt und bietet, die Stadt unter des Rheinlands Städten als eine der ersten dasteht und in der Handelswelt einen eben so berühmten Namen hat, wie ihre warmen Quellen sie längst zu einem gesuchten Curorte machten: neben all' den Vorzügen, die Aachens Ruf in der Jetztzeit immer fester begründen und für die Zukunft sichern, ist der Ort zugleich eine der altinteressanten Stätten, wo die Stimmen der Vergangenheit noch laut und mächtig zu uns reden — Sage und Romantik ihre geheimnißvollen Fäden spannen und zwischen die schlichten Thatsachen der Geschichte poetische Traditionen gewoben haben.

Solch sagenreicher romantischer Ort ist vor Allen die Frankenburg. Selten vielleicht liegt eine Stätte der romantischen Vorzeit so inmitten der Institutionen unserer industriellen Neuzeit wie jene alte mit Kaiser Karl des Großen Namen und Person eng verwobene Burg. Kaum haben wir die Stadt hinter uns, an deren Häuser sich das gewerbtreibende Burtscheid dicht anschließt — umtost und umschwirrt von jenem ohren- und nervenerschüttern-

den Lärm heranbrausender oder dem Rhein zufliegender Locomotiven — da fällt unser Auge auch schon auf ihre Mauern, über denen sich ein grauer, halb verwitterter Thurm als letztes Wahrzeichen einer fernen Epoche erhebt.

Trotzdem die Frankenburg nun aber von den Armen der Industrie gleichsam umschlungen ist und das Hauptwahrzeichen unserer industriellen Zeit, die Eisenbahn, zu Füßen ihrer Mauern die Spur gezogen hat: überaus poetisch liegt sie dennoch, denn sie liegt so zu sagen inmitten jener drei berühmten „W's", welcher Dreiklang — wie man behauptet — die normale Schönheit einer Landschaft bedingt: Wasser — Wiese — Wald.

Umfluthet von einem schilfumkränzten Weiher, umgeben von weitem üppig grünen Wiesenland taucht Karl's des Großen ehemaliges Jagdschloß aus Baumpartien auf, die in ihrem üppigen Wuchs und dichten Massen noch an den Wald mahnen, der sich einst über diese Strecken Land ausgedehnt hat. Und stehen wir erst oben vor den Resten des mittelalterlichen Gemäuers, so sind alle Fabriken und Bergwerke bald vergessen, verhallt ist plötzlich der Lärm der Eisenbahnen, um uns flüstern nur Stimmen der Sage und Romantik, und vor uns entrollen sich die Blätter der Geschichte.

In die Frankenburg verlegt die Tradition Karl's des Großen und der schönen Fastrada Liebesglück und Liebesleben; — in jenem, jetzt mit Schilf umkränzten Weiher, dessen stilles dunkles Wasser als Rest des weiten klaren Sees bezeichnet wird, der einst das kleine Schloß umgab: in den Tiefen dieses Wassers ruht Fastradens Ring — ein Zauberring, den ihre Haarflechten bargen und vermittels dessen geheimer Kraft das junge blendend schöne Weib den ernsten frommen Kaiser fort und fort an sich fesselte. Fastrada war die Tochter eines Grafen Radolph. Der Geschichte nach vermälte sich Karl der Große 783 mit ihr und 794 starb sie in Frankfurt a. M. Sie wurde in der Abtei St. Alban zu Mainz beigesetzt und das prachtvolle Denkmal, das sie erhielt, ist nicht nur in alten Schriften ausführlich beschrieben, im Dom zu Mainz wird auch die Platte, welche die Inschrift trägt, noch zur Zeit aufbewahrt.

Als nach Fastrada's Tode der Kaiser sich gar nicht von der Leiche trennen konnte, suchten seine weisen Räthe und das ihn vergötternde Volk den Grund in einem Zauber. Ein Traumbild offenbarte denn auch dem weisesten dieser Räthe, dem frommen Erzbischof Turpin, wo der Zauber verborgen — er entnahm den reichen Haarflechten der Todten jenen Ring und versenkte ihn in die Tiefe des Sees an der Frankenburg. Hatte die dem Ringe anhaftende Zauberkraft zuerst den Kaiser völlig an Turpin gebunden, so machte sie sich nun geltend, indem sie ihn an die Frankenburg bannte.

Daß Karl der Große, der sonst viel in den Palästen von Worms, Ingelheim, Frankfurt a. M. weilte, nach Fastrada's Tode vorzugsweise in Aachen lebte, wo er auch starb, ist bekanntlich durch seinen treuesten Geschichtsschreiber, Eginhard, nachgewiesen und nicht nur Sage.

Wie die Frankenburg zu des Kaisers Lebzeiten war, überliefert uns kein Plan mehr. Eine genaue Beschreibung derselben giebt uns eine Urkunde des Jahres 1637, wo ein Pfalzgraf von Jülich-Cleve-Berg sie mit mehreren Personen in Augenschein nahm und verzeichnen ließ, wie man sie gefunden. Sie war damals bereits im Besitz der Herren von Merode-Hoffalize, die sich nach ihr auch Herren von Frankenburg nannten.

Jene Urkunde weist den Verfall der Burg bis in die kleinsten Details nach; schildert ihr Aeußeres aber in Manchem noch so, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Es ist nämlich von einer zum Schlosse führenden Brücke die Rede, die drei gemauerte Pfeiler hatte, von einem Einfahrtsthor und alten Thurm, „der an das Schloß grenzte". Demnach wäre das jetzige Wohnhaus wiederum an die Stelle des frühern Baues gesetzt und der alte graue Thurm scheint uns das Einzige zu sein, das den Verfall überdauert und aus alten Zeiten stammt.

In Rücksicht auf die mit Kaiser Karl dem Großen zusammenhängenden Traditionen der Frankenburg beklagt jetzt wol jeder Fremde, daß sie nicht Eigenthum der Stadt ist und Aachen sich deren Ankauf entgehen ließ, als 1827 die letzte Erbin des Hauses Merode sie veräußerte. — Nun von Neuem Privateigenthum ist sie dem Fremden nur mit den größten Schwierigkeiten zugänglich; ja, die meisten müssen sich damit begnügen, sie von Außen zu beschauen, wo sie aber — zu Aller Troste sei's gesagt — den besten Eindruck macht. Jene köstlichen Baumgruppen, die sie so malerisch umgeben, das ruhige dunkle Wasser mit seinen dichten Schilfkränzen — der umschattete Weg, der sich am Weiher hinzieht, all' dies läßt der Phantasie freien Spielraum, während im Innern die Ausstattung und Spur der Neuzeit störend in die alten Erinnerungen eingreift.

Auf der, allen Fremden zugänglichen „Emmaburg" — auf jenem interessanten Stückchen Erde, bei Aachen gelegen, das herrenloses Land ist — inmitten tiefer Berg- und Waldeseinsamkeit, würde sich den sagenhaften Traditionen gut nachhängen lassen. Die alte schlimme Feindin der Sage, die Geschichte, verbürgt nur in nichts, daß dort in der That die verbannte Kaisertochter mit ihrem geliebten Eginhard je gelebt. — Außerdem hat nun noch die Neuzeit den alten Anspruch des Städtchens Seligenstadt (unterhalb des Alzenauer Freigerichts am Main gelegen) bekräftigt, den man dort längst an jenes interessante Liebespaar erhoben, das dorthin geflüchtet, dort lebte und starb!

Die Emmaburg ist mithin jetzt noch weniger ein Ersatz für die verschlossenen Pforten der Frankenburg. Der Aachener Magistrat hat sich wahrscheinlich am festen Besitz der Stelle genügen lassen, wo einst Karl des Großen Palast stand: dem jetzigen Rathhause. — Es ist ausnehmend hübsch und seine dunkeln Mauern machen einen alt-ehrwürdigen Eindruck, den die Nähe des Domes noch verstärkt, in welchem sich bekanntlich die Gruft Karl's des Großen befindet.

Sage und Romantik sind auch da nicht verscheucht, wo verbriefte Acten und Documente liegen und das Recht sich seine dauernde Stelle begründet hat. — In jenem prachtvollen Kaisersaal des Rathhauses erzählt man nämlich die poetische Liebesgeschichte von Eginhard und Emma dahin: „daß Aachens Palast der Schauplatz des Romans gewesen und von dort aus sie sich dem Main zugewendet hätten, wo später der Kaiser sein verbanntes Kind wiedergefunden und nach seinen Worten: „Selig sei die Statt, da sich meine Tochter funden hatt" — der Name des Ortes Seligenstadt gebildet worden sei.

Blicken wir vom Kaisersaal in Aachen hinab auf den belebten Marktplatz, so vergegenwärtigen wir uns unmerklich den stillen, beschneiten Palasthof, über den im ersten Morgendämmern das energische Kaisertöchterchen den Geliebten trug, damit der zur Unzeit gefallene Schnee nicht die Spuren

seines Schrittes verrathe und dem gestrengen Herrn Kaiser und Vater zeige, daß sein Liebling Eginhard auch von Prinzessin Emma zum Herzensliebling erkoren worden sei.

Sage und Romantik, die in Aachen überall ihre poetischen Blüthen treiben, wo die Stätten mit Kaiser Carolus und seinem Hause verwoben sind, treten auch bei jenen Wandgemälden hervor, die zum Schmuck des alten Rathhauses in der Neuzeit entstanden sind. Unter den Gemälden, die geschichtliche Scenen und Ereignisse aus dem Leben Karl's des Großen behandeln, fesselt uns vor Allen dies eine sagenhafte Bild — eins der Hauptwerke des talentvollen, früh verstorbenen Malers Rethel. Es ist derselbe Stoff, den auch Kaulbach behandelte und dessen Werk eine der schönsten Zierden des Germanischen Museums zu Nürnberg ist: „Die Eröffnung der Gruft Karl des Großen durch Kaiser Otto III."

Fast gegen zweihundert Jahre waren nach des Kaisers Tode vergangen, als man seine Gruft öffnete und jene Steinplatte im Dom zu Aachen hob, die wir noch heutzutage — tausend Jahre nach seinem Ableben — mit eigenartigem Empfinden betrachten. Der Sage zufolge hatte der Tod keine zerstörende Macht über die kraftvolle Gestalt jenes mächtigen Herrschers der Erde, dem die Nachwelt den Beinamen „der Große" gegeben. Kaiser Otto fand ihn denn auch — wie die Tradition besagt — „einem Lebenden gleich", sitzend auf jenem marmornen Sessel, der zur Zeit oben auf dem Chor, dem Hochaltare gegenüber, steht. Die Füße des Kaisers ruhten auf dem uralten Sarkophage den man in einer Kapelle des Chores aufbewahrt und welcher ein Geschenk des Papstes Leo an Kaiser Karl war. Das Evangelienbuch, dessen pergamentne Blätter mit goldnen Lettern beschrieben sind und das jetzt ein Schrein in der Schatzkammer des Domes birgt, lag auf den Knieen des Kaisers, in der Hand hielt er Reichsapfel und Scepter.

Die Darstellung der Scene in dem Aachener Bilde ist außerordentlich schön. Sie wirkt dort weit ergreifender, als jenes Bild an der Wand des Museums zu Nürnberg; denn in Aachen stehen wir unter dem unmittelbaren Eindruck der Gruft, unter dem mächtigen Eindruck der Stätten, wo der große Todte lebte und wirkte.

Die Kaisergruft ist bekanntlich in jener köstlichen Rotunde inmitten der Kirche, und der momentane Verfall, in welchem wir zur Zeit den alten herrlichen Dom finden, da seine Restaurirung eben begonnen, trägt in hohem Grade dazu bei, die alten Traditionen, die sich an die Stätte reihen, wirksam zu unterstützen. Es ist jetzt in Wahrheit ein altes Gotteshaus und das paßt sich am Besten jener Gruft und ihrer Sage an! — Kein Bild, keine Statue — nichts von Zierrath und Vergoldung stört den Eindruck der Rotunde und des angrenzenden umdunkelten Kirchenraums. — In jenen verwitterten Farben, die hohes Alter dem Stein zu geben pflegt, in jenem grünlichen Grau, das zu tiefstem Schwarz abschattirt, erblicken wir die mächtigen Sockel, die die hochaufstrebenden Säulen um die Kaisergruft tragen — und diese hohen steinernen Pilaster in ihrer Einfachheit, so schmucklos, auch umhaucht von den Spuren der Verwitterung, sie passen wahrlich wundervoll zum Grabe des Kaisers, seit dessen Tode Jahrhunderte sich längst zu einem Jahrtausend geeint.

Die restaurirende Neuzeit, die namentlich alte Kirchen verschwenderisch mit bunten Farben, mit Pracht und Luxus bedeckt, würde schwerlich mit dem Eindruck übereinstimmen, den Aachens Dom zur Jetztzeit macht. Die

Kaisergruft mit ihrer schlichten Inschrift auf dem grauen Stein, die verwitterten Chöre, die halb verwüsteten Kapellen, die welken Blumenkränze, die dürren Blätter, die am Boden liegen und die alten Steinbilder, von einer grauen Staubschicht gedeckt: Alles unterstützt die Wirkung, die hier, in fühlbarer Nähe fast, die Vergangenheit auf uns übt. — Und nun so zurückblickend in dies Reich, in jene nebelhaften Fernen der Vorzeit — wie doppelt aufmerksam lauscht man an jener Stelle des Chors, wo der alte Kirchenstuhl steht, den Berichten des Kirchendieners: „wie es einst bei den Krönungen im Dom zu Aachen Sitte war, daß der neuerwählte Kaiser den Eidschwur so leistete: die Finger liegend auf jenem alten Evangelienbuche aus Karl des Großen Gruft; — wie dann auch dieser neugekrönte Herrscher zu dem alten Kaiserstuhl des Grabes, vom Hochaltare aus, emporstieg auf der eigens für diese Ceremonie hergerichteten Treppe und dort Platz nahm inmitten seines glänzenden Gefolges und der gesammten Geistlichkeit."

— — — — — — — — — — — — — —

In der Schatzkammer des Domes, die an Reliquien reich ist, bergen verschiedene Schreine Erinnerungen an Kaiser Karl. Aehnlich interessant wie das Evangelienbuch ist das Schwert und das Jagdhorn. Letzteres weist eine altdeutsche Inschrift auf, die schon mehrfache Erklärungen hervorrief, trotzdem aber dunkel bleibt, wie die unentzifferte Runenschrift am Fenstersimse der Ruinen Wilhelmstein bei Aachen. „Dein oyn" lautet diese Inschrift und trotzdem sie am Jagdhorn ist, legte man sie dahin aus: „Diene Einer" — der Jungfrau Maria.

Mit kostbaren Juwelen und weißen Perlenreihen ist die Krone an einem Brustbilde des Kaisers geschmückt, dessen Kopf seine Hirnschale bewahrt. Wie Schade, daß man dem Antlitz nicht einen Theil der Sorgfalt bewies, die auf die Zier der Krone verwendet ist! — Man kann kaum Flacheres, Geistloseres sehen, wie das zart bemalte Gesicht mit den glotzenden Augen. Wie konnte man diesen Kaiser so verewigen!

Einem Schienbeine des Kaisers ist gleiche Auszeichnung widerfahren wie der Hirnschale. Es wird auch in einem separaten Schrein aufbewahrt, während die übrigen Knochen beisammen in einem silbernen, zum Theil vergoldeten Kasten von sehr alterthümlicher und reicher Arbeit liegen, der mit Statuen verschiedener deutscher Kaiser geschmückt ist.

Am Portal des Domes giebt der Führer uns mit einem Lächeln den Gewinn unermeßlicher Schätze anheim. Im Rachen des Wolfskopfes, der da verewigt wurde, liegt nämlich der Sage zufolge ein Daumen des Teufels. Es raschelt in der Tiefe allerdings ein Etwas, wenn Jemand hineinfaßt, wie wenn Eisen gegen Eisen reibe. Heraus bekommt aber Niemand diesen Gegenstand und somit auch Keiner den verborgenen Schatz!

Ein junger Aachener Fabrikant, der zwei hübsche Cousinen aus Belgien zum Dome geleitet und mit uns in der Schatzkammer zusammengetroffen war, steckte seine Finger wirklich in den Wolfsrachen und sagte lachend zu uns: „Sie sind Fremde und daher müssen Sie wissen, jeder gute Aachener thut, was ich jetzt thue — er unternimmt die Procedur schon aus Erinnerung an die Kindertage, wo man sich an dieser Stelle oft stundenlang abmühte, den Hebel zu erfassen, der so viel Geld in Aussicht stellt."

„Und der Zauber wirkte schon!" rief die hübsche Cousine neckend, „denn Ihr in Aachen werdet Alle reich und sammelt Schätze!"

Der Fremde jedoch, dem ein solches Privileg nicht geworden, wendet sich

Digitized by Google

noch einmal dorthin, wo nur für die Dichter und die Maler Schätze liegen — zu der alten Burg. Von Licht und Luft, vom Farbenglanz der Sommerpracht umhaucht, ist sie ein Bild voll Poesie und Zauber — eines Dornröschens Palast könnte nicht traumhafter daliegen, als diese Frankenburg an stillen schönen Sommertagen — der alte graue Thurm inmitten jener dunklen dicht verwachsenen Bäume, um deren Fuß sich hohes Schilf in vollen Kränzen flocht — das stille, völlig unbewegte Wasser — fast schwarz durch all' die tiefen Baumschatten, die fort und fort Fastraden's goldenen Zauberring bedecken. — Und steht man länger an der hübschen Stelle — oder tritt man wieder an den Platz wenn es Abend geworden, dann glaubt man plötzlich den Ring leuchten zu sehen in der Tiefe des schwarzen Sees — ein goldener Punkt erscheint und schimmert hell — man sieht bezaubert hin — vergißt den Wiederschein des Sternes in der stillen Fluth oder — denkt man seiner auch — so sah man doch die Frankenburg zu solcher Zeit in ihrem vollen märchenhaften Zauber! — — Fastraden's Zauberring! — Mag der Sternenschein ihn noch lange auf des Sees Fläche zaubern! Mag diese kleine Perle der Romantik aus Deutschlands altem Sagenschatz nie untergehen in jenem immer näher an die Frankenburg herandringenden Strome von Aachens Industrie!

Das Weltgewiſſen.

Es harrt das Gewiſſen der ſündigen Welt
(Weil nur am heimiſchen Herde
Allein es verborgen und ſicher ſich hält)
Im Mittelpunkte der Erde,
Und harrt, wie ſehr es ſich ſträuben mag,
Entgegen dem jüngſten, dem richtenden Tag.

Doch ob auch verborgen — ihm ſtrömet und kreist
Auf tauſendfältigen Wegen
Herein es, aus jedem irdiſchen Geiſt;
Das Herz, das gigantiſche regen,
Den Erdball erſchütternd, fort und fort,
Der Menſchen Thaten, Gedanken und Wort.

Noch hofft es mit angſtvoller Ungeduld
Entgegen den neuen Secunden —
Umſonſt! es mehrt der Jahrtauſende Schuld
Noch jede, bevor ſie entſchwunden;
Und mögen auch ihrer Milliarden ſein,
Nicht Eine von Allen iſt ſchuldlos und rein!

Erharre verborgen den jüngſten Tag,
Geſtalt voll Entſetzen und Grauen!
Kein Sinn erfaßt Dich — kein Auge vermag,
Kein irdiſches je Dich zu ſchauen;
Wenn Gott einſt der Menſchheit entgegen Dich ſtellt,
Verhülle Dein Bild der Erlöſer der Welt!

W. von Zitkowsky

Grabbe'sche Reliquien.

In Goethe's Sprüchen finden wir das bittere Wort:

„Wie es Dir nicht im Leben ziemt,
Mußt Du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen.
Denn bist Du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von Dir zu sagen!"

Die Literaturgeschichte bietet uns dafür zahlreiche Belege, nur können wir bei unserer fortgeschrittenen Humanität den Zeitraum, der für das Vergessenwerden erforderlich ist, heutzutage getrost auf die Hälfte herabsetzen. Zu den fast Verschollenen gehört schon jetzt der geniale Christian Dietrich Grabbe. Und doch ist es ja noch gar nicht so ewig lange her, daß er mit allen Ehren in die literaturgeschichtliche Fürstengruft beigesetzt wurde. Allem Anschein nach ist ihm damit in des Worts verwegenster Bedeutung „die letzte Ehre" zu Theil geworden. Die Lesewelt begnügt sich in angestammter deutscher Gründlichkeit mit den spärlichen Notizen, die in den landesüblichen Compendien über den Dichter gegeben werden — die Theater aber ignoriren ihn mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Als wenn es wirklich ganz unmöglich wäre, die Schöpfungen des strebensgewaltigen Grabbe von einzelnen Ausschreitungen zu befreien und bühnenwirksam umzugestalten! Warum läßt man in den Zeiten des wiedererwachten Vaterlandsstolzes die „Hohenstaufen", diese begeisterungsvolle Nationaldichtung, so ganz unberücksichtigt — warum? Ohne Zweifel würde die geharnischte Dichterkraft, die uns hier entgegenleuchtet, von der Bühne herab ungleich nachdrucksvoller wirken, als das betäubende Jambengeknatter gewisser moderner Tragödiendichter, die ich zum Theil schon deswegen nicht nenne, weil sie auf einen „Namen" eigentlich gar keinen Anspruch haben. Die Lagerscenen in Grabbe's „Napoleon" sind ferner die bei Weitem bedeutendste dramatische Veranschaulichung, welche die Poesie der Befreiungskriege gefunden hat — in Tagen, wo das Herz für das Vaterland höher schlägt, wie wir sie im Jahre 1870 durchlebten, würden diese Scenen eine mächtige, hinreißende Wirkung ausgeübt haben. Indessen — unsere Theaterdirectoren haben es anders gewollt, und da ich bei Leibe nicht mit diesen liebenswürdigen Culturpionieren anbinden möchte, so sei der Rest Schweigen.

Ich wollte überhaupt dem Leser keinen larmoyanten Herzenserguß vorstammeln, sondern ihm nur aus den handschriftlichen Reliquien des besagten Grabbe, deren Sammlung ich mir seit Jahren angelegen sein lasse, einige Probestücke mittheilen. Der interessanteste Theil dieser bisher von der Literaturforschung völlig unbeachtet gelassenen Reliquien ist der Briefwechsel des Dichters mit seinem Verleger Kettembeil, weiland Besitzer der altehrwürdigen Joh. Chr. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt am Main, von wo aus Grabbe's Erstlingsdichtungen kühn und trotzig in die Welt flogen.

Durch einen Fingerzeig, den mir Eduard Grisebach gab (bekanntlich der Dichter des so schnell berühmt gewordenen „Neuen Tannhäusers"), kam ich diesem Briefwechsel glücklich auf die Spur und fand ihn so reich an geistvollen Bemerkungen, an überraschenden literarischen Aufschlüssen und paradoxen Urtheilen von echt Grabbe'schem Colorit, ferner an autobiographischen Mittheilungen und lebensvollen Gefühlsoffenbarungen, daß mich die Mühe des Suchens hier wahrlich nicht gereute. Manches Räthsel, das den Beurtheilern von Grabbe's dichterischem Entwickelungsgang bisher unentwirrbar erscheinen mußte, findet hier seine ungezwungene Aufklärung, und keine quellengetreue Literaturgeschichte wird in Zukunft diesen Briefwechsel ignoriren können. Er enthält des Wichtigen und Charakteristischen mehr als insonderheit die Biographieen des Dichters von Duller und Ziegler, welche allerhand nichtigen anecdotischen Krimskrams aus allen Ecken und Enden zusammengehamstert haben.

Nur ein kleines Beispiel. In der Vorrede zu seinem Aufsatz „Ueber die Shakespearomanie" sagt Grabbe wörtlich: „Auch diese Abhandlung entstand vor mehreren Jahren und ist jetzt nur revidirt." In gutem Glauben an die Wahrheitstreue dieser chronologischen Angabe wurde allgemein angenommen, daß Grabbe wirklich jene Shakespearestudie zu derselben Zeit geschrieben habe, wie seine Dramen, und Hermann Marggraff, Joh. Scherr, Rudolph Gottschall u. A. sprachen in dieser Voraussetzung mit Recht ihre Verwunderung darüber aus, wie denn nur ein und derselbe Dichter in einem und demselben Lebenszeitraum einerseits Dramen dichten konnte, die in ihren titanischen Auswüchsen und in ihrer grotesken Regellosigkeit alles je Dagewesene überbieten und andererseits eine Abhandlung zu schreiben vermochte, die von einem klaren kritischen Blick zeugte, von begriffsscharfem Urtheil und von einer so hellen und gesunden Einsicht in das Wesenhafte der dramatischen Kunst. Der Widerspruch war Allen ein Räthsel, das nun in den Briefen an Kettembeil seine sehr einfache Auflösung findet: es war nämlich ein kleiner Schwindel von Grabbe, daß er die Abhandlung „vor einigen Jahren" schon geschrieben habe! Er schrieb sie auf Kettembeil's Antreiben erst 1827 und erdichtete jene chronologische Feststellung, weil ihm der Widerspruch pikant schien, weil neben so wilden und ausschweifenden Dichtungen eine so ruhige und maßvolle dramaturgische Untersuchung doppeltes Aufsehen erregen mußte und weil es dem Detmolder Sonderling allezeit ein gelindes Vergnügen bereitete, Publicum und Kritik ein wenig an der Nase herumzuziehen. Voilà tout.

Schade, daß einige der hübschesten Briefstellen, aus dem Zusammenhang herausgerissen, zu dürftig oder zu schroff erschienen, im Zusammenhang aber wegen der drum und dran hängenden rein geschäftlichen Auseinandersetzungen den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht, ein zu mühseliges Object der Lectüre darböten. Doch ein Paar Schriftstücke sind wol auch für die Einzelmittheilung wohlgeeignet.

Nr. I ist der Brief, mit welchem Grabbe den Kettembeil'schen Verlagsantrag beantwortete. Hier tritt uns sein psychologisches Charakterbild mit so scharfen Umrissen, mit so lebenstreuer Ursprünglichkeit entgegen, wie nirgend anders. Gute und schlechte Witze, persönliche Reminiscenzen und allgemeine Betrachtungen, lustige Neckereien und gallige Sarkasmen gehen kraus und ordnungslos durcheinander: der ganze Grabbe, wie er leibt und lebt! Seine Schrullen — seine liebenswürdigen Seiten, sein Verstand —

seine Bizarrerie — kurz, alle Elemente, aus welchen die Natur diesen incarnirten Widerspruch zusammengesetzt hat. Der düsteräugige Pessimismus, wie er sich stellenweise ausspricht, kehrt oft in den Briefen wieder — mitunter in so ätzend-satirischen Formen, wie sie kaum der Frankfurter Weltweise schärfer gefunden hat.

Nr. II verbreitet sich des Weitern über die Erstlingsdramen. Bedenkt man, daß der Dichter kurze Zeit darauf seinen „Don Juan und Faust" dichtete und die „Hohenstaufen" schon damals plante, so wird man dem hier zu Tage tretenden Eigenlob wenigstens den Vorwurf der Renommage ersparen.

Nr. III und IV eröffnen einen seltsamen Einblick in Grabbe's literarische Coulissengeheimnisse. Schopenhauer's strenger Ausspruch: „Man soll für seinen Ruhm durchaus nichts Anderes thun, als *ihn verdienen*", gehörte augenscheinlich nicht zu Grabbe's Glaubenssätzen. Er arbeitete sehr rührig an seinem „Ruhm" — theils durch schlau zurechtgeschniegelte Schmeichelbriefe an die zeitgenössischen Oberwürdenträger der Kritik — theils aber auch durch selbst fabricirte Recensionen. Diese sind nun insofern höchst curios ausgefallen, als der Dichter die außerordentliche Schlauheit hatte, sich eben so scharf zu tadeln wie schwungvoll zu loben. Seine Selbstkritiken sind mit einem, man möchte sagen jesuitischen Raffinement geschrieben und gehören gewiß zu den pikantesten literaturgeschichtlichen Actenstücken dieser Gattung. Erinnert man sich dabei, wie noch heute der gegen Grabbe's Erstlingserzeugnisse ausgesprochene Tadel auf dasselbe herauskommt, was der Dichter selbst hier scharf und schonungslos formulirt, so erscheinen uns einzelne Sätze in jenen Selbstrecensionen als wahre Parodien auf die literarische Kritik, und zwar als Parodien von mephistopheliſcher Kaustik. Man beachte nur die im Munde des Dichters selbst doch wahrlich höchst schnurrig klingenden Stellen, die wir durch den Druck hervorgehoben haben.

Nr. V wird Den interessiren, der gern einmal das Geäder des literarischen Geschäftsbetriebs blosgelegt sieht. Auf den Verleger, der dem Poeten zumuthete, alljährlich *drei* Stücke im Geiste des „Barbarossa" fertig zu dichten, fällt hier ein recht eigenthümliches Licht. Natürlich wurde der Contract nie gehalten — aber angenommen, der Dichter wäre durch Nahrungssorgen zu einer so geistverzehrenden Vielschreiberei hingedrängt worden, dann hätte gewiß keine Menschenseele daran gedacht, daß ein barbarischer Verlagsvertrag den Verfall des Dichters provocirt hat. Wer weiß, ob nicht durch Veröffentlichung ähnlicher Schriftstücke Aufklärungen über den oder jenen Dichter zu Tage kämen, von denen sich die Schulweisheit unserer Literarhistorie nichts träumen läßt — und sicher würde so mancher von den Herren Buchhändlern, die sich bei dem Cantateessen der Leipziger Ostermesse alljährlich als „Träger der Wissenschaft" antoasten lassen, durch Publicationen dieser Art als literarischer Gelegenheitsmacher und Trödelkrämer entlarvt werden.

Zahlreich sind in Grabbe's Briefen Urtheile über die damaligen hervorragenden Literaturerzeugnisse. Und manche von diesen Urtheilen sind eben so scharfkantige, stählerne Lakonismen, wie wir sie in den dramatischen Dialogen des Dichters so kunstreich zusammengeschmiedet finden. Leider lassen sich auch diese Urtheile nicht ihrem Zusammenhang entreißen und so muß ich denn Alle, die dergleichen Veröffentlichungen mit Interesse verfolgen, auf den vierten Band meiner neuen kritischen *Gesammtausgabe von*

Grabbe's Werken verweisen, die Ende dieses Jahres in Detmold (Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung) erscheinen und den gesammten (bisher unveröffentlichten) handschriftlichen Nachlaß des Dichters enthalten wird.

Leipzig. Oscar Blumenthal.

I.

Bester Freund!

Vergessen konnt' ich Dich nie und bin sehr erfreut, daß Du an mich selbst mitten in Deinem Glück (zu dem ich gratulire) gedenkst. Was ich treibe? Wo ich bin? Was etc.? . . . Ich und Jetzt, ein Fisch im Morast, der doch nicht stirbt, sondern sich durchdrängt. Die Welt ist mir bisweilen eine Eins, denn Alles ist eins und einerlei, und nicht einmal Null (obgleich die Erde und der Himmel und der Menschenschädel ohngefähr so rund wie eine Null aussehen wollen). Vor Nullen kann man doch Zähler setzen, aber setz' einmal vor die Welt eine Neun, es werden doch keine Neunzig daraus. Fort mit Reflexionen: erstlich, ich wohne dermalen in loco subscripto, in Detmold . . . zweitens, ich bin voriges Jahr beinah völlig blind gewesen, jetzt aber wieder auf der Besserung und habe seit dem Verlust meiner Leipzig-Berliner Lorgnette vier Brillen gekauft — drittens, ich bin Hausherr und Familienvater; eben jetzt sitzt meine junge Ehefrau neben mir — mon Dieu! wie der Kettembeil erschrickt! vor einem Schreckschuß! — nein, Freund, ich bin der Alte, Junggeselle so viel als möglich und unverheirathet for every time, — viertens — ehe das Vierte kommt, müssen wir exponiren, jedoch flüstere dabei so viel Du willst, ich bin keine Dame in „Parteiwuth" (denk' an Berlin). Ich verließ Dich in Leipzig und gab vor, nach Dresden retourniren zu wollen. Aber Tieck und ich, in denen zwei harte Esprits sich begegneten — das hatte ich satt. Ich ging nach Braunschweig und lebte da lange Zeit, indem ich von Klingemann, der Respect zu bekommen schien, Geld für „Nannette" erhielt. Ich schöpfte aber auch da Ueberdruß, mochte insbesondere, nach verzehrtem Gelde, nicht weiter auf neues dringen und zog mit der Eilpost nach Hannover. Wieder Respect, Geld, Aufenthalt — aber endlich auch von da fort, nach Bremen, woselbst Geld, kurze Bataille, das an Abenteurerei grenzende Leben eines Schriftstellers satt bekommen, die Intriguen der Theaterwelt eingesehen — und nach Detmold nach so langem Zwischenraum heimwärts gekehrt. Hier wurde wild, vielleicht gemein von mir gelebt, ich kam, wie ich glaube, in üblern Ruf als ich gewesen, ich dachte nicht daran, mich in der Kleinstädterei anzusiedeln. Das dauerte vier Monate. Die wüste Wirthschaft langweilte; meine Gesellschaft bestand aus zu dummen Jungen. Ich erhielt viele Briefe von ausländischen Freunden, hatte auch Aussichten in das Ausland, aber es hatte mich zu oft getäuscht. Meine Poesien, auf sie war ich dergestalt stolz, daß ich mich jetzt schäme, und da sie von Anderen, von Tieck, Wendt (wo ich nicht irre) in Leipzig, Berlin, Braunschweig ꝛc. (Du weißt es zum Theil ja selbst) anerkannt wurden und zwar in sehr hohem Grade, so ließ ich und lasse ich sie liegen; in drei Jahren beinah', schreibe in drei Jahren, hat wol Niemand einen Vers von mir erblickt, kein Detmolder hat etwas von meinen Werken gelesen. Du siehst, ich bin kein aufdringlicher Dichter. Aber nun — nach jenen vier Monaten wüster Wirthschaft entschloß ich mich (sta viator), das juristische Examen zu machen und, was noch mehr war, alle Vorurtheile, die wider mich im Schwunge waren, entscheidend zu besiegen.

Euer Wohlgeboren wissen aus jahrelanger Beobachtung, daß der gerupfte Hahn, die Lippesche Krabbe, welche nur dann ihre Krebsscheeren hat, wenn sie vom Schneider dergleichen leiht, nicht zu jener Thierclasse gehört, welche auch noch nach dem Verlauf des ersten Fuchssemesters die Collegien besucht, sondern daß sie höchstens aus Neugier einmal vorspricht. Fürerst war es daher schwer, die nöthigen testimonia zu erhalten. Aber die Berliner Freunde verschafften sie mir umsonst. Sodann wurde mir, der ich in Jahren nicht an das jus (bei den sachkundigen Römern auch Brühe bedeutend) gedacht hatte, Terminus zum Examen binnen vier Wochen angesetzt, und es ist die hiesige Prüfung eines Juristen nicht leicht. Was geschah? Zu vieler Leute Erstaunen erhielt ich weder den Durchfall, noch fiel ich selbst durch — ich bestand. Fuimus Troes, ich ward Advocat. Meine Praxis vermehrte sich bald, mein juristischer (denk Dir?) Ruf wuchs, ich machte alle wilden Zeiten vergessen, selbst die ersten Personen des Landes beehrten mich mit ihrem Zutrauen, ja, ohne daß ich irgend angetragen hatte, übertrug mir, dem Menschen, der hier im Lande keine bedeutende Connexion besitzt, die Regierung die Geschäfte des Militairauditeurs, also die Gerichtsbarkeit über 1200 Mann Soldaten (die aber natürlich sich nicht alle stets in activem Dienst befinden). Den Titel „Auditeur" habe ich aber noch nicht, da der alte kränkliche Auditeur noch lebt; nenne mich daher nur simpel: Advocat. Lieber zu wenig als zu viel. Meine Geschäfte sowol als Advocat wie auch als Auditeur sind groß. Du weißt, wie ich in allen Sachen, die blos wissenschaftlich sind, schnell arbeite, und jetzt muß ich von Morgens $7^1/_2$ bis $11^1/_2$ stets mit der Feder drauf losdreschen. Während ich den Brief hier schreibe, sind gewiß zwanzig Bauern und Soldaten bei mir gewesen. Ich stehe erträglich und verdiene auch erträglich — aber ich bin nicht glücklich, werde es auch wol nie wieder. Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgiltig, wie es mir ein Dritter ist; ich lese tausend Bücher, aber keines zieht mich an; Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal aufblicke; ich bin überzeugt Alles zu können, was ich will, aber auch der Wille erscheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen; ich bin satt von den Hefen; nur Musik wirkt noch magisch auf mich, weil — ich sie nicht genug verstehe. Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert. — Dies Dir mitzutheilen, Freund, ist mir eine Art Erleichterung; Du siehst, daß Du noch immer meinen Gedanken nahe stehst; ein Detmolder würde mich Geschäftsmann und mich Witzbold nun und nie für das halten, was ich infolge des Dir Gesagten bin. Der Mensch ist in facto nichts; er ist nur Erinnerung oder Hoffnung, was man Gegenwart nennt, ist ein häßliches Ding und kaum kann man es bemerken. Meine Seele ist todt, was jetzt noch unter meinem Namen auf der Erde sich hinschleift, ist ein Grabstein, an welchem Tag um Tag weiter an der Grabschrift gehauen wird; Dein Brief kommt auch darauf. Und bei all' dem, Kettembeil, sind wir im Benehmen noch immer ganz der Alte; ja, wir hoffen zwar nicht, aber erwarten doch ruhig, ob nicht die geistige Harmonie einmal bei uns möglich werden könne Wir ertragen gnädigst Uns (den Mr. Christian) selbst

Das Ideal eines Briefes ist völliger Ersatz mündlichen Gesprächs. Da

ich nun von Mund zu Mund sehr rappelig, incorrect und nachlässig rede, auch dies unter Leuten, die sich kennen, für keinen Fehler halte, so verzeihe mir auch den Wirrwar dieser Send (Zent=) Schrift. Ew. Wohlgeboren sind so gütig, sich meiner früheren poetischen Arbeiten zu erinnern, ja, machen mir Hoffnung, daß Dasjenige, was wir früher gemeinschaftlich wünschten, eben durch Sie realisirt werden könne, nämlich der Abdruck jener Poesien. Wer hätte diese Glückswende, die einen der vertrautesten Theilnehmer meiner literarischen Productionen zu deren kräftigstem und unmittelbarstem Beförderer im Publico scheint machen zu wollen, vor viereinhalb Jahren auf der Stube der Wittib Pütschel gedacht? Kettembeil, viele Stunden sind seitdem verflossen, Vieles ist erlebt, Du bist mir lieb und werth, also will ich Dir kalt auseinandersetzen, was ich über diese Sache denke. Doch zuerst auch hier eine Episode.

Denk' Dir, Uechtriz, mit den ausgetrockneten Haaren, er, der mich in Briefen, die ich noch von ihm bei mir liegen habe, so hoch über sich selbst erhebt, er, dessen Autorität ich blos durch mein Erscheinen in seinen Berliner Zirkeln vernichtete, er, der Poesienentblößte, soll ein Trauerspiel: Alexander und Darius mit Beifall auf der Berliner Bühne aufgeführt haben, und dieses Ding soll genial sein. Die Sonne muß eine Brille aufsetzen, wenn sie in Uechtriz eine Spur von Genialität erblicken will. Dieses Trauerspiel ist, wie ich schon im Titel merke, sonder Zweifel ohne innere Lebenskraft, ohne Einheit, ohne Endwirkung, ohne Poesie, sondern höchstens eine phrasenhafte halbadelige Repräsentation. Ich will es nie lesen, aber doch richtig recensiren. Wie kann ich in arte existiren, wenn ein Uechtriz Beifall findet?

Als Tieck mich nach Dresden kommen ließ, Könneritz mir ein Reisegeld blos um mich zu sehen bewilligte, ich überall Geld und Ehre blos durch die Force meiner Manuscripte erwarb, da wurde mir (indem ich nach bloßem Renommee nicht viel frage) der Druck meiner Siebensachen ganz gleichgiltig; ich wirkte mit ihnen ohnedem. Nachher in das Geschäftsleben getaucht und Arbeit mit Belohnung gefunden, vergaß ich meine dramatischen Schöpfungen fast ganz.

Du erinnerst mich daran, ich danke Dir, denn sollte der Abdruck jener Erzeugungen möglich sein, so möchte mein Leben einen angenehmern Wendepunkt bekommen.

Also dies: drei Stücke, von sehr verschiedenem Inhalt, Deine alten Bekannten liegen vollständig in Abschrift noch stets bei mir fertig und kannst Du sie, so bald Du verlangst, gleich nach Frankfurt überschickt erhalten.

Diese drei Stücke sind:

1) Das teufelhafte Lustspiel (Scherz und Ironie), 2) Der Gothland, 3) Nannette und Maria. Bei dem Abdruck des letztern ist gar kein Bedenken, aber Eins und Zwei! Schwerlich giebt es in der Literatur etwas Tolleres und Verwegneres. Doch eben dadurch würden diese Producte vielleicht die Aufmerksamkeit um so mehr erregen; giebt es darin tiefe Schatten, ja abscheuliche Fehler, so haben sie aber auch Lichtseiten, wie keiner unserer dermaligen jüngeren Poeten sie schaffen möchte. Diese drei so verschiedenen Thierchen, unter denen die unschuldige Nannette etwas reizend (z. B. für Theodor Hell) abstoßen wird, in Einem Bande gedruckt, mit einer eindringlichen Vorrede versehen, noch nöthigenfalls Briefe, z. B. der von Tieck vorgedruckt — wer weiß, der Effect könnte enorm sein. Goethe, Schiller konnten

mit ihren ersten, bizarr scheinenden Stücken lange keine Verleger finden, ja, Goethe verlegte seinen Götz (oder Werther) selbst, und welch' ein Erfolg! Stehen meine Siebensachen auch gewiß unter dem Range der früheren Hauptwerke jener Matadore, so steht auch die jetzige literarische Zeit unter der damaligen, und trotz der in Eins und Zwei alles überbietenden Freiheit oder Verwegenheit, weht ein Geist darin, der sicher hier und da imponirt, ja vielleicht zerschmettert. Aber ferner: mir selbst sind diese meine Werke bereits zu fremd und zu sehr widerlich geworden, als daß ich denken könnte, nur noch ein Wort darin zu corrigiren, obgleich dies wegen der Censur nöthig sein möchte. Dafür aber würde ich dem Verleger unbedingt jede Abänderung in demselben überlassen; er könnte dies meinethalben durch den ersten dienstfertigen Studenten besorgen. Noch lieber wäre es mir, daß man Alles der Censur (welche man aber nicht aufmerksam machen müßte) überließe und da, wo sie striche, zur Andeutung für das gute Publicum die Striche im Abdruck anzeigte. Es wird bei der harten Speise auch diese Strichelchen verdauen. Endlich den sittlichen Eindruck, welchen bei albernen, kurzsichtigen Personen jene Producte machen könnten, trage ich unbedingt und geht er den Verleger nichts an. Dies und Mehreres bitte ich zu erwägen, und glaubst Du mit meinen Dramen, von denen nur die Nannette ohne Abänderung und der Gothland nur mit großer Abänderung, jedoch dann mit Wirkung aufgeführt werden kann, es versuchen zu dürfen, so kannst Du sie erhalten. Vom Honorar wird unter guten Freunden nichts gesprochen und könnte es vom Erfolg des Absatzes nöthigenfalls abhängig gemacht werden: nichts oder ein Kleines wäre dann das respective Resultat.

Außer jenen drei fertigen Pasteten liegt noch die Hälfte des vollkommen umgearbeiteten Sulla vor mir und ist nicht übel; sodann habe ich neulich, blos um zu versuchen, ob ich noch dichten könnte, zwei Scenen aus „Don Juan und Faust" geschrieben und sie sind gerathen; endlich spukt mir ein Roman im Kopfe, der in der trüben Zeit von 1806 bis 1813 spielt und Vieles aus unserm Staats- und Wissenschaftswesen reflectiren soll. Aber offenherzig, zu alle diesem wird das erste Feuer wol nicht eher erwachen, als bis ich weiß, wie ich mit den ältern Productionen daran bin. Gelänge es aber irgend mit diesen, so würde ich mich wahrscheinlich als der Literatur zurückgegeben betrachten, und der Verleger, dem ich mich widmete, machte nicht die schlechteste Acquisition. Du weißt, Bizarrerie, zuweilen Witz, ein wenig Zunge, mancherlei Wissenschaftlichkeit, erträgliche Kenntniß der Literatur und Kritik sind mir nicht fremd. Auch kann ich arbeiten. Wie fern mir aber bis auf Deinen Brief aller Buchhändlerverkehr gewesen, beweist, daß mehrere Redacteure westfälischer Zeitschriften, die mich de auditu kannten, mich um Mittheilungen sehr baten, aber ich nicht einmal an Antwort dachte.

Nun müssen wir schließen; bitte, mir jeden Anklang von Selbstlob zu verzeihen, ich betrachte mich als eine dritte Person und weiß bei alledem recht gut, daß ich im Ganzen ein armseliges Menschenkind bin. Ich glaube, Du kennst meine Art. Das Jahr ist kurz, die Stunde lang.

Nochmal Dank für Deinen Brief. Und antworte mir bald. Ich habe das auch gethan. Die Adresse habe ich doch recht gestellt? Du bist mir eine Stimme in der Wüste gewesen; Du weißt, ich habe mich stets sehr gern zu Dir hingewendet, mich oft bei Dir erholt, mich oft, da ich Deine Ansichten kannte, frei gegen Dich ausgeschüttet, so daß Du ex facto überzeugt sein mußt, es sei keine Heuchelei, wenn ich versichere, daß Du zu den Wenigen

gehörst oder vielleicht der Einzige bist, dem ich ein aufrichtig liebender Freund bleibe.

Detmold, den 4. Mai 1827. Grabbe.

II.

Anbei der Tiefsinn, ausstaffirt mit Vorwörtern. Das schlechte Aeußere, in specie die vielen Correcturen der Vorrede, bitte ich zu verzeihen, hoffentlich ist Alles zu lesen.

Und nun? Ich glaube, die Stücke sind unter sich gut geordnet (ich habe sie nach der Reihenfolge mit lateinischen Nummern versehen).

Die ziemlich unschuldige Nannette, als Nr. I im Drucke voran, denn mindestens in den beiden ersten Aufzügen wird sie den überwiegenden Theil deutscher Belletristen, deren poetisches Talent in Verlieberei besteht, für sich gewinnen. Du kannst das selbst an einem Verliebten probiren. Die Nannette ist der Köder; hat der Fisch (nach dem vielen Wasser, welches von den Poeten und Kritikastern fließt, sollte man sie in der That für Fische halten) erst angebissen und ihn im Halse stecken, so hängt er an der Spitze der Angel um so sicherer. Diese vorderste Spitze ist der Monsieur Gothland sub Nr. II. Vor demselben stehe der Brief von Tieck, der flößt den guten Leuten Achtung und Bedenken ein und pto. seiner mir schlimmen Aeußerungen (die mir sehr angenehm sind, weil sie das dabei gespendete Lob nebst Erschrecken, Verwunderung u. s. w. um so unparteiischer machen) bin ich klug genug, bei denselben à la Müllner hinter der Culpa lata (Schuld) einige ersprießliche Bemerkungen gemacht zu haben, die ich bei dem Druck gern in der gewöhnlichen Art unter den Text des Briefes gesetzt sähe. Nun ist's ein Spaß, daß die zwei ersten Acte des Gothland (die dritten Personen oft die besten, mir die unbedeutendsten scheinen) gerade die mildesten sind, aber von Mitte des dritten Actes, wenn der Wolf sich schon auf den Spieß gefressen hat, muß derselbe vorwärts, er mag nun schimpfen oder brüllen oder sich entsetzen oder bewundern. Immer giebt's ein Aufsehen. — Dem Gothland folgt das Lustspiel, zwar aus den nämlichen Grundansichten entsprungen, aber in der äußern, toll-komischen Erscheinung ein vollkommener Contrast des so tragischen Gothland's. Contraste wirken auf dumme Leute am ersten, die Kinder malen Schwarz neben Weiß — nun sind die meisten Menschen dumm, also ꝛc. Fehlt auch Alles, imponiren müssen wir. — Den Schluß macht Sulla, noch nicht vollendet; er darf aber nach meiner klaren Ueberzeugung nicht fehlen, besonders da er zeigt, daß der Autor sich vielleicht auf historischen Blick versteht, und beizu auch in jener frühern Zeit (die Vorrede) schon Volksscenen, individualisirt à la Shakespeare (Sulla und Marius, zweiter Act), schildern konnte, welches angebliche Talent ziemlich rar ist und sich aus Verfassers übrigen Stücken nicht spüren läßt. Das Fragment hat Tollheiten und gewaltige Stellen genug, um sich produciren zu können. Es ist nicht der Sulla, den Du in Leipzig hörtest, sondern ein in Hannover umgearbeitetes Stück. Uebrigens veranlaßt es mich zur Frage, ob es fortzusetzen sei — da muß Antwort kommen, und ich bin endlich klug genug geworden, nie anders zu fragen (zu harpuniren), als wenn ich eine nießnutzende Antwort (einen Wallfisch) spritzend entgegen kommen sehe. Eine Saite hat wenigstens jeder Gebildete, welche bei Lectüre meiner vier Thiere (dear, Theure; vi, Vieh) anschlägt. — Der Köchy, er, der lange (wie ich brieflich beweisen kann) verzagt war, weil er ganz ohne Grund

glaubte, ich hielte ihn nicht für poetisch genug, läßt Dramen in Kassel und Breslau aufführen? — Wie! Tausend Teufel? Ich speie in die sogenannte Poesie! Ich halte das Herz für eine in das unrechte Loch gelaufene Billardkugel. Ich bin, wenn ich eitel bin, eher auf alles Andere eitel, als auf meine früheren Poesieproducte, ich fühle, sie jetzt weit überflügeln zu können — aber, bei meinem Mephisto, sollte ich mich irren, oder haben meine Dir überschickten Dramen nicht mehr Kern, Feuer ꝛc., als die Werke der sämmtlichen heurigen Dramatiker? Diese letzteren Herren sind fein, oft regelrecht (wie die Ignoranten nach Maßgabe ihrer Kritik meinen) — aber das auch zu werden, ist mir jetzt wahre Kleinigkeit — machen die Herren nur erst Bilder, Gedanken, Pläne, Entwürfe, verschiedene Charaktere, wie ich sie vor fünf Jahren machte. Dies ist keine Prahlerei, wollt ich mir jetzt auf Poesie etwas einbilden, das wäre, als wenn ein Schmied sich damit rühmte, daß er sich für einen Tailleur ausgäbe — in einer Sache, die mir innerlich schon lange, jetzt auch der äußern Lage nach, nicht relevant war, kann ich wol ohne Verdacht der Selbstschmeichelei sprechen.

Die Vorworte! Glaub' mir, sie schützen, sie helfen. Tieck's Brief gleichfalls. Manches kann stehen bleiben, weil die Vorreden davor stehen. Bei Betrachtung der Totalvorrede und der den Stücken II, III, IV speciell vorgesetzten Notizen wirst Du finden, daß ich ex officio die Hessen-Darmstädtische Militairzeitung lese und je höher schieße, je niedriger ich in der Ferne treffen will.

Meine Vorreden sind so trocken, daß sie vielleicht manche Stelle des Stückes retten . . .

Und nun, da ich einmal die Pastete überschicke, so rathe ich auch, laß drucken.

Lärm giebt's und die Berliner Cliquen, aus denen sich so viele Schriftsteller entwickeln, obgleich bei der dürren Hitze sonst wenige Würmer hervorkriechen, werden rasend werden. Mon dieu, ich hätte gern noch einmal die Welt zu Narren und Du hast mir die Lust geweckt, auch läge ich gern einmal ein Jahr in Paris — ich versichere Dich, ich habe einen Roman unter der Faust gehabt, der umfassender wie meine vier Stücke zusammen ist — ich habe ihn wie so Vieles liegen lassen — Journal-, Bücher-, Kritik-, Theater-, Musik-Ideen, Politik, Geographie, Jurisprudenz durchkreuzen mich, Manches ist schwarz auf weiß (welche Farbe Preußen wegen seiner schlechten Schriftsteller angenommen) — aber ich will ewig verflucht sein (möchte ich ausrufen), wenn ich eher etwas drucken lasse, als bis ich durch den Druck des frühern Zeuges so weit gekommen bin, daß man mir entgegenkommt. Toll will ich eintreten und vernünftig enden . . .

Streiche, arbeite in den übersandten Stücken wie Du willst — ich weiß, Du bist mäßig, wärest Du es aber auch nicht — tout égal. Womöglich lasse die Angriffe auf die Schriftsteller stehen, denn Persönlichkeiten ziehen an und die Herren sind meist unbedeutend, theils hilft auch bei ihnen das Vorwort — ich habe oft durch Grobheit Liebe oder doch Furcht gewonnen.

Jetzt schließe ich: sat prata. Merkwürdig, daß wir auf einmal so wieder an einander gekommen. Du stehst vor mir. Sollen wir heute nach Charlottenburg fahren?

Apropos! Heine's Reisebilder? Habe vom I. Theile gehört und zwar mittelst alter Göttinger. Schreibt Heine erst Reisen, so heißt das: seine productive Kraft ist aus und er flüchtet zum Erzählen von Begebenheiten. Aber

auch das wird ihm Schweiß gekostet haben. Einiger oder viel Witz, der jedoch gepreßt erscheinen möchte, wird auch darin sein — die Gedichte sind gewiß höchst erbärmlich, eben weil der Poetenjude Reisen schreibt *).

Alter Kettembeil, trink' ein Glas Rheinwein zu meinem Gedenken und gedenke dabei, daß jedes Glas Rheinwein mein Blut ist, oder mich doch so anzieht, oder so auf mich wirkt, wie mein Blut — erheitre mich bald mit einer Antwort, genieße das Leben, betrachte das Heirathen als eine Speculation, das Kinderzeugen als ein nothwendiges Uebel, die Menschen als erste vom Dampf getriebene Maschinen, das Leben als ein Mittel zum Vergnügen und mich als

Deinen

Grabbe.

Detmold, den 1. Juni 1827.

III.

Selbstrecension Grabbe's über die „Dramatischen Dichtungen" (Frankfurt a. M. 1827, G. F. Kettembeil).

Der Verfasser (wie es scheint, ein juristischer Geschäftsmann im Fürstenthum Lippe) eröffnet die Vorrede zu diesem Buche mit der Erklärung, daß ihm seine jetzt gedruckten dramatischen Werke längst fremd geworden seien. Die Vorrede ist in einem so kalten, sich selbst belächelnden Stil geschrieben, daß man diesem Geständniß fast Glauben schenken könnte. Die hier gedruckten Stücke bestehen im „Herzog" ꝛc. (folgt der Inhalt); dem Herzog Gothland ist ein Schreiben L. Tiecks vom 6. December 1822 beigedruckt, nach welchem ihm zwar „ein wahres Urtheil gerade bei diesem Stück schwer fällt", aber das Resultat darin besteht, daß das Werk ihn „angezogen, sehr interessirt, abgestoßen und seine große Theilnahme für den Autor gewonnen habe". Recensent hat lange Jahre den Glanz der poetischen Literatur beobachtet, aber eine im Ganzen so niederschlagende und dennoch hie und da erhebende Erscheinung, wie diese dramatischen Dichtungen bilden, ist ihm noch nie vorgekommen. Offenbar ist der Verfasser in mehr als einer Rücksicht untergegangen, mit Ernst und mit Spott scheint er alles Ideal zertrümmert zu haben, er selbst ist mit sich uneins, er ist sich nichts, deshalb ihm auch die Welt nichts ist.

Die Tragödie Gothland enthält den Kampf eines Negers (Berdoa) mit dem Herzog Gothland, dem Repräsentanten der Europäer. Der Neger ist mit Farben gezeichnet, schwarz, wie er selbst, und Gothland, ein kühner, aber schwacher Mensch, erstarrt endlich zu einem Bösewicht, der den Neger noch überbietet. Beide Personen bekämpfen unter vielen Wechselfällen sich fortdauernd und gehen endlich Beide unter. Das Merkwürdige bleibt dabei, wie bei den trefflichsten poetischen Stellen fast auf jeder Seite wirklich mit dem Neger ein wahrer Samum verheerend durch das Stück weht, der alles Gemüthliche und rein Menschliche darin zerstört. Wenn Berdoa „fast mit Vision" sagt:

„Sinne öffnet Eure Thore!
Seh'n will ich der Sahara Meteore!
Ha, wie die Lavaström' vom Aetna, fluthen
Hoch vom Zenith die Sonnengluthen!

*) Auf Heine war Grabbe sehr schlecht zu sprechen, trotz ihres freundlichen Verkehrs in Berlin. Es finden sich Stellen in den Briefen, wo er sich noch viel ungerechter und derber ausspricht.

In Feuer ist der Tag getaucht,
Verbrannte Asche ist die Luft, die Erde raucht,
Der Samum weht,
Und Mauritania's Karawan' vergeht!
Der rothe Löw', umflogen
Von eines Feuerkammes Wogen
Schnaubt Mord, peitscht mit dem Schweif den Sand,
Stürmt als Komet der Wüste durch das Land.
Und als ihr Sternbild, furchtbar leuchtend,
Gleich dem Arion der Aequatornacht,
Tod kündend Dem, der es erblickt,
Umfunkelt von des Felles Arguspracht,
Die blutgewasch'nen Zähne weisend,
Sie mächtig an einander schärfend,
Wie Netze seine Blick' auswerfend,
Mit glüh'ndem Aug' die Beut' umkreisend,
Schweift dort, mit einem Blutstreif ihn befeuchtend,
Der Königstiger seinen Pfad." ꝛc.

so bezeichnet er damit nur den Geist des Stückes. Recensent scheut sich, hier ein Mehreres auszuziehen, nur den neugierigen Kenner könnte er dabei interessiren. Dem Verfasser jedoch ist zu rathen, nicht im Zerstören, sondern im Aufbauen des Edlen seinen Ruhm zu suchen.

Das tragische Spiel „Nannette und Maria" ist eine Skizze, nichts weiter. Es sind jedoch Scenen darin, wie sie sich nur in den besten Liebestragödien vorfinden mögen. Wir nehmen nur die erste, die wir hier zur Probe ganz abdrucken lassen.

(Folgt die Scene.)

Wie schön und naiv! — Aber der Dichter scheint Langeweile gefühlt und Ende des dritten Actes Alles über den Haufen geworfen zu haben.

„Scherz, Satire, Ironie" ꝛc., ein Lustspiel, wird bei Jedem lautes Lachen erregen, doch im Grunde nur ein Lachen der Verzweiflung. Um Alles zu verspotten, bemüht der Verfasser den Teufel, seine Großmutter, ja sich selbst in dieses Stück hinein; nichts in Literatur und Leben bleibt unversehrt — man lese z. B. nur die zweite Scene des zweiten Actes:

(Folgt die Scene.)

Schon in diesem, weder im Guten noch Schlimmen eben ausgezeichneten Probestück findet man leicht die Idee, nach welcher der Dichter hinausgeht.

Viel wohler wird es Recensent, nunmehr von „Marius und Sulla", einem Trauerspiel, und von der „Shakespearomanie", einer Abhandlung, reden zu dürfen. Marius und Sulla, noch unvollendet, bietet besonders im zweiten Act eben so geschichtliche als ergreifende Scenen dar. Selbst Shakespeare hat nie trefflichere Volksscenen gezeichnet, als wir sie hier (Act 2, Scene 2) finden.

(Proben.)

Und wo sind die Gefühle des Marius auf Karthagos Trümmern dichterischer geschildert worden, als in Act 1, Scene 1?

(Proben.)

Dennoch ist Marius gegen den Sulla, der sich dadurch charakterisirt, daß er sagt:

„Der Pöbel irrt sich, wenn er glaubt,
Ich hätte keine Leidenschaften, weil
Ich sie gebändigt. O sie sind nur um
So furchtbarer, je mehr sie mir gehorchen!

Ich machte sie zu zahmen Haushunden.
Sie lecken lang' und schmeichelnd meine Kleider;
Doch wehe Dem, auf welchen ich sie hetze!"

unbedeutend. Marius stirbt mit sehr poetischen Floskeln:

(Proben)

aber Sulla, von dem es heißt:

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sclave unter seinem Fuß.
Laut jauchzend, wie den Wetterstrahl der Donner,
Begrüßt das Volk sein Lächeln".

verläßt mitten im Triumphzug seine Dictatorstelle und ist dadurch um so größer.

Die Abhandlung über die Shakespearomanie ist vielleicht das Beste des Buches. Nur wundert es Recensent, wie ein so gelehrter und kritischer Dichter, als hier der Verfasser sich ausweist, selbst so weit gegen seine eigenen Regeln in seinen Stücken sündigen konnte. Shakespeare's Verhältniß zur altenglischen Bühne, sein Auftreten und seine Verbreitung in Deutschland sein eigener Werth und der Werth seiner Kritiker (Lessing, Schlegel, Tieck ꝛc.) der Nutzen und Schaden, den die ihm gewordene unbedingte Bewunderung gestiftet, sind meisterhaft geschildert.

Man muß dem Verfasser dieser Dichtungen bedeutende Objectivität und Phantasie zugestehen; Tragik und Komik, so wie die verschiedenartigsten Charaktere scheinen ihm gleich geläufig aus der Feder zu fließen. Dennoch spürt man in seinen Stücken überall nur die Trümmer einer zerstörten Subjectivität; der Verfasser hat Ruinen gemacht, um daraus neu zu bauen; seine Werke erfreuen nicht, aber erschüttern, und schwerlich kann ein Mensch wie der Verfasser ferner etwas leisten.

IV.

(Selbstrecension Grabbe's über „Kaiser Friedrich Barbarossa, eine Tragödie in fünf Acten" (Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchhandlung, 1829).

Mit Kaiser Friedrich Barbarossa beginnt Grabbe, der aus seinen früheren dramatischen Werken sowol wegen seiner ausgezeichneten Talente als — salva venia — Tollheiten genugsam bekannt ist, den Dramencyklus, welcher die Geschichte der Hohenstaufen umfassen soll.

Das Stück hat, wie wir gleich zeigen wollen, sehr viele Mängel, aber bei alledem, Grabbe hat sich gebessert, ist ruhig arbeitender Künstler geworden, ohne an genialer Kraft zu verlieren — was die englischen Journale von ihm mit früher noch vielleicht zu kühner Hoffnung erwarteten, scheint einzutreffen, denn führt der Herr Grabbe den mit Kaiser Barbarossa begonnenen Dramencyklus so aus, wie der Anfang desselben vor uns liegt, so möchte Referent denn doch die Nation kennen, welche eine solche dramatische Verherrlichung ihrer schönsten Glanzepoche aufzuweisen hätte.

Man höre: Das Stück eröffnet sich auf den Trümmern der von Barbarossa zerstörten Stadt Mailand; die Mailänder ziehen nach langer Verbannung wieder ein — mit Thränen stürzen sie auf den Boden der Heimat — nur ihr Consul Gherardo bewahrt mitten in dieser gewaltigen Bewegung Besinnung und Entschlossenheit, Alles jubelt und rüstet sich zum Kampfe wider den Kaiser — da erscheint ein Bote und — er ist da!

Gherardo dämpft die Furcht des Volkes und ordnet es zum Abzug in die Schlacht.

Eine pomphaftere Scene als die nun folgende zweite des ersten Actes kennt die Bühne nicht.

Das Lager des deutschen Heeres auf den roncalischen Gefilden wird mit allem Glanz und aller Pracht, die es gehabt hat, geschildert.

(Proben.)

Und wie herrlich die Gespräche zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen.

Und so vieles Andere.

Aber die Kaiserin Beatrice tritt mildernd wie ein Sonnenstrahl, der die Waffen des wilden Kriegsgetümmels überglänzt, dazwischen.

(Proben.)

Dann der zweite Act. Der Löwe fällt vom Kaiser ab. Er sieht mit seinen Niedersachsen nicht ein, weshalb sie in Italien ihr Blut vergießen sollen. Der Kaiser stürzt ihm zu Füßen — umsonst — das Lombardenheer naht — es will den Löwen als Freund grüßen, aber, obgleich er vom Kaiser abzieht, nimmt er das nicht an. — Er will ihn nur, weil er glaubt, das Wohl seiner Völker zwänge ihn dazu, verlassen, nicht verrathen. — Der Kaiser rafft sich wieder auf, die übrigen deutschen Fürsten schwören ihm, des Löwen Abfall mit doppelter Treue zu ersetzen und die Schlacht bei Legnano beginnt. Welch' ein Gemälde diese bildete, mögen ein paar Stellen zeigen.

(Proben.)

Der Erzbischof von Mainz ist Derjenige, welcher, historisch richtig gezeichnet, diesen oft zu weit getriebenen Pomp durch seinen Humor zügelt.

Unmöglich können wir alle Schönheiten der folgenden Acte, in denen die Versöhnung des Kaisers mit dem großartig gehaltenen Papst Alexander in Venedig, Beatrice's Trauer um den vermeintlichen Tod des Kaisers, das prachtvolle Tournier zu Mainz, das der dabei gegenwärtige Osterdingen mit Recht in herrlichen Worten preist — ferner das wilde Feldlager des Löwen und seiner riesigen Niedersachsen am Harz, die Schlacht zwischen ihm und dem Kaiser, seine Flucht mit der Tochter des Plantagenet, der hehren Mathilde und des Kaisers Aufbruch zum Kreuzzug enthalten — hier weiter erwähnen.

Das „Aber" ist ein schlimmes Wort und nimmt, wie Jean Paul sagt, den Löffel vor dem Munde weg.

Und bei Grabbe ist ein großes Aber trotz all' dieses Lobes nöthig. Nur sein Genie, nichts anderes, nicht sein Fleiß, sein ernstliches Streben ist zu loben. Verdient Der, welcher die glänzendste Sprache, die mächtigste Charakterzeichnung in der Gewalt hat, nicht mehr als jeder Andere Tadel, wenn er oft gegen beides auf das Empörendste sündigt? Die Verse scheinen ganz nach Willkür hingeworfen zu sein. Und ist die Empfindelei, mit welcher der Kaiser und der Löwe sich in der Weserschlacht umarmen, statt, wie sie sollten, sich zu bekämpfen, der beiden Männer und der Sachlage werth? Ist das Skizzenhafte, welches in allen Grabbe'schen Werken liegt, zu loben? — Er baut das Gestell zu Palästen, aber füllt es nicht aus. Er muß fleißiger, sorgsamer werden, sonst steht es nicht zum besten mit seinem Nachruhm.

V.

Contract zwischen dem Herrn Auditeur Grabbe in Detmold und der Johann Christian Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. über die schriftstellerischen Arbeiten desselben.

1) Der Herr Auditeur Grabbe in Detmold überläßt alle und jede literarischen Arbeiten, die er in den nächsten Jahren vom 1. Januar 1830 an gerechnet liefern wird, der Johann Christian Hermann'schen Buchhandlung zum eigenthümlichen Verlage und verpflichtet sich binnen dieser Zeit, also bis zum 1. Januar 1834, mit keiner andern Buchhandlung hinsichtlich seiner in diese Periode fallenden schriftstellerischen Erzeugnisse in Verbindung zu treten.

2) Er verspricht der Johann Christian Hermann'schen Buchhandlung im Laufe eines jeden Jahres mindestens drei dramatische Stücke in ungefährem Umfang wie sein Anfang 1829 erschienener Don Juan und Faust zu liefern und zwar würden in den drei ersten Jahren zwei Stücke hiervon jedesmal die Fortsetzung des von ihm begonnenen Cyklus von Tragödien „Die Hohenstaufen", welches Werk auf acht Bände berechnet ist, bis zur Vollendung desselben nach diesem Umfang ausmachen.

3) Die Johann Christian Hermann'sche Buchhandlung verpflichtet sich dagegen, dem Herrn Auditeur Grabbe für diese seine dramatischen Arbeiten monatlich eine Summa von 24 Thlr. preuß. Courant zu bezahlen, über welchen Betrag derselbe durch Anweisung von seinem Wohnort aus verfügen wird.

4) Wenn Herr Grabbe das von ihm begonnene dramatische Werk „Die Hohenstaufen", von welchem der erste Band bereits erschienen ist (Kaiser Friedrich Barbarossa), und dessen zweiter Theil, Kaiser Heinrich VI., demnächst erscheinen soll, vom dritten Theil an bis zum letzten achten Theil binnen drei Jahren vom 1. Januar 1830 an gerechnet, vollenden wird, also jährlich davon zwei Bände zu liefern verspricht, so verpflichtet sich die Johann Christian Hermann'sche Buchhandlung unter Voraussetzung, daß diese späteren Theile in gleichem Geiste wie der erste Theil, Kaiser Friedrich Barbarossa, gearbeitet sind, zu einem Extrahonorar von 100 Thlr. preuß. Courant für jeden einzelnen Band, vom dritten Band an gerechnet.

5) Gefällt es dem Herrn Auditeur Grabbe, außer diesen poetischen Arbeiten sich noch mit anderweitigen Arbeiten in Prosa zu beschäftigen, so verspricht er ebenfalls, dieselben innerhalb des obigen Termins bis zum 1. Januar 1834 der Hermann'schen Buchhandlung nicht zu entziehen und diese dagegen verpflichtet sich, ihm ein im Verhältniß mit seinen übrigen Leistungen angemessenes Honorar dafür zu bezahlen.

6) Der Herr Auditeur Grabbe gewährt der Johann Christian Hermann'schen Buchhandlung die Freiheit, ihm Arbeiten, die ihr für den Druck nicht geeignet erscheinen, zu refüsiren und würde dann Herr Auditeur Grabbe statt der ausfallenden Arbeiten entweder neue liefern, oder, wo nicht, der verhältnißmäßige Betrag des Honorars dafür in Abzug gebracht werden; ferner steht der Verlagshandlung das Recht zu, wenn er bis zum Verlauf von vier Monaten von Eingang des letzten Manuscriptes an kein neues Stück übersandt, mit Zahlung der monatlichen 24 Thlr. einzuhalten.

Alles, was Herr Auditeur Grabbe der Hermann'schen Buchhandlung unter den angeführten Bedingungen liefert, gehört derselben als volles Eigenthum für beständig und für alle Auflagen.

Digitized by Google

Aspern! diese Kürassierangriffe, diese Mordrei auf den Kirchhöfen, diese schwellende, vorbeidonnernde Donau – Was Ungeheures!

In Gedanken an diesen Riesenkampf hab' ich auch der Vorrede zum Gothland das Datum vom 21. Mai gegeben.

Ihr

21 Mai 1835. Grabbe.

Wär' ich doch in ihm gefallen. Ich lache heut nur, um meinen Ernst zu verdecken.

Facsimile von Grabbes Handschrift

Heut muß ich mich ein bischen ausschütten. Es ist einer der größten Tage, welche Deutschland erlebt hat: 1809, 21. Mai, war der zweite, siegreiche Tag von Aspern, Napoleon zum erstenmal in offnem Feld mit seinem unserlesensten Heer vom Erzherzog geschlagen. Lannes oder Montebello spürte mit 2 abgeschossenen Beinen auch, daß das Geschick sich wenden könne.

Es ergreift mich furchtbar, und der Lisette kann ich Aspern nicht sagen, weil sie nichts davon ~~[illegible]~~ versteht.

Digitized by Goog

8) Sämmtliche aus diesem Contracte für beide Theile entspringenden Verbindlichkeiten und Rechte gehen, in so fern dies ihrer Natur nach möglich, auf die beiderseitigen Erben über.

Zur sichern Beglaubigung wurde dieser Contract in duplo von den beiden contrahirenden Theilen unterschrieben und besiegelt

Johann Christian Hermann'sche Buchhandlung.

Frankfurt a. M. den 15. Aug. 1829.

Obigen Contract nehme ich unter folgenden Modificationen an:

a) daß es mir unbehindert bleibt, Aufsätze, auch Probscenen aus meinen dramatischen Stücken an geeignete Journale zu senden;

b) daß, wenn über die Frage, ob ein Stück der Hohenstaufen im Geiste des Barbarossa geschrieben sei, Zweifel entstehen, dieses durch von beiden Theilen vorzuschlagende Kunstverständige ermittelt werde;

c) daß, falls Zwiespalt über das Honorar etwaiger prosaischer Arbeiten entstände, gleichfalls Kunst- und Sachverständige, von beiden Theilen zu wählen, denselben entscheiden;

d) daß ich zwar die vom 1. Januar 1830 bis zum 1. Januar 1834 von mir in der Hermann'schen Buchhandlung erscheinenden Werke letzterer zum Eigenthum hinsichts aller Auflagen überlasse, aber mit der Bedingung, daß mir für jede neue Auflage eines einzelnen Stückes eine Vergütung von 90 Thlr. preuß. Courant, sämmtlicher oder mehrerer Stücke hingegen eine hiernach zu erhöhende (pro jedes Stück 90 Thlr.) ertheilt werde;

e) daß ich die reflüsirten Stücke anderen Buchhandlungen übertragen darf.

Grabbe.

Detmold, den 20. Aug. 1829.

Caprizioſa.

Novelle von **M. Stein.**

Hell ergoß die Sonne ihr Licht auf die Fluthen des Vierwaldſtädterſees. Still und eben lag er da und tiefblau wie der Himmel droben, nur hin und wieder glitt ein Fahrzeug über das Waſſer, ſegelte ein weißſchimmerndes Wölkchen am Horizonte dahin.

Es war in der Reiſeſaiſon. Männer und Frauen in Touriſtenkleidung, den rothgebundenen Bädecker im Arm, durchwanderten die Straßen; die Magazine hatten ihre ſchönſten Waaren zur Schau geſtellt, an allen Ecken bot man ſchweizer Photographien, Schnitzereien und Alpenſtöcke feil.

Auf der Promenade, welche ſich am Ufer hinzieht, ſtand ſchon lange ein junger Menſch über das Geländer gelehnt und blickte träumeriſch in die leiſe zerfließenden Wellen hinab. Im ſchwarzen Sammetrock, ein Filzbaret in's volle Kraushaar gedrückt, die edelgeformten Züge halb beſchattet, ſah er ſo hübſch aus, daß manche ſchlanke Miß im Vorübergehen ihr Lorgnon zum Auge erhob und manche „frye Schwyzerin" über die Achſel nach ihm zurückſchaute. Aber darum kümmerte er ſich nicht.

Paul Feldern war eine jener ſeltenen, ſchön angelegten Naturen, welche weder Glück noch Schmeichelei verdirbt. Ihm, dem Sohn einer begüterten Handelsfamilie, hatten ſchon früh mancherlei Bildungsquellen offen geſtanden und wie das zu gehen pflegt, hatte er ſich nur durſtiger daraus getrunken. Sein Herz war weichen und guten Gefühlen zugänglich, aber nie von einer großen Leidenſchaft berührt worden, ſein Geiſt war empfänglich für das Schöne; doch gerade dieſe hohe Empfänglichkeit und die Vielſeitigkeit der modernen Erziehung hinderten ihn bisher an der Wahl eines beſtimmten Berufes. Ihn intereſſirte eben ſo Vieles! Nur Eins ſtand ihm über allem Andern, nur Eins erwärmte und entzündete ihn ganz — die Kunſt! In die Betrachtung eines ſchönen Gemäldes konnte er ſich ſchon als Knabe ſtundenlang vertiefen, bald zeichnete er mit Leichtigkeit und Freiheit, er hatte entſchiedenen Farbenſinn — für einen Dilettanten war ſein Talent faſt zu groß; aber reichte es zum Künſtler aus? Das Streben, welches ihn beſeelte, dieſe unbeſtimmte Sehnſucht, waren es nicht Ikarusflügel, die in der Nähe des Lichtes zerſchmelzen mußten? Zudem fehlte eine Haupttriebfeder, die ſtrebende Talente oft gewaltig fördert, die Nöthigung zum Gelderwerb; ſein Vater rieth, einen practiſchen Beruf zu ergreifen, ſchon war er ſelbſt unſicher geworden, da ſtarb der Vater plötzlich nach kurzer Krankheit und die Wittwe, die nie einen eigenen Willen gekannt, fügte ſich nach Ablauf der Trauerzeit ſelbſt in eine längere Trennung von dem Sohne, damit er drau-

ßen in der Fremde selbstständig seine Kräfte prüfe und gegen einander abwäge. Statt nach England zu ziehen, wie früher bestimmt gewesen, befand er sich nun auf der Reise nach Italien, dem Traumland seiner Wünsche.

Während er so in's Wasser blickte, zogen bunte Bilder an seiner Seele vorbei: die Heimat, das alte Giebelhaus mit Wendeltreppe und schnörkelhaft geschnitzten Möbeln, die treuen Gesichter von Mutter und Schwester, Cousine, Schön-Lieschen mit den braunen Zöpfen, all' das schon halb verdämmernd, und dazwischen die bunten Eindrücke der letzten Reise.

In seiner Nähe standen jetzt zwei Männer still, die sich laut unterhielten. „Castelbianchi, Castelbianchi!" sagte der Eine, „der Name ist mir ganz fremd."

„Es soll doch alter Adel sein", meinte der Andere, „und mit kolossalen Reichthümern verbrämt."

„Solider Reichthum ohne Schwindel?" fragte der Erste.

„Wer weiß das! Sie ist übrigens so schön, daß es ganz egal ist. Augen, wie die hat, sind ein Kaufpreis für Königskronen!"

„Gemach, gemach!" sagte der Erste wieder und so schritten sie vorüber.

Paul blieb noch eine Weile stehen, dann dachte er, daß es wol bald Mittagszeit sein dürfte und langsam ging er in sein Hotel zurück. An der Straßenecke standen zwei Reitknechte in gelb- und rothgestreiften Livreen. „Sie hat mir noch ein Goldstück als Trinkgeld zugeworfen", sagte der Gelbe.

„Ach, das war sie ja gar nicht, das war ja die Andere", sagte der Rothe.

„Dummkopf! Die Andere, die meine ich eben, die Prinzessin mit dem ausländischen Namen, Castel —."

Paul bog um die Ecke und sah vor dem Hotel mehrere große zwei- und vierspännige Reisewagen halten und das Hauspersonal beschäftigt, eine Unzahl eleganter Lederkoffer, französischer Hutschachteln und Rollen und Packete von jeglicher Form und Größe herauszuschaffen. Der ganze Hausflur war schon versperrt, eine Menge müßiger Zuschauer hatte sich um einen kleinen Mohren versammelt, der, in orientalischer Kleidung, mit gespreizten Beinen und die Hände in den Hosentaschen, am Thor stand; ein alter Herr mit welken, bartlosen Zügen und goldener Brille überwachte den Transport, Diener liefen ab und zu, es war ein Lärm und eine geschäftige Bewegung, als hätten sie Alle den Kopf verloren. Mühsam bahnte sich Paul seinen Weg, da wurde er unsanft beiseite geschoben, um einem großen Flügel Platz zu machen, den man an ihn vorüber trug und im selben Augenblick rannte ein Kellner mit einer silbernen Reisetoilette gegen ihn an und ein kleiner, schneeweißer Hund sprang bellend über seine Füße.

„Was giebt's denn nur?" rief er ärgerlich dem Wirth zu, der händereibend in der Mitte stand.

Der richtete ſich auf, zupfte ſeine Manſchetten hervor und ſagte mit wichtiger Miene: „Ihre Durchlaucht die Fürſtin Caſtelbianchi ſind angekommen.“

Noch auf ſeinem Zimmer hörte Paul den geſteigerten Lärm; das Treiben der Menſchen, ihre müßige Neugier, ihr ſerviler Eifer dünkte ihn recht verächtlich und mit einer gewiſſen Befriedigung dachte er daran, daß er, um abzureiſen, nur noch einen Brief aus Braunitz, ſeiner Heimat, abzuwarten habe, der wol bis morgen eintraf. Allenfalls konnte man den Brief auch nachſchicken laſſen. Er packte Kleider und Papiere zuſammen, ſchellte nach ſeiner Rechnung und ging hinunter zur Tafel.

Ihm gegenüber waren mehrere Seſſel frei geblieben. Ein Kellner, welcher unſern Freund mit ſeiner beſondern Gunſt beehrte, rührte leicht an ſeine Schulter und raunte ihm zu: „Geben Sie Acht, Ihr vis-à-vis iſt die italieniſche Fürſtin; ich habe ſelbſt die Plätze belegt. Ein Engländer, der ſie gern ſehen wollte, hat eben zwei Guineen für den Ihrigen geboten!“

„Geben Sie ihm denſelben immerhin“, rief Paul aufſpringend, „und mir einen ſo fernab als möglich!“

An's Ende des Tiſches zwiſchen eine ältliche, ſpindeldürre Dame und zwei öſterreichiſche Officiere placirt, ſchlug aus der Unterhaltung der letzteren wiederum der Name an ſein Ohr, welcher ihn ſeit einer Stunde geradezu verfolgte.

„Ich habe die Caſtelbianchi“, ſagte der Eine, „vor ungefähr einem Jahre in Wien geſehen. Sie war jeden Abend in der Oper, wo man ſie ungeſtört betrachten konnte. Alle Welt ſprach damals von ihrem Aufwand und ihren Extravaganzen; ſie ſoll ihre Pferde in Champagner gebadet und die Halsbänder ihrer Hunde mit Diamanten beſetzt haben. Dann mußte ſie fort, ſagten die Leute, weil eine dem Hofe allzu nahe ſtehende Perſönlichkeit ſie partout heirathen wollte. Man nannte ſie Caſtelbianchi, die Caprizioſa, und der Name paßt recht auf ſie, denn ein capriziöſeres Weib giebt's nicht unter der Sonne!“

Paul rückte ungeduldig mit ſeinem Stuhl und vertiefte ſich in die Speiſekarte. Gegen Ende der Tafel wandte ſich ſeine Tiſchnachbarin zur Linken mit der ſchüchternen Frage an ihn, ob die Dame dort oben die italieniſche Fürſtin ſei. Er ſchob eine große Kryſtallflaſche, die er im Aerger vor ſich hingerückt hatte, zur Seite, ſein Auge folgte der gegebenen Richtung und blieb ſtarr auf dem bezeichneten Punkte haften.

Paul erſchrak förmlich vor ſo viel Glanz und Schönheit. So vollendete Züge, ſolch' reines Oval des Geſichts, ſolch' üppiges Haar von mattem Schwarz hatte er noch niemals geſehen. Welcher Schwung und Adel lag in der Zeichnung der dunklen Brauen, in den weichen Linien des feingeſchnittenen Mundes! Und dieſe mächtigen Augen, wie Sterne ſtrahlend oder beſſer noch wie Flammen, die Alles, was in ihren Umkreis kam, in Brand ſetzen mußten! Als wäre eine Geſtalt Tizian's aus dem Rahmen geſtiegen, ſo ſaß ſie in ihrem pfirſichfarbenen Atlaskleide da und die reichen Spitzen, der Perlenſchmuck, welchen ſie trug,

ihr brillantenbesetzter Fächer, das Alles gehörte so nothwendig zu ihr wie die goldene Fassung zum Juwel.

Wie geblendet starrte Paul minutenlang hinüber, bis er am Aufstehen seiner Nachbarn merkte, daß die Tafel beendet sei. Hastig stürzte er zu der Saalthür, um die schöne Capriziosa dicht an sich vorübergehen zu sehen. Sie kam, ihre Schleppe streifte seinen Fuß, ein starker Duft wie von Reseda wehte ihn an, sie aber sprach, das Gesicht abgewendet, mit dem ältlichen Herrn, welcher vorher ihr Gepäck beaufsichtigt hatte.

Noch einmal postirte sich Paul in die Vorhalle, durch die sie mußte. Im Vorüberschreiten entglitt ihr das Taschentuch, er stürzte sich darauf, zugleich mit dem Alten, entriß es demselben und präsentirte es der Fürstin. Nachlässig winkte sie einer kleinen, sommersprossigen Blondine, das Tuch entgegenzunehmen und schritt majestätisch weiter, ohne einen Blick auf den dienstfertigen Cavalier zu werfen.

Oben in seinem Zimmer packte Paul sogleich wieder aus und entschloß sich, den Brief der Mutter noch in Luzern abzuwarten. Ob es eine Thorheit war, die er beging, was ihn eigentlich hielt, darüber dachte er nicht nach; er fühlte sich nur plötzlich unter der Herrschaft eines mächtigen Eindruckes, welcher seinen Willen lähmte. Verdrießlich dachte er an ihr nichtachtendes Vorüberrauschen, an ihre stolze Haltung, aber zürnen konnte er ihr nicht — sie war zu schön!

* * *

Vergebens hoffte Paul am andern Tage die schöne Fürstin wiederzusehen; sie speiste auf ihrem Zimmer, wie man ihm sagte. Vergebens suchte er im Hause etwas Näheres über sie zu erfahren; alle Mitbewohner und der Wirth selbst waren eben so gespannt und so neugierig wie er. Was man sich zuraunte, waren doch immer nur Vermuthungen, Gerüchte und welche Widersprüche kamen dabei zu Tage! Die Einen hielten sie für eine Tochter des Sultans, oder gar für eine regierende Fürstin selbst, die incognito reiste und blätterten die genealogischen Kalender durch, um sich Aufklärung zu verschaffen; die Andern meinten, es sei wol nur eine tolle Abenteurerin, die ihr Geschäft im großen Stil betrieb und ihre Schätze mit ihrer Schönheit bezahlte. Paul ärgerten diese Reden, er war jung und warmherzig und wo er bewunderte, drängte es ihn, auch zu vertrauen.

Unzähligemal spazierte er vor ihrer verschlossenen Thür auf und ab, in der Erwartung, ihr zu begegnen — umsonst! Er sah nur den kleinen Mohren, silberne Weinkannen und reichgefüllte Fruchtschalen tragend, hinter der Portière verschwinden und sandte ihm sehnsüchtige Blicke nach.

Auch während der nächsten Tage blieb sie unsichtbar, aber der Brief aus Braunitz traf ein. Mutter und Schwester schrieben, wie Alles zu Hause unverändert sei, wie sie nur ihn vermißten und daß sie seiner Reise auf der Landkarte mit aufgesteckten Nadeln folgten, daß sie Abends bei der Lampe Beschreibungen der Städte läsen, wo er verweilte und nur von der Hoffnung lebten, ihn bald wiederzusehen. Käthchen, die

Schwester, hatte ihm Pantoffeln gestickt, die sie nachschicken würde. Die Guten! Nun warf er sich fast vor, daß er in der letzten Zeit so wenig an sie gedacht und schämte sich jeder unnützen Zeitvertändelung, die das Wiedersehen hinausschieben mußte. Abreisen wollte er — ja — abreisen! Als es aber Abend wurde und wundersüße Harfentöne aus dem Zimmer der Fürstin zu ihm herüberklangen, gerieth er in Verwirrung und sein Entschluß schmolz wieder hin.

Er überlegte, daß er Luzern noch gar nicht gründlich kenne, daß es hier so Vieles zu sehen gab, was man später auf Bildern benutzen konnte, daß er aus künstlerischen Rücksichten bleiben müsse. So wiederholte er seine Spaziergänge in der Stadt, oder er ruderte stundenlang auf dem See umher, der mit seinen tiefblauen Fluthen eine besonders fesselnde Gewalt auf ihn ausübte.

Auch den berühmten Löwen Thorwaldsen's besuchte er wieder und saß staunend vor diesem großartigen Denkmal, zu welchem Meisterhand den rohen Felsen umgeschaffen. Mit gramentstelltem, fast durchgeistigtem Antlitz liegt das königliche Thier da, von einem Lanzenschaft durchbohrt, im Sterben noch die bourbonische Lilie mit der Klaue beschirmend. Rührung ergriff unsern Freund beim Gedanken an die edle Treue, welche hier gefeiert wird und das Bewußtsein durchdrang ihn, daß der Genius in Flammenzungen zu Jahrhunderten redet. Melancholisch rieselte die Quelle herab, tiefes Grün und dunkle Blumen standen rings umher.

Eine Weile hatte Paul träumend stillgesessen, da gewahrte er neben sich auf der Bank ein aufgeschlagenes Album mit einer Bleistiftskizze. In wenig Zügen, mit Kraft und Sicherheit war das Bild des Löwen wiedergegeben, allerdings noch etwas eckig in den Contouren und nicht ganz genau in den Proportionen, und warum fehlten denn die Felswand und die Anlagen, die allein das Denkmal in dieser Form verständlich machen?

In künstlerischem Eifer alles Andere vergessend, griff Paul nach dem Album, zog seinen Bleistift hervor und brachte mit ein paar Strichen Alles in Ordnung. So setzte der Schenkel an, so blickte das Thier verständnißvoll traurig aus brechendem Auge, so ragte der Fels und breitete sich das Bassin aus. Jetzt erst war es ein hübsches Bild, welches Einem auch in der Ferne diesen Ort vergegenwärtigen mochte, ein Erinnerungsblatt für die Mappe des sinnigen Reisenden.

Da rauschte ein seidenes Kleid und sich umwendend, sah er die Fürstin Castelbianchi hinter sich stehen. „Ich danke für die Correctur!" sagte sie mit tiefer, wohllautender Stimme im reinsten Deutsch.

Spöttisch lächelte die kleine Blondine, die auch zugegen war, über Paul's Verwirrung; einen zornigen Blick schoß der Begleiter mit der goldenen Brille auf ihn, aber die Göttin seiner Träume blickte ruhig und mild und sagte: „Jetzt sehe ich erst, wie man's anfangen muß Fanchette, gehe und pflücke mir eine Hand voll jener Blumen — cher baron, sehen Sie doch nach, ob mein Wagen aufgeschlagen und bereit ist — man ruft Sie schon, wenn man Ihrer bedarf!"

Sie setzte sich ungenirt auf die Bank, nahm dem Bestürzten das Album aus der Hand und begann eine neue Zeichnung auf dem nächsten Blatt. „Ist es so recht?“ fragte sie aufblickend; „aber so setzen Sie sich doch und geben Sie hübsch Acht!“ Gebieterisch wies sie auf den Platz an ihrer Seite und in seliger Bestürzung gehorchte Paul. Welch' seltsames Gefühl, sich so nahe diesem wunderbaren Wesen zu befinden, das feine Parfüm einzuathmen, welches ihren Kleidern entströmte, den Bewegungen der schmalen, diamantengeschmückten Hand zu folgen, die sie vom Handschuh befreit hatte — in ihr Gesicht aufzusehen, wagte er nicht.

„Ist es so gut?“ wiederholte sie.

Paul bejahte feurig, aber wir dürfen kaum behaupten, daß sein Urtheil ein unparteiisches war. Die Fürstin klappte das Buch zu. „Komm, Fanchette“, rief sie jetzt aufspringend und neigte den Kopf leicht gegen ihn zum Abschied. Er sah sie in den Wagen steigen und fortrollen.

Selig, als wäre ihm ein unerhörtes Glück wiederfahren, ging er zurück. Sie fuhr noch spazieren, sagte der Portier, doch schon wieder stand eine Anzahl Neugieriger vor der Thür, sie zu sehen; das Gerücht von ihrer Schönheit und Prachtliebe hatte sich schnell verbreitet.

Paul drückte sich auch zwischen die Andern in eine Ecke des Hausflurs. Da fuhr sie herein; über dem grauen Atlas der Kissen leuchtete rosig ihr Antlitz; ihm war, als streifte ihn ihr Blick, doch schon hatte sie der Mohr aus dem Wagen gehoben und sie war verschwunden. Träumend blieb er stehen, da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter — es war Fanchette, die in gebrochener Rede mit französischem Accent berichtete, daß ihre Durchlaucht, die Fürstin Castelbianchi, ihn zu sich auf ihr Zimmer bitte, um noch einige ihrer Zeichnungen zu corrigiren.

Naserümpfend und im Innersten über solche Botschaft an den unbedeutenden jungen Menschen indignirt, hatte sich die Zofe derselben entledigt und ging nun, den Weg weisend, voran. Paul warf im Vorbeigehen manchen Blick in die großen Spiegel der Corridore, tief bekümmert über seine durchaus nicht dem wichtigen Ereigniß angemessene Toilette; aber das half nun nichts.

* * *

Als er bei der Fürstin eintrat, saß sie in einem Fauteuil am Fenster, das einfallende Licht beleuchtete scharf ihre Züge.

„Gut, daß Sie gekommen sind“, sagte sie kopfnickend, „ich glaubte, Sie würden sich von selbst bei mir melden und muß nun doch nach Ihnen schicken. Fanchette — meine Schuhe! Hassan — die Mappen!“

Sie streckte ein Paar chinesisch kleiner Füßchen aus, welche Fanchette, niederknieend, der Stiefeletten entledigte und mit allerliebsten Pantoffeln von Goldbrocat bekleidete. Der Mohr schob einen Tisch und ein Tabouret herzu und legte große, elegant gebundene Mappen darauf.

Paul hatte unterdessen Zeit, die Fürstin zu betrachten und er verschlang sie fast mit den Augen. So, ohne Hut und Shawl, war sie noch tausendmal schöner als zuvor. In der Hand hielt sie einen großen Pfeil

aus dunkelblauem Lapis, den ſie aus ihrem Haar gezogen hatte, daß es nun aufgelöſt und nur leicht gekräuſelt herabhing. In breiten, mächtigen Wogen wie ein ſchwarzer Strom überfluthete es ihre Schultern, Nacken und Arme und berührte, während ſie ſaß, mit ſeinen Spitzen faſt die Erde. Das war ein Krönungsmantel, wie ihn wol keine Königin beſaß. So etwas hatte er nie geſehen!

Allerdings vergaß Paul, daß ihn überhaupt noch keine Frau ſo mit offenen Haaren empfangen hatte und er daher kaum Vergleiche anſtellen konnte; aber dieſe edle Geſtalt, der zarte Teint mit goldigen Reflexen, das ſanft niedergehende Profil, die blauen Augenſterne mit dem magiſchen Blick waren in der That unvergleichlich.

Sie legte ihm aus den Mappen eine Reihe von Skizzen, theils nach der Natur, theils nach alten Gemälden vor. „Wie heißen Sie?“ fragte ſie plötzlich dazwiſchen und ſah verwundert auf, als er ihr ſeinen bürgerlichen Namen, ſeine obſcure Heimat nannte. Wir müſſen geſtehen, daß er ſelbſt trotz ſeiner demokratiſchen Grundſätze in dieſem Augenblicke wer weiß was darum gegeben hätte, wenn er ſich einen Herzogs- oder mindeſtens Grafentitel hätte beilegen dürfen.

„Sie ſind Künſtler?“ fragte ſie weiter.

Er ſtotterte verlegen, daß er es zu werden hoffe und erzählte dann treuherzig von ſeinem Leben und von ſeinen Plänen. Die Fürſtin lächelte dazu, wie man thut, wenn Kinder von der Zukunft reden und dieſes Lächeln umſpann ihn wieder wie mit einem Netz von Sonnenſtrahlen.

Währenddeſſen corrigirte er die Blätter. Sie hatte mit Vorliebe Köpfe gezeichnet: heilige Frauen mit verzücktem Blick, bärtige, ſorgendurchfurchte Männergeſichter, zarte Elfen mit Flügeln an den Schultern. Einmal, als er umwenden wollte, zog ſie ihm haſtig ein Blatt fort und ſagte mit ernſter Miene: „Das iſt nicht für Sie!“ Die meiſten dieſer Arbeiten verriethen Verſtändniß und Auffaſſung, denen nur die letzte techniſche Ausbildung fehlte; in anderen, wahrſcheinlich früheren dagegen, erſchien der Gedanke noch wie in einer Chryſalide eingeſponnen. Paul ſagte ihr das mit Freimuth und ſie erwiederte, daß ſie ſich freue, einmal die Wahrheit zu hören. „Meine Lehrer“, fügte ſie hinzu, „lobten mich ſtets. Hätte ich aus dem Apoll von Belvedere einen Kopf wie den meines alten, närriſchen Haushofmeiſters gemacht, ſie wären auch zufrieden geweſen!“

Sie bat Paul, öfters nach ihren Zeichnungen zu ſehen und er möge doch Abends zum Thee wiederkommen. Erſchrocken, daß er vielleicht länger geblieben als ſchicklich, entfernte er ſich und verträumte, auf ſeinem Sopha liegend, ſehnſuchtsvoll den Reſt des Tages.

Als er um die Theeſtunde in ſorgfältig geordnetem Anzug herunterkam, erſtaunte er und meinte beinahe in einen Feengarten zu treten; ringsum an den Wänden ſtanden blühende Topfgewächſe, dicht an einander gereiht, von ſchlanken Palmen überragt, dazwiſchen kletterten üppige Schlingpflanzen empor, die Wände wie mit einer Tapete von lebendigem Grün überziehend und das ganze Zimmer in eine Laube ver-

wandelnd. Decken von feinſtem indiſchen Gewebe lagen auf dem Fußboden und eine roſenfarbene Ampel hing vom Plafond herab.

„Wir haben die Gärten von Luzern geplündert“, ſagte die Fürſtin lächelnd, „um es uns ein wenig behaglich zu machen. Ich haſſe Gaſthofszimmer, aber unter Blumen fühlt man ſich gleich zu Hauſe.“

Sie lag auf einem niedrigen Divan, nachläſſig ausgeſtreckt und mit ihrem Hunde ſpielend, aber in reichſter Geſellſchaftstoilette. Ein weißes Sammetkleid mit Silberſtickerei von phantaſtiſchem Schnitt umſchloß ihre Geſtalt, Perlenſchnüre feſſelten ihr Haar und hingen von ihrem Gürtel herab. Sie warf ein Buch, in dem ſie eben geleſen hatte, beiſeite und ohne ſich aufzurichten, ſtreckte ſie Paul herablaſſend die Hand zum Kuß entgegen. Er hob das Buch auf, es war Platons Sympoſion.

Am Tiſch ſaß eine alte Dame mit grauen Scheiteln und ſtrengem, runzligem Geſicht, mit dem Haushofmeiſter Schach ſpielend, Fanchette, in zierlichem, kurzen Kleide und roſa Schürzchen, goß Thee in feine Meißner Taſſen, welche Haſſan präſentirte; neben der Fürſtin ſtand ein hochgewachſener Officier, der ihr ſeine Huldigungen darzubringen ſchien und den man ſpäter im Geſpräch Graf Sonnenthal nannte.

Derſelbe erzählte viel und lebhaft von ſeiner Herreiſe, von Galerien, die er beſucht, und Paul ſtaunte über ſeine Bemerkungen, in denen ſich vollkommene Unkenntniß mit Anmaßung paarte, über ſein ſcharf verneinendes Urtheil, das ſich nicht ſcheute, ſelbſt die höchſten Meiſterwerke der Malerei anzugreifen, ſobald ſie nur nicht das waren, was er „gefällig“, das heißt amüſant nannte. Paul war bisher der großen Claſſe der Geſellſchaft fremd geblieben, die von der Kunſt nichts weiter verlangt als Sinnenreiz. Endlich wagte er einen Einwand, der ihm ein Lächeln der Fürſtin und einen zornigen Blick des Grafen eintrug und ihn in einen Streit mit dem Letztern verwickelte.

„Die Kunſt iſt da, um das Leben zu erheitern“, ſagte der Weltmann, „ſie verſcheuche uns die Sorgen, Tod und Unglück ſollen nicht ihr Stoff ſein. Wer mag denn Blutgemetzel an ſeinen Wänden dargeſtellt, wer die grauſige Laokoonsgruppe, den fürchterlichen Kopf der Meduſa Rondanini in ſeinen Zimmern haben?“

Paul antwortete: „Die Kunſt ſoll die Seele erheben, erſchüttern, vom Staube der Alltäglichkeit befreien; das erreicht ſie nur durch große, tragiſche Stoffe, die uns gewaltig ergreifen. Giebt es Rührenderes, als ſchöne Menſchlichkeit im Unglück, Erhabeneres als große Naturen im Titanenkampf mit dem Leben? Im Genre verflüchtigt ſich der Ernſt, deſſen unſere Zeit ſo ſehr bedarf. Die Kunſt iſt die Erzieherin der Menſchheit.“

„Sie iſt ſich ſelbſt Zweck!“ ſagte die Fürſtin ſinnend, „ſie ſei vollkommen, ſo thut ſie uns Allen genug und giebt und leiſtet mehr, als wir ihr vorſchreiben können. Die Welt des Ideals iſt groß, neben den Rieſengeſtalten eines Dante, Michel Angelo, Beethoven finden auch hei-

tere Genien ihren Platz. Vor den Meistern verstumme unser Streit — und Schaffen ist Leben!"

Sie trat zum Flügel, ihre Hände glitten über die Tasten hin und entlockten denselben seltsame Melodien. Heiter und tändelnd wie buntfarbige Schmetterlinge, wie leichtgeschürzte Elfen flatterten die Töne durch's Gemach, dazwischen hinein erklang immer eine ernste Weise, die mit leidenschaftlicher Beredsamkeit wie heißes Liebeswerben zum Herzen redete. Immer rascher überstürzten sich die Töne — immer inbrünstiger flehten sie — sie wuchsen zum Strom an, der Alles zwingend mit sich fortreißt — die Tanzmelodien verstummten — eine große Seele sprach aus diesen Phantasien und strömte in ihnen ihre Kämpfe und ihre Schmerzen, ihre Sehnsucht und ihre Gluthen aus. Paul zitterte vor Erregung, sein Auge hing an ihr wie gebannt, seine Seele folgte der ihrigen auf ihrem Flug durch ferne Welten — von Stern zu Stern — solche Musik hatte er noch nie vernommen — sie war eine große Künstlerin!

Hochathmend blickte er um sich, auf jedem Gesicht einen Reflex seiner eigenen Bewegung zu lesen, aber vergeblich. Ruhig saßen die beiden Alten am Schachbret, Sonnenthal war zu der blonden Fanchette getreten und beugte sich flüsternd über die Erröthende, der Mohr stand mit gekreuzten Armen bewegungslos in der Ecke — waren denn diese Menschen alle von Stein?

Wieder ließ er von den Tönen seine Seele selig überfluthen, jetzt klang es ihm wie Geisterstimmen, wie Aeolsharfenton — er sah schimmernde Formen in der Luft, goldene Frühlinge schwebten vorüber und warfen ihr holdes Bild in den Lebensstrom, aber dunkle Schatten stiegen aus der Tiefe empor und verschlangen das Bild — und zu seinen Füßen gähnte ein offenes Grab und in dem Grabe auf weißen Kissen lag eine Gestalt mit den Zügen der Fürstin und er beugte sich weinend nieder und küßte die Stirn der Todten — da plötzlich mit einer schrillen Dissonanz rissen die Töne ab, die Fürstin erhob sich, sie sah blaß und angegriffen aus und zog sich mit flüchtigem Gruß in ihr Schlafzimmer zurück.

Fast betäubt und wie im Traum verabschiedete sich auch Paul.

* * *

Die nächste Zeit war für unsern Freund eine Zeit des Glückes, wie er sie bisher nicht gekannt; äußerlich ruhig zog sie vorüber, arm an Ereignissen, aber desto reicher an innerm, seelischem Gehalt. An Abreisen dachte er kaum noch. Täglich sah er die Fürstin und blieb er einmal aus, im Bedenken, ihre Güte zu mißbrauchen, so zeigte sich bald Hassan's glänzend schwarzes Gesicht an der Thür, um ihn aus seiner Einsamkeit herauszulocken und wie gern folgte er! Die Nähe dieser Frau weckte eine Welt von Empfindungen in ihm.

In echtem Jugendfeuer erhob er selbst ihre Launen auf den Altar seiner Begeisterung, die Göttinnen des Olymp konnte er sich jetzt nur tabakrauchend, die großen Frauen der Geschichte nur in pariser Schlepp-

roben vorstellen und jede Heilige war ihm eine Capriziosa. Ihre Fehler schienen das nothwendige Widerspiel ihrer Tugenden. Die Verschwendungssucht konnte man um ihrer edlen Wohlthätigkeit willen verzeihen; wiegte sie sich selbst auf den weichsten Flaumfedern des Lebens, so streute sie doch auch Gold mit vollen Händen um sich her. Ihr sorgloser Uebermuth, das Ueberspringen jeder conventionellen Form waren ihm ein Ausfluß von Genialität. Regeln, die für Alltagsmenschen geschaffen sind, durften sie nicht binden. Sollten Pygmäengewänder einer Titanide passen? Und endlich ihr Eigensinn, die Tyrannei, mit welcher sie ihre Umgebung quälte, hingen doch mit ihrer Willenskraft und Charakterstärke zusammen. Solchen Händen ziemte das Scepter wol und Alle, die in ihre Nähe kamen, bestärkten sie ja in diesem Hange.

Wenn sie dem alten Fräulein die tollsten Wünsche mit einem scheinbar um Zustimmung bittenden: „Nicht wahr, ma tante?“ dictirte, so antwortete dasselbe stets, wenn auch kopfschüttelnd und seufzend: „Wie Sie wollen, Lavinia!“ Den Haushofmeister hatte sie mindestens so gut wie Carino, ihren kleinen Pudel, abgerichtet; er regulirte sein Kommen, Gehen und Sprechen nach ihren Augen. Daß Sonnenthal ihr ergebener Sclave war, versteht sich, aber sogar Fanchette verleugnete ihre schnippische Kammerkatzennatur in der Nähe der Herrin, vor der auch sie zitterte.

Paul sah ein, daß es Eigennutz war, der alle diese Menschen an die Fürstin fesselte, es schmerzte ihn, daß Keiner von ihnen sie wahrhaft liebte, Keiner sie verstand, wenn sie sich auf Flügeln der Phantasie in unbegrenzte Traumwelten erhob und dann freute es ihn doch wieder, daß er der Einzige war, der sich ihr seelenverwandt fühlen durfte.

Sie wußte das auch und sie war freundlich und zutraulich gegen ihn. Bei seinem Eintritt erhellte sich ihr Gesicht und „Buon giorno, Paolo“, sagte sie mit wohlklingender Stimme. Seltsamerweise lag in der Vertraulichkeit dieses reizenden Weibes durchaus nichts, was zur Keckheit herausfordern konnte, im Gegentheil sprach das sicherste Selbstvertrauen, eine fast demüthigende Ueberlegenheit aus derselben.

Dennoch war Paul glücklich wie nie zuvor und er sagte sich das in jeder Stunde und durstig schlürfte er die Wonnen jeder rollenden Minute aus. Kunst und Liebe, die schönsten Sterne des Daseins, leuchteten hell über seinem Haupt — es waren goldene Tage damals in Luzern!

Zuweilen fiel ihm ein, daß das Alles doch nicht dauern könne, daß sie abreisen würde und was sollte dann werden? Er vermochte es nicht auszudenken! Ohne sie war die Zukunft kalt und grau und bleischwer — zurückkehren zu dem kleinen Kreise früherer Ideen und Interessen, das war unmöglich, nachdem er sie gekannt; seine Kunst selbst schien ihm keinen andern Zweck zu haben als ihr Auge zu erfreuen. Aber mußte man sich denn trennen? Konnte nicht ein Wunder geschehen? So blöde er sich in ihrer Gegenwart zeigte, so kühn war Paul in seinen Träumen, alle seine Gedanken und Wünsche rankten sich um die Geliebte und er

überließ ſich dieſem aufregenden Gaukelſpiel immer häufiger, im Wahne, Ruhe zu ſchöpfen aus Dem, was ihn nur noch mehr aufregte. Unzählige Mal verſuchte er, aus der Erinnerung ihr Portrait zu zeichnen, da er nicht wagte ſie um eine Sitzung zu bitten, aber ſeine Kraft erlahmte an dieſer Aufgabe. War es auch möglich, ſolchen hinreißenden Liebreiz wiederzugeben? Er zerriß die Blätter, unzufrieden mit ſich ſelbſt.

Der Umgebung der Fürſtin blieb er ziemlich fremd. Zwar der Haushofmeiſter, Baron von Bruck, hatte ihm das erſte, unfreundliche Zuſammentreffen nicht weiter nachgetragen, aber Sonnenthal verfolgte ihn mit Blicken glühenden Haſſes, die Paul von Herzen erwiederte. Seine Liebe war uneigennützig und ſelbſtlos, im Lichtkreis der Geliebten zu leben, als treuer Mond dieſe ſtrahlenſpendende Sonne zu umſchweben — darüber gingen ſeine Wünſche vorläufig nicht hinaus, aber ein Anderer ſollte auch nicht mehr verlangen. Er vergaß keinen Augenblick die Kluft, welche ihn von ihr trennte, aber er war ſich zugleich bewußt, daß weder Adel noch Reichthum dieſelbe auszufüllen vermochte, daß nur ihr perſönlicher Werth ſie ſo hoch über alle Männer ſtellte. Mit ihrer Schönheit, ihrem Genie, ſelbſt mit ihren Capricen war ſie doch faſt wie ein Wunderbild aus Feenmärchen und nur ein großer Held, ein unſterblicher Künſtler wäre ihrer würdig geweſen. Daß jener Sonnenthal begehrende Blicke auf die Göttin warf, erſchien ihm faſt als Entweihung.

Liebte ſie gar dieſen Mann? Paul hielt es für unmöglich. Aber that ſie nicht immer das Unwahrſcheinlichſte? Sind Weiber überhaupt zu berechnen und nun gar eine Caprizioſa? Der Graf war ſchön, ein vollkommener Cavalier wie ſeine Muhme, das alte Fräulein Beate, Lavinien täglich vorhielt; er lebte in ihrer Nähe, durch Erziehung, Lebensſtellung, Gewohnheit waren ſie mit einander verknüpft und unter der Maske der Verwandtſchaft erlaubte er ſich einen vertraulichen Ton, bei dem Paul das Blut in den Adern kochte.

Und dennoch — war ſein Zorn nicht recht thöricht? Er konnte doch nichts ändern! Was war er der Fürſtin? Ging es ihn an, wen ſie liebte, wer ſie einſt beſitzen würde? Er würde es ſicher nicht ſein! Mit grauſamer Selbſtquälerei ſtellte er ſich vor, daß ſie doch über kurz oder lang abreiſen müßte, daß ſie ihm Lebewohl ſagte oder auch nur eine Karte für ihn zurückließe — dann war Alles vorbei, der ſchöne Traum zerrann wie eine Seifenblaſe — ſie ging — Sonnenthal begleitete ſie — bei dem Gedanken durchrieſelte ein Schauer ſein Herz.

* * *

Einmal Nachmittags ſpielte Lavinia wieder. Wie weiße, wehende Blüthen ſchwebten ihre Finger über die Taſten dahin und weckten die ſchlafenden Tongeiſter zum luſtigen Reigen. Paul lehnte in einer Fenſterniſche, die Blicke feſt auf ihr Antlitz geheftet, als ſuche er in demſelben den Text zu dieſer Muſik. Schwärmeriſch verzückt blickten ihre Augen, feſſellos wallte ihr Haar, weich und mild wie die Tonwellen ſchimmerten die ſonſt ſo ſtolzen Züge, niemals empfand er inniger den

Zusammenhang zwischen Sehen und Hören, sie erschien ihm wie verkörperte Musik, wie das Ideal einer heiligen Cäcilia. Ihre ganze Seele lebte, athmete, wogte in dem Spiel — war es denn nur die Kunst, welche ihr Wesen so erschütterte, ihre Gestalt wie mit Glorienschein umglänzte oder war es vielleicht eine andere unwiderstehliche Kraft, die, unter deren Einfluß allein die Seelen ihr Höchstes leisten? Denn dem Künstler wird ja Sehnsuchtsleid zum Triumphthor in's Land des Ruhmes und die höchste Lehrmeisterin der Kunst bleibt ewig nur die Liebe.

Paul empfand es plötzlich klar als seine Aufgabe, sich zu eben solcher Vollendung in der Malerei emporzuschwingen, wie er sie an ihrem Spiel bewunderte. Wenn er sich einst in Farben mit so viel Gewalt und Zartheit auszudrücken vermöchte wie sie in Tönen, dann gelänge es ihm vielleicht auch, ihr Bildniß zu malen. Aber wie diese Stufe erreichen? Ginge es, ohne den Pinsel in Sonnenlicht zu tauchen, ohne Schmetterlingsflügel zur Palette zu nehmen?

„Ich werde es doch erreichen", sagte er fest bei sich, „ich will und werde es! Mein ganzes Leben will ich daran setzen, ihrer werth zu sein!"

Eifersüchtig fuhr er auf, als Sonnenthal sich nach beendigtem Spiel über die Hand der Fürstin beugte, sie zu küssen. Wie durfte ein Anderer wagen, diese Hand zu berühren!

Lavinia sagte lächelnd und mit dem Finger drohend: „So ernst, Paolo? Sie träumen wieder!" Und als er bis an die Schläfen erröthete, fügte sie sanfter hinzu: „Ich gehe, mich auszuruhen. Hernach wollen wir eine Spazierfahrt auf dem See machen, Sie sind eingeladen, uns zu begleiten."

Auch die Anderen zogen sich zurück, nur Paul zögerte, es war ihm so süß, noch einige Minuten in dem Zimmer zu verweilen, welches sie eben mit ihrer Gegenwart belebt hatte. Er kniete vor dem leeren Divan nieder und drückte sein glühendes Gesicht in das Kissen, auf dem ihre Füße geruht hatten. „Geliebte", sagte er leise.

Ueberall ringsum Spuren ihrer Nähe! Hier das aufgeschlagene Buch, in dem sie vor einer Stunde las, dort ihr silberner Handspiegel in einem Körbchen voll Spitzen und französischer Blumen, hier ihre Reitpeitsche und Stulpenhandschuhe, daneben ein türkischer Dolch, mit dem sie zu spielen pflegte, auf dem Seitentisch ihr Reiseschreibzeug, Briefe und Papiere. Die Luft war voll von dem eigenthümlichen, berauschenden Parfüm, das ihre Kleider und alle ihre Sachen ausströmten, der Flügel stand offen, Alles um ihn her redete in leiser, geheimnißvoller Sprache von ihr, Alles war voll von ihr und sein eigenes Herz dazu. Die Empfindungen der letzten Stunde zitterten in ihm nach, lebendig wie nie stand ihr Bild vor seinem Geistesauge, hätte er einen Pinsel, hätte er nur Stifte und Papier zur Hand gehabt, jetzt oder nie wäre es gelungen, ihre Züge festzuhalten!

Er suchte auf dem Schreibtisch nach einem leeren Blatt, da fesselte

ein eigenthümliches Etui von blauer Emaille ſeinen Blick. Es war herzförmig geſtaltet und mit kleinen goldenen Sternchen überſäet — was mochte es wol enthalten? Neugierig rührte er daran, der Deckel ſprang auf und ſein eigener Traum blickte ihm verkörpert entgegen. Was er eben ſchaffen wollte, war ſchon da, das Antlitz der Fürſtin ſelbſt, aber verjüngt, in zartem Kindesalter. Heiterer blickte ſie als jetzt und ſtatt des ſchwarzen Gelockes umgab eine Fülle rothblonder Haare ihre Schultern. War das eine Laune des Malers oder war aus dem blonden Kinde die brünette Schönheit erwachſen? L. C. ſtand in feinen Goldlettern auf der Einfaſſung. „Lavinia Caſtelbianchi", ſagte Paul vor ſich hin und blitzſchnell ſchloß er die Kapſel und ſteckte ſie zu ſich, dem Schickſal dankend, deſſen Gunſt ihm das heiß erſehnte Bild der Geliebten in die Hände ſpielte

Als ſie auf dem See ſpazieren fuhren, hatte die Fürſtin eine ſchwarze Spitzenmantille nach ſpaniſcher Art über ihr Haar geworfen und mit ein paar rothen Nelken auf der Bruſt befeſtigt. Fräulein Beate, welche ſie begleitete, hielt ihre Lorgnette vor und fragte eifrig nach dem Namen jeder Bergſpitze, die ſich zeigte.

Paul ſaß Beiden gegenüber und blickte unverwandt auf Lavinia, die ihre Hand in's Waſſer hinabſtreckte. Die Wellen rührten an ihre Fingerſpitzen, ſie ſchien die tanzenden Lichtfünkchen haſchen zu wollen. Es war warm und hell, die Luft ſchimmerte roſig, der Frühling tummelte ſich, ein lachendes Kind am Ufer, Alles blühte, duftete, ſtrahlte und in der Ferne ragten die Bergrieſen im grauen Nebelkleid, mit ihren zackigen Kronen von Gletſcherſchnee. Eine tiefe, heilige Freude überkam ihn; es war, als habe ſich der Himmel aufgethan und ein Stück wolkenloſer Seligkeit ſei herabgeſunken auf die Erde. Hin und wieder ſagte Eins: „Wie ſchön! welcher Friede!" Dann ſchwiegen ſie wieder und blickten ſich an und blickten hinaus in die Natur.

Paul ließ die Wonnen dieſer Stunde in ſein Herz einziehen und er fühlte förmlich, wie es ſich weitete und wuchs. Er athmete und ſog die Farbenpracht, den Glanz des Waſſers, den keuſchen, ſtillen Reiz der Landſchaft ein. Himmel und Erde, Ufer und See verſchmolzen ſich zum mächtigſten Bild und das war doch nur der Hintergrund für eine Geſtalt, für ſie, die Schönſte, Herrlichſte, die Einzige! Unauslöſchlich brannte ſich das Bild in ſeine Seele — Jahre werden vorüberziehen, ohne ihm ſeinen Glanz abzuſtreifen. Glücklicher Paul, der Du das Glück mit Augen geſehen haſt! Wie oft wirſt Du ſehnend dieſer Stunde gedenken! Aus den Niederungen des Lebens, aus den Bienenſtädten der Menſchen, wo Sorge und Arbeit wohnen, wird Dein Blick zurückfliegen zu den goldenen Höhen der Jugend und aus dieſer Erinnerung wirſt Du immer wieder den Glauben an die ewigen Ideale der Menſchheit ſchöpfen.

* * *

Die Fürſtin war einer altvenezianiſchen Adelsfamilie entſproſſen. Geſchlecht auf Geſchlecht hatten die Caſtelbianchi ſich den erſten Häuſern

des Landes verſchwägert und jede Generation hatte es als ihre Aufgabe betrachtet, die Reinheit des Stammbaumes zu hüten, den Glanz des Beſitzes zu mehren. Ihr Großvater, ein ſtolzer Ariſtokrat, führte eine der reichſten Erbinnen Italiens heim und ihr Vater, Don Ceſare Gontardo Caſtelbianchi, in deſſen Hand ſich koloſſale Reichthümer vereinigten, hätte leicht die einflußreichſten Stellungen bekleiden können, wenn er ſich nur in Staatsdienſte begeben wollte. Er liebte aber die Unabhängigkeit mehr als Ruhm und Ehre. Er war ein Meiſter in der Kunſt zu leben, dieſer Don Ceſare, raffinirt im Genießen und genußſüchtig bis zum Uebermaß, ein ſchöner Mann von lebhaftem Temperament, vergöttert von den Frauen, ein buntes Leben voll Abenteuer lebend.

Endlich ward auch er zahm, der wilde Löwe aus der Lagunenſtadt und folgte einer durchreiſenden Deutſchen, der jungen Comteſſe Lortzing, in ihre Heimat, wo er ſich niederließ und ſich mit ihr vermälte. Eine ſonderbare Wahl für dieſen feinen Kenner von Frauenſchönheit! Entrüſtet ſchlugen die Schönen der Ariſtokratie, die Königinnen der Bühne, ja ſelbſt die Blumenmädchen des Marcusplatzes die Hände zuſammen. „Er wird es bereuen!“ ſagten ſie Alle.

Emilie Lortzing war keine glänzende, kaum eine hübſche Erſcheinung zu nennen, aber wer ſie genauer kannte, der mochte ſich wol von der ſanften Weiblichkeit ihres Weſens, von ihrer echten Herzensgüte angezogen fühlen. Die kühle Ruhe dieſer Natur reizte den überſättigten Don Juan Venedigs. Ob die Weiſſagungen der Damen von der Brenta eingetroffen waren? Wer weiß! Die Prüfung unterblieb, denn die junge Fürſtin ſtarb nach wenigen Jahren und hinterließ ihrem Gatten als einziges Kind die kleine Lavinia, die früh ſchon in Zügen und Charakter die ausgeprägteſte Aehnlichkeit mit ihrem Vater zeigte. In Deutſchland geboren und erzogen, war ſie alſo nur der Abſtammung nach Italienerin.

Nun zog Comteſſe Beate, Emilien's ältere Schweſter, in's Haus, unter dem Vorwand, ihre Nichte zu erziehen; vielleicht mit der Nebenabſicht, die Nachfolgerin ihrer Schweſter zu werden. Eins wie das Andere mißlang völlig.

Der Fürſt erſchien Anfangs ganz in ſeinen Schmerz verſunken, ſpäter gab er ſich wieder den gewohnten Zerſtreuungen ſeiner Jugend hin, aber der frühere Jugendmuth, die Elaſticität von damals waren verſchwunden; ſein Leichtſinn hatte jetzt etwas Forcirtes. Er kränkelte, und um ſeine Geſundheit herzuſtellen, unternahm er weite Reiſen, von denen er ſelten und dann nur auf kurze Zeit heimkehrte. Fräulein Beaten's Scheitel wurden grau und der Myrthenſtock vor ihrem Fenſter trocknete ein, ohne daß das erſehnte Wort geſprochen wurde.

Lavinia andererſeits entwickelte ſich vollkommen eigenartig, ohne irgend welchen äußeren Einflüſſen nachzugeben und beherrſchte bald ihre ganze Umgebung. Der Fürſt, der ſie ſeinen wilden Burſchen nannte, hatte große Freude an ihren Tollheiten; er lehrte ſie reiten, fechten, rauchen und hinterließ ihr auf dem Todtenbett ſein ganzes Vermögen.

Achtzehnjährig, blendendſchön, im Beſitz fabelhafter Reichthümer, begann ſie das phantaſtiſch verſchwenderiſche Leben, das nun ſchon vier Jahre andauerte.

Wie war ſie gefeiert, angebetet, umworben worden! Die ſtolzeſten Looſe boten ſich ihr dar, ſie nahm Alles als ſelbſtverſtändlich hin, aber ſie blieb kalt dabei. War ihr Herz nie gerührt worden? Niemand wußte das. Es war eine raſtloſe Ungeduld in ihr, die ſie faſt zu verzehren ſchien, ein Streben und Suchen nach ewig Neuem, das ſich zunächſt in ihrer Reiſeluſt äußerte. Dabei erfaßte ſie doch alles Neue mit tiefem Ernſt und vereinigte mit den Launen eines verzogenen Kindes die Gründlichkeit und die Thatkraft eines Mannes.

Zuweilen überkam ſie die tiefſte Melancholie, in welcher ſie ſich auf Tage von ihrer Umgebung abſchloß und nur ihrem Kammermädchen den Zutritt geſtattete. Man hörte ſie dann im Zimmer auf und nieder gehen, heftig mit ſich ſelber redend, man hörte ſie ſchluchzen und weinen, oder ſie vertiefte ſich am Flügel in jene wunderbaren Phantaſien, worin ſie ihre ganze Seele ausſtrömte. Kam ſie ſpäter heraus, ſo trug ihr Geſicht wieder einen gleichmäßig ruhigen Ausdruck und gewöhnlich gab ſie dann Befehle zur Abreiſe oder zur Heimkehr, oder zu irgend einer wichtigen Veränderung in ihrem Leben. Nach ſolch' einem innern Kampf hatte ſie auch dieſe Schweizerreiſe angeordnet, deren Endziel Keiner aus ihrer Umgebung kannte.

* * *

Paul erſchrak heftig, als die Fürſtin ihm eines Tages mit den Worten „Morgen reiſe ich ab", entgegentrat. Durch die offene Thür ſah er im Nebenzimmer Fanchette und Haſſan mit Packen beſchäftigt, Tante Beate ſtand zur Aufſicht dabei.

Lavinia lächelte über die beſtürzte Miene des jungen Mannes und ſagte begütigend: „Das heißt, ich meine, wir reiſen ab. Es verſteht ſich doch, daß Sie uns begleiten, Paolo?"

Sein Geſicht klärte ſich auf — ſie lud ihn ein, ſie bedurfte alſo ſeiner auch! „Darf ich Ihnen folgen?" fragte er mit leiſer Stimme, in der die erſtickte Leidenſchaft ſeines Herzens vibrirte. Es ſchien ihm, als könne er eher vom Leben laſſen als von ihr. Im nächſten Augenblick aber dachte er an die Mutter daheim, an Käthchen, an alle ſeine Pläne und Studien, an die Verſprechungen, die er den Seinen, an die anderen, höheren, die er ſich ſelbſt gegeben und er fragte tonlos: „Wohin werden Sie gehen?"

„Vorläufig bleiben wir in der Schweiz", verſetzte ſie, „wir wollen das Berner Oberland durchſtreifen — ich habe Sehnſucht nach Gletſchern und Alpenſchnee — in drei Wochen will ich in Venedig ſein."

Das Wort richtete ihn wieder auf, das war wie ein Sonnenſtrahl, Venedig — dahin führte auch ſein Weg! Er erbat ſich Urlaub für die Zwiſchenzeit, um Mailand und Oberitalien zu ſehen; die Schweiz bot ihm für künſtleriſche Zwecke zu wenig und er hatte ſchon mehr Zeit, als er ſollte, verloren, aber in Venedig konnte man ſich wiederfinden.

Die Fürstin war es zufrieden. Eben so leicht, als sie den Plan zur gemeinschaftlichen Reise entworfen, stand sie auch wieder davon ab, aber Paul war zu jung und zu unerfahren, um sich die Consequenzen dieses Betragens zu ziehen.

Den ganzen Tag folgte er ihr wie ihr Schatten, unfähig zu jeder ernsten Beschäftigung, unfähig fast, ihre Fragen zu beantworten. Seine Blicke ruhten brennend auf der geliebten Gestalt, sein einziger Gedanke war: Noch ein paar Stunden, dann ist's vorüber, morgen geht sie fort!

Er sehnte sich in tiefster Seele, sie noch einmal spielen zu hören und athmete doch wieder auf, daß sie's nicht that. Ihm war so weh — Töne hätten sein Herz zum Ueberfließen gebracht.

Auch sie schien milder als gewöhnlich — ahnte sie, was in ihm vorging? That ihr der arme Junge leid? Sie sah ihn so fest, so seelenvoll an, daß ein Schauder des Entzückens seinen Körper durchrieselte und er sich abwenden mußte, die hervorquellenden Thränen zu verbergen. Sie schien zu erschrecken. „Haben Sie Kummer?" fragte sie ängstlich, „oder ist es nur der heutige Abschied, der Sie betrübt?"

„Das fragen Sie, das können Sie fragen!" wiederholte Paul in fieberhafter Erregung.

Einen Augenblick zog ein kokettes Lächeln über ihr Gesicht, aber gleich darauf sagte sie: „Seien Sie ruhig, Paolo, lassen Sie! Wir trennen uns ja nur für kurze Zeit. Und überhaupt — was wir werth halten, wird uns das denn durch die Ferne entrückt? Es gehört uns, so lange wir mit unserm Herzen ihm treu bleiben, während das räumlich Nächste uns oft im Geist das Fernste ist. Was man liebt, kann man nie ganz verlieren!"

Paul war entzückt neben ihr in die Knie gesunken, bereit, ihre Hände zu ergreifen, ihr jetzt Alles zu gestehen, sie aber blickte schon wieder gedankenverloren hinaus in's Weite, als habe sie gar nicht mit Bezug auf ihn gesprochen, ein träumerischer Ernst lag auf ihrem Gesicht, der wenig zu ihren glückverheißenden Worten paßte und als sie sich jetzt umwandte, begegnete ihr Blick dem leidenschaftlich erregten des jungen Menschen so befremdet, so ruhig kalt, daß ihm das Geständniß auf der Lippe erstarb.

Am andern Morgen geleitete er sie an den Wagen; grauer Nebel hing noch an den Bergspitzen, die Dienerschaft, der Wirth, Schaaren Neugieriger standen im Hausflur, sie abfahren zu sehen. Sie hatte ihren Arm in den Paul's geschoben, zum ersten — ach, nun auch zum letzten Mal! Wie gern hätte er das kleine Händchen im grauen, schwedischen Handschuh an sein Herz gedrückt! Die Blicke der Menschen mochten ihr lästig sein, sie verlangte ihren Schleier und als er den blauen Flor aus einer Reisetasche hervorlangte und nicht widerstehen konnte, denselben an seine zuckenden Lippen zu drücken, da sagte sie: „Behalten Sie ihn nur!" Sie stieg leicht in den Wagen, nickte und lächelte ihm noch einmal zu — dann war sie verschwunden.

Allein stand Paul unter der sich verlaufenden Menge, allein ging er auf sein Zimmer zurück — allein — zum ersten Mal in seinem Leben begriff er die traurige Bedeutung des Wortes und ihn schauderte vor dem bittern Nachgeschmack im Becher des Erdenglückes.

* * *

Die Fürstin reiste schnell. In Interlaken hielt sie zuerst an; von da machte sie Ausflüge, bestieg die Berge und ging in die Eisgrotten, in die das Tageslicht durch bläuliche Gletscherwände schimmert und man im Palaste der Eisfee zu stehen meint, die ihre Gäste kalt anhaucht. Lavinia bot ihre Stirn dem Hauche dar und lächelte dazu. In ihrer jetzigen Stimmung that ihr alles Herbe, Rauhe beinahe wohl; das Leben hatte sie zu weich gebettet, ihr gar zu viel Rosen gestreut — sie sehnte sich manchmal nach Bitternissen. Was war auch alle Pracht, die sie umgab, ihrer Seele? Glaubte das Schicksal, ihr damit genug zu thun? Ihr brennender Durst nach Glück blieb ungelöscht.

Zuweilen dachte sie an Paul. „Der liebt mich", sagte sie bei sich, „ganz und ohne Egoismus. Der würde nicht verlangen, mich zu meistern, meinen Willen zu beugen. Warum soll es nicht sein? Warum zieht mich nur das an, was mich vernichtet?"

Dann strebte sie wieder, sich aus diesen Träumereien aufzuraffen, rastlos ordnete sie neue Fahrten an, sie suchte nach Eindrücken, Erregungen, nach etwas, das ihr wahrhaft imponirte, aber das Rechte mochte sich nicht finden, denn das bittere Lächeln verließ ihre Lippen nicht.

Als sie weiterreiste, saß Fanchette der Fürstin im Wagen gegenüber, um zu ihrer Bedienung bei der Hand zu sein. Sie hatte ihr eben ein Tuch zum Schutze gegen den Wind gereicht und band ihr nun das zierliche Strohbarett mit den braunen Federn fester. Lavinia lehnte sich in die Kissen zurück. „Hast Du das blaue Medaillon wieder gefunden?" fragte sie.

„Noch nicht", antwortete das Mädchen ängstlich, „ich habe schon das ganze Gepäck durchsucht, aber das Ding findet sich nicht. Ach, das schöne Bild mit dem Goldhaar —"

„Wo es nur geblieben sein mag!" sagte ihre Gebieterin sinnend, „es war mir sehr ähnlich — ob wol Sonnenthal — dreist genug ist er dazu?" Die Zofe beugte erröthend ihr Gesicht.

Der, von welchem sie redete, ging langsam hinter dem Reisewagen her. Er war ausgestiegen, um mit seinen Gedanken allein zu sein. Sie waren nicht eben erbaulicher Art. Er hatte Mahnbriefe aus der Heimat erhalten, bis hierher schickten die Gläubiger sie ihm nach, seine Schulden häuften sich — „wenn die Fürstin „Ja" sagte!" überlegte er.

Im letzten Wagen saßen Comtesse Beate und der Haushofmeister. Das alte Fräulein schien verdrießlich, seit Kurzem ging ihr gar nichts mehr nach Wunsch. Der Verkehr mit dem jungen Maler hatte sie genug geärgert und nun wieder dieses ziellose Umherstreifen!

„Es ist sehr schwer", sagte sie seufzend, „ich sehe das täglich mehr ein. Sie kann uns mitten drin abspringen, sie ist gar zu unlenksam."

Der Baron putzte seine Brillengläser und bot ihr seine geöffnete Tabatière an, deren Deckel ein anmuthiges Frauenköpfchen schmückte. „Sie sind eine so kluge Dame — sollten Sie nicht Mittel finden? es wäre doch wirklich schade —"

„Schade nur? Es wäre entsetzlich. Hätten wir, die Lortzings, damals unsere Emilie einem solchen Manne gegeben, hätte ich meine Jugend geopfert, das störrische herzlose Kind zu erziehen und nun sollten wir leer ausgehen, der Glanz dieser Verbindung wäre nur ein vorübergehender gewesen! Unser Neffe sollte abgewiesen werden, das kolossale Vermögen vielleicht in fremde Hände wandern —"

„Ereifern Sie sich nicht, werthe Freundin! Ueberlegen wir lieber, wie dem vorzubeugen sei. Unsere Durchlaucht hat einen starken Willen; entgegentreten darf man ihr nicht, aber sollte man sie nicht überlisten können? Vielleicht finden wir eine Schwäche in ihrer Natur, die uns zu Hülfe kommt — die Menschen lassen sich Alle zu Marionetten brauchen, sobald man nur am rechten Faden zieht."

Comtesse Beate sann nach. Gedankenvoll strich sie über die Falten ihres Kleides, zog sie ihre grauen Augenbrauen in die Höhe.

„Ein Mittel gäbe es vielleicht", sagte sie langsam, „sie hat eine schwärmerische Verehrung für das Andenken ihrer Mutter. Wenn man ihr die Verbindung mit Sonnenthal als Emilien's Wunsch darstellen könnte, wenn sich Beweise, Documente dafür finden ließen —"

„Sie müssen da sein", rief der Baron lebhaft, „Sie wissen, man findet immer, was man finden will. Ich stelle mich Ihnen selbstverständlich zu jedem Dienste zur Disposition!"

„Ich danke Ihnen! Uebrigens geht unser Interesse hierbei Hand in Hand. Sonnenthal wird nicht undankbar sein und jetzt hängen wir Alle, Sie mit uns, doch nur von den Launen dieses eigensinnigen Mädchens ab."

Sie reichte dem Baron ihre Fingerspitzen, die er mit seinen dünnen, kalten Lippen berührte. Tante Beaten's Gedanken flogen rückwärts, in die Zeit, als ihr Schwager, schön und feurig wie ein junger Gott, sich auf ihre Hand niederbeugte; als der Traum eines Glückes, das sich nie verwirklichen sollte, in ihr Herz einzog.

* * *

Paul hielt es nicht lange mehr in Luzern aus. Es ist so traurig, Diejenigen, welche man liebt, abreisen zu sehen. Die Fortgehende empfindet die Trennung weit weniger. Die Ortsveränderung, der bunte Wechsel der Erscheinungen, das Getriebe von Dingen und Menschen, an denen er vorüberzieht, zerstreuen seine Gedanken und betrügen die Seele um ihren Kummer. Aber der Zurückbleibende ist übel daran! Alles erinnert ihn an die Vergangenheit; die Orte, die man einst besuchte, auf denen man nun den Spuren verlorenen Glückes nachgeht, der Platz bei Tische, der leer oder von Fremden besetzt ist, jede Beschäftigung, die man früher gemeinsam vornahm, jeder kleinste Gegenstand, an den sich ein Gespräch, eine Bemerkung knüpfte — alles Das hält die Erinnerung

wach und mit der Erinnerung zugleich die Pein. Paul, der es nicht ertragen konnte, reiste ab.

Um die verlorene Zeit wieder einzuholen, begab er sich direct nach Mailand. Die stolze Stadt mit ihren ragenden Palästen, mit dem herrlichen Wunderbau des Domes, übte einen unsagbaren Eindruck auf ihn; die südliche Lebendigkeit der Bevölkerung zog ihn an, sein Künstlerauge wurde von der schönen Galerie gefesselt. So erwachte er aus seinen bisherigen Tagträumen wieder zum Antheil an der Außenwelt, doch der Gedanke an die Fürstin begleitete ihn überall; im Geiste sah er sie neben sich die Bildersäle durchwandeln, sah sie beständig neben seiner Staffelei stehen, mit ernsten Blicken ihn zur Arbeit anspornend, mit holdem Lächeln seiner Mühe den Lohn spendend.

Wie freute er sich jedes schwindenden Tages, der die Trennung verkürzte! Bei Allem, was er sah und erlebte, malte er sich zugleich aus, wie er es ihr dereinst in Venedig, zu ihren Füßen sitzend, erzählen würde, mit neuem, heißern Eifer strebte er vorwärts in der Kunst — der Weg zu ihrem Herzen, meinte er, führe über die Sonnenhöhe des Ruhmes.

Unzählige Compositionen entwarf er; was er auf seinen Wanderungen in den Straßen und vor den Thoren vom Volksleben sah — jede Mutter, die ihr Kind säugte, jede Gruppe spielender Knaben, dann wieder der Aufenthalt in den Ateliers, das bunte Treiben der Maler und der Modelle — Alles gestaltete sich ihm zum Vorwurf. Ueberall sah er Linien, Formen, geschlossene Bilder, und wie drängte es ihn zur Arbeit! Zum Ausführen ließ er sich keine Ruhe, aber Skizze über Skizze entstand, in seinen Adern brauste es wie junger Wein, die Geschäftigkeit seiner Phantasie rieb ihn fast auf.

Kaltblütig betrachtete er die schönen mailändischen Frauen und die lockenden Blicke, die unter erhobenem weißen Schleier zu ihm herüber glitten, ließen sein Herz kalt. Selbst Chiara, die schlanke Wirthstochter, reckte umsonst ihr flechtengeschmücktes, schwarzbraunes Köpfchen, als sie dem jungen Maler das Abendbrod reichte. „Che ha, Signore?“ fragte sie vertraulich lächelnd. Er antwortete zerstreut und dennoch zögerte die Kleine an seiner Seite, bis eine zornige Stimme ihren Namen rief.

Beppo, ihr Bräutigam, war in den Speisesaal getreten und faßte sie eifersüchtig beim Arm, in solchen Dingen verstand er keinen Spaß. Das Mädchen verzog schmollend den Mund und folgte ihm widerwillig. Zusammen mit dem wilden Beppo kam ein alter Herr in Mantel und Filzhut, mit sanften, mageren Zügen. Seine durchdringenden Augen ruhten auf Chiara, die ihnen Beiden Wein schenkte. Das zierlich gefaltete Hemd im schwarzen Mieder, die großen Silbernadeln, welche sie nach der Landessitte kranzförmig in's Haar gesteckt trug, ließen ihr gut, Beppo lächelte versöhnt.

„Ist sie nicht die Perle der Lombardei? Habe ich zu viel gesagt, zio mio?“ fragte er leise. — „Sie ist ein liebliches Kind“, erwiederte sein Begleiter, „und mag wol die Herzen Derer berücken, die Laura nicht

geſehen haben. Mannigfaltige Blumen bringt der Frühling, aber vor der Roſe neigen ſich Alle."

Beppo ſchien ſeinem Gedankengang nicht gefolgt zu ſein, er erhob jetzt ſein Glas: „Auf Chiara's Wohl! Thut mir Beſcheid, Maëſtro, und auch Ihr, Signore pittore!"

„Evviva Laura la bionda", ſagte der Mann im Mantel ernſt und Paul leerte ſein Glas, während ſeine Gedanken zur fernen Geliebten flogen.

* * *

Von Mailand aus begab ſich Paul nach Verona und Padua und von da nach Venedig. Sein Herz pochte, als er ſich der Stadt näherte, von der er ſeit ſeiner Kindheit ſo viel gehört und geleſen, nach der er ſich ſtets geſehnt hatte und nun doppelt ſehnte. Er öffnete das Waggonfenſter und ſein Blick überflog die ſchöne Landſchaft.

Auf der letzten Station ſtieg ein Herr mit leichtem Handgepäck ein, in dem er ſogleich den Maëſtro aus dem Mailänder Wirthshaus, Beppo's Oheim, erkannte. Auch dieſer erinnerte ſich des jungen Mannes. „Buon giorno, Signore", ſagte er freundlich und freute ſich der Antwort, die in gutem Italieniſch gegeben wurde. Die Beiden waren allein, ſo entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen ihnen, welches Paul bald mächtig zu intereſſiren begann.

Der Alte war eine eigenthümliche Erſcheinung, ein Charakterkopf, feſſelnd für Maler und Pſychologen. Mit ſeinem ſchäbigen Mantel contraſtirten die geiſtreichen, feinen Geſichtszüge, mit ſeinen grauen Haaren die Lebhaftigkeit ſeiner Reden und Geſticulationen. Obwol Italiener von Geburt, urtheilte er doch ſcharf und abſprechend über ſein Vaterland, an deſſen neuen Aufſchwung Paul die begeiſtertſten Hoffnungen knüpfte.

„Sie kennen Land und Leute nicht, Signore", ſagte er, „Sie ſind jung und die Jugend ſieht Alles durch eine roſenfarbene Brille. Ich aber bin unter dieſer Nation alt geworden und ich fürchte ſehr, ſie beſitzt nicht moraliſche Tüchtigkeit genug zu einer Regeneration. Laſſen Sie ſich nicht von dem letzten Aufflackern der ſterbenden Flamme täuſchen! Der Druck der Prieſterherrſchaft hat zu lange auf Italien gelaſtet, der Katholicismus hat ihm alle Lebenskraft unterbunden."

„Wie können Sie das ſagen! an dem Lande eines Dante, Michel Angelo, Rafael verzweifeln! Es wäre ſchrecklich, wenn Sie Recht behielten."

„Warum? Unſer Volk hat ſeine Aufgabe erfüllt, es hat Großes geleiſtet und die Geſchichte hat es verzeichnet; Andere kommen jetzt an die Reihe. Die Kraft der Völker erlahmt wie die der Individuen, ſie blühen ab wie Pflanzen. Die Zeit Italiens und der romaniſchen Völker überhaupt geht zu Ende, die germaniſchen treten jetzt an's Steuer der Welt. Freuen Sie ſich deſſen, junger Freund!"

„Mich freut es weit mehr, mir alle Nationen in friedlichem Gedeihen, ohne Haß, ohne Eiferſucht zu denken, jede in Blüthe und alle in Harmonie mit einander und ich möchte in dieſem Concert der Nationen

gewiß nicht die Italiener vermiſſen, deren Geſchichte mich mit Ehrfurcht erfüllt, deren Boden unerſchöpfliche Triebkraft beſitzt, denen der Sinn für alle Künſte angeboren iſt."

„Die Künſte — glauben Sie nicht, daß ich die über Alles ſtelle! Junge und kriegeriſche Völker haben nicht Zeit, der Künſte zu pflegen, oder ihre Muſen ſind keuſche, ernſte Jungfrauen, die ihnen geharniſcht das Banner vorantragen; aber mit dem Verfall beginnt das Ueberwuchern der Kunſt, ihr Herabſinken zur Dienerin des Luxus — ſchauen Sie mich nicht ſo entſetzt an, ich bin kein Barbar, ich bin ſelbſt Künſtler. Darum wünſchte ich, ich dürfte den Bogen führen und die Saiten nur ſtimmen, um einer geiſtig und politiſch freien Zeit das Triumphlied zu ſingen!"

Der Peſſimismus des Alten verdroß Paul, Beide ſchwiegen jetzt, nur über das Antlitz des Fremden zuckte es noch zuweilen wie Wetterleuchten.

Der Zug hielt, Paul ging, ſein Gepäck zu holen, und als er heraus kam und ſich nach ſeinem Begleiter umſah, fand er ihn nicht mehr. Es that ihm leid, demſelben nicht Lebewohl ſagen zu können, doch die Gondel wartete ſchon, die ihn in's Hotel führen ſollte.

* * *

Venedig iſt die herrlichſte Stadt. Mag man Rom erhabener nennen, Genua ſtolzer und glanzreicher, Neapel heiterer — keine von ihnen allen beſitzt doch den melancholiſchen Reiz, den romantiſchen Zauber, der jene Königin der Stätte umfließt. Zu ihren Füßen ruht das Adriatiſche Meer, feuchte Nebel ſteigen aus den Lagunen empor und wallen um die Marmorpaläſte wie Trauerſchleier um das Haupt einer Fürſtin Kein Wagengeraſſel erſchallt, kein Hufſchlag, nur leiſes Rudergeplätſcher im Waſſer und einförmiges Rufen der Gondoliere tönt zu den hochgewölbten Fenſtern empor. Wie ein ſtummes Märchen, wie eine Dichtung aus Stein erſcheint Venedig Demjenigen, der es zum erſten Mal ſieht, und unauslöſchlich bleibt das Bild in der Seele des Scheidenden haften, um noch oft ſtill und geräuſchlos durch ſeine Träume zu gleiten.

Als Feldern am andern Morgen ſein Fenſter öffnete, deſſen Flügel bis zur Diele hinabreichten, und dann, ſich auf das niedrige, eiſerne Gitter lehnend, hinabblickte auf die Riva dei schiavoni, an welcher er wohnte, und hinaus auf das Adriatiſche Meer, und als er drüben den Lido ſah und vor ſich die majeſtätiſche Chiesa Santa Maria della salute und das Alles von den erſten Strahlen der Frühſonne übergoldet, da faßte ihn ein Taumel des Entzückens, er breitete die Arme aus und rief: „Habe Dank, o Welt, daß Du ſo ſchön biſt!"

Eilig nahm er ſein Frühſtück ein und ſtieg hinab, ſein Auge an den herrlichen, ſtilvollen Bauten weidend, dann wieder ſich am bunten Getümmel ſüdländiſchen Lebens erfreuend. Bald war er mit den Fußwegen zu Ende und glitt nun in einer der Gondeln geräuſchlos durch die ſtillen Waſſerſtraßen hin. Andere Gondeln kommen ihm entgegen, ein luſtiges Lied tönt aus einer, in der nächſten ſitzen ſchlanke Frauen-

gestalten, in den üblichen schwarzen Schleier gehüllt — „stali", „stalà!" rufen sich die Gondoliere an und mit freundlichem Gruße fährt man an einander vorüber.

Das Wasser fließt durch die Thorwege der Häuser und umspült die Stufen der marmornen Paläste — dort ist Othello's Palast, darin die schöne Desdemona lebte und litt, dort wohnte Lord Byron, der vielbesungene Sänger — überall Spuren einer erhabenen Vergangenheit, wie leise Klagen tönt es im Windhauch und aus jeder Mauernische, aus jedem Säulengang treten Einem bekannte und geliebte Schatten entgegen.

Dann in der Galleria delle belle arti erschloß sich seinen trunkenen Blicken eine ganze Welt von Schönheit. Tizian's berühmte Assunta fesselte ihn mächtig; diese herrliche Gestalt, welche, mehr einer Titanide als einer Madonna gleich, von Wolken emporgetragen wird, erfüllte ihn mit Bewunderung, nie hatte er solche Leuchtkraft der Farbe gesehen.

Er selbst zeichnete jetzt wenig; das Bewußtsein, in Venedig zu sein, die Erwartung, die Fürstin bald wiederzusehen, regten ihn allzusehr auf. In Mailand war er viel ruhiger gewesen; nun, da die Trennung zu Ende gehen sollte, klopfte sein Herz um so ungeduldiger.

Gleich in den ersten Tagen hatte er sich nach dem Palast der Castelbianchi hinrudern lassen. Es war ein mächtiges Gebäude aus dunkelfarbigem Stein. Man konnte bis dicht an die breite Treppe hinanfahren, welche zum Portal emporführte; kolossale ionische Säulen trugen dasselbe, aber sie waren gesprungen und aus den Fugen wuchsen Gräser und Moose hervor; die Fensterläden waren fest geschlossen, keine Spur von Leben zeigte sich. Paul betrachtete das Wappen des Geschlechtes, zwei gegen einander züngelnde Schlangen, welches überall an den Thüren und an Mauervorsprüngen angebracht war, er hatte dasselbe einst auf dem Petschaft der Fürstin gesehen; er betrachtete die Reliefs an dem großen Altan, Meerweiber mit geringelten Schwänzen darstellend, dann zog er die Glocke, deren Ton heiser das Haus durchschrillte.

Nach minutenlangem Zögern erschien ein schlaftrunkener Portier oder Aufseher, welcher erstaunt aufhorchte, als man nach seiner Gebieterin fragte. Die Principessa sei weit, weit fort, denke nicht daran, hierher zu kommen, das müsse er doch wol am besten wissen! Ob der Signore vielleicht das Schloß besichtigen wolle? Paul, dem Zurückhaltung geboten schien, verneinte und der Pförtner, um das gehoffte Trinkgeld getäuscht, schlug ihm ärgerlich die Thür vor der Nase zu.

Wie dehnen sich die Tage endlos, wenn man wartet! Bald war auch in dieser Stadt der Reiz des Neuen erschöpft und Paul zählte nun die Stunden bis zu ihrer Ankunft. Seine Gedanken waren immerdar mit der Einen beschäftigt und Stunden und Tage zogen vorüber, ohne auch nur ein Blümchen der Freude aus ihrem Füllhorn ihm zuzuwerfen.

Eines Abends schlenderte er auf dem Marcusplatze umher und blieb vor den Juwelierläden stehen, wo ausgehängte Corallenschnüre in jeglicher Nüance und Größe sein Auge fesselten. Er betrachtete einen rosenfarbenen Schmuck und gedachte eines ganz ähnlichen, welchen die

Fürstin getragen, und wieder versank er in Träumereien. Da legte sich eine Hand sanft auf seine Schulter, es war sein Reisebegleiter, der alte Musicus.

„Woran denkt Ihr?" fragte der ohne weitere Begrüßung, als wären sie die Zeit her beisammen gewesen und er fahre nur in einem begonnenen Gespräche fort. „Wählt Ihr Schmucksachen für Eure Braut aus?"

„Ich habe keine", versetzte Paul hocherröthend, daß die Frage so nahe an seine Gedanken streifte, „ich dachte nur, jenes Corallendiadem müsse wundervoll in schwarzen Locken aussehen."

„Ich kenne auch blonde, denen es zum Entzücken stehen würde", versetzte der Alte. „Aber, was treibt Ihr, Signore, und wie gefällt Euch Venetia la bella? Schwärmt Ihr noch für mein Vaterland oder habt Ihr bereits die Kehrseite kennen gelernt?"

Paul verneinte feurig. Sie disputirten wieder und da es dunkelte, forderte Maëstro Agosto, so hieß der Alte, ihn auf, mit in seine Wohnung zu kommen, um weiter zu plaudern; er fand offenbar Wohlgefallen an dem jungen, lebhaften Nordländer. Paul dankte zwar, er wollte vor dem Schlafengehen noch Briefe der Mutter und Käthchen's beantworten, doch gab er sein Wort, den neugewonnenen Freund ein andermal aufzusuchen. „Wenn Ihr Euch nicht scheut, in meinen Thurm hinaufzusteigen", sagte dieser, „ich wohne hoch wie die Eulen und Dohlen!" Mit einem Händedruck trennten sie sich.

Der Mond war aufgegangen, bläuliches Licht übergoß den Platz. Als Feldern um die Straßenecke bog, stieß er auf einen Schwarm junger Leute, der lachend und lärmend vorüberzog; sie schienen aus einer lustigen Gesellschaft zu kommen und berauscht zu sein. Ein junger Mensch stützte sich auf den Arm seines Gefährten; etwas in seinem Gange und in der Kopfhaltung frappirte Paul und rief ihm eine unbestimmte Erinnerung wach. Sie gingen an einander vorüber, der Schein einer Gaslaterne beleuchtete grell die Züge des Fremden, der laut auflachte — Himmel — das waren die Züge von Lavinia Castelbianchi!

Wie vom Blitz getroffen starrte Paul. Er wollte ihr nach, sich überzeugen, aber ehe er sich zu rühren vermochte, war die ganze Schaar weit fort. Wüthend schlug er sich vor die Stirn. „Bin ich denn wahnsinnig geworden?" rief er. „Sehe ich schon überall Gespenster? Es ist ja unmöglich wie des Himmels Einsturz! Und dennoch — kenne ich nicht ihr süßes Gesicht Zug für Zug? Nein, nein, eine Entweihung ist's, das nur zu denken! Wie käme sie hierher, in diese Vermummung, wie in solche Begleitung?"

Unruhig warf er sich die ganze Nacht auf seinem Lager umher, von Zweifel gequält, zornig über sich selbst.

(Schluß im nächsten Heft.)

Pariſer Theaterzuſtände.

(1872—73).

Von **Paul d'Alreſt.**

Lob dem Zeus! Wir ſind wieder eine Schablone, eine Phraſe los! Das Schlagwort „Platz den Jungen!“ Place aux Jeunes, welches ſeit Jahren in allen Echos der Theaterkanzleien und in den Spalten gewiſſer Blätter wiederhallte, dieſe Phraſe, hinter der ſich eine ganze Welt großartiger Talente, unverſtandener Genies, durch das Monopol und die Concurrenz zerdrückter und zermalmter aufſtrebender Kräfte bergen ſollte, dieſe Phraſe hat ſich in der Anwendung eben ſo leer erwieſen, als aller übrige politiſche und literariſche Wörterbrei, welchen der Byzantinismus in Frankreich accreditirte. „Platz den Jungen“ — es war dies die ſtets aufgefahrene Batterie der „Männer ohne Furcht“, welche immer und immer die dramatiſchen Feſtungen belagerten, und nicht ohne Spannung ſah man die theatraliſchen Kanoniere pointiren. Sollte doch aus jeder Kartätſche ein Sprühregen von Witz und Geiſt herausſpringen! Sollte doch mit einem kräftigen, einzigen Satze Alles, was ſich in letzter Zeit einen Namen erworben hatte, überholt werden! Nun, Ihr Herren von den „Jungen“, das ſo heiß erſehnte Feld wurde Euch eröffnet, überall fandet Ihr gaſtliche Aufnahme, man hat Euch den Mund mit Bonbons geſtopft und Euren Jeremiaden ein Ende machen wollen. Man verweigerte Euch nirgends den Einlaß und eine Bühne hat ſich faſt ganz in Eure Arme gegeben. Und wie habt Ihr dieſes Vertrauen belohnt?

Ja allerdings, dem Quantum nach habt Ihr viel geleiſtet, viel Schauſpieler umſonſt geplagt, viel Papier und Tinte verbraucht; leider aber läßt ſich die intellectuelle Geiſteskraft nicht nach der Elle bemeſſen. Man muß auch ein wenig ſondiren und das Senkblei will gar wenig tief gehen.

Man muß vor Allem conſtatiren, daß das Pariſer Theater gegen das Vorjahr im entſchiedenen Nachtheil ſich befindet, daß jedem Stück, auch dem verhältnißmäßig beſſern, ein gewiſſer Stempel des Verfalls aufgedrückt war, und das eben iſt vornehmlich die Hauptſchuld der neuen Schule.

Ich kann den Zweck, den dieſe jungen Autoren verfolgen, nicht anders begreifen, als daß ſie ihre Mitbürger tüchtig aufſchrecken und dem „Bourgeois“, dem „Epicier“, die ihnen eine heilige Scheu einflößen, mit den gröbſten Mitteln einen heilſamen Schauder einjagen wollen. Die Verfaſſer der alten Melodramen hatten ſchon dieſe Abſicht, aber ihre Meinung war ehrlich und ſie hatten die Mittel, eine dramatiſch correcte Panik zu erzeugen. Die „Jungen“ dagegen ſind dafür durchaus nicht geſchaffen, ihre Sprache iſt ein manierirtes, ſentenziöſes Gewäſch, ihre dramatiſchen Schreckensepiſoden ſind dürftig und zeigen allzu raſch den Faden. Dumas, Sardou und die Uebrigen behandelten den Ehebruch in allen Tonarten; bei den Jungen iſt der Ehebruch eine Beigabe, die ſich von ſelbſt verſteht. Dagegen ſchmücken und umgeben

sie das Ehebruchsdrama mit allerhand Nebendingen und ihre Magdalena ist noch dazu eine Giftmischerin, eine Diebin oder dergleichen. Die Hauptsache ist, wenn man ausrufen kann: „Das ist zu stark, c'est trop fort!" Je unsinniger, je übertriebener, je närrischer man sein Stück findet, um so mehr frohlockt der junge Autor.

Das bemooste Haupt unter den „Neuen", nicht etwa weil es an Methusalem's Jahre grenzt, sondern weil es einen kahlen Schädel besitzt (den respectwidrige Personen einen „Kniekopf" nennen), ist Herr Adolph Belot. Dieser junge dramatische Dichter zählt eigentlich zu den älteren Romanschriftstellern, d. h. er hatte bei Michel Levy einen tüchtigen Credit eingebucht, während seine Schicksalsgenossen hager und hungrig, unverstanden und wie mit dem Banne belegt von einer Directionskanzlei zur andern umherirrten, ihre Stiefel an den Dielen der Vorzimmer und ihre Hände an den Quasten der Thürglocken abnutzend. Dieser gute Herr Belot! Man schildert ihn als einen Ehrenmann und sogar einen vortrefflichen Familienvater; er selbst nickt beifällig mit dem Kopfe, wenn man seine Legenden erzählt, und Niemand soll sich über das Laster mehr entrüstet gezeigt haben, als er, da es eines Tages in Gestalt einer verführten Kammerzofe in seinem Hause auftrat.

Aber wenn dieser Ehrenmann und streng rechtliche Familienvater die Feder führt, da vollzieht sich ein Decorationswechsel, daß der Obermaschinist, den Maëstro Offenbach für sein Dramentheater engagirt hat, vor Neid erblassen müßte. Nie durfte Tartüffe auf seine Nachahmer so stolz sein, nie ihm das Herz so recht im Leibe lachen, wie beim Anblick eines solchen Belot'schen Prachtexemplars, welches sogar sein Vorbild, seinen Meister übertrifft.

Tartüffe trug im öffentlichen Leben frommen Sinn und Rechtlichkeit zur Schau, war innerlich ein Schurke; Romanschriftsteller wie Belot haben den Muth, öffentlich den allerärgsten Cynismus zu bekunden, dem sie dann durch ein wenigstens anscheinend ehrliches Privatleben eine in den Augen der Menge immerhin ehrenhafte Grundlage verleihen. Sie beuten ihren Cynismus aus wie Tartüffe die Augenverdreherei, sie sind vielleicht keine Schurken, aber sie schaffen solche desto sicherer, und während Tartüffe auf der Bühne der Moral wegen in den Kerker wandern muß, reussiren die Belots glänzend, werden fett, dick und reich genug, um sich eine gute Portion Achtung in's Haus zu kaufen.

Allerdings haben sie einen großen Mitschuldigen, der sie liest und goutirt: es ist das Publicum, jenes Publicum, welches unnennbare, kaum anzudeutende Dinge, deren Titel nicht zu übersetzen sind, „Fräulein Giraud, meine Frau", 37 Auflagen hoch, kauft. Da allerdings wird Jeder, der rasch danach strebt, Fortune zu machen, am liebsten mit der Feder in erotischen Pfützen herumstöbern.

Doch der Inhalt des erwähnten Buches eignete sich trotz aller Kühnheit, trotz der frechen Rücksichtslosigkeit der „Jungen", nicht für die Bühne (vielleicht kommt es später doch dazu); aber der Erfolg seines in meinem vorjährigen Aufsatz erwähnten Stückes „Der Paragraph 47" ließ in Herrn Belot den Wunsch rege werden, sich neue dramatische Lorbeeren zu holen. Er entnahm den Stoff seinem eben erschienenen Roman „Die Frau aus Feuer", ein Titel, bei dem sich die erotischen Gourmands mit der Zunge über den Gaumen fuhren Aber der Löwe war ein wenig ermattet, der neue

Roman fiel lau, wäſſerig aus, und Diejenigen, welche eine Scandalmine darin entdeckt haben wollten, mußten ihre Phantaſie zu Hülfe rufen und aus den zweideutigen Paſſagen allerlei Schlüſſe ziehen. Die verdorbene Einbildung des Leſers ergänzte hier die Anfänge des Verfaſſers. Mit der „Frau aus Feuer" wurde das Renaiſſancetheater eröffnet, eine recht nette, kleine, von Gold ſtrotzende Bühne, die ſich ſeit ungefähr ſechs Monaten an der Ecke des Boulevard Saint Martin erhebt. Das bekannte, der Dramencultur gewidmete Theater der Porte Saint Martin wurde im Laufe der Maiſchlacht 1871 zerſtört, einige der nebenanſtoßenden Häuſer wurden ebenfalls vernichtet, der Wiederaufbau des St. Martintheaters war ſogleich beſchloſſen, was ſollte aber nun mit dem freigewordenen Raum geſchehen? Der durch ſeine Hochzeitsſchmäuſe berühmte Reſtaurateur Deſſieux hatte für ein anderes Local vorgeſorgt und einen Garten zu errichten, ſchien zu koſtſpielig Da kam ein Director, der ſich wieder nach einer neuen Pleite ſehnte. „Hier", ſagte er, „ſtand ein Theater, bauen wir daſelbſt zwei auf", und es geſchah nach ſeinem Willen, was beweiſt, daß ein Unglück nie vereinzelt kommt. Dieſes Renaiſſancetheater mit ſeinen endloſen Verzierungen, ſeinen goldumrahmten Logen, mit der niedlichen Bühne ſollte das Hauptoperationsfeld für die „Jungen" abgeben, und Belot eröffnete den Reigen. Der Erfolg aber, den dieſe Bühnenmanöver erzielten, war ein höchſt geringer; denn fünf Monate nach dem neu-dramatiſchen Experiment giebt der Director, dem der Beutel doch lieb zu werden beginnt, ſeinen Verſuch auf und wie die Placate zeigen, wirft er ſich der kleinen komiſchen Oper in die Arme.

„La femme de feu" war die erſte Note in der ſtets aufſteigenden Scala des Ungewöhnlichen, welches ihre neue Schule bieten wollte.

Wie man in der Politik ſtets der Reactionair eines noch Fortgeſchritteneren iſt, ſo darf auch Belot als Dramaturg für gemäßigt gelten.

Seiner Amphibie, der „Feuerfrau", hatte das Atom Rückſicht, das ſich auf der Bühne noch erhielt, einigermaßen die Flügel geſtutzt. Die hyſteriſche Hallucinirte wirkt hier nur in der Couliſſe, ſie wird eine ganz gewöhnliche Gattenmörderin, die einen alten, aber reichen Hageſtolz, den ſie ſeines Geldes wegen heirathete, ein wenig Gift in die Suppe miſcht, um ſich dann einem jungen Unterſuchungsrichter anzutragen, der ſie als Mädchen zurückwies und nun als Wittwe heirathet. Der Mann iſt toll verliebt, ſeltſame Logik der Leidenſchaft! Eines Tages entdeckt der glückliche Ehegatte, der ſeines „gefeuerten" Glücks ſatt hat und ſich ein wenig nach Raſt ſehnt, das Verbrechen ſeiner Frau. Seine Pflicht als Unterſuchungsrichter gebietet ihm, die Giftmiſcherin feſtzunehmen; aber der Scandal! Die Enthüllungen! Die Lage wird eine peinliche, da plötzlich, bum! bum! Der obligate Liebhaber der Frau Unterſuchungsrichterin hat dieſe in einem Anfall von Eiferſucht niedergeſchoſſen. So endet dieſe recht leidliche Criminalgeſchichte, die ſich ſo ziemlich zu zwölf oder fünfzehn coupletſtarken Klageliedern, mit Begleitung auf der Drehorgel zu ſingen, eignet. Hier Nr. 1.

Nr. 2 der Scala iſt Herrn Tourondc zu verdanken. Alle Spatzen auf den Dächern im lateiniſchen Quartier drüben werden Ihnen erzählen, daß eines Tages der Omnibus vom Chemin de fer du Havre einen direct von der großen Seeſtadt kommenden hagern, ſtolz dreinblickenden jungen Mann vor einem der claſſiſch möblirten Hotels niederſetzte, der einen gewaltigen Nachtſack auf ſein Zimmerchen ſchleppte und hier den feierlichen Schwur leiſtete, ſich durch den Inhalt des Sackes Ruf und Geld zu verdienen. Der

junge Mann war Touronde und der Sack war mit einem halben Centner Theaterſtücken angefüllt, die der Ankömmling im väterlichen Hauſe geſchmiedet hatte. Am nämlichen Abend begann Touronde ſeine Irrfahrten und ſeitdem hat das Volumen der berüchtigten Handtaſche manche Erleichterung erfahren, aber der Inhalt iſt noch groß genug, um ſämmtliche Theaterdirectoren in Angſt zu verſetzen. Zwei der Manuſcripte explodirten Schuß auf Schuß im Renaiſſancetheater. „Jeanne" heißt das erſte; es iſt die Geſchichte einer jungen Ehefrau, das Opfer eines Ehebruchs, welchen man, im Gegenſatz zu dem gewöhnlichen, den „unfreiwilligen" nennen könnte. Der beleidigte Gatte fordert Satisfaction; der Frevler aber iſt ein renommirter Duelliſt, er wird gewiß dem Schimpf noch die Tödtung hinzufügen. Das Opfer verfügt ſich nun zu dem Rivalen des Gatten, ſie verbietet ihm, ſich zu ſchlagen und ruft ihre „Rechte" über ihn an. Der Verführer lächelt ſardoniſch, er wird ſich ſchlagen und den Gatten tödten

„Das ſollſt Du nicht", ruft Jeanne und bum! bum! (was doch die „Neuen" eine Vorliebe für Schießpulver haben!) . . . das zarte Weibchen hat eine Piſtole aus dem Buſen hervorgezogen und da liegt der Ruchloſe mit zerſchoſſener Bruſt. Man muß mit einigem geſunden Sinn und der gewiſſen Befangenheit, welcher ſich ſo mancher Zuſchauer, der auf der Bühne nicht immer das Ekelhafteſte ſucht, nicht zu entwehren vermag, einer ſolchen Vorſtellung beigewohnt haben, um ſich zu überzeugen, wie peinlich ſich dieſe vieractige Verſchleppung durch die Handlung des Tiefbeleidigten ausnimmt und was man dabei leidet, ein ſolches delicates und unſauberes Thema zugleich ſtatt mit Glacéhandſchuhen mit brutaler Hand angepackt, zerbröckelt, zerſtückelt und zerrieben zu ſehen. Die Urheber dieſer Nervenquälerei entgegnen in ihrem Hinweis auf die Secirung der menſchlichen Leidenſchaften mit dem Beiſpiel von Balzac, der bei ſeinen Studien unerbittlich die Loupe bis an die verborgenſten und widerwärtigſten moraliſchen Abfälle anſetzte. Wohl, um aber die Section eines ſolch delicaten Organs vorzunehmen, muß man ein Chirurg ſein, der mit der Sonde umzugehen verſteht, während die Verfaſſer der „Jeanne" und anderer mit Piſtolengekrach endender Familiendramen nur unbedeutende Fleiſchergeſellen ſind, die mit dem Hackmeſſer arbeiten und bei welchen die Einbildung ſo groß iſt, daß ſie gar glauben, ſie werden unſterblich. Dieſe Einbildungskraft ziert in hohem Grade namentlich Herrn Touronde, der, ich beeile mich, es beizufügen, ein recht ehrliches Stück angeborenen Talentes beſitzt, das er leider bei der Alles verderbenden Effecthaſcherei nicht zu verwenden weiß; davon hat auch Nr. 3 ein Zeugniß abgelegt, mit welchem er die Direction der Renaiſſance beehrte.

Hier (L'Oublié) war es die einfache und unſchuldige Idylle einer Profeſſionskupplerin, welche in der abgefeimteſten Weiſe einem berüchtigten Don Juan ihre natürliche verlaſſene Tochter verkaufen will. Seltſamerweiſe macht hier keine Schußwaffe dem Drama ein pulverdampfendes Ende. Der Vorhang fällt mit einer tendenziöſen Phraſe, dem Pedantismus nach dem Morde, Triſſotin nach Cartouche; die armen Wichte aber machen mit ihren kirchlichen, nach Kanzel duftenden Ermahnungen ebenſo wenig einen moraliſchen Eindruck, als ſie mit ihren Piſtolen zu ſchrecken vermögen. In dem einen wie in dem andern Falle ſind ſie grotesk.

Die vierte und letzte Nummer auf dem Meiſterzettel, den uns das Renaiſſancetheater bot, heißt „Thereſe Raquin", Urheber Herr Zola. Dieſes liebenswürdige Probeſtück der neuen Genies iſt natürlich das Bouquet im

Feuerwerk. Was die früheren in ihren Stücken einzeln präſentirten, das Alles combinirt Herr Zola. Mord und Diebſtahl, Kuppelei und Kindermord, Frevel, Laſter und Sünde reichen ſich da graziös die Hand und führen eine wilde Sarabande aus. Das nennt ſich Drama! Es iſt wirklich ſchade um Herrn Zola, der beneidenswerthe Beobachtungsgabe beſitzt (ſiehe ſeine Romane über die Zuſtände in gewiſſen Kreiſen während des Kaiſerreichs); ſchade, daß er dieſelbe ſo vergeudet, indem er ſie an Gegenſtände, die nicht ſeiner Feder werth ſind, wegwirft und ſich ſelber abnutzt. Leider gehören ſolche moraliſche Selbſtmorde nicht zu den Seltenheiten und namentlich im modernen Paris.

Nun wurde es dem Publicum mit den intimen Ekelſtücken doch zu bunt und Herrn Zola gebührt wenigſtens das Verdienſt, dem ganzen Schwindel, eben weil er ihn zu weit trieb, ein Ende gemacht zu haben. Der Anblick des Caſſaſtückes öffnete dem Director des Renaiſſancetheaters die Augen und er dachte nun ganz anders über die Heroen der neuen Schule, welchen er Altäre hatte bauen wollen und welchen er — gerade hatte Herr Touronde aus dem famoſen Sack ein Manuſcript hervorgeholt — die Thür vor der Naſe ſchloß. Einige Schiffbrüchige retteten das letzte Wrack, „Ange Roſalie", hinüber auf die Vaudevillebühne, wo alle Abende demonſtrirt wird, wie ein Ehemann ohne Vorurtheile aus der Schönheit ſeiner Frau Capital zu ſchlagen vermag und wie er obendrein dieſe Gemalin noch los werden kann, wenn ſie beginnen will, ſich für eigene Rechnung zu etabliren. Hier thut es zwar nicht ein Piſtolenſchuß, wol aber ein Abgrund in dem die Liebenswürdige ihre Regeneration ſucht. Doch auch dieſe Sommerſchwalbe wird entfliehen und die „Neuen" können ſich auf den Eckſtein ſetzen und auf die Rückkehr beſſerer Zeiten warten.

Dieſe „Miſe a-pied" iſt nicht zu bedauern; die franzöſiſche Theaterliteratur kann bei der Beſeitigung dieſes falſchen, erkünſtelten Elements durchaus nichts verlieren. Wenn man ſeinen Stoff abſolut in gewiſſen Abgründen ausforſchen und hervorholen will, muß man vor Allem ſo viel Muth haben, um in dieſe Abgründe wirklich hinabzuſteigen, und ſo viel Ernſt, um die Lage da unten genau ſtudiren und begreifen zu können. Denn allerdings, das Theater iſt nicht geſchaffen, um blos für die Erziehung junger Mädchen zu dienen; der Gaumen des Publicums verträgt Stärkeres als bloße Milchſuppe.

Auch die großen Altvordern der dramatiſchen Kunſt malten die Laſter und den Frevel, ſie zögerten nicht, das Abſcheulichſte für die Darſtellung zu bearbeiten. Allein die Neuen durften ſich auf dieſe Beiſpiele nicht berufen, weil ſie nicht aus dem nämlichen Holz geſchnitzt ſind, wie die Meiſter, welche die Eingebung nie im Stich ließ. Dieſe Weltverbeſſerer von der Bühne aus aber bleiben ungefähr bei jedem Schritt ſtecken und kaum ſind ſie am Schluß des erſten Actes angelangt, ſo verſagt ihnen ſchon der Pinſel, mit dem ſie malen wollen, die Farbe. Ich will den Todten, um dem Sprichwort gerecht zu werden, nichts Schlechtes nachſagen und mich lieber einem andern Zweig zuwenden, der in Frankreich immer mit Erfolg gepflegt wird, weil es ſtets Künſtler giebt, welche, ohne lange zu ſchaufeln, auf die komiſche Ader treffen; es iſt die Poſſe und zwar nicht die lange, ermüdende und vier, fünf Acte ſich dahinwindende elaſtiſche, von der Sorte des berühmten „italieniſchen Strohhut's" (Le chapeau de paille d'Italie), dieſem Prototyp, dem man nachzuarbeiten nicht müde wird, ſondern der kleinen, ſchillernden

Vaudeville's in einem Act zu zwei oder drei Personen, wo allein mehr Geist geboten und mehr Lachlust verausgabt wird, als in gewissen Lustspielbibliotheken zusammen. Allerdings hat dieses eminent französische Genre, seitdem Scribe, Bayard und Dumanoir es mit riesigem Erfolg pflegten, eine gewaltige Veränderung erfahren. Die Bonhomie der Alten mußte einem viel complicirterm Intriguenspiel weichen; an Stelle der freimüthigen offenen Sprache, die auf allen Lippen ungestraft helltönendes silbernes Auflachen wachrief, traten die halben Sätze, welche Geberde und Augenspiel ersetzen; die Anspielungen, die man nicht zu ergründen wagt; die Späße, welche deshalb unverfänglich sind, weil Niemand deren Bedeutung zu erklären wagen würde. Statt der classischen, brummenden Obersten, der Notare und der greinenden Haushälterinnen kommen jetzt Cocotten und ihre Gesellen, die Gaudins, vor, zuweilen auch Domestiken, welche aber mit denjenigen der alten Schule nichts gemein haben, Spießbürger, die ihre Brille über das Bierglas geworfen und ein wirkliches Hanswurstleben führen. Diese Vaudevilles, vornehmlich jene Meilhac's und Ludovic Halevy's, verhalten sich zu denen der Schule Scribe's und Dumanoirs wie die ehrlich schäkernde Oper zu den ausgelassenen Operetten. Die Aehnlichkeit mit den letzteren erklärt sich um so leichter, da ja Halevy und Meilhac die gewöhnlichen Lieferanten für die musikalischen Extempores des Meisters Offenbach sind. Beide Autoren hatten das Glück für ihren Cultus die richtige Muse aufzufinden. Einen kleinen Knirps, nicht schön und nicht mehr ganz jung, aber zierlich und aus reinem Quecksilber, ein flatternder Schmetterling, Flügel am Fuße, Flügel unter den Hüften, als Stimme ein Essigstrahl mit bezuckerter Pointe, worauf das Folgende noch pikanter schmeckt und die Zunge noch mehr verbrennt. Und Augen! zwei leuchtende Acrobaten unter den Brauen; mit diesen Augen läßt sich Alles machen, ein einziger Blick sagt mehr als eine ganze Scene; diese Augen gehören zum Stück, sie ergänzen keck den Gedanken des Verfassers und fügen deutlich hinzu, was er nicht niederzuschreiben wagte. Aus diesen Augen blinzelt die ganze moderne Komödie hervor und trotz ihren Geistes, trotz ihrer penetranten, ja zu tief eindringenden Beobachtungsgabe wären Meilhac und Halevy Stümper geblieben, ohne die Beihülfe ihrer dritten Mitarbeiterin, Frau Celire Chaumont vom Variététheater, welcher von der gesammten Kritik das Scepter der Dejazet, dieses Urbildes aller Soubretten- und Höschenrollen, eingehändigt wurde. Aber Frau Chaumont ist eine Dejazet von 1873; sie überspringt alle Rücksichten. Sie schaukelt mit dem Anstand und der Sitte, sie verpinselt mit einem dicken Strich, was ihre Vorgängerin und Lehrerin angedeutet haben würde. „Les Sonnettes" — eine ergötzliche, hochgespickte Domestikenscene und ein Bild aus dem realistischen Leben „Madame chez Monsieur", machten zuerst das reizbare Spiel der Frau Chaumont gelten. Ich nenne das Spiel ein reizbares, denn die Empfindung, welche nach jedem gebeizten Worte oder jeder gebeizten Geberde der kleinen nervösen Künstlerin zurückbleibt, ist ungefähr die, welche unser Gaumen empfindet, wenn man ihn mit einer mehr als verträglichen Quantität Säure versorgt hat. Aber in den eben erwähnten Stücken mußte die Kleine ihre Glorie mit einem Partner vom nämlichen Theater theilen: der lange Dupins leistete ihr Gesellschaft und nahm natürlich seine Dividende Lorbeeren.

Das mißfiel der Diva und auf ihre Bitte schrieben ihre gewöhnlichen Leibautoren eine „Cavatine", ein Stück, das sie beinahe ganz allein ausfüllt, in dem sie sich nach Herzenslust recken und strecken darf und in der liebens-

würdigsten Weise herumkost. Es ist ein Ferienstück, aber ein seltsames, Toto bei Tata; ein bartloser Gymnasialschüler giebt einen höchst pikanten Bericht über einen Besuch, den er einem Stern der Demimonde im Namen seiner Mitschüler abstattete, weil besagte Dame einen der jungen Leute, die sich erlaubt hatten, sich über ihren grünen Schooßhund zu belustigen, mit dem Sonnenschirm nahe getreten war. Toto, der Schulknabe, die neckische Chaumont in der Lyceaneruniform, erzählt seine Abenteuer im Boudoir der Dame, wo er mit seinem Vormund, dem Marquis, zusammentraf, einem der Commanditaire der Schönen; wie er nun dem Grund des Leidens der Marquise auf die Spur kommt und wie er endlich, in das Pensionat zurückgekehrt, im Carcer büßen muß, wo die dankbare Marquise dem Rangen allerhand Zuckerwerk und sonstige Leckerbissen zusteckt. Das Thema allein, dieser Quartaner, welcher in der Demimonde Bescheid weiß, und seine Bemerkungen darüber zum Besten giebt, zeigt es nicht an und für sich schon, wie hoch der Merkur bei uns im dramatischen Thermometer aufstieg? Es wären da wol einige vielleicht, trotzdem sie Phrasen sind, nicht ganz übel angebrachte Sätze am Platze über die Heiligung der Kindheit, den Respect des zarten Alters, welches „zarte Alter" übrigens bei der heutigen Erziehung vom Vorbild auf der Bühne nicht so weit entfernt ist, als man sich's denken mag. Die jungen Herren sind sehr vorgeschritten und Karlchen Miesnick sinnt schon auf Abenteuer, wenn er solche nicht gehabt hat. Aber was wären da alle Sätze bei dem schallenden Gelächter, welches jeder zündende Satz, den Toto-Chaumont so gut zu ergänzen weiß, hervorruft? Und da man mit den Wölfen heulen muß, so soll man auch mit seinen Zeitgenossen lachen, der Großvaterton würde da schlecht anstehen.

Da unsere beiden Lustspieldichter nicht nur am Boulevard des Italiens, sondern auch in dem tollen Palais Royal hausberechtigt sind, glaubten sie von hier aus dem Nachbar, dem Theater français, einen Besuch abstatten zu dürfen. Sie zogen über ihr Schellengewand einen schwarzen Frack, bargen die Narrenkappen unter dem Cylinder und klopften an der Thür der ersten Bühne Frankreichs an.

Vor einigen Jahren hätte schon die Anmaßung zweier Possendichter, welche so viele haarsträubende Witze, unästhetische Couplets und marternde Wortspiele auf dem Gewissen hatten, im Hause Molière's Einlaß zu finden, in sämmtlichen perrückentragenden Kreisen, in denen der classischen Ueberlieferung gehuldigt wird, gerechte Scheu und Entrüstung hervorgerufen. Der Director hätte sich in seinem Staatscabinet verbarricadirt und verriegelt, die Anhänger dessen, was Arsène Houssaye mit Recht das „Convenu" nennt, würden die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben, das Lesecomité, diese wackelnde Einrichtung, hätte sich das Haupt in Asche gehüllt und die Assistenz der Thürsteher mit der silbernen Kette wäre vielleicht angerufen worden, um die Eindringlinge zu entfernen.

Aber die Zeiten haben sich bedeutend geändert, die Leitung der ersten französischen Bühne liegt in den Händen eines Mannes, der von jedem Vorurtheil befreit ist und mit dem Patron des Hauses denkt: „Je prends mon bien où je le trouve."

Bis heute ist er bei diesem Grundsatz nicht übel gefahren, eben so wenig das Publicum und das Theater, welches unter seiner Obhut steht. Herr Perrin (früher Director der Oper) liebt es vor Allem, seinen Zuschauern ein reichhaltiges Repertoire zu bieten; er holt sich sein Contingent bei den

Alten wie bei den Jungen und den „Mittleren“ (ich meine darunter jene lebenden Autoren, deren Stücke ſich auf dem Repertoire halten). Er ſtutzte den Racine ſowol wie den Augier neu auf und öffnete gaſtlich ſein Haus Anfängern, wie Georges Richard, dem ſentimental-matten Verfaſſer der ‚Enfants“.

Das Theater français iſt heute nicht mehr jener enge Salon, in den man ſich trotz alles Talentes nur mittelſt Kameradſchaft hineinarbeiten konnte; Dank der Toleranz ſeiner Leitung iſt aus dem Sammelplatz einer literariſchen Coterie ein neutraler Salon geworden, in welchem die Vertreter aller Richtungen ſich einfinden; der Ton iſt noch immer ein guter, aber vielleicht laſſen einige Anzeichen darauf ſchließen, daß Gefahr vorhanden iſt, der Salon könnte zu einer Paſſage werden. Es wäre Schade drum! Alſo fanden Meilhac und Halevy, die „Poſſenreißer“, Einlaß; aber ſie hatten ihre Flügel ſtutzen müſſen und ihr Allerbeſtes mußte draußen bleiben.

Ein boshafter Zufall fügte es gerade, daß am Abend, wo das Stückchen „L'été de la Saint Martin“ gegeben wurde, zugleich die „Précieuses ridicules“ von Molière geſpielt wurden. Wie kräftig, wie friſch, wie neu nahm ſich da der alte Molière gegen das eben abgeleierte Stück aus! Wie heimiſch fühlte man ſich inmitten der Intrigue und bei dem Converſationston Poquelin's, während man in den Stücken der Modernen ſich mit durchaus Nichts identificiren kann und planlos umherirrt. Wie leicht führt ein Molière einen ganzen Saal von zweitauſend Menſchen am Leitſeil und nach zweihundert und etlichen Jahren hält er uns noch den Spiegel beſſer vor, als der Dichter, der erſt geſtern Abend den Endſtrich unter die fünf Acte geſetzt.

Man begreift da erſt recht den immerwährenden Cultus, deſſen ſich der Nationaldichter erfreut, und gerade dieſe Pietät mag hauptſächlich Schuld daran ſein, daß die Parodie eines Molière-Jubiläums, welche der im Uebrigen verdienſtvolle Leiter der ſonntäglichen Nachmittagsvorſtellungen, Herr Ballande, im Theatre Italien im vorigen Mai veranſtaltete, jämmerlich und zum größten Schaden der Kaſſe des Herrn Ballande durchfiel, weil bei allem guten Willen des Organiſators die vereinzelten Theile des Programms hinter den claſſiſchen berechtigten Erwartungen zurückblieben.

Ein lange und in theatraliſchen Kreiſen vielfach beſprochenes Ereigniß war die Uebernahme eines Theaters durch J. Offenbach. Der luſtige Operettencomponiſt hat ſich ein eigenes Haus gründen wollen.

Das Haus iſt ſchön, geräumig, goldſtrotzend, und die Weiſen des Maëſtrinos hätten hier in luxuriöſer Einfaſſung und in dem prunkvollen Rahmen einer echten Millionärdecoration doppelte Geltung bekommen. Bekanntlich aber machten, als die Sache fix und fertig daſtand, die Herren von der Componiſten- und Autorengeſellſchaft einen Strich durch die Rechnung, indem ſie einen gewiſſen Paragraphen hervorſtäubten, welcher den Directoren, die zugleich Componiſten und dramatiſche Autoren ſind, unterſagt, auf der eigenen Bühne ihre Stücke zu ſpielen. Es gab wol im Offenbach'ſchen Lager ein wenig Zähneſletſchen und viel Mißſtimmung, aber der Contract war unterzeichnet und wenn einmal der Wein entkorkt iſt, muß man ihn trinken. Offenbach fügte ſich in das Schickſal und er wollte zeigen, daß er nicht nur ein Director iſt, der ſeine eigenen Werke vorführen kann, ſondern ein Director wie die Uebrigen. Er rächte ſich edel und die loſen Zauberſtücke, welche die

letzte Leitung bereichert hatten, aufgebend, widmete er ſein Haus den Stücken aus der Blüthezeit Alexander Dumas' (des Aeltern). Man hat über dieſe Stücke, welche, der Geſchichte entnommen, irgend ein in Fiction gehülltes dramatiſches Factum volksthümlich behandeln, viel geſchrieben und nicht wenig geſchimpft.

Die Anhäufung effectmachender Epiſoden, Zweikämpfe, galanter Abenteuer mit komiſcher Pointe und tragiſchem Ausgang, die hochtrabende Sprache der Ultra-Romantik, wurde nach und nach parodiſtiſch; das hiſtoriſche Drama ſank zum Rococo herab und es zeugte von ſehr ſchlechtem Geſchmack, dieſe Stücke zu loben oder gar zu bekennen, daß man ſich dabei beſſer amüſirt habe, als bei irgend einer Converſationsgähnerei im Gymnaſe oder Vaudeville, in welche zu gehen und ſich bis zum Schluß zu langweilen, der gute Geſchmack aber erforderte. Man achtete gar nicht auf die Vorzüge dieſer Stücke, welche den Sinn des Publicums auf etwas Höheres und Erhebenderes richteten, als auf die gewöhnlichen Hausintriguen und Eheabenteuer; man bemerkte nicht, daß für manchen Zuſchauer eine ſolche Vorſtellung ein wirklicher Lehrcurs ſei und daß am Ende die ſchwülſtige und bombaſtiſche Sprache darin nicht ſchädlicher wirken kann, als das Argot, welches auf den Bühnen hier überall einzureißen beginnt.

Es iſt die höchſt dramatiſche Figur der ſchottiſchen Liebes- und Märtyrerkönigin Maria Stuart, welche die Regeneratoren des hiſtoriſchen Dramas wieder anzog und das Thema bewährte auf dem Gaitétheater die nämliche Zugkraft wie auf den claſſiſchen Bühnen. Das größte Verdienſt dieſes Stückes beſteht, wie ein Kritiker behauptete, in ſeiner aufgeweckten Luſtigkeit, und alle Diejenigen, welche alle Abende ſich in's neue Offenbachëum hinabdrängen, beſtätigen mit kräftigem Gelächter dieſe Anſicht. Der Cauſticismus Barrière's, des Schöpfers der „Falſchen Ehrenmänner" und ſo vieler Typen, welche der Griffel Gavarni's richtig illuſtrirt; ſein ganzer geſunder Humor und ſcharfer Witz verkörpern ſich da in einem Abenteuer à la d'Artagnan, der von den Ufern des Lügenfluſſes, der Garonne, herbeigeeilt, die franzöſiſch-ſchottiſche Königin mit ſeiner unerſchöpflichen Zungengeläufigkeit und ſeinem ungeheuren Rappier gegen alle Gefahren, gegen Winde und Stürme, Liſt und Verrath vertheidigt. Barrière, der ſeit Jahren in ſeinem Landhauſe von Les Fernes verroſtete, hat die glückliche Nervoſität ſeiner erſten Jahre wieder gefunden. Während der jüngere Dumas, ſein Gefährte und Anfangs der fünfziger Jahre ſein Rival, zu Kreuze kriecht, den Faſtenprediger macht, und — der Unglückſelige! — im Jeremiaston lamentirt, ſeine Mitbürger wollen ihn nicht verſtehen: wird aus der Mumie Barrière ein brüllender Löwe und er weiß ſeinen Schöpfungen im Sammetwamms und mit der Reiherfeder auf der Mütze das nämliche Leben und denſelben draſtiſchen Stempel aufzudrücken, wie ſeinen früheren, aus dem modernen Leben herausgegriffenen Geſtalten.

Während der verjüngte Barrière in der Gaité Triumphe feiert, geht's dem ältern eben ſo gut mit der Aufnahme der in Gemeinſchaft mit dem unvergeßlichen Mürger verfaßten „Vie de Bohême". Die ergreifende Schilderung des ehemaligen Lebens in dieſem lateiniſchen Quartier, heute der Schatten ſeines frühern Glanzes, gefällt nicht nur der ſtudirenden Jugend, die um das Odéon herum campirt; dieſes Theater, früher mit Recht ein „Tempel des Schlafs" genannt, veranlaßt eine ſtete abendliche Emigration nach jenſeits der Seinebrücke. Der Roman oder vielmehr die Reihe von

Skizzen schreibt sich von 1845, die erste Aufführung des Stückes von 1848 her. Damals waren Roman und Stück eine Actualität, denn das Zigeunerleben in der Studentenmansarde war damals an Ort und Stelle daguerrotypirt; heute hat die Bohème eine ganz andere Wendung genommen, sie ist an Geld kaum reicher, dafür aber ärmer an Geist und namentlich an jener Galgenphilosophie, welche die nöthige Würze dieses Lebens ist. Heute ist das Stück eine bloße Reminiscenz; aber eben die Reminiscenz mundet beinahe besser, als die Actualität. Von welchen Stücken, die uns heute geboten werden, könnte man das Nämliche behaupten?

Es wäre sicher eine undankbare und in mancher Hinsicht zwecklose Aufgabe, hier alle Stücke mit ihrem Ein- und Ausgangszeugniß bei den Bühnen anzuführen; doch ein Erfolg muß nothwendigerweise registrirt werden, es ist der größte, der seit Jahrzehnten zu verzeichnen war, und gehört dem Gebiet der komischen Operette an, es ist die bereits zweihundertfünfzig Vorstellungen alte „Tochter der Frau Angot". Hier hat sich der Geschmack des Publicums nicht geirrt; das Stück ist geistvoll, lebhaft und der Dialog brillirt wie die Couplets, die Musik ist ebenfalls eminent französisch, wie das Stück selber, und ein weißer Rabe. Die „Fille Angot" ist zwar derb, wie es sich gebührt, wenn die „Damen der Halle" den ersten Platz einnehmen, aber sie ist anständig. Ich begreife schwer, warum diese Operette, welche bereits ein Dutzend Leute, Director, Dichter, Componist und Schauspieler, bereichert hat, ihren Weg noch nicht nach Deutschland gefunden, während die unfläthigsten Maskeraden sogleich übersetzt und dem oft rühmlich geduldigen Publicum vorgesetzt werden. „La fille de la mère Angot" spielt unter der Directoriums-Epoche, welche sich höchst merkwürdig für die Bühne eignet; politische Sticheleien und Nergeleien sollten der Operette einen erhöhten Reiz verleihen, aber die Militaircensur, deren wir uns kraft des Belagerungszustandes erfreuen, trägt statt der Scheere den Säbel und schneidet deshalb noch viel schärfer. Die Fille Angot allein hatte es nicht zu spüren, auch andere Stücke mußten sich dem Joche beugen und unter diesem Druck verschwanden sogar eine Menge traditioneller Possen, z. B. die Satire auf die Soldaten. Die gestrenge Censur des Generals Ladmirault verbietet es, sich in Zukunft über den viel geplagten und arg verspotteten Billion, den Boquillon und wie die generischen Spitznamen der grotesken Soldateska für die Bühne heißen mögen, lustig zu machen. Das könnte vielleicht gar der Revanche schaden!

Allerdings darf man, ohne in Chauvinismus machen zu wollen, behaupten, daß die komischen Dichter ihr Recht, sich über jeden gesellschaftlichen Stand lustig zu machen, in seiner grausamsten Ausdehnung auf den Soldaten anwendeten. Für die Vaudevillisten der dreißig Jahre von 1840—1870 war der einfache Troupier das richtige Prototyp eines Hanswurstes, das unschuldige Opfer, auf dessen Kosten alle Welt sich zu Tode lachte. Die Vaudevillisten haben mit ihrer stets populären Carrikirung des Soldatenstandes mehr geleistet für die Verachtung des militairischen Handwerks, als die revolutionär-socialistische Propaganda in den Kasernen. Bei dem Einfluß, welchen das Theater in Frankreich ausübt, befürchten die militairischen Censoren die Anstrengungen, die andererseits gemacht werden, um das Heerwesen zu heben, könnten durch das Lächerliche, welches ja bekanntlich in Frankreich tödtet, geschädigt werden.

Schließlich wollen wir noch eines Ereignisses erwähnen, welches beinahe

unbemerkt vorüberging, aber dennoch volle Würdigung verdient. Es iſt der Austritt Jules Janin's aus dem Theaterfeuilleton des Journal des Debats. Seit ungefähr vierzig Jahren (Jules Janin iſt heute ein Siebenziger) kam ihm Alles, was in Frankreich auf der Bühne Epoche machte, unter die Feder und er beurtheilte Alles in einer ihm eigenthümlichen gutmüthigen und höflichen Weiſe. Dieſe raffinirte Höflichkeit verließ ihn ſelbſt dann nicht, wenn er ſtatt des Lobes, welches er gern ſpendete, irgend welchen Tadel, ſei es über die Perſon eines Schauſpielers oder über ein Stück, erheben mußte. Im Gegenſatz zu den meiſten Kritikern ſuchte ſein natürlicher Hang ſtets die gute Seite auf und daß dieſe Dispoſition eine richtige iſt, beweiſt, daß, während die Namen der Allerweltsbekrittler vergeſſen ſind, Jules Janin ſich den wohlverdienten Titel eines „Fürſten der Kritik" erwarb.

Seit einer geraumen Zeit kritiſirte Janin nur dem Hörenſagen nach oder friſch vom Eindruck der Lectüre weg, da namentlich viele junge Autoren ihn auf ſeiner Villa im ſtillen Paſſy aufſuchten und ihm ihre Manuſcripte vorlegten. Sie fanden ſtets väterliche Aufnahme und gute Rathſchläge, aber Niemand konnte ihn bewegen, einer „Première" beizuwohnen. Er bewegt ſich mitten unter den Claſſikern und da er ſich die ganze Woche weit mehr mit dem Lukan und dem Horaz beſchäftigte, als mit den Vorgängen in der ihm unterthänigen Theaterwelt, ſo folgten die lateiniſchen Citate auf einander; er ſchilderte mit einem außerordentlichen Reichthum an rhetoriſchen Blumen die Herrlichkeiten der Poeſie der Alten, er feierte die Natur und den Frühling, apoſtrophirte mit glühender Begeiſterung den Mond, die Sterne, die junge Liebe, aber vom neuen Stück war kaum die Rede. Anfangs las man dieſe ſeltſamen Theaterrecenſionen nicht ungern, nach und nach aber ermüdeten ſie und man beluſtigte ſich darüber. Die ſorgfältige Leitung der „Debats" merkte die Gefahr und penſionirte den Mitarbeiter, der der eigentliche Geſchichtsſchreiber eines dramatiſchen Zeitraums geblieben iſt, der beſſer ſein muß, als der heutige, da das Publicum die meiſten ſeiner Erzeugniſſe den heutigen vorzieht.

Preußens Königliche Schlösser.

Von George Hesekiel.

Rheinsberg.

In einem an lieblichen Landschaften reichen Winkel des alten Landes Kurmark Brandenburg, in der Herrschaft Ruppin, die fälschlich als Grafschaft angesprochen wird, weil ihre ehemalige regierende Herrschaft den Grafentitel von Lindow getragen, liegt im Quellgebiet des Flusses Rhyn ein alt und verzaubert Schlößlein, so Rheinsberg genannt wird. Rheinsberg hat den Namen offenbar vom Rhyn, nicht von Remus, dem Bruder des Romulus, der es gebaut haben soll, wie uns Eilhard Lubin, ein gelehrter Rostocker Professor, versichert. Aber auch Kronprinz Friedrich datirte seine Briefe von Remusberg statt von Rheinsberg.

Da ist ein blanker See und die Sonne des Spätsommertages liegt eben so still und stumm darauf, wie das Mondenlicht der Sommernacht; ein Kahn zieht still und stumm über die schlafende Fluth und so langsam, daß er fest zu stehen scheint in den Wellen, die kaum vernehmlich an seinem Bug murmeln. Ohne ein Wort zu reden, schauen die Schiffenden über den Silbersee, sie sind selbst bezaubert und Alles, was sie schauen, liegt unter eines Zaubers mächtigem Bann.

Sie schauen die silberne Woge mit dem grünen Schilfgürtel und dem Teichrosenkranz, Wasserrose heißt sie auch, die markbrandenburgische Lotosblume, deren Linné-Name uns nicht einfallen will, den wir aber jedenfalls wüßten, wenn sie Linné bestimmt hätte.

Hinter Kranz und Gürtel kommt der grüne Rasensaum zum Vorschein und dann ein Lustgehölz von trutzigen Eichen, deren Blätter wie gewöhnlich dreierlei Färbungen tragen, von schlanken Birken mit weißen Beinchen und wehendem Gelock, von Eschen, die mit ihren spitzen Fingern genau die Richtung des kaum merkbaren Windes anzeigen, von Lärchen, die hochauf die schöngeformten Häupter mit den grünbefransten Mützen recken, von knorrigen Kiefern endlich, unseren ehrlichen, märkischen Kiefern, die sich hier als schriftsässiger Landadel ihren Platz unter den vornehmen Fremdlingen gottesfürchtig und dreist selbst nehmen und sich innerlich über die Welt- und Waldweisen lustig machen, die immer von Fichten und Tannen reden, wo eben nur Kiefern sind.

Es ist Alles verzaubert und am meisten verzaubert ist das helle Schlößlein dort mit seinen beiden Thürmen und seinen beiden Flügeln daran, die dem Corps de Logis gegenüber durch eine Colonnade mit einander verbunden sind.

Die Mittagssonne leuchtet flammend fast hernieder; da drinnen aber im Schloß liegt Alles in einen Zauberschlaf versenkt, keine Stimme wird laut auf dem Hofe, keine Schleppe rauscht über die Treppe, kein Tritt hallt wieder in den Corridoren, kein Roß stampft das Pflaster, kein Wagen rollt über die Rampe, kein Sporn rasselt und kein Säbel klirrt in den Räumen,

wo die beiden gewaltigen Kriegshelden Friedrich und Heinrich von Preußen einst gelebt.

Ja, Sonne und Stille im Zauberbann; über See und Schloß, über Garten und Park und das Städtlein dazu, das da hinter dem Schlosse schlafend liegt.

Wir blicken in einen wüsten Raum des linken Flügels, das soll des Kronprinzen Friedrich Concertsaal gewesen sein; sonst spielte Friedrich selbst, der riesenhaft lange Quanz und Graun und Benda in dem Saal und Wogen von Harmonien flossen daher, jetzt ist es ganz still und nur die Sonnenstäubchen spielen noch darin.

Und in dem Erdgeschoß dieses linken Flügels da wohnten Friedrich-Constant's Ritterbrüder vom Bayardorden, Kaiserlingk-Cäsaria und der blitzaugige Italiener, der hagere Algarotti, den Friedrich zum preußischen Grafen und zum Schwan von Padua ernannte, der tapfere, fromme General von Stille, die beiden französischen Refugié-Sterne, der Baron de Lamotte-Fouqué und der Graf Chazot, der kunstverständige Baumeister und Erbauer auch dieses Schlosses, Freiherr von Knobelsdorff, der höfische Baron von Bielefeld und der zwar sehr ergötzliche, aber auch sehr bedenkliche Baron von Pöllnitz. In diesem Raum war es vielleicht, wo Bielefeld in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni 1740 mit Geldzählen beschäftigt war, als plötzlich Einer so jäh hereinstürmte, daß der Hofmann das Geld fallen ließ, Jener aber tröstend schrie: „Lassen Sie doch den Dreck, der Alte in Potsdam ist todt, der Kronprinz ist König und nun haben wir Alle vollauf!"

Es war eine falsche Prophezeiung. Für Pöllnitz und noch Einige hatte Friedrich Falstaff-Ueberraschungen in Bereitschaft, ganz im Stile König Heinrich's von England.

In diesem linken Flügel sind auch noch die Prinzeß Amalien-Zimmer, wol möglich, daß die jüngste Schwester der beiden gewaltigen Brüder hier gewohnt hat, wenn sie in späteren Jahren bei Prinz Heinrich zu Besuch war.

Die Zimmer der Kronprinzessin, der braven und geschiedten Elisabeth Christine von Braunschweig, waren im Corps de Logis. Dort wohnte sie mit ihren Damen, mit der guten, tauben und verwittweten Ministerin von Katsch, die als Oberhofmeisterin fungirte und keinen Tag genau wußte, über wen sie sich mehr ärgern sollte, über die beiden Fräuleins von Tettau oder über die geistreiche Frau von Morien, die so sonderbare Ausdrücke in ihren Gesprächen brauchte, daß selbst kühne Männer dabei errötheten. Es ist jetzt Alles still in den Lack- und chinesischen Blumenzimmern und eben so still ist's auch in des Kronprinzen Friedrich Arbeitszimmer dort in dem Thurm des rechten Flügels. Aus dem halbdunklen Vorgemach, wo die Bibliothek stand, die der Vorleser Darget 1747 nach Sanssouci brachte, führt eine Glasthür in das dreifensterige, achteckige Thurmgemach. Die Aussicht aus diesen Fenstern ist sehr schön. In den Nischen zwischen den Fenstern stehen Polsterbänke mit versilberten Füßen; in der Mitte des Gemachs der fast lächerlich kleine Schreibtisch mit vergoldeten, und davor ein Lehnstuhl mit versilberten Krummbeinen. Die schräge Schreibplatte war einst mit rothem Sammet bezogen, Andenkenjäger und Raritätenhändler haben sie kahl zu stehlen gewußt, trotz der Aufsicht des Castellans. Unwillkürlich erinnert hier Mancherlei an die Zimmer des großen Königs in Sanssouci.

Als Tertianer haben wir einst einen deutschen Aufsatz gefertigt: „Ge-

danken eines Preußen im Arbeitszimmer des Großen Friedrich in Rheinsberg", der uns entsetzlich schwer dünkte. Ach, hätten wir damals die Briefe des Kronprinzen an Suhm und Andere schon gekannt!

Aus dem halbfinstern Bibliothekzimmer treten wir in ein Musikzimmer mit weißer Holzvertäfelung und silbernen Zierrathen, dann kommt das Schlafzimmer, ganz wie in Sanssouci besteht es aus einer Vorkammer, die durch Säulen von dem tiefen Alkoven geschieden ist.

Hier lag der König in einer stürmischen Octobernacht des Jahres 1740, da ritt ein Reiter über die märkische Haide, durch Sand und Sumpf, er klopfte an des Königs Thor und brachte die Kunde, daß Kaiser Karl VI., daß der letzte Habsburger zu Wien verstorben.

Da fuhr der große Flötenbläser auf vom Lager, der große Geigenspieler in Wien hatte seinen letzten Strich gethan, Haus Oesterreich, ade! Brandenburg oben! Da war Friedrich's Quartenfieber vorbei, Staffettenreiter rasten über die märkische Haide, Generale und Minister kamen und der erste Schlesische Krieg wurde in Rheinsberg fertig gemacht.

Aber es kam in jenem October nicht die preußische Waffengenossenschaft allein, auch Voltaire kam an einem regnerischen Herbstabend; damals blendete er noch und führte den Titel einer „Hoffnung des Menschengeschlechts"; sonderbar sahen die Hoffnungen der Menschen freilich meist aus, aber so schlecht doch selten! Auch die Baireuther Schwester kam, Friedrich Wilhelm's Aelteste, deren scharfe Zunge den eigenen Vater nicht schonte und zuletzt selbst den geliebten Bruder nicht.

Damals lag Rheinsberg nicht unter dem Bann, damals war es nicht stumm und still, es war diese Zeit wie ein glänzender Sonnenuntergang.

Friedrich ging und niemals kehrte er wieder!

Im Jahre 1744 schenkte er Rheinsberg seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der es aber erst 1753 bezog und bis zu seinem Tode, ein halbes Jahrhundert lang, bewohnt hat. Prinz Heinrich liegt auch hier begraben. Freilich hat Rheinsberg auch in der Prinz Heinrich-Zeit Glanztage gehabt, aber sie ist, historisch betrachtet, doch nur Mondenschein gegen den Sonnenglanz der Kronprinzen-Zeit! Freilich, sehen wir von der historischen Erinnerung ab, so mag Prinz Heinrich viel besser als der Wohlthäter Rheinsbergs gelten, denn der Kronprinz; er hatte aber auch viel mehr Zeit und Mittel dazu. Friedrich lebte nur von 1736 bis 1740 hier und hatte einen sehr sparsamen Vater.

Es wirkt fast wie Ironie, daß unter Prinz Heinrich Rheinsberg der Sitz der Opposition gegen den Großen Friedrich wurde; freilich war die Kritik, die hier geübt wurde, sehr maßvoll, sehr zurückhaltend, sehr artig, aber es wurde hier doch Kritik geübt an dem Großen König, und diese Kritik wagte es sogar, dem Prinzen August Wilhelm, dem von Friedrich allerdings sehr hart behandelten Bruder, einen Gedächtnißobelisken von Marmor zu errichten, auf dem die Namen aller Helden der schlesischen Kriege stehen, nur die Namen der besonderen Freunde des Großen Königs nicht. Diese Opposition hat in ihrer Artigkeit und Bescheidenheit etwas so Bestechendes, daß man ganz tapfer mit ihr geht bis, bis — nun, bis Einem dann plötzlich einfällt, daß der alte Fritz doch eben kein Anderer ist, als der Große Friedrich.

Aber es ist ein wunderlich Grandseigneurleben, was der Prince Henri hier geführt hat, der geistvolle Herr, der die Frauen nicht liebte und den

Wein verachtete, der ein so großer Feldherr war, obwol er einen schwachen Magen hatte, der seine vierzig Leibhusaren durch einen emigrirten französischen Royalisten, den Grafen von Laroche-Aymon, commandiren ließ und doch in das revolutionaire Frankreich übergesiedelt wäre, wenn ihn Madame Guillotine nicht daran gehindert hätte. Prinz Christian Friedrich Ludwig, gewöhnlich Prinz Louis Ferdinand genannt, der bei Saalfeld fiel, war Heinrich's Neffe, präsumptiver Erbe und Liebling. Theodor Fontane hat in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" die Prinz Heinrichs-Zeit Rheinsbergs trefflich geschildert.

Prinz Heinrich bewohnte die Zimmer im ersten Stock des Corps de Logis, welche vor ihm die Kronprinzessin bewohnte; in seinem düstern Schlafzimmer neben der Bibliothek ist er auch gestorben.

Auch Prinz Ferdinand, der jüngste Sohn Friedrich Wilhelm's I., der Rheinsberg zunächst nach Prinz Heinrich besaß, bewohnte diese Zimmer und war noch zeitweise hier. Der letzte Besitzer Rheinsbergs von der Ferdinand'schen Nebenlinie war Prinz August, bei dessen Tode fiel die Herrschaft wieder an den König.

In dem Erdgeschoß des Corps de Logis wohnte der Leibhusarencommandant, der vornehme französische Graf von Laroche-Aymon mit seiner schönen Frau, der goldgelockten Caroline Amalie von Zeuner.

Letzlingen auf der Haide.

oder ganz genau Letzlingen auf der wendischen Haide, ist das Jagdschloß in der Altmark, unter der Elbe, sagen die Brandenburger, welches inmitten der ältesten Jagdgebiete liegt, welche die Fürsten Fränkisch-Zollernschen Stammes in den Marken besaßen. Man darf nicht vergessen, daß die Altmark damals noch als das Hauptland galt und die Residenz Tangermünde war. Diese Fürsten waren fast alle sehr eifrige Jäger, mit Ausnahme der drei Könige Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III, unter deren Regierung das edle Waidwerk so wenig geschätzt wurde, daß endlich die Hofjagd fast ganz aufgehört hatte, bis sie König Friedrich Wilhelm IV. wieder herstellte. Ganz passend aber war es, daß die neue Hofjagd zu Letzlingen, einem Hauptsitz der alten fürstlichen Jagdherrlichkeit, ihren Anfang nahm. Der jetzige Oberjägermeister von Meyerek, der damals zu Letzlingen Oberförster war, erhielt 1843 von dem königlichen Hausmeister Grafen zu Stollberg-Wernigerode, den Auftrag, daselbst eine Hofjagd einzurichten.

Das Dorf Letzlingen, auch Netzlingen genannt, auf der wendischen Haide, war am Schluß des vierzehnten Jahrhunderts ein Magdeburgisches Lehen Derer von Alvensleben. Ludolf von Alvensleben verkaufte Hof und Feldmark Letzlingen 1555 an den Kurprinzen Hans Georg von Brandenburg, der unter den eifrigen Jägern seines Geschlechts leicht der Eifrigste gewesen sein möchte; dieser baute 1559 und 60 hier ein Schloß, welches die Hirschburg genannt wurde, obwol Erzbischof und Domcapitel von Magdeburg dagegen lebhaft protestirte. Letzlingen wurde aber nicht nur eine kurfürstliche Residenz, sondern es sollte auch eine Stelle in dem brandenburgischen Festungssystem einnehmen, dessen Mitte Spandau und Küstrin bildeten, während dessen Spitze gegen Osten Driesen, gegen Norden Oderberg, gegen Süden Pritz waren. Zur westlichen Spitze war Letzlingen bestimmt; der

Plan wurde aber nicht völlig ausgeführt. Als Kurprinz residirte Hans Georg einen großen Theil des Jahres hindurch in Letzlingen und mächtig klang sein Hifthorn über die Haide, fortwährend war er auf die Vergrößerung seines Jagdgebietes bedacht.

Dieser Bedachtsamkeit auf Vergrößerung des Jagdgebietes fielen bekanntlich auch die von Bismarck als Opfer; sie mußten ihre Burg Burgstall, deretwegen sie Schloßgesessene waren, abtreten und für das alte Haus und seine schönen Jagdgründe andere Güter annehmen; sie thaten es in großer Loyalität, aber doch mit schwerem Herzen. Schönhausen, das Stammgut und Geburtshaus des jetzigen Fürsten Reichskanzlers, ist eines jener Tauschobjecte. Die Abtretung aber geschah 1562 zu Letzlingen. Das Jagdgebiet des Kurprinzen war dadurch bedeutend vergrößert und der hohe Herr ernannte seitdem „Hauptleute zu Letzlingen und Burgstall", welche die oberste Aufsicht über die Haide führten. Wenn der Kurprinz mit seiner frommen Gemalin Sabina, des Markgrafen Georg von Anspach Tochter, in Letzlingen residirte, so lebten sie ganz zurückgezogen in der Familie; ihre Ehe war mit zwölf Kindern gesegnet. Sonntags ließen sie sich einen Gottesdienst halten, zu welchem der Pastor an der St. Marienkirche im nahen Gardelegen herausgeholt wurde, an den Wochentagen aber jagte der Kurprinz den Hirsch auf der Haide und Abends war stets ein Kreis munterer Jagdgäste in Letzlingen versammelt. Hans Georg bewirthete stattlich, doch litt er kein Saufen, das Modelaster der Höfe damals; der Herr war sehr sparsam, aber nicht geizig; er liebte das Geld, aber nur, um es mit Ehren auszugeben. So sah die Hirschburg oft glänzende Gesellschaften fürstlicher Herrschaften versammelt. Auch als Hans Georg 1571 Kurfürst geworden war, behielt er seine Vorliebe für Letzlingen und es wurden die Jagdgesellschaften dort noch größer und glänzender. Hans Georg liebte den brandenburgischen Adel sehr, weil dieser bei seiner Thronbesteigung bereitwillig einen großen Theil der vorhandenen Schulden übernommen hatte. Darum hatte er immer eine Schaar von jungen märkischen Edelleuten um sich, die ihm als Leibwache dienten, die er aber auch dafür erzog, die Einen zum Kriegs-, die Anderen zum Staatsdienst, je nach ihren Fähigkeiten. In dem geliebten Letzlingen hielt Hans Georg auch sein Beilager mit seiner dritten Gemalin, Elisabeth zu Anhalt; sie war fünfzehn Jahre alt, er zweiundfünfzig, die Ehe wurde mit siebzehn Kindern gesegnet. 1690 brachte der Kurfürst dem Herzog von Braunschweig ein Hochzeitsgeschenk von vierhundert Hirschen aus Letzlingen nach Wolfenbüttel, was wol einen Schluß machen läßt auf die Mächtigkeit des Letzlinger Wildstandes

Hans Georg starb 1598 als ein frommer Jägersmann, wie er gelebt; ein Jahr zuvor hatte er sein dreißigstes Kind taufen lassen. Er hatte seine drei nächsten Nachfolger in der Kur, seinen Sohn Joachim Friedrich, seinen Enkel Johann Sigismund und seinen Urenkel Georg Wilhelm im Leben gesehen. Dieser löbliche Fürst pflegte zu sagen: „Krieg führen ist meine Sache nicht, bringt mich aber Einer in den Sattel, so soll er Mühe haben, mich wieder herunter zu bringen." Und in seiner Leichenpredigt heißt es: „Summa, so haben wir gewiß verloren Principem heroicum, einen tapfern, verständigen und vortrefflichen Fürsten, Marchionem justum, einen gerechten und frommen Markgrafen, Electorem sapientem, einen weisen und hochverständigen Kurfürsten, Ducem patriae amantem, einen Herzog, dem Land und Leute lieb gewesen, Burggravium munificum, einen kostfreien und milden

Burggrafen, Principem pacificum, einen friedfertigen Rugefürsten.“ Das lautet wohl und ist keine Schmeichelei dabei.

Auch Kurfürst Joachim Friedrich residirte gern und oft in Letzlingen. Auch er war ein gewaltiger Jäger und starb auf der grünen, märkischen Haide, am hohen Sommertag bei Köpenik, wo noch jetzt ein kleines Denkmal die Stelle bezeichnet, wo er seine Seele Gott befahl. Mit dieses trefflichen Kurfürsten Tode anno 1608 war der Glanz Letzlingens erloschen, es hat kein Kurfürst wieder sein Hoflager auf der wendischen Haide aufgeschlagen.

Die tiefen Schatten des Dreißigjährigen Krieges fielen auch bald über das Schloß und die Jagdgebiete Hans Georg's; Alles verfiel und verödete, was nicht zerstört und vernichtet wurde; man flüchtete das Mobiliar des Schlosses Letzlingen auf die Pfalz zu Tangermünde, ohne es dadurch zu retten. Der Thiergarten ging ein, das Schloß wurde unbewohnbar. Freilich wurden gegen Ende des Krieges und kurz nachher mehrfach Versuche gemacht zur Wiederherstellung des Schlosses, aber sie waren nicht nachhaltig genug. Freilich wurde es den Oberforstmeistern als Amtswohnung angewiesen, aber sie wohnten nicht darin, weil es eben nicht bewohnbar war. Es wurde das ganze vorige Jahrhundert viel Geld in kleinen Summen in Letzlingen verbaut, weil man sich nicht entschließen konnte, die nöthige Summe zur Hauptreparatur zu bewilligen. Mehrfach im Laufe des vorigen Jahrhunderts schenkten die Könige Friedrich und Friedrich Wilhelm I. hundert und mehr Stück Rothwild von der Letzlinger Haide auf ein Mal an die Dessauischen Fürsten und Prinzen, um den Wildstand im Anhaltischen zu verbessern. Die dessauische Jägerei mußte sich die Hirsche aber selbst einfangen und transportiren. Dafür kamen zweihundert Stück Damwild aus dem aufgehobenen Potsdamer Thiergarten nach Letzlingen. Das ist der Ursprung des Damwildes auf der Haide. Jetzt würde man umgekehrt Rothwild von Dessau nach Letzlingen und Damwild von Letzlingen nach Potsdam bringen können.

Im Jahre 1726 erhielt Prinz Leopold zu Anhalt, als er mit seinem Regiment zu Gardelegen in Garnison stand, vom König die Erlaubniß, in den Letzlinger Revieren jagen zu dürfen. Er baute sich ein eigenes Jagdhaus: Salchau. 1802 erhielt Prinz Christian Friedrich Ludwig (gewöhnlich Prinz Louis Ferdinand genannt) die Jagd auf der Haide pachtweise. Der Prinz hielt zu Schricke eine zahlreiche Jägerei, legte einen Saugarten an und machte große Parforcejagden. Sein Tod bei Saalfeld 1806 machte diesem Pachtverhältniß ein Ende. In der westphälischen Zeit ging der vorzügliche Rothwildstand fast ganz zu Grunde; erst in neuester Zeit ist derselbe wieder besser geworden, wenn er auch immer noch gegen den Damwildstand zurücksteht.

Erst als zu Anfang der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. eine königliche Hofjagd in Letzlingen wieder eingerichtet wurde, erhob sich auch die alte Hirschburg des wackern Hans Georg aus dem Greuel der Verödung und Verwüstung. Der Geheime Oberbaurath Stüler machte die Pläne zu dem Neubau und Wiederaufbau, der dem Schloß seinen burgartigen Charakter erhielt. Baurath Rosenthal aus Magdeburg und Bauinspector Styler in Neuhaldensleben führten den Bau aus.

Das Schloß ist von einem breiten Wassergraben umgeben, der natürlichen Zufluß und Abfluß hat. In der Front kommt man über eine Brücke durch ein Thorhaus in den Schloßhof, der von vier Thürmen, welche durch

eine Zinnenmauer verbunden sind, geschlossen ist. Das eigentliche Schloß lehnt sich im Viereck an einen Thurm, der in der Front steht, dem Thorhaus und der Brücke gegenüber, und hat ein Erdgeschoß, zwei Stockwerke und ein Dachgeschoß mit Mansarden. Durch den Schloßthurm geht ein Gang durch das ganze Schloß. Durch einen Ueberbau, unter welchem man durchfahren kann, ist das erste Stockwerk des Schlosses mit dem Küchengebäude verbunden, welches rückwärts bis an die Ziegelmauer reicht. In diesem Küchengebäude befindet sich im Erdgeschoß die königliche Küche, darüber aber der große Speisesaal, reich mit Hirschgeweihen decorirt, ein echter Jagdschloßeßsaal; bemerkenswerth sind die aus Hirschgeweihen sehr stilvoll gebildeten Kronleuchter.

Rechts vom Speisesaal ist ein kleineres Speisezimmer, hinter welchem die Treppe zur Küche hinunterführt, links ein Billardzimmer. In dem Ueberbau, der dieses Gebäude mit der ersten Etage des Schlosses verbindet, ist das Empfangszimmer, wieder mit Geweihen decorirt und mit ausgestopften wilden Schweinen, welche König Wilhelm selbst erlegt hat. Im ersten Stock des Schlosses befinden sich zur rechten und zur linken Hand drei Zimmer. Die auf der rechten Seite bewohnte zuerst König Friedrich Wilhelm IV., jetzt bewohnt sie sein Bruder und Nachfolger, der Kaiser und König. Das zweifensterige Zimmer nach der Brücke ist das Wohnzimmer, dahinter folgt das Schlafzimmer, das dritte ist das des Kammerdieners. Dieselben haben schöne Meubles von dunklem Eichenholz mit Schnitzwerk. Ebenso sind sowol die drei Zimmer auf der linken Seite im ersten Stock, als die beiden Wohnungen im Erdgeschoß, rechts und links von dem Corridor, angeordnet und ausgestattet. In diesen drei Appartements wohnten stets die vornehmsten Gäste. Die Mansardenzimmer sind für die Dienerschaft. Im Thorhause wohnen Civilbeamte vom Cabinet oder der Kanzlei des Kaisers und Königs, in den vier Rundthürmen der Ziegelmauer die Prinzen des hohen Königshauses. In dem zur rechten Hand in der Fronte der Kronprinz; den zur linken hat seit vielen Jahren Prinz Friedrich Karl bewohnt; der ruhmgekrönte Feldherr hat in Letzlingen so zu sagen studirt; er wurde hier „federgelehrt", wie der Jäger es nennt, wenn Einer gelernt hat, mit der Saufeder, dem Spieß, dem Schwein entgegenzugehen.

Die Herren vom Gefolge der Herrschaften wohnen in zwei Cavalierhäusern, welche rechts und links außerhalb des Schlosses stehen. In das eine sind die Constructionen der alten verfallenen Kirche verbaut. Etwa hundert Schritte vom Schloß liegt die Oberförsterei.

Das ist das neue Letzlingen, wo die Könige von Preußen nun seit dreißig Jahren wieder alljährlich zur Spätherbstzeit jene Hofjagden halten, welche zu fast europäischer Berühmtheit gelangt sind.

Hubertusstock.

„Haben Sie schon den Brunstthirsch gehört?"

„Nein!"

„Nun, dann haben Sie überhaupt noch gar nichts gehört!"

Seit wir einst diese starke Antwort von einem alten Waidmann erhielten gaben wir uns die ersinnlichste Mühe, den Brunstthirsch zu hören und seit wir ihn gehört fanden wir die Antwort nicht mehr stark und begriffen auch, wie unser alter Herr, König Friedrich Wilhelm III., der gar keine

Neigung zur Jagd hatte und so nüchtern in seiner Haltung war, dazu kommen konnte, zuweilen nach der Grimnitz zu reisen, nur um dort die „Hirsche zu hören“ und zu sehen.

Freilich einen bessern Ort „für Hirsche“ giebt's gar nicht in allen Landen, wie die Werbellinhaide in der Uckermark, das uralte Jagdrevier der Markgrafen von Brandenburg. Der liebste Aufenthalt der Ascanier schon war dieses lustige Waldrevier mit seinen mächtigen Eichen und Buchen, seinen blanken Seen und seinem erstaunlichen Wildreichthum. Ein guter Theil der brandenburgischen Urkunden ist seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts hier ausgestellt. An der Südwestspitze des Werbellinsees lag Waldemar's des Großen Jagdschloß, ein kläglicher Trümmerrest bezeichnet heute seine Stätte kaum noch. Länger scheint sich das Jagdschloß am Grimnitzsee gehalten zu haben: hier wurde am 24. August 1529 der Erbvertrag mit Pommern geschlossen. Von dem dritten Jagdschloß in der Merica Werbelyn, das 1375 Breten genannt wird, weiß man heutzutage nicht einmal mehr die Stätte anzugeben, wo es einst gestanden hat.

Das war ehedem.

Heutzutage bilden die königlichen Oberförstereien Grimnitz, Pechteich, Großschönebeck einen zusammenhängenden Waldcomplex von 22,369 Hektaren mit einem ganz vorzüglichen, seit mehreren hundert Jahren erhaltenen Rothwildstande. Dieses herrliche Jagdrevier gehört zu dem Leibgehege unserer Könige.

Friedrich Wilhelm IV. besuchte die Haide seit 1846 fast alljährlich; 1847 erlegte er dort den ersten Hirsch, einen Zehnender. Er pflegte dort nur Pirschfahrten oder Treiben mit nur wenigen Schützen zu halten. Im gedachten Jahre befahl er hier mitten im besten Wildstande unter schönen alten Eichen ein Jagdhaus zu bauen, was eben nur ihm und einem kleinen Gefolge Unterkommen biete. Er suchte selbst die Stelle auf einer kleinen Anhöhe in der Schorfhaide (so heißt der südliche Theil der Grimnitz, die wieder nur ein Theil des Werbellin ist) aus. Der Hofjägermeister von Pachelbl betrieb den Bau auf alle Weise, der vom Könige selbst entworfen, von Stüler in architektonische Verhältnisse gebracht und vom Baumeister Dollmer ausgeführt wurde. Schon 1849 erfolgte die Möblirung des Schlößleins, das im Stil des Bayrischen Hauses auf der Potsdamer Pirschhaide erbaut ist. Ueber dem gemauerten Erdgeschoß steht ein hölzernes Stockwerk, um das ringsherum eine hölzerne Galerie läuft. Es hat auf den beiden Frontseiten sechs, auf den Giebelseiten vier Fenster. Das Erdgeschoß enthält einen kleinen Salon und acht Zimmer, die als Schlafgemächer dienen. Im obern Stockwerk ist ein größerer Salon, wo eine Tafel für zweiundzwanzig Personen fast den ganzen Raum einnimmt; derselbe ist mit mehreren recht starken Hirschgeweihen auf Holzköpfen und einigen alten Jagdbildern decorirt. Die jüngsten dort angebrachten Geweihe sind die von den Hirschen, welche König Wilhelm in den letzten Jahren erlegt hat. Auf jeder Seite dieses Saales sind vier Stuben und vier Kammern; hier wohnt der Kaiser mit den Prinzen; von des Königs Gemach blickt man weit in die Welt hinein und hat vor sich eine 1200 Schritt lange, 200 Schritt breite Blöße, die von Hügeln begrenzt wird. Der weite, grüne Teppich dient dem Wilde zur Aesung; besonders Morgens und Abends sieht man hier viel Wild, welches sich dem Schlößlein oft bis auf fünfzig Schritte nähert. Die Hirsche schreien in der

Brunftzeit dort so gewaltig, daß sie selbst den müdesten Jäger nicht schlafen lassen. Dort also hört man den Hirsch!

Dem Jagdhause gegenüber steht das zweistöckige massive Wohnhaus des Försters, der zugleich Castellan im Schlößlein ist. Hier ist auch die Königsküche und Kammern für die Dienerschaft. Die Pirschpferde werden in einem kleinen Anbau nothdürftig untergebracht. In der Nähe sind 5000 Morgen, meist Eichenwald, ausgewählt, wo niemals, außer wenn S. M. der Kaiser und König dort jagt, ein Schuß fallen darf; doch gestattet derselbe öfter den königlichen Prinzen dort einige Hirsche abzuschießen. Diese 5000 Morgen bilden die eigentliche Schorfhaide und diese besuchen die Hirsche vorzugsweise in der Brunftzeit; sie sind dort sehr vertraut. Hirsche wechseln zu dieser Zeit, besonders auch wenn Eichelmast vorhanden ist, aus weiter Ferne hierher, so daß die Jägerfabel von wunderbaren Hirschconventen ganz Unglaubliches zu berichten weiß. Mutterwild, das auf anderen Revieren beunruhigt wird, nimmt hierher seine Zuflucht, wol wissend, daß es hier keine Verfolgung zu fürchten hat. Obgleich die nächsten Felder durch Wildgatter geschützt sind, so ist auf der Schorfhaide doch immer freie Wildbahn und kein eingefriedigter Wildpark.

Obwol König Friedrich Wilhelm IV. auch einige Male mehrere Tage in der grünen Waldeinsamkeit des Werbellin verweilte, so kam er doch gewöhnlich des Nachmittags von Biesenthal, Station der Stettiner Eisenbahn, herüber nach Hubertusstock. Am andern Morgen ging's zur Jagd in die Königseichen oder die Königsbuchen und nach der Wildkanzel, wo einst die kunstverständige Prinzeß Friedrich Karl, die Echtheit ihrer ascanischen Abkunft bekundend, einen Hirsch mit eigener Hand schoß. Sie hat hier auch viele schöne Bäume gezeichnet, die schöne Enkelin des jagdfrohen Anhaltischen Hauses! Das Jagdfrühstück nach dem ersten Treiben fand unter der Königslinde statt, wo sechs aus Baumstämmen grob zugehauene Lehnstühle um den mächtigen Rundtisch stehen. Hier war auch gewöhnlich die „Strecke" für das erlegte Wild. Die Jagd dauerte gewöhnlich bis spät in den Nachmittag hinein, so daß man erst gegen Abend zum Diner kam, und nicht mehr viel Zeit für die Abendgesellschaft blieb, bei der Thee oder Punsch gegeben wurde.

In Hubertusstock hat König Friedrich Wilhelm auch das Erbhegemeisteramt der Kurmark Brandenburg, denen von Ahlimb (jetzt Grafen von Saldern-Ahlimb) zuständig, auf die Grimnitzer Haide radicirt.

Auch der Kaiser und König liebt den Werbellin und Hubertusstock sehr, und oft, wenn er sich der Erfrischung und Einsamkeit bedürftig fühlt, fliegt er auf den Eisenschienen hinüber in die alten Leibgehege seines Hauses und er ist noch nie ohne Erfrischung von dort zurückgekehrt, wenn es ihm zuweilen auch nur auf einige Stunden möglich war, dort Luft zu schöpfen. In den jüngsten Tagen aber ist das Schlößlein im Walde wieder ganz besonders oft genannt; denn während der Anwesenheit des Königs von Italien in Berlin und bei Gelegenheit der ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten erfüllte sich auch der stille Forst mit fröhlichem „Halali" und zu den Stätten, welche die freundschaftliche Begegnung unseres Kaisers Wilhelm mit Victor Emanuel denkwürdig gemacht, gehört nun auch Hubertusstock.

Bilder aus dem Volksleben in Algier.

Von **Heinrich Freiherr von Maltzan.**

I.

Wenn der Reisende, nach jahrelangem Umherschweifen in aller Herren Länder, des Ortswechsels wenigstens vorläufig müde, sich zur Ruhe gesetzt hat und vollkommene Stille um ihn eingetreten ist, dann tauchen desto lebhafter die Bilder der Erinnerung in seinem Hirn auf. Sie kommen ungeordnet und ohne Zusammenhang, lediglich von der Stimmung des Augenblicks heraufbeschworen.

Schöne, lachende Gegenden, originelle Menschen, interessante Erlebnisse und Abenteuer, Alles zieht bunt wie im Kaleidoskop durcheinandergewürfelt, an unserm geistigen Auge vorbei. Zu einem solchen Erinnerungsfeste möchte ich den Leser einladen, indem ich ihm einige Fragmente aus meinem Reiseleben vorführe. Möge das Vernehmen derselben ihm eben so viel Genuß gewähren, wie mir die Erinnerung.

Mein erster Schritt in den Orient war nach Algier gerichtet. Es sind über zwanzig Jahre her und das damalige Algier bot zwar dieselben hinreißenden Naturschönheiten wie das heutige (die hat ihm die Europäisirung nicht nehmen können), aber es bot noch mehr: es war noch nicht die Kaserne geworden, die es heute ist, es war noch zum größten Theil eine arabische Stadt, voll malerischen Durcheinanders, voll lieblicher, maurischer Bauten, in engen Gäßchen geheimnißvoll versteckt, voll der buntesten Erscheinungen im öffentlichen Leben und Treiben, von denen das heutige Algier nur noch ein mattes Schattenbild giebt.

Unvergeßlich wird mir der erste Eindruck bleiben, den diese Stadt und ihre Umgebung auf mich machte. Ich war gänzlich unvorbereitet und mit dem Vorurtheil dorthin gekommen, an der afrikanischen Küste eine Art Vorwüste zu finden, ein Bild Grau in Grau, einen Vorgeschmack der Sahara. Wie überrascht war ich aber, als ich statt dessen ein prachtvolles Uferland voll reizender Gärten erblickte, aus deren Orangenhainen wie Perlen die weißen Kuppeln der arabischen Lusthäuser hervorblinkten; hie und da ein schlanker Minaret, von einer noch schlankern Palme überragt; links der Jardin d'Essaix mit seinen entstehenden Dattelpflanzungen, Cochenillehecken und seinen riesig aufgeschossenen Bambusrohren; rechts der hoch gelegene Jardin Marengo mit seinen schnellgewachsenen Bellasombras; in der Mitte die blendend weiße Stadt, gleich einer Schneepyramide zum Hügel hinaufragend, mitten hineingebettet in dieses Meer von Grün und Gold, das Grün der Gärten, das Gold der afrikanischen Sonne, das in gluthheißen Tönen auf Blüthen und Bäumen lag; rings war diese Landschaft von einer niederen Hügelkette umrahmt; nur links in weiter Ferne schimmerte ein schneebedecktes Hochgebirge, der Dscherdschera Großkabyliens, der alte Mons ferratus der Römer, mit seinen hier gezackten, dort runden Gipfeln in das tiefdunkelblaue Aethermeer hinaufragend.

Von diesem reizenden Bilde gefesselt, vergaß ich fast die Bedürfnisse des Augenblicks, die prosaischen Nothwendigkeiten des Ankömmlings, der sich nach Gepäckträgern und Hotel umsehen muß. Noch nie, weder früher noch später, ist es mir so gegangen wie damals in Algier, daß ich nämlich auch nicht die geringste Ahnung davon hatte, wie es in der Stadt mit Gasthäusern bestellt sei. In Marseille hatte ich mich umsonst danach erkundigt, jedoch mit dem Gedanken getröstet, auf dem Schiff Auskunft zu erhalten. Aber ich hatte ohne die Seekrankheit gerechnet, die mich von Anfang bis Ende der Fahrt an die Koje fesselte. So war ich denn ein so vollkommener Neuling, wie man nur sein kann. Eine solche Lage hat ihren Reiz. Wir wissen nicht, was uns bevorsteht, hoffen das Beste, fürchten nicht allzusehr das Schlimme, denn dies verspricht ja mögliche Abenteuer; kurz, wir sind voll geheimnißdunkler Erwartung. Sehr schlimm sollte es mir jedoch nicht gehen; ich kam nur Anfangs in einen Gasthof zweiten oder dritten Ranges. Indeß französische Gasthäuser bieten fast immer zwei gute Dinge, treffliche Betten, mag's sonst im Zimmer auch gräulich aussehen, und eßbare Kost. Dadurch gestärkt, trieb es mich bald in die ersehnte Wunderstadt hinaus.

Algier war damals wirklich noch eine originelle Stadt. Da war nichts nach der Schablone, sondern Alles eigenthümlich. Seltsam, in dieser französischen Stadt hatte sich das arabische Wesen viel reiner erhalten, als im Orient, selbst als in Tunis und Tripolis. Die sogenannte Reform, die freilich in der Türkei nur eine äußerliche, aber deshalb desto mehr in die Augen fallende ist, und die dort dem öffentlichen Leben ein so monotones Ansehen giebt, war hier vor der Franzosenherrschaft nicht eingeführt worden (denn Algier blieb bis zuletzt der alte Janitscharenstaat) und seit derselben wirkte der Haß gegen die Fremdherrschaft als ein Verhinderungsgrund der Europäisirung. Aber auch das Orientalische war hier nicht nach der Schablone, d. h. es waren nicht die bei uns traditionellen Formen des morgenländischen Lebens. Wie oft bin ich nicht in Europa der Anschauung begegnet, als sei alles Orientalische über einen Leisten geschlagen und entspreche ungefähr dem Bilde, das man in Oper und Ballet davon sehen kann! Der Orient ist vielmehr (überall da, wo seine Eigenthümlichkeiten nicht durch die Reform verdrängt wurden) in weit höherm Grade als Europa, ein Land der Mannigfaltigkeit. Jede Stadt hat ihren besondern Typus, ihre eigene Form von Gebäuden, ihr eigenes Nationalcostüm, ihre eigenen urwüchsigen Sitten und Gebräuche.

In der niedern Stadt fing allerdings schon der moderne Kasernenstil an sich breit zu machen, aber noch war auch hier alles Einheimische nicht verschwunden.

Noch erhob sich auf dem Hauptplatz die alte Dschenina, der ehemalige Stadtpalast der Deys von Algier, ein wettergraues, mächtiges Gebäude, von Außen wie ein verwunschenes Schloß, eher abschreckend, als einladend.

Aber treten wir in das Innere: welche zierlichen, von Säulenarkaden rings umgebenen, mit Marmor und Azulejos (farbigen Fließen) ausgelegten, von der Fontaine durchplätscherten Höfe; welch' geheimnißvolle, halbdunkle Gemächer, die Decken mit Nokschahdid (stalaktitartigen Stukkverzierungen) reich geschmückt, die Wände bunt mit farbigen Holztafeln ausgelegt; welch' prächtige Säle voll Marmor, Alabaster, künstlich geschnitzten Erkern, zierlichen Sophanischen; das große Bad der einstigen Herrscher, dessen Boden eine Mosaik der buntesten antiken Marmoraten zierte, eine Stätte der Pracht,

der Wollust und der Behaglichkeit. Alles dies stand noch, aber es wartete auf seinen Abbruch. Im modernen, utilitarisch-militairischen Algier war das Aeußere des Palastes zu unscheinbar, das Innere zu luxuriös befunden worden. Es mußte fort, um modernen Bauten Platz zu machen.

Wer denkt heute noch an die Dschenina? Und dennoch verdient sie einen Platz in der Geschichte, sowol der der Kunst, als der politischen. Ersteren hat sie nie gefunden; denn in unseren kunstgeschichtlichen Werken ist es einmal Grundsatz, zu behaupten, die alte maurische Architektur sei nach dem Fall von Granada zu Grunde gegangen; daß sie in Algier, Marokko und Tunis bis in die neueste Zeit weiterblühte, weiß Niemand. Den letztern kann man ihr freilich nicht ganz rauben. Hätten diese alten Mauern erzählen können, welche Schaudergeschichten würden sie uns da mitgetheilt haben! Denn in der Dschenina war es, wo die Herrscher von Algier eingesetzt wurden, wo sie ihr äußerlich glänzendes, innerlich sorgenschweres Leben unter beständiger Furcht vor der furchtbaren Katastrophe zubrachten, welche denn auch fast immer eintrat und ihrer Macht wie ihrem Leben mit einem Schlage ein Ende machte.

Freilich sind die wenigsten dieser blutigen Katastrophen aufgezeichnet, denn die Macht, welche durch ihre Urheber eingesetzt werden sollte und oft auch wirklich eingesetzt wurde, war meist so ephemerer Natur, daß Niemand ihre Verewigung für nöthig hielt. Die Regierungsform Algiers war eigentlich die der Republik, aber die schlimmste von allen, nämlich eine Republik von Söldlingen. Jeder Janitschar nahm an der Wahl des Dey Theil, dessen Macht nur so lange geduldet wurde, als Alle mit ihr zufrieden waren. Jeden Augenblick kamen Verschwörungen vor. Ein Dutzend gemeiner Soldaten trat zusammen, beschloß den Dey umzubringen und ernannte im Voraus aus seiner Mitte die neuen Würdenträger; denn mit dem Dey fielen auch meist alle höheren Beamten. Die Person des Dey war Allen zugänglich und mußte es sein. Daher konnte jeder Verschwörer mit dem Dolch im Burnus zu ihm, in seine nächste Nähe dringen. Daher gelang auch fast immer der erste Plan der Verschwörer, nicht so der zweite; die von ihnen eingesetzte Regierung machte vielmehr in den meisten Fällen schon nach wenigen Stunden einer andern Platz; denn die Gesammtheit, Anfangs verblüfft, kam rasch zur Besinnung und brachte ihr Wahlrecht zur Geltung. Die ephemeren Würdenträger hatten bald mit abgehauenen Köpfen ausgesorgt.

Eine tollkühnere Revolution hatte die alte Dschenina wol nie gesehen als die, welche (vor etwa hundert Jahren) dem Dey Mohammed Pascha das Leben kostete.

Dieser saß, wie üblich, im öffentlichen Divan, neben ihm der Chasnadar (Schatzmeister), die höchste Person nach dem Dey, zur Seite die anderen Würdenträger, um der Soldzahlung an die Truppen beizuwohnen, als plötzlich fünf Verschworene, deren jeder Dolch, Säbel und drei Pistolen unter dem Burnus versteckt hatte, eintraten. Ihr Führer, ein gemeiner Soldat, Namens Uzun Ali, näherte sich ehrerbietig dem Dey, wie um ihm die Hand zu küssen, stieß ihm aber dabei seinen Dolch in die Seite; dieser sprang noch einmal auf, fiel jedoch bald durch einen Schuß. Gleiches Loos traf den Chasnadar. Uzun Ali nahm jetzt den Turban des ermordeten Dey, schlang ihn um sein Haupt und setzte sich auf dessen Sitz, der für den Thron gelten konnte. Dann rief er:

„Ich bin jetzt der Herrscher von Algier! Jeder Grund zur Unzufriedenheit wird nun aufhören. Der Soldat soll glücklich sein und das Seeräuberhandwerk blühen. Ich vermehre den Sold aller Krieger um fünf Saime."

Darauf zog er den Säbel als Zeichen der Herrschermacht und redete die vier Staatsschreiber (sozusagen die Minister), die zitternd dasitzen geblieben waren, an:

„Laßt sogleich die große souveraine Flagge aufhissen, damit Alle, welche sie sehen, kommen, mir als dem Dey zu huldigen."

Die zitternden Staatsschreiber riefen den Sclaven zu, die Fahne aufzuhissen. Dies geschah und so war Uzun Ali's Macht amtlich inaugurirt. Aber sie sollte nur eine Viertelstunde dauern. Unglücklicherweise für ihn war ein anderer wichtiger Würdenträger, der Chodsch'el Chil (wörtlich der „Schreiber bei den Pferden", in Wirklichkeit der oberste Cavalleriegeneral) draußen geblieben und dieser gab Befehl, die Dschenina dem Volk zu verschließen, öffnete sie aber seinen Getreuen, die vier der Verschworenen sogleich todt niederstreckten. Uzun Ali versuchte zu fliehen; da er aber die Thüren verschlossen fand, so setzte er sich ruhig wieder auf den Thron und nahm eine imposante Herrschermiene an. So im ganzen Nimbus seiner Eintagsmacht ward er von den eindringenden Truppen auf dem Thron erschossen. Seine Regierung hatte fünfzehn Minuten gedauert.

So wenig beneidenswerth war die Stelle eines Dey, daß nach Uzun Ali's Tod der erste Erwählte, der Großkoch (auch eine hohe Würde) sich der Ehre entzog, indem er den Agha der Janitscharen als den würdigern bezeichnete. Aber auch dieser mußte noch dazu gezwungen werden. In der Dschenina war den Herrschern Algiers nie wohl. Dort lebten sie zu sehr in der Mitte ihres „getreuen" Volkes.

Darum gerieth der vorletzte Pascha, Ali Chodscha, auf den Gedanken, den Herrschersitz von diesem Stadtpalast in die Kaßbah oder Citadelle zu verlegen. Er führte ihn auch im Jahre 1816 aus. Es war ein vollkommener Staatsstreich; denn die Kaßbah konnte den Janitscharen verschlossen werden und wurde es auch. Der Dey bildete sich eine eigene Leibwache. Da er den Staatsschatz mitgenommen hatte, so behielt er das Heft in Händen. Aber er durfte von nun an sich nicht mehr in der Stadt blicken lassen. Die Verschwörung war permanent, nur ohnmächtig, so lange der Dey oben in der Citadelle thronte, von wo er leicht die Stadt in Asche verwandeln konnte.

Auch unter Hussein Pascha, dem letzten Dey von Algier, blieb dieser Zustand bestehen. Ich kannte mehrere alte Bewohner Algiers, die sich desselben genau erinnerten. Einer davon war ein alter Türke, der jedoch ausnahmsweise nicht als Söldling, sondern als Kaufmann nach Algier gekommen war. Dies war damals bei einem Türken etwas so Ungewöhnliches, daß es ihm einmal ein höchst unangenehmes Erlebniß zuzog. Der alte Bunadalli, so hieß dieser vor zehn Jahren, als ich ihn das letzte Mal sah, bereits achtzigjährige Mann, war allerdings durch seine äußere Erscheinung geeignet, die Annahme, daß er Kaufmann sei, Lügen zu strafen; denn er sah noch als Greis sehr martialisch aus. Wie mag er also wol als Vierziger unter Hussein Pascha erst ausgesehen haben? Doch lassen wir dieses alte Original lieber selbst erzählen:

„Ich war", so erzählte der Greis, „der einzige türkische Kaufmann in Algier. Aber ich merkte bald, daß ich keine Geschäfte machen würde, wenn es

mir nicht gelänge in die Kaßbah zu kommen; denn die Kaßbah, in deren weiten Mauern eine ganze Vorstadt Platz hatte, war damals, als Sitz des Dey, als Aufbewahrungsort der Staatskasse, als Sammelplatz aller wichtigen Leute aus der Provinz, die mit der Regierung zu thun hatten, ein ansehnlicher Verkaufsmarkt, namentlich für meine Waare, die in türkischen Waffen bestand. Nun war aber die Kaßbah allen Türken verboten. Das Verbot, so dachte ich freilich, gelte nur deshalb allen Türken, weil eben alle in Algier lebenden Janitscharen waren, Alle, nur ich nicht. Dasselbe werde mir folglich nicht gelten, so wähnte ich. Ich ging also ruhig auf die Kaßbah und nahm meine Waaren, eine sehr schöne Auswahl von Dolchen, mit. Aber da kam ich übel an. Man fragte mich nicht lange, ob ich ein Türke sei? Die Sache war offenkundig, mein Gesicht und mein schlechtes Arabisch verriethen es nur zu deutlich. Man sperrte mich also ohne Weiteres ein. Zum Unglück ging gerade damals das Gerücht von einer Verschwörung gegen den Pascha. Es hieß, die Verschwörer hätten einen tollkühnen Fanatiker geworben, der sein eigenes Leben daran setzen wolle, wenn es ihm gelänge, das des Paschas zu nehmen. Derselbe werde sich unter irgend einem Vorwand auf die Kaßbah schleichen, so sagte man. Nun kam gerade zum Unglück ich mit meinen Dolchen an. Was Wunder, daß man mich ohne viel zu fragen für den erwarteten, mordlustigen Fanatiker hielt? Es war auch etwas Wahres an dem Gerücht; denn kaum saß ich einige Tage im Gefängniß, als mir plötzlich durch ein Kerkerloch ein Zettel zuflog, worauf ich zu meinem unaussprechlichen Schrecken folgende Worte las:

„„Sei guten Muths, Mustapha! Der Hund, den Du nicht tödten konntest, wird bald durch einen Andern fallen. Verhört man Dich, so leugne standhaft. Willst Du uns etwas mittheilen, so thue es durch Abdallah. Er ist für uns gewonnen."

„Der „Hund" war natürlich der Pascha. Abdallah war ein Diener des Kerkermeisters, der also den Verräther machte. Wer aber war Mustapha? Denn mein Name ist das nicht. Ich heiße Hassan. Mustapha war wahrscheinlich der erwartete Fanatiker, den man für verhaftet hielt, als man hörte, die Regierung habe einen des Mordplans verdächtigen Türken eingezogen. Dieser Zettel brannte mich wie glühende Kohlen; denn, wenn man ihn bei mir gefunden hätte? Mein Loos wäre entschieden gewesen. Ich behielt ihn aber dennoch, denn ich ahnte, daß er mir nützen könne. Nur versteckte ich ihn in einer kleinen Kapsel, die ich nöthigenfalls im Munde zwischen Zahnfleisch und Wange verbergen konnte.

„Endlich kam der Tag meines Verhörs. Man untersuchte mich am ganzen Leibe, ehe man mich vor den Pascha führte, fand aber nicht den Zettel, da ich ihn im Munde hielt. Der Pascha schnaubte mich an:

„„Weißt Du nicht, daß kein Türke die Kaßbah betreten darf?"

„„Erhabener Herr!" erwiederte ich, „ich bin Kaufmann und kein Janitschar. Ich stehe den Söldlingen und ihren Plänen fern."

„„Ein Kaufmann?" rief Hussein; „ha, wer das glaubt! Was wolltest Du denn mit den Dolchen?"

„„Sie verkaufen", lautete meine Antwort.

„„So? Du verstehst also etwas vom Handel?" rief der Herrscher und nun fing er an, mich Langes und Breites über Handelsgeschäfte zu examiniren, um zu sehen, ob ich wirklich kaufmännische Kenntnisse besäße. Da dies mein Geschäft war, so antwortete ich dreist und treffend. Der Pascha stutzte.

Er fing an, mir Glauben zu schenken. Da aber legte sich der perfide Chasnador in's Mittel und sprach:

„„Unser erhabener Herr möge nur bedenken, daß unter den Janitscharen viel hergelaufene Menschen sind, die früher allerlei Gewerbe, möglicherweise auch Handel getrieben haben.“

„Der „erhabne Herr“ bedachte dies leider nur zu gut, denn er änderte plötzlich seine entstehende günstige Meinung von mir und rief:

„„Man spanne den Hund unverzüglich auf die Folter!“

„Ich kannte die algierische Folter, die bis 1830 bestand, zwar nur vom Hörensagen, aber ich verspürte nicht die geringste Lust, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Da fiel mir plötzlich der Zettel ein, den ich im Munde hielt. Wie, wenn er mich retten könnte? Ich sagte also, ich hätte dem Pascha eine geheime Mittheilung zu machen. Dies kam unerwartet. Man berieth sich und entschied zuletzt, ich solle gebunden und in diesem Zustand mit dem Dey und drei seiner höchsten Beamten allein gelassen werden. Ich bat nun, man möge mir den Zettel aus dem Mund nehmen, denn ich selbst konnte es nicht. Dies Geschäft besorgte der perfide Chasnador. Wie gern hätte ich ihn dabei in die Finger gebissen! Als man den Zettel gelesen, waren Alle überzeugt, daß ich Mustapha heiße und wirklich gekommen sei, den Dey zu ermorden.

„Schon erwartete ich den Befehl meiner Hinrichtung. Da fiel zum Glück einem der Beisitzer ein, daß man sich meiner bedienen könne, um jenen Andern ausfindig zu machen, der nach Mustapha kommen solle. Abdallah wollte man einstweilen unbehelligt lassen, da seine Verhaftung die Verschwörer gewarnt hätte.

„Ich wurde nun in den Kerker zurückgeführt, mußte mir von Abdallah Papier und Tinte verschaffen und dann einen Brief schreiben, den der Letztere den Verschwörern zustellen sollte. Darin stellte ich zwar keine directen Fragen, gab aber solche Rathschläge, die den Mörder in eine Falle locken konnten.

„Ich erwähnte nämlich einen, wie ich schrieb, trefflichen Versteckort in der Kaßbah selbst, wo der Mörder sich ohne Gefahr verborgen halten könne. Er ging auch wirklich in die Falle und am andern Tage erwischte man ihn, spannte ihn auf die Folter und erfuhr von ihm die Namen sämmtlicher Verschwörer. Man knüpfte sie Alle auf, Abdallah ebenfalls, nur Mustapha nicht; denn diesen hatte man nicht gefunden. Natürlich hielt man mich nun um so mehr für diesen Mustapha. Nur glaubte man, ich habe Reue empfunden; diese galt durch meine geheimen Häscherdienste für erwiesen und man ging mit dem Plan um, mir eine mildere Strafe zu geben, nicht den Tod, vielleicht aber lebenslängliche Galeerenstrafe.

„Die Entscheidung über mein Loos zog sich jedoch in die Länge und ich blieb ein volles Jahr auf der Kaßbah sitzen. Ich langweilte mich sehr und sehnte mich nach menschlichem Umgang, denn man hatte mir keinen Gefährten gegeben. Da ging eines Tages die Thür auf und ein sehr zerlumptes Wesen wurde zu mir in den Kerker gestoßen. „Wie heißt Du?“ lautete meine erste Frage.

„„Mustapha“, war die Antwort.

„Nun gab es zwar in Algier viele Mustaphas, aber dieser kam mir dennoch verdächtig vor. Seinen Namen hatte er nicht leugnen können, denn er war von einem Agenten, der dem wahren Mustapha auf der Spur zu sein

glaubte, gerade im Moment festgenommen worden, als er soeben auf diesen Namen gehört und geantwortet hatte. Nur wußte man noch nicht ganz bestimmt, ob er der rechte Mustapha sei; denn man hatte ja mich, der ich auch jener Mustapha sein sollte und gegen den leider nur zu viele Verdachtsgründe zu sprechen schienen.

„Endlich kam wieder ein Verhörstag und nun wurden die beiden angeblichen Mustaphas vor den Dey beschieden. Einer von ihnen mußte ein falscher Mörder sein. Vielleicht aber war Keiner der rechte Mustapha. Indeß der Neuangekommene verrieth sich und zwar durch eine allzu unverschämte List, die vielleicht schlau war, aber zu meinem Glück zu fein, um halten zu können. Als er mich nämlich meinen wahren Namen „Si Hassan Bunadalli" nennen hörte, gerieth er auf den Gedanken, dieser Si Hassan Bunadalli müsse in Algier sehr wenige Bekannte haben; sonst hätte man ihn schon längst identificirt; es sei also nicht zu gewagt, sich gleichfalls für diesen „Si Hassan Bunadalli" auszugeben. Ich bekam also nun zu hören, wie ein Anderer sich dreist für mich ausgab und dagegen behauptete, ich müsse jener Mustapha, der Mörder, der er wahrscheinlich selber war, sein. Jetzt war die Verlegenheit der Richter groß. Vorher hatten sie zwei Mustaphas gehabt und jetzt hatten sie zwei „Si Hassan Bunadalli". Indeß sprach doch Das gegen meinen Doppelgänger, daß er früher nie sich letztern Namen beigelegt, sondern auf „Mustapha" geantwortet hatte. Er sagte freilich, er heiße nebenbei auch Mustapha. Aber das klang doch faul; denn ein Doppelname ist bei uns selten. Endlich fiel dem Dey ein Salomonsgedanke ein. Er fragte uns, wo denn in Algier Si Hassan Bunadalli seine Wohnung habe? Ich wollte begreiflicher Weise nicht zuerst antworten, denn sonst hätte mein Doppelgänger natürlich diese Antwort nur wiederholt. Dieser weigerte sich indeß zu antworten. Alle Mittel, ihn zur Rede zu bringen, blieben umsonst. Endlich fiel mir ein listiger Ausweg ein.

„„Erhabener Herr!" sprach ich zum Dey, „ich will die Geduld Deiner Hoheit nicht erschöpfen, sondern meine Wohnung zuerst nennen. Ich wohne gegenüber vom Hamam Sidna."

„Noch hatte ich nicht ganz ausgeredet, so überschrie mich schon der Andere:

„„Gegenüber vom Hamam Sidna, Hoheit! Ich habe es zuerst gesagt!"

„Er wollte es jetzt zuerst gesagt haben! Allerdings hatte er es beinahe gleichzeitig mit mir geschrieen, so daß ein nicht sehr aufmerksamer Richter sich täuschen konnte. Indeß ich nahm gar keinen Anstand, ihm die Priorität zu lassen. Ich hatte meine Sache gewonnen und konnte nun zum Dey sagen:

„„Großer Fürst, meine Antwort war nur eine List, um diesem Menschen eine Falle zu stellen. Ich wohne nicht da, wo ich sagte, sondern in der Straße des Chodsch'el Chil."

„Der Dey besaß nun einen Anhaltpunkt, um die Wahrheit zu ermitteln. Er hatte, so lange nur Ein muthmaßlicher Mustapha da war, nie an meinen wahren Namen glauben, folglich auch keine Erkundigungen einziehen wollen, ob Jemand Si Hassan Bunadalli kenne. Nun aber that er dies und erfuhr die Richtigkeit meiner Wohnungsangabe. Dies gab auch den Meinigen den Alarm, welche meine Arretirung nicht geahnt, sondern an einen anderweitigen Unfall geglaubt hatten. Sie selbst durften nicht in die Kasbah kommen, schickten aber einige meiner arabischen Freunde, um mich zu identificiren. Endlich war ich gerechtfertigt und gewann noch obendrein die Gnade des Dey, der befahl, von nun an mit mir eine Ausnahme zu machen

und mich, dem einzigen dieser Ehre würdigen Türken, stets ungehindert in der Kaßbah ein- und ausgehen zu lassen. Ich habe jedoch von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch gemacht. Das Andenken an Das, was ich dort ausgestanden hatte, verleidete mir die Kaßbah. Mein Doppelgänger war, wie sich binnen Kurzem untrüglich herausstellte, wirklich der wahre Mustapha und hatte als solcher mit abgeschnittenem Kopf bald ausverschworen." — So weit der alte Bunadalli.

So ging es in dem Algier der Janitscharen her. Und dennoch waren die Eingeborenen unter dieser Herrschaft nicht unglücklich. Nur geborene Türken hatten an dem Regiment Theil; selbst die Kulughli's (Söhne aus türkisch-arabischen Mischehen, den einzigen Ehen, welche die Janitscharen eingingen, denn sie kamen Alle unbeweibt nach Algier und Türkinnen gab es dort nicht) waren ausgeschlossen; dafür hatten aber auch die Türken allein unter den Wechselfällen der inneren politischen Wirren zu leiden. Die arabischen Bewohner von Algier dagegen verdankten ihrer politischen Nullität die Möglichkeit, ein friedliches, glückliches, wenn auch bescheidenes Dasein zu führen. Reichthum war nicht bei ihnen, aber sie vermißten ihn nicht, denn die Abgaben waren mäßig und alle Lebensmittel (selbst noch bis 1830) von einer so beispiellosen Wohlfeilheit, daß man, um in Europa's Geschichte Aehnliches zu finden, bis zum Mittelalter zurückgehen muß. Ein Mann, der acht Groschen täglich ausgab, hatte Fisch, Fleisch und Hühner auf seinem Tisch. Jede, selbst die ärmste altangesessene Bürgerfamilie besaß ihr Stadt- und Landhaus. Die Stadthäuser waren alle von jener schönen maurischen Architektur, die in der Alhambra den Höhepunkt der Kunst erreicht hat; keines war ganz ohne architektonischen Schmuck.

Als ich im Jahre 1851 nach Algier kam, standen noch viele dieser niedlichen Häuser, zwar nicht mehr die besseren; diese lagen im untern Stadttheil, wo Alles bald französirt worden war, aber nach denen des Mittelstandes konnte man die Pracht der ersteren bemessen. Alle waren um den von Arkaden umgebenen, mit Marmorsäulen und glasirten Fließen geschmückten innern Hof herumgebaut. Im Hofe plätscherte eine kleine Fontaine aus ihrem Marmorbecken. Um diesen Hof concentrirte sich Alles. Fern war der Straßenlärm, man konnte sich auf dem Lande wähnen. Saß man so oben auf dem Balcon, der um die ganze innere Seite des obern Stockwerks herumlief, blickte man auf die marmorne Pracht unten, auf den tiefdunklen Himmel über sich: es war ein reizender Aufenthalt für eine beschauliche Zurückgezogenheit. Denkt man sich dazu nun noch die Ajeschas und Fatimas oder wie die maurischen Schönen sonst noch heißen mögen, in der vollen Pracht ihrer üppigen natürlichen Reize, schmachtend und mit langem, aufgelösten Haar auf die Polster neben der Fontaine gebettet, so ist das Bild vollkommen. Hier, in diesen kleinen Bonbonnièren von Stadthäusern lebten die Mauren im Winter; im Sommer ging's auf's Land, wo die Frauen in großen ummauerten Gärten sich freier bewegen konnten. Auch hier dasselbe Stillleben, dieselbe Ruhe. Bedürfnisse hatten sie nicht viel, Arbeit war kein dringendes Gebot, und wenn sie nöthig wurde, so genügten meist die Sclaven, um das Unentbehrliche zu leisten. Aber auch sie trugen nicht schwer daran. Ein liebliches Dolce far niente, das war der Normalzustand, d. h. das wirkliche Dolce far niente, wie es der Süditaliener kennt, das in sich selbst Genüge findet, keine Langeweile fühlt, deshalb auch keiner sogenannten Vergnügungen bedarf, mit denen der Nordeuropäer, wenn er einmal nichts zu

thun hat, seine Zeit mühsam todtschlägt, so daß selbst das Vergnügen ihm oft Arbeit wird.

Aus diesem süßen Schlummerdasein wurden die Algierer durch die Kanonen von 1830 schrecklich aufgestört. Nicht die Eroberung war es, die sie aus ihrer Ruhe riß; darein fanden sie sich als geborene Stoiker bald; wol aber der ganze Umschwung des volkswirthschaftlichen Lebens, den das Europäerthum mit sich brachte. Auf einmal stiegen die Preise aller Lebensmittel zu ungeahnter Höhe.

Sclaven wurden nicht mehr eingeführt; man konnte nicht mehr umsonst arbeiten lassen. Die arabischen Eigenthümer hatten nie selbst ihre schönen, reichen Gemüsegärten bearbeitet; diese Mühe hatten ihnen die Sclaven, namentlich die bis 1816 sehr zahlreichen spanischen Christensclaven abgenommen. Auch jetzt lernten sie nicht arbeiten. Sie producirten nichts, brauchten aber das Zehnfache, als früher. Eine allgemeine Geldnoth machte sich bald bei ihnen fühlbar. Hätten sie nur einen Funken von Speculationsgeist besessen, so würden sie sich dennoch bald erholt, ja glänzend gestellt haben. Denn das Steigen aller Preise galt auch ihren Grundstücken und Häusern. Aber darin waren sie Kinder. Die meisten besaßen gar keine Ahnung von dem wirklich hohen Werth, den ihre Liegenschaften plötzlich erlangt hatten. Sie gaben sie europäischen Speculanten für ein Spottgeld, oft ein paar hundert Franken; dazu kam noch, daß diese Speculanten den Arabern Angst machten, die Regierung werde ihre Häuser confisciren, so daß Viele, daran glaubend, sie über Hals und Kopf, sozusagen „für ein Butterbrod" verkauften

Die Wenigen, welche ihre Grundstücke behielten (und das geschah mehr durch Zufall als Berechnung) sind heute reiche Leute. Aber bei Weitem die Mehrzahl sind jetzt halbe Bettler; Viele sind ausgewandert, da sie kein Brod mehr in ihrer Vaterstadt fanden.

Kommt so ein alter Algierer, der seine Heimat seit vielen Jahren nicht gesehen hat, zufällig wieder dorthin, welche Enttäuschung wartet da seiner! So ging es einem meiner Bekannten, einem alten Hadschi, der sich nach Tetuan in Marokko zurückgezogen hatte, wo er eine kleine Kaffeebude hatte. Eines Tages kam ein Jüngling aus Algier in seine Bude, ein Jüngling aus dem jetzigen Algier, nicht aus dem, welches der Alte gekannt hatte. Dieser erzählte ihm viel von seiner Vaterstadt, schilderte ihm die Straßen und Plätze, die Kirchen und öffentlichen Bauten, aber der Hadschi sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an und staunte. Das war nicht *sein* Algier, das war nicht das Algier, das er kannte. Das war ein neues Algier, über Nacht emporgewachsen, wie der Palast Aladdins. Dies neue Algier wollte er sehen. Er schloß die Kaffeebude, raffte seine kleine Baarschaft zusammen, die gerade zur Reise reichte; denn in Algier, dachte er, würden seine Freunde ihm schon aushelfen und ging nach der heißersehnten Stadt.

Aber was sollte der Hadschi in seiner Vaterstadt zu sehen bekommen? Die besten Häuser der Mauren waren niedergerissen, jene schönen, zierlichen, säulengetragenen Paläste waren zerstört und an ihrer Stelle erhoben sich mächtige, kasernenartige Ungeheuer, die französischen Häuser, deren glatte Flächen und große Fenster ihn höhnisch anzustarren schienen. So viele kunstvolle Moscheen lagen zu Boden und wo sie gestanden hatten, erhoben sich die plumpen Tempel der Ungläubigen. Und die gläubigen Bewohner! Wie waren sie von ihrer einstigen Größe herabgesunken! Die einst Reichen waren

dürftig geworden, die einst Wohlhabenden waren Bettler, Alle waren verarmt und ihr Geld war in die Hände der verhaßten Ungläubigen gewandert, namentlich der früher von den Arabern so tiefgestellten einheimischen Juden. „Aber Einige", so dachte der Alte, „werden doch der allgemeinen Verarmung entgangen sein! Ich will einmal", so nahm er sich vor, „meinen alten Freund, den reichen Smail in seinem Lusthause aufsuchen. Dort werde ich wenigstens ein Stück der alten Pracht des Islams wiederfinden."

So ging er denn nach dem Dorfe Mustapha und klopfte dort an die Thür des Landhauses des reichen Smail. Aber ein Judenmädchen öffnete ihm und gab ihm Bescheid, die Villa gehöre jetzt einem gewissen Levi, der früher Trödler gewesen sei.

„Und der reiche Smail?" fragte der Hadschi ängstlich.

„Der reiche Smail", antwortete das Mädchen, „ist jetzt Gasanzünder geworden. Schlechte Geschäfte haben ihn dahin gebracht, diese bescheidene Stelle anzunehmen."

„Ein Gasanzünder!" rief der Alte aus. „Was mag das wol für ein Gewerbe sein?"

„Das Gas", sagte ihm die Kleine, „ist jene weiße Luft, welche die Franzosen aus Paris gebracht haben und die, wenn man sie ansteckt, viel heller brennt, als das schönste Oel. Ein Gasanzünder ist ein Mann, welcher jeden Abend mit einer großen Stange, an der eine Lampe steckt, in den Straßen herumläuft und die weiße Luft in den Laternen anzündet."

Das war zu viel für den armen Hadschi. Das neue Algier gefiel ihm nicht. Er schüttelte dessen Staub von seinen Füßen, kehrte nach Tetuan zurück und hat seitdem alle Lust verloren, jemals wieder eine Reise nach Algier zu machen.

Ein einziger Stand im alten Algier war dem beliebten Dolce far niente durchaus nicht ergeben, das war der der Handwerker. Der arabische Handwerker arbeitet von früh bis spät und oft nimmt er auch noch einen Theil der Nacht hinzu. Auch jetzt noch zeichnen sich die algierischen Handwerker durch Fleiß aus. Aber sie müssen nun auch tüchtig arbeiten und mit Allem, was sie thun, verdienen sie doch nur so viel, um höchst dürftig zu leben; denn, während alles Andere im Preise gestiegen ist, sind ihre Erzeugnisse stehen geblieben. Sie kommen eben nicht auf den großen Markt, sondern finden nur Abnahme bei den meist verarmten Eingeborenen. Nehmen wir z. B. das Schneiderhandwerk. Früher war es blühend, denn die Türken in Algier kleideten sich nach arabischer Stadtsitte und machten Luxus Jetzt sind die arabischen Schneider lediglich auf den wohlhabendern Theil der sehr zusammengeschmolzenen Stadtaraber angewiesen. Die Landaraber und Kabylen tragen weder Hose, Weste, noch Jacke, sondern blos Hemd und Burnus, welche ihre Gattinnen verfertigen; die arabisch gekleideten Juden haben ihre eigenen Schneider; die Türken existiren nicht mehr in Algier; und die Mehrzahl der Stadtaraber ist jetzt meist so dürftig, daß sie sich mit jener Livree des Orients, den Lumpen, als Bekleidung begnügt . . . So giebt es denn jetzt auch in der ganzen Stadt Algier nur noch drei eigentliche arabische Maallam (Meister) dieses Gewerbes.

Der Uhrenkarl.

Von E. M. Vacano.

Der Uhrenkarl war ein Uhrenhändler. Dabei darf man sich beileibe keinen Uhrmacher denken, der mit seiner grünen Tuchschürze in seiner Werkstatt sitzt und des Sonntags vor dem Hochamt alle Bauern mit ihrem unterschiedlichen silbernen und tombakenen Patienten empfängt.

Man darf sich auch keinen alten Hausirer darunter vorstellen, der mit einer „Kraxen" auf dem Rücken von Ort zu Ort wandelt und mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" auf den Lippen in den Hütten einkehrt und seine lackirten Schwarzwälder ausbietet. Nein, das, was man in den Ortschaften unter „Uhrenhändler" versteht, das ist meist ein ganz junger, fescher Bursche, dem seine Eltern ein hübsches Stück Geld von ein-, zweitausend Gulden hinterlassen haben, der bei der Assentirung wegen Krampfadern oder sonst einer kleinen Ausrede frei geblieben ist und der aber gar keinen Drang hat zum Heirathen und zur Uebernahme einer Wirthschaft. Solche junge Leute, die gern Hagestolze bleiben, für die Oekonomie keine Schwäche haben und doch nicht müssig gehen wollen, die theilen ihr Leben so ein: sie arbeiten auf irgend einem reichen Meierhof als Knecht, das „verdient" ihnen das Leben. Und ihr väterliches Erbtheil verwerthen sie dazu, daß sie in der Kreisstadt schöne Uhren und schöne Meerschaumpfeifen mit Silberbeschlägen in Partien kaufen und an Sonntagen daheim und in den Orten fünf Meilen in der Runde an Burschen und Bauern mit Profit wieder verschachern.

Ein solches Exemplar war der „Uhrenkarl" von Buchenfeld. Seine Alten waren recht begüterte Bauersleute gewesen, die mehr als eine Kuh im Stalle gehabt hatten. Nach ihrem Tod aber hatte der Karl den Borihof mit allem Drum- und Dranhängenden an einen Schwager verkauft und das hübsche Stück Geld eingesackt. „Denn warum?" — sagte er — „für eine Wirthschaft braucht man ein Weib und ich heirath' niemals nicht. Vor's Erste kann ich die Frauenzimmer wol leiden am Tanzplatz oder beim Brunnen, aber beileib' nit zu Haus. Und vor's Zweite, warum sollt' ich mich plagen mit einer ganzen Wirthschaft, für mich einschichtigen Burschen ganz allein?" — Und so haute er also den Borihof fort und ging zu seinem eigenen Schwager als Knecht, oder vielmehr als „Maier" in Dienst und verdiente damit sein Leben und seine Existenz. Was sein Erbgeld anbelangt, das ließ er aber auch nicht brach liegen, sondern kaufte um größere Summen in Neuzwengbach drüben Uhren und silberbeschlagene Pfeifenköpfe und handelte des Sonntags damit mit den bekannten Bauern am Kirchenplatz

oder in den Bräuhäusern der umliegenden Ortschaften. Er hatte wenigstens zwölf Taschen an sich und in jeder hatte er ein, zwei Uhren. In den hinteren Säcken seines Rockes aber hatte er gewaltig schöne Pfeifen mit Beschlägen, die in der Sonne so blitzten, daß man förmlich die Hand über die Augen legen mußte. Er hatte schrecklich viel Werthsachen bei sich und wäre eine ganz tüchtige Beute für einen Leichenräuber gewesen.

Er war groß, kräftig und bekannt wie's falsche Geld und recht beliebt bei aller Welt; aber dennoch schaute ihn keine Dirne um der Liebe oder des Gefallens willen an, obwol er ein recht schönes, männliches Gesicht hatte — wenn auch noch der Bart fehlte! Denn er hatte ja seinen Erbhof verkauft und blieb Maier und handelte mit Uhren und Pfeifen, weil er eben einschichtig bleiben wollte und keinen Sinn hatte für's Dirndl.

Desto mehr aber war er Kamerad mit allen Burschen. Und ein lustiger Sonntag war's, wo er vor dem Hochamt am Marktplatz erschien. So war's auch einmal in Oeding an einem klaren Augustvormittag, als gerade das „Zeichen" geläutet wurde. Der Himmel war voller Lämmerwolken und die Häuser glänzten alle so, als ob sie neu geweißt wären: das Kreuz auf dem Blechthurm der Kirche leuchtete wie eine Flamme.

Die Dorfleute, Männer, Mannbuben, Weiber und Dirndln standen in der Gasse vor der Kirche, am liebsten in der Nähe von Wirthshausthüren. Und da erschien auch der Uhrenkarl. Ueberall streckten sich ihm Hände entgegen und er mußte gar oft die Pfeife aus dem Munde thun, um besser Bescheid geben zu können.

„Na, läßt Dich auch wieder einmal anschau'n! Hast Uhren mit? Die meinige ist kreuznixnutz! Ich möcht' mir gern eine austauschen bei Dir!"

„Wennst' mir ein paar Millionen d'raufgiebst, warum denn nit? Uhren hab' ich immer bei mir. Und gar neue, nach der letzten Modi, mit ein' gelben Zifferblatt und sonst noch ein paar Schnacksen!"

„Du, Karl, hast auch billige? weißt, die Firmung is vor der Thür und ich soll den Lanzseppl nach Neuzwengbach hinüberführen . . ."

„Und mir, Karl, mir zeig'st was Rares, Theures! Ich hab' mein' Zwiebelg'häus mein' Vettern geschenkt, weil mir der Bräundl einmal draufg'stiegen is und seitdem hat sie 's Zitternde g'habt. Aber was Fein's muß's sein, von Gold in- und auswendig und G'steiner drinnen auch. Kost' sie, was sie will."

„Na ja, freilich hab' ich so was, Steffbauer, was durch und durch Goldenes und just für so ein' Bauern wie Ihr seid's: mit Rubinsteinern drin . . .", meinte der Uhrenkarl. „Aber die Orgel fangt die „Intrade" an, Steffbauer und Ihr seid's noch nit in Euern Stuhl!"

„Hast Recht!" — sagte der dicke Steffbauer und blähte sich auf. — „Wenn ich nit im Stuhl wär', ich glaub', der Herr Vicär thät sich verirren im Text und die Frau Gräfin vom G'stettenhof drüben würd' in einem fort auf den leeren Fleck schau'n . . . Kommt's also Nachmittag

zu mir, Karl, hört's? Die jungen Leut' halten heut' Tanzschul' bei mir ... Und da handeln wir ... B'hüt Gott!"

Und der reiche Steffbauer wackelte eiligst in die orgeldurchtönte Kirche, um seinen Stuhl auszufüllen vor dem lieben Gott und den Nachbarn. Aber die jungen Burschen, die ganz hinten beim Weihbrunnkessel oder gar außer der Thür bei den Gräbern das Amt mitmachten, hatten keine solche Eile. Und unter der Thür des Pichelfleischhackerwirthshauses sammelte sich der ganze Schwarm und beschaute die Uhren, die der Karl aus allen seinen Taschen zog. Und dann ging's erst in den Bräuhausgarten und dort waren die Sensenschmiedbesitzer des Ortes versammelt und gar der Herr Bürgermeister war da. Da machten erst recht die Meerschaumköpfe mit den prächtigen Silberbeschlägen die Runde, während im Kirchlein drinnen die Wandlung läutete. Aber sobald das „Heilig, heilig, heilig!" abgesungen war, war's auch mit dem Handeln aus, weil jetzt Plauschzeit für die Heimziehenden und Eßzeit für die Dasigen war. Und überall hieß es: „Nachmittag, Karl, im Steffhof, bei der Tanzstund'!"

„Zum Teufel, was habt's Ihr denn für eine Tanzstund'?" — fragte der Uhrenkarl endlich den Reinberger. „Ja" — hieß die Antwort, — „weißt, Karl, die Männer haben bei uns die Feuerwehr eing'richt und haben sich Helm' und Schläuch' bestellt und kraxeln alle Donnerstag auf großen Leitern auf und ab und gar ein' Hauptmann haben's Dir und ein Institutbuch. Das gift' jetzt die Dirndln, weil die Buben ganz wie versessen sein auf Lodenröckeln mit rothen Ziffern d'rauf. Und so haben sie also jetzt aus Bosheit eine Tanzschul' g'stiftet und haben den alten Schullehrer von Rohring dazu beredt', daß er ihnen jetzt alle Sonntag' Tanzstund' giebt. Das haben jetzt die dalketen Buben davon: die Dirndln steh'n nit mehr an dem Gartenzaun oder gehen spazieren gegen Zwengbach durch die Felder, wol aber sein's Alle beim Steffbauern in der großen Stuben und lernen dort auswärts steh'n und „Buckerln" machen. Die Mannbuben dürfen wol zuschau'n von der Thür aus und Alle rennen hin, aber ein' Teuxel haben's davon; Keiner kann mit seiner Dirn' reden: die schau'n immer auf die Schuhspitzen, halten die Fürtuchzipf' in die Höhe und horchen wie die Pfalzhähn' auf den alten Schulmeister, der auf seiner Geigen kratzt und dazu immer keift wie besessen: „Eins, zwei, drei, steh'n bleiben! Eins, zwei, drei, erste Position! Ja, ja, die Kerle fippern vor Zorn, aber die Dirndln sagen: Haben die eine Feuerwehr, haben wir eine Tanzschul' und damit basta!"

„Das mein' ich halt' auch!" machte der Uhrenkarl in seiner phlegmatischen Weise, und „ringelte" ein paar Mal seine Arme hin und her, um die Waaren in seinen Taschen in's rechte Gleichgewicht zu bringen. „Die Frau'nzimmer sollen sich die Füß' ausdrehen wie sie wollen. Wenigstens halten dabei ihre Mäuler Fried'!"

Aber in die Tanzstunde ging er doch nach dem Essen, in den Steffhof. Mit anschau'n mußte er das schon darum, weil alle seine Kameradenkundschaften da sein sollten. Und richtig fand er sie an der

Schwelle der großen Wohnstube des Steffhofes hockend und lehnend und mit spöttischen Witzen und zornigen Blicken die „Tanzstunde" überwachend.

Auf den Bänken der Stube herum saßen die alten Weiber, ein paar Nachbarmänner und kletterten die Kinder des Ortes hinauf und herab. In der Mitte der Stube stand der alte Schulmeister aus Rohring, in seiner grünen Jacke, mit seinen Feldstiefeln und der Zwanzigerknopfweste; die Geige hielt er mit der Linken an seinen Hals gestemmt und mit dem Bogen zeigte er den Dirndln, wie weit sie die Fußspitzen nach außen und die Fersen nach innen drehen sollten. Und die Dirndln standen da in einer Reihe und hatten sogar Strümpfe an und hielten die Fürtücher, als ob sie ihnen davonlaufen könnten und guckten auf ihre Füße hinab und setzten die Spitzen derselben so weit auseinander, daß Eine oder die Andere jäh zurücktaumelte und die Reischach-Poldi gar sitzlings auf den Boden niederplatschte.

Die Burschen kritisirten und schimpften und schmollten untereinander: „Die Honigleni, die glaubt gar! Und die Sali vom Seilerer!" Und so ging's über jede her; am Schlimmsten aber kam die Unkraut-Resi dabei weg. „Die stolze Dirn'!" riefen sie; „und da schaut nur den Hut, den sie auf hat, von anno Eins! Und wie sie sich g'stellt, und wie dalket sie schaut, und wie hoch sie's giebt, die arme Einlieger-Dirn'!"

Der Uhrenkarl wurde nur durch das vehemente, halblaute Schimpfen der Burschen aufmerksam auf die Unkraut-Resi. „Schauts nur an", sagte der Bräuerdolfi zu den Anderen, „wie heilig sie thut. Schaut sie nit aus, wie die heilige Broni, die's mit 'n Rost g'martert haben?"

Der Uhrenkarl drängte sich wirklich durch alle Burschen vor, um das „Laster" von einem Mädel zu sehen. Er hielt eben eine frische Rose zwischen den Zähnen, die er am Herwege auf den Feldern gepflückt hatte. Und weiß Gott, wie er die Unkraut-Resi ersah, da schmeckte plötzlich die ganze Rose durch den Stiel hindurch so süß, daß er gar nicht aufhören konnte, denselben zu zerbeißen. Die arme Rose! es war, als ob er ihr die Seele heraussaugen wollte —! Und dabei starrte er fortwährend auf die Unkraut-Resi, die ihre allerbeste Stellung einnahm und die Fußspitzen so weit als möglich auseinandersetzte, und die Augen nicht aufhob vom Fußboden. Sie war altmodisch und verblichen gekleidet. Denn sie war die Tochter eines armen Häuslers in der Steinenge drüben, der seit Langem schon als Gichtischer nichts mehr leisten konnte. Und so führte denn das arme Mädel allein die Wirthschaft; aber das ging so arm, da sie doch Herrin und Knecht in einer Person war, daß in ihrem Hausgärtchen das Unkraut recht hoch aufschießen konnte, während sie die Felder bestellte. Und so kam es, daß das Gärtchen vor ihrer Hütte keine Blumen, aber eine Menge Unkraut-Riedwälder trug; und so kam es auch, daß man das arme Ding die Unkraut-Resi zubenannte.

Weshalb sie da tanzen lernen wollte? Wer weiß das. Genug, sie war da und stellte ihre Fußspitzen fast übermenschlich weit auseinander.

Der alte Schullehrer hatte sein Kreuz mit den Dirnen und mußte sich redlich ärgern; denn so viel guten Willen sie hatten, so täppisch waren sie doch im Begreifen der ersten Anfangsgründe. Sie konnten aus Eifer und Wichtigkeit nie unterscheiden, welcher der rechte Fuß war, und ihre Ferſen ſchienen in die Stubendiele eingenagelt zu ſein. Der Alte geſticulirte mit dem Fiedelbogen auf der alten Geige und in der Luft, und manchmal ſogar auf den drallen Beinen der Schülerinnen:

„Auf den Tanzboden wollt's gehen? Ja, Schnecken! In den Kuhſtall gehört's! Da können dieſe Frauenzimmer nit einmal ein Einbrenn kochen, und wollen tanzen! Ja, hupfen wie die Gasböck', das könnt's noch am erſten erlernen! Linerl, wenn'ſt die Arm' ſo ſpreizeſt, ſchauſt aus wie mein alt's eiſern Hefen zu Haus — und Du, Bohrerkathl, wenn'ſt vielleicht Deiner Großmutter ihren Kuchelbeſen geſchluckt haſt, weilſt ſo ſteif daſtehſt, ſo laß Dich nur von mir ein biſſerl auf den Buckel klopfen, vielleicht geht er wieder heraus . . .!" So ſchalt der alte „Schulerer" und die Mädel wurden roth bis in die Nacken hinein, und die Burſche kicherten und nickten und rieben ſich die Hände und murmelten: „Recht geſchieht ihnen! Warum ſein's ſo dumm und wollen tanzen lernen wie die Stadtfräul'n . . . als ob ſie den Landler nit von ſelber herabſtampfen könnten . . .!" Und dazwiſchen winkten und pfiffen ſie doch wieder den Mädeln, ſie ſollten doch aufhören, der Abend ſei bald da und es wär' die höchſte Zeit zum „Plauſchen am Hinterzaun", bis der alt „Schulerer" die Geige mit einem Kernfluche einpackte und die Tanzſtunde für beendet erklärte. Nun gingen die Weiber wieder in ihre Küchen, die Kinder in ihre Spielwinkel und die Burſchen und die Mädel an ihre gegenſeitige Verſöhnung am Hinterzaun.

Es war ein gar wunderlieblicher Sommerabend. Sonnige Schleier lagen über den fernen Bergen, die Luft des Thales war ruhig und hellhörig, daß man den fernſten Geſang hören konnte und das fernſte Kinderlachen.

Die Unkraut-Reſi ging zwiſchen den vollen Getreidefeldern auf dem ſchmalen Feldwege heim gegen die Steinenge. Ihr großer altmodiſcher Strohhut mit den rothen Quaſten und Schnüren und ihr altmodiſcher Putz vermochten es nicht, ihre friſche Schönheit zu verwiſchen oder zu mindern. So dachte wenigſtens der Uhrenkarl, der ganz zufällig denſelben Feldweg eingeſchlagen hatte, obwol er eine ganz entgegengeſetzte Straße hätte einſchlagen müſſen, um heim zu kommen. Die Hände in den Hoſentaſchen, eine halbwelke Roſe zwiſchen den Zähnen, den Hut im Genicke, ſo holte er die Reſi ein, wie ſie einen Augenblick ſtillſtand, die Hand über die Augen legte und dem leiſen Wogen der Saatfelder nachblickte, das gegen die Berge hinrann in Glanz und Schatten.

„Na, Unkrautresl!" ſagte er und blieb ſtehen, wie aus Faulheit. Das Dirndl hatte gute Nerven und wandte ſich gar nicht erſchreckt um.

„Ich wüßt' nit, wo es daherum ein Unkraut gäb', Uhrenkarl", ſagte ſie ein bischen ſcharf, aber gut. Der Spitzname ärgerte ſie.

„Na, nichts für ungut, Jungfer Thereſia vom Steinenghof!" ſagte

der Uhrenkarl pikirt. „Ich hab' Dir nur einen guten Abend sagen wollen, und daß D' mich vorbei lassen sollst."

„Das kann schon g'scheh'n", sagte sie und trat eine Linie tiefer zwischen die Goldähren zurück, daß sie um ihren Rock flutheten wie gestörtes Wasser, und auch Kreise bildeten sich da im Aehrenwogen, gerade wie in einem goldenen Teich. Aber er ging doch nicht vorbei. „Na, geh nur voran!" sagte er. „Ich hab' Zeit, aber Du, schau, daß D' heim kommst eh' die Sonne baden geht."

„O, ich fürcht' mich nit, Uhrenkarl", sagte sie und ging weiter. „Liegt doch unsere Hütte recht allein in der Einschicht und is mir noch nie was g'schehn von schlechten Leuten. Wird's also doch auch nit sein wollen auf weitem Feld, wenn die Sonn' noch leucht'? Aber Du solltest heimtrachten, weil Du gar manchen Werth bei Dir hast, den Dir die unsrigen Buben nicht gönnen."

„Ist's wahr, Resi? Hast so was gehört? Und gar Angst hast um mich? Schau, schau!"

„Da giebt's gar nichts zu schau'n. Ich hab' Dir nur flinkere Bein' machen wollen, Uhrenkarl."

„Da häst' mich halt zu Euern Tanzlehrer schicken sollen!" neckte er. „Aber mir scheint, der bringt so was bei Euch auch nit zusammen."

„Spott' nur!" rief die Unkraut-Resi über ihre Achsel zurück. „Hast auch nit auf's erste Mal 's Pflügen g'lernt, gelt?"

„Na, na, nur nit gleich so hoppatatschig sein, Reserl!" lachte der Uhrenkarl und stieß sie versöhnend mit dem Ellbogen. „Hab's ja nit bös g'meint. Aber ein Bisserl wissen möcht' ich wirklich, warum Du eigentlich aus Deiner Einschicht heraus zur Tanzstund' kommen bist! Um's Tanzenlernen sollt' Dir doch nit gar so zu thun sein? Hab' doch mein Lebtag nit g'hört, daß Du je auf einem Kirchtag oder auf einer Hochzeit g'west bist? Hockst ja immer so ganz allein beim alten Vater und bei der alten Mahm in der stillen Hütten und arbeitst fleißig. Haben auch Alle einen rechtschaffenen „Pick" auf Dich, die Buben. Heißen Dich eine heilige Broni, eine stolze Urschel, eine Scheinheilige! Kurz, Keiner kann Dich leiden, weil'st so seltsam bist. Willst jetzt anders werden? Willst zum Tanz gehn und auf die Gauden, weil Du heut' 's G'radstehen hast lernen wollen vom alten „Schulerer"?"

Die Unkraut-Resi wurde recht roth um den Hals und dann in den Wangen und schüttelte den Kopf und lachte. Dabei schaute sie zur Seite auf die Aehren hinab, die sie im Gehen durch die Finger rinnen ließ. „Möcht' nur wirklich gern wissen, was auf einmal für eine Neugierd' in dich g'fahren is, Uhrenkarl. Was geh' ich Dich denn an? Was kümmerst Dich denn gar so um die Unkrautresel? Ich mein' doch, seit ich auf der Welt bin, hast noch nit so viel mit mir gered't wie heut', und wissen möcht'st rein Alles."

Jetzt wurde der Uhrenkarl recht roth auf seinen braunen Wangen und lachte auch. „Na, weil ich halt g'rad denselben Weg hab' wie Du. Aber ich mein' schier, die schimpfenden Buben haben recht, und Du bist

eine recht stolze und g'schnappige Dirn. Von mir aus renn' meintswegen alle Tage in die Tanzschul'. Willst Dich wahrscheinlich für Dein' eigenen Hochzeitstag ausbilden, damit der Ehrentanz gut geht! Viel Glück und nichts für ungut!"

Die Unkraut-Resi blieb jetzt stehen, weil der Uhrenkarl auch stehen blieb, als ob er umkehren wollte. Sie dachte sich, daß es wirklich recht garstig von ihr sei, ihn so abzutrumpfen, wo er so herzlich mit ihr sprach. „Na, ich kann Dir's ja sagen", meinte sie gutmüthig. „Aber auslachen dürfst mich nit. Nit für'n Kirchtag will ich tanzen lernen und nit für die Hochzeiten; ich geh ja auf kein' Tanz. Aber aus Aberglauben bin ich heut' gangen oder vielmehr der alten Mahm z'lieb."

„Geh, lug' mir gar a so! Was sollt' denn Deine Mahm davon haben?"

„Ja, weißt, das alte Weib, 's wär so gut auf mich, schon als ganz klein's Kind hat's mich betreut, und hat mich groß'zogen, und jetzt betreut's den alten Vater, derweil ich in der Arbeit bin. O, sie is ein g'waltig braves Geschöpf. Nur Eins hat's halt, ein bissel abergläubisch is sie. Na, ich bitt' Dich, denk' Dir unsere Einschicht, da is immer so still, und keine Straßen führt durch, und da denkt man mehr, und muß was haben für die Seel'. Na, und die alte Mahm', die schlagt halt gern Karten auf, und glaubt fest und fest dran; und viel hat's auch schon errathen. Da hat sie nun vor ein paar Tagen wieder die Karten aufg'schlagen, und hat mich mit einem g'waltigen Lärm zu sich g'rufen und hat g'sagt: „Dirndl, hörst, da schau einmal her. Wennst' mich nur ein Bröserl gern hast, so gehst nächsten Sonntag in die Tanzstund' zum alten Schulerer in Oeding drüben. Denn da schau her: da liegst Du, da liegt der Tanz, und da liegt das allergrößte Glück, was es auf der Welt nur geben kann: der Caro-Zehner mit dem Herz-Zehner! So was darf man nit vorbeilassen!" So hat's g'sagt, und ich hab' nit wollen, und hab' g'lacht; aber es hat Alles nichts g'nutzt. Die gute alte Mahm' hat sich die Sach' so zu Herzen g'nommen, daß ich wirklich nach'geben hab', und bin in die Stund' 'gangen. Aber das großmächtige Glück hat sich nit seh'n lassen, und ich geh' als eine so arme Dirn' wieder heim, als wie ich aus'gangen bin. So is die Geschicht', und nit anders. Gelt, jetzt lachst mich aus?"

„Beileib' nit", sagte der Uhrenkarl ernst. „Daß Du der alten Mahm' was zu Lieb' thust, is ja recht schön von Dir. Und was das Glück anlangt, so mußt' halt öfter gehn. Das is so wie in der Lotterie, wenn Einem Nummern träumen, muß man sie dreimal nach einander setzen."

Die Resi schüttelte ihren Kopf, daß die rothen Quasten auf dem Strohhut und die braunen Zöpfe unter demselben tanzten.

„Wieder hingehn? Nein, nein. Ich hab' heut' schon ausg'standen g'nug. Ich sieh's ja, ich paß' nit dorthin, ich bin ja die ärmste Dirn' in der G'mein — was soll die beim Tanz? Die Mädeln haben g'lacht und g'spottet, und die Buben haben g'hetzt — denn wozu soll ich tanzen?

Wird mich ooch Keiner heirathen mit dem alten Gichtvatern und der zerlemperten Hütten, vor der das Unkraut wachst."

„Ja, warum jät'st es denn nit aus, Resi?"

Die Resi wurde recht traurig und um ihre Lippen spielte es wie ein Wetterleuchten vor dem Thränenguß. Aber sie blieb doch entschlossen und fast trotzig. „Weißt", sagte sie nach einer Weil', „das thu' ich zu Fleiß nit. So wild und allein is unsere Gegend, so voller Gestrüpp und Sumpf und Wald und Steiner, daß da keine Blumen hineinpassen. Die Pappelrosen und der Goldlack und die Nelken, das steht der Einschicht gar nit an, da säh' man erst recht, wie einschichtig sie is. Die schönen Blumen, die erinnern Einem gar so viel an die schöne Welt, und solche Gedanken kann ich nit brauchen. Das Blumengartl paßt g'rad so wenig für mich, wie der alte Putz da, den mir die Mahm aus ihrem Koffer hervorg'sucht hat. So bleib' ich also bei meinem Unkraut, bei die Disteln und Dornen, und dabei denk' ich mir: 's muß so sein!"

„Na, Resl, so muß 's nit sein", sagte der Uhrenkarl. „Wirst ja nit ewig in der Einschicht bleiben!"

„Und wo sollt' ich denn sonst hin?"

„Heirathen wirst."

„Geh', Narr! Eine Betteldirn' mag gewiß kein Bub' — was ein ordentlicher Bursch is, darf ja nur wieder Eine aus einem Hof heirathen. Was redt'st denn so g'schwollen daher? Und gar Du dürfst hübsch still sein, der Du 's Heirathen verschworen und 's Sacherl verkauft hast, weilst allein bleiben willst."

„Ja, Resl, das hab' ich wollen; mein ganzes Leben lang hab' ich Maier bleiben wollen beim Schwagern in der Wochen, und Uhrenhandler am Sonntag. Und weißt warum? Daß meine Eltern nit glücklich g'lebt haben, das wirst ja wissen, wie alle Anderen. Daß es meine Schwägerin mit ein' Andern halt, das wissen auch Alle. 'S is halt oft so ein Unglück in einer Familie. Und da hab' ich mir denkt: „Schau, bleibst lieber frei, gehst hin, wo's Dich freut, und machst Dein „Gspusi", wo sich's g'rad am besten schickt. Hab' ich da nit Recht g'habt?"

„O ja", sagte die Unkrautresi langsam. „Aber jetzt b'hüt Dich Gott. Da geht jetzt der Weg zu uns hinein und Du wirst den g'raden fortgehn. Gute Nacht."

Er nahm ihre Hand. „Aber hörst, ich komm' diese Tag doch einmal zu Euch, und jät' Dir's Garterl aus."

„Dann wird's nit einmal mehr grün sein", sagte sie. „Nein, nein, veracht' mir's Unkraut nit, Karl. Gar schöne Blüthen sein Dir oft dabei, so fein wie die schönste Schloßblum', und mit so schöne Farben, und gar manche Blatterln, so zart und so durchsichtig, daß es eine Freud' is; nur anschau'n muß man's genau."

„Ich glaub', Du hast recht", sagte er leise und schaute sie dabei an.

Sie bückte sich nun zwischen die Aehren und pflückte ein paar Kornblumen und rothe Mohnblüthen und Feldnelken. „Die sind für

unſern Herrgott", ſagte ſie, „der in der Stubenecke hängt, der kriegt alle Tag' ſein Feldſträußerl, ſo lang' 's Sommer is."

„Geh', willſt die Roſen auch dazu nehmen?" fragte er. Aber wie ſie die Hand ausſtreckte, zog er ſie wieder zurück. „Nein, Resl, die is ſchon welk. Und eine verwelkte Roſen ſoll ein Burſch keinem Dirndl geben. Und Dir, Resl, Dir möcht' ich überhaupt kein Röſerl geben, weil . . ."

„Freilich, Röſerln geben ſich ja nur Liebsleut'."

„Jawol, nur Liebsleut', die mit einander blos anbandeln wollen. Aber Dir bring' ich die Tag ein Edelweiß, Mädl, hörſt? Damit kannſt den Herrgott aufputzen, ohne daß es welk wird, und paſſen wird's auch für die Einſchicht. 'S Edelweiß, Resl, das giebt man nur dem Dirndl, das man für recht brav halt, und das Einem recht an's Herz gewachſen is; 's Edelweiß wachſt auch nit an jedem Zaun, daß man nur die Hand darnach auszuſtrecken braucht; um 's Edelweiß muß der Bub gar hoch ſteigen, und ſich gar hoch mühen. Am Dachbodenſtein drüben, da ſein gar viel, Resl, und da bring' ich Dir ein' ganzen Buſchen mit, wennſt willſt. Guten Abend für heut'."

Recht herzlich hatte er geredet, ſo herzlich und ſo laut in der ſtillen Sonnenluft, daß es der Reſi ganz angſt wurde um's Herz. Und lange ſchaute ſie ihm nach mit großen Augen, wie er den Feldweg zurückging, manchmal noch herüberwinkend zwiſchen den Aehren, die ihm bald bis an die Schultern zu reichen ſchienen.

Und wie ſie ſich dann dem ſchmalen Steig zuwandte, der zur Einſchicht führte, zwiſchen das Hügelwerk und das Geſtrüpp hinein, da ſchien ihr das ganze ſonſt ſo traurige Bild wie verwandelt. Die Abendſonne glühte und blitzte auf allen Kronen und Wipfeln, daß ſie wie voller Blüthen ſtanden.

* * *

Und der Uhrenkarl hielt Wort. Schon am nächſten Sonntag kam er in die Einſchicht und brachte einen ganzen Buſch Edelweiß mit. Recht dicht ginſterten die Schlehdorn- und Haſelnußbüſche in den Hügelengen, die zum Häusler führten.

Und das Einſchichthäuſel ſelber lag mit ſeinem geborſtenen Dache und ſeinen zerklüfteten Wänden wie zum Umfallen an eine mooſige Felswand gelehnt, die Fenſter waren theils zerſchlagen, theils mit Papier verklebt. Die Holzgeſchirre auf der Bank vor der Thür waren morſch und alt, und das Unkraut wucherte mannshoch über den morſchen Gartenzaun, den es faſt durchdrückte. Ein rechtes Bild von Armuth bot das Ganze. Und ſo ſtill war's, da kein Weg vorbeiführte, daß man die Käfer viel lauter ſurren hören mochte, als ſonſt irgendwo. Im Häuſel drinnen lag der alte Gichterer im Bett und konnte ſich nicht rühren, und auf der Thürſchwelle hockte die alte Mahm und flickte an einem Kittel. Neben dem Häuſel hinangehend, gelangte man auf die Hügelhöhe, auf welcher die zwei, drei harten Felder der Leute lagen; dort war die Reſi.

Recht genau schaute sich der Uhrenkarl Alles an und recht lang' blieb er heute da, und redete mit dem alten Gichterer, und plauschte mit der Resi und gar für die alte Mahm hatte er manchmal einen Witz, daß sie aus dem Kichern gar nicht herauskam.

Am lautesten und seligsten aber kicherte sie, wie es später richtig gemacht wurde zwischen dem Karl und der Resi; so wahr hatten ja ihre alten Karten noch nie gesprochen, wie diesmal, wo sich die Dirn' vom Tanzboden den Caro-Zehner sammt dem Herz-Zehner geholt hatte.

Und gar großes Aufsehen machte es, wie der Karl an einem Sonntag vor dem Pfarrhause erschien, ohne Uhren und ohne silberbeschlagene Pfeifen, sondern um sich mit der Resi verkünden zu lassen. Ein recht hübsches Anwesen hatte er sich in Buchenfeld gekauft und sein Schwager mußte sich um einen andern Maier umschaun. Der alte Gichterer aus der Einschicht, sammt der alten Mahm zogen sich zu den jungen Leuten, und das einsame Häusel konnte ganz verfallen, wenn es wollte.

Die Namen Unkrautresi und Uhrenkarl aber kamen ganz in Vergessenheit, weil ja auf dem ganzen Karlhof kein unrechtes und unnützes Stengelchen wuchs, und weil der Karl außer der großen Schwarzwälderin und seiner Silberzwiebel gar keine Uhr im Hause hatte, und selbst auf die hielt er nicht viel; er schaute viel lieber auf sein hübsches Weiberl, und da wußte er schon immer, wie viel's geschlagen hatte.

Tagesanbruch.

(Nach dem Englischen des **H. W. Longfellow.**)

Landeinwärts kommt ein Wind vom Meer:
„Macht Platz, ihr Nebel, dumpf und schwer!"
Er grüßt das Schiff am Hafenstrand:
„Ihr Segler, auf! die Nacht entschwand!"
Er spricht zum Wald: „Heraus, heraus!
Häng' Deine Blätterbanner aus!"
Er rührt des Vogels lasse Schwinge,
Und ruft ihm zu: „Wach' auf und singe!"
Er lärmt am Hof: „Herr Wächter Hahn!
Stoß in Dein Horn, der Tag bricht an!"
Er macht am grauen Thurm die Runde:
„Erwacht, ihr Glocken, schlagt die Stunde!"
Er streift des Kirchhofs Hügelranft
Und spricht: „Noch nicht! schlaft still und sanft!"

Ernst Eckstein.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Mieſekätzchen, wie gemüthlich!
Wir verſtehn uns, ich und Du:
Deine Jungen thun ſich gütlich,
Und der meine lacht dazu!

Digitized by Google

Der Salon.

Ob er wohl Fiekchen heirathen kann?

Novelle von **Marie von Olfers.**

Es war einmal ein reizendes Kind, das heißt Mädchen, dunkle Gazellenaugen, silberblondes Haar, das ihm, weil sich's halbkraus aus allen Banden befreite, verführerisch verwirrt in die Stirn hing, Oval und Mund lieblich streng und doch der Schalk im Grübchen — Anmuth ihr Besitz, Frische ihr Reichthum. — Aber dies Mädchen, dieser Inbegriff alles Reizenden, hieß Fiekchen Fips und war die Tochter des verstorbenen Kleinkrämers Leonor Fips im Städtchen Krähhubel.

An und für sich ist das nun kein Unglück, aber unter Umständen kann es doch unbequem sein, daß man wie eine Prinzeß aussieht und doch nicht dafür kann gerechnet werden, nicht einmal wenn man sogar zur Hälfte blaues Blut in den Adern hat. Fiekchens Mutter, Seraphine von Lilienstern, aus dem Hause Lilienstern von Lilienstern hatte, zum Entsetzen der ganzen Familie, als alterndes Fräulein dem hübschen Kaufmannssohn im Nachbarstädtchen, Leonor Fips, ihre hochadelige Hand gegeben. Sogar ganz Krähhubel war erstarrt über dies Ereigniß — Einige vor Wunder, daß sie ihn — Andere vor Wunder, daß er sie nahm. Da es aber auf der Welt wirklich nur die Beiden anging, so gab es viel Geschrei und weiter nichts.

Seraphine stieg von ihrer Höh' herunter und wurde mit allen Zeichen des Abscheus in den Bann gethan. Keiner der Verwandten sah sich je wieder nach ihr um und schnell schloß sich die Lücke wo die sanfte bleiche Gestalt gestanden, die nie etwas forderte, nie etwas bekam, die wie ein armer lebloser Geist im alten Schloß umging, um als unfruchtbarer Zweig am Stammbaum der Liliensterns zu verwelken.

Wo sich die Bekanntschaft gemacht, konnte man kaum verfolgen, stumm hatte Seraphine neben den glänzenden Verwandten gestanden, die ab und zu gleich lichttragenden Kometen in dem Städtchen erschienen, aber solche stille Existenzen strömen wie verborgene Blüthen wohlthuenden Duft aus — werden gesucht und gefunden.

Es braucht ja so wenig Worte, um sich zu lieben und als der hübsche Leonor Seraphine nur ein einzig Mal sprach, war Alles in Ordnung. Ihrem demüthigen Herzen erschien er wie der Prinz im Märchen. Wenn man in reichem Haus nichts ist, nichts hat, nichts kann, ist es wol der Platz, um Demuth zu lernen. Sie waren seelig mit einander, sich brauchend, sich ergänzend. Ihre sanfte, vornehm stille Weise, sein Stolz. Krähhubel ärgerte sich erst, daß er diese kleine verhungerte Gestalt, verhungert nach Freude und Liebe, wie eine Art Königin einführte, aber ihre bescheidene Veilchennatur entwaffnete einen

Jeden, man vergaß ihr gram zu sein und so ward ihr bald wonnig heimatlich wie noch nie, an der Seite ihres Leonor in dem kleinen freundlichen Städchen.

„Wie aus dem Herbarium!“ hatte die dicke Butterfrau, eine Größe Krähhubels, gesagt, als Seraphine ankam; aber das vertrocknete Blümchen entfaltete sich zusehends und über's Jahr gab's wieder etwas zu reden, da lag das prächtigste, rosigste Kindchen in der Wiege.

„Was der liebe Gott sich nur dabei denkt“, sagte wieder die dicke Butterfrau; „mir giebt er nichts als elende Würmer und der solch ein Prachtstück! Fiekchen Fips war auch wirklich schon im Wickel ein Wunder an Schönheit; ein Gipfelpunkt der Glückseligkeit für Leonor und Seraphine; aber oben angekommen, geht es meist zurück. Der Tod hat eine Neigung Menschen zu trennen, die zusammen gehören, als wollt' er sagen: Die finden sich schon wieder, aber die Anderen die sollen erst lernen überhaupt mit einander gehen.

Als der geliebte Mann noch in jungen Jahren starb, ging auch ihre Blüthe zu Grabe; sie schrumpfte in ihren vorigen Zustand zurück, wie die Pflanze, der man das Wasser entzieht. Aeußerlich blieb Alles Wohlstand, innerlich ein Mangel, den nichts mehr füllte. Der Laden wurde verkauft an den nächsten Stammhalter der Fipse. Leonor hatte seiner kleinen Frau mit der Sorge, die über den Tod hinausreicht, ein hübsches Häuschen angeschafft, dicht am Fluß, klein und bürgerlich, aber so behaglich. Hätte er nicht noch im letzten Jahr seiner Krankheit Alles geordnet, sie wäre lieber auf dem alten Fleck geblieben, wo seine Gestalt ihr wie gebannt schien in der Erinnerung. Jetzt ging ihr etwas von dem Sinn auf, der in Schloß Lilienstern sich so an das Alte klammerte, verkörpert in dem Lieben konnte sie sich's schon denken. Ist Einem doch als wäre die ganze Umgebung eine Hülle der abgeschiedenen Seele, ein Abdruck, wie ihn die Verschütteten Pompeji's in der Asche zurücklassen. Sie sammelte um sich, was sie irgend von Andenken und Reliquien des vergangenen Glücks bergen konnte und zog mit Fiekchen in das Häuschen am Fluß.

Ihr Töchterchen, noch zu klein, um solchen Kummer zu messen, sang bald darin herum wie eine lustige Haidelerche; für sie enthielt diese Heimat Alles, was ein Herz begehren konnte.

Niemand dachte mehr an die hohe Verwandtschaft, welche nicht einmal im Tode die versöhnende Hand gereicht hatte.

Zwei Meilen von dort lag das Majorat Derer von Lilienstern, verlassen, verfallen, vereinsamt — die reiche Linie besaß andere Güter. Hier hatte ein menschenfeindlicher alter Kauz gehaust, der viel Geld verthan hatte, man wußte nicht wohin, sicher nicht zur Verbesserung des Guts. Manche Leute haben das Talent viel aus wenig zu machen, andere, wie er, wenig aus viel.

Das alte graue Schloß stand da, als zürne es mit der Welt; wie ein majestätischer Vorwurf für die moderne Zeit, die sich ringsum allerlei nützliche, aber durchaus nicht schöne Gebäude aufgeführt hatte.

Oben in den Thurmzimmern (es war sicherer, sich wegen Ratten und Feuchtigkeit hoch hinaufzuquartieren) lebte noch eine alte Dame Lilienstern. Sie war halb zur Sage geworden, denn in dem Städtchen sah man sie nie; auch schon lange nicht mehr in der altmodischen Carosse — an der Alles alt war, Gespann, Diener, Kutsche — ihre Umfahrt in der Gegend halten.

So wenig Seraphine ihrem Geschlecht ähnlich war, Fiekchen wurde wie zum Hohn, das treueste Abbild einer Lilienstern — Alles, schlanke Hände, kleine Füße; ihr Bild hätte vollständig in den Ahnensaal gepaßt. Die Natur macht sich öfter solche Späße am unrechten Ort.

Krähhubel sah mit Staunen das Wunder sich vollenden, fast regte sich wieder ein Mißtrauen gegen die fremde Kaste, gegen diesen Schwan auf dem Entenhof; aber Fiekchen hatte nur die äußere Form, innerlich war sie, wie die Mutter, zu jedem Dienst bereit, hülfreich, gütig, wo etwas fiel hob sie's auf, wo etwas fehlte suchte sie's, man mußte nur steuern„ sonst machte sie sich gleich zur Magd des Andern. Daraus entstand nun eine Verehrung im Städtchen, die an Anbetung grenzte. Wo Fiekchen ging und stand begegneten ihr freundliche Blicke, zärtliche Grüße. In dieser sonnigen Atmosphäre wuchs sie auf und kein Wunder, wenn sie meinte, die ganze Welt gehöre ihr. Was ihr nah kam, blieb an ihr hangen wie die Biene an der Blüthe; was sie wünschte kam ihr entgegegen wie der Stahl dem Magnet. Es ist Alles gegenseitig hier auf Erden. Verehrer hatte sie an jeder Ecke, stille, laute, kluge, dumme, drei treten aber nur in den Vordergrund dieser Geschichte, drei, die mit in der Frage verfangen sind: „Ob er wohl Fiekchen heirathen kann?" Der Hausbesitzer und Rentier Philemon Sacht, Blumen- und Bienenzüchter, fein und zart außen und innen. Nie hätte er geglaubt, daß ihn etwas mehr interessiren könne, als daß seine Lieblingsrose blühe, oder der junge Bienenschwarm gedeihe; und nun kam dies holde Mädchengesicht dazwischen und sagte ihm alle Tage: „Ich bin mehr als sie; wenn Du mich nicht hast, hast Du nichts."

Sanft wie er war, hatte er sich in sein Geschick ergeben, kam alle Tage und wenn er auch selbst für sie — er hätte es einem Mord gleichgeachtet — sich nicht überwinden konnte, seine Rosen abzuschneiden, brachte er doch ab und zu eine oder die andere im Topf und bat, sie dort ausblühen zu lassen. Philemon zählte zu den Honoratiore des Städtchens und Jede hätte sich glücklich geschätzt seine Baucis zu werden.

Der zweite Verehrer genoß keines so guten Rufs bei den Krähhublern. Es war Jan Fips, des Schulmeisters Hiob Fips Sohn — und Plage, setzten die Leute hinzu. All' die Söhne fremder Eltern hatte das milde Schulmeisterlein zurecht ziehen können, die wildesten Schlingel waren durch diese feste Güte zahm geworden, nur dieser sein Sohn nicht. Auf dem Grund aller dummen Streiche der Umgegend, er der dicke Grund, denn dick war er von jeher, ein stämmiger Kerl, von dem die Welt etwas Tüchtigeres erwarten konnte als all' diesen Unsinn. Trotz seiner Jugend hatte er sich schon fast in allen Arten versucht, ohne zu

etwas zu kommen. Sein letztes Wagniß als Matroſe eine Reiſe um die Welt. — Als er aber auch davon zurückkam, ohne etwas Anderes mitzubringen als ein boshaftes Thier von Kakadu, welches dem Vater Alles zerbiß und zerfraß, gab ihn das gute Krähhubel auf und ſprach das Anathema „unverbeſſerlich“ über ihn aus. Nur ſein Engel von Vater ſtand zu ihm, ließ Glauben und Hoffnung nicht fahren, ſondern ſagte, „er wird ſich doch noch zurechtfinden, denn Eins iſt an ihm geſund, das iſt das Herz und wer das auf dem rechten Fleck hat, der wird doch noch einmal brauchbar, — ſei's hier oder dort.“

Jan hatte an ſeinem Hals geheult wie ein großes Kind, welches er auch war, und Beſſerung verſprochen.

Seit einem Jahr etwa arbeitete er in der Landwirthſchaft bei einem Amtmann, einige Meilen vom Städtchen. Dies Mal ſchien Alles herrlich zu gehen, er bekam die beſten Zeugniſſe. Seine Arbeitskraft, ſeine Treue, ſeine Gewiſſenhaftigkeit wurden auf das Höchſte gerühmt.

Eines Morgens aber — ein Zufall, daß es nicht früher geſchehen — ſah er Fiekchen Fips wieder, die er als Kind verlaſſen. Ein Jahr thut oft Wunder an ſolch' einer Knospe. Er kam gerade mit Aufträgen nach der Stadt.

Auch ihn erfaßte der Zauber ihrer reizenden Geſtalt, denn obgleich er ſelbſt aus derbem Holz war, hatte er Sinn für dieſe feine Schönheit. — Stumm guckte er ihr nach — dann Alles vergeſſend warf er dem Knecht die Zügel zu und folgte ihr in das Häuschen.

Sie hatten ihn längſt dort erwartet, ſich nur gewundert, daß er ſo lange ausblieb und als er ſeine weitläufige Vetterſchaft wieder geltend machte, wurde ſie ihm gern gewährt. Lange konnte er nicht los von den ſchönen Augen, die ihn ſo freundlich betrachteten; all die tollkühnen Streiche, die man von ihm erzählte, ſchadeten ihm nicht, ſie ſchaden ſelten den Männern bei den Mädchen.

An dieſem Tag gab es die erſte Klage über Jan in ſeiner dienſtlichen Stellung. Krähhubel frohlockte, denn es iſt doch immerhin gut, wenn man Recht bekommt; die Klagen mehrten ſich und zuletzt kam eine, die den Verluſt der Stelle mit ſich führte.

Fiekchen hatte ihren Ritter umſonſt beſchworen, ſeine Zeit beſſer als in ihrem Dienſt zuzubringen; das letzte Mal freilich, das Mal, welches ihm ſeine Stelle koſtete, war ſie es ſelbſt geweſen, die ihn mit ihrer kleinen Hand, die doch ſo eiſern faſſen konnte, feſtgehalten — feſtgeklammert hatte ſie ſich an ihn, als ſei er ihre Rettung. Es war ein Tag, an dem die Mutter auf den Tod gelegen und Jan bald nach dem Doctor gejagt, bald ſanft wie ein Mädchen geholfen hatte, die Kranke bewegen. Die dicke Suſe aus der Küche wäre ganz eben ſo gut dazu geweſen, ſagte ganz Krähhubel; aber in dem kleinen Häuschen fiel es damals Niemand ein.

Zu ſeiner Vertheidigung hätte Jan allerlei anführen können, er that es nicht, beugte den Kopf und gab dem Herrn Amtmann Recht. „Ich bin einmal wieder unnütz geweſen.“ Fiekchen fühlte ſeit der Zeit

eine Art Recht an ihn. „Wenn ich nicht wüßte", meinte sie, „daß Du nicht anders konntest, weil Du zu uns gehörst, würde ich mir rechte Vorwürfe machen."

„In keinem Fall", antwortete Jan halsstarrig, „hätte ich Dich in der Noth stecken lassen."

Vater Hiob wurde beredet nur noch dies einzige Mal Geduld mit ihm zu haben, er sähe jetzt Licht, hoffe auf rechtem Wege zu sein und endlich ihm Freude zu machen. Der gute Mann, dem die Tugend der Geduld auf seinem Lebenswege zur zweiten Natur geworden, versprach gern noch das Glück ein Weilchen hinauszuschieben, wenn es nur in Sicht bliebe.

Während Jan nun eine neue Stellung suchte, verdiente er sich sein Brod durch hier und da geleistete Dienste und lag fast Tag aus Tag ein wie ein treuer Hund zu Schön-Fiekchens Füßen.

Der glänzendste Stern an diesem Himmel sollte aber erst aufgehen in der Gestalt des Junker Donat von Lilienstern. Dazu mußte aber der alte Majoratsherr sterben. Er machte, wenn auch sehr ungraziös, Platz. Krähhubel meinte es sei Zeit gewesen, sonst hätten die Ratten das ganze alte Nest aufgefressen. Ihnen war's ein Dorn im Auge, denn „wo ein Schloß ist", sagte die dicke Butterfrau, „muß es doch auch was vorstellen; dort aber würde alles Brod trocken gegessen". Der junge Herr Donatus hielt an einem thaufrischen Sommermorgen Einzug in die Burg seiner Ahnen, um die Majoratsgüter zu übernehmen — Güter waren's auch, aber irdische Güter sind sehr verschieden und diese waren wörtlich auf Sand gebaut — ausgenommen das Schloß, für welches wiederum ein thörichter Besitzer die einzige feuchte Stelle gesucht — dem Süden abgewandt, umringt von schwarzdunklen Tannen und Kastanien, alt in Nadeln und Laub.

Zimmer fand er wie alternde Coketten, Felder mit antiker Cultur — Hecken voll Dornen und Unkraut, als sei dahinter Dornröschen verborgen; statt dessen wohnte oben die alte Tante.

Eine Veteranenversammlung unbrauchbarer Dienstboten. Ueberreste der Vergangenheit, dem Majorat verknüpft durch diesen oder jenen Besitzer.

Der fröhliche Junker strich sich den blonden Bart und meinte, das solle bald in Ordnung kommen; aber nach Jahr und Tag war Alles noch beim Alten und nur er verändert durch die Bekanntschaft mit Fiekchen. Solch ein Gut ist eine zähe Wirthschaft — zäh und conservativ, das ändert man nicht so leicht, am wenigsten wenn man Junker Donatus Lilienstern ist. Die Aussicht auf dieses Majorat hatte ihn wie eine Art Hintergrund, Goldgrund begleitet, es gab ihm Glanz und Halt; Respect vor sich selbst und bei den Leuten, ein gewiß stolzes Gefühl mit seiner edlen Persönlichkeit und Familie vorsichtig umzugehen.

Von all' dem entkleidet, wär' er sich als sehr arme Seele vorgekommen; in dichter Menschenmenge steht man gern hoch, es ist unter

allen Umständen bequemer. Wenn auch die Erscheinung dieses Besitzes eine verblichene war, ihm dünkte sie ehrwürdig gleich der alten Fahne.

Mit gehobenem Gefühl fuhr er durch das Thor, dessen graue, grimmig aussehende Steinlöwen sein Wappen hielten. So manchen seines Stammes hatten sie zum ersten und letzten Mal ein- und ausgelassen. Gleich einer Geisterschaar, die Gewalt über ihn hatte, fuhren seine Vorfahren mit ihm ein. Schon auf der Schwelle fühlte er sich ein Anderer als der lustige, vollständig freie Jüngling unter den Gefährten, von denen keiner viel Gedanken für Zukunft und Vergangenheit übrig hatte. Andächtig betrat er den großen Ahnensaal heut'; anders wie sonst, da sie ihn jetzt als den Träger ihrer Würden unter sich aufnahmen. Ihr Verdienst wurde sein's; wie viel er eigentlich selbst galt, verschwand unter ihren Sternen und Ordensbändern. Tante Severa, eine ehrfurchtgebietende alte Dame, bei der er als Kind viel gewesen, führte ihn herum. Mit ihren edlen, vornehmen Zügen glich sie einem Schutzgeist des Schlosses, bestimmt, alles Niedere, Gemeine fern zu halten. Sie galt als Märtyrerin in der Familie, als Beispiel und Gegensatz der schwachen, schuldigen Seraphine. Das Opfer ihrer Liebe, von ihr war es gebracht worden. Opfer aber bringt der Mensch selten umsonst, irgendwo schlägt er es wieder heraus und deshalb sind sie meist so viel weniger werth als das kleinste Stückchen Selbstvergessen. Ihr wuchs daran der Werth des Namens zu einer gespenstischen Größe; um wenig, oder gar umsonst, wollte sie doch nicht gelitten haben.

Ganze Kasten voll — Familienpapiere, Familienportraits, Andenken speicherte sie auf, unbekümmert, ob schön, ob werthvoll, ob grausig oder humoristisch verwittert. — Ihr galt Alles heilig, was zusammenhing mit dem Ort, in dem für sie die Welt begann und aufhörte. Politik, Kunst, Wissenschaft drangen nur wie durch einen Nebel zu ihr heran. — Deutlich, sicher allein schwamm auf dieser Sündfluth von Zweifeln, durch welche die jetzige Welt überschwemmt wurde, die Größe ihrer unbestreitbar altadligen Geburt.

Den Junker hatte der Sturm moderner Begriffe doch schon anders umweht; dennoch war er fest überzeugt, daß er etwas Höheres, Besseres sei als die Menge; freilich „durch Gottes Gnaden", setzte er hinzu — aber doch!

Oftmals hatte der Junker in seinen Kinderjahren, eine Art Andacht vor der Tante Reliquienkasten halten müssen; damals war es ihm interessant — jetzt wurde er es bei aller Liebe zu diesen alten Dingen müde. Er streckte seine Fühlfäden weiter aus und entdeckte im Städtchen die Geschichte der Frau Seraphine und die Existenz Schön-Fickchen's. Besorgniß, daß ihm das Gefühl seines Standes abhanden kommen könne, hatte er nicht; es gehörte zu ihm, wie sein Herz ihm gehörte.

Eine schöne Frühlingsnacht brachte den Entschluß zur Reife, Frau Fips in Ermangelung von etwas Besserm aufzusuchen. Ländliche Einsamkeit und Langeweile bringen viel zu Wege. Der Name schon vergnügte ihn. Gespenstischer Mondschein hatte ihn nicht schlafen lassen,

er schlich um ihn her, bald in dieser, bald in jener Ecke trügerische Gebilde schaffend. Er fühlte, daß er einer fröhlichen Zerstreuung bedürfe und wo konnte er die besser finden? Als die Sonne leuchtend den bleichen Gesellen überwand und strahlende Lichtblicke hineinschickte, stand er auf — ließ anspannen und fuhr sich selbst in das Städtchen. Auf den Feldern tanzten die Lämmerchen und die Heerden zogen fröhlich brüllend auf Genuß aus. In dem frischen Leben umher erschienen ihm plötzlich seine verlassenen Säle auch verwittert und vergraut.

Das Städtchen glitzerte und blitzte wie eine Schöne in der Morgentoilette. An den laufenden Brünnchen standen die Mägde mit blanken Eimern und weißen Hemdsärmeln. Als Bild war es wirklich hübsch anzusehen. Ganz Krähhubel kam vor die Thür gelaufen, grüßte, knixte, nickte, denn der Junker war doch nun einmal ihr höchstes Haupt in der Nähe und Jemand muß man doch seine Devotion erweisen.

Dem Junker gefiel's, kam er sich doch wie ein kleiner Fürst vor. In der großen Stadt wo immer Einer höher und wieder Einer höher bis zur höchsten Spitze ist, wird einem solche Krone noch leichter streitig gemacht, als manche andere irdische Krone. Wie nun gar des Junkers Wagen vor dem schmucken Fipshäuschen hielt, war des Flüsterns und Prophezeiens kein Ende.

Junker Donatus aber schritt mit selbstbewußter Grazie und angeborener Hoheit, nichtsahnend über die Schwelle seines Verhängnisses. Der steinerne Vorplatz war verlassen, aber auf dem Altan, der den Fluß überhing, fand er es. — Seraphine, aus aller Ruhe geschreckt, verlor, aufstehend, den Salat an dem sie eben putzte.

Fiekchen stand dagegen, liebreizend lächelnd wie eine verzauberte Märchenprinzeß, zwischen ihnen; ohne Verlegenheit, in der natürlichsten Freude, weil ihr der Junker so ausnehmend gefiel.

Jan aber erhob sich der Dogge gleich, wenn ein Windspiel wagt auf den Hof zu kommen, drohend, unheilverheißend. Philemon Sacht, überhaupt eine Mimose, zog sich in sich selbst zurück. Junker Donat, entzückt von Fiekchen, wie Fiekchen von ihm, benutzte die Gelegenheit seine angenehme Persönlichkeit in das beste Licht zu setzen; es wurde ihm eben so leicht als Jan heut' schwer, und zufrieden mit sich und der Welt, beglückt ein harmloses Vergnügen in der Nähe zu wissen, kehrte er heim.

Tante Severa erfuhr nicht, wo er gewesen; ein Gefühl, halb Schonung, halb schlechtes Gewissen, hielt ihn davon ab es ihr mitzutheilen.

Es wurde nicht viel verhandelt an diesem denkwürdigen Tage, aber in ihm lag der Anfang. — Klein wie Manches im Leben und doch der Keim zum Großen, wenn man überhaupt ein Menschenleben groß nennen will. Jan hatte das Schlimmste davon, denn Fiekchen, unschuldig bezaubert durch die feine, vornehme Manier, verlangte das Unmögliche von ihm — er solle doch lieber Handschuh tragen von wegen der rothen Hände. — Haar, Bart, Rock, nichts saß mehr recht, verglichen mit diesem Junker.

Jan ließ Alles über sich ergehen, aber ein wilder Grimm, von dem

er nie geahnt, daß er in ihm läge, wachte gleich einer bösen Bestie in ihm auf. Das sah er genau, daß er gegen Donat nicht aufkam. Was wollte der Vornehme hier? Was wollte der Junker hier? — darüber zerbrach sich Krähhubel schon alle Tage den Kopf — denn alle Tage kam er von nun an.

Die größte Aufregung herrschte im Städtchen.

„Ob er wohl Fiekchen heirathen kann?" — Ihr denkt am End', will das Mädchen, kann in dem Fall ein Mann, was er will. — Ein Mann wol — aber kein Junker, am wenigsten Einer, der wie Junker Donat ist und nebenbei noch so und so viel Junker hinter sich hat, die selbst im Grabe keine Ruh' halten, sondern mit eiserner Klammer das Lebendige umfassen; Vormünder, die, selbst wenn sie nicht mehr unsere Sprache sprechen, ihr Wort mit hineinrufen — bis hier her und nicht weiter!

„Mein Himmel", sagte die dicke Butterfrau, welche als Mädchen im Schloß gedient hatte, „die alten Herrschaften würden sich im Grabe umdrehen!"

„Na", antwortete ihr Mann, „das wär' noch das Beste an der Sache; bei der Hochzeit der Frau Seraphine haben sie sich schon einmal umgedreht, nun kämen sie wieder auf die rechte Seite."

„Ein todter Kaufmann ist freilich bequemer", meinte das Fräulein aus der Lesebibliothek; „aber wo bleibt die Romantik?"

„Wo all' das dichterische Zeug bleiben sollte", entgegnete Einer, der sogenannte Finanzrath des Städtchens. „Wir haben jetzt die Kinderschuhe ausgetreten und lassen uns nicht mehr mit Märchen schrecken. Positives verlangt die Zeit — Geld — der Geldpunkt ist's woran es hängt. — Es ist ein Geschäft, wie ein anderes: so und so viel Ahnen so und so viel Einkommen; einige fehlen, so und so viel Deficit."

„Alles käuflich", seufzte die poetische Seele.

„Im Gegentheil", antwortete der kleine Geldmann, „Alles zu theuer.

Unterdessen ging die Liebesgeschichte ihren Weg, gerade wie eine Rose sich entfaltet, sie weiß es am Tag nicht voraus; wie kann sie auf den Sonnenstrahl rechnen, der plötzlich ihre Purpurgluth erschließt? Unschuldige Liebesgedanken mögen wol ihre Seele umflattert haben, als sie so wonnig neben einander gingen, die Sterne geheimnißvoll flimmerten und von der schlafenden Natur in süßen Düften, schwärmerische Kinderträume wie Spielereien an ihr kindisches Herz schlugen. Junker Donatus dagegen ahnte nicht, daß er auf der Station war, die Viele hier ihr Paradies nennen. Er fühlte sich nur außerordentlich behaglich und wohl, wie ein Fisch im Wasser. Selbst das Kleine, Enge der Häuslichkeit gefiel ihm. — Nicht etwa als *seine* Häuslichkeit, sondern wie auf Reisen eine Hütte in den Alpen, wegen der frischen Luft. — Frische Luft gegenüber seiner etwas dumpfigen, ehrwürdigen Schloßluft. Hier Alles neu, blank, bürgerlich, dort Alles alt, rostig, aber vornehm. Schon der Abwechselung wegen interessant und nun noch geschmückt mit der lockenden Gestalt eines reizenden Mädchens, für deren Seele und Körper kein Platz zu gut schien.

Sein mit Vorurtheilen wohlgepanzertes Herz wehrte sich nicht einmal gegen die Gefahr, blind lockt uns das Schicksal, Schritt für Schritt, bis wir stehen wo wir nicht mehr zurück können, verloren — in seiner Macht.

Mütterchen Seraphine sah voll Schrecken der Geschichte zu; starr, gebannt, gleich dem Vögelchen vor der Klapperschlange. Was konnte sie thun? — Bescheidene Menschen gleich ihr, die sich nichts zutrauen, verfallen oft in solche Hülflosigkeit. Hätten ihre Thränen die Beiden auseinander halten können, der Strom hätte genügt; aber heimliche Thränen sind das wirkungsloseste Vertheidigungsmittel.

Jeder Abend sah das dreiblätterige Kleeblatt auf dem Altan. Dunkle, träumerische Sommerabende waren es, ab und zu durchleuchtet von einem verstohlenen Mond. Der Junker hatte eine einschmeichelnde Art Volkslieder zu singen, sich begleitend auf einem wunderlichen Nationalinstrument, welches er von seinen Reisen mitgebracht. In Liedern läßt sich viel sagen, was in Prosa verfänglich wäre; man macht Sonne, Mond und Sternen den Hof und meint doch nur die Geliebte. Der Junker sang:

„Leuchtend im Himmelsmeer
Stolz zieht ein Stern daher,
Drunten am niedern Reis
Blüht Blüthensternchen weiß.

Spricht, schick' mir Gruß und Kuß,
Weil ich hier blühen muß;
Strahlende Brücke bau,
Ueber die Erde grau.

Kommst Du herab zu mir
Oeffn' ich die Blättchen Dir,
Schließe Dich ganz allein
Heimlich in's Herz hinein."

„Ich beneide die Sterne nicht", sagte Fiekchen, „es muß hart sein, dort oben so einsam zu funkeln und kalt gewiß noch dazu. Für unser Eins dagegen ist's gar zu schön, sie hoch über sich zu wissen."

„Ab und zu fällt doch Einer", bemerkte Jan barsch.

„Man sagt's", rief Fiekchen lustig, „aber es hat sie noch Keiner aufgelesen."

„Es soll auch nicht der Mühe werth sein", brummte Jan in sich hinein.

Meistens saßen Fiekchen und Donat auf den Seiten der kleinen Treppe, die zum Fluß führte. Sonst war ihr gegenüber Jan's Platz gewesen, jetzt saß selbstverständlich der Junker dort. Obgleich der Altan nur drei Schritte höher war schienen sich die Beiden selig allein wie auf hohem Meer.

In tausend Zungen gab die schwärmerische Sommernacht ihren Gefühlen Ausdruck, aus des Junkers Augen war es zu sehen, aber das Wort fehlte. Wie ein Geheimniß, ihnen selbst ein Räthsel, lag es zwischen ihnen. Wenn Fiekchen Donat freundlich fragend ansah, wußte er

eigentlich nur eine Antwort; aber so viel vermochte doch noch die alte Zeit über ihn, daß sie ihn bei Besinnung erhielt und er der Verlockung widerstand die Zauberformel zu sprechen, die diesem Märchen ein Ende machen und sie Beide der Wirklichkeit wiedergeben würde. Wie der Funken im Stein, schlief noch in ihm die Alles vergessende Leidenschaft.

Trotzdem fühlte das Mädchen ein heimliches Feuer in ihrer Nähe, wenn auch nur als wohlige Wärme die Seele überströmend, die sich geliebt fühlt.

Ihre Augen glänzten wie droben die Sterne. Jan benutzte die Gelegenheit seines Alleinseins mit Philemon zu einem Kriegszug gegen den Junker.

„Was hat dieser Wappenhalter hier zu suchen?" brummte er; „bleibe doch Jeder wo er hingehört."

„Sie haben Recht", flüsterte Sacht, „es ist eine Species Lilien, die hier nicht am Ort ist, die hier nicht gedeihen kann."

„Woll'n Alles haben", schalt Jan, „unsere Gemüthlichkeit — ihre Hoheit — denken, wenn's ihnen beliebt, überall ihre Rolle zu spielen. — Dem aber will ich den Standpunkt schon klar machen! Unten auf der Erde und plötzlich wieder oben als Stern — das geht nicht. Ein Ding, das man in Händen gehabt, kennt man und weiß genau, was daran ist. Hier scheint es mir bitter wenig zu sein."

„Für die Blume unserer Gedanken", bedauerte Sacht, „ein böser Käfer oder vielmehr ein gar zu hübscher Schmetterling. — Was sind wir dagegen?"

„Ehrliche Leute", entgegnete Jan scharf.

„Die aber leider nichts helfen können", meinte der sanfte Blumenfreund niedergeschlagen.

„Herzen wie Pflanzen lassen sich nicht zwingen. Gewalt ist ihr Tod."

Am Abend spät, es war ganz dunkel, als Alles Abschied genommen, fühlte der Junker eine Hand auf seiner Schulter.

„Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden", sagte Jan.

Verwundert und etwas abgekühlt ging Donat mit ihm hinab in das Gärtchen; oben erschien eben der einzig helle Schein, ein Licht hinter Fiekchen's Fenster.

Der Junker stand und sah hinauf, gelehnt an den Stamm eines wunderlich gewachsenen Baumes, dessen dürre Aeste Bank und Lehne bildeten. Er vergaß fast Jan und dachte nur an sie.

Es war gut, daß in der Dunkelheit die flammende Gluth verschwand, die dessen Gesicht übergoß, als er ohne viel Vorreden sagte: „Herr Junker, ich liebe Fiekchen."

Wenngleich Donat es lange wußte, lag in dem klar gesprochenen Wort Etwas, das jäh wie eine wilde Flamme ihm in leuchtender Helle das eigene Herz offenbarte. Wie einen körperlichen Schmerz empfand er es. — Er erschrak ordentlich vor der Heftigkeit dieses Gefühls, aber es war da, herausgefordert durch Jan, und ließ sich nicht wegleugnen.

War nicht Fiekchen sein — — und doch wieder, durfte sie es je werden?

„Wie komme ich zu der Ehre dieses Vertrauens?“ frug er höflich; „man pflegt dergleichen andern Orts zu sagen.“

„Sie sollten es wissen, Junker Donat — durch mich sollten Sie es erfahren — es macht Manches klar für künftig. — Sie ahnt nichts davon — Ihnen aber muß ich sagen, daß sie Jemand in der Nähe hat, der nichts scheut, wenn es ihr Wohl gilt. Fiekchen“, fuhr er fort, zum Fensterchen hinausweisend, „gönne ich alles Gute, verstehen Sie, Alles — bliebe mir auch nur das Nachsehen.“

Mit diesen Worten verschwand er in der Dunkelheit.

Oben in seiner Kammer hielt sich Jan aber diese Predigt:

„Pfui, Jan, ungeschlachter Mensch, was stellst Du Dich vor ihre Sonne? Willst Du ihrem Glück im Wege stehen? Vergleich' Dich doch, hanebüchner Klotz, mit diesem feinen Edelstein. — Wenn ich nur wüßte, ob er echt ist. Falsch wär' er nichts werth. — Was bist Du denn werth, Jan? Fauler, nichtsnutziger Schlingel, der nichts besitzt, als ein paar große Fäuste, die er noch nie im Ernst zum Wohl der Menschheit gebraucht hat. — Wenn ich ihm nur traute! Von mir ist ja gar nicht die Rede. Weiß ich doch am besten selbst, was solch' ein Gefühl aus Einem macht, man ahnt nicht mehr, was rechts, links, oben, unten ist — oder ob das bei solchen Leuten auch Alles anders ist? Blaues Blut, Jan, davon verstehst Du nichts. Hast es doch erfahren, wie sie mit der Tante umgingen; im Moment kommt's auf den Gefrierpunkt. Aufpassen, Jan, aber zart, nicht wie der große Bullenbeißer, der Du bist. Verletz' nicht. Hättest lieber schweigen sollen, man kann viel Unheil bringen über Die, die man liebt. — O, Jan, Du bist wieder auf schlimmem Weg, würde mein Vater sagen, und er hätte am Ende Recht.“

Dem Junker war unbehaglich zu Muthe, als er das Gärtchen verließ, ernüchtert wachte er aus dem schönen Traum auf, den er so gern noch ein Weilchen fortgeträumt. Er sollte sich also entscheiden und Jan war sein Mitbewerber, der Ritter, der mit ihm in die Schranken trat. Er lachte ordentlich, wenn er daran dachte, und was wol seine Kameraden in der großen Stadt sagen würden, wenn sie es sähen.

Als er durch sein wappenverziertes Thor fuhr, erröthete er beinah' in dem Gedanken, die steinernen Löwen wüßten, wie er sich benommen. Glücklicherweise bedachte er sich, daß er ja eigentlich nichts gesagt habe. Morgen werde er Alles klar überdenken und der Sache nüchtern in das Gesicht sehen. Es giebt ja doch nicht nur dies eine schöne Mädchen in der Welt und warum muß es nun g'rad dies sein, welches Fiekchen Fips heißt, Jan Fips zum Vetter hat, zur Tante den Butterladen, zum Onkel den Tabakshändler? Es that ihm ordentlich weh', wie er es in Gedanken aussprach, als hätte er gesagt, zur Tante die Diebin, zum Onkel den Mörder. Sein ganzes hochadeliges Gefühl bäumte sich dagegen auf wie ein Racepferd. Er dachte Alles durch, um an ihr selbst einen Mangel zu entdecken; aber da war nichts, es blieb eben Fiekchen, das Fiekchen,

welches er liebte, ihm sogar verwandt — edel an Gemüth und Gestalt. Seine Phantasie war ganz erfüllt und beunruhigt, er schlief schlecht und schob es auf die Mäuseschlachten hinter den Boiserien. In seinen Träumen gab er ein großes Fest. — Pomphaft, mit glänzenden Schleppen und Ordenssternen, stieg sein edles Geschlecht aus den Rahmen, er steckte dabei in einer Buttertonne und bot umsonst der hehren Versammlung Onkel Fipsens Cigarren an; ab und zu wurde durch die Thür von einem galonnirten Diener ein Fips nach dem andern mit Hinzufügung seiner Stellung in den Saal gerufen.

Froh, daß er noch rein von all' diesen Verlegenheiten sei, erwachte er am nächsten Morgen. Jede Dissonanz klingt schlecht für Den, der nicht die Kraft in sich fühlt, sie aufzulösen. Wenn es nicht durchaus sein mußte, sollte Fiekchen nicht in den genealogischen Kalender — er schwur es all' den edlen Gesichtern im Ahnensaal, die auch aussahen, als ob ihnen das nicht im Entferntesten einfiele. Die Lerchen zwar, die an dem glanzvollen Morgen emporstiegen mit ihrem jubelnden Gesang, schienen über ihn zu spotten, indem sie immerfort „Fiekchen, Fiekchen Fiekchen" schmetterten und immer wieder „Fiekchen" bis in den Himmel hinein.

Die beste Hülfe gab ihm das Schicksal in Gestalt einer alle liebsten kleinen Gräfin, verwandt mit ihm, welche er auf Besuch bei der Tante Severa fand. Sie sollte ein paar Wochen dort bleiben, um, wie der Bruder schrieb, Vernunft zu lernen und Respect vor alten Sitten; denn diese abscheuliche Zeit, so ledern sie aussähe, erzeuge oft bei der Jugend einen romantischen Rückschlag, der zu den schlimmsten Dingen führe. Im Hintergrund lag noch der Wunsch, den Junker und die kleine Gräfin, deren Güter Nachbarsgüter waren, auf die practische Idee zu bringen, sich zu heirathen. Es war so passend, so erwünscht, so in aller Hinsicht das Natürlichste.

Also mein Junker fand am feierlichen Frühstückstisch der Tante, bei der der alte Diener servirte, als sei sie eine Majestät, ein wunderhübsches, junges Ding, nicht älter als Fiekchen, und wenn auch ihr Widerspiel, da von mütterlicher Seite französische Abkunft der Physiognomie Charakter gab, wol des beifälligen Blickes werth, den der Junker ihr gönnte. Eine geborene Königin der Gesellschaft, er sah schon die Schaar der Bewunderer ihr zu Füßen liegen.

Verlegenheit schien ihr unbekannt; von der ersten Minute war sie mit ihm vertraut, wie mit einem alten Bekannten. Tante Severa blieb ganz erstarrt über die Eile, mit der das ging.

„Alles die Eisenbahn", sagte sie sich in Gedanken, „Alles gleich familiär. Zu unserer Zeit hätte man Jahre dazu gebraucht — will vornehm sein und kann sich nicht geistig und körperlich g'rad halten, hat kaum die Würde eines Fräuleins."

Wie ein Sturmwind durchfegte die kleine Gräfin das Haus, stöberte als neckischer Kobold die seltsamsten Dinge auf, Erinnerungen, die in mumienhafter Ruhe geschlummert hatten. Den alten Dienstboten stan-

den die Haare zu Berge. Endlich brachte sie heraus, daß das falbe, ältliche Pony zum Reiten noch allenfalls tauge; umsonst versicherte Tante Severa, es schicke sich nicht, daß sie mit dem Junker reite; sie schmeichelte wie ein Kätzchen und wiederholte so oft, zu Haus thue sie all' dergleichen, thue Alles, was sie wolle, daß Tante Severa vor dem verwöhnten Prinzeßchen, um nur endlich Ruhe zu haben, die Segel strich und die Beiden, die sie fast für Verlobte hielt, mit einander reiten ließ.

Der Junker und Gräfin Beda ritten lustig querfeldein, die grauen, düsteren Mauern hinter sich lassend, um sich und dem frischen Morgen zu leben. Die übermüthige kleine Gräfin veranlaßte den alten Gaul zu den jugendlichsten Luftsprüngen und blitzte ab und zu Donatus aus ihren schelmisch schwärmerischen Augen sehr verführerisch an. Er aber mußte sich ordentlich zusammennehmen, um auf all' ihre kühnen Reden, die gleich ihrem Pferdchen hin und her sprangen, gute Antwort zu geben.

Beda schwatzte lustig und unermüdlich wie die Vögel im Wald, durch den sie ritten, legte eine Generalbeichte ab, in der sie gestand, daß sie nichts von diesem Ahnen- und Familiencultus halte, weshalb sie auch bei dem Bruder in Ungnade sei. Jetzt habe man es entdeckt; sie sei aber nie besser gewesen, denn schon als Kind habe sie der ganzen Bildergalerie ihrer steifen Ur-Ur-Groß-Großmütter und Tanten heimlich Schnurrbärte gemacht. Was sollten ihr diese Fetische?

„Müssen Sie hier etwa auch zu bestimmter Zeit alle Mumien im Grabgewölbe mit neuem Sammet und Gold versehen? Und immer das flicken, was nicht mehr halten will — halten kann? Vergeht Ihnen nicht aller Respect vor diesen aufgeputzten Häufchen Asche, vor diesem Memento irdischer Vergänglichkeit? Um keinen Preis möcht' ich dort liegen — „In Gras und Blumen lieg' ich gern" — selbst nach dem Tode."

Donat hörte etwas mißbilligend diese echte Tochter der Zeit reden, die aller Pietät solcher Art spottete, aber mit einer Grazie, die immer um Verzeihung bat. Ehrfurcht war ein wesentlicher Theil seines Charakters; ein schöner, edler Zug der Vergangenheit, gepflegt, genährt in ihm durch Severa und nur in seinem Innersten erschüttert durch die Frage: „Ob ich wol Fiekchen heirathen kann?"

An einem grünen Platz im Walde stiegen sie ab und ließen die Pferde grasen. Es lag ein Abhang vor ihnen, überstreut mit Waldkräutern und zierlichen blauen Glocken. Roth schimmerten weiße, gebirgige Wolken, angeglüht durch die Sonne, als wären's Alpen. Unten zogen über die grüne Flur Heerden und Wagen heim. Aus den Hütten stieg, bläulich, ein sanfter Rauch empor Hier und da flog schon ein Vogel zum Nest. Das Laub zitterte im Abendwind.

Die kleine Gräfin stand dicht am Rand, über die zierliche Gestalt strich noch der goldene Glanz, der nun begann sich auf Feld und Wald zu lagern.

„Donat!" rief sie, und der schwärmerische Ausdruck gewann Ober-

hand in den dunklen Augen. „Hier fühlt man sich wie der Sclave, dem endlich einmal alle Fesseln abgenommen sind. Nur Mensch will man sein. — Nichts mehr als der Andere, nur nehmen direct aus Gottes Hand, was er Allen bietet, ohne Redensarten, ohne Ceremoniell. — Keinem zu viel, Keinem zu wenig, Jedem, nach dem seine Seele durstig ist, nach Abendsonnenschein, nach Himmelsblau, nach dieser köstlichen Freiheit!"

„Ich wüßte nicht, Gräfin Beda, was Sie an diesem unschuldigen, billigen Communismus hindern könnte!"

„Alles", antwortete sie mit komischer Verzweiflung; „ich komme ja fast nie zu diesem Gefühl — und Gefühle kann man weder kaufen, noch erben, ich wenigstens nicht. Wie ein eingezäuntes Reh gehe ich umher im herrlichen Park, golden eingezäunt, aber immer eingezäunt. — Artig geh' ich darin spazieren, stolz sogar; draußen sind noch andere Thiere, jede Sorte apart und so eigen auf das Stückchen Kraut, das ihnen zukommt. — Wissen Sie, Donat", fuhr sie heimlich fort, „ich habe schon ein Loch gemacht in bewußten Zaun — bald bin ich hindurch."

„Es wird Ihnen draußen nicht besser gefallen, wenn Sie damit kleinbürgerliche Verhältnisse meinen, Gräfin Beda."

Sie schlug ein lustiges Gelächter auf. — „Ach, Donat!" rief sie, auf das Höchste vergnügt, „Sie glauben doch nicht, ich bangte mich nach Krämerseelen oder bedauerte, nicht als einfache Tochter dieses einfachen Landmannes, der da unten die Ochsen treibt, geboren zu sein? Wer mag vom Pferd auf den Esel? O nein, höher will ich hinauf, etwas fliegen, Donat, wenigstens dann und wann. — So aber hält man mich am Faden."

„Ich habe noch nicht gemerkt, daß Sie irgend ein Hemmniß in irgend einem Vorhaben gestört hätte", meinte der Junker.

„O doch", sagte sie melancholisch, „man hat mich schon oft von der Höhe heruntergeholt. — Sie sind auch angebunden, Donat, spüren's nur nicht, weil Sie am Boden bleiben; wenn Sie auch einmal die Flügel lüften und in die Wolken wollen, werden Sie's schon merken und verstehen."

„In die Wolken kann man eben nicht", antwortete er, „man bleibt deshalb lieber hier."

Schweigend bestieg sie wieder ihren Falben und ritt mit übermüthiger Wildheit voraus, nahm Hecken und Gräben, welche Donat nie dem alten Gaul zugetraut, und kam zerzaust, ihr Kleidersaum tropfend wie der einer Wasserfee, glücklich nach Haus.

In den nächsten Wochen versuchte Donat mit aller Gewalt, sein Herz an die kleine Gräfin zu hängen.

Da sie ihm ausnehmend gefiel, mußte es keine Schwierigkeiten haben; aber der Dichter sagt mit Recht:

„Amor's Pfeil hat Widerspitzen,
Wen er trifft, der laß ihn sitzen!"

Er gab der Gräfin alle Vorzüge, gestand sich, daß er ihr gut sei, daß es g'rad eine Frau für ihn sei und dennoch — Fiekchen war es nicht.

Gerade an Beda's Seite ergriff ihn eine Art Heimweh nach der Geliebten, welches wie eine Macht diese unberechtigte Liebe nährte. Alles um ihn her wurde grau und farblos, eine tiefe Melancholie überkam ihn. Wie ein Schatten, der umgeht, kam er sich vor gegen die frische Wirklichkeit, die ihn lockte, seine Krone eine Art Flitterkrone, deren jetzt geforderte Macht, Reichthum, ihr fehle. Weshalb schien ihm jeder Gedanke an Fiekchen in diesen Mauern wie ein Treubruch gegen alte Verbündete?

Stumm, gesenkten Hauptes hörte er die Pläne, welche Tante Severa für sein künftiges Glück schmiedete. Es hätte eines großen moralischen Heldenmuths bedurft, um an dieser Stelle, Angesichts dieser alten Insignien zu rufen: „Ich liebe Fiekchen Fips, die Tochter des Kleinkrämers Fips!" — Wär's ein großer Kaufherr gewesen, Bankier, das sieht man alle Tage, wenngleich Tante Severa es nicht weniger verachtet hätte.

Wie sah es aber in Krähhubel und dem Fipshäuschen in der langen Abwesenheit des Junkers aus?

Natürlich war die Gräfin Stadtgespräch.

„Also kann er Fiekchen doch nicht heirathen", meinte Krähhubel. Fiekchen sagte nichts, man merkte kaum, daß sie den Kopf hing. — Jan aber, der froh sein sollte, ist wüthend. Ihr Lächeln macht ihn auch nicht vergnügter, es ist etwas darin, was ihm nicht gefällt. Um den Preis will er selbst seinen Platz ihr gegenüber auf dem Treppchen nicht. — So Eins fühlt er sich mit ihr, daß ihm manchmal ist, als schaue er auch nach etwas aus — sehne sich — sehne sich, er auch, nach dem Junker — und dann, wäre er hier, möcht' er ihm den Hals umdrehen. Aber der Junker kam nicht.

Philemon Sacht hatte die Rede wol zwanzig Mal auswendig gelernt, mit der er Fiekchen sagte: „Nehmen Sie mit mir vorlieb, ich weiß mit zarten Blumen umzugehen und Blumen sind ähnlich den Frauen, ich verlange nichts als sie lieben und pflegen zu dürfen" — aber wenn er in ihre Augen sah, verstummte er.

„Sie gehört uns nicht mehr", klagte er Jan, „er hat unsere Blüthe abgebrochen."

„Dummes Zeug", antwortete Jan, „so treibt sie andere Knospen, wenn man nur der rechte Gärtner wär'."

„Eben — eben", wiederholte Sacht, „wenn man es wär'."

Die dicke Butterfrau meinte: „Da ist auch die Sahne vom Leben abgeschöpft."

Das romantische Fräulein: „Wenn man die glückliche Liebe nicht haben kann, ist eine unglückliche doch besser als keine."

Und der kleine Geldmann rief: „Es hat sich schon Mancher verrechnet im Leben."

Weite Wanderungen machte Fiekchen, auf denen sie Jan begleitete. „Es ist mir so eng' im Haus", sagte sie und dachte dabei: „Wenn ich ihn

doch nur ein einzig Mal wiederſehen könnte, würde mir, glaub' ich, beſſer. Wundervoll warme Herbſttage ſetzten ein, wie am entlaubten Zweig plötzlich noch eine Blüthe entſteht, man glaubt ihn todt und auf einmal ſteht er geſchmückt zum zweiten Mal."

Sie gingen ihren alten Gang, dem Walde, dem Schloſſe zu, ſchweigend. Fiekchen war jetzt ſtiller als ſonſt und Jan ſagte überhaupt nur das Nothwendigſte. So wanderten ſie ſtumm ſelbander und nahmen noch von warmen Strahlen in ſich auf, was ihnen gegönnt war. Ganz in Gedanken gingen ſie, daß Keines merkte, wie ſie den rechten Weg zur Rückkehr verfehlten und plötzlich, wollten ſie vor Nacht zu Haus ſein, nur die Wahl hatten über des Junkers Schloßhof oder einen Bach zu kreuzen, der Frühjahr und Herbſt bedenklich anſchwoll.

Beſtürzt blieb Fiekchen ſtehen.

„Dahinaus nicht", ſagte ſie, den zierlichen Kopf ſchüttelnd und mit flehender, hülfloſer Geberde zu Jan aufblickend. „Nein, über den Schloßhof nicht" — das verſtand er wol. Sie wandten ſich und ſtanden bald vor dem verhängnißvollen Bach, der, als wär' es zum Trotz, ſchäumend, wild, in nie geſehener Breite über die Steine ſprang. Zweifelhaft ſah ſie ſich wieder um nach Jan.

„Wir müſſen hindurch", ſagte ſie, „die Mutter würde ſich halb todt ängſten. O Jan, ich hätte Dich für verſtändiger gehalten."

Jan entwickelte eben, ſcheu ſie zu berühren, ſeine großen Arme, um ſie, als letztes, verzweifeltes Mittel, hinüberzutragen. — Da ſtand, wie aus dem Boden gewachſen, Junker Donat vor ihnen. Er warf ſeine Flinte in das Gras und ohne zu fragen, ohne zu zaudern, ohne ein Wort der Erklärung ergriff er Fiekchen und trug ſie, ſorgſam die Steine ausſuchend, hinüber an das andere Ufer. Um ſie her eine Wolke von ſtäubendem, glänzendem Waſſer, glitzernde Sonnenſtrahlen lauſchend durch grüngoldene Zweige.

Sie ſah gar zu reizend aus, als er ſie niederließ. Das blonde Haar halbverwirrt und etwas verwirrt auch der Blick, den ſie unſchuldig erfreut zu ihm aufſchlug. In dieſem Augenblick ging Alles rundum mit ihm; was ihn von ihr trennte, verſank wie verſchlungen von dem einen Gefühl. Es waren nur wenig Worte, die er ihr zuflüſterte, als ſie am grünen Rand des Baches anlangten, aber es waren genug.

Alles war fertig, als Jan wie Zeus aus der Donnerwolke ihnen nachgeſtiegen kam durch das Waſſer.

Donat ging freimüthig auf ihn zu. „Gönnen Sie es uns", ſagte er, „wir gehören einander, nicht wahr, Fiekchen?"

Sie nickte und ſah mit ſtrahlenden Blicken zu ihm auf. Jan aber ſchwieg. — „Nun", frug ſie endlich, „haſt Du kein Wörtchen für uns?"

„Was ſoll ich wol ſagen?" ſtotterte der arme Menſch, „es iſt ja hier nichts mehr zu helfen. Hoffentlich entſteht kein Unheil daraus", fuhr er, treuherzig Donat die Hand reichend, fort, „es mußte ja ſo

kommen, und da es nicht anders ist, sollen Sie auch einen redlichen Freund und Vetter an mir haben."

Vetter! Dies Wort klang dem Junker unharmonisch, als nähme sich Jan eine Freiheit heraus. Er schlug dennoch ein und machte seine verbindlichste Verbeugung.

Wer rechnet mit dem Geliebten, wenn er wieder da ist? — Ein Wort macht Alles wieder gut, ein Blick entschädigt. Ueber der Liebe liegt schon etwas Gold der Ewigkeit, etwas von der Fülle, die augenblicklich jeden Mangel deckt. Alles wurde ihnen zur Wonne; plaudernd, scherzend gingen sie vorauf wie Kinder, keine Blume, keine Beere vorbeilassend. Jan ging hinterdrein — ein Eckchen hinterdrein; sogar die Flinte hatte er noch aufgelesen und mitgenommen. Sein ehrliches Gesicht das wunderbarste Gemisch von Groll, Zufriedenheit und Verzweiflung.

Fiekchen und Donat suchten zu Haus ihren Lieblingsplatz, den Baum mit den dürren Aesten. Jan dagegen steuerte zu Frau Seraphine in die Küche, setzte sich dort auf den Hauklotz, sie waren Beide allein, und sagte: „Petz ist wieder da."

Sie verstand ihn gleich, fuhr erschreckt auf wie das Reh, das den Jäger hört. Eine Weile knisterte und schwatzte nur das Feuer zwischen ihnen.

„Was soll daraus werden?" seufzte sie endlich.

„Das wollte ich eben fragen", sagte Jan; „ein Ende könnte man schon machen, es ist nur die Frage, ob Fräulein Fiekchen dabei zu ihrem Theil käme. Wenn zwei Bäume miteinander verschlungen sind, hat man schlecht einen abhauen."

„O, daß die Lilienstern'schen Spukgeister uns keine Ruhe lassen können! Oder, soll Fiekchen ihnen gleichen, warum hat sie nicht ihren Stolz mitbekommen?" klagte Frau Seraphine.

„In diesem Fall, ich meine Liebesfall, hilft auch das nicht", antwortete Jan muthlos; „ich dachte auch, ich hätte meinen Stolz, aber so etwas vergeht wie Butter an der Sonne."

Frau Seraphine wußte am besten, daß er Recht hatte. „Vielleicht", meinte sie schüchtern, „gilt das bei ihm auch; ich will ja gar nicht an mich und meine Empfindungen dabei denken. Wenn das Kind nur glücklich wird. Aber daß es g'rad' dieser Junker sein mußte!"

„Ja, warum es dieser Junker sein mußte", wiederholte Jan, „ein Mensch ohne Charakter, Frau Fips, ein Mensch ohne Knochen, ich könnt' sie ihm nicht einmal zerbrechen, wenn ich wollt' — glatt, schlüpfig wie ein Aal; ich glaub', man nennt es liebenswürdig, höflich, abgeschliffen, Politur mit einem Wort, und auf so Einem rutscht Recht und Unrecht herum, man weiß zuletzt nicht mehr wo's ist. Sein Majorat — — hohl wie eine Nuß. Seinen Schafheerden, Kuhheerden mag er nachsehen, ich begegnete ihnen neulich; deren Stammbaum ist durchaus nicht so aristokratisch wie es zu erwarten wär' vom Lilienstern'schen adeligen Vieh."

Als Jan diese für ihn endlose Rede sich vom Herzen gesprochen,

ſtand er auf, ſchüttelte ſich und ſagte düſter: „Einen Spaß ſoll er ſich nicht mit uns machen, da mag er zuſehen.“

„O Jan“, rief das kleine Frauchen. „Laß die Hand davon, Du biſt zu derb für dergleichen, es geht Alles entzwei!“

„Ich ſpar's mir auch bis auf die Letzt“, entgegnete Jan, mit dem Beil eine ſehr kühne Wendung machend, „erſt warten wir's ab. Fiekchen werd' ich nicht unnütz weh' thun, das verſteht ſich von ſelbſt.“

Damit ging er hinaus, ſetzte ſich auf den Altan und ſtarrte in das Waſſer — er konnte die Beiden nicht ſehen, wol aber hören, was ſie ſagten.

„Nennt man das verlobt?“ frug Fiekchen ſchüchtern.

„Ja“, erwiederte Donat erregt, „mit dieſem Kuß biſt Du mein — keinem Andern kannſt Du mehr gehören, die Stelle würde Dich brennen wie eine Schuld. Ich konnte nicht länger ohne Dich ſein und ſo iſt jetzt Alles feſt und entſchieden. Laß uns vergeſſen, was vielleicht noch Schweres zu überwinden iſt — Du biſt mein und ich Dein, alles Uebrige zählt nicht mit.“

„Was ſollte noch Schweres ſein?“ ſagte ſie lächelnd, „das Schwerſte, die lange Zeit, in der ich Dich entbehrt habe, iſt ja nun vorüber.“

Mütterchen Seraphine, dem Fiekchen unter Wonne und Seligkeit die Lage klar machte, gerieth ganz außer ſich, ſie war von Denen, die immer fürchten und auch immer wieder hoffen, zum Schlimmſten käme es nicht. Mit ſchneidiger Schärfe ſtand der Tag vor ihrem Gemüth, an welchem ſie vor verſammeltem Lilienſtern'ſchem Familientribunal erklärt: „Ich heirathe Leonor, komme was da komme!“

Ihre Glückwünſche gingen unter in Thränen. Fiekchen wurde ganz ſtutzig darüber.

„Was haben ſie Alle?“ frug ſie Donat.

„Sie denken an Einiges, was uns hindern könnte, äußerliche Bedenken, und vergeſſen unſere Liebe.“

„Glaubſt Du“, meinte ſie nachdenklich; „mein Mütterchen müßte ſich wol darauf verſtehen, hat ſie doch den Vater nur aus Liebe geheirathet. Es iſt wol noch etwas Anderes dabei.“

„Laß es ſein, was da wolle. Wir gehören einander, genügt das nicht?“

„Gewiß“, ſagte ſie zu ihm aufſehend. „Vom erſten Augenblick, da ich Dich ſah, hab ich es empfunden, erſt dunkel, nun hell wie Sonnenlicht.“

Hier, in der Nähe der Geliebten, kam auch kein Schatten an ihn heran. In ſeinem Schloß freilich war andere Luft. — Alle Menſchen haben etwas vom Chamäleon an ſich, ſie nehmen die Farbe ihrer Umgebung an. In Lilienſtern hatten andere Geiſter Gewalt über ihn, wußten ſich in die ſchönſten Gewänder kindlicher Ehrfurcht und adeliger Treue zu kleiden. Schlich er doch mit ſchlechtem Gewiſſen dies Mal am Jahrestag in die Gruft und legte zaghaft den Kranz auf den Sarg der Mutter. Vor ſeiner Seele ſtand die hohe Geſtalt, wahrhaft vornehm, gütig gegen niedrig Geborene, aber doch geſchieden von ihnen wie Erde

und Himmel, unschuldig in ihrem Hochmuth, von dem sie keine Ahnung hatte. Er mußte nicht ihr Sohn sein, wenn ihn nicht ein elendes Gefühl beschlichen hätte bei dem Gedanken an seine Verbindung mit dem Geschlecht der Fipse. An dieser Stelle that es ihm fast leid. Könnte er doch auf irgend eine Art die Geliebte befreien von diesem lächerlichen Stamm und von dieser unaristokratischen Verwandtschaft! Sie war ja Alles, was seine Seele sich je in ihren kühnsten Wünschen ausgemalt hatte. Trüb und unbehaglich strich er an den Ahnenbildern vorbei. Weshalb ängsteten sie ihn mit eingebildeten Vorwürfen? Warum hörte er auf sie? War er nicht lebendig, sie todt? — Und doch konnte er sich ihrer Macht nicht entziehen. Der Geist ist mächtig weit über seine Zeit hinaus, Jeden umgiebt hier eine Art Schattenwelt — helfend, schadend, zerstörend, erbauend; der Einzelne muß sich mit streng rechtlicher Seele seinen Weg hindurch suchen.

Im Fipshäuschen war auch nicht Alles golden und süß, wie es an solch' einem Tag sein sollte. Philemon Sacht hatte Fiekchen dies Mal wirklich eine abgeschnittene Rose gebracht. Sie wußte, was das hieß, und es drückte einen Dorn in ihr gütiges Gemüth.

„Sie hätten sie leben lassen sollen", sagte sie, „ich war es nicht werth, und es ist noch gar eine Knospe daran, die Ihnen zur Freude hätte aufblühen können."

„Der Winter ist vor der Thür", antwortete er, „da blüht nichts mehr auf; aber kränken Sie sich nicht darum. Im Garten weckt das Frühjahr genug Blumen wieder auf — nur im Leben nicht — dort ist es anders. Einem fällt die Blüthe zu, dem Andern nicht — Keiner kann etwas dafür — Jeder findet seinen Theil Freude in der Welt, wenn er nur will; meine muß wol in der Pflege der Pflanzen liegen und ich wäre undankbar, wollte ich mir daran nicht genügen lassen. Ihnen aber wünsch' ich eine Blüthe wie diese Rose, doch besser gegründet, mit festen Wurzeln in die Erde gesenkt, unverwelkliche Schönheit im purpurnen Kelch."

Als Fiekchen zum Schlafen hinauf ging, fand sie Frau Seraphine in eine Ecke des Zimmers gedrückt, in welchem sie, wie Tante Severa, ihre Heiligthümer aufbewahrte; denn welch' Herz etwas geliebt hat, der behält solche Trümmer eines zerstörten Glückes in Händen.

Sie sah ihr Kind nicht kommen, so vertieft war sie; hielt fest gefaßt das Bild des Vaters Leonor, küßte es, weinte — um sie her seine Briefe. So aufgeregt hatte Fiekchen die stille Mutter noch nie gesehen. Sie setzte sich der Trauernden auf den Schooß, als wäre sie noch klein, schlang die Arme fest um sie, legte ihre weiche Wange an die verwelkte und frug: „Hab' ich Unrecht gethan?"

„Nein, nein, mein Kind", schluchzte die kleine alte Frau und scheute sich, mit der Bitterkeit, die in ihr aufwallte bei dem Gedanken an all' die Kränkung, Mißachtung, die dem Geliebten von dem Haus, dem sie die Tochter geben sollte, widerfahren, dies fröhliche unschuldige Herz zu vergiften. Nein, nein, mein Kind, es wird ja Alles gut werden, wenn

Ihr Euch lieb habt. Was mich betrübt, sind Erinnerungen, man wird sie nicht los, mein Kind, plötzlich erwachen sie wieder und kommen wie die Fluth zurück."

„Warst Du nicht glücklich?" frug das Mädchen erschüttert.

„Manches war mir herb und traurig im Leben — von ihm aber, von Deinem Vater", sagte sie, das Bild mit zärtlichem Blick betrachtend, bis die Thränen ihr Auge überschwemmten, „von ihm kam mir nur Glück. Möchte es Dir auch so gehen, dann kannst Du alles Andere getrost hinnehmen."

Fiekchen hatte erst Lust zu fragen, was dies Andere sei, das wie eine gespenstische Wolke über ihrem Glück hing, aber heut' fehlte ihr der Muth, und wenn die Mutter es für nichts achtete gegenüber ihrer Liebe, so konnte sie es ja auch wol thun.

Dennoch löste sie gedankenschwer die blonden Flechten, als sie sich zur Ruhe legte, setzte sich oft auf in der Nacht, spähte nach der Mutter durch die halbgeöffnete Thür. Immer noch brannte flackernd das Lämpchen und raschelte das Blatt des Briefes, in dem sie las.

Der Junker lieferte unterdeß viel Geisterschlachten. Wer übrigens nie gekannt, was es heißt, Vorurtheile überwinden, der werfe keinen Stein auf ihn. Alle Schutzengel seiner Kindheit drangen auf ihn ein, um den Platz zu wahren. Eins stand nur fest wie ein Fels in dieser ihn umfluthenden Strömung, die Unmöglichkeit, seinem Wort untreu zu werden. Mit echt adeliger Ehrenhaftigkeit würde er es unter allen Umständen erfüllen. Der erste Schritt war, es Tante Severa mitzutheilen.

Unruhig wanderte er noch eh' die Sonne hervorbrach durch die schattigen Bogengänge. Um ihn her fiel, eine Saat zur Verwesung, Blatt um Blatt welk vom Zweig, den frischen im kommenden Jahr Platz zu machen.

Warum zögerte er noch lang', als die Fenster der alten Dame zeigten, daß sie wach sei? Zu fragen brauchte er Niemand. Die Ankündigung war nur eine Form vor der Welt — aber eine schwere That für ihn.

Wenigstens war die kleine Gräfin wieder zurück auf ihr Schloß, nachdem die Tante umsonst den Augenblick erwartet hatte, in dem Donat seine Liebe bekennen würde und den ersehnten Heirathsantrag machen.

Tante Severa saß umringt von ihrer Atmosphäre wie die versteinerte Fliege im Bernstein. Ob es draußen Frühjahr, Sommer, Winter wurde, ihr war Alles gleich, ihr Baum, an dem sie Knospen und Blätter zählte, der Stammbaum, unter dem sie erwuchs. Nichts Lebendigeres, nichts Sprechenderes für sie, als diese todten Dinge; alte Bilder ihr Umgang, alte Sachen ihre Gesellschaft. Mit einer Zärtlichkeit voll Rührung ließ sie die Andenken vergangener Herrlichkeit durch ihre Finger gleiten. Kinderbilder, Kinderlocken, Riechdöschen, Stickereien, Wachssachen, genug tausenderlei Dinge, die eigentlich nichts sind, bis

ihnen der Gedanke Werth giebt. Tante Severa war so zu sagen das Familienarchiv.

Donatus hatte eine große Scheu ihr weh' zu thun, oft merkte er es nicht, wenn es ihm geschah, dies aber traf ihn im eigenen Fleisch und da wird jeder Mensch zartfühlend. Noch dazu ist es sehr schwer, Jemand, der nicht verliebt ist, eine Sache klar zu machen, die nur Verliebtheit entschuldigt. Es kam ja heutzutage oft vor, daß Vornehm und Bürgerlich sich verband — freilich meist unter anderen Aussichten — irgendwo stellte sich das Gleichgewicht her — auf der einen Seite Name und Stellung, auf der andern das Geld. Was konnte er aber anführen? Erschien er sich doch selbst wie durch einen Zauber gehalten. Hier und da enthüllten sich seinem Blick die Folgen — Fiekchen's Verwandtschaft im schlimmen Lichte der Wahrheit, Jan im Frack, eine fast undenkbare Sache, die Hand schüttelnd mit einem gewissen eleganten Vetter! Jan hatte eine so treuherzige Art den Arm fast mit auszureißen — Oder Seraphine knixend und wieder knixend, wo es gar nicht nöthig war, ihr krankhaft schüchternes Gesicht, als bäte sie um Entschuldigung, daß sie überhaupt existire. Könnte er ihnen einen Funken seines Stolzes einblasen, würde Alles besser gehen. All' diese Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirn, als er sich neben die alte Tante setzte, um seine Verlobung anzuzeigen.

„Ich will heut' viel von Dir fordern", sagte er, ihre Hand küssend.

„Nicht mehr als ich Dir gern gebe, wenn ich es kann."

„Du kannst es schon", fuhr er fort — „aber schwer ist's zu fordern und zu gewähren!"

Sie setzte sich, aus ihrer Ruhe gestört, auf und die feine Spitzenhaube zitterte ein wenig.

„Donatus, Du weißt, ich hasse alle Scenen, hasse es, wenn Jemand neben mir sitzt als wolle er eine Pistole losschießen, es bringt Einen um alle Würde; sag' es doch heraus — wir haben uns in dieser Familie noch stets zu fassen gewußt. Nur niedrige Naturen machen Geschrei. Hast Du Schulden gemacht? Das ist's ja, worin die vornehme Jugend jetzt excellirt."

„Nein", rief er, „ich verachte diese Art der Erpressung, der Bettelei wie Du. — Vom Geld anderer Leute leben, das überlass' ich gemeinen Seelen."

„Was wird es denn sonst sein?" sagte sie, sich wieder beruhigt in die Kissen lehnend. „Daß Du Beda nicht heirathen willst, sehr schade, Ihr hättet Euch eigentlich conveniren müssen. Nun, es wird sich eine Andere finden."

„Sie hat sich gefunden", antwortete er scheu — „ich liebe Jemand."

Tante Severa sah ihn scharf an. „Nun?" frug sie, „wer könnte das sein? In L. warst Du nicht, sie sind auch zu alt für Dich — in B . . zu klein — M . . hat vier Söhne."

„Von Allen, an die Du denken könntest, ist es Niemand", fiel Donat schnell ein — „suche sie nicht in den alten Familien."

„Nicht!“ rief Tante Severa — „Donat! nicht ebenbürtig! Bei Pferden wißt Ihr Männer doch gleich, was Vollblut vor Halbblut voraus hat — das Geld demoralisirt alle Verhältnisse. Soll es auch hier die Hauptrolle spielen?“

„Nein“, sagte er, „das Geld spielt gar keine hierbei — nicht Geld, nicht Adel. Reichthum an Anmuth, Adel der Seele.“

„Bürgerlich!“ fuhr sie auf — „eine Tänzerin oder dergleichen? Du bist ja ganz in der Mode. Die Zeiten sind auch wahrhaftig danach — aber glaube mir, gewisse Grenzen überspringt der Mensch nicht ungestraft. Es waren doch nicht lauter Dummköpfe, die sie gezogen haben. Sie hielten ein ganzes Weilchen, während Eure neue Sitte noch keinerlei Probe bestanden hat. Ihr werdet die Welt auf eine andere Stelle rücken. Nehmt Euch in Acht, daß sie dabei nicht zu unterst zu oberst kommt.“

„Unser Blut fließt in ihren Adern!“ rief er „es ist die Tochter der Seraphine.“

Die alte Dame zitterte bei Nennung dieses Namens vom Kopf bis zu den Füßen. Dann lachte sie gezwungen. „Nun“, sagte sie, „mich hast Du ja nicht zu fragen; aber dies ist originell, man könnte es fast für eine Rache des Schicksals halten. Denn Deine Mutter war die Erste, die rief: selbst wenn es mein Kind wär', ich sagte mich los, was könnt' ich mit ihr noch zu theilen haben? Ihr freilich geht jetzt mit Creti und Pleti um, Euch macht es keinen Unterschied.“

„Wol!“ rief er, „ich mache einen Unterschied! Wie Dir, wie der Mutter widerstrebt Alles in mir dieser modernen Richtung, diesem Zusammenwürfeln von unpassenden Zuständen, von unpassenden Leuten. Jeder in seiner Art vielleicht vortrefflich — zusammengebracht ein ewiger unabänderlicher Mißklang. Wenn ich trotzdem aus solchem Stande die Geliebte mir wählen mußte — *mußte*, Tante Severa, ich konnte nicht anders — so komme ich heut' nicht in blinder verliebter Wonne, sondern schweren Schritts; wissend, was ich thue — mit peinlichem Gefühl vorausahnend, wie die Familie sich stellen wird. Sähest Du das Mädchen, Du würdest mich begreifen!“

„Nie!“ sagte sie kurz. „Daß sie schön sein muß, hab' ich gleich verstanden. Ihr Vater war ja ein stattlicher Mann.“

„Nein“, rief Donat, „dem Vater gleicht sie nicht, sie ist eine echte Lilienstern, nur der Name fehlt! Sie paßt zu uns, gehört zu uns, an all' diese Bilder könnte sie herantreten und einen Platz für sich verlangen.“

„Sie hat nichts zu verlangen. Den Platz hat ihr Seraphine verscherzt. Geborene Fips — *das* im Stammbaum!“

„Tante Severa“, rief er mit warmem Gefühl, „wenn Du sie hier neben Dir hast, wirst Du nicht anders können als sie lieben!“

„Ich werde sie nicht sehen, Donat“, antwortete sie scharf. „Denkst Du, ich bliebe auch nur einen Tag unter demselben Dach mit Seraphinen's Tochter? Von ihr rührt alle Noth her. Jede Andere würde ich

eher empfangen. Zu solcher Demüthigung bin ich zu alt, Donat. Ich gehe fort — fort von hier, ohne mich umzusehen."

Bei diesen Worten stand sie auf; aber die gepriesene Lilienstern'sche Fassung verließ sie und lange stand Donat bei dem Sessel, in dem sie zitternd lag.

„Umsonst — umsonst, Alles umsonst, Du hast mein Leben heut' zu nichte gemacht. Nie bringst Du mich aber dazu, mein Panier als einen verbrauchten, veralteten Fetzen anzusehen. Werft Alles nieder — Mauern, Schlösser, Gesetze — die Ueberzeugungen könnt ihr nicht austilgen; wo noch ein Stückchen davon lebt, wird es immer wieder irgendwo emporwachsen und blühen. O Donat, daß Du es sein mußtest, der mir diesen Schmerz macht! Beda's Bruder hat mich oft zu sich eingeladen — ich lachte sonst darüber, wie konnte ich denken, je von hier fort zu können? War ich doch festgewachsen wie die alten Bäume im Park."

Donat hatte die Schwere seiner Aufgabe nicht zu hoch angeschlagen. Hülflos stand er dabei. Seine Seele gab ihren Klagen Recht und hing doch auch wieder fest an der Geliebten. Streit war in ihm, von dem er, wo auch der Sieg sei, keinen Frieden für sich zu erwarten hatte. Schon nach ein paar Tagen wurde die staubbedeckte Carosse hervorgezogen. Starr und steinern stieg die alte Dame ein. Donat stand dabei. All' seine Ueberredungskünste hatte er erschöpft. Die alte Pflegerin folgte, jeder sah ihn mit vorwurfsvollem Blick an, Alles so alt, so verfallen, daß man kaum begriff, wie sie den Muth hatten, ein neues Leben anzufangen. Sogar den alten blinden Hund nahmen sie mit. Donat hätte sich eigentlich befreit fühlen müssen, daß er diese Gesellschaft los wurde, aber er that es nicht, im Gegentheil, ihm war als ob mit ihnen die häuslichen Laren auf immer seinen Heerd verließen. Alte, liebe Gewohnheit, sagt man, und wenn es nicht etwas gar zu Unangenehmes ist, wird Einem alles lang Gewohnte lieb. (Schluß im nächsten Heft.)

Geiſerichs Antwort*).

Von **Hermann Lingg.**

Weißt Du, von wannen Du gekommen,
Und wann Du wirſt hinweggenommen?
Weiß ich's, wer mich bisher geführt?
Woher der Sturm kommt in die Wogen,
Und wo die Nacht kommt hergezogen,
Haſt Du vielleicht das aufgeſpürt?

Ich zog heran vom rauhen Norden,
Und Sieg auf Sieg iſt mir geworden,
Was willſt Du Klausner gegen mich?
Du ſagſt, wo dieſe Steine ragen,
Hat Kronen ſchon manch' Haupt getragen
Und all' ihr Ruhm und Glanz entwich —

Das iſt nichts Neues. Iſt hienieden
Nicht Alles eitel? Zeuch in Frieden,
Hab keine Furcht, dies braune Heer
Wird Dein und Deiner Zelle ſchonen,
Ich ſtürze Reiche, breche Kronen
Und ringe mit dem wilden Meer.

Die Wüſte hab' ich überwunden,
Und dieſe Todtenſtadt gefunden;
Sieh' meine Krieger bringen Wein!
Füllt ihm das Trinkhorn! Alter Schwede,
Du hielteſt eine lange Rede,
Und heiß iſt's, Du wirſt durſtig ſein!

---

*) Obiges Gedicht war von folgenden, an den Herausgeber gerichteten Zeilen begleitet, welche wir unſern Leſern nicht vorenthalten zu dürfen glauben: „Das Gedicht von Albert Möſer „Geiſerich in Memphis" (Salon, Heft I.) hat die nachſtehenden Strophen hervorgerufen. Ich hoffe Sie werden ihnen — nach dem Sprüchwort audiatur et altera pars — die Aufnahme in den Salon nicht verweigern. Dem Dichter der Völkerwanderung werden Sie es am Wenigſten verübeln können, wenn er ſeinen Helden Geiſerich auch noch Etwas ſagen läßt. ꝛc. ꝛc.
München, d. 16. October 1873. Dr. Hermann Lingg.

Eingeschlossen in Metz.

Nach Aufzeichnungen Mr. Robinsons.

Von **Th. Fontane.**

Unter den in Metz Eingeschlossenen befand sich auch Mr. Robinson, Correspondent eines großen englischen Provinzialblattes, des „Manchester Guardian". Er hat über seine siebzig Tage in Metz ein umfangreiches Buch geschrieben, dem ich, mit Uebergehung alles eigentlich Militairischen, das Nachstehende entnommen habe. Seine zahlreichen, namentlich über Marschall Bazaine eingestreuten Bemerkungen haben nur in so weit Werth, als sie die im damaligen französischen Officiercorps vorherrschende Anschauung wiedergeben. Die jüngeren Officiere beinahe ausnahmlos republikanisch, standen schon aus diesem Grunde gegen den Marschall, der aus seiner napoleonischen Gesinnung oder doch mindestens aus seinem Mißtrauen gegen die „Regierung vom 4. September" (Gambetta, Jules Favre) kein Hehl machte. Ich habe nirgends versucht, die Ansichten Mr. Robinsons, die den meinigen oft diametral entgegenstehen, zu modeln oder abzuschwächen, ein Punkt, den ich gleich Eingangs glaubte hervorheben zu müssen. Die Bedeutung dieser Aufzeichnungen liegt nicht in ihrer Charakteristik Bazaine's, oder wol gar in ihrer historischen Kritik, sondern in dem großen Schilderungstalent, das sich darin zu erkennen giebt. Das „Genre" ist die Domaine Mr. Robinsons. Ich lasse ihn nun selber sprechen.

Die August-Tage bis Noisseville.

„... Erschöpft durch die blutigen Kämpfe vom 14., 16. und 18. Aug. lagerte am 19. Mittags die französische Armee im Halbkreise um Metz her, auf dessen schützende Forts und Wälle sie zurückgeworfen war. Der Mont St. Quentin stand scharf profilirt im Licht der heißen Augustsonne; an seinem Fuße vorüber bewegte sich in langer Colonne der Zug der Verwundeten: Krankenwagen, Sessel, Bahren, dazwischen die Leichtblessirten gruppenweise zu Fuß. Alles drängte in die Stadt, zumeist den Klöstern und den Kasernen zu. Was in letzteren von Truppen lag, wurde in Zelten untergebracht, um Raum für die Verwundeten zu schaffen, aber alle vorhandenen Localitäten reichten nicht annähernd aus und so mußten Baracken-Hospitäler hergerichtet werden, die sich — denn man hatte nur Stunden zu ihrem Aufbau — durch die denkbar primitivsten Formen auszeichneten. Bretter wurden von zwei Seiten her schräg zusammengestellt (etwa so /\), so daß Giebeldächer entstanden, die ein temporäres Unterkommen und leidlichen Schutz gegen Sonne und Regen gewährten. Die Stadt benahm sich musterhaft; patriotisches Gefühl und christliche Barmherzigkeit erwiesen sich gleich lebendig. Tage lang drehte sich alles Thun und Denken um die Verwundeten; Protestant und Katholik, Arm und Reich waren gleich geschäftig, gleich hülfebereit; die Frauen (wie während des ganzen Verlaufs der Belagerung) bewundernswerth.

Als wir endlich Zeit gewannen, wieder einen Blick auf die eigene Lage zu werfen, fiel es uns auf's Herz; „umstellt! wir sind eingeschlossen“, Und doch, es konnte nicht sein. Der Hang nach Selbsttäuschung, der das Erbtheil unseres Geschlechts ist, war erfinderisch in Beweisen, daß unsere Lage keineswegs eine hoffnungslose sei. Der ganze Rückzug auf Metz war eine Kriegslist Bazaine's, und die Preußen, ihrer sonstigen Schlauheit zum Trotz, waren in die Falle gegangen. Mac Mahon, mit einem Ersatzheer, das wir beliebig auf 100,000 Mann oder auch auf das Doppelte und Dreifache berechneten, war im Anzug; Prinz Friedrich Karl zwischen zwei Feuern; Frankreich in Erhebung bis auf den letzten Mann; kein Deutscher (dessen waren wir in unseren enthusiastischen Augenblicken sicher) werde je wieder heimatwärts den Rhein überschreiten. „Denken wir an Anno 93! Erinnern wir uns der Antwort, die damals Frankreich dem Herzog von Braunschweig gab. Machen wir uns gegenwärtig, daß das damalige Paris drei Wochen lang 2000 Freiwillige täglich gegen den Feind schickte; erinnern wir uns des großen Tages von Valmy“; so hieß es in jedem Gespräch, das an jeder Ecke und in jedem Café geführt wurde

Aber, wie das zu sein pflegt, nüchterne Erwägungen gingen nebenher und am 24, genau an dem Tage, an dem unsere Hoffnung auf der Höhe stand und wir jede Minute den ersten Kanonenschuß Mac Mahons zu hören gewärtigten, an eben diesem Tage hielten „Msrs. les Mossins“ eine große Versammlung im Stadthause ab, in der eine „Bombardements-Versicherungsgesellschaft“ gegründet werden sollte. Man konnte sich über 5 oder 10 Procent nicht einigen und ließ, nach heftiger Debatte, das ganze Unternehmen fallen, weil ein feiner Kopf inzwischen die Frage angeregt hatte, ob durch eine solche Versicherungsgesellschaft von durchaus privatem Charakter nicht die später an den Staat zu erhebenden Ansprüche jedes Einzelnen compromittirt werden könnten.

Am 24. war auch Gefangenenaustausch. Wir schickten dem Prinzen über 700 Mann hinaus, worauf er seinerseits uns sein Ehrenwort hineinschickte: „daß er für den Augenblick keinen Mann zur Gegengabe zur Hand habe und daß er unser Schuldner bleiben müsse, da alle Gefangenen bereits auf dem Wege nach Deutschland seien.“ Dies war nun weiter nichts Ueberraschliches, im Gegentheil; aber die Hoffnungskraft unserer „Messins“ wußte aus all und jedem Nahrung zu ziehen, und so galt ihnen denn der schnelle Gefangenentransport nach Deutschland als ein unanfechtbarer Beweis, daß man einer Befreiung dieser Gefangenen durch den heranziehenden Mac Mahon habe vorbeugen wollen.

Zwei Tage darauf, am 26., culminirte die frohe Erwartung jedes Einzelnen. Im Lager zeigte sich Bewegung und gleich darauf hieß es: „das Corps Frossard marschirt bis in die Höhe von Fort St. Julien und hat Ordre den Fluß zu überschreiten.“ Diese Nachricht hätte die Metzer elektrisirt, auch wenn jedes andere Corps zu diesem Marsche beordert worden wäre, daß es aber das Corps Frossard war, hatte doch noch eine ganz besondere Bedeutung. Frossard hatte Saarbrücken genommen, hatte den ersten großen Stoß bei Spicheren, dann den zweiten bei Bionville, endlich den dritten bei Rozerieulles und Ruffine auszuhalten gehabt, er war deshalb zu einer Art Kriegsmesser — zu einem Bellometer wie die Metzer sagten — geworden, und Frossard in Front bedeutete so viel wie Wiederaufnahme des

Kampfes. Wiederaufnahme des Kampfes aber hieß: Vereinigung mit Mac Mahon, Sieg, Freiheit!

Alle diese Träume sollten Träume bleiben, und in der That gleich die ersten Stunden stellten dem Unternehmen ein wenig günstiges Horoskop. Es begann zu regnen, erst mäßig, dann heftig, dann fiel es wie in Strömen vom Himmel. Von der Höhe von Plappeville hernieder stiegen zwei unserer Divisionen; um Montigny herum wand sich eine lange Cavalleriecolonne; das Wasser spritzte auf, die Hufe der Pferde versanken in dem aufgeweichten Boden. Endlich war die Mosel überschritten; etwa in Stärke von zwei Corps hielten die Unseren an den lehmigen Abhängen von St. Julien, Front gegen den Feind. So standen sie dreizehn Stunden ohne sich zu rühren; der Regen klatschte nieder: dann kam Ordre in das Lager am linken Moselufer zurückzumarschiren. Und so geschah es. Aber was die ermüdeten Regimenter am Morgen des 27. innerhalb ihrer alten Lagerstätte vorfanden, das waren Pfützen, in denen sie nun die vierundzwanzig Stunden zuvor abgebrochenen Zelte wieder aufzuschlagen hatten.

Diese Rückkehr ins alte Lager war die Folge eines Kriegsrathsbeschlusses, der am 26. Nachmittags in Schloß Grimont gefaßt worden war. Alle Corpscommandeure und die Chefs der Specialwaffen waren zugegen. Man kam überein, die Armee im verschanzten Lager von Metz zu belassen und fortan durch Unternehmungen des kleinen Kriegs die Kräfte der zur Einschließung verwendeten deutschen Truppen aufzureiben. Die Motive zu dieser Beschlußfassung waren mannigfacher Art. Unter andern war auch geltend gemacht worden, daß die Witterungsverhältnisse (der Regen) einem Durchbrechungsversuche nicht günstig seien.

Was das wahrhafte Motiv dieses Aufgebens der Offensive und der Rückkehr in's Lager am linken Moselufer war, wird vielleicht niemals aufgeklärt werden. Nur Vermuthungen sind darüber gestattet. Es scheint, daß schon zu einem so frühen Zeitpunkt, wie der 26. August, Bazaine entschlossen war in Metz zu bleiben und seine Chancen abzuwarten. Nur durch Andere sah er je zuweilen seine Pläne durchkreuzt und sich selber (wenn auch nur vorübergehend) zu Concessionen gezwungen. Eine solche Concession war auch die Truppenconcentration bei Fort St. Julien am 26. August. General Coffinières hatte all' die Zeit über darauf gedrungen: „das Erscheinen Mac Mahons nicht abzuwarten, sondern ihm entgegenzugehen" und selbst noch während des auf Schloß Grimont abgehaltenen Kriegsrathes scheint er, im Gegensatz, zu der Mehrzahl der Generale, für Durchbrechung der feindlichen Linie gesprochen zu haben. Der Anatagonismus zwischen Bazaine und Coffinières, der später ein öffentliches Geheimniß und von den Gegnern selbst so gut wie zugestanden war, trat schon in den ersten Wochen der Belagerung hervor und wurde wahrscheinlich in jener Kriegsrathssitzung auf Schloß Grimont geboren. Bazaine war nicht der Mann entgegenstehenden Ansichten, zumal wenn sie die Kreise seines Ehrgeizes störten, ein williges Gehör zu leihen.

Alles, was auf Schloß Grimont vorging, blieb uns, bis mindestens zum nächsten Tage (wo die Rückkehr des Frossard'schen und Leboeuf'schen Corps ins alte Lager die beredteste Sprache führte) ein Geheimniß und so waren dieselben Stunden, die unseren bis auf die Haut durchnäßten Truppen am Abhange des Fort St. Julien so unbehaglich wie nur möglich vergingen, für uns Zurückgebliebene und Cafehausgeschützte so ziemlich die hoffnungs-

reichsten und heitersten, die wir in den siebzig Tagen der Metzer Belagerung erlebten. Die Stadt fieberte vor Aufregung, aber es war die Aufregung wie vor einem Fest. Extrablätter wurden ausgegeben, jede Stunde ein neues, und als um neun Uhr die bis dahin überfüllten öffentlichen Locale geschlossen wurden, war jede Straßenecke ein Versammlungspunkt, wo bis in die Nacht hinein politisirt wurde. Ein Chasseur war angekommnn (dies war wahr), er hatte die ganze Strecke zwischen Verdun und Metz mit verhängtem Zügel zurückgelegt (dies war halb wahr). Mac Mahon, so sagte er aus, habe am 25. Verdun erreicht und den Preußen eine entscheidende Niederlage beigebracht: enorme Verluste, fünf preußische Generale gefangen genommen, 140 Kanonen erobert. Auf der ganzen Strecke zwischen Verdun und Metz sei er keinem einzigen Preußen begegnet. So weit sein Bericht. Da er verdurstet war und ein lebhaftes Verlangen nach kaltem Grog zu erkennen gab, so wurde für ihn gesammelt, was ihm seinerseits immer erneute Veranlassung gab, uns zu erzählen, was und so viel wir hören wollten. Es ging Zug um Zug; für jedes Glas Grog ein Gemetzel mehr. Endlich wurde er zum General Coffinières geführt, einem strengen Examen unterworfen, dann eingesperrt und nach drei Wochen vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zu drei Monat Festungsarbeit verurtheilte. Das war das Ende unseres Chasseurs.

Am 26. Abends indeß lagen alle die entsprechenden Aufklärungen noch fern, wir glaubten an den großen Sieg bei Verdun, der Moment unserer Befreiung schien nahe und ich begab mich zum großen Postamt, um anzufragen, ob es möglich sein werde, folgenden Tags einen Brief zu befördern. Man antwortete „Ja"; um sieben Uhr früh würde expedirt, Briefe, die mitsollten, müßten bis um sechs Uhr eingeliefert sein. Sie gaben mir die Antwort bona fide: sie glaubten es wirklich.

Kaum hatte sich die Nachricht in der Stadt — die seit dem 17. ohne allen Verkehr mit der Außenwelt war — verbreitet, daß am nächsten Morgen Briefe befördert würden, so setzte sich Alles an den Schreibtisch. Ich meinerseits schrieb die ganze Nacht, stand um sechs Uhr früh am Schalter und sah hier Scenen, wie ich sie selbst bei Processionen und erstem Auftreten von Primadonnen kaum erlebt habe In der engen Gasse — große Postämter sind immer in Gassen — drängten sich Tausende; Bitten und Schreien, Beschwörungen und Verwünschungen — wohl dem, der eine breite Brust und spitze Ellenbogen hatte; nur mit der Flanke war hier vorzudringen. Endlich war ich an den Kasten heran und der Brief hinein. Was aus ihm geworden ist, hab ich nie erfahren; in England jedenfalls ist er nicht angekommen. Ich unterhalte einen starken Verdacht, daß er, wie die übrigen Briefe, einer Musterung unterworfen wurde, an die keiner der Schreiber während der geopferten Nachtstunden gedacht hatte. Um das Metzer Postamt jener Wochen und Monate sind Geheimnisse her, die wenig Aussicht haben, jemals gelöst zu werden.

An einem dieser letzten Augusttage, ich weiß nicht mehr genau an welchem, schnitten uns die Preußen den Wasserzufluß ab, der, wie in alten Römertagen und theilweise unter Benutzung des alten Aquäducts, von Gorze her in die Stadt geführt wurde. Die Verlegenheit war groß, aber nur momentan. General Coffinières wußte Hülfe zu schaffen, ließ, mit Hülfe dreier Dampfmaschinen, das Moselwasser bei Pont des Roches in große bereits vorhandene Reservoirs hineinpumpen, staute das Wasser der Seille

auf und wußte aus den in Strömen herabfallenden Regen, den er in Cisternen auffangen ließ, wenigstens diesen einen Vortheil zu ziehen. Die Umsicht, mit der General Coffinières dabei verfuhr, gab mir ein großes Vertrauen zu diesem Mann, das er, nach dem Geist und guten Willen, den er besaß, vielleicht gerechtfertigt hätte, wenn er zugleich von einem größern Selbstvertrauen erfüllt gewesen wäre. Unter ihm hätte Metz noch Wochen, vielleicht noch Monate lang ausgehalten, und wie anders wäre dieser Krieg verlaufen, welche Opfer wären Frankreich erspart worden, wenn die Armee des Prinzen Friedrich Karl nur noch vierzehn Tage länger an der Mosel festgehalten worden wäre.

Die Nacht vom 27. auf den 28. August verbrachte ich auf Vorposten bei Montigny und zwar mit einem Trupp der Unserigen zusammen, die sich einer bei Augny errichteten neuen preußischen Batterie gegenüber, kaum 2000 Schritt in Front derselben, eingegraben hatten. Die Nacht vorher (briefschreibend) nicht geschlafen und nun diese Nacht! Mit Schaudern denk' ich daran zurück. Erst ein Gewitter, daß die Flammen überall aus der Erde aufzuschlagen schienen, — es blitzte gen Himmel, nicht vom Himmel herab. Und dazwischen, mit den Elementen um die Wette, die Schüsse der preußischen Batterie. Endlich schwiegen Beide, aber nun fiel der Regen, als würden Kannen ausgegossen; wir standen knietief im Wasser und es war unmöglich, eine Pfeife brennend zu erhalten. Gegen Morgen ließ das Unwetter ein wenig nach, aber es regnete noch immer. Heimkehrend in die Stadt, hört' ich in einem der Wallgräben an der Porte Serpenoise eine Flintensalve. Ich war zu müde um zu fragen was es sei; zwei Stunden später hörte ich: ein Spion sei erschossen. Es war, während all der Wochen, die ich in Metz zubrachte, die einzige Execution derart.*)

Ueber diesen Spion habe ich nachträglich Erkundigungen eingezogen und dabei das Folgende erfahren. Der Unglückliche war Nikolaus Schull, ein Ungar von Geburt, in Wien erzogen, in Amerika naturalisirt, wo er lange Zeit als ein Partisan des Kaiser Maxmilian gelebt und den Guadeloupeorden erhalten hatte. Mager, lang aufgeschossen, von starkem rothem Backenbart, machte er auf den ersten Blick ganz einen Yankee-Eindruck. Er hatte viel gesehen und viel befahren, war ein Abenteurer, aber ein Mann von Geist und Charakterstärke, nur in seinen Grundsätzen schwach. Er war höchst wahrscheinlich ein Doppelspion, der gegen gute Zahlung eben so Deutschland an Frankreich, wie Frankreich an Deutschland verrathen hatte. Am 10. August, also vier Tage vor dem Erscheinen der Preußen, wurde er im Wagen verhaftet, als er sich eben anschickte, die neuen Erdwerke aufzuzeichnen, oder

*) Wenn Mr. Robinson in dieser Angabe Recht hat, so würde sich dadurch eine Erzählung erledigen, die während der Belagerungswochen in Cours war und große Theilnahme weckte. Es hieß, ein Freiwilliger (Berliner Kind, einziger Sohn reicher Eltern) habe mit seinem Quartiergeber in Aubonè Freundschaft geschlossen und diesen, der alle Wege und Stege kannte, beschworen ihn, bei Gelegenheit einer seiner Metz-Excursionen, mit nach der Stadt hineinzunehmen. Der „Proprietaire", der das Mißliche der Situation mehr fühlte als unser Freiwilliger, gab endlich nach; der Letztere vertauschte den Rock mit der Blouse, so brach man auf und Metz wurde glücklich erreicht. Alles schien gut gehen zu sollen; im letzten Moment aber brachte ein unbedachtes Wort die Entdeckung und Beide wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. In dem Briefe, den der junge Freiwillige schrieb, soll der Schmerz darüber, daß er einen Unschuldigen mit in sein Schicksal hineinzog, am lautesten gesprochen haben.

vielleicht nur zu überblicken. Der Beweis seiner Schuld nach dieser Seite hin war und blieb sehr schwach. Was gegen ihn entschied, waren die Papiere und Legitimationszeichen, die bei ihm vorgefunden wurden. Er hatte französische, vom General Ducrot (in Straßburg) und preußische, wie es hieß von der Mainzer Commandantur ausgestellte Papiere, die ihm also freie Bewegung hüben und drüben gaben, außerdem führte er eine preußische Erkennungs-Medaille, die ihn als Mitglied des preußischen Aufklärungs-Departements (Intelligence Département) erkennen ließ und 1000 Francs in Gold mit sich. Auf diese Dinge hin, wozu sich der Verdacht gesellte, die Stärke der französischen Armee bei Weißenburg und Wörth an die Preußen verrathen zu haben, wurde er verurtheilt und Sonntag, den 28. August, während der Regen vom Himmel fiel, an schon genannter Stelle erschossen. Er starb wie ein Held, nachdem er nur zwei letzte Wünsche geäußert hatte. Diese gingen dahin, daß man ihn anständig begraben und zwei Gebetbücher, die er hatte, an seine Kinder senden möge. Beide Wünsche sind erfüllt worden. Ein einfacher Stein auf dem Chambière-Friedhof zeigt die Stelle, wo er liegt.

Am 27. waren, wie ich bereits erwähnt, unsere auf's rechte Moselufer geschobenen Corps in die alten Lagerplätze zurückgekehrt und während man Seitens derselben bemüht war, sich so gut wie möglich wieder einzurichten, wurden einzelne Scharfschützenabtheilungen auf das große Plateau von Amanvillers zu detachirt, um wo möglich Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Denn wiewol wir uns hier und da unter seinen Kanonen, ja gelegentlich selbst unter seinem Gewehrfeuer befanden, so konnten wir daraus doch nur schlußweise die Existenz eines Feindes feststellen — zu sehen war er nicht. Er steckte in den zahlreichen Wäldern und Wäldchen, in denen er sich, in Gemäßheit seiner ursprünglich den Polarkreisen entstammten Natur, troglodytenhaft eingenistet hatte.

Wir sahen ihn nicht, aber desto mehr war er der Gegenstand unserer Unterhaltung und die Epoche leitete sich ein, wo die hundertfältig variirte Geschichte vom „grausamen Preußen" und „tapfern Franzosen" das Entzücken jeder Cafehaus- und jeder Wachtfeuerversammlung zu bilden begann. Alle die alten „irish bulls" wurden wieder lebendig, nur national gemodelt, und der „Chasseur zu Fuß", der sechs Ulanen umringt und eingefangen hatte, war schon innerhalb der ersten zehn Tage eine stehende Figur. Aber auch Harmloseres, in dem sich die liebenswürdigste Seite der Franzosen, ihr heiterer Sinn und der bei aller Eitelkeit doch vorhandene Hang zur Selbstpersiflage aussprach, lief dazwischen und so entsinne ich mich, wie die Schilderung einer „Cavallerieattake", die von einem Compagnie-Komiker mit reizend outrirter Ernsthaftigkeit vorgetragen wurde, uns alle amüsirte. Der Gegenstand des Angriffs war eine alte, in ihrem Beruf emsig beschäftigte Waschfrau, die sich plötzlich, am Seilleufer einem der gefürchteten Ulanen gegenüber sah. Sie sinkt in die Kniee, sie hebt die Hände gen Himmel, sie beschwört — umsonst, weder ihr Alter noch ihre Häßlichkeit scheinen sie beschützen zu sollen. Wie ein Rasender dringt der aus dem Sattel Gesprungene auf sie ein, der Säbel fährt aus der Scheide, noch ein Augenblick und ... Nein, die Scene hat sich verändert. Mit der Linken ein neben ihr liegendes Stück Seife aufnehmend, dem die ganze Attake gegolten hatte, theilt er das Stück mit Hülfe seiner gezückten Waffe in zwei Theile, reicht der alten Frau die eine Hälfte, steckt die andere Hälfte auf seine Säbelspitze und — jagt grüßend von dannen.

Diese kleinen Vorkommnisse unterhielten uns mehr, als sich der inmitten eines freien geistigen Verkehrs Stehende nur irgendwie vorstellen kann. Wir hatten keine Briefe; unsere neuesten Tagesblätter brachten nichts Neues; so waren uns Anecdoten, gleichviel ob erlebt oder erfunden, hoch willkommen; sie hielten uns bei Laune und bewahrten uns vor Zänkerei und malcontentem Gerede.

Im Uebrigen war das Wenige von Zerstreuung und Erheiterung, das diese Dinge gewährten, uns wol zu gönnen, denn wir hatten gleichzeitig den Anblick von viel Traurigem. Die armen Verwundeten! Zu Hunderten fielen sie der Unbill des Wetters zum Opfer. In den Zeltlazarethen auf Ile de Saulcy kam das Wasser oben vom Himmel und unten von der Mosel gleichmäßig über sie. Die Zelte wurden weggeschwemmt und mancher Amputirte ertrank auf seinem Strohlager, eh' man ihn retten konnte. Auch die Insel Chambière hatte ein Zeltlazareth und der monotone Schlag des Regens, der erst auf das Segeltuchdach und dann endlos von Secunde zu Secunde in einzelnen Tropfen auf die Betten fiel, brachte die Dabeistehenden halb von Sinnen, während die ohnehin nervenerregten Kranken geradezu daran zu Grunde gingen.

So war es in den letzten Tagen des August. Da klärte sich das Wetter auf; die heiße Sonne trocknete rasch die Wege und am 30. August — im Gegensatz zu den Beschlüssen, die am 26. auf Schloß Grimont gefaßt worden waren — ging den einzelnen Corps erneute Weisung zu, sich marsch- und schlagfertig zu machen. Wir waren thöricht genug, Allem zum Trotz, was wir bis dahin schon erlebt hatten, noch einmal unsere Hoffnung aufflackern zu lassen. Freilich zum letzten Mal. Der nächste Tag brachte die Schlacht bei Noisseville, der dann folgende unsere abermalige Rückkehr ins „alte Lager".

„Von da ab kannten wir unser Loos."

Die Schlacht bei Noisseville

am 31. August und 1. September.

„. . . Die Schlacht bei Noisseville mußte französischerseits gewonnen, die preußische Linie durchbrochen werden. An halben Maßregeln, gewollt oder nicht gewollt, scheiterte das Unternehmen. Die am 31. errungenen Vortheile wurden nicht ausgenutzt; als Tags darauf, am 1. September, das Versäumte nachgeholt werden sollte, war es zu spät. Der Feind hatte inzwischen bedeutende Verstärkungen herangezogen, 78 Geschütze waren zwischen Servigny und St. Barbe aufgefahren und das Massenfeuer dieser Artillerielinie leitete seinen Angriff ein, den er nunmehr unternahm, um das am Tage zuvor verloren gegangene Noisseville wieder zu erobern.

Diese Kanonade spottet in der That jeder Beschreibung. Es war wie ein Wirbel von Feuer. Das Pfeifen der Granaten war so laut und so andauernd, daß es wie das Dampfauslassen einer Locomotive in einer Bahnhofshalle war. Dieser Vergleich drängte sich mir damals auf und ich habe auch seitdem nichts finden können, das bezeichnender wäre. Dies Feuer dauerte schon geraume Zeit. Das Dorf brannte an verschiedenen Stellen. Verwundete gingen zurück und erzählten uns im Vorübergehen, daß wir zu schwach seien uns zu halten. Bazaine war all' die Zeit über in St. Julien, eben jetzt beim Frühstück. Er hatte die Garden um sich her; aber keine

Hülfe kam; dieselben Truppen, die gestern bis in die Nacht hinein gefochten hatten, mußten jetzt auf's Neue den Kampf bestehen. Die Kräfte versagten; es ging zurück. In diesem Augenblick kam eine Mitrailleusenbatterie den Abhang herauf und fuhr inmitten fast der zurückgehenden Colonnen auf; sie hatte ersichtlich den Zweck, das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen, das, was uns an Infanterie mehr und mehr zu fehlen begann, zu ersetzen. Ich stand in unmittelbarer Nähe. Keine Buchstabenzusammenstellung ist im Stande den Ton zu imitiren, den diese fünfundzwanzig Rohrlöcher von sich gaben, Gr-r-r-ratt mag dem Ton am nächsten kommen; es wirkt auf die Magennerven und ein Unbehagen, ähnlich dem der Seekrankheit, kommt über uns. Die Preußen avancirten mit Bravour; „Gr-r-r-ratt" — große Lücken waren gerissen; der Angriff stockte. Aber nicht auf lange. Drüben avancirten die Batterien und immer dichter schlugen die Granaten ein, erst stürzten einige Pferde, Sand und Steine waren wie eine Staubwolke um uns her; die Situation wurde zu heiß, also rückwärts! Noisseville war wieder in Händen der Preußen. Marschall Leboeuf hielt persönlich aus bis zuletzt, immer in Front. Eitel, eifersüchtig, unsittlich — alles mag er sein, aber er hielt sich wie ein Löwe, wenn anders diese Bezeichnung mehr Tapferkeit bedeutet als der Name, den er selber führt. Seine Adjutanten bildeten eine Gruppe hart neben ihm. Da schlägt eine Granate in die Gruppe ein, Chausséesteine fliegen wie ein Regen umher; als der Staub sich gesenkt hat, sehen wir Capitain Vandrimey, Generalstabsofficier, am Boden liegen, ein Granatsplitter war ihm in Brust und Lunge gedrungen. Eh' wir ihn bei Seite schaffen konnten, war er todt. Mit ihm waren fünf, sechs Ordonanzen getroffen, leichter und schwerer. Krankenpfleger von der Genfer internationalen Gesellschaft waren mit ihren weißen Mützen und Brussards und all' ihrem wunderbaren Transportapparaten zur Hand und thaten ihr Bestes. Ich hebe dies um so lieber hervor, als es nahezu das einzige Mal war, daß ich die Mitglieder dieser Gesellschaft inmitten des Schlachtfeldes und wirklich hülfeleistend sah. Im Allgemeinen thaten sie nichts.

Im Centrum hatten die Preußen den Sieg; eine kurze Zeit noch glaubten wir es am rechten Flügel, wo das 25. Linienregiment vorging, halten zu können, aber unsere Signale riefen uns zurück; das am 31. August glücklich Begonnene war am 1. September, weil es an Einsicht oder gutem Willen gebrach, wieder verloren gegangen. Mit Mühe und Gefahr (auf Wunsch des Marschall Leboeuf) schlichen wir uns noch einmal, auf Noisseville zu, vor, um die Leiche Capitain Vandrimey's zurückzuschaffen; es glückte auch. Ein geringer Trost, wo so viel verloren gegangen war.

So endigte unser letzter Hoffnungstag in Metz. Unser Vertrauen in die Fähigkeit Bazaine's war von da ab völlig todt. Was hatten wir gesehen? Wir sahen eine Armee ohne Einheit des Commandos sich in Bewegung setzen und diese Bewegung unterbrochen in dem Moment, wo ein Nachtmarsch die Position in unsere Hände gegeben hätte. Wir sahen eine Truppe, nachdem sie einen Tag lang gekämpft und eine Nacht gewacht hatte, ohne Unterstützung gelassen. Wir sahen unsern Sieg, den wir trotz alledem in Händen hielten, uns durch thörichte Ordres weggeschnappt. Das war zu viel. Vertrauen kam nicht wieder und als wir schließlich wahrnahmen, daß sich politische Intrigue zu militairischer Unfähigkeit gesellte, war der Moment da, wo wir unsern General en chef weder für ehrlich noch für fähig hielten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Achilles Bazaine.

Digitized by Google

Auf dem Thurm der Cathedrale.

Ich war der einzige Civilist in Metz, der Erlaubniß hatte den Cathedralenthurm zu besteigen, wo sich allerhand Ferngläser und außerdem eine Telegraphenstation befand, die mit dem Commandanten (Coffinières), mit dem General en chef (Bazaine) und mit jedem der Forts directe Verbindung unterhielt. Meine Erlebnisse hier waren mannigfach. Eines Tages, als wir wieder beobachteten, trat ein Generalstabs-Hauptmann von dem Fernglase zurück und rief mir zu: „Mon Dieu, die Preußen avanciren en échelon." — „Wo?" fragte ich. — „Dort", rief er und zeigte auf lange schwarze Linien, die sich quer durch die Felder zogen. Ich sah nun durch das Glas und sagte mit leise sarkastischem Anflug: „Ja, mein Capitain, es sind dieselben Preußen, die Metz einschließen." — „Wie das?" — „Es sind lange Pappelschatten, die in Streifen sich über das Feld strecken." Er sah noch einmal zu und sagte dann: „Sie haben Recht." Dies sprach sich aus und „les ombres des peupliers" wurden sprüchwörtlich, um anzudeuten, daß wir nicht von einer *wirklichen* zahlreichen Armee, sondern nur von Schatten, von Gebilden unserer Phantasie umstellt wären. Wir schufen uns in unserer Einbildung einen Feind, der thatsächlich nicht vorhanden war, oder *wenn* vorhanden (was am Ende nicht ganz zu bestreiten war), doch so schwach, in so dünner Linie, daß es unmöglich schwer halten konnte, dies Blatt Papier an jeder beliebigen Stelle zu durchstoßen.

Geh' ich auf diesen Punkt ein wenig näher ein.

Der beständige Regen hatte die Felder selbst unpassirbar gemacht; so war man preußischerseits auf die großen Straßen angewiesen und an diesen Straßen hin stand man in langen Strahlen, aber das zwischen gelegene, halbe Meilen breite Terrain war so gut wie unbesetzt. Die Armee hatte den besten Willen den Vorstoß zu wagen, von dem man sich das Beste versprach; eben so war die Stadt gewillt ihr Schicksal zu tragen, worin immer es bestehen mochte. Aber so bereitwillig die Stadt und die Truppen waren ein Aeußerstes zu wagen, so abgeneigt war Bazaine. Er wollte sich nicht compromittiren, keine Chancen aus der Hand geben; seine ganze Politik hieß „abwarten". Wenn ein starkes republikanisches Gouvernement zu Stande kam, oder wenn Preußen alle Anstalten traf, ein solches republikanisches Gouvernement nicht aufkommen zu lassen, so konnte er mit solchem Gouvernement oder vielleicht auch mit den Preußen pactiren, je nachdem das eine oder das andere die größeren Vortheile versprach. (Es scheint, daß er, Mr. Robinson, an dieser Stelle ein solches Pactiren mit Preußen meint, das ihn, den Marschall, etwa zum Protector gemacht haben würde. Die ganze Stelle ist absichtlich dunkel gehalten.) Er hatte Lust den Glamis, den Cawdor zu spielen, jedenfalls mehr sich selbst als seinem Lande zu dienen. Derselbe Ehrgeiz, den er schon in Mexiko bewiesen hatte, trat jetzt wieder sichtbarlich hervor. Nur so wird diese „Belagerung von Metz" erklärlich, nur so läßt es sich begreifen, daß diese schöne französische Cavallerie schließlich zu nichts verwendet wurde, als ihre Pferde aufzuzehren oder aufzehren zu lassen. —

Unsere Luftballons.

Seit Mitte August war man in Metz von dem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, keine Nachrichten, keine Briefe, keine Journale; eben so unmöglich war es, Nachrichten nach außen hin gelangen zu lassen. Der

Zirkel war eisern und für den Einzelnen undurchbrechbar; der Vorpostendienst wurde preußischerseits aufs Glänzendste gehandhabt. Man litt unter dieser Absperrung nicht blos politisch-militairisch, vor Allem auch moralisch; die geistige Oede, das Ausbleiben jedes Zuströmens von Neuigkeiten ward schmerzlicher empfunden als das Ausbleiben des frischen Wassers. Für diese gab es Nothbehelfe; das Moselwasser war schlecht, aber es war doch Wasser, der Mangel an Nachrichten jedoch, das Aufhören jedes geistigen Verkehrs war absolut.

Schon Anfang September, unmittelbar nach dem gescheiterten Durchbrechungsversuch am 31. August (Noisseville), entstanden Pläne dieser Verkehrsnoth abzuhelfen.*) Ich proponirte Luftballons, was angenommen wurde.

Wir begannen damit Nachforschungen nach dem für unsern Zweck unerläßlichem Material anzustellen: Papier, Kattun, Seide, Kautchouk Benzin und Terpentingeist; letztere beide um den Kautchouk zu lösen. Auch die Seilerläden wurden besucht, um uns der nöthigen Schnüre und Stricke zu versichern. Als Beweis dafür, an wie kleinen Dingen, oft die bessere oder schlechtere Ausführung eines Planes hängt, mag angeführt werden, daß uns die Limonaden- und Sodawasserfabrikanten um die Möglichkeit brachten, unsere Ballons mit Wasserstoffgas zu füllen. Die starke Nachfrage nach Limonade und Sodawasser hatte zu vorzeitiger Consumirung aller Salz- und Schwefelsäure geführt, so daß sich die Entwickelung des betreffenden Gases (Hydrogen) aus Zink und Mineralsäure vollzog. Hundert ähnliche Hindernisse waren zu überwinden; es glückte aber schließlich doch.

Die Autoritäten hatten mich förmlich zum Luftballonfabrikanten ernannt und ein großer Boden in der Artillerie- und Ingenieurschule war mir als Atelier überlassen worden. Schon am 4. September ging ich an's Werk; nach wenigen Tagen war ein Ballon, der nach Art der Montgolfièren mit verdünnter Luft gefüllt wurde, glücklich hergestellt und eine „erste Auffahrt" schien sich glücklich bewerkstelligen zu wollen, als einer meiner Arbeiter, in der Hitze des Gefechts, den eben gefüllten, prächtig aufgeblasenen Ballon mit einer Leiter zerstieß. Die Verstimmung war groß; aber neue Arbeit war das beste Mittel dieser Verstimmung Herr zu werden und bereits am 12. September konnte in Affichen angekündigt werden, daß man vom 13. September ab im „Bureau de poste aérostatique Briefe in Empfang nehmen werde, von denen jeder auf einem Papierstreifen von zwei Zoll Breite und dreiunddreiviertel Zoll Länge geschrieben sein müsse. Inhalt: „ich lebe noch und befinde mich gut oder schlecht." Eine enorme Zahl

*) Ziemlich gleichzeitig mit Mr. Robinson brachte ein französischer Capitain, Namens Schulz (der Erfinder der Mitrailleuse), seine demselben Zweck dienenden Pläne zur Kenntniß der Behörden. Beider Pläne liefen auf dasselbe hinaus: Luftballons, zunächst ausschließlich für Briefe, später im Fall des Gelingens vielleicht auch für Personen, speciell zur Beobachtung des feindlichen Lagers, zu benutzen. Die betreffenden Pläne wurden dem General Coffinières, schließlich dem Marschall selber vorgelegt. Beider Pläne fanden Billigung. Capitain Schulz, was gleich vorweg bemerkt sein mag, baute einen größern und festern Ballon, der selbst die Bewunderung des rivalisirenden Mr. Robinson fand; — er hatte aber Unglück mit seinem Prachtbau. Aus unaufgeklärten Gründen sank derselbe, nach glänzender Erhebung, in die preußischen Linien nieder und Capitain Schulz wurde von dem Tage an aus der Liste der Ballonmacher gestrichen. Mr. Robinson und sein Mitarbeiter, Lieutenant Bréguet, behaupteten das Feld. D. Uebers.

von Briefen ging ein. Vorerst konnten nur achttausend befördert werden, die hundertweise zusammengebunden wurden; alle zusammen in einer Kautchoukhülle, an der äußerlich folgende Notiz befestigt war: „Derjenige, der dies Packet findet und es gegen eine Empfangsbescheinigung bei einem Postamte abliefert, erhält gegen Vorzeigung dieser Bescheinigung eine Belohnung von hundert Francs. Divisionsgeneral Coffinières.“ Nun wurden die Stricke gelöst und siehe da, unter ungeheurem Jubel der ganzen Bevölkerung und unter dem beständigen Rufen „bon voyage“, stieg der Ballon in die Luft. Von hohen Punkten aus konnten wir ihm lange folgen; mit der Schnelligkeit von sieben deutschen Meilen die Stunde steuerte er südwärts auf Vesoul und Besancon zu. Alles war voll Dank; auch die Autoritäten gaben dadurch ihre Zufriedenheit zu erkennen, daß sie mir und meinen Mitarbeitern statt des großen Bodens den Manöversaal einräumten. Sofort gingen wir zur Herstellung neuer Ballons. Unser Verfahren dabei mag in Kürze beschrieben sein.

Auf langen Tischen waren Muslinfahnen ausgebreitet, auf die wir zunächst Papier aufklebten Sobald Alles trocken war, gaben wir dem Papier zwei Collodiumüberzüge und schnitten nun die so hergerichteten großen Fahnen in Stücke wie sie zur Formung eines Ballons nöthig waren. Nun klebten wir diese einzelnen Stücke zusammen, derart, daß der Muslin die Außenseite bildete. Der so hergestellte Ballon wurde mit Hülfe eines großen Blasebalgs einfach aufgeblasen und mit einer luftdichten Masse überzogen. Eine Mischung von Leim, gekochtem Oel und Glycerin hatten wir als bestes Anstrichsmaterial festgestellt. Nach diesem Anstrich war der Ballon fertig, es fehlte dann eben nur noch die Füllung mit verdünnter Luft, um ihn steigen zu lassen. Unsere Geschicklichkeit wuchs so schnell, daß wir alsbald im Stande waren täglich einen Ballon herzustellen. Da wir denselben, über die anfänglichen drei Meter hinaus, schließlich einen Durchmesser von fünf Meter gaben, so vermochten wir in der Regel fünfundzwanzigtausend Briefe aufsteigen zu lassen. Wie viele von der enormen Gesammtsumme der expedirten Briefe (hundertfünfzigtausend) ihren Bestimmungsort erreicht haben, vermag ich nicht zu sagen; — wol kaum der vierte Theil, denn Wind und Wetter waren uns nicht immer günstig und die Preußen außerordentlich auf der Hut. Bei einer bestimmten Gelegenheit ließen wir, am Ballon befestigt, ein Bauer mit Brieftauben aufsteigen, an deren Hals ein Zettel hing: „wer diese Tauben mit Nachrichten zurückschickt, erhält hundert Francs“; aber das Schicksal dieser armen Thiere war, in einer preußischen — Taubenpastete unterzugehen. Die Belagerer sandten uns anderen Tages schon einen Parlamentair mit der kurzen Notiz: „Besten Dank; sie waren weich und schmackhaft.“

An solchen Zwischenfällen war kein Mangel, aber unser Eifer blieb unausgesetzt derselbe, bis wir (und vielleicht speciell ich) Ende September mit unserm ganzen Plan in Ungnade fielen. Die Preußen schickten einen Theil der in ihre Hände gefallenen Correspondenz an Bazaine zurück, der nun in verschiedenen Briefen, namentlich auch in den meinigen, allerhand Verrätherisches finden wollte. Selbstverständlich war dies bloße Vorgabe, um dahinter Groll und Mißmuth darüber zu verbergen, daß ein Civilist und Fremder zu einer Art von populärer Figur geworden war. Ich muß dies annehmen, weil es bei solchen allgemeinen Redensarten blieb und nie und nimmer auch nur der Versuch gemacht wurde, mich und meine Correspon-

denzen vor Gericht zu stellen. Sie waren eben alle auf's Sorglichste und unter Vermeidung alles Dessen, was als Geheimniß angesehen werden konnte, abgefaßt. Ein Verbot erfolgte nicht geradezu, aber man ließ ein solches wie ein drohendes Gewölk über mir und meinem Genossen schweben und erreichte dadurch was man wollte: man verdarb uns die Lust an der Arbeit. So wurden Ende September die Postballons aufgegeben.

Mit dem großen „Recognoscirungs-Ballon", den wir zu bauen vorhatten, ging es noch minder glücklich. Er kam nicht zu Stande. Die Kosten eines solchen, mit dem ich dann selber in Gemeinschaft mit einem französischen Officier aufsteigen wollte, waren auf vierzehntausend Francs berechnet worden, eine Summe, die der Marschall ohne Weiteres als zu hoch erklärte. Vergebens erboten sich Prinz Murat und der Marquis de la Motte Fenelon den größten Theil dieser Summe zu zahlen, — der Marschall blieb bei seiner Weigerung. Er unterhielt höchst wahrscheinlich damals schon einen mehr oder weniger intimen Verkehr mit dem preußischen Hauptquartier und wollte in seinen Plänen durch nichts gestört werden. Sein Spiel hatte nur einen Zweck und dieser Zweck war er selbst.

Auf Markt und Gassen.

Die Tage in Metz waren triste, öde Tage; nur die Wochen, in denen die Ballonfabrikation mich beschäftigte, machten eine Ausnahme. Anhaltende Arbeit, zumal wenn ihr ein bedeutender oder doch ein humaner Zweck zu Grunde liegt, hilft über Vieles hinweg.

In den Wochen, die unserer Ballonfabrikation vorausgingen, also in der zweiten Hälfte des August, machte ich verschiedene Versuche mit Hülfe eines Geleits- oder Sicherheitsbriefes erst durch die französischen Linien und mit Hülfe eines englischen, vom preußischen Gesandten unterzeichneten Passes durch die preußischen Linien hindurchzukommen; aber es scheiterte jedesmal und ein Wunder bleibt es, daß es mir wenigstens gelang heil nach Metz zurückzukehren. Denn nicht nur, daß die feindlichen Vorposten in der Regel eher schossen als sie anriefen, auch die französischen, nachdem ich preußischerseits abgewiesen worden war, thaten bei meiner Rückkehr dasselbe, so daß man wie ein Wild zwischen zwei Schützenlinien umherirrte. Nach einigen fruchtlosen Versuchen derart, gab ich es auf. Ein College von der Newyork-Times, der es erzwingen wollte, bezahlte es mit seinem Leben; ich habe Näheres über seinen Tod nicht erfahren können.

Unsere größte Unterhaltung, an der in Ermangelung von Besserm, Alt und Jung, Vornehm und Gering gleichmäßig theilnahmen, war die „Spionshetze". Ein Jeder wußte, daß bei dieser Hetze nichts herauskam, daß es in neunundneunzig Fällen von hundert immer Unschuldige waren die unter den Geschrei „un espion" durch die Straßen geführt wurden, aber das Bedürfniß nach Abwechselung und Zerstreuung war so groß, daß man für jedes Vorkommniß, daß das ewige Einerlei unterbrach, nur dankbar war. Selbst die Erwägung, daß das Damoklesschwert beständig über All und Jedem hing, daß der nächste Tag schon Einen selber zum Opfer ausersehen konnte, vermochte an der Befriedigung, die Einem das Schauspiel gewährte, wenig zu ändern. Um so weniger, als man mit einer Art Gewißheit annehmen konnte, es werde nichts dabei herauskommen. Das meiste verlief komisch. Eine solcher Scenen mag hier erzählt werden.

Unter den in Metz Eingeschlossenen befand sich außer mir noch ein

zweiter Engländer, ein Doctor, der in der indischen Armee gedient und sich durch Sonnenstich und brandy pawnee mindestens eine halbe Verrücktheit zugezogen hatte. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, dem Marschall und seinem Generalstabe durch strategischen Rath von Nutzen zu sein, was anfangs als amüsanter Zwischenfall gut aufgenommen worden war. Bald aber überwog das Unbequeme, er wurde abgewiesen und schließlich als „verdächtig" eingesperrt. Unglücklicherweise sprach er kein Wort französisch, die zahlreichen Dolmetscher andererseits konnten kein englisch, so entstanden Schwierigkeiten, die sich erst lösen zu wollen schienen, als entdeckt wurde, daß sich am Jesuitencollegium ein englischer Sprachmeister befinde, Mr. Hamilton. Dieser wurde citirt und zu sprachlicher Dienstleistung ins Gefängniß beordert. Hier angekommen, wußte der Gefängnißvorstand nicht, was er mit ihm anfangen sollte und um sicher zu gehen, sperrte er ihn ebenfalls ein. So vergingen Tage, bis sich schließlich, ohne alles Interpretenthum, die Unschuld des verrückten Doctors herausstellte, der nun ohne Weiteres entlassen wurde. Aber Mr. Hamilton's, des armen Sprachmeisters, Zelle wollte sich nicht öffnen. Da er nur „von ohngefähr" zurückgehalten worden war, da er nicht in den Listen stand, so konnte sein Fall auch gar nicht zur Verhandlung kommen und möglicherweise hätt' er bis zum Einrücken der Preußen warten müssen, wenn er nicht zufällig durch einen inspicirenden Officier entdeckt, erkannt und befreit worden wäre.

Solche Irrthümer waren an der Tagesordnung; immer neue Spione wurden eingebracht, um nach drei Tagen oder früher wieder in Freiheit gesetzt zu werden, aber man würde irre gehen, wenn der Schluß daraus gezogen werden sollte, daß es überhaupt keine Spione gegeben hätte. Es gab deren, nach meiner aufrichtigsten Meinung, sehr viele und erstaunlich war die Kühnheit, mit der sie operirten. Sie tauchten in allen nur denkbaren Uniformen auf, als Aerzte, Intendanturbeamte, Gensdarmen, thaten Fragen über Fragen, oft in autoritativem Tone, wenn die Uniform dazu berechtigte, und waren im selben Augenblick verschwunden, wo der Verdacht sich zu regen begann. So kam es, daß wir, von Horchern und Agenten umstellt, doch nur jenes einzigen Spions uns bemächtigen konnten, der am 28. August im Festungsgraben, nahe der Porte Serpenoise, erschossen wurde

Das Leben in den Straßen von Metz hatte bald aufgehört meine Theilnahme zu wecken, weil es eben immer dasselbe blieb, aber anfänglich war es weder farb- noch interesselos, im Gegentheil. Es war ein beständiges Auf- und Abfluthen von Uniformen aller Arten und Grade; das Ganze bunt und flitterreich wie eine Theaterscene. In nichts excellirte die französische Armee so sehr wie in Knöpfen, goldene, silberne, übersponnene, mit und ohne Nummer; auf der Brust eines jungen Cavallerieofficiers zählte ich einhundertfünfundzwanzig Knöpfe. Gensdarmen, Guiden, Marketenderinnen in nicht geringer Zahl belebten das Bild, besonders die letzteren, die zum Theil mit ihren Bärenfellmützen, schnurbesetzten Jacken und vergoldeten Sporen von Kopf bis zu Fuß den echten „chique" vertraten. Alle unschön, aber alle malerisch und — „fett, fidel und vierzig". Mitten durch dies Getriebe zog sich, das Pittoreske des Bildes steigernd, ein schwarzer Streifen von Abbés und Almoseniers, von denen die letzteren seit der Belagerung das Rasirmesser außer Thätigkeit gesetzt und dadurch das Dunkelschwarz ihrer Erscheinung gesteigert hatten.

Es war auch kein Mangel an Originalen, an sogenannten „Figuren",

die jedesmal, wenn sie erschienen, begrüßt und bejubelt und von Hunderten von Neugierigen gefolgt wurden. Unter diesen „Figuren" nahmen natürlich diejenigen, die dem Heldengenre zugehörten, den ersten Platz ein und unter diesen ragte wieder Monsieur Hitter als eigentlicher populairer Held hervor. Seine Erscheinung gab gleich den ganzen Mann: corpulent, heller Sommerrock, Ledergamaschen, Jagdtasche und ein Chassepot über die linke Schulter gehängt. Alles drängte sich an ihn und bestürmte ihn mit Fragen, wenn er von seinen Jagdzügen zurückkehrte. Diese bestanden zumeist darin, kleine Trupps aus dem Hinterhalte zu überfallen, Proviantzüge wegzufangen, vor Allem aber die preußischen Vorposten wegzuschießen. Er war dabei erfinderisch genug. Diese Art von Sport hatte nämlich bei der guten Deckung, die die Preußen in Löchern und Gräben, hinter Bäumen und Hecken zu nehmen wußten, ihre Schwierigkeiten und Hitter's Größe bestand darin, immer neue Mittel und Wege zu finden, um die gut Geschützten aus ihrer Deckung hervorzulocken. Eines dieser Mittel bestand darin, alte Blechbüchsen, an denen inwendig ein Klöppel, auswendig ein Draht befestigt war, Nachts in Nähe der preußischen Vorposten auszustreuen und eben diese Büchsen bei Anbruch des Tages mit Hülfe der Drähte in Bewegung zu setzen. Nun begann ein räthselhaftes Klimpern und Klappern über das Feld hin, das die Vorposten veranlaßte, aufzuhorchen und erst mit dem Kopf, dann mit dem Oberkörper aus der Deckung hervorzukommen. Das war der ersehnte Moment: Jetzt hatte Hitter ein Ziel und feuerte seinen Schuß ab. Ob er viel getroffen hat, stehe dahin. Es gab Leute, die der Ansicht lebten, er habe die Cernirungsarmee decimirt. Franzosen sind sanguinisch, ganz besonders auf diesem Gebiet. Eine Thatsache ist es, daß selbst Bazaine gezwungen wurde, dieser Kriegführung auf eigene Hand seine Aufmerksamkeit zu schenken, wobei dahingestellt bleiben mag, ob er es nicht lediglich deshalb that, um die eigene rasch hinschwindende Popularität durch Gunstbezeugungen gegen einen Volkshelden wieder zu gewinnen. Jedenfalls, wenn er diese Absicht hatte, scheiterte er damit; Hitter weigerte sich, die ihm übersandte Decoration anzunehmen und als der Antrag wiederholt wurde, sagte er: gut, ich werde sie tragen, aber rückenabwärts.

Unsere Fouragirungs-Expeditionen.

Der Ueberfall von Peltre.

Mit Hülfe der Forts und kleinen Kämpfe glückte es fast nach allen Seiten hin, ein gutes Stück der unmittelbaren Umgebung von Metz wieder unser zu nennen: Gärten, Gemüse- und Wiesenland, von dem wir nun Gras und Kartoffeln hatten.

Die Preußen schlossen uns nicht enger ein, sondern wir umgekehrt gewannen an Terrain. Sie hatten Anfangs Magny, St. Ruffine, Lorry, Mey und Nouilly inne, lauter Punkte, die wir nunmehr entweder besetzt hielten, oder doch beherrschten.

Das ermuthigte namentlich die Bürgerschaft, die im Uebrigen auch beständig davon träumte, den Prinzen Friedrich Karl gefangen nehmen zu wollen, auf größere Fouragirungen zu dringen. Wir wußten, die Preußen hatten in Remilly, Courcelles und Peltre große Vorräthe; diese in unseren Besitz zu bringen wurden in der letzten Woche des September verschiedene Expeditionen in Scene gesetzt, die meist glückten und unter denen das „Unternehmen gegen Peltre" das interessanteste war.

Peltre ist, nach Südosten zu, der erste Eisenbahnhaltepunkt von Metz; die nächsten Stationen sind Courcelles und Remilly; die Linie selbst ist die nach Forbach und Saarbrücken führende, also genau die, die den directen Verkehr der Belagerer mit Deutschland vermittelte. Von Remilly aus (wie bekannt) zweigte ein von den Preußen gelegtes Geleise nach Pont à Mousson hin ab; diese wichtige Zweigbahn erleichterte, ja ermöglichte vielleicht überhaupt nur die regelrechte Verpflegung der am linken Moselufer stehenden preußischen Corps, Alles aber, was diesseits, am rechten Ufer des Flusses stand, erhielt seine Lebensmittel von Remilly und Courcelles aus. Wie es scheint, wurden dann und wann einige Waggons sogar bis Peltre vorgeschoben und kamen den Truppenabtheilungen zu statten, die theils in Peltre selbst, theils links und rechts daneben in Crepy und Mercy le Haut standen. Auch die an der Seille hin, südlich von Metz gelegenen Ortschaften wurden wol von hier aus verproviantirt.

Also gegen Peltre ging es. Viehheerden, Stroh, Heu, Hafer, alle möglichen Herrlichkeiten waren uns in Aussicht gestellt. Der Brigade Lapasset fiel es zu, von Montigny her diesen Stoß auszuführen; schon in aller Frühe setzten wir uns in Bewegung. Es war unter allen Fouragirungsexpeditionen, ja unter allen Vorstößen und Ausfällen überhaupt, die während der ganzen Belagerung stattfanden, das wahrscheinlich bestgeplante und bestausgeführte Unternehmen. General Lapasset disponirte über seine Truppen derart, daß er einen Theil derselben die im Betrieb verbliebene Eisenbahn benutzen, dieser rasch vorgeschobenen Avantgarde aber das Gros seiner Brigade am Bahnkörper hin folgen ließ. Das Gros — dem eine Mitrailleusenbatterie beigegeben war — marschirte bis Basse Bevoye und griff später von hier aus in den Gang des Gefechtes ein.

Der die Avantgarde bildende Eisenbahnzug hatte sich mittlerweile Peltre genähert; auf dem vordersten Wagen befanden sich zwei Geschütze; die Locomotive schloß. Lautlos glitt der Zug bis hart an den Bahnhof und hielt; an den Waggons hin, der Seite abgewandt von wo wir die Preußen vermutheten, sammelten sich die Unseren, umschlichen das Schloß von Crepy und jetzt plötzlich laut und lebendig werdend, brachen sie mit Krach und Schuß in das still daliegende Chateau ein. Die Ueberraschung war vollständig, der Kampf kurz. Eine andere Abtheilung, wol die größere Hälfte, hatte sich mittlerweile gegen Peltre gewandt. Peltre und Crepy, wie zunächst hier bemerkt werden mag, bilden ein Ganzes; die Bahn zieht genau die Grenze. Auch hier glückte es uns. Die überraschten Preußen, so weit sie nicht beim ersten Anlauf fielen oder zu Gefangenen gemacht wurden, suchten das Hauptgebäude des Dorfes, ein neu errichtetes Frauenkloster (le Convent des soeurs de Providence) zu erreichen und setzten sich an dieser Stelle fest. Hier entbrannte nun der eigentliche Kampf. Sie wehrten sich wie Verzweifelte; Schritt um Schritt mußte erstritten werden, Pardon wurde weder gegeben noch genommen. Zuletzt stand man in der Kapelle; an den Stufen des Altars, dem sie instinctmäßig zudrängten, wurden die letzten niedergemacht.

Ein rasch errungener Erfolg, aber bedeutungslos, ja widerwärtig fast (wie jedes Massacre), wenn es nicht glückt, den Sieg auch practisch auszunutzen. Daß man hier nicht lange sicher sein werde, war klar, schon bewegten sich, von Courcelles und Laquenexy her, lange Colonnen heran; also rasch, rasch! Mit den Menschen war man fertig, jetzt an die Hauptsache: das Vieh,

die Heerden. Ihr Gebrüll war wie Muſik; lachende Zukunft, die ſich uns bot, denn ach des Pferdefleiſches waren wir ſatt. Hinein in die Hürden, und während organiſirte Commandos die Rinder dem Bahnhof zutrieben, trugen andere, die auf eigene Hand operiren zu können glaubten, einen Hammel auf den Schultern, oder ein Lamm unterm Arme davon. Auch Heu und Hafer, Zucker und Kaffee wurde gefunden; hinein in die Waggons, Menſch und Vieh, Stroh und Hühner, Alles bunt durcheinander; ein Pfiff — und der ſiegreiche Eiſenbahnzug glitt wieder heimwärts auf Montigny zu, während Fort Queulen über unſere Köpfe fort dem Feinde entgegendonnerte.

Wie im Triumph hielten wir unſern Einzug. Hundert Gefangene vorauf. Dann ein Sappeur, dem ein Jungſchwein am Halſe hing, die Beine zuſammengebunden, der Kopf nach unten. Dann die Heerde. Rechts, der Flügelmann der letztern, hatte einen Papierſtreifen zwiſchen den Hörnern, darauf „Bismarck“ zu leſen war. Ungeheurer Jubel! Als die Kühe vorbei defilirten, drängten ſich junge Mütter heran und baten um Milch für ihre Kleinen. Es war als hätten wir einen großen Sieg errungen. Und doch, was war es ſchließlich: vierzig Kühe, erkauft mit dem Einſatz von zweihundert Menſchenleben.“

Burgen und Fabriken.

Von **M. von Humbracht.**

II. In Bielefeld.

Unter Deutschlands Handelsstädten nimmt Bielefeld seit lange einen bedeutenden Rang ein. Durch alle Theile und Weiten unseres Erdballs ist sein Leinen, sind die wunderbar feinen und künstlichen Gebilde seiner Damastwebereien verbreitet und Beides als selten gut und schön bekannt. Die Grundlage zu seinem blühenden Handel finden wir in ihren ersten Spuren schon im fernen zwölften Jahrhundert, wo in der Grafschaft Ravensberg, dessen Hauptstadt Bielefeld ist, der Flachsbau betrieben wurde. — Im Jahre 1309 hatte Bielefeld und das benachbarte Herford bereits seine privilegirten Weberinnungen und Kaufmannsgilden und neben der Leinenmanufactur erstand der Betrieb des Garnhandels und damit verbanden sich alsbald jene Bleichen, in denen es unübertroffen von der Concurrenz geblieben ist. — Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert brachte in Folge der von Philipp II. von Spanien ausgegangenen Religionsunterdrückungen viele geschickte Weber und Weberinnen aus den Niederlanden in die Grafschaft Ravensberg, denen man die Einführung der Kunst zuschreibt, klares und feines Leinen zu verfertigen.

Während nun einstmals nur die Hand thätig war, den Flachs zu spinnen und Greise wie Kinder mit Rad und Spule gleich geschickt umzugehen verstanden, brachte das Ende der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts die erste Maschinenspinnerei nach Bielefeld. Die Gebrüder Bozi ließen sie in der Gegend nahe der Stadt anlegen, wo das durch seine Bleichen berühmte Thal des „Gadderbaums", das hier die Bergkette trennt, sich nach der öden Senne hin öffnet — jener Strecke Landes, welche der Geschichtsforscher als die Stätte bezeichnet, wo einst Varus mit seinen Legionen lag, die Schlacht geschlagen wurde, in der Hermann der Deutsche ihn besiegte und wo durch das in Strömen vergossene Blut die Benennung der „rothen Erde" für Westphalens Boden erstanden sein soll.

Noch sehr wohl erinnere ich mich aus jener Zeit des Baus der Spinnerei, wie bitter und scharf das vom Handgespinnst lebende Landvolk in Bielefelds Nachbarschaft diese neue Spinnerei der industriellen Brüder Bozi angriff, welche, wie es schien, mit Nutzen in England verweilt und dort nicht umsonst den Segen des Maschinenwesens studirt hatten.

Wäre nun vielleicht bei Begründung jener Fabrik die Köln-Mindener-Eisenbahn nicht in Betrieb gekommen, deren eiserne Spur sich auch durch jenes Thal des Gadderbaums erstreckt und welche bekanntlich im Frühjahr 1848 ihre ersten Züge über die Schienen sandte — wer weiß, für was die Bewohner der Umgegend die industriellen Brüder Bozi angesehen haben würden, deren italienische Abkunft sie schon immer ein wenig von dem blonden Germanenstamm der rothen Erde trennte.

Aber der Schrecken des spinnenden Landvolks, die großartige Maschinenspinnerei am Gadderbaum, wurde zum Segen für die armen Bewohner der Senne! Ihr Hauptverdienst war bis dahin das Besenbinden aus jenen rauhen, harten Binsen, die ihre heimatliche Scholle liefert. In Schaaren durchzogen zerlumpte Kinder mit diesem einzigen Verkaufsartikel bei Hitze und Kälte Bielefelds Straßen und die umliegenden Dörfer und wer diese Senne näher kannte, deren dunkles Haideland trotz all' seiner Eintönigkeit auch einen unsagbaren Reiz entfalten konnte, sowol an stillen Sommertagen, bei Sonnenuntergang, wie auch im herbstlichen Nebel oder angefüllt mit den dunstigen Gebilden des Harauchs; wer je unter das Strohdach ihrer elenden Lehmhütten getreten war, in denen, wie ich mindestens damals glaubte, die ärmsten Leute der Welt wohnten, der freute sich, daß die Fabrik gerade an der Stelle erstand und sich nun in Zukunft den Bewohnern der Haide ein anderer, besserer Verdienst und Erwerb bot!

Doch übte dies öde Land einen mächtigen Zauber auf seine Bewohner. Mehrfach war versucht worden, einige von den intelligenteren jener kleinen Besenverkäufer in Bielefelds Schulen zu schicken. Aber die Macht der besseren Verhältnisse lockte sie nicht. Eines Morgens war das Adoptivkind der Haide entflohen und von allen Fleischtöpfen Europa's zurückgekehrt unter das heimatliche Strohdach, zum trocknen Brod, den dürren Binsen und der süßen Freiheit! Allerdings, je tiefer ich später der in großen Städten herrschenden Armuth in's Auge sah, desto bevorzugter schienen mir die Armen der Senne, die wenigstens immer einen Reichthum besaßen: der Erde Weite und des Himmels endlosen Dom!

Die Befürchtung der Dorfbevölkerung, daß jene Maschinenspinnerei den Lohn des Handgespinnstes herunterdrücken würde, ist nicht eingetroffen. Viele der großen Handelshäuser blieben ihrem Grundsatz treu: nur Webereien aus Handgespinnst zu verkaufen und andere altberühmte Firmen einten das Neue mit dem Alten, so daß Spule und Spinnrad doch nicht verdrängt worden sind.

Der ersten Spinnerei am Gadderbaum folgte bald eine zweite und die schon seit Jahrhunderten als vorzugsweise industriell bekannten Bewohner der Grafschaft Ravensberg machten ihrem Renommé immer mehr Ehre, sie schritten nicht allein mit der Zeit fort, sondern von ihrem Unternehmungsgeiste kann man wol sagen: er flog der Zeit voran! In elenden Bauernhütten, wo man bisher nur mühsam den Flachs gerodet und gesponnen, fand man immer häufiger Webstühle für Sammet und neben der Damast- und Leinenweberei erblühte mehr und mehr dieser Handelszweig in jener Gegend. Eben so wuchsen in und um Bielefeld wie auf Zauberschlag Fabriken jeder Art. Ihre Firmen haben Vertreter in allen Landen der Erde, unter allen Zonen, in allen Nationen und viele von Westphalens Fugger sind so reich, daß sie wol unbeschadet des Fundamentes ihrer Kassen, wenn es Noth thäte, gleiche Bilder in Scene setzen könnten, wie sich einst vor jenem berühmten Kamin in Augsburgs altem Kaufmannshause zwischen Kaiser und Leineweber abspielte.

Mit dem Handel ist in Bielefeld dessen belebendstes Element so Hand in Hand gegangen, daß wir dort den Schauplatz jener bereits vielfach variirten niedlichen Geschichte vor uns haben, wo ein geniales Menschenkind, das in dem Concertsaale der Stadt, unter die Portraits von Händel und Gluck, deren Namen verzeichnen sollte, die kleine Variation in den Zeichen machte,

die da verkündeten, was ihm passender für seine reiche Vaterstadt erschien: „Handel und Glück!"

Einen nicht minder soliden Grund von Wohlstand und Reichthum in Bielefeld erblicken wir aber hauptsächlich in jenem uralten und sich ewig neu fortpflanzenden Kern des westphälischen Volkscharakters: der Einfachheit und Arbeitsamkeit.

Um diese Bielefelder Industrie nun zieht Sage und Romantik einen selten blüthenreichen, ewig grünen Kranz. Seine Farbe, seine Frische treten vielleicht nirgend klarer vor uns hin, als wenn wir auf jener alten Bergveste: der Sparrenburg, oberhalb des Thals vom Gadderbaum, verweilen, welches den Sparrenberg vom Johannisberge trennt und das die Lutter durchfließt.

Der Sparrenberg ist eine der höchsten Höhen in den auslaufenden Ketten des Teutoburger Waldes. An die grauen Mauern der Burg selbst, deren Circularfestigungen nach einer Erfindung Albrecht Dürer's angelegt und ausgeführt sind, heftet sich freilich unmittelbar keine Tradition; aber selten vielleicht schaut man von einer Burg auf so sagendurchwehtes Land, auf ergiebigere Stätten der Poesie und Romantik, wie von dort aus. Und fehlt der alten Sparrenburg jener anmuthige Schmuck einer Volkssage, so zeichnet sie sich darin wiederum vortheilhaft vor anderen Burgen aus, daß in ihr nie solche Ritter hausten, die Raub und Mord zur Devise ihres Lebens gemacht hatten. Ruhig konnte in der Gegend der Kaufherr, der Bürger und Bauer seine Straße ziehen, unbekümmert durften Menschen sich zu Füßen der Sparrenburg ansiedeln; ihre Herren, die Grafen von Ravensberg, bedrohten und beraubten sie nicht, sondern schützten sie nur.

Die Geschichte des alten Geschlechts, das 1141 schon in Urkunden genannt wird und sich nach einem Besitzthum im angrenzenden osnabrückschen Gebiet auch Grafen von Caverla benannte, ist eine einfache aber ehrenvolle. Es war ein Haus, das seinen Beinamen „edel" in Ehren trug. Ihre Stammburg, die jetzt verfallene Veste „Ravensberg", ungefähr zwei Stunden von Bielefeld gelegen, wurde durch den Feind des großen Kurfürsten von Brandenburg, in dessen Besitz sie später gekommen war, den Bischof Bernhard von Galen, zerstört. Außer der Sparrenburg und Ravensburg waren noch Blotho und Limburg befestigte Bergschlösser in der Grafschaft und unter deren regierenden Drosten begegnen wir vielfach Namen, die sich bis zur Zeit unter Westalens Adel und Volk erhielten, z. B. von bekannteren die der Vincke's, Ketteler, Ledebur ꝛc.

Ein Anhänger Heinrichs des Löwen richtete einst das Banner mit dem Löwen auf dem Sparrenberge auf und nannte danach die Burg Löwenburg. Kaum aber kehrte Graf Hermann von Ravensberg aus dem Kreuzzuge heim, in den er unter Barbarossa gezogen, so stürmte er die Löwenburg und seitdem trugen ihre Mauern die drei Sparren, das Wappen seines Hauses, welches noch jetzt am Portal des Burgthores zu finden ist.

Eine der Ersten aus dem Geschlechte, vermält mit einem Grafen von Wettin, wurde Stammmutter des meißenschen Kurhauses Sachsen. Durch Eine der Letzten kam die Grafschaft Ravensberg, nachdem der Mannsstamm erloschen, an ihren Gemal den Herzog von Jülich-Cleve-Berg. Abermals wurde die weibliche Linie Ausschlag gebend, als die Herzöge von Jülich-Cleve-Berg ausstarben. Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, vermält mit einer Tochter des Herzogs Johann Wilhelm, erhob nun Anspruch an die Grafschaft

Ravensberg, ließ sein Wappen überall im Lande anschlagen, und seinem Hause ist denn seit 1609 bis jetzt auch die Grafschaft verblieben. Haus Brandenburg hat sich dort auch so beliebt gemacht, wie es die alten Burgherren aus dem Stamme Ravensberg einst waren. Die Bewohner hingen Preußen so fest an, daß zur Zeit, wo die Franzosen unter Hieronymus, König von Westfalen, Besitz von der Grafschaft nahmen, die Ravensberger dem Usurpator mehr zu schaffen machten, als sein gesammtes übriges Reich. Niemand wollte unter Frankreichs Banner dienen. Ueberfiel man in den Kirchen während des Gottesdienstes die Männer, um sie der Armee einzureihen, so rotteten sich Schaaren mit Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet zusammen, um die Franzosen wieder zu vertreiben und ihre Landsleute zu befreien.

Selbst die Frauen betheiligten sich am Kampfe und es fanden dann Gesammtarretirungen statt, bei welchen auch sie mit in die Gefängnisse kamen.

Wie anders, als im November 1813 die Grafschaft Ravensberg frei vom französischen Joch wurde und vom Sparrenberg die fremde Besatzung abzog! Nicht nur bedeutende Geldspenden bewiesen den Patriotismus der Ravensberger; im December 1813 zogen bereits achthundert Freiwillige aus ihren Dörfern mit lautem Jubel den preußischen Fahnen entgegen. In diesen Freiheitskriegen, so wie später in allen Kämpfen, die in unsere Zeit fallen, zeigten sich die Ravensberger stets als echte Nachkommen Derer, die einst unter dem mächtigen Cheruskerfürsten, Hermann dem Deutschen, glänzende Siege erfochten; und das Füsilierbataillon des fünfzehnten Infanterieregiments — hauptsächlich recrutirt aus der Grafschaft Ravensberg — hat einen Namen unter Preußens Truppen, wie er in keinem andern Regimente besser zu finden ist.

Unter Brandenburgs großem Kurfürsten hatte die Sparrenburg ihre Glanzzeit. Er liebte das alte befestigte Bergschloß inmitten des interessantesten Bodens der rothen Erde; hielt dort mehrfach Hoflager und seine Gemalin gab in der Weihnachtsnacht 1672 hier einem Prinzen das Leben.

Ruhmreicher als die verschiedenen Belagerungen, welche der Sparrenberg von Spaniern und Franzosen auszuhalten hatten, ist diejenige, während welcher Münsters Bischof Bernhard von Galen gegen die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg Fehde führte und die Franziskanermönche der Stadt mit dem Beispiel der Tapferkeit vorangingen. Sie durchschritten nämlich während des Bombardements die Straßen und wo eine Bombe einschlug, vernichteten sie deren Wirkung durch Bewerfen mit nassen Thierhäuten und schützten Bielefeld auf diese Weise vor Brand; wofür ihnen als Dotation gewährt ward, sich fortan alle Jahr einmal Semmeln in der Stadt und Lichte für das Weihnachtsfest einsammeln zu dürfen.

Jetzt ist die Burg ein Gefangenhaus; aber unverändert ist der Reiz ihrer landschaftlichen Umgebung. Weit kann das Auge schweifen von jenen Rondels der Eckthürme, wo schattige Kastanien grünen und längs des Burgwalls auf planirter Fläche der hübscheste kleine Garten prangt. Unter uns liegt das in waldreiche Ketten auslaufende Gebirge des alten Teutoburger Waldes, dessen blaue Höhenzüge dort das Lippesche Land durchschneiden, vom Ravensberge aus nach Corvey sich hinunterziehen, bei Osnabrück die Grafschaft Tecklenburg mit ihren Felsenmassen, ihren wälderreichen Kuppen zieren — in entgegengesetzter Richtung ihre blauen Spitzen aber mit den zarten

Wellenlinien des Weſergebirges zu vermiſchen ſcheinen, das ſeine Ausläufer, „Die Mindenſche Bergkette“, wiederum bis nahe vor uns hin zum alten Gau der Angrivarier ſendet, in's Herzogthum der Engern und Weſtfalen, wo Wittekind einſt herrſchte und wo er begraben liegt.

Die rothe Erde iſt nun übrigens nicht nur ein ſagenreiches Land, ſie iſt zugleich ein hiſtoriſcher Boden! Jene Wälder des Teut — wie vielfach waren ihre Haine Stätten der Gottesverehrung für die alten Germanen! Sie bauten ihnen keine Tempel — ſie hielten es für Unrecht, ihren Gott in geſchloſſenem Raume zu verehren. In Wald und Hain beteten ſie zu Wodan, da lauſchten ſie den Orakelſprüchen Velleda's und auf den Bergeskuppen entzündeten ſich zu Ehren Oſtara's, einer heilbringenden Erſcheinung des Lichtes, ihre flammenden, weithin leuchtenden Feuer. In ihren Volksliedern aber beſangen ſie vorzugsweiſe den Teut oder Tuisko, der ihnen als Stammvater unter den Göttern galt.

Vom Sparrenberge aus ſieht man ſehr deutlich die Grotenburg bei Detmold, den Berg, wo Hermann dem Deutſchen das Denkmal geſetzt wird, deſſen mächtiger Unterbau ſo lange fertig, deſſen Vollendung aber noch immer auf ſich warten läßt. Da in der Nähe liegt das berühmte Felſenwunder der Externſteine, deren eine Wand, am Eingang einer ehemaligen Eremitenzelle, eine alt-intereſſante Sculptur trägt: die Kreuzesabnahme Chriſti. Sie ſoll aus alten Zeiten ſtammen und, wie Viele behaupten, ſchon vor der Zeit da geweſen ſein, wo Karl der Große in Weſtfalen auf den Höhen des Osnigs und am Strande der Weſer chriſtliche Kirchen begründet, die Irminſäule bei Paderborn zerſtört und gegen den ſtarren, widerſpenſtigen Heidenherzog Wittekind gekämpft hat. Wittekind's ſilberne Wiege ruht, wie die Sage meldet, im Rheineberge bei Lübbecke, einem Berge der Mindenſchen Bergkette; ſein Grab jedoch ſteht ſichtbar für das Auge auf dem Kirchenchor zu Enger und deſſen Hüterin war einſt die Mutter Otto des Großen, die fromme Mathilde, die — wie es heißt — ſpäter auch im alten Kloſter zu Herford lebte. Unzählige Sagen reihen ſich an Wittekind und ſeine Königsburg bei Enger. Vielfach iſt Karl der Große hinein verflochten; aber dennoch bleibt in dieſen Geſchichten Held Wittekind die intereſſantere Figur — die Klugheit, mit welcher der ſtarre Heide ſich allen Bekehrungsverſuchen entzog, bis er dann eines Tags, wo jetzt der Dom zu Minden ſteht, dem Gottesdienſt der Chriſten unbemerkt beiwohnte und nachher ſich freiwillig taufen ließ.

Unweit von Enger, wo einſt auch Kaiſer Karl IV. an Wittekind's Tomba betete, mehr in der Nähe Herfords, fällt das Auge auf eine Bergeshöhe, die der Sage nach der Berg iſt, der einſtmals die Schlucht im Weſergebirge ausfüllen ſollte, die zwiſchen Jakobsberg und Margarethenklus ſich öffnend, den Namen Porta Westphalica trägt. Der Teufel in eigner Perſon — nur in anderer, angenommener Geſtalt — nahte ſich, werbend um ein ſchönes Grafenkind, dem Schloſſe ihres Vaters, gelegen am Strande der Weſer, wo jetzt Minden gegenüber das Dorf Hausberge ſich erſtreckt. Das ſchöne Grafentöchterchen konnte ſich des läſtigen Freiers nicht anders erwehren, als daß ſie auf ſeine Frage: „durch was es möglich wäre, ihre Liebe zu gewinnen“, Unmögliches verlangte, nämlich: „binnen vierundzwanzig Stunden eine unabſehbare Bergkette in der Ebene zu ſchaffen, damit ihr Haus an einem Berge ſtehe“. Der Pact wurde geſchloſſen; aber ihr Lachen wandelte ſich gar bald in Thränen, als ſie nun erkannte, wer um ſie geworben und wem ſie das Verſprechen gegeben hatte! — Berg um Berg

wälzte der Teufel in's flache Land. Sie sah mit Todesangst, wie sich die blauen Ketten dehnten — wie mächtige Erdkolosse, starre Felsen, dunkle Waldeskuppen ihrem Hause immer näher rückten, sie blickte zuletzt verzweifelt auf nur noch eine leere Stelle in der langen Reihe und da hörte sie den donnerähnlichen Ton, mit dem auch der letzte Berg vom Fürsten der Finsterniß herangerollt wurde! — Sie rang die Hände, weinte, schluchzte — betete — da erglänzte der erste Sonnenstrahl des neuen Tages — da krähte der Hahn, die Frist war um und der Teufel gefesselt durch den Herrscher des Lichts. Der Berg blieb liegen bei Herford — bei Hausberge aber öffnet sich bis heut' die weltberühmte Schlucht, durch welche die Weser fließt: die Porta Westphalica.

Nicht nur dem Teufel gaben die Sagen der rothen Erde ein Reich, noch mehr den Wichtelweibchen und Ulken, den neckischen Kobolden des Moors und des Haidelandes. Auch schattenhafte Gestalten sieht man über die öden Flächen gleiten, das Nebelbild eines Fährmanns in luftigem Nachen. Er sucht an der Stelle, wo sonst ein See war und er von Ufer zu Ufer fuhr, die Geliebte, die dort einst ertrank.

Aber damit ist der Zauber der rothen Erde nicht erschöpft. Wo abgestorbene Weiden einen schlammigen Weiler im dunklen Moor umstehen, wo alte Buchen sich um einen grünen Ringwall ziehen oder mächtige Eichen ihre Zweige über Wald und Wiesenplan verschlingen, da findet der Volksgeist noch immer jene uralten Plätze, wo die Germanen bei Vollmond ihre eigenartigen Berathungen in Gegenwart der Priester hielten, wo die Billigung einer vorgetragenen Sache dadurch zu erkennen gegeben wurde, daß man die Framen — eine Art eiserner Piken — an einander schlug und Mißbilligung hingegen durch Gemurmel. Die Justiz war bei ihnen eine sehr schnelle und einen Uebelthäter versenkte man in den tiefen Schlamm eines solchen Weihers im Moor. Auch die heilige Vehme hielt auf rother Erde an derartigen Stätten ihre geheimen Sitzungen. Sie übte von da aus die Schrecken des Blutbanns und sandte ihre Boten mit den ominösen drei Spänen zu den Angeklagten oder Verurtheilten.

Aber auf der Burg der Grafen von Ravensberg wurde man oft sehr gewaltsam zurückgezogen in die Gegenwart. Im äußern Wallgraben der Burg unterhalb des Portals und der Brücke hatten nämlich stets zwei kämpfende Parteien ihren Standpunkt und diese Kämpfe waren meist sehr hart, vielleicht erschütternder als ci-devant der Schlachtenlärm unter Welfen und Ghibellinen. Die feindlich mit einander Ringenden waren nämlich die jungen Trommler und Trompeter des fünfzehnten Regiments, die alle militairischen Signale an dem romantisch-stillen Platze einübten. Diese trommelten zum Angriff — jene bliesen zum Rückzug; die Einen schlugen Reveille mit Berserkerwuth und die Anderen bearbeiteten den Zapfenstreich. Nicht selten war's ein Höllenspectakel, bei dem — wie der Westphale sagt — „die Romantik flöten ging!"

Verstummten aber die Dissonanzen bei eintretender Abenddämmerung, wie köstlich war's dann auf der stillen, einsamen Burg! Der nahe Wald und die Berge lagen meist schon tief im Schatten, wenn durch die weite Ebene noch der Sonne letzte Strahlen glänzten, hier das dunkle Moor in einen Gluthstrom tauchend, dort die weißen Bleichen überleuchtend, daß sie wie Seen schimmerten. Die wogenden Saaten, das grünende Feld, der nebeldurchwobene Wald, die blüthenreichen Hecken — in bunter, reicher Mosaik

lag dies Alles zwiſchen Stadt und Dorf, zwiſchen altem Edelſitz und Meierhof und hunderte von Bildern bot die weite Landſchaft, eins hübſcher als das andere und jedes von friſchem, zauberhaften Reiz. Die Stätte des Hermannsdenkmals trat niemals klarer, ſchärfer aus der Ferne hervor, als beim letzten Abendglühen und dieſer für das Standbild des Cheruskerfürſten auserwählte Platz erſchien dann vor Allem ehrfurchtgebietend und glücklich gewählt. Denn die hohe Bergeskuppe des Teut liegt g'rad' inmitten von Weſtfalens hiſtoriſchen, romantiſchen und ſagenreichen Länderſtrecken und dieſe alten Sagen und Traditionen ſchmiegen ſich in unerſchütterlicher Feſtigkeit wie treue Vaſallen zu ſeinen Füßen, ſie haben Stand gehalten zu aller Zeit und nichts hat ſie verſcheucht. Unvergeſſen bis heut', obſchon der Strom von Jahrhunderten über ihnen dahingerauſcht iſt und die Geſchlechter gewechſelt haben, wie Zeiten und Ereigniſſen ſelber, werden ſie es auch fernerhin ſein, wo — durch die kleinen Geſpinnſte ihrer Zauberfäden als Einſchlag und Kette jene nicht weniger feinen Fäden laufen, welche Bielefeld und der Grafſchaft Ravensberg Induſtrie liefert. Es mag proſaiſch klingen, aber es iſt, im Grunde betrachtet, der Beweis des Gegentheils. Die Maſchine hat weder hier noch irgendwo die Poeſie zerſtört; ſondern bietet ihr nur einen um ſo ſtärkern Gegenſatz.

Aus dem gegenwärtigen Frankreich.

Lose Blätter von **Max Sulzberger.**

1. Ein Legitimist von 1873.

Die Gespensterfurcht ist noch heute verbreiteter, als es sich viele Freigeister zugestehen möchten. Einer meiner Freunde, ein Phrenolog, meinte gestern, Wissenschaft und Aufklärung würden erst nach jahrhundertlangen Kämpfen dahin gelangen, dieselbe ganz zu neutralisiren. „Es liegt im Schädelbau, in den Gehirnganglien", setzte er hinzu und verfiel damit in sein Lieblingsthema.

„Wäre der Satz wirklich wissenschaftlich begründet", entgegnete ich, „so ließe sich gar nichts Besseres thun als jene Gespensterfurcht zu benutzen und sie dem Fortschritt zinsbar zu machen . . ."

Mein gelehrter Freund sah mich verblüfft an und streckte schon die Hand nach meinem Schädel aus, als wolle er sich vergewissern, ob über Nacht nicht eine Gehirnrevolution stattgefunden und neue Schädelformationen zum Vorschein gebracht hätte.

„Es ist mein voller Ernst. Die Sache ist einfacher, als Du glaubst."

„Du machst mich fast neugierig."

„Da Deiner Behauptung zufolge die Gespensterfurcht gewissermaßen organisch in dem Gehirn tausender Menschen sich entwickelt, so handelt es sich darum, ihre Furcht, statt persönlich, sachlich zu machen . . ."

„Ich höre, aber ich verstehe nicht."

„Nur Geduld. Schütte doch, Deiner Gewohnheit zufolge, indem Du Dich von Deinen Gehirnganglien gängeln läßt, das Kind nicht mit dem Bade aus. Was beängstigt jene Leute? Phantastische Schreckgestalten, welche ihre krankhafte Einbildungskraft und ihr beschränktes Denkvermögen heraufbeschwören. Niemand hat je eine derselben erblickt. So zeige man ihnen denn dagegen die uralten, längst abgethanen Ideen, wie sie bei hellem Tage in der Jetztzeit herumspuken. Jemehr sie dieselben fürchten, bekämpfen und beschwören werden, desto besser. Ihre Gespensterfurcht findet hier nur zu reichliche Gelegenheit, um keinen Augenblick die Hände in den Schooß zu legen. Wo man hinblickt ist ja die Luft gleichsam verdüstert durch den Spuk, besonders in Frankreich, das sich keuchend und ächzend dem Alpdrucke von Ideen erwehrt, die . . ."

„Du bleibst eben der ewige Utopist; Deine Theorie klingt verführerisch genug, aber sage mir doch ein Mal, wie Du sie practisch in's Werk setzen willst? Bei Lichte besehen wäre ja Dein Versuch kein geringerer, als die Masse vorgefaßter Meinungen und falscher Begriffe der großen Mehrzahl durch die Begriffe der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit zu ersetzen."

„Nun ja, Du hast Recht", rief ich ungeduldig, „Du hast mir wieder ein Mal einen Gedanken abgejagt, ehe er flügge geworden und ihn auf immer flügellahm gemacht."

Mein Freund sah mich mit seinem mephistophelischen Lächeln an, woraus

Digitized by Google

26 avril 73

Mon cher Hollender

Vous m'embrouillé toujours par des surprises, je ne conçois pas le genre d'affaire, ~~tantôt~~ vous m'envoyez une dépêche m'offrant moitié prix des tableaux ~~tantôt~~ vous me dites sans rien spécifier envoyez moi des tableaux il est impossible de faire des affaires comme cela.

Dites moi je veux une ou deux toiles telle mesure et je vous offre telle somme

depose ces tableaux
a tel endroit a paris
contre remboursement
car je ne veux plus
d'ennuis.
j'ai dans ce moment
plus de cent tableaux
commandés. c'est
la commune qui
me vaut cela. je ne
sais plus au quel
entendre et mes
tableaux l'ont doublés.
Si vous n'aviez pas
été un tatillonneur
comme vous l'avez été
vis avis de moi vous
auriez déja gagné
beaucoup d'argent avec
ma peinture
tout a vous
[illegible]

Ormont Dp. du Doubs

Digitized by Google

ich deutlich herauslas: „Es bleiben Dir der Schrullen und der Illusionen noch genug.“

Leider aber geht es mit letzteren ärger zur Neige, als ich es ihn ahnen lassen mochte. Mein so rasch am gesunden Menschenverstand meines Freundes zerschelltes Project verdankte sein Entstehen einem Zusammentreffen, dessen Eindruck ich bis zur Stunde nicht überwunden.

Man trifft eben nicht jeden Tag mit einem Mann zusammen, der wie ein Bürger von 1572 denkt, fühlt und spricht.

Und man glaube nicht, daß ich irgend einen von den Zeitideen unberührten, mit seinen Standesvorurtheilen aufgewachsenen und verwachsenen Junker vor mir hatte. Nein, es war einer der Ritter des Geistes, ein selbstgewordener Mensch, Künstler und Schriftsteller, dessen Name als Kunstkritiker ebensowol wie als Componist einen guten Klang in der Seinestadt hat und dem keine Geistesströmung der Gegenwart fremd geblieben ist. Und doch war allein die Art und Weise, wie er unser Gespräch eröffnete, eine solche, daß mir das Erstaunen das Wort versagte, und erst, als er mich befremdet anblickte und eine Erwiederung erwartete, sagte ich:

„Ich muß Sie anschauen und immer wieder anschauen. Nicht gerade des Gehörten willen. Louis Veuillot hat dasselbe Thema hundert Mal und in noch drastischerer Form ausgeführt. Er treibt sein Handwerk noch unverschämter, seitdem ihn Emile Augier zum Vorbild seines den Knotenstock vor der Gotteslade schwingenden Giboyer genommen. Aber seine Ideen in Ihrer Sprache, von einem Mann Ihrer Stellung und mit solcher Ueberzeugung zu hören, das macht mich sprachlos. Wie krank, wie todtkrank muß Frankreich sein, wenn Leute Ihres Schlages kein anderes Rettungsmittel für ihr Vaterland mehr planen als das, dem Rad der Geschichte in die Speichen zu fallen und es gewaltsam um drei Jahrhunderte zurückdrehen zu wollen...“

„Was thun Sie“, fiel er in schneidendem Tone ein, „wenn Ihre Uhr, die Ihnen als Familienschatz werthvoll ist und die Sie um keinen Preis durch eine andere ersetzen wollen, plötzlich vorläuft und die Stunden so rasch abmacht als sonst die Minuten? Sie schicken sie nach Genf und lassen sie wieder in Ordnung bringen. Nun, Frankreich muß wieder zur Ordnung, zur Moral, zur Religion zurückgeführt werden. Der Zeiger, der beständig auf die Revolution weist, muß zurückgesetzt werden. Wie gewaltig, wie groß stand Frankreich unter seinem angestammten legitimen Königthum da! Während seine Armeen Europa Gesetze vorschrieben, unterwarfen seine Kunst, seine Wissenschaften die ganze Welt ... Damals waren wir glücklich, damals sprach das Ausland von Frankreich wie vom verzogenen Lieblingskind des lieben Herrgotts, heute sind wir ein Gegenstand des Spottes und des Mitleidens.“

„Des Mitleidens, ja, und bald der Verachtung, aber nur der wahnwitzigen Pläne Ihrer Partei halber, die ihrer Mutter, der Zeit, in's Gesicht schlägt und das Volk blenden und in die Tretmühle des Absolutismus zurückführen will. Welche thätige Sympathien bewies dagegen nicht das Ausland Ihrem Vaterland unter Thiers? Was geschah bei den Milliardenanleihen? Während Legitimisten und Orleanisten, dem Weibe Lot's gleich, rückwärts schauten und den rothen Popanz hin und her zerrten, zahlte Europa in richtigem und dankbarem Verständniß dessen, was es heute noch Ihrer großen unsterblichen Revolution von 1789 verdankt, einen Theil seiner Schuld ab ...“

„Ich gebe Ihnen die allgemeine Dankbarkeit in den Kauf. O! ich kenne jenen Sirenengesang. Ich will für mein Land keine Christusrolle, Frankreich soll nur für sich sorgen, nur an sich denken und dem Kosmopolitismus Thore und Fenster verschließen. Wer giebt uns einen Ludwig XIV. zurück? Ordnung und Religion thut uns vor Allem Noth!"

„Sie scheinen zu vergessen, daß Ihre gesammte Königsgeschichte nur ein wiederkehrender Cyklus von Verschwörungen und Aufstandsversuchen ist. Selbst der Aufgang Ihres „Sonnengottes" (roi-soleil), wie Sie Ludwig XIV. zu nennen belieben, geschah unter den furchtbarsten Verschwörungen, Unordnungen und Bürgerkriegen, deren Seele die eigene Cousine des Königs war, und schon damals hatten Sittenlosigkeit und Religionslosigkeit eine solche Höhe erreicht, daß der Herzog von La Rochefoucauld, aus einer der altadeligen Familien und Mitglied der Fronde, sich nicht entblödete, folgende an die besagte königliche Cousine, die Herzogin von Longueville, welche Königin werden wollte, gerichtete Verse zu veröffentlichen:

„Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, je l'aurais faite aux Dieux."

Und wie traurig, wie erbärmlich war der Regierungsschluß Ludwig's XIV., als er sich selbst überlebt und mit seiner frömmelnden Maitresse Madame de Maintenon zuletzt noch eine morganatische Ehe einging! Selbst sein Kriegsruhm schrumpfte zusammen, als er seine großen Feldherren verloren und Colbert durch Louvois ersetzt ward. Sie kennen ja die Geschichte Ihres Landes besser als ich. Soll ich Ihnen etwa die weltbekannten, erschütternden Zeilen in's Gedächtniß rufen, in welchen La Bruyère die trostlose, bis zum thierähnlichen Zustand herabgesunkene Lage der französischen Bauern schilderte? Und rechnen Sie etwa auch die Aufhebung des Edicts von Nantes unter die Großthaten Ihres „Sonnenkönigs"?"

„Die Protestanten waren Landesverräther. Die Aufhebung des Edicts von Nantes war in ihrer Art eben so gerechtfertigt als die Sanct Bartholomäusnacht. Die Guisen waren mit England im Bunde . . ."

„Und war es etwa die Liga, an deren Spitze der Herzog von Guise stand, nicht mit Spanien? Vergessen Sie denn, daß die damaligen Kämpfe fast ausschließlich religiöse waren und daß die Begriffe der nationalen Politik einer spätern Zeit angehörten? Wollen Sie die grause dynastische Politik einer Katharina von Medicis rechtfertigen, so müssen Sie stichhaltendere Gründe suchen."

„Der Protestantismus war damals die die Gesellschaft bedrohende Revolution, nicht weniger gefährlich, als heute die Commune. Ah! Sie haben die Commune nur von ferne gesehen, ich, der ich Paris keinen Augenblick verlassen, der inmitten dieser Schreckensherrschaft lebte. . ."

„Und der weiße Schrecken?"

„Es gab nie eine „weiße" Schreckensherrschaft! Was man so zu nennen beliebt, ist einfach Selbstvertheidigung. Ich sehne den Augenblick herbei, wo man alle Republikaner über den Haufen schießen wird wie tolle Hunde."

Während dieser Discussion hatte sich ein Kreis von Zuhörern um uns gebildet. Auf allen Zügen malte sich sprachloses Erstaunen. Es war dem Mann bitterer, blutiger Ernst. Wozu weiter streiten? „Da haben Sie die heutigen französischen Gesellschaftsretter", sagte ich zu den Zuhörern gewendet und verabschiedete mich eiligst.

Am folgenden Tag suchte mich mein Legitimist in meiner Behausung auf. „Ich will nicht, daß Sie eine allzu üble Meinung von mir haben. In der Hitze des Streites habe ich gestern Manches gesagt, was ich als übertrieben zurückziehe. In der Zukunft wollen wir uns lieber über Kunst und Literatur unterhalten, wir werden uns dann hoffentlich besser verständigen."

„Schwerlich. Auch auf diesem Gebiete wird unsere Meinungsverschiedenheit jeden Augenblick sich geltend machen. Was nun die Ideen betrifft, welche Sie gestern Abend aufgestellt und vertheidigt haben, so kann ich sie nicht auf Rechnung des Kampfeifers setzen. Nicht der Wortstreit, sondern die Logik brachte Sie dahin, das zu glorificiren, was mich mit Grauen erfüllt. Der Legitimismus ist das Pendant der päpstlichen Unfehlbarkeit. Beide ergänzen sich und bilden das zweiköpfige Monstrum, wogegen die moderne Welt jetzt zu Felde zieht. Glücklicherweise hat es seine verwundbaren Seiten und jedenfalls, wird Frankreich, was ich immer noch nicht glauben kann und will, seinem Beruf untreu, so ist Gottlob Deutschland in seine Fußstapfen getreten und hat das Reformwerk wieder aufgenommen . . ."

„O, Sie sind und bleiben ein Deutscher . . ."; mit diesen Worten unterbrach mich mein Besucher und suchte eiligst das Weite . . . hoffentlich auf Nimmerwiedersehen.

2. Ein Autograph Courbet's,
des Zerstörers der Vendômesäule.

Der launische Zufall spielte mir, als ich den Correcturbogen meines Courbet-Artikels bereits längst gelesen und das Heft des „Salon" *) unter der Presse war, ein eben so charakteristisches als seltenes Schreiben des Malermeisters von Ornans in die Hände. Im ersten Augenblick war ich fast ärgerlich. Welch' prächtiger Beleg hätte dieser Brief zu meiner Schilderung Courbet's abgegeben! Welche Lücke hätte er ausgefüllt! Tritt uns der Mann doch darin, wie er leibt und lebt, entgegen und zwar im krassesten Realismus, ohne jede Zuthat! Selbst die bei den Photographien unvermeidlichen Linienverschiebungen und Perspectivlaunen, die dem Originale, je nach Umständen, vortheilhaft oder nachtheilig, sind hier umgangen. Ein Portrait ohne Retouche!

Zu spät! rief ich mit dem berühmten Journal des Herrn Bertin aus und wollte schon das Schreiben einfach meiner Autographensammlung einverleiben. Während ich unter vergilbten Blättern Heerschau halte und, wieder ganz Sammler, die Häupter meiner Lieben zähle, fällt mein Blick auf eines der schönsten Autographen, das ich mir mit großer Mühe und nicht ohne Opfer erstanden: ein Brief des Prinzen von Benevent und Bischofs von Autun.

Talleyrand war nicht viel verschwenderischer mit dem geschriebenen als mit dem gesprochenen Wort. Der geriebene Diplomat hüllte sich in seine Größe und war jederzeit darauf bedacht, sich keine Blöße zu geben. Der Brief, den ich von ihm besitze, ist denn auch nur eines eigenhändig von ihm geschriebenen Postscriptums halber erwähnungswerth. Ein Postscriptum! Ließe sich mein Courbet'sches Autograph nicht auch als Postscriptum verwerthen? Und so verdankt der Leser des „Salon" durch die bizarrste aller

*) Heft I, pag. 81.

Ideenverbindungen, den hinkenden Talleyrand, folgenden nachhinkenden Beleg, den wir zunächst in der deutschen Ueberſetzung und dann in facſimilirter Nachbildung geben.

„26. April 73.

„Mein lieber Herr Hollender.

„Sie verdutzen mich durch Ihre Ueberraſchungen, ich begreife nicht dieſe Art Geſchäfte zu machen; bald ſchicken Sie mir eine Depeſche, welche mir den halben Preis für meine Gemälde bietet, bald ſagen Sie mir, ohne irgend etwas zu ſpecificiren: ſchicken Sie mir Gemälde; in ſolcher Weiſe iſt es unmöglich, Geſchäfte zu machen.

„Sagen Sie mir, ich will ein oder zwei Gemälde von dieſer oder jener Größe und ich biete Ihnen ſo viel; deponiren Sie dieſe Bilder in Paris gegen Rembourſement, denn ich will nicht ferner gelangweilt werden.

„Es ſind mir in dieſem Augenblick mehr als hundert Gemälde beſtellt. Das verdanke ich der Commune (sic). Ich weiß nicht, wem ich zuerſt Gehör geben ſoll. Der Preis meiner Bilder hat ſich verdoppelt.

„Wären Sie nicht jederzeit ein Troddel geweſen, wie Sie es mir gegenüber waren, ſo hätten Sie bereits viel Geld mit meiner Malerei verdient

Ganz der Ihre

Ornans, Departement des Doubs. G. Courbet.“

Herr Courbet liegt, wie das im Autograph beigegebene Originalſchreiben zeigt, eben ſo ſehr im Kriege mit der Orthographie und der Grammatik als mit der Geſellſchaft. Aber was kümmert dies Alles den Malermeiſter von Ornans? Vor dem Verſailler Kriegsgericht war er feig und kleinlaut: heute ſchlägt er bereits Capital aus ſeiner Betheiligung an dem Communeaufſtand und ſcheut ſich nicht, dies geradeaus zu ſagen. Wenn die Umſtände es geſtatten, wird er ſich noch einſt der Heldenthaten rühmen, die er als Mitglied der Commune vollbracht!

Da war doch der Maler David ein anderer Mann. Wie man auch ſein Auftreten als Mitglied des Convents beurtheilen mag, er hatte jederzeit den Muth ſeiner Ueberzeugung; er war und blieb Republikaner und ſtarb als ſolcher 1825 in der Verbannung in Brüſſel, wo man groß und tolerant genug dachte, um dem Maler des „Todes Marat's“ und vieler anderer unſterblichen Bilder ein Denkmal zu errichten.

Er lebte hier ſtill und zurückgezogen. Wie die meiſten Mitglieder des Convents, welche dieſe furchtbare Epoche und die darauf gefolgte „weiße“ Schreckenszeit überdauert, mied er die Geſellſchaft mehr als er ſie ſuchte. Er verleugnete weder ſeine Vergangenheit, noch rühmte er ſich derſelben. „Es war eine große Zeit“, meinte er einſt, „nach hundert und aber hundert Jahren wird man dies erkennen.“

Sub Rosa.

Erzählung von **August Becker** *).

Es war eine Zeit — und sie ist noch nicht ganz vorüber — wo der Glaube des Volkes noch alle Natur vergeistigte, jedem Orte — Haus und Feld — seinen besondern Schutzgeist gab, den Genius loci. Bald in feindlicher, bald in freundlicher Gestalt und Wirkung, gab er jetzt helfend und rettend, dann neckend und schreckend sein Dasein kund. An dem Birnbaum im Felde, unter dessen breiter Laubkuppel Schnitter und Winzer in heißer Stunde ihr Mittagsbrod verzehrten, ging am Abend nicht leicht Jemand ohne Bangen vorüber, denn mit der beginnenden Dunkelheit erwachte das heimliche oder unheimliche Wesen — die Nacht gab ihm Gewalt. Und in die abgelegene Kammer des Hauses, in welche der Tag sein ernüchterndes Licht warf, wenn man nach Erbsen, Bohnen, Aepfeln oder Nüssen dahin ging, wagte man sich in der Dämmerung nur mit Grauen oder zu Zweien, beim flackernden Lichterglanz, der die unfreundlichen Geister in ihre Schlupfwinkel scheuchte.

Je unheimlicher nun von den Geisterwinkeln des Hauses beim Läufeln und Kernen der Nüsse, am Küchenherd oder in der Kunkelstube, beim Traubenmuskessel und an der Kelter gesprochen wurde, desto anheimelnder wehte die Poesie der Sage an die schauernden Herzen. Wie traulich plauderte es sich auch am warmen Ofen beim „Neuen" und bei warmen Kastanien, wenn das Heimchen drein zirpte, von dem geheimnißvollen Wesen, das den verrufenen Winkel belebte!

Damals gab es fast in jedem Hause einen solchen. Aber manche Häuser, besonders alte stattliche Gebäude mit Giebeln und Erkern, langen Gängen oder dunklen „Behältern", wie sie den Kriegszeiten wegen in der rheinischen Pfalz gebaut wurden, standen vorzugsweise in dem Ruf, daß es in ihnen nicht geheuer sei.

In solchem Ansehen stand denn auch von alter Zeit her das Jägerschlößchen. Ursprünglich ein adeliger Meierhof, der im Bauernkrieg niedergebrannt wurde, war hier unter Pfalzgraf Johann Casimir ein Jagdschlößchen mit einem Thurm gebaut worden, das in den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges durch die Kroaten seinen Untergang fand. Ward doch damals die reiche Pfalz durch Mord, Brand und Pest so

---

*) Demnächst wird ein neuer vierbändiger Roman „Meine Schwester" — als erster des Romancyklus „Das Johannisweib" — von August Becker erscheinen. Der Verfasser hat uns die folgende eingelegte Erzählung aus der Vorgeschichte des Hauses, in welchem dieser pfälzische Familienroman spielt, zum Abdruck überlassen. Zwei weitere Episoden: „Die Geschichte vom alten Hirtenjerg" und „Die schwarze Christine", welche in sich abgerundet die Vorgeschichte des Jägerschlößchens fortführen und dem zweiten, noch ungedruckten Roman entnommen sind, werden ebenfalls im Salon Platz finden.

verheert, daß beim Friedensschluß kaum mehr dreihundert verkümmerte Bäuerlein übrig waren. Durch des weisen Kurfürsten Karl Ludwigs Fürsorge erholte sich das Land wieder und auch das Jägerhaus wurde hergestellt. Aber derselbe Kurfürst erlebte noch die schrecklichen Einfälle der Franzosen des großen Ludwig, die, mit Sengen und Brennen die Pfalz verheerend, sie zu einer Wüste zwischen Deutschland und Frankreich machen sollten. Sein Herz brach darüber, und seinem kinderlosen Sohn folgte eine fremde Linie, mit welcher nach und nach fanatische Mönche und blutsaugende Beamte das schöne Land überschwemmten.

Unterdessen war an Stelle des alten Jägerhauses ein moderner Schloßbau gesetzt worden, welcher aber im Orleans'schen Krieg wieder arg durch den Zerstörer Melac litt. Als man an die Wiederherstellung schritt, war von dem ursprünglichen Bau noch ein starker, viereckiger Thurm übrig, der später durch eine Galerie von Gemächern mit dem Schloß verbunden ward.

Das Jägerschlößchen war als ein kurpfälzisches Erblehen an die Familie von Wollberg gekommen, welche seit den Zeiten des Kurfürsten Ott-Heinrich hier als pfälzische Jägermeister saßen. Wie jetzt Weinberge und Kornfelder, umgaben es damals buschige Wildgehege. Ueber die Höhe des Heidenbühls und an dessen Hängen zog sich Haide und Wald bis einerseits zu den großen Gebirgsforsten, andererseits zu den Forsten der Ebene hin, indem beide so durch einen wildreichen Waldstreifen in Verbindung gesetzt waren. Ein reiches Jagdleben entfaltete sich damals um das Schloß, die Hörner erschollen und die Rüden bellten über die Haide. Als sich aber der Hof nach anderen wildreichen Gegenden zog und das Jägerschlößchen endlich ganz vernachlässigt ward, führten die Wollberg das waidmännische Leben auf eigene Faust fort, indem sie das Erblehen abzulösen suchten. Der Titel „kurpfälzische Jägermeister" blieb ihnen auch fortan verliehen.

Es konnte jedoch nicht fehlen, daß bei dem kostspieligen Treiben auf dem Jägerschlößchen die Wälder in andere Hände kamen, sich allmälig lichteten und zu Getreidefluren umgewandelt wurden, so daß sich auch mit der Zeit das Wild minderte. Dazu kam die Ungnade der Familie am kurfürstlichen Hofe, wo damals die französische Verdorbenheit und Sittenlosigkeit mit jesuitischer Unduldsamkeit und Proselytenmacherei eingezogen war. Die ungestümen Bemühungen der Franzosen unter Ludwig XIV., das protestantische Pfälzervolk zum alten Glauben zurückzuführen, wurden jetzt unter dem Schutz des eigenen Landesvaters und unter dem Mitwirken eines feilen Beamtenthums fortgesetzt. Wer ein Amt wollte, mußte übertreten, und zuletzt gab es im Lande keinen protestantischen Dorfschulzen mehr, geschweige denn Richter oder Amtsvögte.

Das Volk seufzte damals unter dem politischen und religiösen Druck und der feilen Willkür seiner Oberen. Und wie tief eingewurzelt der Haß gegen diese war, zeigen alle Publicationen aus jener Zeit. Es

sei hier nur an Iffland's „Jäger" und an Maler Müller's Schilderungen aus dem pfälzer Volksleben erinnert, in welchen jeder Amtmann von vornherein als Schuft gilt. Aber die Leute wußten damals die Qual des Daseins noch manchmal zu vergessen bei sinnigen Sitten und Gebräuchen, Festen und Umgängen. Das Leben war farbiger, blumiger als jetzt; beim Reihen um die Linde wie beim Johannisfeuer schöpfte das Herz wieder Freude am Dasein. So blühte auch um das Jägerschlößchen ein buntes Leben, an welchem sich die Familie des Jägermeisters gern betheiligte. Und als die alte Kurpfalz im Sturm der Zeit untergegangen und wie ein morsches Gebäude im Revolutionsorcan aus Südwesten in Trümmer zerfallen war, erinnerten sich auch Diejenigen, welche mit Zähneknirschen jener unwürdigen Zustände gedachten, mit leuchtenden Augen der verflossenen Zeit, wo man noch in Reihen um die Dorflinde hüpfte, über das Sonnwendfeuer sprang und singend und jubelnd die Dorfmark umging.

Kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution war es der Familie von Wollberg gelungen, in völlig freien Besitz des Jägerschlößchens und der mit ihm verbundenen, noch verbliebenen Güter zu gelangen. Der junge Erbe des Titel eines Jägermeisters hatte aus Liebe eine bürgerliche Waise heimgeführt und bei seinem Vater um so weniger Widerstand gefunden, als dessen Adelsstolz durch die philosophischen Ideen der Zeit und den Druck einer bedeutenden Schuldenlast geschmeidigt worden war, die Schwiegertochter aber ein großes verfügbares Capital mitbrachte, womit das verschuldete Gut zu einem höchst einträglichen erhoben werden konnte. Der Festigkeit und Klugheit dieser Frau hatte man nachher auch die Erhaltung desselben in einer Zeit zu danken, wo alle Adelsgüter und Fideicommisse in der Pfalz verloren gingen. Sie blieb nämlich, trotz so manchen Versuchs, auch sie zu verdrängen, während der Revolutionsjahre ruhig auf dem Jägerschlößchen sitzen, als die Emigrationen über den Rhein begannen. Durch Verstand und Entschiedenheit rettete sie nicht blos ihr eigenes, sondern auch größtentheils das Vermögen der Familie ihres Schwiegervaters, während die Güter der Ausgewanderten unerbittlich eingezogen, als Nationalgut erklärt und nie wieder herausgegeben wurden.

Nach dem Tode ihres Gemals führte sie die Verwaltung ihrer Güter für ihre beiden Kinder mit Glück und Geschick fort. Der Sohn hatte als Officier die Napoleonischen Feldzüge mitgemacht, war nach dem Sturz des Kaisers als Ritter der Ehrenlegion in seine wieder deutsch gewordene Heimat zurückgekehrt. Er fand es aber bald nöthig, in Bädern Heilung für seinen durch Strapazen und Verwundungen mitgenommenen Körper zu suchen. Dagegen befand sich Gretchen, das Töchterlein des Hauses, bei der Mutter. Oefters fand sich Abends auch der Sohn des greisen Dorfpfarrers Vollmer ein, der damals als Vicar seines Vaters die Pfarrei versah. Die Frau Jägermeisterin, wie man die Schloßherrin allgemein nannte, hatte ihm frühzeitig ihr Wohlwollen geschenkt und ließ ihn frohe Hoffnungen hegen, daß er ihr dereinst noch näher treten

dürfe. An jenen Abenden freundlichen Zusammenlebens wurde vorgelesen oder musicirt, wie sichs eben gab.

Da traf es sich nun eines solchen Abends, daß die Frau Jägermeisterin Verlangen nach einer sehr feinen Sorte von Aepfeln fühlte, von welchen schöne Exemplare in einem etwas entlegenen Zimmer des obern Stockwerkes aufbewahrt wurden. Sie gab einer jungen Magd den Auftrag, einige davon herunter zu holen. Ohne auf das betroffene Gesicht des Mädchens zu achten, wendete sie sich wieder zu den beiden jungen Leuten, die eben eine Mozart'sche Sonate vierhändig spielten. Zögernd schlich sich das betroffene Mädchen unterdeß hinaus, ohne eine Einrede zu wagen. Auch war die Schloßherrin nicht gewohnt, einen Auftrag wiederholen zu müssen oder zurückzunehmen.

Nun war es aber für das arme, furchtsame Mädchen eine Aufgabe, der sie sich durchaus nicht gewachsen fühlte. Die Aepfel lagen in der verrufensten Gegend des Jägerschlößchens, in einer Stube der Galerie, welche den ältesten Theil des Schlosses, den Thurm, mit in die Gebäude einschloß.

Dort war es seit undenklichen Zeiten nicht geheuer. Man hatte vor noch nicht langer Zeit oben Gewänder rauschen und ein geheimnißvolles Rascheln, Aechzen und Stöhnen gehört. Man hatte Schatten gesehen und ein gespenstisches Wischen und Scheuern, geisterhafte Tritte und Stimmen vernommen, von denen Niemand sagen konnte, woher sie kamen. Die Mägde gingen darum nach Eintritt der Dämmerung nur zu zweien in den Corridor hinan, und auch diesmal bewog die von der Herrin Beauftragte ihre beste Freundin mit flehentlichen Bitten, den Gang mit ihr zu wagen.

Ohne Ahnung von Alledem hatte die Mutter Gretchens ihr Strickzeug genommen und sich niedergelassen, um der Sonate zu horchen. Sie wußte zwar von den abergläubischen Reden ihrer Leute, hatte aber streng verboten, das alberne Geplauder vor sie selbst oder vor ihre Kinder zu bringen. Als sie nun so vor sich hinstrickte und manchmal einen freundlichen Blick nach dem Paar am Clavier warf oder auf das Schnurren des Katers und den Pendelschlag der Wanduhr horchte, drang mit einem Mal ein jäher, gellender Schrei von fern her durch die hallenden Schloßgänge. Derselbe dauerte an, und zugleich polterte es draußen auf der emporführenden Haupttreppe, als ob ein ganzes Heer von Kobolden losgekommen sei.

Jetzt legte die Jägermeisterin ihr Strickzeug bedachtsam vor sich auf den Tisch, erhob sich und trat zur Thür nach der Hausflur, um nach der Ursache des Lärmes zu sehen. Da kamen ihr schon die Mägde bleich und entsetzt entgegen. Auf ihre Frage, was da vorgehe, erhielt sie Antworten, aus denen sie längere Zeit nicht klug zu werden vermochte. Endlich brachte sie so viel aus den Verstörten heraus, daß die Beauftragte mit ihrer Freundin droben durch ein Rauschen und Wehen erschreckt worden sei, bis endlich eine blasse Gestalt aus der Wand gegen sie vorgetreten wäre und zugleich eine unsichtbare Faust ihnen das Licht

aus der Hand geschlagen habe. Darauf habe die Eine einen Schlag erhalten, daß ihr Funken und Flammen vor den Augen tanzten. Vor Entsetzen aufschreiend seien sie zurückgewichen, kaum fähig über die Treppe herunter zu gelangen.

Mit ärgerlicher und ungläubiger Miene hörte die Herrin den Bericht an.

„Was soll das bedeuten?" fragte sie, streng und verächtlich. „Geht nur gleich wieder hinauf." Die beiden Mägde aber schworen hoch und theuer, daß es droben fürchterlich sei und daß sie um keinen Preis der Welt — würden sie auch gleich davon gejagt — den Gang wieder wagen möchten.

„Dummes Zeug!" entgegnete jetzt die Jägermeisterin, indem ihre Miene einen finstern und entschlossenen Ausdruck annahm.

Zugleich trat sie in das Gemach zurück, wo auch die Clavierspielenden aufmerksam geworden waren. Sie ergriff den schweren silbernen Leuchter mit der brennenden Kerze und schritt hinaus in den Flur, zur Haupttreppe und diese rasch hinan. Kaum konnte ihr der Pfarrvicar mit Gretchen folgen, die sich gruselnd angeschlossen hatte — so unaufhaltsam drang die resolute Frau nach dem Corridor und durch diesen nach der Galerie vor, die sich vom Ende desselben im rechten Winkel hinzog.

Wunderlich flimmerte das Licht der Kerze an den Wänden; die bezopften Herren und Rococodamen in den verdunkelten Bilderrahmen schnitten seltsame Gesichter über die Eindringlinge und rissen die Augen auf bis zur Verzerrung. Schemenhaft zuckten die Schattenrisse der Dahinwandelnden an den Seitenwänden, während es jetzt vorn und hinten raschelte und rischelte, als huschten die aufgeschreckten Gnomen, Kobolde und Heinzelmännchen eilig flüchtend in ihre Schlupfwinkel zurück.

„Wir werden Gift legen müssen", sprach die Jägermeisterin laut vor sich hin, ohne still zu stehen.

Noch einige Schritte ging sie vor — da schienen plötzlich die Gestalten aus den Bilderrahmen an den Wänden über die Voraneilende herstürzen zu wollen. Drauf waren sie in finstere Nacht versunken. Das Licht war erloschen, die Kerze ausgeblasen worden. Tiefe Dunkelheit lag über dem Raum. Zugleich drang ein Laut durch die Finsterniß, wie von einer derben Ohrfeige. Der heftige Schlag an die Schläfe zwang die Herrin des Schlosses zu einem unwillkürlichen Ausruf des Schmerzes und der Ueberraschung.

„Licht!" rief sie. „Gustav, hast Du Feuerzeug?"

Damals waren noch keine Streichhölzchen im Gebrauch, aber jeder Erwachsene trug Stahl, Stein und Schwamm bei sich. Während nun der Pfarrvicar diese aus der Tasche holte, traten — zum Entsetzen Gretchens — aus der ringsumherrschenden Finsterniß die bleichen Umrisse einer menschlichen Gestalt, die sich geisterhaft bewegte, ohne

näher zu kommen. Zugleich ließ sich ein unheimliches Stöhnen vernehmen.

„Der Wind bewegt den Fensterflügel. Schlag' Feuer, Gustav!" sagte die Jägermeisterin nach einer Pause, indem sie an das offene Fenster trat und es zuklappte.

„Der Mond", begann sie wieder, „scheint durch das treibende Gewölk und gerade auf das Portrait."

Unterdeß war es dem Pfarrvicar gelungen, vermittelst Zunder und Schwefelfaden die Kerze wieder anzuzünden. Die Schloßherrin trat vom Fenster zurück und ergriff einen Kehrbesen, der hier lehnte und auf welchen sie vorhin getreten, so daß der lange Stiel derb gegen ihre Schläfe geschnellt worden war. Den Kehrwisch hinter eine Thür stellend, hob sie den Leuchter empor, so daß das Kerzenlicht auf ein weibliches Portrait über derselben fiel. Dasselbe, eine sehr mittelmäßige Malerei aus der Zeit der Pompadour, trug neben dem Malerzeichen noch die Inschrift: Sub rosa! und war von je ein Gegenstand ängstlicher Betrachtung und Scheu für das Schloßgesinde, das sich nicht nehmen ließ, die Dargestellte trete manchmal aus dem Rahmen und durchwandere an der Seite eines eingeschrumpften Männchens in Schnallenschuhen und Klebelöckchen nächtlicher Weile das Haus.

„Seht, Kinder", sagte sie, „unsere Pompadour treibt es noch immer Sub rosa. Man merkt ihr nichts von dem Schabernack an, den sie noch eben verüben half. Nun leuchte Du mir, Gustav, daß ich von den Aepfeln hole."

Damit ging sie nach der Stube, nahm mehrere große Aepfel mit und kehrte dann, ohne weiteres Abenteuer, mit ihrem kleinen Gefolge in die Wohnstube zurück. Hier aber nahm sie Gelegenheit, ihren beiden jungen Zuhörern, während sie die Aepfelschalen in langen Spiralen ablöste, über die sogenannte Pompadour folgende Mittheilungen zu machen.

„Zu Anfang und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewohnte das Jagdschloß der Hervorragendste des Geschlechts, Hans von Wollberg, pfälzischer Jägermeister und Obristwachtmeister. Er war ein kühner und glücklicher Krieger gewesen und von unauslöschlichem Haß gegen Ludwig XIV. und alles Französische erfüllt. Denn schon als kleines Kind hatte er die Zerstörung seiner unglücklichen pfälzischen Heimat durch Turenne gesehen, hatte dann das Wüthen der Mordbrennerbanden Melac's erlebt und war damals Abends nur mit ingrimmigem Heulen und Zähneknirschen eingeschlummert, wenn rings am Horizont die entsetzlichen Feuer der brennenden Städte und Dörfer flammten. Seine feurige Seele dürstete nach Rache an dem Feind seines Vaterlandes, und als junger Cornet stand er beim Schluß des Orleans'schen Krieges den Franzosen gegenüber im Feld. Im Spanischen Erbfolgekrieg aber kämpfte er an der Spitze der pfälzer Reiter in den Niederlanden, am Rhein und draußen im Reich, besonders ruhmreich bei Oudenarde, wo ihn Marlborough umarmte und Prinz Eugen ihm

die Hand reichte. In der mörderischen Schlacht von Malplaquet schwer verwundet, fand er auf einem flandrischen Edelhof zarte Pflege und später seine Gattin. Nach dem Rastatter Friedensschluß nahm er seinen Abschied und lebte auf dem Jägerschlößchen in ländlicher Zurückgezogenheit seiner zahlreichen Familie und der Jagd. Sein unabhängiger Geist verzichtete gern auf die Hofgunst, als mit Kurfürst Karl Philipp und seinen Mönchen ein unduldsamer Geist und der confessionelle Unfriede in der schönen Pfalz einzog. Er hatte manchen derben Fluch auf die Wirthschaft in Mannheim, und als die Kuppeln der Jesuitenkirche am Rhein aufstiegen, war ihm die Aussicht dahin völlig verdorben.

Der Obristwachtmeister war ein Mann von mittlerer Größe, gedrungenem Körperbau und energischen Gesichtszügen. Der Ausdruck derselben zeugte für seinen Feuergeist, der ihm auch im Alter noch blieb. Im Mittelsaal des obern Stockwerks im Jägerschlößchen hängt sein Portrait, das ausdrucksvollste von allen Ahnenbildern daselbst. Nun war ihm seine treue Gattin in's Grab vorangegangen, zwei seiner Söhne standen in niederländischen Kriegsdiensten, drei Töchter waren glücklich verheirathet und nur die älteste noch daheim, eine geistig etwas beschränkte, in ihrer Entwickelung zurückgebliebene, einfältige Person. Unter diesen Umständen war es dem Obristwachtmeister Bedürfniß, daß sein Erstgeborener, Wilhelm von Wollberg, mit seiner jungen Familie Wohnsitz im Jägerschlößchen nahm. Die kleinen Junker lernten auf des Großvaters Knieen und bald auf dessen Pferden die Reitpeitsche handhaben und erfüllten Schloß und Garten mit ihren lärmenden Spielen.

Nun hatte sich aber gerade damals eine wunderliche Veränderung mit Clotilde, der ältesten, unverheiratheten Tochter des Obristwachtmeisters ergeben. Von Jugend auf schwach an Körper und Geist, hatte sie von je besonders auch eine krankhafte Scheu vor Männern gezeigt und niemals irgend welche Hinneigung zu einem solchen verrathen. Da sie das fünfunddreißigste Jahr schon erreicht hatte, kam ihre Verheirathung, als die unwahrscheinlichste Sache von der Welt, gar nicht mehr in Betracht. Die Familie war darin so überzeugt und sicher, daß man sie gehen ließ und wenig auf ihr Thun achtete, als sie mit einem Mal fleißig Spaziergänge nach dem Heidenbühl und in den Busch machte, der damals noch den jetzigen Weinberg umschloß. Während sie sonst keinerlei Theilnahme an den Lustbarkeiten der Dorfjugend bewiesen hatte, stand sie jetzt gern an der Linde und sah dem Tanz zu oder schlich mit den Mägden nach dem Johannisfeuer, über welches Abends die jungen Bursche und Dirnen sprangen. Dabei blühte sie auf, wie eine Pfingstrose und ihre stieren Augen gewannen Ausdruck und Glanz, ja Gluth, wenn sie nach dem geringen Hause hinüber schaute, in welchem die Hirtenfamilie wohnte.

Diese war vor mehreren Jahren in's Dorf gezogen, man wußte nicht recht, woher — die Leute sagten, aus einem Gebirgsort hinter Klingenmünster, der in der Franzosenzeit wieder in den alten Glauben

zurück gefallen sei. Die Kapuzinerpatres aus der nahen Stadt kamen nie in's Dorf, ohne im Hirtenhaus vorzusprechen, obgleich da wenig zu holen war. Sie hatten sich eines jüngern Sohnes des Hirten angenommen, der einen guten Kopf hatte und bereits als Amtsschreiber diente, seit einigen Wochen jedoch, aus einer Krankheit genesend, wieder im Dorfe weilte. Es war ein hübscher, pfiffiger, gewandter und behender Bursche von großer Durchtriebenheit, trug und benahm sich wie ein Herr aus der Stadt und wußte besonders Frauenzimmer um das Kinn zu streicheln. Dennoch kümmerten sich die Dorfjungfern wenig um den Hirtensohn, ohne daß sich der junge Lecker darüber graues Haar wachsen ließ.

Nun gingen mit einem Mal seltsame Reden unter den Leuten. Man munkelte zuerst, bald plauderten die Mägde am Lindenbrunnen davon und endlich pfiffen es die Spatzen vom Dache. Man schüttelte den Kopf und lachte, aber der Obristwachtmeister sah nichts von Allem. Nur fiel ihm auf, daß sich Clotilde neuerdings mit ganz besonderer Gefallsucht kleidete, mit bunten Bändern und Blumen schmückte, stets Rosen in den Haaren und Händen trug und sich wie ein junges, siebenzehnjähriges Mädchen benahm. Die Putzmacherin, die sie sonst ganz vernachlässigt hatte, war ihr eine wichtige Person geworden.

„Was ist's nur mit Dir, Clotilde?" fragte er einmal, da sie eben wieder übertrieben geputzt und mit affectirtem Wesen in die Jagdstube trat, wo ihr greiser Vater in dem weichen Lederpolster eines mächtigen Lehnsessels lag.

„Warum denn, Väterchen?" sprach sie mit gezierter Zärtlichkeit.

„So aufgedonnert, so — so angeweht!"

Sie schlug auf diese Worte mit einem großen Aufwand von Schamhaftigkeit die Augen nieder und lispelte schmachtend:

„Ich liebe!"

„Du liebst?!" hub der Obristwachtmeister an, indem er sie groß ansah. „Donner und Doria, was liebst Du denn, Clotilde?" fuhr er lächelnd fort. „Du willst Dich am Ende gar noch verheirathen!"

„Ich bin es schon!" versetzte sie im nämlichen Ton.

„Was bist Du?" fragte der Obristwachtmeister, sich im Lehnstuhl aufrichtend.

„Vermält!" hauchte sie. „Vermält, aber sub rosa!"

„Vermält seist Du?! Nun steh' mir Gott bei! Eine arme Närrin bist Du!" sprach der Obristwachtmeister, indem er sich auf seine etwas gichtischen Füße erhob und seine Tochter wehmüthig und mitleidsvoll betrachtete. „Geh' auf Deine Kammer, Clotilde, ich will Dir kalte Ueberschläge machen lassen."

Sie sah den Vater stier an; dann ging sie, nach langjähriger Gewohnheit seinem Worte blindlings folgend. Kaum war sie zur Thür hinaus, als ihr ältester Bruder, Junker Wilhelm, in die Jagdstube stürmte.

„Mein bester Herr Vater", rief er in Aufregung, „was muß ich Ihnen hinterbringen!"

„Gott's Tod, ja! Ich weiß schon, mein Herr Sohn. Deiner armen Schwester ist der Dachstuhl nun völlig verrückt."

„Leider Gottes, bester Herr Vater", fuhr Junker Wilhelm erregt fort. „Deren Narrheit ist schon in Aller Mund, und soeben hat die Zöllnerin hier meiner Frau Liebsten darüber berichtet."

„Was hat die Zöllnerin berichtet?" fragte der Obristwachtmeister, indem er sich soldatisch gerade, die Hand auf den silbernen Stockknauf gestützt, gegenüber stellte, während eine kleine, bewegliche Frau knixend unter der Thür auftauchte.

„Mit gnädigstem Verlaub, Herr Obristwachtmeister", begann jetzt diese mit geläufiger Zunge, „ich will das gnädige Fräulein nicht hinterrücks verklagen, finde mich aber im Gewissen gedrungen, der gnädigsten Herrschaft zu dero Ohren zu bringen, daß das gnädige Fräulein ein Verhältniß ohne dero Wissen und Willen unterhält."

„Ein Verhältniß? Welches Verhältniß, was für ein Verhältniß?" fragte der Obristwachtmeister ungeduldig. „Sie will doch nicht sagen: eine Buhlschaft?"

„Eine Liebschaft", bestätigte kopfnickend die Frau, „ein Liebesverhältniß."

„Und wer ist der Gegenstand desselben?" fragte der Obristwachtmeister barsch.

„Der gnädige Herr Obristwachtmeister möge es nicht ungünstig nehmen — daß ich es sage; es ist, mit Verlaub, Cyriak der Schreiber."

Der alte Herr sah die Frau jetzt mit einem eigenthümlichen Blicke an. Dann lachte er laut auf.

„Ha! der Hirtensohn! Weib, Sie ist nicht bei Trost!" rief er. „Geh' Sie und sage Sie überall: es ist nicht wahr, eine lächerliche Lüge! Geh' Sie!"

Und damit winkte er ihr hinaus. Die Frau ging, Junker Wilhelm jedoch blieb und hatte eine längere Unterredung unter vier Augen mit seinem Vater. Sie saßen noch insgeheim beisammen, als sich ein Capuzinerpater, der sich öfter im Dorfe umher trieb, im Jägerschlößchen mit dem Ersuchen einstellte, vor den Schloßherrn gelassen zu werden, da er mit ihm etwas Wichtiges zu sprechen habe.

Seit der Uebermacht der Franzosen am Rhein und seit die fremde Linie den pfälzischen Kurfürstenstuhl bestiegen hatte, waren Mönche keine seltene Erscheinung mehr in dem reformirten Lande. Sie drängten sich überall ein. Dennoch hatte es bis jetzt keiner gewagt, nach dem Jägerschlößchen zu kommen. Zum Verwundern war es aber, daß der Capuzinerpeter jetzt vorgelassen wurde.

Etwa eine Viertelstunde mochte die Audienz gedauert haben, als plötzlich ein Geschrei und Gepolter entstand, die Thür der Jagdstube aufsprang, der fromme Pater herausstürzte und der Obristwachtmeister mit der Hundspeitsche wüthend auf der Ferse folgte.

„Wart, Du verdammter Kuppler", schrie der alte Soldat nachstürmend. „Ich will Dir die Kutte ausklopfen!"

Junker Wilhelm, der seinen Vater zurückhalten wollte, vermochte nichts über den leidenschaftlichen Zorn, mit welchem der greise Edelmann auf den Mönch einhieb. Diesem aber gab die Angst eine wunderbare Behendigkeit. Durch die Hausflur auf die Freitreppe hinaus fliehend, hob der heilige Mann sein härenes Gewand, das ihn im Laufen hinderte, mit beiden Händen in die Höhe und setzte mit gewaltigen Sprüngen über die Stufen hinunter auf den Lindenplatz. Der Obristwachtmeister war oben auf der Plattform der Treppe mit der Peitsche in der Hand stehen geblieben und sah fuchtelnd und drohend dem Flüchtigen nach. Ohne sich umzusehen, lief dieser quer über den Platz in die Dorfgasse hinein, denn das Geheul der Schloßhunde und der gewaltigen Rüden des Jägermeisters spiegelte dem Flüchtigen noch Aergeres vor, als er schon erlitten. Es war ein nie gesehenes Schauspiel für die Dorfbewohner.

Der Vorfall machte begreiflicher Weise großes Aufsehen, eben so die Veranlassung und die Folgen desselben. Es war nun offenkundig, daß das gnädige Fräulein Clotilde von Wollberg, die Tochter des hochangesehenen, gestrengen Obristwacht- und Jägermeisters mit dem Hirtensohn Cyriak, dem Schreiber, eine Liebschaft unterhalten habe; ja, man wollte gar wissen von einer heimlichen Trauung des an Jahren so ungleichen Liebespaares durch denselben Capuzinerpater, dessen Bekanntschaft mit dem Obristwachtmeister so unerfreulich begonnen hatte.

Auch der junge Schreiber Cyriak war aus dem Dorfe verschwunden. Denn der Obristwachtmeister hatte gedroht, ihn wie einen Hund niederschießen zu wollen, wenn er sich blicken lasse; und Hans von Wollberg war nicht dafür bekannt, daß er leere Drohungen ausstoße. Aber aus der Stadt hatte das Schreiberlein an den alten Jägermeister einen Brief gerichtet, Rechte geltend gemacht, über welche Unverschämtheit der alte Mann in eine blasse Wuth gerieth, die unbeschreiblich an ihm zehrte.

Mittlerweile hatte man den Gegenstand all' dieser Unruhe, die arme thörichte Clotilde, streng zu Hause gehalten. Es ward ihr eines der Thurmzimmer, welche in die Galerie eingezogen waren, zugewiesen. Sie konnte sich frei oben im Corridor und in dem Gang nach ihrem Gemache hinbewegen; doch wurden die Treppen abgesperrt und Niemand zu ihr eingelassen, als eine alte Schloßmagd, die zu ihrer Bedienung und Bewachung angewiesen war. Für diese faßte nun Clotilde in ihrer völligen Abgeschlossenheit eine große Zuneigung, sprach mit ihr von ihrer Liebe und zeigte sich dabei der Alten von einer liebenswürdigen Gutmüthigkeit, hinter welcher ihre Thorheit manchmal völlig zurücktrat. Dabei putzte sie sich den ganzen Tag und kannte kein größeres Vergnügen, als in seidenen Gewändern, welche sie ihrer eigenen Garderobe und der ihrer verstorbenen Mutter entnahm, die Gänge entlang zu schreiten, daß der schwere Stoff vernehmlich hinter ihr drein rauschte. Oft gebot sie dann der alten Dienerin, aufzuwischen und zu scheuern.

„Denn er kommt, mein heimlich Vermälter, er kommt. Aber nur sub rosa!“ flüsterte sie dann vertraulich.

Mit diesem „Sub rosa!“ lag sie der alten Magd bei jedem geringfügigen Anlaß in den Ohren und zeigte dabei eine große Vorliebe für die Königin der Blumen. Ein alter Rosenstrauch rankte damals an der Wand empor, durch deren Fenster sie einen Blick in den Schloßgarten hatte. Sehnsüchtig sah sie auf die duftigen Blumen nieder, lag oft stundenlang unter jenem Fenster und fragte vor sich hin:

„Wann kommst Du, mein heimlich Vermälter?“

Man ließ sie gewähren, ließ ihr täglich Rosen reichen, nach denen sie so großes Verlangen hegte und mit welchen sie stundenlang ihr Haupt schmückte. Und als sie einst wünschte, sich im Rosenschmuck gemalt zu sehen, ließ man einen alten Maler kommen, dem sie droben in ihrer Einsamkeit zu dem Portrait saß, welches heute noch über dem Eingang der verrufenen Galerie hängt. Der greise Künstler gab sich große Mühe, allen ihren Wünschen bezüglich des Bildes nachzukommen und brachte auch das Motto an, welches sie jetzt immer im Munde führte. Er wußte nicht genug von der Sanftmuth und Güte des gnädigen Fräuleins zu erzählen, als er seinen Auftrag vollendet hatte und von dem Jägerschlößchen wieder zur Stadt zurück kehrte.

Diese Sanftmuth ihres Gemüths beruhigte auch ihre Verwandten und gab Hoffnung, sie wieder zu Verstand kommen zu sehen. Einmal um Mitternacht aber weckte ein gellender Ruf, der durch die hohen Gänge hallte, die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Die alte Dienerin lief nämlich die Haupttreppe herunter und schrie aus Leibeskräften:

„Sub rosa! Sie brennt durch, brennt durch!“

Aufsprang der alte Schloßherr, warf hastig einen Schlafrock um, griff nach dem Hirschfänger und der Pistole welche stets geladen auf dem Nachttisch lag. Auf die Flur eilend, hielt er die noch immer fortkreischende Magd an, die etwas von Lichtern im Garten und angelegten Leitern stammelte. Im Schloßhof heulten die Kettenhunde. Inzwischen kam auch Junker Wilhelm, in der Eile mit einer Flinte bewaffnet, aus seinem Schlafzimmer gestürzt, während die Schloßdienerschaft im Gang zusammenlief.

„Die Hunde los! In den Garten!“ donnerte der Obristwachtmeister mit der Stimme, die einst wie eine Kriegsposaune zum Kampf gerufen.

Junker Wilhelm stürmte mit den Leuten hinaus, der Obristwachtmeister allein die Treppe hinan, durch den Corridor nach der Galerie, wo sich das Zimmer seiner Tochter befand. Dessen Thür war von innen verschlossen, wich auch nicht seinem Fußtritt. Er eilte in ein Zimmer daneben und riß das Fenster auf. Im Garten unten erlosch ein Licht im Buschwerk, dunkle Gestalten liefen unter Lasten keuchend, aber kaum erkennbar, nach hinten — am Fenster des Zimmers seiner Tochter stand noch die Leiter, eine unkenntliche Gestalt auf den Sprossen

Da blitzt es durch die Nacht — zwei Schüsse waren nach einander gefallen. Mit einem Schrei war die Gestalt von den Leitersprossen gestürzt, während andere flohen.

„Fackeln herbei! Licht!“ rief der Obristwachtmeister vom Fenster in den Garten, in welchen jetzt seine eigenen Leute mit den Schloßhunden eingedrungen waren.

Die Thiere umschnüffelten heulend den großen Rosenstrauch, der die Wand unten deckte. Ein leises Winseln von einer Menschenstimme drang aus demselben. Man lief nach Fackeln, den Obristwachtmeister aber litt es nicht mehr oben am Fenster. So rasch es seine Füße erlaubten eilte er zurück an die Wendeltreppe, welche näher in den Garten führte. Zum Glück hatte er den Schlüssel zu der verschlossenen Thür der Treppe in der Tasche seines Schlafrocks. Als er in den Garten kam, hoben eben seine Leute eine menschliche Gestalt aus dem Rosenbusch. Die Fackel warf ihr Licht auf das von blutigen Rissen entstellte, leichenblasse Antlitz seiner Tochter Clotilde.

An eine Verfolgung der übrigen Theilnehmer dieses Entführungsversuchs dachte jetzt Niemand mehr. Der Obristwachtmeister befahl mit unsicherer Stimme, die Sterbende die Treppe hinan zu tragen. Das Blut träufelte dabei von ihren Schläfen und von ihrem übrigen Körper auf die steinernen Stufen, bildete Streifen und noch Tropfen oben im Corridor.

Auf welche Weise sich Clotilde mit ihrem Geliebten über die Flucht aus der Gefangenschaft im väterlichen Schlosse zu verständigen wußte, wurde nie aufgeklärt. Es zeigte sich, daß sie mit überraschender Schlauheit ihre Vorbereitungen ganz insgeheim getroffen und Alles zusammengepackt hatte, was von irgend welchem Werth und für sie erreichbar gewesen war, wobei sie nur seltsamer Weise das eigene Portrait vergaß. Alle ihre Kostbarkeiten und solche ihrer Mutter, die man ihr zur Unterhaltung während ihrer Einsperrung überlassen hatte, waren und blieben nach jener Nacht verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie dieselben den unten Wartenden an dem Seil zugleiten lassen, welches man andern Tags noch fand.

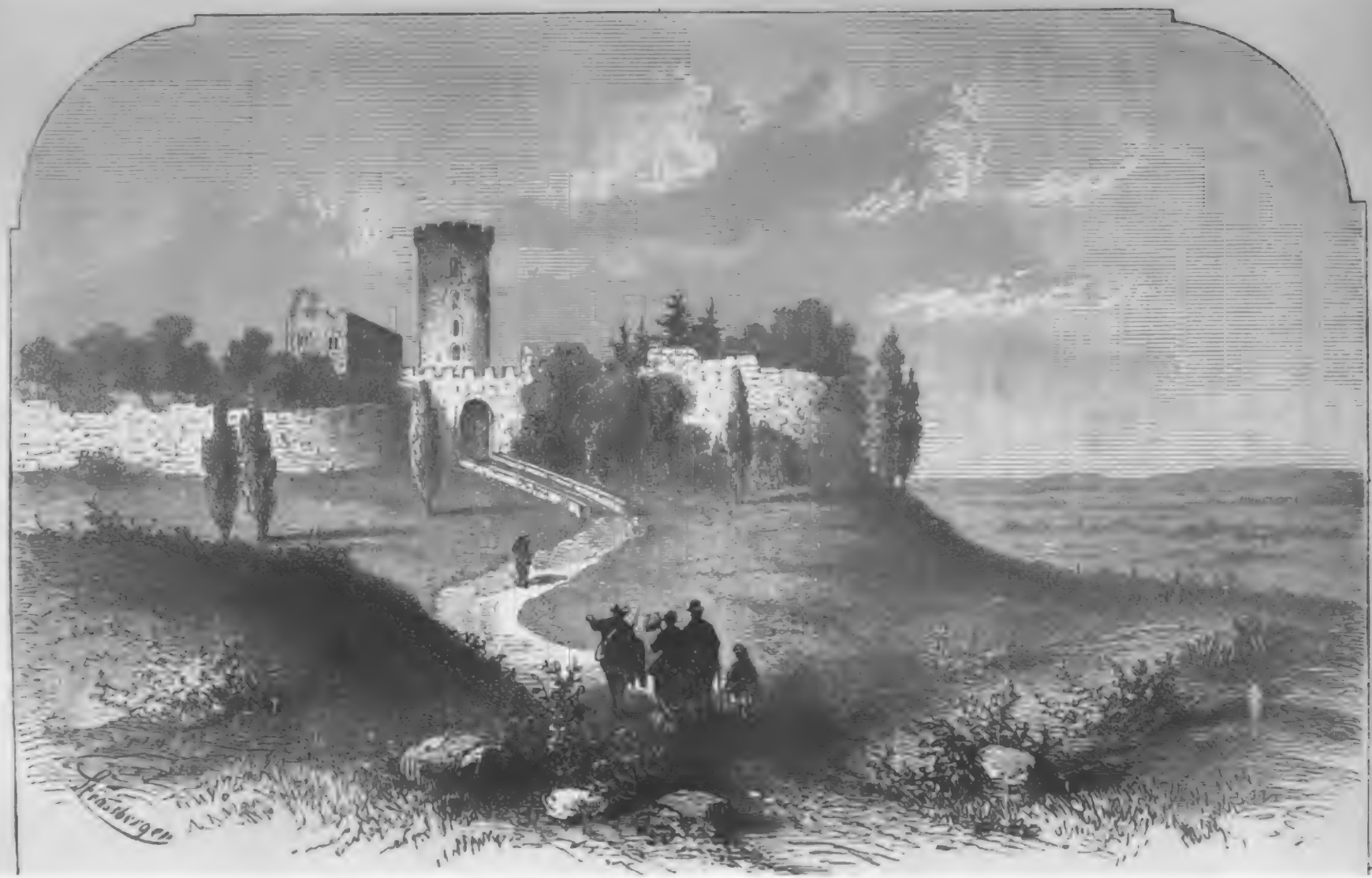
Clotilde lebte noch unter großen Leiden mehrere Tage. Dennoch hörte man von ihr, als sie wieder auf Momente Besinnung und Sprache erlangt hatte, nichts als die Klage, warum ihr „heimlich Vermälter“ nicht komme. Endlich in der fünften Nacht ließ sie sich auf ihrem Schmerzenslager aufrichten, starrte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach der Thür, breitete die Arme aus und rief, selbst für Draußenstehende verständlich, mit einem herzerschütternden Ton:

„Bist Du da, mein heimlich Vermälter?“

Dann sank sie in die Kissen und war verschieden.

Clotilde von Wollberg ward an der Seite ihrer Mutter bestattet.

Dem Obristwachtmeister standen die letzten Momente seiner armen Tochter immer vor Augen, klangen ihre letzten Worte noch oft in den Ohren. Er war seitdem einer dumpfen Trauer und innern Unruhe



Digitized by Google

verfallen, die er nicht mehr zu bemeistern vermochte. Die alte Magd aber, welcher die Bedienung Clotildens übertragen war und die dann den Fluchtversuch so unglücklich vereitelt hatte, klagte sich jetzt in ihrem Gewissen ob des Verraths an ihrem guten Fräulein an. Jene Nacht, in der sie weinend die Treppe hinan folgte, über welche man die Blutende empor trug, kam ihr nicht mehr aus den Sinnen. So oft sie wegkommen konnte, stahl sie sich dahin, wischte und scheuerte, um die Blutflecke wegzubringen, die für Andere längst verschwunden waren, ihr aber fort und fort in die Seele brannten. Trübsinnig wankte sie im Schlosse umher, wenn sie von ihrem Reinigungswerk abgehalten war, und so wischte und scheuerte sie fort bis zu ihrem Tode — die Leute sagten, noch darüber hinaus.

Einmal aber, kurz vor ihrem Ende, kam sie Abends an die Jagdstube geschlichen, in welcher der alte Obristwachtmeister ohne Licht im Lehnsessel traurig brütend saß, während der Mondschein schief durch die Fenster herein fiel. Sie streckte den alten Kopf in's Zimmer und sprach leise:

„Gnädiger Herr, Sub rosa: sie ist wieder da!"

Der Greis taumelte auf, zur Thür hinaus, die Haupttreppe empor, durch den Corridor stürmend, wie damals. Er kam nicht mehr herunter. Als man ihn andern Morgens früh vermißte, fand man seinen Leichnam oben, vor dem Portrait seiner Tochter, wo es heute noch hängt. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben ein Ende bereitet.

Cyriak, der Schreiber, blieb lange Zeit verschollen, während einer seiner Brüder, der Hirtendienst versah, daheim zu einem gewissen Wohlstand gelangt war, später sogar Schulz im Dorfe ward und stets auf gutem Fuße mit den Capuzinern und den Herren vom Amte stand. Einmal kam ein ausgetrocknetes Männchen mit Haarbeutel und ausgestopften Wadenstrümpfen, im Dorf angefahren, erbat sich von dem damaligen Jägermeister die Erlaubniß, das Schloß besehen zu dürfen und verweilte lange oben im Corridor vor dem Portrait, welches bei der Schloßdienerschaft wegen der Tracht längst nur unter dem Namen der „Pompadour" bekannt und verrufen war. Das Männchen sah dabei seufzend auf seine beringten Finger, bedankte sich mit einer französischen Phrase bei dem Jägermeister für die gewährte Gunst und begab sich dann zum Dorfschulzen, bei welchem es mehrere Tage blieb. Man sagte, es sei des Schulzen Bruder, das einst so lustige Schreiberlein. Nur einmal nach Jahren kam das Männchen wieder in's Dorf, und zwar diesmal als mächtiger Mann im Gefolge der französischen Revolutionsarmee; bald darauf hörte man von seinem Tode.

Das Andenken an diese Ereignisse wurde durch spätere in den Hintergrund gedrängt; jene Vorgänge lebten nur noch als halb verschollene Sagen im Gedächtniß der Schloßbewohner fort. Die Dienerschaft läßt es sich aber nicht nehmen, daß man auch heutzutage noch manchmal das geheimnißvolle Wischen und Scheuern höre, daß seidene Gewänder oben rauschen, Tritte gehen und ein unheimliches Wesen um jenes Portrait walte, welches die Devise trägt: Sub rosa!

Bilder aus dem Volksleben in Algier.

Von **Heinrich Freiherr von Maltzan.**

II.

Treten wir einmal ein in eine ſolche arabiſche Schneiderbude, ſo werden wir ein originelles Völkchen kennen lernen, das ſich der Mühe verlohnt, etwas näher zu betrachten. Nur muß ich Das zur Orientirung des Leſers vorausſchicken, daß der arabiſche Handwerkerſtand etwas ganz anderes iſt, als der unſerige. Er ſteht ungleich höher oder vielmehr der unſerige ſteht ungleich tiefer, als er ſtehen ſollte.

Das iſt unſere Schuld und ein Makel der europäiſchen Civiliſation. Wir ſtellen den Handwerkerſtand viel zu tief; ein Winkeladvocat oder ein kleiner Landarzt dünkt ſich unendlich viel mehr, als ein Handwerker, weil ſie ſich ſtudirte Leute nennen; ein hoher Beamter gar wird erröthen, wenn man entdeckt, daß er einen Schuſter zum Bruder hat. Nichts von Alledem im Orient! Nicht nur wird ein Muſti oder Kadi es nicht übel nehmen, wenn man von ſeinem Bruder, dem Schneider oder Schuſter ſpricht, ſondern derſelbe Muſti oder Kadi wird uns ſagen, daß er noch vor wenigen Jahren ſelbſt Schneider oder Schuſter geweſen iſt. So hoch ſteht der Handwerkerſtand im Orient, daß faſt alle jungen Gelehrten, ehe ſie eine ausreichende Anſtellung gefunden haben, einen Stolz darin ſuchen, in einer Handwerksſtatt ihren Platz zu nehmen, den edlen Stolz der Unabhängigkeit, die keinem Andern das eigene Brod verdanken und dies lieber mit ihrer Hände Arbeit verdienen will. Ich kannte viele junge Leute, die völlig berufen und geeignet waren, eine Richterſtelle zu übernehmen, aber in Ermanglung einer Vacanz einſtweilen ihren Unterhalt im Handwerk fanden, Andere, welche bereits zwar ſchon ein Aemtchen hatten, das aber nicht hinreichte, um ſie ganz zu ernähren, und die den Reſt ihrer Nothdürftigkeit mit ihrer Hände Arbeit erwarben. War nicht auch der Apoſtel Paulus ein Teppichmacher und ſchämte ſich deſſen nicht? Der Orient hat ſich hierin ſeit des Apoſtels Zeit nicht verändert. Was würde man aber bei uns ſagen, wenn ein junger Studirter, ehe er noch eine feſte Anſtellung hat, ſtatt ſeinen Eltern zur Laſt zu fallen, ſich durch Handwerksarbeit ernähren wollte? Wenn z. B. ein unbezahlter Referendar, den ſein oft wenig bemittelter Vater mühſam unterhalten muß, ſeine zahlreichen Freiſtunden, ſtatt ſie im Bierhaus zu vertrödeln, in einer Schneiderbude als Arbeiter zubringen und ſich dadurch die mangelnde Unabhängigkeit erringen würde? Man würde Pfui und Zeter über ihn ſchreien. Und dennoch geſchieht im Orient Aehnliches und man findet es mit Recht lobenswerth. Dadurch wird der ganze Handwerkerſtand gehoben. Auch die nicht gelehrten Arbeiter nehmen etwas von der Würde, dem Anſtand und der Bildung ihrer gelehrten Kameraden an.

So auch in Algier in der Werkſtatt, in welche ich meine Leſer einführen will. Hier herrſchte ſtets die höchſte Urbanität und der feinſte Ton. Der Meiſter ſelbſt war zwar kein Gelehrter, wie viele ſeiner Geſellen, aber

ein Mann von einer ausgesuchten Höflichkeit, die jedoch vollkommen natürlich war und ihren Grund in der edlen Herzensgüte hatte, welche fast allen echten Mauren Algiers eigen ist. Obgleich er seine Arbeit niemals unterbrach (denn die arabischen Schneidermeister sind gewöhnlich die einzigen Zuschneider und haben als solche vollauf zu thun), so hatte er doch für jeden neuen Gast ein freundliches Wort, und unterhielt sich fast ununterbrochen mit den regelmäßigen Besuchern seiner Werkstatt. Von diesen Besuchern waren die wenigsten Kunden, sondern Stammgäste der Bude bildeten die Mehrzahl derselben. Stammgäste in einer Schneiderbude? wird man fragen. Dennoch ist dieser Ausdruck richtig. Denn das Hanut, ein Wort, das zugleich Laden, Werkstatt, ja Comptoir bezeichnet, ist dem Araber alles Das zu einem Einzigen verewigt, was der Europäer in seinem Bureau, seinem Club, seinem Kaffeehaus, seinem Rauchzimmer und überhaupt in jedwedem Locale findet, wo er seinen Tag zubringt. Nicht die Hälfte der Mauren hat eigene Läden oder verrichtet Arbeit in einem solchen; Jeder aber hat sein Hanut d. h. er kann von dem Laden eines Freundes beliebigen Gebrauch machen, in ihm sitzen, so lange es ihm gefällt, dorthin sich seinen Kaffee aus dem nahen Kaffeehause holen lassen, rauchen, schlafen und essen, wenn er nicht zur Mahlzeit nach Hause gehen will. Das Kaffeehaus selbst zu besuchen gilt nicht für ehrbar. Wozu auch? Alle Kaffeehäuser schicken ihre Diener in die besuchtesten Läden herum, um anzufragen, ob Niemand Kaffee wolle? Der Außenconsum ist für sie viel größer, als der innere. Diese Sitte entspringt aus dem Gebrauch, das Haus den ganzen Tag über den Frauen zu überlassen und der Anschauung, daß Frauengesellschaft nicht ersprießlich ist. Sogar den Schulknaben ist vom Vater ein Hanut angewiesen, wo sie ihre Freistunden verbringen müssen, damit sie nicht auf der Gasse herumlaufen, oder, was für ihre Erziehung noch nachtheiliger erachtet wird, nicht daheim bei den Weibern sitzen. Ich hatte bald erkannt, wie wichtig das Hanut für die Beobachtung des maurischen Volkslebens sei und es gelang mir, durch Einführung eines guten Bekannten, gleichfalls der Beisitzer in einem solchen Hanut, dem des obenerwähnten Schneidermeisters, zu werden. Wie reichlich konnte ich hier das maurische Leben an den zahlreichen Charakterköpfen studiren, welche in der Gestalt von Arbeitern oder Besuchern seine Räume füllten. Es war eine sehr buntgemischte Gesellschaft, darunter manche ernste, gravitätische Männer, aber auch eine Anzahl komischer oder wenigstens origineller Käuze, deren Geschichte ich nach einiger Zeit an den Fingern herzählen konnte.

Zu den ernsten, aber auch zugleich zu den komischen Erscheinungen in der Schneiderbude gehörte ein ehrwürdiger Greis, der seine Nadelstiche mit einer Gewissenhaftigkeit ausführte, als handle es sich um Verse des Koran. Zur Deutung dieser letzteren hätte er sich vielleicht besser geeignet, als zum Nähen; denn seine Augen fingen an schwach zu werden. Dieser Mann war, wie ich bald erfuhr, denn er bildete den Stolz der Bude und man führte ihn auch stets zuerst auf, ein großer Gelehrter, den sein häusliches Unglück auf seine alten Tage von der Moschee in die Schneiderbude verbannt hatte. Wie war das möglich? Hatte er sich etwas zu Schulden kommen lassen? Ach nein, der arme Mann war nur zu unschuldig und das war gerade sein Unglück. Er war ein so eifriger Bücherwurm, so ganz in seinem gelehrten Kram aufgegangen, daß er lange gänzlich vergessen hatte, eine Ehehälfte zu nehmen. Fast bis in sein Alter hatte er ein gelehrtes Wanderleben geführt, wie dies

im Orient so häufig ist, bald hier an einer Schule Unterricht gegeben, bald wieder dort dem Handwerk den nöthigen Erwerb abgewonnen. Dazu brauchte er nicht verheirathet zu sein. Als er jedoch nun in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und sich um ein Amt bei einer Moschee bewarb, bedeutete man ihm, daß er zwar allen Erfordernissen zu einem solchen entspräche; nur eine Bedingung habe er nicht erfüllt, die nämlich, wonach jeder Moscheenbeamte verheirathet sein muß, eine Vorschrift, die auf dem im Allgemeinen zwar richtigen Grundsatz beruht, daß ein Junggeselle leichter zur Immoralität geneigt ist, welcher Grundsatz aber in diesem Fall ohne Schaden eine Ausnahme gestattet hätte. Indeß der Buchstabe des Gesetzes wollte es so und der Alte mußte eine Frau nehmen. Er nahm sie recht alt und häßlich und hoffte sie werde sich mit dem ihr zugedachten Loose zufrieden geben. Jetzt wurde er für das Amt vorgeschlagen und seine Ernennung stand in sicherer Aussicht. Da spielte ihm plötzlich seine Xantippe den Streich, daß sie sehr zur Unzeit zum Richter lief, klagte, ihr Mann vernachlässige sie in unerlaubter Weise und auf Scheidung antrug. Man konnte sie ihr nicht verweigern, denn der Mann soll sich nach dem Koran seiner Frau mehr widmen, als es der alte Bücherwurm, der glaubte, Unterhalt und Kleidung genügten einer Frau, gethan hatte. So war der Alte nun kein Ehemann mehr und das Amt entging ihm. Da er seitdem die Ehe für immer verschworen hatte, so blieb ihm nichts übrig, als seinen Unterhalt bei der Nähnadel zu suchen. Im Allgemeinen begegnete man ihm mit großer Ehrfurcht, aber hier und da erlaubte sich doch ein jüngerer Geselle eine Anspielung auf den ehelichen Mißerfolg des Greises. Dieser that, als hörte er es nicht, aber er nähte dann jedesmal so krampfhaft darauf los, daß man ihm seine innere Erregung anmerkte: als hätte er mit jedem Nadelstiche die Xantippe durchbohren können!

Sein Nachbar auf den Polstern der Werkstatt (denn Bänke sind hier nicht) war ein gewisser Sidi Habibi, ein siebzigjähriger Greis mit den Manieren, dem leichten Blut und der Behendigkeit eines Knaben. Er war kein großes Kirchenlicht, sondern sein Lebenlang nichts gewesen, als ein ziemlich mittelmäßiger Schneider. Jetzt war er auch das kaum mehr, denn auch seine Augen fingen an, ihn im Stich zu lassen. Da er aber arm wie eine Kirchenmaus war und doch nicht geradezu Almosen annehmen wollte, so spielte dieser Greis den Ausläufer für Meister und Gesellen; er war so zu sagen zur zweiten Kindheit des Lehrjungen zurückgekehrt und wetteiferte mit dem wirklichen Lehrjungen an Dienstfertigkeit und Flinkheit in der Besorgung der Aufträge, wofür ihm dann zuweilen ein Kupferstück gespendet wurde. Aber für diese Gaben glaubten sich einige Hartherzige auch berechtigt, ihr Spiel mit dem originellen Greis zu treiben. Sidi Habibi ertrug in geduldiger Gelassenheit alle Scherze, welche über sein ehrwürdiges Haupt ausgegossen wurden. Er hatte seinen Trost, zu dem er oft seine Zuflucht nahm und der ihm seine gute Laune erhielt. Dies war sein Sibsi, seine geliebte Tabakspfeife, die ihm Gattin und Kind, Ehre und Reichthum, Alles in Allem war. Der Meister liebte das Sibsi nicht und oft wurde der Greis von dem vierzigjährigen Manne wie ein Schulbube, der Pfeife wegen, zur Rede gestellt. In solchen Fällen schwieg Sidi Habibi in stoischer Gelassenheit und legte gehorsam das Sibsi bei Seite. War aber der Meister hinausgegangen, dann holte der Greis unter den Ausbrüchen der Heiterkeit seiner Collegen das theuere Sibsi wieder hervor, da füllte er es mit dem schlechtesten arabischen Tabak (denn guter war ihm unerschwinglich), näherte die

Braut seiner Seele seinen Lippen und saugte wie in brünstigen Küssen den abscheulichen Pestdampf aus dem geliebten Rohre ein. Die Schneider hatten das Sibsi „Huriet mta Sidi Habibi“ getauft, d. h. die Huri oder Paradiesesbraut Sidi Habibi's. Mir gefiel dieser Ausdruck und ich sagte dem Alten in Bezug darauf, für eine Huri zieme sich ein besseres Parfüm, als der des abscheulichen Krautes, mit welchem er die seine speiste. Zugleich zog ich ein Päckchen guten Tabaks hervor und bat ihn, seine Huri damit zu regaliren. Nie werde ich den Ausdruck der Freude und Dankbarkeit vergessen, mit dem die alten Augen mir für diese Gabe lohnten. An jenem Tage und noch oft nachher hatte die Huri wirklich Paradiesesfutter.

Ich war indeß nicht der einzige Gönner Sidi Habibi's, sondern er besaß noch einen andern in dem trefflichen alten Hadschi Hamed-el Gadiri, meinem ganz besondern Freunde und einstigen arabischen Lehrer, wenn man einen Mann so nennen kann, bei dem man zwar keine Stunden nimmt, von dem man aber im Monate lang täglich fortgesetzten Gespräch eine Sprache erlernt. Dieser Alte war seines Zeichens ursprünglich zwar auch ein Schneider (nebenbei ein halber Gelehrter) und saß auch täglich auf den Polstern der Schneiderbude, aber sein Verhältniß zur Nähnadel war jetzt nur noch ein platonisches. Warum er nur ein halber und kein ganzer Gelehrter geworden, wie sein Vater und zwei Brüder, die alle Drei Muftistellen bekleidet hatten, daran war auch die Nähnadel Schuld, die der Hadschi einst schwärmerisch geliebt hatte, so daß sie ihn vom langen Studium abhielt, die Nähnadel, und ein bischen auch das lustige Leben in der Bude, das ihm besser gefiel, als das ernste in der Moschee. Für einen Schneider besaß er ganz merkwürdige Passionen und Fertigkeiten; er war nämlich Fechter, Schwimmer, Faust- und Ringkämpfer gewesen und noch jetzt rühmte er sich, es mit manchem Jüngeren aufzunehmen. Indeß die heutige entartete Generation gab ihm selten mehr Gelegenheit zu solch' heroischen Spielen. Wenn er darauf kam, so brach er in bittere Klagen aus, und holte dann auch wol aus einem alten Sack eine Reliquie hervor, die er mit der Wehmuth der Erinnerung zärtlich anblickte. Ich hatte diese Reliquie lange für ein ganz gewöhnliches Stück alten Leders gehalten, bis ich erfuhr, daß sie eine türkische Athletenhose sei, in der Hadschi einst seine schönsten Triumphe als Ringkämpfer gefeiert hatte. Die anderen Schneider besaßen zwar wenig Neigung zu solch' ritterlichen Passionen, die ihrem Gewerbe sonst so fern zu liegen pflegen, aber sie erachteten den Hadschi als eine Zierde ihres Standes, dem man sonst gern Feigheit vorwirft, den er aber glorreich rettete. Der alte Hadschi war in der ganzen Welt herumgekommen, dreimal in Mekka, einmal sogar, und das noch vor 1830, in Paris gewesen. Er wußte sehr viel zu erzählen und war überhaupt der geselligste Araber, den ich je kennen lernte, dabei voll Herzensgüte, wohlthätig ohne die geringste Ostentation und unerschöpflich in seiner Gastfreundschaft. Wohlhabend, wenn auch nicht reich, gab er zwar für sich selbst sehr wenig aus, regalirte aber oft die ganze Schneiderbude in der splendidesten Weise. In seiner Gastfreundschaft that er oft zu viel, denn essen mußte man bei ihm und immer wieder essen, Kaffee trinken und bekam dann zur Abwechslung noch Bonbons, daß es Einem oft schwer wurde, nicht die arabische Sitte, welche es für eine Beleidigung ansieht, etwas auszuschlagen, zu verletzen. Ich kannte den Hadschi Jahre lang, wußte auch, daß er ein guter Moslem sei, der alle Gebote, auch das Weinverbot, in Ehren hielt, kurz, ich erachtete ihn in jeder Beziehung als ein Muster eines verstän-

digen, dabei gemüthlichen Mannes. Zu meinem Leidwesen mußte ich aber eines Tages die Erfahrung machen, daß auch er seine Achillesferse und zwar eine recht wunde besaß. Als ich einmal nach längerer Abwesenheit von Algier wieder in die Schneiderbude trat, fand ich den Hadschi nicht vor. Man sagte mir, er wäre krank, man könne ihn aber, da Frauen in seinem Hause seien, nicht besuchen. Ich mußte mich also gedulden. Als er wieder zum Vorschein kam, sah er allerdings einigermaßen mitgenommen aus. Er empfing mich übrigens etwas verlegen, beantwortete auch meine Fragen nach der Natur seiner Krankheit durch Umschweife; nach einiger Zeit war er jedoch wieder der Alte. Monate vergingen, da fehlte er eines Tages plötzlich wieder in der Bude. Man gab mir dieselbe Auskunft, er sei krank u. s. w. Von nun an traten diese Krankheiten periodisch ein. Lange glaubte ich daran und bedauerte den Hadschi. Da fragte mich eines Tages ein Besucher, den ich erst vor Kurzem kennen gelernt hatte und der nichts von meiner Bekanntschaft mit dem Hadschi wußte: „Haben Sie auch schon von dem größten Trunkenbolde von Algier gehört?"

Ich bedauerte, diesen interessanten Mann nicht einmal den Namen nach zu kennen.

„Es ist", fuhr Jener fort, „ein gewisser Hadschi Hamed-el Gadiri, aus einer unserer ersten Gelehrtenfamilien und der stets ein exemplarisches Leben geführt, jetzt aber, in seinem Alter, sich dem Trunk ergeben hat und dies in einer Weise, die Alles in der Art Bekannte übersteigt."

War es möglich? Mein alter Freund und Lehrer, der ehrwürdige, liebenswürdige Greis, der größte Trunkenbold von Algier? Leider war es nur zu wahr. Es war aber ein seltsames Trunkenboldwesen; es trat periodisch ein, wie die erdichtete Krankheit, oder vielmehr es war diese Krankheit selbst; Monate lang blieb es spurlos verschwunden; dann trat es plötzlich und mit einer Heftigkeit auf, die wirklich beispiellos war. Der Anfang war gewöhnlich so: irgend ein sogenannter guter Freund, an der Thür eines Branntweinladens stehend, lud den Hadschi ein, ein Gläschen zu trinken. Gab er nach und kostete er auch nur einen Tropfen Branntwein, so war's um ihn geschehen. Dann trank er den ganzen Tag bis zu völliger Bewußtlosigkeit, fiel dann Abends in eine Gosse, wo er die Nacht verblieb, um am andern Tage dasselbe Leben von Neuem zu beginnen, und so vierzehn Tage oder drei Wochen, ohne Aufhören hintereinander. Seine Verwandten suchten natürlich ihn aus diesem traurigen Zustand herauszuziehen, aber dies gelang ihnen erst, wenn er durch ein längeres Säufertreiben schon sehr geschwächt war; dann schleppten sie ihn halb bewußtlos erst in ein heißes, darauf in ein kaltes Bad, gaben ihm Douchen auf den Kopf und — von diesem Augenblicke an war er geheilt. Er trank keinen Tropfen mehr und lebte exemplarisch oft mehrere Monate, bis endlich wieder einmal der Versucher kam und die alte Periode abermals in ihr Recht eintrat. Daß er solchem Leben nicht erlag, das erklärte nur seine Hünennatur. Während der nüchternen Monate war der Alte wieder ganz der frühere. Ich gewöhnte mich zuletzt daran, in ihm ein Doppelwesen zu sehen, einen nüchternen, verständigen Menschen, und diesen kannte ich, einen schrecklichen Trunkenbold und diesen bekam ich glücklicherweise nur sehr selten Gesicht, denn dann trieb er sich in den verrufensten Gassen, mit dem schlechtesten Gesindel umher, von dem er später gar nicht wußte, ob er es jemals gesehen hatte. Und dennoch hatte er im Branntweinladen manche Brüderschaft getrunken, d. h. was

die Araber so nennen: zwei Säufer schmatzen sich im Rausche ab und schwören sich ewige Freundschaft. Von Schmollistrinken ist dabei keine Rede, denn die Araber dutzen sich ja ohnehin schon. Armer alter Hadschi! Was hatte ihn wohl, der so lange in Ehren gelebt, als Greis zu solchem Treiben geführt? Man sagte Liebeskummer! Aber diesen Roman habe ich niemals ergründen können.

In seinen nüchternen Monaten war dann der Hadschi nach wie vor wieder so zu sagen die Vorsehung der Schneiderbude. Da er wohlhabend und wirklich gutherzig war, so konnte jeder arme einstige College auf seine Unterstützung rechnen. Namentlich der obenerwähnte Sidi Habibi hatte sich seiner Wohlthaten zu rühmen, die aber nicht als Almosen, sondern in brüderlich herzlicher Weise, und meist unter dem Vorwand der Gastfreundschaft, erwiesen wurden. Der arme alte Liebhaber des Sibsi hatte, wie es scheint, seinen Kräften denn doch zu viel zugetraut, als es ihm in seinem Greisenalter einfiel, wieder den Laufburschen zu spielen. Der Hadschi rieth ihm, seine Gesundheit zu schonen; aber der Alte wollte sich's nicht nehmen lassen, doch für die genossenen Wohlthaten Gegendienste zu leisten. Er machte nach wie vor den Springinsfeld. Die Folgen blieben nicht aus und ein Lungenleiden erklärte sich, an dem er langsam dahinsiechte. Aber bis zum vorletzten Tage seines Lebens blieb er der Werkstatt treu; diese war seine Heimat geworden. Dort schlief er und bildete sich ein den Wächter zu spielen. Das geliebte Sibsi blieb bis zuletzt in Function. Oft, wenn ich ihm sagte, das Rauchen schade ihm, erwiederte er:

„Das ist ja mein einziger Trost! Ob ich ein paar Täge früher oder später hingehe, was schadet es denn?"

Noch nie hatte mir ein Mensch so aufrichtiges Mitleid eingeflößt, wie dieser gutmüthige Alte. Er war so kindlich einfältig (im guten Sinn des Wortes), von einer so rührenden Dankbarkeit, daß jede Wohlthat, die man ihm erwies, dem Geber schon im Augenblick die innigste Befriedigung gewährte. Hadschi Hamed und ich planten einmal, ihn in ärztliche Pflege zu geben und ihm in einer anständigen Familie Unterhalt zu verschaffen. Aber umsonst! Der Arzt verbot ihm ja das Sibsi; und der Gedanke, nicht mehr in der Schneiderbude zu leben und seinen alten Bekanntenkreis nicht täglich um sich zu sehen, war ihm fürchterlich. Erst am letzten Tag seines Lebens gelang es, den schon gänzlich Geschwächten in einem befreundeten Hause unterzubringen. Aber er verschied schon nach wenigen Stunden; wie seine Collegen sagten, aus Kummer über das Verlassen der Werkstatt. Sein Begräbniß war rührend. Alle Schneider Algiers begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte. Man sah jetzt deutlich, wie sehr er eigentlich von Allen geliebt worden war. Hadschi Hamed bezahlte die Kosten für die Beerdigung und für das übliche dreitägige Lesen des Korans auf seinem Grabe. Der Hadschi selbst wohnte bis zum dritten Tage diesen Lesungen bei. Als der letzte Koranvers verhallt war, da war der Hadschi plötzlich wieder verschwunden und schon nach einigen Stunden meldete man mir, daß er „krank sei". Die schreckliche Periode war wieder eingetreten, wahrscheinlich beschleunigt durch den Kummer über den geschiedenen Gefährten.

In dieser Periode war es, daß dem Hadschi von einigen europäischen Lumpen ein sehr unangenehmer Streich gespielt wurde. Auch sie gehörten in seiner unheilvollen Periode zu seinen Zechgenossen; denn das Säuferthum kennt kein Religionsvorurtheil. Eines Morgens fiel es diesen wenig zu

empfehlenden Stellvertretern des Europäerthums ein, sich auf Kosten des Hadschi einen guten Tag zu machen. Sie mochten wol noch ziemlich nüchtern sein, Hadschi Hamed dagegen befand sich bereits „in allen Himmeln" und wurde in diesem seligen Zustande aufs Land geschleppt, in eine französische Restauration, den theuersten Vergnügungsort der Franzosen von Algier. Dort wurde den ganzen Tag getafelt, man verspeiste Trüffelpasteten, Kapaunen, trank den besten Champagner; und zuletzt machte sich die ganze Gesellschaft aus dem Staube und ließ als Bürgschaft den nun völlig bewußtlosen Hadschi zurück. Der Wirth hatte eine Ahnung davon, daß der Alte bemittelt sei, brachte ihn in ein Bett und ließ ihn seinen Rausch ausschlafen. Am andern Morgen war der Hadschi sehr erstaunt, sich statt in der gewohnten Gosse in einem reinlichen Bette zu finden. Aber noch mehr erstaunt war er über die fürchterliche Rechnung, die ihm nun der Wirth vorhielt. Die Bande hatte sichs so wohl sein lassen, daß die Rechnung an die hundert Thaler angewachsen war, und das Alles sollte nun der Hadschi bezahlen. Er weigerte sich natürlich, so gut er konnte; aber das half ihm nichts. Es waren Zeugen da, die aussagten, daß er dem Wirth verkündigt habe, er stehe für Alles gut, was seine „Freunde" verzehren würden. Wahrscheinlich hatten diese „Freunde" dem Alten die Worte vorgesagt und sie ihm papageienmäßig (denn er verstand kein französisch) wiederholen lassen. Kurz, er mußte nach Hause schicken, um das Geld zu holen. Dies hatte wenigstens den guten Erfolg, daß seine Brüder seinen Aufenthalt erfuhren, herbeikamen und ihn in's Bad und zu den Douchen schleppten, so daß diesmal die Periode früher unterbrochen wurde als sonst.

Wenn schon ein alter Araber solche Streiche macht, was müssen wir bei dem eigenthümlichen Charakter dieses Volkes erst von einem Jüngern erwarten? Der Araber ist nicht liederlich im europäischen Sinne, er ist aber im höchsten Grade sorglos für die Zukunft. Im Unglück und in der Armuth geht er nicht zu Grunde, wie so mancher Europäer, der dann oft allen moralischen Halt verliert; im Gegentheil, das ist für ihn die beste Schule, dann lebt er sein wahres Normalleben, denn Genügsamkeit und Bedürfnißlosigkeit sind ihm angeboren. Was er aber gar nicht vertragen kann, ist äußerliches Glück und Reichthum, besonders wenn ihm dieser plötzlich zufällt. Nicht einmal wirklicher Reichthum ist nöthig, um ihm den Kopf zu verdrehen, sondern er braucht nur in den Besitz einer Baarschaft zu kommen, deren Zinsen ihm einen bescheidenen, aber wohlthätigen Zuwachs zu seinem Einkommen liefern würden, wenn er die Vorsorge gebrauchen könnte, sie auf Zinsen zu legen. Zinsen sind freilich dem strengen Moslem verboten, indeß kann er aus Grundstücken und Häusern Renten beziehen, und hätte somit immer ein Mittel, sein Capital zu erhalten und zu genießen. Das fällt aber nur den Allerwenigsten ein. Gewöhnlich wird die Baarschaft in einen Kasten gelegt, der nicht einmal verschlossen ist, und aus dem der Besitzer, wie seine Freunde, zu ihrem Bedürfniß oder zu ihrem Vergnügen nach Belieben herauslangen, bis der Kasten leer ist. Dann kehrt der Araber reuelos, geduldig und zufrieden zu seiner frühern Arbeit zurück und erträgt ohne Murren die Armuth, in die ihn seine Sorglosigkeit wieder gestürzt hat. In den meisten Fällen hat er auch gar keinen rechten Genuß von seinem Gelde gehabt. Er hat vielleicht nicht den zehnten Theil desselben für sich ausgegeben. Den Rest haben seine sogenannten Freunde verschleudert. Aber keinem dieser Eintagskrösusse fällt es ein, den „Freunden" zu wehren, wenn

sie Ansprüche an seine Kasse machen. „Immer mit offener Hand", das ist ihr Wahlspruch, und der bringt sie richtig an den Bettelstab.

Ein solcher Eintagskrösus war auch einer der Arbeiter der Schneiderbude gewesen, ein gewisser Ben Makfuldschi, der jetzt ein kümmerliches Dasein vom Verfertigen von Tuchknöpfen fristete; denn er war ein ziemlich ungeschickter Arbeiter und von seinen Eltern ausschließlich zum Gelehrtenstand bestimmt worden. Diese Eltern waren aber früh gestorben und ihr Sohn war auch kein großer Gelehrter geworden. Sie hatten übrigens ein anständiges kleines Vermögen hinterlassen, das einstweilen der Kadi verwaltete. Nach arabischem Gesetz giebt es keine absolute Volljährigkeit, d. h. nicht ein bestimmtes Alter macht den Menschen zum vollen Besitzer seines Eigenthums, sondern der Kadi, der Vormund aller Waisen, entscheidet, ob der junge Mann vernünftig genug ist, um sein Vermögen selbst gut zu verwalten. Dies ist bei der Sorglosigkeit dieses Volkes eine ganz vortreffliche Einrichtung. Auch Ben Makfuldschi wäre sie sehr zugute gekommen, hätte nicht ein Dämon, in der Gestalt eines Europäers, ihm zugeflüstert, daß er nach französischem Gesetz im einundzwanzigsten Jahr den Kadi zur Herausgabe seines Capitals zwingen könne. Er gab dem Dämon Gehör und der Kadi mußte das Geld herausgeben. Ben Makfuldschi hätte davon ein Haus kaufen und und von der Miethe anständig leben können. Aber er war eben ein Araber und noch dazu ein blutjunger Mensch. Er betrachtete sein Capital als Taschengeld! Ein kleiner Prahlhans steckt in jedem Araber, er kommt jedoch gewöhnlich erst zum Vorschein, wenn dieser Araber recht bei Kasse ist. So war's auch hier. Ben Makfuldschi fühlte plötzlich das Bedürfniß, den vornehmen Mann und zugleich den raffinirtesten Stutzer zu spielen. Seine bisherigen Freunde waren aber zu unelegant, um ihn in das Stutzerthum einweihen zu können. Er sah sich deshalb nach einem Mentor im sogenannten „feinen Leben" um und fand auch wirklich einen solchen. Es lebte damals und lebt noch heute in Algier ein junger Elegant, den wir Sliman nennen wollen. Kein Mensch wußte, wovon er lebte, denn er besaß kein nachweisbares Eigenthum; wenn man ihn aber auf der Straße sah, so glaubte man, er müsse unfehlbar der Sohn eines großen und reichen Hauses sein. Er war immer gekleidet „wie ein Bräutigam", so lautet die arabische Redensart für Einen, der stets in fleckenlosester Eleganz auftritt, er trug die kostbarsten Stoffe, Ringe, Ketten und einen Rosenkranz von echten Perlen, mit dem er zuweilen selbst den frommen Moslem spielte. Er besuchte französische Kaffeehäuser und zahlte flott. Niemand wußte, wo das Geld herkam. Zuweilen sah man ihn auch hoch zu Roß auf einem echten Araber. Ein anderes Mal kutschirte er selbst einen eleganten Phaëton, was freilich ganz unarabisch ist, was indeß dieser arabische „petit crevé", von den französischen gelernt hatte. Wo aber Roß und Wagen herkamen und was schließlich aus ihnen wurde, davon hatten die Wenigsten eine Ahnung. Nur einige Schlauköpfe munkelten, daß all' diese Eleganz aus den Taschen einiger steinreichen Scheichs vom Lande stamme, welche, wenn sie die Stadt besuchten, von Sliman unzertrennlich waren. Dabei war aber doch Sliman im Allgemeinen nicht französirt, sondern ein echter Orientale geblieben. Er trank nicht einmal Wein; denn er wollte ganz in seiner Rolle bleiben: ein Ideal für die junge moslemische Männerwelt zu sein, d. h. für die sogenannte „jeunesse dorée", in's Arabische übertragen. Die meisten Araber schüttelten freilich den Kopf über ihn, aber einige junge Männer ließen ihn doch als ihr Ideal

gelten. Zu diesen gehörte auch Ben Makfuldschi; und dieser erwählte Sliman zu seinem Mentor, eine Rolle, die derselbe auch gern annahm.

Sliman transformirte zuerst den strebsamen Schüler in einen tadellosen Stutzer. Wie aber Ben Makfuldschi nun als strahlender Phönix dastand, da wurde es recht klar, wie wenig seine bisherigen Freunde zu all' diesem Glanz paßten. Der herzlose Mentor rieth ihm natürlich, sie über Bord zu werfen. Aber der Schüler war dazu denn doch zu gutmüthig. Da blieb nun kein anderer Ausweg, als diese sämmtliche Bande gleichfalls in kostbare Stoffe zu kleiden, damit sie ihres Anführers würdig sei; eine Kleinigkeit, die mehrere tausend Franken verschlang, denn feine arabische Kleider sind sehr theuer. Nun blieb noch ein anderer Hemmschuh. Ben Makfuldschi war nämlich nach einer sehr häufigen arabischen Sitte als halber Knabe verheirathet worden. Diese Gattin schien Sliman unbequem. Er gab den Rath zur Scheidung. Wieder war jedoch der Schüler zu gutherzig, um den Rath zu befolgen. Aber eine arabische Gattin kann man auf Vergnügungszügen nicht mitnehmen; sie bleibt zu Hause; und da Ben Makfuldschi während der ganzen Zeit seines Reichthums niemals nach Hause kam und auch mit der gewohnten maurischen Sorglosigkeit nicht für den Unterhalt seiner Frau Vorkehrung traf, so hungerte diese bald und kehrte zu ihren Eltern zurück. Sliman hatte somit seinen Zweck doch erreicht.

Nun führte Sliman seinen Telemach in das Leben eines arabischen Roué's ein. Maurische Schönheiten der leichteren Sorte bildeten eine Art von wanderndem Harem, mit denen der Mentor, sein Schüler und der ganze Schmarotzerschwarm im Lande herumzogen. Tänzerinnen und Sängerinnen waren darunter und diese wurden prahlerisch beschenkt, so oft sie gesungen oder getanzt hatten. Die Sängerinnen verstanden es auch besonders gut, ihm das Geld aus der Tasche zu locken. Wenn z. B. Eine sang: „Du bist schön wie ein junger Sultan, alle Jünglinge überstrahlst Du an edlen Eigenschaften. Aber bist Du auch so freigebig, wie es einem Manne Deines erhabenen Ranges geziemt?" Dann rief Ben Makfuldschi gleich: „Bringet den Sack mit dem Geld." Und als er diesen zwischen den Knieen hielt, griff er mit beiden Händen hinein und vertheilte seine Schätze.

Diese tolle, prahlerische Sitte, aus reinem Muthwillen Geld geradezu zu verschenken, ist bei plötzlich reichgewordenen, namentlich jüngeren Arabern häufig. Nur durch sie ist es auch zu erklären, daß sich solche Eintagskrösusse so schnell ruiniren; denn das Spiel, welches den europäischen Verschwender zu Grunde richtet, ist ihnen fast unbekannt, d. h. es kommt nur bei französirten Orientalen vor. Die Frauen kosten freilich viel, aber sie verschlingen nicht ein Vermögen in wenig Monaten. Ohne diese Sitte des Geldverschenkens hätte Ben Makfuldschi's Baarschaft gewiß zwei bis drei Jahre vorgehalten. Dem Mentor wäre dies lieber gewesen; aber der Schüler war auch hierin ungelehrig; er hatte einmal Geschmack am Verschenken und er trieb es toll. Sliman blieb nichts Anderes übrig, als aus der Noth eine Tugend zu machen, indem er sich bei dem Geldverschenken den Löwenantheil sicherte. Denn nicht nur die Frauen erhielten ihren Theil. Wenn der Krösus recht bei guter Laune war und den Geldsack zwischen den Knieen hielt, dann rief er wol manchmal in prahlerischem Uebermuth: „Wer will Geld geschenkt haben?" Schnell öffneten sich alle Hände und hinein wurde geworfen, daß es eine Lust war. Dieses Vergnügen, einige Monate fortgesetzt, brachte zuletzt die Kasse auf den Grund. Eines Abends, nachdem Ben Makfuldschi wieder Geld ver-

ſchenkt hatte, kam ein wirklicher Bettler und richtete es ſehr ſchlau ein, um eine recht große Gabe von dem Krösus zu erlangen. Er erzählte nämlich, daß er geträumt habe, Ben Makfuldſchi ſchenke ihm hundert Thaler. Gleich rief der prahleriſche junge Mann aus:

„Dein Traum hat gelogen. Denn nicht hundert, ſondern zweihundert Thaler will ich Dir ſchenken!“

Er griff in den Sack, aber nachdem er etwa dreißig Thaler herausgelangt hatte, erwiſchte er nichts mehr als die Sackleinwand. Der Sack war leer. Indeß weit entfernt, darüber betrübt zu ſein, hob der leichtſinnige Jüngling den leeren Sack in die Höhe, wendete ihn um, zeigte ihn ſeinen Freunden und rief dann:

„Der Sack iſt leer! Beten wir für ſeine entflohene Seele!“

Die Freunde mochten dies Ende vorausgeſehen haben. Was aber nun folgte, kam ihnen denn doch unerwartet. Ben Makfuldſchi, der alle Menſchen nach dem Maßſtab ſeines eigenen Leichtſinns beurtheilte, hielt nun eine kleine Rede an ſeine Genoſſen:

„Meine lieben Freunde! Wie ſehr wir auch für die entflohene Seele des Geldſacks beten mögen, ſie kommt doch nicht wieder. Aber wo iſt ſie hingerathen? Ich glaube, ein gut Stück von ihr ſitzt in Euren Taſchen. Ob Ihr's habt oder ob ich's habe, das thut wenig zur Sache. Was ich damit gethan, das werdet Ihr morgen damit zu thun anfangen, d. h. unſere luſtige Schaar unterhalten, daß wir ſo lange in Saus und Braus leben, bis auch der letzte Heller aus allen Taſchen verflogen iſt. Vor Allem aber muß jetzt der Bettler ſeine zweihundert Thaler haben. Ich hab's ihm verſprochen und darf mich nicht lumpen laſſen. Darum bitte ich Euch, ſchießt dieſe Summe zuſammen und gebt ſie ihm.“

Wären die Angeredeten Europäer geweſen, ſie würden ohne Zweifel jetzt allerlei liſtige Entſchuldigungen vorgebracht haben, wie ſie uns immer zu Gebot ſtehen, wenn ein verarmter Freund Anſprüche an uns macht. Aber ſie waren eben keine ſo hochciviliſirten Menſchen, ſondern Araber, und der Araber verläßt den verarmten Freund nicht. Nur der Einzige, Sliman, der übrigens von Renegaten ſtammte, folglich hochciviliſirtes Blut in ſeinen Adern hatte, zeigte ſich des Civiliſationsmenſchen würdig und nahm ſtracks Reißaus, um mit der Seele des Geldſacks zu entfliehen, oder wenigſtens mit dem Theil derſelben, der in ſeine Taſchen gewandert war. Die Anderen legten das Geld für den Bettler zuſammen und benahmen ſich auch an den folgenden Tagen genau ſo, wie der einſtige Krösus es von ihnen erwartet hatte. Als der letzte Thaler fort war verkauften ſie ihre Kleider und führten ſelbſt dann noch das Freudenleben ſo lange fort, bis ſie Alle als Bettler nach Algier zurückkehrten. So endete Ben Makfuldſchi's Herrlichkeit und wenn man ihn jetzt als armen Arbeiter in der Bude ſitzen ſieht, ſo verräth ſein heiteres, zufriedenes Antlitz, daß er nicht mehr an die Seele des Geldſacks denkt. Nur einmal ſah ich ihn in finſterer Laune und in heftiger Aufregung. Ich bemerkte, daß er eben zum Fenſter hinausgeblickt hatte. Ich that daſſelbe und ſah einen höchſt elegant gekleideten Araber auf einem Roß edelſter Race vorbeireiten, der mit Verachtung nach der Schneiderbude hinſah. Als ich mich bei Hadſchi Hamed erkundigte, wer er ſei, ſagte dieſer:

„Das iſt ja Sliman, der den Ben Makfuldſchi ruinirt hat und der ihn jetzt auf der Straße, wenn er ihm begegnet, nicht einmal wieder kennt.“

Auch die Gattin Ben Makfuldſchi's benahm ſich auf eine Weiſe, wie ſie

in Europa ziemlich selten vorkommen dürfte. Obgleich er in seinem Reichthum sie (freilich nicht in böser Absicht) verlassen hatte, so kehrte sie doch treulich zu ihm zurück, als sie ihn in Armuth wußte. Das arabische Gesetz gab ihr das Recht zur Scheidungsklage; eine Europäerin hätte in ihrem Fall gewiß Gebrauch davon gemacht; aber sie war eben eine Araberin und sie verließ den verarmten Gatten nicht, trotzdem er ihr durch seinen Leichtsinn das Recht hierzu gegeben hatte.

Als Ben Makfuldschi sein väterliches Erbtheil auf solche tolle Weise verschwendet hatte, erhob sich die Stimme einzelner Weisen, die ihn bitter tadelten. Auch unter den Arabern gab es solche Stimmen. Aber „besser machen" ist bekanntlich schwerer, als tadeln. Einen jener Weisen wollte auch wirklich das Schicksal auf die Probe stellen, ob er denn im gegebenen Falle sich anders bewähren werde, als der von ihm so schwer getadelte Ben Makfuldschi. Es war dies ein bettelarmer, alter Schulmeister, Namens Taieb, der zu den regelmäßigen Besuchern der Schneiderbude gehörte. Wenn man ihn vernahm, so hatte er allerlei kluge Pläne, was er thun würde, wenn das Schicksal ihm eine Erbschaft zuwenden sollte. Wirklich war das Schicksal so gütig. Der alte Schulmeister erbte plötzlich die Summe von zwanzigtausend Franken. Von diesem Augenblick an war Taieb wie umgewandelt. Er kleidete sich als Pascha, gab alle Abende Feste und nahm ein Dutzend Haremschönheiten in sein Haus auf, die ihm denn bald seine kleine Erbschaft bis auf den letzten Heller verzehren halfen. Jetzt ist Taieb wieder ein armer Schulmeister geworden und spricht sich weniger tadelnd über Ben Makfuldschi aus.

Wenden wir uns zu einem andern Charakterkopf in der Schneiderbude. Dort in der Ecke sitzt ein etwa dreißigjähriger Mann, eine lange, hagere Gestalt mit einer Adlernase, tiefdunklen Augen, einem etwas großen Mund, mit dicken Lippen und spärlichem, schwarzem Bart. Seine Kleidung ist die eines Gelehrten. Er näht eifrig darauf los, als ob er sein tägliches Brod sauer verdienen müßte. Selten hebt sich sein Blick von der Arbeit auf. Geschieht dies aber, so bemerken wir etwas Schwärmerisches, aber zugleich Schwermüthiges in den Zügen des Mannes. Wer ist er? Wir fragen den Maallem und erfahren, daß wir die Ehre haben, einen gewissen Si Mustapha Uchiji vor uns zu sehen, einen Gelehrten, Besitzer einer Sinecure, von der er leben kann, und der lediglich um die Zeit todtzuschlagen arbeitet; denn er hat es nicht nöthig. Da dies bei einem Araber ganz beispiellos ist, so erkundigen wir uns nach dem Grund dieser seltsamen Passion für die Arbeit um der Arbeit willen, und erfahren, daß Si Mustapha Uchiji die Arbeit als Medicin gebraucht, um einen Kummer zu vergessen. Wir wundern uns natürlich über diesen seltsamen Sorgenvertreiber, den zwar moralische Leute in Europa zuweilen zu solchem Zweck empfehlen, obgleich die Menge es mehr mit Trunk und Spiel als Kummerstillern hält, der aber im Orient in dieser Eigenschaft gänzlich unbekannt ist. Indeß man theilt uns mit, daß Si Mustapha Uchiji schon alle möglichen Mittel versucht habe und zuletzt zu diesem gekommen sei. Nachdem der große Kummer ihn befallen, ergab er sich zuerst dem Genuß des Haschisch, jenes betäubenden Krautes, welches das Hirn in Lethefluthen badet. Indeß dieses süße Vergessen dauert leider nur so lange, als der Haschischrausch anhält. Am Morgen, nach dem Erwachen aus dem Rausch, steht die alte Misère wieder deutlich vor der Seele. Mit dem Haschisch war es also nichts. Si Mustapha versuchte es

nun mit dem Branntwein. Dadurch erreichte er wenigstens den Zweck, daß er zuletzt krank wurde. Die Krankheit ist zwar ein leidlicher Sorgenbrecher, aber sie dauert nicht immer. Er wurde gesund und was sollte er nun beginnen? Er versuchte es mit dem Spiel, aber er konnte keine rechte Leidenschaft dafür gewinnen. Dann ging er zum Opium über, und da er Alles, was er that, mit einer Art von Wuth trieb, so hatte er es bald im Opiumgenuß den verjährtesten Schlemmern dieses Giftes gleich gethan. Aber immer wirkte es noch nicht genug. Er nahm mehr, immer mehr, bis er zuletzt eine Gehirnkrankheit bekam und wahnsinnig wurde. Der Wahnsinn wäre allerdings das sicherste Entrinnen vor dem Kummer gewesen, wenn er nur gedauert hätte. Aber da er aus rein körperlichen Ursachen, dem Genuß des Giftes, entstanden war, so nahm er allmälig ab, als die Ursache nicht mehr einwirkte, und hörte zuletzt ganz auf. Jetzt sah sich Si Mustapha zwar körperlich und geistig geheilt, doch der Kummer war immer noch nicht verscheucht. Nun dachte er eifrig nach, über alle die Mittel, welche er schon zur Vertreibung desselben versucht hatte. Warum hatten sie alle nichts gefruchtet? Weil sie den Kummer gewaltsam vertreiben sollten. Der Kummer ist aber kein Fieber, das man durch starke Dosen Chinin heilt. Er ist eine chronische Krankheit, die nur allmälig durch standhaft fortgebrauchte, aber nicht drastische Heilmittel bezwungen werden kann. Als ein solches Mittel schienen ihm die Nadelstiche vortrefflich, viel besser als seine Bücher, denn in diesen las er nur mit den Augen. Bei der körperlichen Arbeit dagegen dachte er zwar gleichfalls stets an den Kummer, aber jeder Nadelstich nöthigte ihn, seine Aufmerksamkeit momentan davon abzuwenden. Allmälig fingen die Nadelstiche an, ihn zu interessiren, wie ja jede Arbeit, welcher der Mensch sich standhaft hingiebt, zuletzt ihm sympathisch wird. Nun war sehr viel gewonnen. Der Kummer war aus dem ersten Stadium in das zweite, das einer sanften Melancholie, übergegangen. In diesem Stadium befand er sich noch, als ich Si Mustapha Uchiji kennen lernte. Natürlich interessirte mich der Mann und noch mehr der Kummer, zu dessen Vertreibung so viel versucht worden war. Was mochte das wol für ein Kummer sein? Si Mustapha schien nicht gern davon zu reden. Indeß merkte ich, je näher ich ihn kennen lernte, daß diese anscheinende Scheu vor Mittheilung nur in der Furcht vor Spott wurzelte. Eigentlich sehnte er sich danach, sich einmal so recht auszusprechen. Vor seinen Glaubensgenossen war dies schwer; denn nach arabischen Anschauungen ist es nicht statthaft, daß Männer zusammen vom andern Geschlecht reden, und dieses andere Geschlecht kam in Si Mustapha Achiji's Geschichte nur zu viel vor. „Cherchez la femme!" ruft der Franzose, wenn ein Mann sich ertränkt. „Suchet die Frau!" so mußte man auch bei Si Mustapha's Kummer sagen. Ich brauchte sie indeß nicht zu suchen, sondern Si Mustapha, der mir gegenüber nicht dieselben Gründe des Schweigens besaß, wie bei seinen Landsleuten, wollte mir diese Mühe ersparen und selbst seine Schicksale erzählen.

„Ihr müßt wissen", so begann Si Mustapha Uchiji, „daß ich zu einer Secte oder, wie Manche es nennen, zu einem religiösen Orden, dem des Sidi Abder-Rahman et Talebi, gehöre. Dieser Orden ist bei uns vielfach verbreitet und zählt namentlich unter dem gemeinen Volk zahlreiche Anhänger. Gewöhnlich hält man ihn deshalb nicht sehr hoch und glaubt, daß er seinen Anhängern keine besonderen Mysterien zu bieten habe, und dies ist wol der Grund, warum im Ganzen nur wenig Gelehrte sich in ihn aufnehmen lassen.

Mein Vater gehörte zu diesen Wenigen. Er war allgemein als ein braver Mann und Gelehrter geschätzt, aber seine Eigenschaft als Ordensmitglied war nur wenigen Eingeweihten bekannt, obgleich die gemeinen Leute, die zum Orden gehören, durchaus nicht damit hinter dem Berg zu halten pflegen.

„Warum aber that er es? Ich erfuhr den wahren Grund erst, als ich schon zwanzig Jahre alt war und gleichfalls in den Orden aufgenommen wurde. Dieser Grund war der, weil der Orden zwei Classen, eine untere, öffentliche, und eine obere, geheime, besaß, und mein Vater zu der letztern gehörte. Auch mich beschloß man für diese letztere vorzubereiten und nahm mich deshalb nur im Geheimen in den Orden auf. Die Geheimnisse dieser Ordnung durfte ich freilich noch nicht erfahren, aber man speiste mich doch auch nicht mit den Gemeinplätzen ab, die man dem Volk zum Besten giebt. Ich wußte, daß es Mysterien im Orden gebe, aber ich kannte sie nicht. Um ihrer Mittheilung würdig zu werden, mußte ich zuerst einige Probejahre bestehen. Zu diesem Zweck schickte man mich zu einem Marabut im Dscherdschera, der gleichfalls der geheimen Ordnung angehörte. Dort sollte ich in frommen Uebungen die Prüfungszeit verleben.

„Das Haus des Marabuts war sehr weitläufig und viel zu groß für die wenigen Personen, die ich bei meiner Ankunft dort vorfand. Er lebte mit einem Dutzend seiner Schüler zusammen, welche zugleich alle Hausdienste versahen, denn eine Frau war in der Wohnung nicht zu sehen. Die Zeit verging unter religiösen Uebungen, frommen Gesprächen und Meditationen, wozu die hehre Einsamkeit mitten unter den Schluchten des wilden Dscherdschera besonders stimmte. Lange war gar nicht die Rede davon, daß uns etwa besondere Enthüllungen gemacht werden sollten. Der Orden besaß eben seine eigene Art, die Neophyten einzuführen, von der ich nichts ahnte, die ich aber zu meinem Schaden in Erfahrung bringen sollte. Eines Tages unternahm der Marabut mit den anderen Schülern eine Wallfahrt, auf der sie wol zehn Tage ausbleiben konnten. Solche Wallfahrten kamen zuweilen vor und man ließ dann stets einen der Schüler als Wächter des Hauses zurück. Diesmal traf mich die Reihe. Ich blieb allein im einsamen Hause mitten in der Wildniß.

„Ich suchte mir die Tage durch Herumstreifen auf den nahen Bergen zu vertreiben. Eines Abends war ich länger als gewöhnlich ausgeblieben und als ich nach dem Hause zurückkehrte, bemerkte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß Licht darin war. Es befand sich nicht in dem von uns bewohnten Theil, sondern in einem Seitenflügel, den ich für gänzlich verlassen gehalten hatte. Ich näherte mich vorsichtig, denn ich dachte an Räuber, die eingebrochen seien und nun das Haus ausplünderten. So kam ich an das Fenster, aus dem der Lichtschimmer durch die Holzgitter hervordrang. Ich blickte hinein, aber was ich sah, war geeignet, mich in sprachloses Erstaunen zu versetzen. Das Zimmer, in das ich hineinschaute, war auf die üppigste Weise mit Teppichen und Polstern ausgestattet. In demselben befand sich nur eine einzige Person, in blendend weiße Gewande gehüllt. Ihr Gesicht konnte ich noch nicht sehen, aber die Kleidung verrieth ein weibliches Wesen. Ich dachte: „Sollte der alte Büßer, der sich immer so gleichgiltig gegen die Erdenfreuden zeigt, so ganz im Geheimen der Liebe huldigen und die Welt mit einer schwer glaublichen und in der That nicht geübten Entsagung täuschen? Oder schloß er nur seine Schöne aus Eifersucht so gänzlich ab?“ Jetzt hob sie ihr Antlitz empor und ich konnte es sehen. Es gefiel mir aus-

nehmend gut. Je länger sie es mir zuwandte, desto mehr erregte es mein Wohlgefallen. Wir Araber sehen wenig unverschleierte Frauen, sind daher desto empfänglicher für die Reize Derer, die es uns gelingt, verstohlen zu erblicken. So ging's auch mir. Ich war gefesselt. Die Unbekannte war ein junges Mädchen im ersten Lebensfrühling. Ihre Schönheit kam mir ungewöhnlich vor. Mein Herz fing an mächtiger zu schlagen. Der kühne Gedanke, mich ihr noch mehr zu nähern, ja zu ihr einzudringen, kam mir wol. Aber ich unterdrückte ihn. War sie nicht vielleicht das Weib, möglicherweise die Tochter meines ehrwürdigen Lehrers? Wie ich daran dachte, kam mir schon mein langes Stehenbleiben am Fenster frevelhaft vor. Ich drehte mich also um und wollte auf dem gewöhnlichen Wege in das Haus des Marabuts zurückkehren.

„Aber kaum hatte ich ein paar Schritte zurückgelegt, da ereignete sich etwas, das mich zwang, mich abermals umzuwenden. Ich fuhr erschreckt zusammen, wie von einer Tarantel gestochen. War das nicht ein Schrei, den ich vernommen hatte? Und kam dieser Schrei nicht aus dem Zimmer des Mädchens? Ich stürzte auf das Fenster los, beseitigte alle Hindernisse und sprang in das Gemach hinein. Eine Hyäne war in dasselbe eingedrungen und hatte zwar dem Mädchen nichts gethan (denn diese Thiere thun dem Lebenden nichts), begreiflicherweise aber es fürchterlich erschreckt. Daher der Schrei. Ich verjagte leicht das Thier und näherte mich dann der geheimnißvollen Schönen. Diese lag jedoch in Ohnmacht auf dem Divan. Ich vergaß bei diesem Anblick alle meine guten Vorsätze und konnte der Versuchung nicht widerstehen, ganz dicht an sie heranzutreten, ja sie, die Bewußtlose, in meine Arme zu nehmen, und zwar, wie ich mir entschuldigend einredete, in der Hoffnung, sie dadurch wieder zum Bewußtsein aufzurütteln. Ich hielt einen federleichten, feinen, ungewöhnlich zarten Körper umfaßt; ich blickte auf sein Antlitz, das mir jetzt, in nächster Nähe noch viel fesselnder vorkam. In diesem Augenblick, in dieser Stellung dünkte ich mir der glücklichste Mensch, der jemals gelebt hatte. Dieser Zustand dauerte einige Minuten. O, hätte er ewig gedauert und ich das Glück und Elend, das folgen sollte, nie erlebt!

„Jetzt schlug meine schöne Bürde die Augen auf. Ich erwartete nichts Anderes, als daß sie mich nun mit Abscheu zurückstoßen werde. Hatte ich doch nach unseren Begriffen einen großen Frevel begangen! Aber nein! Sie erkannte gleich die Lage der Dinge und beurtheilte sie richtig, bis auf den Umstand, daß ich sie umschlungen hielt. Diesen faßte sie in einer für mich günstigen Weise auf, als sei er eine nothwendige Folge ihrer durch mich bewerkstelligten Lebensrettung, denn diesen Namen gab sie meiner Hülfeleistung. Wie süß, sich aus schönem Munde „Lebensretter" nennen zu hören! Indeß das Schicksal hatte mir noch größere Wonne aufgespart. Kaum hatte sie sich erholt, so blickte sie mir mit flehendem Ausdruck in's Auge und rief:

„„Laß mich nicht allein in dieser schaurigen Einsamkeit! Es graut mir in diesen unbewohnten, düsteren Räumen. Bleibe bei mir, sei's auch nur so lange, bis die Anderen zurückkehren!"

„Ihr werdet Euch denken können, daß diese Bitte mir als Befehl galt. Zwar war ich mir bewußt, die Sitte zu verletzen, aber die Jugend ist nicht berechnend, zumal wenn sie, wie es bei mir der Fall war, eine Art von Zauber umschlungen hält. Ich blieb bei der Unbekannten, blieb fast eine volle Woche mit ihr allein. Sie selbst bereitete die Speisen; denn an Vorräthen war in dem geheimnißvollen Hause kein Mangel. Ich brauche wol kaum zu

sagen, daß in Folge dieses innigen Beisammenseins meine Bewunderung für die geheimnißvolle Schöne sich bald zu glühender Liebe steigerte. Und diese Liebe blieb nicht unerwiedert. Sora, so nannte sie mir ihren Namen, schien bald von meiner Liebesgluth mit ergriffen zu sein und mir Gegenliebe zu widmen. Liebte sie mich wirklich? Ich glaube es noch heute, obgleich Das, was folgen sollte, vielleicht jeden Andern vom Gegentheil überzeugt hätte.

„So lebten wir glücklich und selig zusammen, ganz wie zwei Neuvermälte. Ich war wie im Paradies und hatte die ganze übrige Welt vergessen. Aber, im glücklichen Besitz, mußte ich doch auch daran denken, mir diesen Besitz für die Zukunft zu sichern. Deshalb mußte ich wissen, wer meine Geliebte sei, von wem ich ihre Hand erbitten konnte? Aber alle meine Forschungen danach begegneten unwandelbar einer abweichenden Antwort.

„„Frage nicht", erwiederte Sora, „ich darf keine Antwort auf Deine Fragen geben."

„„Du darfst nicht?" rief ich aus. „Wer verbietet es Dir?"

„Hierauf erhielt ich lange keine Antwort. Als ich aber diese Frage standhaft wiederholte, sagte sie endlich mit einem herzzerreißenden Seufzer:

„„Der Orden!"

„Der geheimnißvolle Orden war also auch hier im Spiel. Indeß, konnte dieser Orden so grausam sein, mir den Besitz Derer zu verweigern, die ich schon als meine Gattin ansah? Ich kannte ja viele seiner geheimen Mitglieder als treffliche, herzensgute Menschen. Aber, als ich Sora von meiner Absicht in Kenntniß setzte, beim Orden, und zwar zunächst beim Marabut, den ich für ihren Vater hielt, dann auch bei meinem eigenen Vater und den anderen mir bekannten Eingeweihten, die Erlaubniß nachzusuchen, sie als Gattin heimführen zu dürfen, gerieth sie in heftigen Schrecken und bat mich, vorläufig mit keiner Silbe zu verrathen, daß ich das geheime Zimmer entdeckt und sie gesehen habe. So schwer es mir auch wurde, ihr dies zu versprechen, so mußte ich doch ihren Beschwörungen nachgeben, besonders, da sie von der Enthüllung begleitet waren, daß im Entdeckungsfall ihr, ja vielleicht auch mein Leben auf dem Spiel stände. Ihr Leben war mir aber über Alles theuer, denn auf dessen Erhaltung stützte sich ja die ganze Hoffnung meines künftigen Lebensglückes. Diese Hoffnung und das Andenken an die süßverlebten Stunden waren auch die einzigen Güter, die ich aus dieser glücklichen Zeit rettete.

„Bald, nur zu bald, schlug die Trennungsstunde. Sora wußte genau die Stunde der Rückkehr des Marabuts und diese Stunde mußte Alles wieder so erscheinen sehen, wie es bei seinem Fortgang gewesen war.

„Nach der Rückkehr des Marabuts und seiner Schüler trat wieder Alles in's gewöhnliche Geleise. Meine geheim genossene Seligkeit mußte ich in verschwiegener Brust verschließen. Ich gab jedoch die Hoffnung nicht auf. Ich war von Sora's Liebe überzeugt und wartete auf irgend ein geheimes Zeichen von ihr, das mich von meinem Versprechen des Stillschweigens befreien würde. Doch eine bittere Enttäuschung stand mir bevor. Eines Tages ging wieder der Marabut fort und nahm diesmal mich sammt den Uebrigen mit. Ein Anderer blieb als Wächter des Hauses zurück. Dieser Umstand erweckte in mir alle Qualen der Eifersucht. Wie, wenn Omar, so hieß der Andere, das geheime Gemach und Sora entdecken würde? Liebe und Eifersucht machen listig. Auch ich beschloß, eine List zu gebrauchen, um Omar

zu überwachen. Ja, ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, Sora besuchen zu können. Nachdem wir etwa zwei kleine Tagereisen vom Hause entfernt waren, stellte ich mich krank. Man ließ mich in einer Kabylenhütte zurück. Kaum waren jedoch die Anderen fort, so gab ich vor, genesen zu sein und ihnen nachgehen zu wollen. Ich nahm auch wirklich die Richtung, in welcher Jene verschwunden waren. So wie ich mich jedoch unbeobachtet wußte, schlug ich mich in die dichten Wälder des Dscherdschera und gelangte nach ruheloser Wanderung oder vielmehr nach unausgesetztem Klettern auf einsamen, abgelegenen Wegen wieder nach Hause. Es war gerade Nacht. Ich sah bei mattem Sternenlicht die graue Masse des Hauses vor mir liegen. Kein Lichtstrahl drang aus dem Fenster Sora's. Ich näherte mich ihm; es war dicht mit schweren Stoffen verhängt. Darum hatte ich kein Licht gesehen. Aber Licht brannte doch darinnen. Da glaubte ich plötzlich ein Flüstern zu vernehmen. Es war eine männliche und eine weibliche Stimme. Ich lauschte deutlicher hin. O Pein der Eifersucht! Klang das nicht wie ein verliebtes Gekose? Ich lüftete leise den einen Zipfel der verhängenden Hülle. Welch' ein niederschmetternder Anblick ward mir da! Ich sah einen Jüngling (es war Omar!) sanft auf dem Divan gebettet in den Armen eines weiblichen Wesens, und dieses Weib war Sora! Diese schreckliche Entdeckung kam so plötzlich, so überwältigend, daß ich meiner Sinne nicht Herr blieb. Ich stieß einen lauten Schrei aus und muß dann wol bewußtlos zu Boden gesunken sein, denn hier ist in meiner Erinnerung eine Lücke.

„Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, lag ich in Sora's Zimmer und sie saß neben mir, meine Stirn mit Wasser kühlend. Kaum hatte ich sie erkannt, so stieß ich sie von mir und rief:

„„Treulose! Willst Du auch noch Dein Spiel mit mir treiben und mich noch jetzt an Deine Liebe glauben machen?"

„Ich werde nie den Ausdruck tiefer Wehmuth vergessen, der bei diesen meinen Worten sich auf ihre Züge legte. Wie hinreißend schön war sie, auch wenn sie vom Schmerz gebeugt erschien. Sie bat mich ernst und bestimmt, sie anzuhören.

„„Höre mich", sprach sie, „wie schuldig ich Dir auch erscheinen mag, so verdamme mich nicht, ohne die Wahrheit vernommen zu haben. Ich bin nicht Das, wofür Du mich gehalten hast. Ich bin eine Sclavin, in Constantinopel gekauft und heimlich hierher gebracht (denn die Sclaverei ist ja in diesem Lande verboten), und gehöre dem Orden, dem ich für seine Zwecke dienen muß. Es gehört zu dem System des Ordens, Jünglinge durch geheim genossene Freuden, die er ihnen für kurze Zeit gewährt, dann entzieht, dann wieder gewährt und die er ihnen auch in Zukunft in Aussicht stellt, wenn sie seinen Plänen rücksichtslos und mit Hintansetzung ihres Lebens dienen, desto inniger an sich zu fesseln. Ich bin ein Werkzeug dieser Täuschungen. Liebe ist mir verboten, aber ich muß sie für Jeden heucheln, den der Orden an sich fesseln will. Bis jetzt hatte ich auch wirklich mein Herz von Liebe frei gehalten. Da mußtest Du kommen und diese Unruhe hineinwerfen! O, ich bin mehr zu beklagen, als zu verdammen!"

„„Und Omar?" fragte ich, „willst Du behaupten, daß, wenn Du mich liebst, Du Dich ihm hingeben konntest?"

„„Omar!" rief sie, „was ist mir Omar? Es war ein bloßes Spiel, das ich mit ihm trieb."

„„Nun denn", so sprach ich, „wenn in Deinen Worten Wahrheit ist, so

gieb mir einen Beweis durch die That. Fliehe augenblicklich mit mir von hinnen!"

„Ich will die Kämpfe nicht lange schildern, welche die alte Gewohnheit des Gehorsams gegen den Orden sich mit der Liebe in ihr lieferten, bis ich sie dahin brachte, mit mir zu fliehen.

„Tage vergingen übrigens in diesen Kämpfen, dieser Unschlüssigkeit; zu unserm großen Unglück, denn sie gaben Omar Zeit, die Mitglieder des Ordens zu alarmiren. Als wir endlich auf der Flucht und schon dem ersten Nachtlager nahe waren, wurden wir plötzlich von einer Anzahl Bewaffneter erreicht und getrennt. Ich habe Sora nie wieder gesehen! Mich behandelte man mit Mitleid und als einen Verirrten, aber alle meine Bitten, mir Sora wieder zu geben, blieben unerhört. Umsonst warf ich mich dem Marabut und meinem Vater, ja anderen Eingeweihten zu Füßen, sie anflehend, mein Lebensglück nicht zu zerstören; sie blieben unerbittlich. Der Orden befahl es so. Dauernde Lebensfreuden seinen Neophyten zu gewähren, liegt seinen Plänen fern, ja ist ihnen entgegen. Im wirklichen Genuß des Glücks fehlt der Sporn, welcher in dem erst in Aussicht gestellten liegt. Die Jünglinge sollen stets ein ersehntes Ziel vor sich sehen, es wird ihnen auch erlaubt, von Zeit zu Zeit von der Süßigkeit zu kosten, aber ganz und völlig sollen sich ihre Wünsche nie verwirklichen. Dies ist der Grund des tiefen Kummers, unter dem ich so lange gelitten habe."

So schloß Si Mustapha Uchiji seine Erzählung. Ich war jedoch jetzt erst recht gespannt, noch mehr von ihm zu erfahren, nämlich etwas Näheres über die schaudererregenden Zwecke des Ordens, zu deren (wahrscheinlich blutiger) Erfüllung die Neophyten durch geheuchelte Paradiesesfreuden vorbereitet werden mußten. Aber aus Si Mustapha war schlechterdings nicht mehr herauszubringen. Was zum Verständniß seiner Geschichte unumgänglich nöthig war, hatte er gesagt. Mehr von den Geheimnissen des Ordens zu verrathen, fand er nicht statthaft.

Capriziosa.

Novelle von **M. Stein.**

(Schluß.)

Der nächste Morgen beruhigte ihn etwas. „Es ist die Einsamkeit, welche mich toll macht", dachte er, „ich muß wieder unter Menschen!"

Er ging hinunter, um sich in einen der entlegensten Stadttheile, zum Hause des Maëstro Agosta hinrudern zu lassen. Die Gebäude des Canale grande und der anderen Hauptstraßen kannte er alle; als sie sich dem Palazzo Castelbianchi näherten und Paul zu dem Altan mit den steinernen Wasserfrauen emporblickte, wie erstaunte er! Die großen Glasthüren waren weit geöffnet, unter einem ausgespannten Zeltdache standen türkische Sessel und Ruhepolster umher und jetzt neigte sich sogar ein schelmisches Köpfchen über die Brüstung und eine Handvoll abgepflückter Rosenblätter flatterte herab, ihm in's Gesicht „Mademoiselle Fanchette!" rief er jubelnd und schrak doch zugleich zusammen, der halbvergessenen Begegnung von gestern Abend gedenkend.

Rasch ließ er halten und die schwere, rostige Klingel ziehen. Der verdrossene Pförtner von neulich öffnete wieder, machte aber keine Miene, ihn anzumelden. Da klapperten schon ein paar feiner Hackenschuhe die Treppe herunter und Fanchette sprang behend unserm Freund entgegen.

„Wie geht's Ihrer Gebieterin?" fragte Paul.

„Wie es ihr geht? Fragen Sie lieber, wie's mir bei ihr geht! Madame quält uns wie eine wahre Xantippe; ihre Launen wachsen täglich und dabei sieht sie blaß aus wie — nun gerade wie Sie auch, Monsieur."

So plapperte die Zofe, während sie die Stufen hinaufstiegen. Den Plafond der Vorhalle zierte ein Gemälde von Tintoretto, die Krönung der jungfräulichen Venetia darstellend, ein Springbrunnen warf lustige Strahlen in die Höhe, kostbarer Marmor und schwere Vergoldungen schimmerten an den Wänden und überall war das Wappen der Castelbianchi angebracht. „Hier sah's arg aus, als wir ankamen", erzählte Fanchette, „Staub und Spinnweben, Risse und Scherben, wohin man sich wandte! Aber dann ist Tag und Nacht gearbeitet worden und nun kann sich das alte Nest wieder sehen lassen."

Sie durchschritten mehrere Corridore und darauf einen Saal, in dem lange Reihen lebensgroßer Bilder in breiten Goldrahmen hingen. „Unsere Ahnen!" sagte Fanchette mit einem spöttischen Knix und blieb von Zeit zu Zeit stehen, einem der bärtigen Gesichter ein Schnippchen schlagend, einem andern Kußfinger zuwerfend. Die Bilder waren von

der Zeit gebräunt, auf vielen die Farben geriſſen und abgeſprungen. Es waren markige Geſtalten, ſtolze Geſichter, voll Trotz und Hochmuth; die wilden Augen, die finſteren Stirnfalten redeten von mancher dunklen Geſchichte — von Blut und Thränen und heimlichen Verbrechen — dazwiſchen Frauen, bleich wie geknickte Lilien.

Fanchette nannte die Namen und zählte den ganzen Stammbaum her. „Das lerne ich bei Fräulein Beate, wenn ich ihr Morgens die falſchen Scheitel anſtecke", ſagte ſie. Vor dem letzten Portrait blieb ſie ſtehen: „Schauen Sie, Monſieur, das iſt mein Liebling, der Einzige, um den ſich's verlohnt, dieſe langweilige Geſellſchaft aufzuſuchen. Das iſt Don Ceſare Gontardo, der Vater unſerer Principeſſa."

Es war in der That ein ſchöner Mann mit ſtolzem, beinahe dämoniſchem Geſichtsausdrucke, der auf ſie herabblickte. Paul verſuchte, ſich aus dieſen Zügen, die der Tochter zuſammenzuſetzen. Er fragte nach einem Bilde von Lavinia's Mutter.

„Ach, die Gräfin Lortzing", ſagte die Kammerjungfer gleichgiltig, „die hängt drüben im Arbeitszimmer des verſtorbenen Herrn." Sie klinkte die Thür auf und führte ihn in ein kleineres Gemach mit Glasmalereien an den Fenſtern und rothen Damaſtmöbeln, deren Ueberzüge die Zeit gebleicht hatte. In der Ecke ſtand eine marmorne Venus von üppigen Formen, vielleicht die Originalarbeit eines berühmten Künſtlers, an der Wand befand ſich ein Gemälde, von dem Fanchette den dunklen Flor wegzog. Eine lange, ſchlanke Geſtalt, weißgekleidet, den Ausdruck ſtiller Ergebenheit, klöſterlicher Ruhe in den Zügen — das war die todte Fürſtin — die Frau ſah aus, als habe ſie ſchwer an ihrem Glück getragen!

„Sie ſchauen ſie gar lange an", ſagte die kleine Blondine verächtlich, „und ſie iſt doch nicht hübſch, die Gräfin Lortzing. Scheint ſie ſich nicht über die Pracht umher zu ärgern? Ich wäre vernünftiger geweſen an ihrer Stelle, ich verſtände ſchon ſo eine Rolle zu ſpielen! Früher ſoll hier ein anderes Portrait gehangen haben, erzählt der Aufſeher, ein ſchönes Mädchen mit feuerrothen Locken und mit einem Blumenkorbe in der Hand, die hat der Fürſt ſich einmal malen laſſen und mit dem Bilde hat er ſtundenlang geredet, als ob es lebte; aber das iſt ſchon lange her und als er heirathete, da wurde es auf die Rumpelkammer geworfen, Niemand weiß, wo es geblieben iſt. Aber nun warten Sie, ich will Sie ſchnell bei Madame anmelden, ehe ſie ausfährt."

Sie verſchwand und Paul blieb ſinnend vor dem Bilde ſtehen. „O, Du Mutter der Geliebten", ſagte er leiſe, „zürne mir nicht, daß ich den Blick zu ihr erhebe! Sei Du unſer Schutzgeiſt, lehre mich, ſie den Gefahren zu entreißen, die ihr drohen, ſie vor der Habgier blaſirter Wüſtlinge, herzloſer Egoiſten zu bewahren, gönne mir, ihr den Aufblick in die Welt der Ideale zu eröffnen — nicht um mich, was könnte ich ihr ſein! — ihretwegen — uns trennt ein Abgrund — ja wäre ſie ſanft und genügſam, wie Dein Weſen mir hier entgegentritt, dann viel-

leicht vermöchte die grenzenloſeſte Liebe ihr den Prunk und Tand, der ſie umgiebt, zu erſetzen."

Fanchette kam zurück und führte ihn zu ihrer Herrin. Er fand dieſelbe in einem Boudoir mit koſtbaren Gobelintapeten, von deſſen Balcon man auf den Canale grande niederblickte. Sein Herz bebte, als er ſie wiederſah, er hätte ihr zu Füßen ſtürzen, für alle Zweifel Abbitte thun mögen. Was er auch während der Trennung gedacht und gefürchtet hatte, ihre Gegenwart wirkte wieder mit der alten ſiegreichen Gewalt auf ihn, wie die Sonne alles Gewölk zerſtreuend. Sie war blaß, eine tiefe Traurigkeit ſprach aus ihren Mienen, die der Erſcheinung einen neuen, geheimnißvollen Reiz verlieh, dunkle Ringe umzogen die ſchönen Augen. Sie gab ihm die Hand, ließ ihn von ſeiner Reiſe erzählen und fragte, als er ausgeredet, zerſtreut, wovon er erzählt habe. Paul wollte wiſſen, wie lange ſie ſchon in Venedig ſei.

„Seit achtzehn Jahren!" antwortete ſie gedankenlos und fuhr dann, als er ſtutzte fort: „Sie fragen nach dem Tode meiner Mutter?"

„Nein", erwiederte Paul, „ich frage nach Ihrer Ankunft."

„Ach", ſagte die Fürſtin, „im Geiſte war ich immer hier. In Wirklichkeit — ich weiß nicht, wie viel Tage es ſind — es ſchienen mir eben ſo viel Ewigkeiten."

Ihre Unruhe, ihr ſchmerzlicher Ton fielen ihm auf, ſo kannte er ſie noch nicht, die Stolze, Herrſchgewohnte! Sie litt augenſcheinlich; aber was fehlte ihr? Verliebte können ſich kein anderes Leid vorſtellen als das eigene; und war das möglich bei ihr, die ſiegte, wo ſie nur erſchien? Wen liebte ſie denn? Er dachte an Fanchette's Neckerei und ein Schwindel des Entzückens ergriff ihn. Wenn es wäre, wenn man ſie wirklich verdienen könnte — ſie, nur ſie — nicht ihre Schätze, ihre Schlöſſer, ihre Stellung in der Geſellſchaft — was fragte er darnach! Und wenn ſie ihm nur ihr Herz zu eigen gäbe, ſelbſt ohne ſich vor der Welt an ihn zu binden! Waren ſolche Verhältniſſe zwiſchen Künſtlern und fürſtlichen Frauen nicht oft genug dageweſen? O, wie wollte er ſie lieben, wie alle Männer an Ergebenheit übertreffen, wie wollte er ihr das Opfer lohnen, das ſie ihm brächte!

Alle dieſe Gedanken flogen ihm durch den Sinn, während Lavinia ſtill und theilnahmlos vor ihm ſaß. Seine Aufregung ſtieg mit jeder Minute, er fühlte, daß er der Herrſchaft über ſich nicht ſicher ſei und er ging.

Unterdeſſen ſaß Comteſſe Beate in ihrem Privatzimmer; die Chocolade in der feinen Meißener Taſſe vor ihr war kalt geworden, ſie vergaß es vor Schreck über den Beſuch, von welchem die ſchadenfrohe Zofe ſie ſogleich benachrichtigt hatte; ſie ließ ihren vertrauten Rath, Baron von Bruck, zu ſich rufen, aber rathlos ſaß auch der ihr gegenüber. Fräulein Beate ergoß ſich in einer Fluth von Schmähungen gegen ſolche Taugenichtſe, die nichts zu thun hätten, als hochgeborenen Damen aufzulauern und ſie mit ihren kecken Huldigungen zu beläſtigen. Was nun? Ihre Pläne ſeien durchkreuzt, Lavinien's Launen könne

man gar nicht berechnen, Sonnenthal mit seinem Leichtsinn ginge unbekümmert seinen Vergnügungen nach und arbeite dem Nebenbuhler geradezu in die Hände — Alles sei verloren, wenn nicht sie jetzt eingriffe — der Brief, ja der Brief käme jetzt gelegen!

* * *

Paul verbrachte einige Tage in fieberhafter Unruhe. Unaufhörlich wiederholte er sich die Worte der kleinen Französin und die wunderlichsten Bilder gaukelten vor seiner Phantasie; bald erschien ihm Lavinia in all' ihrer Schönheit, bald verzerrte sich ihr Gesicht und boshafte Schadenfreude sprach aus ihren Augen.

Er bekämpfte diese Grillen und wollte sie wieder aufsuchen, aber sie war diesmal nicht zu sprechen. Comtesse Beate wies ihn selbst im Vorsaale ab, Fanchette ließ sich nicht sehen. Ein bitteres Gefühl stieg in Paul auf, auch für ihn war sie nicht zu sprechen und welchen thörichten Illusionen hatte er sich schon hingegeben!

Er ließ die Gondel weiter rudern und stieg in einem schmalen Gäßchen aus, um Maëstro Agosto zu besuchen. Das Haus schien wenig einladend, ein dunkler Flur, ein starker Fisch- und Thrangeruch, der ihm entgegen drang; zwei schmutzige, ungekämmte Kinder, die auf der Treppe saßen, wiesen ihm den Weg zu den oberen Stockwerken. „Renata, Graziella", rief eine zornige Stimme und die Mutter, ein zerrissenes, rothes Tuch um den Kopf gewunden, tauchte in einer Thüröffnung auf, die Mädchen zu sich winkend. Von fern tönte ihr Kichern dem jungen Manne nach, der Stufe um Stufe emporstieg. Der Alte hatte Recht, als er von seinem Thurme sprach; das war, um müde zu werden.

An der obersten Thür blieb er stehen, sie hatte kein Schild, aber der langgezogene Klang einer Flöte diente ihm als Wegweiser. Agosto öffnete selbst und Paul trat überrascht aus dem engen, winkeligen Gange in ein helles, luftiges Zimmer.

Die Wände waren reinlich geweißt, Blumentöpfe standen am Fenster, aus dem man über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg sah, einige verblichene Kränze und ein Stich der Madonna mit dem Jesuskinde hingen über dem Bette. Alles war dürftig, aber freundlich und einladend. Auf einer Kommode befand sich ein kleiner Glaskasten, in welchem Feldern einen welken Blumenstrauß, ein Paar Handschuhe und eine lange, brennendrothe Haarlocke gewahrte. Wem mochten diese Dinge einst gehört haben? Welche Geschichte knüpfte sich wol daran?

Agosto lud ihn zum Sitzen ein und entschuldigte sich, daß er weiter spiele, er habe für den Abend im Orchester eines kleinen Vorstadttheaters mitzuwirken. „Kommen Sie auch", sagte er, „man giebt ein neues Ballet, „Der grüne Teufel", es ist sehr hübsch und Sie werden eine Tänzerin sehen, glauben Sie mir, eine schönere finden Sie nicht — Laura la bionda."

Paul ging mit und bald war er in eine Seitenloge des Theaters einquartirt, während der Maëstro unten im Orchester seinen Part aus-

führte. Es war voll und heiß; die Zuſchauer unterhielten ſich laut, ohne viel auf die Muſik zu achten, Erfriſchungen wurden präſentirt, Paul muſterte die Geſichter, es ſchien nicht eben die beſte Geſellſchaft zu ſein, die ſich hier zuſammenfand. Auch die Acteurs waren mittelmäßig.

Die Scene ſtellte eine ländliche Gegend dar; die Dorfjugend verſammelte ſich zum Tanz, Liebeleien entſpinnen ſich, unſichtbar lugt ein großer, gehörnter Teufel aus dem Bosquet, die Bauerdirnen muſternd, aber keine ſcheint ſeinen verwöhnten Geſchmack zu befriedigen, wie ſeine Geberden ausdrücken. Plötzlich richtet er ſich empor, Kußfinger werfend, die Blicke der Zuſchauer folgen den ſeinen, ein Beifallsſturm ertönt, aber Paul iſt entſetzt aufgeſprungen, denn mitten auf der Bühne, im Kreiſe der Ballerinen, geſchminkt und hochgeſchürzt, ſtand — die Fürſtin Caſtelbianchi! Lavinia — das waren ihre Züge, die er ſo gut kannte, das ihre ſtolze Haltung, nur ihr Haar hatte ſie gefärbt oder eine Perrücke draufgeſetzt, denn rothblonde Locken wallten in mächtiger Fülle von ihrem Haupte herab, eben ſo wie auf dem kleinen Bilde, welches er ihr einſt geraubt. O, er kannte ſie wol, er durfte nicht an Sinnentäuſchung glauben! Sie lächelte mit dem beſtrickendſten Lächeln, ſie erhob ihre Arme in ſchöngemeſſener Bewegung und jetzt flog ſie, die zierlichſte Sylphide, über die Scene dahin. Ihre Fußſpitzen beſchrieben Zickzacklinien, ihre kurzen Gazeröcke flogen, ſie warf Kußhände nach allen Seiten, ihr Antlitz leuchtete und ſtrahlte wie die Roſen an ihrer Bruſt — das war ein Glanz und eine Pracht, vor der man förmlich die Augen ſchließen mußte.

Paul ſtarrte das Wunder an. War es denn möglich? Sie, die er neulich in Reichthum und Pracht verlaſſen, die Tochter eines alten Adelsgeſchlechtes, hier gleich einer elenden Komödiantin ihre Reize dem Publicum eines Winkeltheaters zur Schau bietend? Das ſtimmte faſt zu der abendlichen Begegnung in Männerkleidern. Welch' Räthſel war ihm dieſes Weib! Er hatte ihr manche Launen verziehen, ſeit man ihm zuerſt die ſchöne Caprizioſa zeigte, aber dies — war es nicht eine Entwürdigung?

Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen. Wenn nun Alles Lüge, wenn ſie blos eine Abenteurerin war? Wunderliche Geſchichten von kecken Betrügerinnen fielen ihm ein. Wenn nun der Fürſtentitel erlogen, das Schloß gar nicht das ihrige, ihr Reichthum vielleicht nur das Geſchenk irgend eines verliebten Kröſus, der Preis für ihre Ehre war? O, dann hatte ſie bisher teufliſch geſchickt Komödie geſpielt und zeigte heute zum erſtenmal ihr wahres Geſicht! Paul hätte laut aufweinen mögen vor Weh, als ſeine Illuſionen ſo unbarmherzig in alle Winde zerſtoben; aber hatte er nicht immer ſo etwas geahnt? Eigentlich war es nur zum Lachen und er lachte nun auch bitter über ſich ſelbſt, über den Thoren, der ihr ſo blind geglaubt hatte.

Der da drüben mochte es beſſer verſtehen! Er erblickte nämlich im Hintergrunde einer Loge Sonnenthal, der, ſein Perſpectiv an's Auge gedrückt, jeder Bewegung der Tänzerin folgte. Wer weiß, in welchem

Verhältniß die Beiden zu einander standen! Paul war plötzlich an Allem irre geworden, die ganze Welt schien ihm aus den Fugen. Und immer lustiger drehte sich die Tänzerin, immer toller spielte die Musik auf, es war wie zum Hexensabbath und doch war sie so schön — das goldene Haar umspielte sie wie eine Glorie — wer konnte ihr widerstehen? Legt alles Glück der Tugend, allen Ruhm der Reinheit und Seelengröße auf eine Schale der Wage und auf die andere dieses Weib — ist sie nicht mehr werth als Alles? Paul fühlte eine Anwandlung von Ekel und lehnte sich tief in seinen Sessel zurück.

* * *

Das Ballet war zu Ende. Der grüne Teufel hatte sich der Nymphe bemächtigt und trotz des Händeringens ihrer Gespielinnen, trotz der Wuth ihrer ländlichen Anbeter, war er mit ihr zur Hölle abgefahren. Wo die Beiden versanken, stieg ein dicker Schwefeldampf empor, Irrlichter tanzten über die Wiese, kleine, unförmliche Koboldgestalten tummelten sich und unter zischendem Feuerregen fiel der Vorhang. Das Publicum applaudirte stürmisch, von seinem Klatschen herbeigerufen, zeigte die Tänzerin sich noch einmal, man überschüttete sie mit Blumen, man jauchzte ihr zu, sie aber neigte sich dankend nach allen Seiten. Paul's Zorn hatte sich bis zu physischem Uebelbefinden gesteigert, als sie plötzlich den Kopf nach ihm umwendete, ein voller Blick ihrer Augen traf ihn, dann verschwand sie wieder. Besinnungslos stürzte er die Treppe hinab, um sich die Ausgangsthür zeigen zu lassen, welche von den Mitgliedern der Bühne benutzt wurde.

Eben als er sie fand, sah er zwei weibliche Gestalten heraustreten und sein scharfes Auge erkannte die Gesuchte. Die Frauen bestiegen eine Gondel, Paul sprang rasch in eine zweite und ließ sich in einiger Entfernung ihnen nachrudern. Der Weg führte durch Seitencanäle, in Windungen an dunklen Gebäuden vorüber. Was suchte Lavinia hier? Das Räthsel schürzte sich immer tiefer. Paul's Herz zog sich krampfhaft zusammen; er konnte das Gefühl nicht abweisen, daß nun bald die Lösung kommen, daß er etwas Schreckliches erfahren und sie auf ewig verlieren würde.

Vor einem dürftig aussehenden Häuschen hielten sie, die beiden Gestalten stiegen aus und verschwanden im Hausflur; Paul stürzte ihnen nach, die Treppe hinan, die Eine blieb stehen, ihn nach seinem Begehr fragend, er aber stieß sie zur Seite und trat durch die halbgeöffnete Thür in das Zimmer. Da war sie endlich — die Sphinx, die ihn so oft entschlüpfte, er lief auf sie zu, ergriff ihre Arme, mit einer raschen Bewegung warf sie Mantel und Schleier ab — Paul starrte sie an — er stand vor einer Fremden.

Welch' wunderbares Spiel der Natur! Eine Doppelgängerin der Fürstin, Züge, die über denen Lavinia's abgeformt schienen, jene einzige classische Schönheit hier in treuer Wiederholung — nur die Lippen dieses Mädchens waren geschweifter, ihre Nase kürzer, das sah er jetzt

in der Nähe, und die Goldfarbe der Haare, welche er bisher für künstlich gehalten, war echt. Die vollen, rothen Locken verliehen dem jungen Gesicht vor ihm einen pikanten Reiz, etwas Diabolisches, Unheimliches, das einem blasirten Geschmack zusagen mochte; sie glich der Fürstin, wie die Flamme einem Sterne gleicht.

Rasch sich fassend, bat er mit einigen Worten um Vergebung für sein kühnes Eindringen und wollte sich entfernen, aber die Tänzerin hielt ihn mit koketter Handbewegung zurück. „Scusi, Signore", rief sie lebhaft, „sta nel mio regno. Sie sind unberufen eingedrungen, zur Strafe halte ich Sie nun fest; glauben Sie nicht, daß ich mir eine so gute Gesellschaft beim Abendessen entgehen ließe! Presto, Margherita, presto!"

Sie zog ihre Handschuhe aus und ließ sich in einen Sessel niedergleiten, Paul ebenfalls zum Sitzen auffordernd. Um nicht ungezogen zu erscheinen, gehorchte er; die alte Begleiterin rollte ein Tischchen herbei, trug Brod, Früchte und Käse auf und entfernte sich dann schweigend. Solche Besuche schienen ihr nichts Neues zu sein.

Feldern befand sich in großer Verlegenheiit. Wer hätte ihm heute früh gesagt, daß er tête-à-tête mit einer Ballettänzerin zur Nacht speisen würde! Die schöne Goldhaarige war noch im Flittercostüm ihrer Rolle, die Schultern entblößt, geschminkt, mit all' den kleinen Verführungskünsten gewappnet, welche Frauen auf der Bühne anwenden — es war eine sonderbare Situation. Er fühlte sich wie in einen Traum verstrickt, in dem man plötzlich etwas ganz Anderes sagen und thun muß, als man eigentlich möchte; man ist unter dem Einfluß einer fremden Gewalt, die man vergeblich abzuschütteln sucht.

Sie plauderte unbefangen wie ein Kind. Sie heiße Laura, sagte sie, wegen ihrer Haare „la bionda" benannt. Ihre Mutter sei todt und sie wohne allein mit der Margherita, Anbeter habe sie in Menge, aber Maëstro Agosto sei ihr einziger Freund, ein Mann, so treu wie kein anderer. Ob Paul ein Deutscher sei? Die Deutschen hasse sie allesammt und das habe seinen guten Grund, aber mit ihm wolle sie eine Ausnahme machen, er sehe so gut aus und sei so bescheiden.

Sie fragte nach Allerlei, er antwortete und erzählte, aber nicht ein leidenschaftlicher oder frivoler Ton klang in dem Gespräche an. Sie unterhielten sich wie gute Bekannte, sein Auge ruhte auf ihrem Antlitze, das ihm in süßer Täuschung die Geliebte wiederspiegelte und ein lebendiges Interesse für die Fremde erwachte in seiner Seele. Spät erst kehrte er heim, das Mondlicht fiel auf seinen Weg, er gedachte Lavinien's und bat ihr seine Zweifel und Beschuldigungen tausendmal im Grunde seines Herzens ab.

* * *

Die Fürstin saß gewöhnlich in dem Zimmer mit den Gobelintapeten, dem stillsten ihres Schlosses; Bücher und Mappen lagen umher, Journale bedeckten den Tisch. Ihr Geist, schon immer so energisch und

selbstbewußt, schien sich seit Wochen noch zu höherer Reife entfaltet zu haben, der Uebermuth, der ihr sonst eigen, die Genußsucht waren verschwunden; ein hoher Ernst erfüllte sie und drückte selbst der äußern Erscheinung sein Gepräge auf. Ihre Umgebung, an die wunderlichsten Grillen Capriziosa's gewöhnt, nahm auch dies für eine neue, Niemand ahnte die Doppelnatur in ihr. Sie hatte lange mit sich selbst gekämpft, hatte unerreichbare Ideale in der Seele getragen und dann die innere Unbefriedigung in einem Rausch von Vergnügungen zu ersticken gesucht, aber täglich erwachte dieselbe auf's Neue. Jetzt war sie mit sich selbst zu Rathe gegangen und war endlich zur Klarheit und zum Frieden gelangt.

Sie hatte eben auf dem Flügel phantasirt, nun setzte sie sich vor ihre Staffelei und betrachtete ein angefangenes Aquarell, einen schönen Männerkopf mit langen, lichtblonden Haaren und einem Ausdruck edler Schwärmerei und geistiger Hoheit in den Zügen; man hätte ihn für einen Idealkopf halten können, doch war der Schnitt des Gesichtes dafür zu individuell bestimmt.

Lavinia's Auge hing unverrückt an dem Bilde, sie schien sich ganz darein zu versenken, sie faltete ihre Hände und sagte leise: „Verzeih' mir doch, daß ich Fürstin bin!"

Da ging die Thür, sie ließ das Blatt leise in eine Mappe gleiten und wandte sich um, Fanchette stand mit gerötheten Augen vor ihr. Auch die kleine Zofe erschien verändert, sie war mager und bleich geworden und die Geister des Muthwillens umspielten ihre Lippen jetzt selten.

„Was ist Dir? Du siehst aus, als hättest Du Etwas auf dem Herzen?"

„Verzeihung, Madame, ich wage es nicht zu sagen, Sie würden böse werden. Ach, wenn Sie nur auf mich böse sein wollten, ich bin schon daran gewöhnt, aber einen Mann, der Madame liebt, den sollten Sie nicht quälen!"

„Von wem redest Du eigentlich?"

„Der Graf — er ist so traurig, er kommt schon seit Wochen nicht zu uns —"

„Ach, das ist's! Höre, Fanchette, Du bist ein gutes Mädchen, daß Du für Den bittest! Wäre er klug, er wüßte, was er thun sollte; kümmere Dich aber nie um meine Angelegenheiten. Weshalb kamst Du herein? War's, um mir das zu sagen?"

„Madame, Herr Feldern bittet, ihn zu empfangen."

Ein Minute später saß Paul der Fürstin gegenüber, die ihn mit der gewohnten ruhigen Freundlichkeit empfing. Wie leicht dachte er sich's manchmal, ihr sein ganzes Geheimniß zu offenbaren, aber der Muth verließ ihn, sobald er vor ihr stand, und er trug jedesmal sein schweres Herz mit sich fort.

* * *

Das Ballet besuchte er nun regelmäßig. So oft Laura tanzte, war er da und sie wiederum betrat nie die Bühne, ohne nach ihm zu blicken und freudig lächelte sie, wenn sie ihn gefunden. Sie wußte nicht, daß die Liebe für eine Andere ihn zu ihr zog und wäre bitter enttäuscht gewesen, hätte man es ihr gesagt; die Bewunderung des jungen Künstlers machte sie stolz und wenn er in ihrem ärmlichen Stübchen bei ihr saß, fühlte sie sich vollends glücklich.

Bisher hatte sie die Männer ihrer Bekanntschaft stets leidenschaftlich und verliebt gesehen, man hatte sie, die Tänzerin, als ein leichtfertiges Mädchen behandelt; Paul zuerst begegnete ihr achtungsvoll und stellte so ihre Selbstachtung wieder her. Mit um so heißerer Liebe gab sie ihm ihr Herz zu eigen, ihm, der ihr Fühlen gar nicht begehrte, ja, nicht einmal ahnte, der wie ein Nachtwandler die Arme zu den Sternen emporstreckte und die Blumen zu seinen Füßen zertrat.

Im Theater bemerkte Paul jedesmal Sonnenthal. Bald sah er ihn im Parket an eine Säule gelehnt, bald in einer Seitenloge halb versteckt. Er nahm sich vor, Laura nach ihm zu fragen und an Gelegenheit dazu fehlte es nicht; gewöhnlich begleitete er sie nach der Vorstellung und plauderte eine Stunde mit ihr und Maëstro Agosto, der die väterlichste Zuneigung für das Mädchen an den Tag legte und äußerst eifersüchtig auf ihre Gunstbezeigungen war. Auch sie schien ihm sehr zugethan und Paul fragte sich, welcher Art die Beziehungen zwischen diesen beiden, an Alter und Temperament so ungleichen Menschen wol sein mochten, ob sie nur als Collegen beim Theater zusammenhielten, oder worauf sich ihre Freundschaft eigentlich basirte? Alle anderen Besuche, die sich Abends meldeten, mußte Margherita abweisen.

Zuweilen ging Paul auch am Tage zu ihr und fand sie dann allein mit dem Aufputzen ihrer Toilette beschäftigt. Wie jubelte sie und flog ihm, Alles vergessend, entgegen und saß neben ihm, aufmerksam zuhörend, wenn er von der Heimat erzählte; wäre er eitel gewesen, er hätte die Erregung des armen Kindes rascher verstanden und nicht mit ihrer Ruhe gespielt.

Auf seinen Wunsch saß sie ihm zu einer Farbenskizze, die er später als großes Bild ausführen wollte. Sie wunderte sich über seinen Einfall, sie mit schwarzen Haaren abzubilden, da doch Alle das röthliche Gelock an ihr bewunderten; sie wußte nicht, daß sie zu einem Bilde der Fürstin Castelbianchi saß.

Zufällig nannte er einmal deren Namen und rühmte ihre Schönheit; da sprang sie, zusammenzuckend, wild auf und schleuderte Blumen und Bänder, an denen sie gebunden hatte, von sich. Zum ersten Male blickte sie ihn zornig an und heiße Röthe überflog ihre Wangen.

„Die Fürstin", rief sie mit erstickter Stimme, „o, ich kenne sie nicht, aber ich hasse sie! Wenn die Madonna sie mir einmal in den Weg führt, dann wehe ihr! — mit meinen Händen will ich sie erwürgen!"

Paul erschrak heftig und wandte alle Mühe an, sie zu beruhigen. Was hatte sie mit Lavinien? War sie in Sonnenthals Netze gefallen

und eiferſüchtig? Er fühlte, daß ſeine Freundſchaft für die Tänzerin ſich faſt in Scheu und Abneigung verwandelte.

* * *

Eine Woche lang vermied er ſie. Da ſuchte Agoſto ihn in ſeinem Hotel auf. „Kommen Sie mit!“ ſagte er barſch, „Laura la bionda iſt krank und verlangt Sie zu ſehen.“

„Was fehlt ihr?“

„Was ihr fehlt? Ich darf es Ihnen nicht ſagen. Die Krankheit iſt ſo alt wie die Welt und Laura's Mutter iſt auch daran geſtorben; aber ich will das Kind nicht leiden ſehen, ich will's verſuchen, den Arzt zu ſpielen.“

Vor der Thür nahm er von Feldern Abſchied, den er allein hinaufgehen ließ. Die Tänzerin lag auf dem Sopha und ſprang leichtfüßig empor, als ſie ſeinen Schritt vernahm. Er wußte nicht, was der Alte mit der Krankheit gemeint hatte, ſie war ja ſo fröhlich und ihre Augen ſtrahlten wie nur je.

„Ich bin ganz geſund, ganz geſund“, antwortete ſie auf ſein Befragen, „oh! und ſo glücklich, daß Sie wieder da ſind!“ Sie trug ein leichtes Morgenkleid, welches die Füße frei ließ, ihr rothes Haar war in zwei lange, ſchwere Zöpfe geflochten.

Er fing an, von Sonnenthal zu ſprechen.

„Der Thor!“ rief ſie erbittert, „er meint, weil ich arm bin und beim Theater und keine Tugendheuchlerin, ſo muß ich auch käuflich ſein. Nie, niemals will ich ihn wiederſehen.“

„Hat er Ihnen eine Beleidigung zugefügt?“

„Beleidigung — ja — das iſt das rechte Wort. Es gab Zeiten, wo ich es eine Huldigung nannte.“

Sie erzählte, daß ſie den Grafen erſt ſeit Kurzem kenne, er hatte ſie tanzen ſehen und ſie mit Liebesanträgen verfolgt; ſie deutete die näheren Umſtände nur an, aber Paul meinte zu verſtehen, daß ſie ihm Anfangs Hoffnung gelaſſen und ihn dann plötzlich abgewieſen habe. „Dort das Käſtchen enthält ſeine Geſchenke“, ſchloß ſie, „Margherita ſoll ſie zurückgeben, ſobald er ſich nur zeigt. Nichts will ich von ihm haben, er ſoll meine Schwelle nicht betreten.“

Paul hörte nachdenklich zu. Er haßte den Grafen von jeher, jetzt ſteigerte ſich dieſes Gefühl bis zum Abſcheu. Vielleicht hatte die Aehnlichkeit des Mädchens mit der Fürſtin auch ihn angezogen; das Bild der Geliebten, welches der junge Maler in ihr verehrte, wollte Sonnenthal entweihen — er ballte die Fauſt.

„Seien Sie nicht böſe“, bat Laura. „Ich ſehne mich ja, Ihnen Alles zu ſagen.“

Sie holte ein Fußbänkchen und ſetzte ſich zu ſeinen Füßen nieder, ein rührender Ausdruck von Demuth lag auf ihrem Geſicht.

„Sie ſollen mich nicht für beſſer halten“, ſagte ſie, „aber auch nicht ſchlimmer ſollen Sie von mir denken, als ich verdiene. Ich bin beim

Theater groß geworden, Sie wissen, was das für ein Mädchen heißt, ich habe mit der Liebe gespielt, so lange ich sie nicht kannte — dachte ich denn daran, daß ein Weib in solchem Spiel ihre Würde und ihr ganzes Lebensglück zerstört? Jetzt, da ich es weiß, ist es zu spät. O, wie habe ich mich erniedrigt aus kindischem Leichtsinn, im Rausche des Augenblicks; aber nie bin ich so schlecht gewesen, mich um Geld zu verkaufen, wie dieser Mann es verlangt!"

Stolz warf sie den Kopf zurück und richtete sich empor, ihre Wangen rötheten sich im Affect, ihre Lippen bebten. Mit dieser triumphirenden Miene, mit dem Ausdruck von Selbstbewußtsein, glich sie der Fürstin so sehr, daß die Bilder der beiden Frauen ihm in eins zerronnen, er vermochte sie kaum noch auseinander zu halten.

„Ich dünkte mich edler als Jene", sprach sie weiter, „die sich an vergoldete Eheketten schmieden lassen und in der Ehe ihre Männer betrügen. Frei wollte ich bleiben, Andere unterjochen, aber nie das brennende Gefühl kennen lernen, welches die Seele wider Willen erfaßt und zu Tode martert!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und helle Thränentropfen quollen durch ihre Finger. „Armes Kind", sagte Paul mitleidig, „lieben Sie jetzt?"

Sie blickte ihn groß an — verstand er sie immer noch nicht? — und bitter lächelnd fuhr sie fort: „Auch meine Mutter hat so geliebt und ist daran gestorben. Um einer Andern willen, um eine junge, vornehme Braut ist sie verlassen worden, sie grämte sich, bis sie schwindsüchtig wurde und starb. Der gute Agosto, den sie verschmähte, so lange es ihr wohlging, hat sich allein ihrer und meiner angenommen. Ohne ihn wären wir verhungert, denn als ich heranwuchs und meine Herkunft erfuhr, wollte ich nicht das Gnadenbrod des Mannes essen, der uns von sich gestoßen. Unsere Briefe blieben unbeantwortet, mein Bild, welches die Mutter ihm schickte, ließ ihn ungerührt — er hatte ja noch eine Tochter — da wiesen wir das Geld zurück, welches er uns regelmäßig auszahlen ließ, wir wechselten Namen und Wohnung und waren frei. Ich lernte tanzen und ernährte die Mutter, aber sie wurde kränker und kränker. Nächte durch saß ich an ihrem Bett und sah, wie sie sich im bleichen Mondlicht aufrichtete und hörte, wie sie den Namen ihres Verführers rief und ihn verfluchte — ihn und sein Weib und seine Tochter und ich faltete die Hände und sprach die Flüche nach. Und am Sterbebette der Mutter schwur ich, daß ich nie lieben wollte, um nicht elend zu werden wie sie — ich habe meinen Schwur gebrochen und ich bin namenlos elend!"

Paul blickte sie erschrocken an, wie sie laut schluchzend ihre Hände rang; er hatte sie immer falsch beurtheilt und that nun plötzlich einen Einblick in die ungeahnte Tiefe ihrer Natur. Ganz und ungebrochen in all' ihrem Fühlen, gab sie sich auch rückhaltlos ihrem Schmerze hin.

„Beruhigen Sie sich, Laura! Sie sind so schön, fürchten Sie, daß man Sie verlassen wird?"

„Schön!“ wiederholte ſie mit leuchtenden Augen, „finden Sie das wirklich? Ach, es nützt nichts“; ſie ſchüttelte den Kopf, „meine Seele gehört einem Manne, deſſen ich nicht werth bin. Das Leben beim Theater, meine wilde Jugend — er muß mich verachten! Und wenn er ſelbſt das Gegentheil betheuerte und wenn er vor mir kniete, wie ich jetzt vor Ihnen und um Liebe flehte — ich müßte ihn von mir weiſen, wüßte ich doch, er wird einſt aus dem Rauſche erwachen und mir fluchen! Ja, wäre ich häßlich, wie nur je Eine, aber ich könnte ihm mein Weſen rein und unberührt entgegenbringen, dann vielleicht liebte auch er mich und wär's nur auf einen Tag und wär's nur auf eine Stunde — und müßte ich's mit dem Tode büßen — dennoch wollte ich jubeln und mich ſelig preiſen — eben ſo ſelig, wie ich jetzt unglücklich bin.“

Paul empfand tiefes Mitleid mit der Armen; ihre Reue entſühnte ſie in ſeinen Augen — jeder große Schmerz verklärt ja den Träger. Für ihre Vergehen war das harte Schickſal anzuklagen — ſchutzlos, elternlos hatte es ſie auf den ſchlüpfrigen Weg getrieben, ihr Herz war jungfräulich geblieben in den Banden des Laſters und edler als das mancher Frauen, die ſich verdammend von ihr abwandten, weil ihre eigene Tugend nie geprüft worden war.

Er legte tröſtend den Arm um ſie und trocknete ihre Thränen. „Liebe Laura“, ſagte er — da umſchlang ſie ihn wild; „ich liebe Dich, ich liebe Dich!“ rief ſie einmal über's andere.

In ſüßem Schreck fühlte er ihre Geſtalt an ſeiner Bruſt, ihre Küſſe auf ſeinen Wangen. Sie war ſo wunderſchön im Goldglanz ihrer Haare, mit den feucht verſchwimmenden Augen — das war ja das Antlitz, welches in ſeinen Träumen lebte, die Züge, die ihm zuerſt als Abbild des Ideals erſchienen — ſie, die Geliebte ſelbſt hielt er umfangen — nicht mehr ſtolz und kalt in unnahbarer Hohheit, nein, weich und hingegeben blickte ſie zu ihm empor.

„Geliebte Lavinia“, ſagte er, aber mit dem Namen war auch der Zauber, der Beide umſtrickte, gebrochen. Sie riß ſich los und ſtieß ihn zurück, ſie hätte ihn haſſen mögen, daß er eben an eine Andere gedacht; Paul ſtand tief beſchämt.

„Verzeihen Sie mir, Laura! Ich war wahnſinnig — ich würde für Ihr Glück mein ganzes Leben hingeben; aber mein heißeſtes Fühlen gehört —“

Er ſtockte. „Wem?“ fragte ſie, ihm die Worte von den Lippen leſend.

„Der Fürſtin Caſtelbianchi.“

„Der Fürſtin!“ Mit unterdrücktem Schrei fuhr die Tänzerin zurück; „gehen Sie — verlaſſen Sie mich!“ befahl ſie, ohne ihn anzuſehen.

„Sagen Sie erſt, daß Sie mir nicht zürnen!“

„Aber ſo gehen Sie doch“, rief ſie, mit dem Fuße aufſtampfend. „Hören Sie nicht? Ich will allein ſein!“

Er ging, noch einen Scheideblick warf er auf die liebliche Geſtalt, dann zog er die Thür hinter ſich in's Schloß. Laura hörte ſeine Tritte auf der Treppe verhallen und ſank zuſammenbrechend in die Kniee.

* * *

Lavinia Caſtelbianchi war unmuthig; eine Wolke lag auf ihrer ſchönen Stirn, aber Fräulein Beate ergriff heute nicht vor dem drohenden Ungewitter die Flucht, ſie hielt tapfer Stand, denn es galt das Gelingen aller ihrer Pläne. „Wie geſagt", fuhr die Fürſtin im Sprechen fort, „darüber bin ich längſt mit mir einig, ich bitte Sie alſo, ma tante, nicht mehr auf dieſes Thema zurückzukommen. Ich finde es ſehr natürlich, daß Sie Ihren Neffen protegiren, das geht mich aber nichts an! Berufen Sie ſich nicht auf meinen Vater! Er hätte ſolche Pläne ſicher mißbilligt, die Verbindung mit einer Seitenlinie des Hauſes hätte er eine Mesalliance genannt."

Fräulein Beate biß ſich die Lippen roth; „aber Ihre Mutter", ſagte ſie, „unſere Emilie — "

„Meine Mutter!" Die Fürſtin hielt inne und faltete die Hände. „Wäre ſie mir erhalten geblieben, ich wäre eine Andere geworden. Ach, daß ſie doch lebte und mit mir ſpräche und mich leiten könnte!"

Die alte Comteſſe faßte in ihre Taſche. „Ich habe Ihnen ein Document mitgebracht, welches vielleicht ſchwerer in die Wage Ihrer Entſcheidung fällt, als der beſtgemeinte Rath ihrer Verwandten. Leſen Sie dieſen Brief, ehe Sie das letzte Wort ſprechen!"

Lavinia entfaltete das Papier und erkannte die Handſchrift ihrer Mutter. Sie überflog die erſten Zeilen, bis ſie an folgende Stelle kam: „Ich fühle meine Geſundheit mehr und mehr dahinſchwinden, ich fühle ich werde ſterben, ohne die Erziehung meiner Tochter überwachen, ohne einſt ihr Lebensglück begründen zu können. In Deine Hände, Schweſter Beate, lege ich ſie! Beruht das Glück eines Weibes nicht einzig und allein auf der richtigen Wahl ihres Gatten? Wenn ich die Kleine auf meinen Knieen halte, während unſer Neffe neben mir ſitzt, da kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, die Beiden ſeien für einander beſtimmt und ich möchte einen freundlichen Schutzgeiſt anrufen und nichts als die Erfüllung dieſes Wunſches von ihm erflehen."

Die Fürſtin zitterte, das Papier entſank ihrer Hand. Das Fräulein meinte, den günſtigen Augenblick benutzen und zugleich eine Erklärung geben zu müſſen.

„Ich habe Ihnen den Brief nie gezeigt, weil ich Ihre Entſchließung frei von jedem äußern Einfluß haben wollte, dieſe Verbindung ſollte das Ergebniß Ihrer Neigung ſein. Dennoch glaube ich jetzt, Ihnen denſelben nicht länger vorenthalten zu dürfen — er ſchließt gleichſam ein Teſtament in ſich."

„Es iſt gut — laſſen Sie mich allein!"

Lavinia ging haſtig auf und nieder. Ihr war heiß, die Luft ſchien ihr ſchwül, ſie ging hinüber in das Arbeitszimmer ihres Vaters; dort ſtieß ſie einen Fenſterladen auf, Streiflichter fielen auf die rothen Möbel, auf die marmorne Venus und auf das große Frauenbildniß an der Wand.

„Mutter, Mutter", rief sie, dicht vor das Bild hintretend, „weshalb forderst Du das? Du, die ich so oft im Traume gesehen, mit deren bloßen Namen sie meine kindische Wildheit beschwichtigten, greifst Du zerstörend in mein Leben? Meine Freiheit, meinen Stolz, Alles, was ich dem geliebtesten Manne weigerte, soll ich nun dem Verhaßten hingeben? Bist Du denn glücklich gewesen in Deiner Ehe, Mutter? Hast Du ein Recht zu rathen?"

Sie stützte sich auf einen Sessel, angstvoll die Hände ringend; ihre stolze Kraft schien gebrochen, ihr Kopf sank gegen den Goldrahmen des Bildes. Da fühlte sie plötzlich, wie dasselbe dem Druck nachgab und rasch richtete sie sich empor. Aber es fiel nicht herab, wie sie befürchtete, es hatte sich nur verschoben und eine Nische ward dahinter sichtbar. Sie mußte unbewußt mit der Stirn eine in dem Bilde befindliche Feder berührt haben.

Neugierig blickte sie in die Vertiefung, es war ein kleiner Wandschrank, voll Staub und Spinngeweben; viele Jahre mochte keine ordnende Hand dabei gewesen sein. Spitzen und verblaßte Bänder erfüllten ihn und allerlei Frauenputz, längstvergangener Mode angehörig, den man wol hineingethan und da vergessen hatte. In der Mitte stand ein geschnitzter Elfenbeinkasten, dessen Deckel in Gold das Wappenbild der Castelbianchi, die beiden züngelnden Schlangen, trug.

Lavinia öffnete ihn. Ein Myrthenkranz lag darin, dessen Blüthen knisternd zerstoben, als sie sie anrührte. Sonderbar — wie kam der Kasten hierher? Hatte der Fürst nach dem Tode seiner Frau alle Erinnerungen an dieselbe hier zusammengetragen?

Unter dem Kranz befand sich ein Packet vergilbter Briefe, von schwarzem Band zusammengehalten und ein dünnes Schreibheft, welches sie zuerst öffnete; ihr Blick fiel wieder auf die Schriftzüge ihrer Mutter. Es war ein Tagebuch, anscheinend lange vor Emilien's Vermälung begonnen. Die ersten Blätter enthielten Berichte über Studien, über Beziehungen zu Jugendfreundinnen, dazwischen eingestreute Bemerkungen und Gedankensplitter.

Sie blickte während des Lesens hin und wieder zu dem Bilde empor, dessen Züge sich ihr eigenthümlich belebten, seit ihr die Seele näher trat, die in ihnen gewohnt hatte. Nach einigen Seiten brachen die Aufzeichnungen ab und schienen erst nach langer Zeit wieder aufgenommen.

„Ich weiß selbst nicht, ob ich glücklich bin", stand da geschrieben; „man hat mich vermält, ich hätte sicher nicht eingewilligt, liebte ich meinen Gatten nicht, aber welche seltsame Liebe ist das! wie mit Furcht und Scheu gemischt! Ich wage nicht, ihm zu sagen, was ich empfinde, ich bin eifersüchtig und weiß doch, daß ich nicht schön genug bin, ihn auf immer zu fesseln. Dazu ängstigt mich der Reichthum, der Glanz, welcher mich umgiebt. Ein Leben im reinen Licht ist nicht möglich — es muß auch Schatten hereinfallen und ich fürchte, der Schatten kommt bald."

Lavinia vertiefte sich immer mehr in das Heft und plötzlich jauchzte sie laut und drückte ihre Lippen auf dasselbe — es war von ihr selbst die Rede. „Meine Tochter gedeiht", las sie, „täglich wird sie schöner und immer mehr ihrem Vater ähnlich. O, mein liebes Kind, Du sollst nicht in Pracht und Müßiggang untergehen, ich will Dich lehren, Segen zu spenden, selbstlos für Andere zu leben! Nie sollen sich eigennützige Berechnungen an Deine Person knüpfen, nie die Familie Dich mit Heirathsplänen bedrängen. Nach eigener Neigung sollst Du über Deine Hand verfügen und wem Du sie reichst, ist er Deiner werth, so wird er mir willkommen sein, denn nur aus freier Liebe darf die Ehe geschlossen werden. O, Gott, laß mich leben, um meine Tochter zu behüten, oder wenn ich sterben muß, so laß ein Wunder geschehen, laß meinen Geist unsichtbar sie umschweben und wenn Unglück ihr droht, laß meine Stimme aus dem Grabe zu ihr dringen und sie warnen! . . ."

„Das hast Du gethan, Mutter", rief die Fürstin außer sich, „den abscheulichsten Betrug hast Du mir entlarvt — Mutter, ich danke Dir!" Sie warf sich vor dem Bilde nieder und weinte, wie sie kaum je in ihrem Leben geweint hatte.

Dann löste sie das Band von den Briefen, die von einer andern, ziemlich unleserlichen Frauenhand in schlechtem Italienisch geschrieben waren. „Mein Cesare!" lautete die Ueberschrift aller. Sie enthielten glühende Liebesworte, Klagen über Untreue, Bitten, zu der Schreiberin zurückzukehren, es war die Rede von einem Kinde, welches namenlos und in Schande aufwachsen müsse, wenn der Vater es verstieße. Unterzeichnet waren sie: „Annunziata Brughetto."

„Arme Mutter", sagte Lavinia, „wußtest auch Du darum? Die Briefe liegen neben Deinem Brautkranz — hast Du sie in Händen gehabt? Wie muß Dein weiches, zärtliches Herz gelitten haben!"

Sie packte Alles wieder in das Kästchen, nur das Tagebuch behielt sie, dann stellte sie ihren Fund in den Schrank zurück und verschloß ihn sorgsam. „So, Ihr Todten", sprach sie dabei, „Dunkel bedecke wiederum Eure Geheimnisse, mögen diese Spuren Eurer Leidenschaften hier vermodern, wie Ihr selbst es gewollt!"

* * *

Seit einiger Zeit hatte Paul seine Kunst arg vernachlässigt, jetzt wollte er um so fleißiger sein, doch die Unruhe, welche ihn erfüllte, ließ sich durch Pinsel und Farben nicht bannen; die Erinnerung an die Scene bei der Tänzerin zitterte noch lange in ihm nach, seine Phantasie war entzündet, eine heiße, unbefriedigte Sehnsucht verzehrte ihn und unwillkürlich kehrten seine Gedanken wieder zu ihr, der Einzigen, Geliebten zurück.

So stand er eines Tages auf den Marmorstufen ihres Palastes und bald darauf in ihrem Zimmer. Freundlich kam die Fürstin ihm entgegen und sagte in dem alten, lieben Ton, wie damals in Luzern: „Buon giorno, Paolo!" Sein Herz flammte auf, ein unendlich süßes

Gefühl durchschauerte ihn, in welchem sich die Wonne des Augenblicks mit dem Nachhall der schönen Vergangenheit verschmolz. Ja — sie war es, ewig nur sie — sein Ideal, seine Herrin — die Geliebte! Wie hatte er je Laura schön finden können, deren rothes Haar doch die Harmonie ihrer Züge störte! Solch' ein Contrast mochte übersättigten Augen gefallen — wie ganz anders wirkte die Erscheinung der Fürstin, ihr leuchtendes Auge, ihre Stirn mit dem Stempel des Genius! Er bedeckte ihre Hände mit Küssen, bis sie sie ihm entzog; doch geschah das wol mechanisch, denn gleich darauf fragte sie: „Wo waren Sie so lange, Paolo? Sie fehlten mir, ich habe Ihnen viel zu erzählen."

Ihre Worte, ihre Blicke berauschten ihn, seine Seele war zum Ueberfließen voll. „O, lassen Sie mich erst erzählen", rief er, „was ich nicht länger schweigend tragen kann. Nur einmal lassen Sie mich es aussprechen, was mich fern hielt, was mich jetzt wieder hertreibt — ich liebe Sie!"

Die Fürstin lächelte. „Das weiß ich ja längst", sagte sie mit ruhiger, glockenreiner Stimme und ohne ihre Haltung zu ändern.

„Ich liebe Sie", fuhr Paul wie verzückt fort, „unaussprechlich — grenzenlos — seitdem ich Sie zuerst erblickte, liebe ich Sie und dieses Gefühl ist mein Schicksal geworden, ich kann nicht mehr athmen als in Ihrer Nähe — ich würde all' mein Herzblut für Sie verspritzen und an der Freude, mit der ich es thäte, sollten Sie erkennen, wie groß meine Liebe ist!" Er lag auf den Knieen und blickte sehnsüchtig zu ihr auf.

„Armer Paolo", sie beugte sich vor und streichelte seine Stirn, „so sehr lieben Sie mich? Aber beruhigen Sie sich doch, das wird vorübergehen. In Ihrem Alter schwärmt man eigentlich blos, Sie werden noch oft heißer empfinden in Ihrem Leben!"

„Nie, niemals wieder", antwortete er heftig und etwas verletzt, von ihr wie ein Knabe behandelt zu werden. „O, glauben Sie mir doch und bedürfen meine Worte eines Beweises, so hören Sie: wenn jemals ein anderes Weib mich hätte erobern können, so wäre es Diejenige gewesen, in der die Natur Sie zum zweiten Mal erschuf — ich bin ihr gegenüber kalt geblieben — nun hat der kleine Gott keinen Pfeil mehr für mich!"

Lavinia blickte ihn fragend an.

„Hören Sie! In dieser Zeit lernte ich hier ein schönes Mädchen kennen, ein Wort genügt, sie zu schildern — es war Ihr Ebenbild in Antlitz, Haltung und Geberde, Ihnen zum Verwechseln gleich."

„Mein Ebenbild?"

„Bis auf Eins. Laura la bionda hat röthliche Haare."

„Laura? um Gotteswillen! und mir ähnlich und hier in Venedig? Wie ist ihr Familienname?"

„Ich weiß es nicht. Sie war beim Theater — eine Tänzerin — erschrecken Sie nicht — ein armes, leichtsinniges Ding, aber im Grunde des Herzens gut und rein — so Eine, um welche die Engel aus Mitleid

weinen würden und angebetet von Vielen gab sie mir nur ihr Herz und ich stieß sie von mir —"

„Hieß sie Laura Brughetto?"

„Ich glaube, so nannte Agosto sie einmal. Aber was thut es — ich denke nicht mehr an sie, nicht einen Moment hat sie mich beschäftigt — wie könnte ich vergessen, daß mein Leben Ihnen gehört!"

„Sie ist es!" rief Lavinia, die Hände zusammenschlagend, „sie ist es — endlich gefunden!"

Paul erhob sich. „Darf ich nicht weiter sprechen, Ihnen nicht Alles sagen?"

„Was denn?"

„O, immer dasselbe. Und darf ich nach dem, was ich gesagt, noch in Ihrer Nähe bleiben? Ich will so gehorsam sein, der treueste Ihrer Diener — wie ein Götterbild will ich Sie anbeten, zufrieden mit einem Lächeln, mit einem Blick, mir jede Gunst durch unerhörte Opfer verdienend!"

„Davon ist ja jetzt nicht die Rede", unterbrach ihn die Fürstin ungeduldig. „Erzählen Sie rasch Alles, was Sie von jener Tänzerin wissen. Wo befindet sie sich, wo kann ich sie sehen?"

Er erzählte in fliegender Hast von seiner Bekanntschaft mit Agosto und Laura, von den Abenden in ihrem kleinen Stübchen, von des Mädchens Krankheit und der leidenschaftlichen Scene beim Wiedersehen.

„Arme, Arme!" sagte die Fürstin seufzend, „so grausam hat man Dich behandelt. Hören Sie, Paolo — Sie verdienen mein Vertrauen und Sie sollen mir helfen — das Mädchen ist meine Schwester und nur um ihre Spur zu erforschen, bin ich nach Venedig gekommen."

„Was höre ich, Durchlaucht!"

„Sie ist die Tochter meines Vaters und eines schönen, venetianischen Blumenmädchens, die er nach kurzem Getändel verließ und die in gekränktem Stolz sich und ihr Kind seinen Nachforschungen entzog. Noch im Sterben bekümmerte ihn das Schicksal der Beiden, er beichtete mir Alles und hinterließ mir das Vermächtniß, für sie zu sorgen. O, wie verlangte mich darnach, vor die Verstoßene hinzutreten und gut zu machen, was man an ihr gefrevelt! Ich gelobte mir, Venedig nicht zu verlassen, ehe ich sie gefunden, ich ließ sie suchen, ich versprach Schätze für eine Nachricht von Laura Brughetto — vergeblich! Endlich ist sie gefunden, der Zufall hat mir geholfen — was Zufall! Sie thaten es, lieber Paolo, Ihnen habe ich zu danken."

„Dank!" sprach er bitter, „bieten Sie mir nichts als Dank? den mag ich nicht!"

„Lassen Sie das! Es ist jetzt nicht Zeit, Ihnen zu antworten. Es gilt zu handeln, keine Minute zu verlieren; bringen Sie Laura her oder besser noch — führen Sie mich rasch zu ihr!"

Lavinia schellte nach einem großen Mantel, der ihre Gestalt ganz verhüllte, sie verschleierte ihr Gesicht und stieg an seinem Arm die Treppe hinab. Comtesse Beate, die ihnen begegnete, wich entsetzt zurück und

fragte nach dem Zweck dieſer abenteuerlichen Promenade, aber die Fürſtin blickte ſie mit zornſprühenden Augen an und ſchritt vorüber, ohne ſie einer Antwort zu würdigen.

Schweigend ſaßen ſie in der Gondel, Jeder von den verſchiedenſten Gedanken bewegt. Lavinia dachte an Sonnenthal's hartnäckiges Werben, an die frechen Anträge, die er indeſſen ihrer armen, ſchutzloſen Schweſter gemacht. „Der Wicht!“ murmelte ſie. Paul war noch ganz verwirrt durch alles Vernommene, wie wunderbar ſchürzten ſich dieſe Fäden zum Netz! Wie ſeltſam, daß er es war, der in dem Mittelpunkt dieſer Begebenheiten ſtand, durch den die Aufklärung herbeigeführt wurde! Laura, die Schweſter Lavinien's — die ſtolze, unermeßlich reiche Fürſtin und das arme, verachtete Mädchen vom Ballet! Wahrlich — das Leben dichtet wunderbar!

* * *

Die Gondel hielt, ſie gingen in das Haus, neugierig blickte die Fürſtin um ſich und eben ſo neugierig ſahen die Wirthsleute aus ihrem Küchenfenſter der fremden, eleganten Dame nach. Da wandte ſie ſich und „Ah, Signora Brughetto“, rief die Frau, grüßend, „gia di ritorno?“ und verſchwand wieder.

Oben ſtand die Thür zu Laura's Wohnung offen, ſie war ausgeräumt, bunte Läppchen und Scherben waren über die Dielen verſtreut Paul ging, Erkundigungen einzuziehen und erfuhr, daß die Tänzerin abgereiſt ſei. Neulich — man wiſſe nicht mehr, an welchem Kalendertage, es war aber der nämliche Tag, an welchem er zuletzt hier geweſen — da habe die alte Margherita ihre Rechnung eingefordert und Signora Brughetto habe dieſelbe auf Heller und Pfennig bezahlt. Der Koffer wurde gepackt und bald darauf wären die Frauen fortgegangen — ſie wüßten nicht, ob ſie wiederkämen, ſagten ſie.

Die Fürſtin wartete oben und gerieth in Verzweiflung über dieſe troſtloſe Nachricht. Sie hatte einige Papierſchnitzel vom Boden aufgenommen, welche ſie aufmerkſam betrachtete und dem jungen Manne hinreichte; es ſchienen Fragmente eines zerriſſenen Briefconceptes zu ſein. Da ſtand: „Wahrſcheinlich — es ſoll bezahlt werden — bruſtkrank — Milano.“

„Was thun wir?“ fragte Lavinia rathlos, „kann uns ſonſt Niemand Auskunft über ſie geben?“

„Doch, vielleicht — nein ſicherlich Agoſto.“

„Dann alſo — raſch zu ihm!“

In Agoſto's Hauſe reichte Paul ſeiner Begleiterin den Arm, um ſie die ſteile, dunkle Treppe hinan zu führen, er fühlte dabei, wie ihre kleine Hand bebte — war das Furcht, Spannung oder ſtrömte dieſe Erregung vom Herzen aus? Er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken. Auf den Stufen kauerten wieder Renata und Graziella, aus einem Haufen zerfetzter Notenblätter Papilloten für eine unſaubere Puppe

drehend. Des Maëstro Thür war verschlossen, alles Klopfen blieb vergeblich, kein Flötenton drang hervor.

Paul wandte sich an die Kinder, welche ihn blöde anstarrten und kichernd einander mit den Ellbogen anstießen. Nach vielem Hin- und Herfragen brachte er heraus, daß der Maëstro verreist sei und die Wohnung aufgegeben habe.

Unterdessen zeigte sich der Kopf der Wirthin auf dem Flur, welche kreischend nach ihren Sprößlingen rief. Renata und Graziella rannten hinab, daß die alte Treppe dröhnte und dicker Staub aufwirbelte. Die Frau wurde der Besucher gewahr und kam, zu fragen, ob sie die Wohnung miethen wollten, sie sei sehr wohlfeil. Ueber Agosto wußte sie nichts weiter.

„Umsonst!" seufzte Feldern, als sie zurückfuhren. „Und ich bin schuld daran, ich habe die Arme verjagt. O, ich fürchte, durch mich verlieren Sie die Schwester wiederum. Wo sollen wir noch suchen?"

„Geduld!" erwiederte Lavinia sanft, „ohne Sie wäre ich nie auf ihre Spur gekommen und finden werde ich sie, das sagt mir eine Ahnung, der ich gern Glauben schenke. Haben Sie nicht diesen Zettel gelesen? „Mailand" steht darauf — wenn das ein Fingerzeig wäre!"

„Welch' haltlose Vermuthung!"

„Wir haben vorläufig keine bessere und müssen deshalb an diese anknüpfen. Paolo, sind Sie mir wirklich ergeben?"

„Das können Sie fragen!"

„Wol — die Stunde ist da, es zu zeigen. Eilen Sie so schnell als möglich nach Mailand, suchen Sie sofort, damit keine Zeit verloren gehe — ich komme schon morgen nach! Telegraphiren Sie mir, sobald Sie ankommen! Wollen Sie?"

„Alles — Alles! Wann aber darf ich wieder von mir sprechen? von meinem Herzen?"

„Jetzt nicht. Lieber Paul, ich müßte Ihnen eine lange Geschichte erzählen — aber ein andermal. Ich habe jetzt keinen Wunsch, keinen Gedanken, als meine Schwester in die Arme zu schließen."

* * *

Als der Zug in Mailand hielt, begab sich Feldern sogleich nach dem Gasthofe, wo er schon einmal gewohnt hatte. Welch' eine Welt von Erlebnissen und Erfahrungen, von Leid und Freude lag zwischen damals und jetzt!

Das Hotel schien leer, eine auffällige Stille herrschte im Vestibül und auf den Treppen. Er ließ sich sein Zimmer anweisen und ging dann in den Speisesaal hinab, wo die hübsche Chiara von ein paar Mägden die Tafeln decken ließ, scheltend, sobald eine etwas lauter auftrat oder mit dem Geschirr klapperte.

Freudig begrüßte sie den „Signore pittore" und erzählte, daß sie seit Kurzem mit Beppo verheirathet sei, er habe nicht länger warten wollen, der Vater hätte sich zur Ruhe gesetzt, sie führten die Wirthschaft

und jetzt gäbe es alle Hände voll zu thun, weil eine Patientin im Hauſe wäre. „Ach“, rief ſie dazwiſchen, „wie angegriffen Sie ausſehen! Die Reiſe hat Ihnen nicht gut gethan; wären Sie nur bei uns geblieben!“ Und dann wieder: „Ach, wie wird Maëſtro Agoſto ſich freuen, Sie wieder zu ſehen!“

„Iſt der hier?“

„Ja wol — der Arme! Er härmt ſich ab, wir bekommen ihn nicht von der Kranken fort; aber er hat uns verboten, davon zu ſprechen.“

„Kann ich ihn ſehen? Einen Augenblick nur, doch ſagen Sie nicht, wer ihn erwartet.“

Die junge Frau lief leichtfüßig fort und tiefathmend ging Paul auf und nieder. Agoſto hier — mit einer Leidenden — das mußte ſie ſein, ſeine Ahnung hatte ihn richtig geleitet!

Bald trat der Maëſtro ein, ſein Haar war ganz weiß geworden er ſchien um ein Jahrzehnt gealtert. Barſch und unfreundlich fragte er nach Paul's Begehr, er habe keine Zeit zu gemächlicher Converſation.

„Ich will Laura ſehen“, rief Feldern ſtatt aller Antwort, „führen Sie mich zu ihr!“

„Laura Brughetto?“ Der Alte zuckte die Achſeln. „Ich weiß nichts von ihr. Fragen Sie in Venedig nach!“

„Wer iſt die Kranke oben?“

„Eine ehemalige Schülerin, die ſich auf der Reiſe zu mir fand und der ich Beiſtand leiſte.“

Er blieb bei ſeinen Ausflüchten und Weigerungen, bis Paul ihm ſagte, daß er im Auftrage der Fürſtin Caſtelbianchi komme und drohte, er werde im Nothfalle mit Gewalt in das Zimmer dringen, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen.

„So, ſo — die Caſtelbianchi! Beſann ſie ſich darauf, daß ſie eine Schweſter hat, und will ſie nun gutmachen, daß die um ihretwillen in Hunger und Elend verderben mußte? Und Sie, der Sie dem Mädchen das Herz gebrochen haben, kommen und wollen Sie dafür in Gold faſſen, ihr Sammet und Seide bieten? Nichts da! Keiner ſoll über ihre Schwelle, ſo lange ich es hindern kann. Wir ſind vor Euch geflohen, wenn Ihr es denn wiſſen wollt — gönnt dem Kinde wenigſtens eine ruhige Sterbeſtunde!“

Er blieb unerbittlich, Paul verließ ihn und eilte, der Fürſtin telegraphiſch das Reſultat ſeiner Forſchungen mitzutheilen.

Ob ſie herkommen würde? Er zweifelte nicht daran, ihm bangte vor dem Wiederſehen, wie bei dem Gedanken an Laura's Nähe, an ihre gefährliche Krankheit. Hier lag ſie alſo, in demſelben Hauſe, fiebernd, mit ſtarren Augen — ſie, die noch vor wenig Tagen ihm ſüße Liebesworte zugeflüſtert, einen brennenden Kuß auf ſeine Lippen gedrückt hatte! Sein Blut wallte ſiedend durch die Adern bei dieſer Erinnerung und erſtarrte wieder ſchaudernd vor der Nähe des Todes. Wenn er ihr doch helfen, wenn er ſie gerettet in die Arme ihrer Schweſter legen dürfte! Dort

würde sie sicherlich neu aufleben und Lavinia selbst würde ihm zulächeln, ihm mit süßen Blicken danken.

In dumpfem Hinbrüten saß er, langsam schlichen die Stunden vorüber, sie schienen Bleigewichte an den Flügeln zu tragen.

Wer kennt nicht solche Zeiten, die der schwülen Ruhe vor dem Sturme gleichen. Es ist, als ob die Räder im Uhrwerk des Lebens plötzlich stockten — man hat das Gefühl, vor einer Krise zu stehen, alle Gedanken, alle Pulsschläge streben der Zukunft entgegen und beben doch davor, sie entschleiert zu sehen. Wie wunderbar hatte ihn das Schicksal zwischen diese beiden Frauen gestellt, sein Leben mit dem ihrigen verwoben! Tiefe Sorge erfüllte sein Herz, er wußte kaum noch, welche von Beiden ihm theurer war.

Am andern Tage pochte Agosto selbst an seine Thür, er war ganz gebrochen und weinte laut. „Kommen Sie", bat er, „sie weiß, daß Sie hier sind, sie will mit Ihnen sprechen, kommen Sie schnell, ich fürchte, sie stirbt mir unter den Händen."

Feldern ging mit ihm hinauf; da lag Laura todesbleich in weißen Kissen, ihr goldenes Haar hing verwirrt um das süße Gesicht. Wie war sie verändert, doch wie schön immer noch! Die Brustkrankheit, deren Keim sie lange in sich getragen, hatte in den letzten Wochen reißende Fortschritte gemacht, sie wollte keinen Arzt, dieses Hinsiechen, das Gefühl des Vergehens war ihr eben recht. Agosto, der ihre Sehnsucht nach dem Tode herausfühlte, litt unsäglich darunter, auf Paul's Besuch setzte er seine letzte Hoffnung.

Ein seliges Lächeln überflog die Züge der Kranken, als der junge Maler vor ihrem Bette niederkniete. „Danke, danke, daß Sie gekommen sind", sagte sie, „o, es war hohe Zeit — lange hätten Sie nicht mehr zögern dürfen!"

Sie umschlang seinen Hals mit weichen Armen und legte wie ein Kind das Köpfchen auf seine Schulter. Paul fand keine Worte für so viel Weh. Sie lehnte sich etwas zurück, um ihm besser in die Augen zu sehen und lächelte wieder. „Ich liebe Dich", hauchte sie, seine Haare streichelnd, „Dich habe ich geliebt wie nichts auf Erden, Du warst mein Abgott — zürne nicht darüber — ich muß ja sterben — aber Dich liebe ich noch im Tode und werde Dich noch im Himmel lieben."

„O, sprich nicht so, Laura! Schone Dich, wir wollen Dich pflegen und Du wirst gesunden, Du wirst mit uns, für uns leben."

„Für Euch —", wiederholte sie träumend, „für Dich! O, das wäre schön gewesen, zu schön — das verdiene ich nicht! Nein, nein, ich gehe zur Madonna — sie wird alle Schuld von mir nehmen, ich habe ja schwer gebüßt; und ich will sie bitten, daß sie Dir alles Glück der Welt schenke, mein Geliebter — und wenn Du Deine schöne, vornehme Braut zum Altar führst, dann denke manchmal an die arme Tänzerin aus der Lagunenstadt, die für die flüchtigste Erinnerung in Deinem Herzen noch ihre Seligkeit im Jenseits hingeben möchte!"

Sie sprach mit Anstrengung; bei den letzten Worten überfiel sie

ein heftiger Husten, Margherita und Agosto sprangen herbei, um zu helfen und Feldern sah voll Entsetzen, wie ihren geöffneten Lippen ein dunkler Blutstrom entquoll. Schluchzend bettete die alte Wärterin sie in die Kissen zurück und holte frische Tücher herbei. Schon vor einigen Minuten hatte sich die Thür im Hintergrunde leise geöffnet und mehrere Personen traten ein, von denen eine jetzt rasch auf das Lager zueilte, sie hob den Schleier auf — es war die Fürstin. Mit liebender Sorgfalt beugte sie sich über Laura herab und spähte in deren Gesicht, dann winkte sie ihrem Begleiter, welcher des Mädchens Puls anfühlte und ihr aus einem Fläschchen Arzenei einflößte; ein Anderer, der am Fußende des Bettes stand, eine vornehme Erscheinung, sagte der Fürstin ein paar Worte in's Ohr, wobei sie heftig zusammenzuckte.

Die Kranke schlug ihre Augen auf und blickte verwundert in die fremden Gesichter. „Liebes Kind", sagte Lavinia, „sieh' mich an, ich bin zu Deiner Pflege hergekommen."

„O, die Principessa!"

„Das bin ich nicht für Dich, ich bin Deine Schwester — wir werden uns nie mehr trennen!"

Ihre Stimme klang weich, eine ihrem Wesen sonst fremde Milde drückte sich in ihren Mienen, in allen ihren Bewegungen aus — sie war anbetungswürdig. Die Tänzerin richtete sich empor, sie rang eine Weile nach Kraft, um zu sprechen. „Sie haben uns viel zu Leide gethan", brachte sie mühsam hervor — „meine arme Mutter!"

„Ich wußte nichts davon. Seit ich es weiß, suchte ich Euch, wollte ich für Euch sorgen. Werde nur erst gesund, dann sprechen wir über Alles — Du sollst mich begleiten, ich will, was ich kann, zu Deiner Beruhigung, Dir zu Liebe thun!"

Laura tastete stumm nach der Hand der Fürstin, ergriff Paul's Hand, küßte beide und legte sie dann in einander. „Habt Euch lieb!" flüsterte sie zurücksinkend und blieb mit geschlossenen Augen liegen.

Paul sah, daß Lavinia leicht die Stirn runzelte und sich abwandte; sie fragte nach ihren Zimmern und zog sich zurück, Margherita auftragend, sie zu rufen, sobald eine Veränderung im Zustande der Patientin eintrete.

Er blieb allein an dem Bette sitzen, er vermochte nicht, seine Blicke von der holden Gestalt abzuwenden, über welcher bereits die Schatten des Todes schwebten. Jetzt erst begriff er, wie sehr sie ihn geliebt, da er sie auf immer verlieren sollte; sein Glück war ihr letzter Gedanke — so würde kein Weib ihn je wieder lieben — und sie, die er verschmäht hatte, erschien ihm plötzlich — in unnahbare Ferne entrückt — als das einzig begehrenswerthe Gut der Erde. Diese geschlossenen Augen, die marmorstillen Züge, sie weckten eine längsterloschene Erinnerung in seinem Geiste — er sah sie nicht zum erstenmale so — da war sie ja wieder, die Vision, die er einst in Luzern während des Clavierspiels der Fürstin gehabt — das war die Todte mit den Zügen Lavinia's — Alles war so gekommen — und nun war Alles zu Ende — warum,

warum? frugen seine Gedanken unabläſſig — ihn fröſtelte und unſägliche Bitterkeit erfüllte sein Herz.

* * *

Die Fürſtin bewohnte das Prunkzimmer des kleinen Gaſthofes; auf der Kommode ſtanden Vaſen mit künſtlichen Blumen, bunte Bilder von Kalenderheiligen waren an die Wände geklebt und die junge Wirthin ſtellte ſelbſt ihre blanken Hochzeitsleuchter hinein. Dennoch hätte ſie ſich zu anderer Zeit ſehr unbehaglich in dieſem beſcheidenen Raume gefühlt, heute dachte ſie nicht daran. Sie ſaß und hörte erwartungsvoll dem Manne zu, welcher am Tiſche vor ihr lehnte und während des Sprechens öfters ſeine langen, lichtblonden Haare zurückwarf. Es war das nicht eine Bewegung der Ungeduld, ſondern der überſtrömenden Kraft, die ſich überhaupt in der ganzen Erſcheinung des Fremden, in ſeiner breitſchulterigen Geſtalt, ſeinen kleinen, aber muskulöſen Händen ausdrückte.

„Ich habe Ihnen Alles geſagt", ſchloß er ſeine Rede, „und nun laſſen Sie mich gehen und rufen Sie mich nicht wieder zurück! Ich weiß nicht, wie lange meine ſchwer erkämpfte Ruhe anhalten würde — kommen Sie mir zu Hülfe! Meine liebe, meine geniale Schülerin, zeigen Sie jetzt, daß Sie von mir gelernt haben, was der Kern aller Weisheit und die Quelle alles Friedens iſt — zu entſagen."

„Das ſind Vernünfteleien", ſprach Lavinia, ſich aufrichtend, daß ſie dem Manne gegenüberſtand und ihn aus großen Augen anblitzend, „nicht ſo viel werth wie ein einziges Wort warmblütiger Empfindung. Der wahren Liebe ſind ſolche Zweifel fremd, ſie wirkt urgewaltig, mit elementarer Kraft, und wie der Tod ſtellt ſie die urſprüngliche Gleichheit unter den Menſchen wieder her. Sie wollen uns Beide zu einſamem, liebeleeren Leben verdammen, aber mein Herz wird ſich dabei zu Stein verhärten und Sie ſelbſt werden verſchmachten in Sehnſucht nach mir!"

„Mag es drum ſein! Iſt nicht Jeder ein Held, der in der Erfüllung ſeiner Pflicht zu Grunde geht? Vertrauen Sie nicht einem vergänglichen Gefühle — Sie ſind die edelgeborene Fürſtentochter, ich bin der Proletarierſohn, ohne andern Adelsbrief als den bis heute ſehr wenig geltenden eines Ritters vom Geiſte — unſere Wege gehen auseinander; vor wenig Monden ſahen Sie das ſelbſt ein und verließen Deutſchland."

„Ich ging, um mich zu prüfen, ging, weil ich nicht wußte, wie tief mir dieſe Liebe in's Herz gewachſen. Wie von Zwang, wollte ich auch von Liebesketten frei ſein, aber wenn ich auch ſtark genug dazu wäre — muß es denn ſein? Antworten Sie mir nicht mit leeren Worten von Pflicht und Mannesſtolz! Sind Sie in Ihrer Armuth nicht mehr als ich mit Gold- und Perlenkronen? Ihren Werth verdanken Sie nur ſich ſelbſt — wie Wenige dürfen das von ſich ſagen! Und erhebt nicht meine Liebe Sie über alle Männer? Wem würden Sie künftig den Vorrang zuerkennen?"

„Ich will nicht der Gemal einer Fürſtin ſein. Mein Beruf iſt mir das Höchſte — was ſollte ich in Ihrem üppigen Leben? Der Luxus würde meine Sinne umſtricken, meine Kraft lähmen; ich gehöre der Arbeit und wenn ich einſt ein Weib nehme, ſo wird es ein einfaches, ſtilles Mädchen aus dem Volke ſein, die, zu mir anfblickend, mir Alles dankt.“

„Ein Mädchen aus dem Volke“, ſagte ſie bitter, „ein Gretchen, eine Chriſtel — darauf kommt's immer hinaus! Für uns könnt Ihr ſchwärmen, an unſerm Seelenfeuer Eure Begeiſterung entzünden; aber in der Ehe wäre eine Frau von Genie Euch nur unbequem. Gut denn — ſo gehen Sie und nie mehr will ich des Schloßparkes daheim gedenken, wo wir im Schatten der Linde laſen und träumten, jene Stunden ſollen vergeſſen ſein, da unſere Seelen ſich im Erforſchen ewiger Wahrheit, im Einathmen von Poeſie und Schönheit vereinigten!“

„Jene Stunden waren vergiftet, Fürſtin! Ich habe zu viel von dem Gifte getrunken und floh, damit es nicht auch Sie erreiche. Meine Gattin konnten Sie nicht, meine Geliebte dürfen Sie nicht werden. Ich liebe Sie wahnwitzig, aber eben deshalb will ich mein Glück nicht mit Ihrer Ruhe erkaufen.“

„Und wenn mir jedes Band recht wäre, das uns an einander feſſelt? Was ſind mir die Vorurtheile der Welt, was iſt die ſpießbürgerliche Moral kleiner Seelen gegen das volle, ganze Glück des Daſeins. Ich fühle es nimmer als in ihrer Nähe. Bedarf es eines Prieſters, der mir ſagt, daß wir Beide zu einander gehören? Sind Sie nun zufrieden?“

Der junge Mann ging im Zimmer auf und nieder, beide Hände preßte er tiefathmend gegen ſeine klopfenden Schläfen, endlich ſtand er vor der Fürſtin ſtill, blaß und ernſt wie vorher. „Lavinia“, ſagte er, „prüfen Sie mich nicht ſo grauſam! Sie ſind in einem ſchönen, großmüthigen Traum befangen, aber Sie würden ihn einſt bitter bereuen; Sie wollen mir den Himmel geben, doch ich wäre ein Feigling, Ihrer unwerth, wenn ich ihn annähme. O, es iſt faſt zu viel für Menſchenkraft, in dieſem Augenblicke ſtark zu bleiben — alle Kronen des Dichterruhmes, alle Wonne der Poeſie, was ſind ſie gegen Dich! — ſieh', wenn ich Dich nur um einen Schatten weniger liebte, als ich Dich liebe — Du wäreſt verloren, aber ſei ruhig — ich denke nur an Dich, Du ſollſt es bleiben — die Schöne, Reine, Hohe — ich will Dir Deinen Strahlenkranz nicht rauben — der Aufblick zu Dir, die Erinnerung an dieſe Stunde wird genug ſein, mein Leben zu erhellen — ich weiß jetzt, was Glück iſt und nun — leben Sie wohl!“

Er wandte ſich zum Gehen; ſie ſaß mit geſenkter Stirn, ein wunderbarer Glanz lag auf ihrem Antlitz. Noch einen Blick heftete er auf ſie — o, band dieſer Blick nicht wiederum ſeine Seele feſt?

„Halt!“ rief ſie, „bleiben Sie! Ich liebe Sie und mein Opfer ſoll nicht kleiner ſein als das Ihrige. Hier iſt meine Hand, nicht die Fürſtin Caſtelbianchi reicht ſie Ihnen, ich entſage allen Titeln und Kronen

—mögen ſie an meine Verwandten fallen — ich will nichts ſein als das Weib des Gelehrten, die Gefährtin des Dichters und Denkers — nichts als Ihr Weib!“

Lautlos breitete er die Arme nach ihr aus und lautlos ſank ſie an ſeine Bruſt. Ihre Lippen begegneten ſich — „meine Braut“, ſagte er leiſe.

* * *

Paul ſaß am Krankenlager. Stunde um Stunde verging, während er die Züge der Sterbenden beobachtete, ihre kalte Hand in der ſeinen hielt; zuweilen regte ſie ſich und ſchien ſprechen zu wollen, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Stunde um Stunde verging, immer matter wurde ihr Athem, immer leichenhafter ihr Geſicht, das Leben in ihr ſchien zu verlöſchen, wie die Kerzen auf dem Tiſche niederbrannten. Gegen Morgen wurde ſie unruhig, man hob ſie empor und unterſtützte ſie mit Kiſſen. War das eine Rückkehr von Lebenskraft — war es das Aufflackern des letzten Funkens? „Paolo“, rief ſie, „Paolo!“

„Ecco, Laura mia!“

Sie hörte ihn nicht. „Seht all' die Leute“, fuhr ſie fort, „ſeht nur, wie ſie Kopf an Kopf ſitzen, das Haus iſt ſo voll — ſie warten auf Laura la bionda! Der Vorhang rollt auf — ach, ich kann nicht tanzen — ich habe blutige Thränen auf meine Tanzſchuhe geweint und nun kleben ſie feſt — wie ſie klatſchen und nicken — da oben ſitzen welche, die haben weiße Kleider und Flügel an den Schultern und durch die offene Decke kommen die Wolken herangeſegelt und Engel ſchauen herunter und winken — ich kann nicht hinauf — meine Füße ſind ſo ſchwer! Paolo, nimm mein Bild fort, es bewegt ſich und lacht, das iſt die andere Laura, die ſchwarzhaarige, ſie hat mir mein Blut ausgetrunken und nun iſt ſie lebendig geworden und ich muß ſterben.“

So phantaſirte ſie, Margherita kauerte ſchlafend am Fußende des Bettes, die Müdigkeit hatte ſie übermannt, mit leiſen Schritten ging Agoſto hin und her, auch die Fürſtin kam wieder herein und ſetzte ſich zu ihnen.

„Nehmt mir die Schlange fort, die meine Bruſt umringelt“, rief Laura, „die Principeſſa ſoll kommen — ihr gehorcht ſie — ſie hat den Zauberbann. Ach, Alles will ich ihr dafür geben — nur nicht Paul — Paolo, bleibe bei mir!“

Sie ſtreckte die Hände krampfhaft aus, heftige Zuckungen erſchütterten ihren Körper, Paul beugte ſich über ſie, als glaubte er, die fliehende Seele feſthalten zu können, da glätteten ſich die verzerrten Züge, ihr Kopf ſank zurück, ein ſeliges Lächeln umſpielte die Lippen, das nie mehr weichen ſollte — ſie war todt.

* * *

Zwei Tage ſpäter hielt der Leichenwagen vor der Thür des

Hotels und ein prächtiger, mit Blumen bedeckter Sarg wurde herausgetragen. Viel Volk war zuſammengelaufen, die Leidtragenden zu ſehen.

An der ſchönſten Stelle des Kirchhofes, wo man über die Mauer fort in die weite Landſchaft blickte, da wurde der Sarg hinabgeſenkt, Blumen ſchauerten hinterdrein — da konnte ſie ausſchlafen, in Roſen und Veilchen gebettet, die arme Unglückliche — nach ihrem traurigen, und wüſten Leben.

Die Menge hatte ſich verlaufen, der Kirchhof war leer — Paul kniete noch immer am Hügel erſtarrt und grub ſeine Finger mechaniſch in den feuchten Sand. Vorüber — vorüber — Jugend und Schönheit — durſtige Küſſe und heißes Lieben — vorüber, vorüber wie Rauch, wie Wind, wie Seifenblaſen! Was würde morgen werden? Und was lag daran? Warum gab's ein Morgen? Allmälig kehrten ſeine Gedanken von der Todten zu der Lebenden zurück — zu ihr, die immer ſein Leitſtern geweſen, deren Bild ihn jetzt vor Verzweiflung bewahrte — Lavinia! Ach, wie bedurfte er ihres Anblickes!

Auf ſeinem Zimmer lag ein Billet von ihr, die ihn zu ſich bat, er fand ſie in ruhiger, gemeſſener Haltung, im Geſpräch mit einem Fremden.

„Lieber Freund", ſagte ſie, „nehmen Sie herzlichen Dank um das, was Sie für meine Schweſter gethan haben! Treue Freundſchaft, aufopfernde Pflege — Alles, was ich ihr ſchuldig war, Sie haben es ihr gewidmet — ich werde das nie vergeſſen."

„Dank und immer nur Dank!" dachte er.

„Vor meiner Abreiſe", fuhr die Fürſtin fort, „wollte ich Ihnen eine Mittheilung machen, die der Welt vorläufig noch ein Geheimniß bleiben ſoll! Es iſt ein Beweis meines Vertrauens, daß ich Ihnen zuerſt meinen Verlobten, Herrn Dr. Ringwald vorſtelle."

Paul blickte eine Secunde wie betäubt auf das Brautpaar — dann war auch dieſe Schwäche vorüber. Noch vor Kurzem hätte ihn die Nachricht vernichtet, ſeit Laura's Tode aber war er abgeſtumpft gegen perſönlichen Schmerz, er hatte ſo viel gelitten, daß eine Steigerung dieſer Leiden unmöglich war.

Schnell faßte er ſich, der Fremde reichte ihm die Hand — war das nicht derſelbe Kopf mit langen Haaren, den Paul ſchon unter den Zeichnungen der Fürſtin geſehen? Und nun in der nächſtfolgenden Stunde erzählte ſie ihm die Geſchichte ihrer Liebe, wie man ſie einem alten, langbewährten Freunde erzählt: wie der Doctor als Erzieher in das Haus der Caſtelbianchi gekommen und die ſchöne, hochgeborene Schülerin ſich in ihn verliebt, wie ſie auf tauſend Extravaganzen verfallen ſei, um ſich vor der einen zu retten, ſowie er ſie ebenfalls aus Stolz geflohen habe, wie ſie ihn nach Italien gerufen und Beide beim Abſchied gefühlt, daß es unmöglich ſei — daß ſie nicht ohne einander leben könnten.

Bei jedem Worte blutete Paul's Herz auf's Neue, aber er hielt ſich ſtandhaft, kein Mienenzucken verrieth, was in ihm vorging.

Bis zum Abende blieb er in ihrer Geſellſchaft, dann begleitete er ſie auf den Bahnhof; Margherita, die eine leidenſchaftliche Zuneigung zu dem Ebenbilde ihrer Herrin bezeigte, ſollte mitgenommen werden.

„Wohin fahren wir?“ fragte Lavinia, plötzlich ſanft und fügſam wie ein Kind. „Fort aus der entnervenden Luft Italiens“, antwortete Dr. Ringwald, „zurück nach Deutſchland.“

Paul ſah dem Waggon nach, aus deſſen Fenſter eine kleine, weiße Hand herauswinkte, bis er entſchwunden war. Dann ging er zurück, traurig der beiden Schweſtern gedenkend, die ihm ſo theuer geweſen, an die er einſt ſein Leben ſo feſt geknüpft glaubte — die Eine lag nun todt in der Kirchhofserde — die Lebende, ſchlimmer als das, war das Eigenthum eines Andern!

* * *

Wochen und Monate vergingen, die Zeit, die große Wunderthäterin, hat Balſam für alle Wunden.

Feldern miethete ſich in Mailand eine kleine Wohnung mit hellem Atelier, allmälig gewöhnte er ſich wieder an das Leben und fand in der Arbeit, die er zuerſt als Betäubungsmittel ſuchte, eine Quelle ſtiller Freuden. Was ihm begegnet, hatte ſeinen Geiſt wunderbar gereift, ſein Talent gekräftigt, er war ſich jetzt der Tragweite wie auch der Grenzen deſſelben bewußt, ſeine früheren Träume von Hiſtorienmalerei, von der Kunſt im großen Stil aufgebend, wandte er ſich dem Genre zu, auf welches ſein Talent ihn eigentlich hinwies und bald durfte er hoffen, eine hohe Stufe und einen geachteten Namen zu erlangen. Er verkehrte nur wenig mit ſeinen Collegen, doch ſah man ihn oft in Geſellſchaft eines alten, weißhaarigen Mannes, der von Venedig hergezogen war und den er Maëſtro Agoſto nannte, eines wunderlichen Geſellen, der ſich mit Flötenblaſen, Notenſchreiben und mit der Pflege eines Grabes hart an der Friedhofsmauer beſchäftigte. Zuweilen begleitete ihn Paul dahin und dann ſaßen ſie und ſprachen von der ſchönen Zeit, als Die noch lebte, die dort unter dem Raſen lag

Anfangs kamen Briefe über Briefe aus Braunitz, die zur Heimkehr drängten; aber er ſchob dieſelbe immer wieder hinaus, endlich ſchienen ſich Mutter und Schweſter zu beruhigen und in's Unabänderliche zu fügen.

So waren nahezu drei Jahre verſtrichen. Käthchen ſchrieb von der zunehmenden Schwäche der Mutter und mit der Beſorgniß um dieſelbe erwachte in Paul die Sehnſucht, ſie wieder zu ſehen; auch hatte er einige Bilder an deutſche Ausſtellungen verſandt, um deren Schickſal er ſich wol bekümmern ſollte, nur die Anhänglichkeit an Agoſto hielt ihn in Mailand feſt. Paul hatte noch immer die treue, kindliche Seele, die ſich von dem, was ſie liebte, nicht loszureißen vermochte, aber Agoſto ſelbſt rieth ihm, zu gehen.

„Kümmern Sie ſich nicht um mich!“ ſagte er. „Ich verliere in Ihnen die letzte Freude, doch wer ſo alt iſt wie ich, der hat eben Ver-

lieren gelernt. Sie kennen das Reliquienkästchen in meinem Zimmer und die rothe Haarlocke darin. Als ich Diejenige, von deren Haupte ich sie abschnitt, als ich das einzige Weib, das ich jemals liebte, in den Armen des Fürsten Castelbianchi fand, da meinte ich auch, das sei nicht zu ertragen. Ich habe später Annunziata krank und auf dem Sterbebette gesehen, ich sah ihr Kind, das ich wie mein eigenes aufzog, denselben Weg durch Sünde zum Tode wandeln und habe es überlebt — nun kommt es auf eine Falte mehr auf meiner Stirn nicht an! Sie sind jung, die ganze Welt steht Ihnen offen — reisen Sie nur!"

„Begleiten Sie mich nach Deutschland! Sie können dort auch Stunden geben — wenn Sie wirklich an mir hangen, wie ich an Ihnen, so lassen Sie uns zusammenbleiben!"

„Und wer sollte Laura's Grab pflegen? Sie hat immer weiße Rosen so gern gehabt und auf den alten Todtengräber darf man sich nicht verlassen, das wissen Sie ja."

Alles Zureden war umsonst. So nahm Paul Abschied von dem Sonderling, den er herzlich lieb gewonnen und versprach, ihm oft und viel zu schreiben.

* * *

Als er sein Gepäck ordnen wollte, fand er zwei Briefe auf dem Arbeitstisch; der eine trug die Handschrift der Schwester, er schob ihn zurück und griff neugierig nach dem andern; das zartviolette Papier, der Resedaduft, der ihm entströmte, das Siegel mit den beiden züngelnden Schlangen — Alles mahnte ihn an längst Vergangenes — fast erschrocken erbrach er den Brief. Ja — er war von ihr — sie schrieb, die Circe — was wollte sie noch von ihm?

In eigenthümlicher Spannung las er:

„Lieber Paolo!

„Indem ich Sie so nenne, überspringe ich einen Zeitraum von Jahren und träume mich zurück nach Italien! Frohe und trübe Erinnerungen erwachen in mir und unter den ersten finde ich immer wieder den hübschen Krauskopf meines treuesten Knappen, meines blonden Zeichenlehrers. Ich habe Sie nicht vergessen und ich weiß, auch Sie haben Lavinia Castelbianchi nicht vergessen.

„Die ist nun freilich eine Andere geworden und Sie würden Mühe haben, Sie wieder zu erkennen. Nichts verändert so sehr wie das Glück! Wenn Sie plötzlich auf Eichdorf einträten und nach Frau Dr. Ringwald fragten (apropos, Eichdorf heißt das Landgut, welches wir bewohnen, und es wäre keine schlechte Idee, wenn Sie wirklich einmal hier einträten), man würde Sie in ein einfaches, graumöblirtes Gartenzimmer führen; ein Flügel steht in der Mitte, der Schreibtisch am Fenster, eine kleine Büchersamlung, mehrere Bilder, die man selbst einem von Italien Zurückkehrenden zeigen darf, begegnen Ihrem Blick; durch die offenen Glasthüren strömt Flieder duft herein — Alles athmet Behagen, Ruhe,

auch Kunstsinn, wenn Sie wollen — nirgend aber eine Spur von Luxus! Dort fänden Sie die Dame des Hauses im schlichten, blauen Kleide (Blau ist Heinrich's Lieblingsfarbe), das Haar, welches sonst frei wallen durfte, züchtig aufgesteckt, entweder ihre Blumen begießend, oder ihrem Gatten Copistendienste bei literarischen Arbeiten leistend, oder, am Allerhäufigsten, im Lehnstuhl sitzend und statt des zottigen Carino ein bildschönes Kind auf den Knieen schaukelnd. Das ist meine Tochter, meine kleine Emilia — das Hündchen muß sich schon mit einem Kissen in der Kaminecke begnügen.

„Wer mir früher ein solches Leben pries, den würde ich verlacht haben; möglich, daß es auch Leute giebt, die mich jetzt verspotten und diese Umwandlung nicht begreifen! Mögen sie es, ich bin glücklich — was kümmern mich die Anderen! Mein Gatte bedarf der Ruhe zur Erholung nach geistiger Anstrengung und ich selbst bin der großen Welt müde, ich habe hier Alles um mich, was mein Herz ausfüllt. Sonst strebte ich rastlos in's Weite; Alles wollte ich sehen und auf mich wirken lassen, überall eingreifen und meine Kraft bethätigen — das ist vorüber — ich weiß, es kommt nicht auf die Breite unseres Lebenskreises, sondern auf Vertiefung innerhalb desselben an.

„Erscheint es Ihnen nicht wunderbar, das von mir zu hören, die Sie in der ganzen Ueberschwänglichkeit ihrer Phantasie, im üppigen Hange nach Verschwendung, im Haschen nach Freude kannten? Und doch ist es so natürlich! Alle jene Grillen sollten nur eine grenzenlose, unbefriedigte Sehnsucht zerstreuen und die ist nun gestillt durch das einzige Glück der Erde — die Liebe.

„Sie wissen, wie früh unsere Liebe entstand, wie sehr wir dagegen ankämpften. Weil wir einander vergessen wollten, durchstreifte ich die Länder der Erde, er alle Regionen des Denkens, bis wir es nicht länger ertrugen und Beide unsern Stolz opferten, um einander zu besitzen. Damals war das Opfer, welches ich brachte, gewiß nicht klein, jetzt ist mir jene ganze Existenz glänzenden Scheines fremd und unverständlich.

„Ich lebe still. Vormittags arbeiten wir — staunen Sie nur über das Wort in meinem Munde! Heinrich hat mich gewöhnt, ihm zu helfen, er schreibt nichts, was er nicht gleichsam mit mir bespräche, was nicht gleichsam aus unser Beider Seele geflossen wäre, und dieses Theilnehmen an seiner Arbeit ist mein Stolz und mein Glück. Nach Tische wetteifern wir im Spiele mit dem Kinde oder wir fahren und reiten in die umliegenden Dörfer und sprechen selbst bei unseren Bauern vor, um zu sehen, wo etwas fehlt, um die Kranken zu pflegen, um den Armen ihr Loos zu erleichtern. Als wir herkamen, waren die Güter durch die Habsucht der Verwalter arg geschädigt, jetzt ist es mein Stolz, daß meilenweit im Umkreis Niemand bettelt, daß sie in jedem Hüttchen Mittags warme Suppe kochen und daß jedes Dorfkind Lesen, Schreiben und noch etwas darüber lernt. Wir bauen gesunde Wohnungen, wir errichten Schulen und statten die Bräute aus — Sie sehen, daß es hier Arbeit genug giebt. Abends mache ich Musik und das

nennt Heinrich ſeine glücklichſte Stunde. Dann ſitzt er neben mir, manchmal ſtillträumend, häufiger aber mit Notenpapier auf den Knieen, um jeden muſikaliſchen Gedanken, jeden flüchtigen Traum, der ſich zur Melodie geſtaltet, feſtzuhalten, als wären ſie der Unſterblichkeit werth.

„Einige dieſer Phantaſien ſind gedruckt worden und man ſpielt ſie. Ich ſchicke ſie Ihnen nächſtens, um Ihr Urtheil zu hören und als Beweis, daß wir auch nicht rückwärts gehen, während Sie auf dem Wege ſind, ein berühmter Meiſter zu werden.

„Das iſt nämlich die nächſte Veranlaſſung meines Briefes Als ich neulich auf einer Wiener Reiſe durch die Kunſtausſtellung ging, fiel mir ein hübſches Bild auf: die junge Italienerin mit dem prächtigen Kopf, die, in der Thür ihres ärmlichen Hauſes ſtehend und ſich mit der Hand gegen die Sonne ſchirmend, einem fortrollenden Wagen nachblickt, die grünen Ranken, die Sonnengluth, der aufwirbelnde Staub — das war eine Scene, wie wir ſie oft mitſammen geſehen; ich ſuche im Katalog und finde Ihren Namen und Ihre Adreſſe.

„Nehmen Sie meinen Glückwunſch, lieber Freund, zu den Fortſchritten, die Sie gemacht haben! Jetzt ſind Sie auf der Spur deſſen, was uns Noth thut in der Kunſt. Leider war das ſchöne Bildchen verkauft, ich hätte es gar zu gern gehabt; wenn Sie aber erſt bei uns ſind, müſſen Sie meine Emilia malen, ich habe verſchiedene Skizzen nach ihr entworfen, aber keine thut mir ganz genug. Kommen Sie — erfreuen Sie ſich an unſerm Glücke und erzählen Sie mir von Ihren eigenen Plänen für die Zukunft! Vielleicht können wir helfen, Ihnen die Wege zu ebnen.

„Soll ich noch über alte Bekannte berichten? Die treue, gute Seele, Margherita, hat ihre Anhänglichkeit an meine unglückliche Schweſter auf mich vererbt. Sie pflegt meine kleine Tochter, wiegt ſie mit italieniſchen Liedern in den Schlaf und hat hier im Norden eine neue Heimat voll Wohlſein und Behaglichkeit für ihr Alter gefunden.

„Sonnenthal, dem ich, als meinem nächſten männlichen Verwandten, durch feierliche Entſagungsacte den großen Gütercomplex unſerer Familie abtrat, iſt ſo auch zu einem heiß erſtrebten Ziele gelangt; er verdankt es Heinrich's Stolz, der nicht ſeinem Weibe in eine andere Sphäre der Geſellſchaft folgen, ſondern ſie in die ſeine einführen wollte. (Nur Eichdorf und Schönau, wo ich meine Kindheit verlebte, haben wir behalten.) Es ſcheint, das man ihm zu dieſem Grundbeſitz nun den Fürſtentitel verleihen wird. Eine Bedingung knüpfte ich an mein Geſchenk, er mußte die kleine Fanchette, deren Sie ſich wol entſinnen, heirathen. Das leichtſinnige Geſchöpf hatte es kaum verdient, aber ich wußte von einer früheren Liaiſon der Beiden und wollte in meinem Hauſe und in meinem Bereich kein Unrecht dulden. Fanchette ſtolzirt nun, wie ich höre, in Seide und Diamanten behängt einher, nächſtens wird ſie Fürſtin werden — im Grunde iſt es doch nur ein Vergnügen für Kammerkatzennaturen!

„Comteſſe Beate hat, empört über dieſe Mesalliance, dem heiß-

geliebten Neffen ihre Protection entzogen. Sie beabſichtigt, in ein adliges Fräuleinſtift einzutreten und für den Reſt ihres Lebens ſich der Pflege von ſchönhaarigen Katzen und gelben Canarienvögeln zu widmen. Baron von Bruck, dem ich eine kleine Penſion ausſetzte, iſt nach Wien übergeſiedelt.

„Da haben Sie Perſonalnotizen über Diejenigen, welche einſt meine Umgebung bildeten und die dem reinern Geiſt weichen mußten, der jetzt in meinem Hauſe herrſcht!

„Leben Sie wohl! Meinen Gruß in Apoll! Ich wünſche Ihnen Glück und Ruhm — Lorbeeren in Fülle und, wenn es ſein kann, auch einige Roſen dazu! Uns wünſche ich, daß ein günſtiger Stern Sie recht bald in unſere Nähe führt. Ihre

Lavinia Ringwald-Caſtelbianchi.“

* * *

Paul hatte den Brief geleſen; der Anblick dieſer wohlbekannten zierlichen Schriftzüge brachte ſein Blut in Wallung, regte ſein innerſtes Empfinden auf. Die Zeit ſeit ihrer Trennung war plötzlich weggelöſcht, die Vergangenheit mit all' ihrem lockenden Reiz, mit ihren thörichten Leiden und maßloſem Glück zog noch einmal an ſeiner Seele vorüber. Er ſah ſie vor ſich — die ſtolze Geſtalt mit der königlichen Stirn — die herrlichſte, ſchönſte, die ihm je auf ſeinem Lebenswege begegnet war! und dennoch — die ſtille Klarheit, die aus dieſen Zeilen ſprach, dieſer innere Friede waren ihr damals fremd. Sie war eine Andere geworden, wie ſie ja ſelber ſchrieb — das Räthſelhafte in ihrem Weſen war gelöſt, vielleicht damit auch ein Theil des Zaubers, den ſie ausübte — die Caprizioſa von damals war ſie nicht mehr!

„Gottlob“, dachte Paul, „ſie wenigſtens iſt glücklich“; und doch zürnte er ihr faſt um dieſes Glück! Es that ihm wohl, daß ſie ihm ſchrieb, daß ſie ihm ein freundliches Erinnern bewahrte, über ihre Einladung, ſie zu beſuchen, aber ſchüttelte er den Kopf. „Nein, nein“, ſagte er traurig, „der Zauberring iſt endlich gebrochen, der mich ſo lange gefangen hielt — er darf ſich nicht wieder ſchließen — ich werde ſie nie wieder ſehen!“

Still faltete er den Brief zuſammen, ſteckte ihn in ſein Portefeuille und trat an's Fenſter, den zweiten zu leſen. Er kam aus Braunitz. Käthchen ſchrieb:

Lieber Bruder!

„Wir ſind ſo glücklich, daß Du zurückkommſt, daß Du wieder bei uns bleiben willſt! Du haſt uns gar ſehr gefehlt, jetzt dürfen wir es wol geſtehen, ohne Furcht, Dich zu betrüben. Säheſt Du nur unſere Freude, hörteſt Du uns jubeln! Mütterchen iſt ganz jung und geſund geworden vor Glück; zehnmal Tags über läuft ſie die Stiege empor, um zu ſehen, ob Dein Zimmer in Ordnung iſt und auch nirgend ein Stäubchen liegt, ob die aufgeſteckten Gardinen friſch genug und all' die

kleinen Ueberraschungen, von denen ich Dir nichts verrathen darf, aufgestellt sind. Und die Aufregung, wenn geschellt wird und der Postbote kommen könnte, der Tag und Stunde Deiner Ankunft anzeigt!

„Siehst Du, Paul, ich muß lachen und weinen, wenn ich denke, daß wir wieder Abends beisammen um die Lampe sitzen werden, dann erzählst Du von Italien und von der Welt da draußen, Mütterchen strickt Strümpfe für Dich, ich spitze Dir Kohlen- und Kreidestifte an, der Theekessel summt — dann kommt Besuch, die Cousine, die Freundinnen finden sich ein und auch ein gewisser Jemand, dessen Du Dich vielleicht aus unserm Tanzkränzchen entsinnst und der inzwischen gegen Dein Käthchen so dreist geworden ist, daß das eine lange Geschichte giebt — aber die erfährst Du erst, wenn Du zurückkommst — ja, wir haben auch unsere Geheimnisse!

„Ach, ganz Braunitz freut sich mit uns, die Thür steht nicht still von Besuchen und Anfragen und Cousine Lieschen, der Du neulich einen Gruß schicktest, wird jedesmal feuerroth, wenn sie nur Deinen Namen hört. Das sollte ich Dir freilich nicht sagen! Du weißt wol, sie war immer so scheu, denk' nur, wie sie damals weinend fortlief, weil Du sie beim Pfänderspiel küßtest, ich glaube, den Kuß hat sie nie vergessen! Lieschen ist übrigens ein sehr schönes Mädchen geworden und hätte schon oft heirathen können, sie schlägt aber alle Freier aus. Die Leute finden, sie gliche dem Bild der Großmutter, welches über unserm Bücherschrank hängt und das wir schon als Kinder so gern ansahen. Sie hat noch eben so volles, nußbraunes Haar wie damals, als Du sagtest, das wäre die rechte Farbe für lange, halbaufgelöste Locken à l'anglaise. Seitdem wickelt und brennt sie ihre Haare und verbringt eine endlose Zeit am Spiegel und denkt, ich merke nicht, um wen sie das thut.

„Ach Gott, lieber Bruder, ich sage so viel, was ich nicht sollte und sage doch Alles nur, damit Du weißt, daß man Dich hier sehr lieb hat und damit es Dir nicht ein zu großes Opfer ist, zu uns zurückzukehren. Ich grüße und küsse Dich von Herzen

Deine Schwester Käthchen."

Am nächsten Morgen in der Frühe rollte ein Wagen, bepackt mit Handkoffer und Mantelsack, mit vielen Mappen und Bleirollen voll Skizzen und Cartons zum Thor hinaus, dem Bahnhof zu. Paul saß im Fond und sah manch schönes Kind in die Hausthür treten, ähnlich der Italienerin auf seinem Bilde, um ihn vorbei fahren zu sehen. Der Wagen rollte am Kirchhof vorüber — noch einen Scheideblick warf er auf Laura's Grab, noch einmal schaute er auf die Stadt zurück, die im grauen Nebel verdämmernd dalag — dann wandte er sich, scharf ging der Wind, er wickelte sich fester in seinen Plaid — die Sonne stieg eben am Horizont auf und Paul's Blicke richteten sich gen Norden — der Heimat entgegen.

Das Gerichtsdrama in Trianon.

Von **Paul d'Alreſt.**

I.

Es war ein recht trauriger Herbſttag, als ſich im belagerten Paris die Hiobspoſt verbreitete, daß die letzte Karte Frankreichs ausgeſpielt ſei, daß Sedan ein fürchterliches Seitenſtück gefunden, daß Bazaine mit ſeinen 150,000 Mann, mit ſeinen 5 Marſchällen und 22 Diviſionsgenerälen, mit ſeiner ſtolzen kaiſerlichen Garde capitulirt, daß Metz, die jungfräuliche Veſte, zum Raube des Feindes geworden.

Düſter wie der aſchgraue Himmel dieſes 31. October 1870 klang die Kunde, welche über die umzingelte Metropole hereinbrach. Im Innern begann der Mangel an Lebensmitteln fühlbar zu werden, und grauſam nagten die erſten Biſſe des Hungers; die Flamme der Zwietracht loderte hell auf in der Reihe der Bevölkerung, die da, für ein und die nämliche Sache bewaffnet, eine ausgedehnte Waffenbrüderſchaft bilden ſollte. Vor den Thoren der Stadt hatten die Vertheidiger derſelben bei Le Bourget nach zweitägiger blutiger Schlacht eine Schlappe erlitten, die um ſo bedeutender ſchmerzte, als der Anfangs errungene Sieg weit überholt wurde. Und nun zu dem Allem das Unglück von Metz!

Das Fieber bemächtigte ſich dieſer ohnehin ſchon nervös gereizten Menge. Jeder witterte Verrath und die unheimliche Parole „Wir ſind verkauft" lief von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Sie erhob ſich zuerſt wie ein Gemurmel, wuchs aber zum fürchterlichen, die Luft erfüllenden Getöſe. Die Trommeln raſſelten unaufhörlich, in einigen Quartiers zog man an allen Strängen die Sturmglocke, Zehntauſende von Bewaffneten irrten kopflos und ohne Ziel, das Gewehr auf der Schulter, die Patrontaſche gefüllt, umher. Die traditionelle Löſung der großen Paradetage der Revolution ertönte „zum Stadthauſe, zum Stadthauſe!" Und hinunter wälzte ſich die Lawine von den Höhen der Buttes Chaumont, von Belleville, vom Montmartre, vom lateiniſchen Viertel und von den Boulevards. Dichte Gruppen, ganze Bataillone in Reih und Glied, aufgelöſte Haufen, einzelne Gardiſten, Alles wälzte ſich dem ehrwürdigen Bau, dem „Hotel de Ville" zu. Jeden Moment wuchs die Menge; um zwölf Uhr waren ſie 5000, um ein Uhr dreimal ſo viel, und um zwei Uhr ſtarrten die Quais, die Rue de Rivoli und die Umgebung von 30,000 „intelligenten" Bajonetten. Und es fehlte nicht viel, ſo hätte dieſer Auftritt einen tragiſchen Ausgang genommen; die Tobſüchtigen wollten an der Regierung von Paris Rache nehmen für die Schmach von Metz. Bazaine fühlte ſich damals in der ihm angewieſenen Reſidenz ſicher, aber Trochu und Jules Favre hätten bald für ihn gebüßt. Stundenlang hielt ſie der Aufſtand in einem Zimmer des Stadthauſes gefangen.

Eine auf's Aeußerſte gereizte Menge füllte das Gemach und es iſt ein Wunder, deſſen ſich weder la Salette noch Paray le Monial zu ſchämen

hätten, daß die so oft angelegten Gewehre nicht losgingen. Hatte diese Regierung nicht vor drei Tagen Bazaine den „Glorreichen" genannt, hatte sie nicht einen Journalisten, der die Nachricht der Uebergabe von Metz erfahren und mitgetheilt hatte, als einen preußischen Spion zu brandmarken gesucht? War sie mit ihrem „glorreichen" Protegirten nicht im Einverständnisse? Dieses Gefühl bewegte die Menge.

Als sich aber die erste Aufregung gelegt hatte, da erschien die Capitulation von Metz den Meisten in einem viel mildern Licht. Man dachte wol, Bazaine hätte am Ende nicht anders zu handeln vermocht, man vermuthete, daß er alle Mittel erschöpft und seine sämmtlichen Kerntruppen in offener Schlacht verloren.

Mit jener Mobilität des Gedankens, welche die beständige Parole dieser Tage war, galt Bazaine damals im eingesperrten Metz für einen unglücklichen, aber nicht verrätherischen Feldherrn und als endlich die Taubenbriefpost jene Proclamation Gambetta's brachte, in welcher der ehemalige Chef der mexikanischen Expedition des offenen Verraths beschuldigt wurde, erregte die vor ganz Europa erfolgte Anklage peinliches Staunen. Die Behauptung daher, daß, um republikanische oder gar demagogische Rachegelüste zu befriedigen, der Marschall des Kaiserreiches heute — drei Jahre nach den Ereignissen, die ihm vorgehalten werden — zum Richterstuhle geschleppt wurde, ist eine unrichtige. Nein, die Sühne, die ihn erreicht, ist eine militairische.

Die aus hohen Würdenträgern der Armee zusammengesetzte Untersuchungscommission war es, welche die bestimmten Punkte der Anklage erneuerte. Sie lenkte zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene einzelnen Peripetien des Dramas von Metz, welche dem General Rivière Material für seinen scharfen acte d'accusation zuführten.

Jetzt hörte man zum ersten Mal von der unbegreiflich mysteriösen, dunklen Haltung des Marschalls während der Belagerung. Dieser absolute Gebieter über 200,000 Bewaffnete, den die Umstände von jeder Controle befreit hatten, dieser Mann, der alle Vollmachten in Händen hatte, um Großes zu leisten, dieser Obercommandant einer der schönsten Armeen, die Frankreich je besessen, lebte behaglich aber still als Roi Fainéant in der fürstlich eingerichteten Villa des Bon Saint Martin. Mit weit geringeren Hülfsmitteln hielt ein Tottleben zwei Jahre lang eine eben so starke Armee, wie jene des Prinzen Friedrich Karl im Schach. Aber ein Tottleben dachte nur an eine active Vertheidigung; Bazaine dachte an Alles, nur an das nicht. Mit seinem Hofstaate befaßte er sich mit allerlei Intriguen und erwies sich als ein armseliger Stümper in diesem Fach. Und wie der Obergeneral, so intriguirten seine Lieutenants untereinander. Die Armee war entmuthigt, die Führer zerworfen, und der Generalissimus spielte meistens Billard. Für jeden Abenteurer, wie den jetzt noch kaum enträthselten Regnier zugänglich, zeigte sich Bazaine niemals weder den Truppen, noch den niedergedrückten Bewohnern der Stadt. Am wenigsten durften die Sendboten der Regierung von Tours zu ihm gelangen. Am meisten verkehrte er noch mit seinem Gegner, dem Prinzen Friedrich Karl und über diesen Verkehr giebt der Anklageact nur beschränkte Andeutungen. Die Correspondenzregister waren verbrannt und daß der Sieger sich in diesem Falle keine Indiscretionen zu Schulden lassen kommen würde, dafür war gesorgt. Aber die vorgefundenen Beweise genügten, um unwiderruflich darzuthun, daß der Marschall gegen den Geist und den Buchstaben des Militairreglements, nach welchem jede Relation mit dem Feinde

(außer in gewissen hier nicht zutreffenden Fällen) unzulässig ist, schwer gesündigt hatte.

Daß es Bazaine, dem Freunde des Kaiserreichs und dem Verachter der Advocaten angenehmer war, mit einem Prinzen von königlichem Geblüt und einem der vorzüglichsten Generäle unserer Zeit zu verkehren, als mit den Republikanern von Tours, wäre begreiflich gewesen, wenn der Prinz in diesem Moment nicht der Feind und der verachtete Advocat die Regierung de facto gewesen wäre.

Die Mitglieder der Commission d'enquête sind gewiß nicht republikanischer gesinnt als Bazaine selber und dennoch verurtheilten sie streng diese Bevorzugung des persönlichen Geschmacks auf Kosten des Patriotismus. Die Enthüllung all' dieser Thatsachen, die Affaire Regnier, die Ueberlieferung der Fahnen ꝛc. erfüllte die Armee mit Zorn und Scham; um ihr volle Satisfaction zu geben, mußte die Untersuchung eingeleitet werden.

Befreundete Personen suchten damals den Marschall zu bewegen, sich in's Ausland zu flüchten; aber dem Einfluß seiner stolzen Frau folgend, blieb Bazaine. Er wollte die Schmach des Contumazialverfahrens nicht den übrigen auf seinem Namen lastenden Verunglimpfungen hinzufügen.

Ehe noch das für seinen Aufenthalt bestimmte Häuschen an der Avenue de Paris bereit stand, meldete er sich als Gefangener an. Sein Hausarrest unter strenger Bewachung dauerte volle achtzehn Monate vom Mai 1872 bis October 1873. Allerdings war die Procedur eine höchst langweilige; trotzdem hätte die Sache schon ihre Lösung gefunden, wenn nicht damals ein maßgebender Einfluß den Gang der Untersuchung verschleppt haben würde, in der Hoffnung, die ganze Angelegenheit würde im Sande verlaufen.

Der Protector Bazaine's war Niemand Anderer als Herr Thiers, der Präsident der Republik; er kannte den Generalissimus von Metz von früher her, er hatte ihm eigentlich den Posten anvertraut. Er fühlte eine geheime Zuneigung für ihn. Außerdem aber fürchtete der Präsident, daß der Proceß zumal in Deutschland eine üble Wirkung machen, ja vielleicht Complicationen veranlassen könnte. „Das Territorium zu befreien und Bazaine zu befreien", dies erklärte Thiers für seine Hauptaufgaben. Der zweite Theil aber fiel ihm schwerer als der erste, und als endlich der 24. Mai einen Soldaten an die Spitze der französischen Republik brachte und dazu noch einen Soldaten, welcher direct unter der Handlungsweise Bazaine's zu leiden gehabt hatte, war keine Temporisation mehr zu hoffen. Dem Gesetz wurde, wie der technische Ausdruck lautet, freie Bahn gelassen und deshalb wartet sein Beginn October die Menge der Zeugen, Neugierigen und Journalisten zweimal täglich im Kothe der Versailler Avenuen.

Während der Straßenkämpfe der Fronde flüchtete sich der junge König Ludwig XIV. mit seinem Hofstaate nach St. Germain, einer höchst lieblich schattigen Ortschaft, etwa zwei Stunden von Paris. Er bewohnte das hier von seinem Ahn Heinrich IV. erbaute Jagdschloß. Von hier aus bezwang der künftige „Sonnenkönig" den Aufruhr der Pariser Mécontents. Später ging der König gern nach dem reizenden Aufenthalt zwischen den Waldungen und der Seine. Eines schönen Tages aber inmitten eines großen Festes richtete die Majestät ihre Blicke durch das weit geöffnete Fenster des Speisesaales. Unten im Thale, von der Abendsonne geröthet, erblickte man einen hohen ehr-

würdigen Thurm. Eine Wolke flog über das Gesicht Ludwig's. „Ist das nicht St. Denis, was man von hier sieht?" frug er einen Höfling.

„Jawol, Sire", erwiederte der Angeredete.

Der Anblick der Basilika, wo die Gebeine so vieler seiner Ahnen gebleicht waren, schien auf den König einen außerordentlichen Eindruck zu machen. Er wurde ganz traurig und bemerkte, es wäre ein Unrecht, den Kirchhof mit dem Lustschlosse in Contact zu bringen.

Den ganzen Abend war die Majestät melancholisch. Am andern Tag zog der Hof nach Paris und einige Wochen später waren die Pläne für die Versailler Residenz entworfen. Von hier aus war der Anblick des traurigen Memento dem kunstsinnigen Monarchen erspart. Geschmack und Millionen wurden in der verständigsten Weise verschwendet, um jenes Prachwerk der Architektur und der Gärtnerkunst herzustellen, welches im höchsten Grade die gerechte Bewunderung jedes Besuchers erregt.

Lassen wir den Hauptbau mit dem monumentalen Schloßhof, der Weihestätte des neuen deutschen Kaiserreichs, bei Seite und betreten wir, durch das Gitter, den herrlichen Park, welcher in den breiten reich beschatteten Boulevard de la Reine einmündet. Vor uns dehnt sich eine Riesenallee aus. Die kerzengerade zu beiden Seiten sich fortziehende Baumreihe bildet eine dicht belaubte Wand. Zwischen den Intersectionen der stattlichen zweihundertjährigen Linden und Kastanienbäumen erblickt man den sich weit dahin streckenden grünen Rasen, dessen helle Farbe hier und da durch die weißen Töne einer Marmorstatue oder eines halbkreisförmigen Rondeau angenehme Abwechslung erleidet. Naturanlage und die raffinirteste Kunstgärtnerei reichen sich hier die Hand, dazu paßt dieser Decoration — halb Wald, halb Wiese, halb Schöpfung, halb menschliche Fertigkeit — die mattgrüne Herbsttoilette mit dem Besatz lichter Tannenspitzen am besten. Nie genießt man die Luft so frisch, die Sonne so hell, die Naturgabe so voll, wie an einem jener Octobernachmittage als wir mit hundert Anderen den Weg durch diese Allee einschlugen. Nach einem ungefähr einviertelstündigen Gehen stehen wir vor einem zweiten Gitter und hier verändert sich die mise en scène. Ein breiter Rasen, den drei Fußwege und eine Chaussee durchschneiden, streckt sich kreisförmig vor uns aus. Rechts und links stehen wie Wachtposten einzelne dichte Gebüsche. Der Boden wird capriciös. Statt der schnurgeraden Alleen finden wir sanfte Niederungen und den mit liebenswürdigster Discretion emporschießenden Hügel. Wenn wir noch vorwärts schreiten, werden die Gebüsche wenigstens auf der linken Seite zu einer Waldung und man ist durchaus nicht erstaunt, einen Förster mit der grünen Jacke und dem Lefaucheuxgewehr über der Achsel anzutreffen. Wo stehen wir hier? Doch wenigstens fünfzig Meilen von jeder städtischen Cultur! — Wohin richten wir unsere Schritte? Einem gerichtlichen Melodrama zu.

Ein seltsamer „Gang zum Eisenhammer", der durch diese duftenden Gärten, lauschigen Alleen und poetischen Landschaften führt.

Fürwahr, wer ein auch nur bescheiden entwickeltes poetisches Temperament besitzt, wird hier viel eher an eine Idylle denken, als an die Gerichtszeitung. Aber die Prosa findet ihre Rechte. Sie tritt den ganzen Weg entlang an uns heran in Gestalt der schwerfälligen Omnibusse der Westbahn, die anstatt zu fahren, wie die Böcke gezogen, satzweise springen und deren Conducteure den Vorübergehenden mit bedeutsamer Geberde einladen, die Lücke im Kasten auszufüllen.

Noch sprechender aber giebt sich diese Prosa kund, wenn man an das Ziel der Wanderung, das Gitter vor dem großen Trianon gelangt ist. Hier prangt ein Lustort, in des Wortes lustigster Bedeutung. Aber ein Cordon von in dunkle Mäntel gehüllten Sergeants de Ville verbietet Jedem, der nicht Träger einer grünen, gelben, rothen oder weißen Karte ist, den Eintritt in dieses Paradies.

Ueber diese Hindernisse setzen wir mittelst Vorzeigung des grünen Coupons, den wir der Gnade unseres Syndicus, des altehrwürdigen Herrn Crawford, verdanken, hinweg und betreten ebenbürtig mit all' den als Zeugen berufenen Marschällen, Generalen, Expräfecten, Intendanten, ehemaligen Ministern ꝛc. den „Ehrenhof", die cour d'honneur.

Das große Trianon ist gleichsam das Vaudeville zum gewaltigen architektonischen Drama des Versailler Schlosses. Das Gebäude bildet drei zusammenhängende Tracte, ein Mittelstück und drei hervorspringende Flügel. Rother Marmor mit graziösen weißen Adern füllt die Räume zwischen den Colonnaden aus, und während die beiden Seitenflügel die für die Zeugen, die Billetvertheilung, die Stenographen ꝛc. bestimmten Salons und das kleine Local umschließen, wo der Angeklagte die Pausen zubringt: faßt der gesammte von vierzehn monumentalen Fenstern beleuchtete Mitteltract (er diente unter Marie Antoinette als Tanz- unter Louis Philippe als Speisesaal) den Gerichtshof und das Publicum.

Ehe wir uns der ernsten Aufgabe, den Debatten Schritt auf Schritt zu folgen, hingeben, werfen wir einige Blicke seitwärts auf das „kleine Trianon". Wir gelangen dahin durch einen Seitenpfad. Dieser führt uns mitten in eine Millionärschweizerlandschaft. Aber eine Landschaft im Kriegszustand. Hinter den Gebüschen stehen Wachen, längs der unschuldigen Mauer, die dem Trianon entlang läuft und noch Niemandem weh' that, stehen von hundert zu hundert Schritt Geniesoldaten mit aufgepflanztem Bajonnet und geladenem Chassepot.

Hinter der Umzäumung blickt das liebliche Schloß empor, wo Ludwig XV. manche süße Stunde verlebte und Marie Antoinette am liebsten schwärmte. Der Bau trägt gleichsam ein Schild, auf dem zu lesen ist, daß hier die galanten Freuden des Lebens recht königlich zu genießen wären. Das architektonische Kleinod aber ist heute zum Käfig geworden, zu einem Käfig mit vergoldeten, aber desto festeren Stäben. Wenige dürfen hinein, noch Wenigere dürfen heraus. Bei allen Rücksichten für die hohe Stellung des Marschalls vergißt man doch nicht, daß er Staatsgefangener und von Belang ist. Der commandirende Officier weiß, daß es ihm an den Hals ginge, wenn Bazaine entkommen würde und er trifft darnach seine Vorkehrungen.

Im Innern des Gartens von Trianon afficirt keine lästige Bewachung die Blicke des Marschalls, er kann hier ungestört inmitten der prächtigen Partien des Parkes lustwandeln, wo einst La Quintinie einen andern französischen Marschall, den Großen Condé, in der Botanik unterwies.

Aber es wäre Bazaine nicht zu rathen, die herboristischen Studien außerhalb der Grenzmark fortzusetzen. Die Schildwachen haben Befehl, alles Verdächtige ohne Barmherzigkeit niederzuschießen und, um die Ausführung dieser Ordres zu sichern, lustwandeln Dragonerpatrouillen bei Tag und Nacht und krönen überall Bajonnette das grüne Laub.

Wie viel glücklicher fühlen sich da die einfachen Actuare und Verwaltungs-

beamte, die in dem ländlichen Gehöfte der Schloßmauer gegenüber ihr Lager aufschlugen. Sie sind frei und können frei aus- und eingehen, wenn sie nach der schweren Tagesarbeit den Uniformrock ausgezogen und sichs in dem Civilrock bequem gemacht haben. Actuare haben gewöhnlich sehr friedliche Gelüste und die beiden Männchen, welche d'Aumale für das Amt bezeichnet, verleugnen diese Tendenz nicht. Wenn sie einige hundert Seiten des Rivière'schen Rapports gelesen haben, widmen sie sich der Pflege zahmen Hausgeflügels, und Hähne und Hähnchen gedeihen, daß es eine Freude ist.

Die Tochter des einen Actuars besonders scheint die Abgöttin der Hühner zu sein; sobald sie sich auch nur einige Schritte entfernt, folgt ihr auf dem Fuße das glucksende Völkchen. Ueberall tönt da Vogelgesang, leider durch das Quivive der Schildwachen stets mit Lebhaftigkeit unterbrochen.

Es versteht sich von selbst, daß die Verlegung der Verhandlungen nach Versailles so manchen industriellen Eifer anspornte. Zuerst sollte für das leibliche Wohl der Zuschauer gesorgt werden. Im Nu stieg aus dem Boden eine recht geräumige luftige Holzhütte empor; in dieser Hütte gab es und giebt es noch ein Dutzend gedeckter Tafeln, ein Büffet, den allerlei verlockende Weine und Liqueure schmücken und ein paar „Garçons" nach echtem Pariser Schnitt. Der Hauswirth schleppt sich, so weit es ihm sein Leibesumfang gestattet, von Tisch zu Tisch, und erkundigt sich nach der Zufriedenheit seiner Herren Gäste. Diese bewundern an ihm die auffallende Aehnlichkeit mit General Trochu, fast hat man die Forderung auf den Lippen „Wir bitten um Ihren Plan."

Abseits von der großen Hütte befindet sich eine Kantine für leichtere Beutel. Und nun die Cigarrenhändler, die Boten mit oder ohne Garantie, die Ueberbringer der Telegramme, die Kutscher, die man im Voraus bestellt und alle anderen Vertreter von Gewerbszweigen, welche auf die Bedürfnisse und Gelüste der Zuschauer so und so viel trassirten und nun mit eisernem Eifer auf die Einkassirung erpicht sind! Doch schmähen wir sie nicht. Der kleine Imbiß während der Pause schmeckt zuweilen nicht übel und einen Weg erspart man sich auch gern. Außerdem il faut que tout le monde vive, selbst die Duegna, welche hinter den Bäumen den stillsten Winkel hütet. Betreten wir nun das Allerheiligste der Militairjustiz. Wie von außen herrschen hier die weißen und rosigen Töne des Marmors vor. Eine hübsche monumentale Colonnade theilt den Saal der Länge nach in drei ungleiche Theile. Der Raum in der Mitte, ungefähr wie das Schiff in der Kirche, nimmt den weitgrößten Platz ein. Die marmornen Pforten sind sehr hübsch, mit unvergleichlicher Eleganz ausgeführt . . .

Aber mancher Zuschauer verwünscht sie, da sie ihm das Interessanteste decken. Hätte der Architekt zu seiner Entschuldigung das Wort, er würde gewiß und nicht mit Unrecht anführen: „Ich habe diese Galerien für Festessen, Bälle, Concerte, für lustige Partien hergestellt, für die Sitzungen eines Gerichtshofes sicher nicht."

Für die Beleuchtung des Saales ist mehr als hinreichend gesorgt. Es giebt hier sogar des Guten zu viel. Die Sonne spiegelt sich vierzehnfach und blendet. Regnet es dagegen ein wenig stark, dann beginnt ein Sabbat auf den Fenstern und der Glasdecke, daß sonst nichts zu hören ist als das Toben der Elemente.

Mehr als einmal mußten interessante Vorlesungen oder Verhöre unterbrochen werden, weil der Regen oder das Hagelwetter den Worten nicht

einmal gestattete, die Distanz zwischen der sogenannten „Barre" und dem Stuhle des Präsidenten zu überfliegen. Das Ameublement des Saales ist einfach aber bequem. Die Richter, welche im Hintergrunde an dem Tisch sitzen, haben einen mit grünem Teppich bedeckten Tisch und rothe Fauteuils. Um sich von den übrigen Richtern zu unterscheiden, nimmt d'Aumale auf einem grünen Sessel Platz. Auf dem Tische liegen große kostbare Karten. Dieselben gestatten den Richtern allen auf Oertlichkeiten bezüglichen Angaben mit Genauigkeit zu folgen. Eine noch größere Karte ist auf einem Tisch hinter dem von den Richtern gebildeten Halbkreis ausgebreitet. Ein großes Christusbild in Lebensgröße hängt schräg über dem Kopf Aumale's, das einzige Tableau in der Decoration. Der Angeklagte und die drei Vertheidiger haben den nämlichen grünen Teppich und ähnliche sammetrothe Fauteuils. Rechts vom Gerichtshof sind die reservirten Plätze für die „distinguirten" Zuschauer, deren Zahl immer und immer anwächst. Während der ersten Woche waren die Fauteuils ganz frei und Jedermann zugänglich. Die zweite Woche füllten sich nach und nach beide Reihen. In der dritten Woche mußte man eine dritte und eine vierte Reihe hinzufügen und selbst das genügt nicht. Auch die sogenannte Prosceniumsloge, eine geräumige Fensternische, welche wirklich eine Loge hinter dem für den Marschall bestimmten Sitz bildet, ist überfüllt. Die Journalisten sind rechts vom Gerichtshof hinter den privilegirten Sitzen einquartiert. Die Einrichtung ist eine höchst primitive: hölzerne Bänke und hölzerne Tischchen.

Als es kalt zu werden begann, erbarmte man sich der Journalisten insofern, daß das Parket und die Bänke mit einer Art von Sackleinwand überzogen wurden. Auch in der Tinte erprobte sich die Freigebigkeit der Aumale'schen Verwaltung, blieb aber wohlweislich dabei stehen. Man verkauft wol den Wein aus den Privatbesitzungen Aumale's, aber man credenzt ihn nicht herum. Das große Publicum theilt sich in drei Farben, gelb, grün, rosa, welche besseren oder niederen Sitzen correspondiren. Besonders zu erwähnen braucht man nicht, daß die Neugierde die Töchter Eva's in großen Schaaren hierher trieb und dazu in großer Toilette. Wie soll ein Gendarmerieofficier einer derart präsentirten Bitte gegenüber kalt bleiben? Oft aber folgt die Enttäuschung auf dem Fuße. Die Emotionen, die man sich zu holen hoffte, bleiben aus. Statt der wilden Scenen gegeneinander kämpfender, sich widersprechender Zeugen trifft man glatte, wohlerwogene Aussagen und Bazaine, der alle Augenblicke außer dem Häuschen zu gerathen pflegte, so lange er ein Commando auszuüben hatte, ist seiner vollkommen Herr.

Der Präsident ist ebenfalls ein Beispiel des Präsidenten, wie er sein soll und muß. Streng und correct „arbeitet" er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und manchmal werden ganze Sitzungen mit technischen Details ausgefüllt, welche manchen niedlichen Mund zum Gähnen bringen.

Der Angeklagte.

Dem Gesicht nach ein stets knurrender Bulldogg von massivem Bau, breit geschultert, klein, untersetzt, wohlbeleibt, ist die Gestalt des angeklagten Marschalls nicht leicht zu skizziren. Wenn man ihn vor seinem kleinen Tischchen sitzen sieht, auf den Arm des rothen Fauteuils zurückgelehnt, oder die Brille auf der Nase die Papiere durchstöbernd, so muß man eine gute Weile nachdenken, ehe man den richtigen Ausdruck dieser Physiognomie wahrnimmt.

Auf den ersten Blick zwar gleicht er einem behäbigen, ziemlich bornirten, aber mit sich selbst und seinem Loose zufriedenen Bürger, der für die Sache, welche sich hier abwickelt, nur das begrenzte Interesse eines Zuschauers bekundet. Beobachtet man aber mit Aufmerksamkeit die kleinen, glitzernden Augen, sucht man jeden Strahl, den sie auswerfen, zu analysiren, weiß man die Bedeutung jeder der nervösen Geberden, deren sich Bazaine besonders anfangs nicht zu erwehren wußte, abzuschätzen: so wird die Vermuthung auftauchen, daß diese phlegmatisch-olympische Haltung eine bloße Maske ist und daß, wenn der Angeklagte seinen inneren Trieben nachgeben würde, an stürmischen Zwischenfällen und aufregenden Scenen kein Mangel wäre.

Die Aussagen der Untergebenen, die mit ihm in Metz verkehren mußten, zeigen, daß die Natur Bazaine's nicht immer so lammfromm, philisterhaft war, als er sie vor seinen Richtern zur Schau trägt. Die Rolle fällt ihm übrigens leicht. Die gezwungene Villegiatur in diesen herrlichen, von balsamischer Luft duftenden Gärten des kleinen Trianon, das von jeder Aufregung befreite, dabei behagliche Leben wirken auf das hitzigste Temperament besänftigend ein und lehren, so Manches mit philosophischem Gleichmuth zu ertragen.

Während der ersten Sitzungen hatte zwar das Ding hier und da einen Haken, aber nach und nach fügte sich Bazaine ganz und gar in die von ihm gewählte Rolle eines Biedermannes, gerade wie ein Gefäß, welches die ersten Proben bestanden hat, sich nach und nach an's Feuer gewöhnt. Er scheint sich also mit dreifachem Gleichmuth umgürtet zu haben, der Mann, der nach einem thatenvollen Leben an den Gestaden eines Martialgerichtes strandet.

Bazaine ist der sprechende Beweis, daß jeder Troupier der französischen Armee den Marschallsstab in seinem Tornister trägt. Er wurde im nämlichen Versailles an einem schönen Frühlingstag des Jahres des Heils 1811 geboren. Sein Vater lebte damals in Rußland, wohin er in der Eigenschaft eines Ingenieurs auf Napoleon's Empfehlung berufen worden war. Alle Jahre jedoch pflegte der Vater einige Zeit in Frankreich zuzubringen, da seine Frau das russische Klima nicht recht zu vertragen vermochte. Während sein jüngerer Bruder, heute „Ingenier de ponts et chaussées" (er wohnt jeder Sitzung des Processes von Anfang bis zu Ende bei), seine technischen Studien mit Eifer und Fleiß glänzend vollendete, blieb Achille (so nennt sich der Held von Metz mit Vornamen) stets zurück. Sein Charakter erschwerte ihm noch dazu das Verhältniß zu seinen Lehrern und Mitschülern; kurz, man wußte kaum, was mit ihm anfangen.

Der künftige Marschall von Frankreich, Großcordon der Ehrenlegion, Senator ꝛc., debutirte im activen Leben als Lehrling in einer Specereiwaarenhandlung. Die Zuckerhüte und das Pfefferabwiegen wollten indessen dem jungen Bazaine nicht besser behagen, als die Schulbücher.

Eines schönen Tages (1831) ließ Bazaine den Laden in Stich und stellte sich dem Werbeofficier des soeben errichteten Regiments der Jäger von Orleans vor (der älteste Sohn Louis Philippe's war Oberst dieses Regimentes, das später den populären Namen „Chasseurs de Vincennes" erhielt). Acht Tage später wurde der junge Bazaine in Marseille auf einem Transportschiff mit seinen elfhundert Kameraden zusammengepfercht und fünf Tage später lagen sie unter dem Zelte auf den Festungswällen von Algier.

Die Franzosen hatten mit ihrer Eroberung einen schwierigen Stand,

Zoll für Zoll mußte man um den Boden kämpfen und jeder unterworfene Kabyle, Araber oder Berber kostete einen oder zwei französische Soldaten.

Es war ein rauhes Leben, das die französische Expeditionsarmee führte, und die Kugeln des überall auflauernden Feindes trafen viel regelmäßiger ein, als die Brod- und Weinrationen. War aber das Handwerk ein hartes, so ging es mit dem Avancement um so leichter.

Ein Temperament wie dasjenige des jungen Jägers vom Regiment Orleans mußte ihn wegen beharrlicher, eigensinniger Insubordination in die Strafcompagnie oder wegen tollkühner Tapferkeit zu den höchsten militairischen Würden bringen. Sein Stern wählte die zweite Alternative.

Bazaine nahm mit Auszeichnung an den verschiedenen Expeditionen gegen Constantine im Atlasgebirge und in der Wüste Theil. Bei einem derartigen Feldzug war persönlicher Muth und Todesverachtung die höchste Tugend. Weder das Eine noch das Andere fehlte Bazaine, er brachte es bald zum Lieutenant und zum Hauptmann. Als solcher trat er in die Fremdenlegion über, weil die abenteuerliche Verwendung dieser aus den buntscheckigsten Elementen aller Länder zusammengewürfelten Legion am besten seinen Wünschen und Hoffnungen entsprach.

Die Thatsachen gaben ihm bald Recht; kaum diente er einige Monate in dem von ihm neugewählten Truppencorps, als er die Weisung erhielt, sich nach Spanien einzuschiffen, um in diesem Lande unter den Kastanienbäumen zu lustwandeln und den Andalusierinnen mit der „gebräunten Brust", welche damals Musset besang, Ständchen darzubringen.

Statt auf die Beduinen sollte Bazaine auf die Carlisten Jagd machen.

Louis Philippe, der nicht direct die Regentin unterstützen wollte, gestattete oder befahl einer gewissen Anzahl von Officieren und Soldaten der Fremdenlegion ihren Degen Donna Christina und ihrer Tochter zur Verfügung zu stellen.

In Spanien erwarb sich Bazaine einen stattlichen Bündel Orden und die Kenntniß der Landessprache, welche Erfahrung ihm später in Mexico vortrefflich zu Statten kam. Der Aufenthalt in Spanien dauerte ungefähr vier Jahre.

Gegen 1841 kehrte Bazaine nach Frankreich zurück, hielt aber nur kurze Rast, denn die Dinge in Algier nahmen eine noch schlimmere Wendung; die Marokkaner waren ihren Glaubensgenossen zu Hülfe geeilt. Alle „Lascars" der Fremdenlegion mußten von Neuem nach dem französischen Afrika übersetzen.

Bazaine diente nun fast unmittelbar unter den Befehlen des nämlichen Herzogs von Aumale, der heute über ihn zu Gericht sitzt. Auf seines nunmehrigen Richters Vorschlag avancirte er bis zum Obersten.

Den Zeitraum zwischen den Expeditionen brachte der Officier in der Stadt Algier zu, die sich damals zu civilisiren begann und die groben Zerstreuungsmittel der Garnisonstädte Europa's mit den raffinirtesten Genüssen des Orients verband. Doch kurz vor dem Ausbruch der Revolution 1848 setzte der Oberst seinem ziemlich wilden Leben insofern ein Ziel, als er sich in erster Ehe mit einer in Algier niedergelassenen Französin verheirathete. Sowol seine Häuslichkeit als Dienstrücksichten nagelten den jungen Ehemann in der französischen Colonie fest und ersparten ihm die traurige Nothwendigkeit, im Blute seiner Mitbürger in den Straßen von Paris neue Lorbeeren aufzusuchen.

Erst als der Krimkrieg die Reduction des algierischen Heeres nothwendig machte, schiffte sich der inzwischen zum Brigadegeneral avancirte Bazaine ein. Er nahm einen hervorragenden Antheil an den mörderischen Operationen des Feldzugs. Bei der Einnahme von Sebastopol half er mit und wurde nach der Besetzung der Stadt durch die alliirten Truppen zum Platzcommandanten ernannt. Bei dem Friedensschluß erhielt er das Officierkreuz der Ehrenlegion und den Titel eines Divisionsgenerals.

Wie er sich zehn Jahre später den Marschallstab in Mexico holte, ist so ziemlich bekannt; allein über sein Gebahren im Lande der Inkas, die Art und Weise, wie er seinen Schutzbefohlenen, den unglücklichen Maximilian, bis an den Rand des Hinrichtungsgrabens vor Queretaro drängte, weht wol noch ein Schleier. Daß er den Erzherzog aller Mittel zu einer fernern Abwehr beraubte, daß er weder Mannschaften noch Munitionen hinterließ, sondern erstere bis auf den letzten Mann wegnahm und die letzteren sogar den Feinden des neuen Kaisers verkaufte: das Alles ist Thatsache, die Beweggründe aber bleiben ein Geheimniß. Führte Bazaine getreu die Befehle aus, die ihm vom Tuilerienhof zukamen, oder vollzog er an Maximilian einen Act der Rache?

Wie dem auch sein mag, die mexicanische Angelegenheit wirft auf die Person Bazaine's den nämlichen Schatten, wie auf alle Urheber dieses militairisch-finanziellen Humbugs, den Napoleon den „größten Gedanken seiner Regierung" nannte.

Der Marschallrang, den er sich dort erworben, die kostbaren Kleinodien und Curiositäten, die er mitgebracht, ja sogar die reiche Heirath (er war inzwischen Wittwer geworden), Alles schien anrüchig.

So kam es vielleicht, daß, nachdem er den Becher der kaiserlichen Gnade bis auf die Neige geleert, nachdem er mit allen Titeln und Orden bedacht worden, er in einen Zustand halber Ungnade fiel.

Damals, ungefähr gegen 1867, verkehrte er zum ersten Mal mit Thiers und anderen Persönlichkeiten der Opposition, die nämlichen, welche ihn später nach den Niederlagen im Elsaß als den Würdigsten bezeichneten, die Fahnen Frankreichs zur augenblicklichen Revanche zu führen.

Bazaine scheint seine Gönner von der Opposition dazu angespornt zu haben, und er bediente sich der Vermittelung seiner Frau, einer sehr resoluten Person von echt creolenhaftem Temperament. Es war für die Eigenliebe und den Ehrgeiz Bazaine's, der sich bei Beginn des Krieges sehr zurückgesetzt fühlte (er hatte kein Generalcommando erhalten), eine geringe Genugthuung, seinen intimen Feind Leboeuf und seinen Gebieter, den Kaiser, unter seiner Botmäßigkeit zu wissen.

Madame Bazaine leugnete nachträglich, daß sie in früher Morgenstunde den Oppositionsdeputirten, Herrn von Keratry, aufgesucht und diesem ehemaligen Ordonanzofficier ihres Mannes anvertraut habe, daß Bazaine bereit wäre, trotz dem Kaiser das Obercommando zu führen. Aber selbst die Bonapartisten schenken diesem Dementi keinen Glauben und auch sie entfernen sich von dem Angeklagten, der sich beeilte, seinen Souverain aus dem verschanzten Lager von Metz hinauszuwerfen.

Das Gebahren Bazaine's als Commandant der Metzer Armee schildert mit schneidiger Ausführlichkeit der Verfasser der Anklageschrift, General Rivière. Dieser enthüllte sich als ein Militairschriftsteller von großer Bedeutung und zugleich als ein Pamphleteur ersten Ranges. Neben der Ehre aber hat

er sich mit seinem Rapport, in welchem nothwendigerweise so vielen leicht erregbaren Empfindlichkeiten zu nahe getreten wird, viele Feinde erworben.

Das Sprüchwort hat an ihm nicht gelogen.

Der Präsident.

Heinrich von Orleans Herzog von Aumale, zeigte sich seinen Zeitgenossen schon von verschiedenen Seiten. Man kennt den Militair, den Akademiker, man erzählt sich so Manches vom Privatmann; aber diese Gestalt war doch nur gewissen ziemlich begrenzten Kreisen zugänglich.

Der Proceß in Trianon enthüllt den Sohn Louis Philippe's vor den Augen der Menge und verschafft ihm Popularität, er zeigt ihn als einen Mann von hohem Verständniß und seltener Arbeitskraft.

Wie spottete man in den Kreisen der „Basoche" über diesen improvisirten Gerichtshofpräsidenten, der als Debut in der richterlichen Carrière den langwierigsten und verwickeltsten Proceß der Neuzeit zu führen hat. Welch' eine ergiebige Spottquelle! Was versprach man sich nicht Heiteres im Justizpalast von den zahlreichen Schnitzern, Mißgriffen und Irrungen, die sich der Prinz zu Schulden kommen lassen würde! Aber die Lacher verstummen und stehen staunend da. Wie? Sollte es nicht mehr nothwendig sein, zehn Jahre lang alle Gesetzbücher durchzuarbeiten, die ganze geheiligte Scala durchzumachen, um ein perfecter Präsident zu sein? Gehört wirklich nur Geistesschärfe und Ausdauer dazu?

Es muß so sein, denn der „improvisirte" Präsident waltet seines Amtes mit einer minutiösen (manchmal zu minutiösen) Fürsorge und einer Unparteilichkeit, die man nicht immer bei den ergrauten Veteranen der Gerichtshöfe findet, die oft gewöhnt sind, vom Vornhinein in jedem Angeklagten einen Schuldigen zu sehen.

Jedermann läßt aber auch dem Herzog vollständige Gerechtigkeit widerfahren und die Republikaner, welche Anfangs gegen seine Ernennung als eine ungerechte Bevorzugung remonstrirten und die den Saal mit nichts weniger als sympathischen Gefühlen betraten, singen jetzt am lautesten sein Lob. Die sachkundigen Juristen bewundern seine Schlagfertigkeit und die Damen im Publicum sind von dem eleganten Schliff seines ganzen Wesens entzückt. Ja, für die Popularität Aumale's war die Ernennung zum Präsidenten ein gewinnendes Loos.

* * *

Von der großen Schloßuhr hat es ein Uhr geschlagen.

Der Gendarmerieunterofficier, der hier das Amt des Gerichtsdieners versieht, schreit aus vollem Halse in den Saal hinein „Aufgestanden! Der Gerichtshof, debout, le conseil!"

Während durch die kleine Seitenthür der greise General Pourcet, der öffentliche Ankläger mit seinem Stabe von Auditoren eintritt, öffnet sich im Hintergrund des Saales eine Tapetenportière und langsam schreiten die neun Richter und Ersatzrichter herein.

Aumale erscheint regelmäßig zuletzt.

In Folge eines Sturzes vom Pferde, den er vor einigen Jahren erlitt, hinkt er nicht unbedeutend und seine Collegen stehen bereits alle um den Tisch, wenn er den goldbordirten Hut abnimmt und die Lederhandschuhe ausziehend die sacramentalen Worte ausspricht: „Die Sitzung ist eröffnet!"

Seitdem die Photographen so ungeheuer viel in Vervielfältigung von Prätendentengeschlechtern zu machen belieben, giebt es keine größere Papierhandlung, die nicht das Antlitz des Präsidenten des ersten Militairgerichtshofes zur öffentlichen Schau stellt. Jeder, der Zeit oder Lust hat vor einem dieser Glaskästen sich aufzuhalten, kennt die Physiognomie des Sohnes Louis Philippe's.

Die nervigen, fast wie aus Stahl geschmiedeten Züge verrathen, jeder vereinzelt und im Zusammenhang, eine prägnante Individualität. Der kurzgestutzte Kinn- und Schnurrbart drücken der Physiognomie einen militairischen Stempel auf, was auch der Absicht des Trägers entspricht, denn er ist sehr stolz von Jugend auf der Armee angehört zu haben und wie freute er sich so kindisch, als er einmal kurz nach seiner Rückkehr nach Frankreich an ich weiß nicht welchem Bahnhof für einen pensionirten Unterofficier gehalten wurde.

Der Prinz liebt es noch heute im Umgang die zwanglose Brüskerie des alten afrikanischen „dur à cuire" nachzuahmen. Und dies ist seine Schwäche, in Allem und Jedem als durch und durch für einen Militair zu gelten, während seine Intelligenz und Bildung gegen diese Lanzknechtmanieren remonstriren.

Die Sitzung ist eröffnet.

Durch den Gang, der auf die cour d'honneur Aussicht hat, wurde Bazaine eingeführt, er hat sich leise vor dem Gerichtshof verbeugt und auf seinem Fauteuil niedergelassen.

Die Tagesarbeit kann beginnen.

Betrachten wir Aumale im Feuer der Action.

Der kleine Greffier, dessen Gesicht aus einem alten Stück ärarischen Pergamentes geschnitten zu sein scheint und der allen Befehlen, Bemerkungen und Zurechtweisungen seines Chefs ein stereotypes, gemüthliches Lächeln entgegensetzt, Herr Alla verliest ein Schriftstück.

Die Vorlesung dauert lange. Das Publicum aber nimmt kein Interesse daran, die Herren Richter kümmern sich wenig darum. Der fetteste aller Kriegsobersten, General Guyot, dem man zwei Fauteuils statt eines einräumen darf, dreht den linken Zeigefinger über den rechten Daumen und den linken Daumen über den rechten Zeigefinger. Der lange, hagere General Lallement gähnt, während sein Nachbar, der kleine Ressayre gegen den ihn überwältigenden Schlaf kämpft und Martineau-Deogenais, der ohnedies Wolle genug in den Ohren hat, um gar nichts zu hören, mit dem Papiermesser auf seinem engen Pult einen Marsch trommelt. Die Vorlesung ist eine bloße Formalität für Alle . . . nur nicht für die zwei hellblauen Augen des Präsidenten. Wie geladene Mitrailleusen richten sich diese auf den unglücklichen, vielgeplagten Greffier. Wehe ihm, wenn er emè ohne Accent spricht, wenn er ein Komma oder ein Semicolon nicht genug andeutet! Wie ein Professor der Declamation, welcher einem Schüler die bei einer Vorlesung oder Recitation gemachten Fehler in der Aussprache corrigirt und das Richtige nachweist, eben so corrigirt Aumale den „Schüler" Alla. Er muß wirklich Alles, was da vorkommt, im Kopfe haben und es wundert uns nicht, wenn man erzählt, daß der Präsident alle Nächte bis zwei Uhr die Sitzung des andern Tages vorbereite. Und gewiß muß er sich einer Riesenarbeit unterwerfen. Jede Frage, die er stellt, ist im Voraus bemessen, grammatikalisch construirt, wohlerwogen und verstanden. Alle

Zwischenfälle, die sich da ereignen könnten, sind genau und bis in's geringste Detail vorausgesehen.

Die Scene belebt sich, der trockene Vortrag des Pergamentmännchens ist überstanden. Ein Zeuge wird vorgerufen. Ein General im vollen Costüm mit allen seinen Orden, ein Gentleman, ein hoher Beamter, ein ehemaliger Minister im correcten schwarzen Anzug, das rothe Bändchen im Knopfloch, oder es ist ein schlichter Forstwächter im grünen Gewand, ein Zoll- oder Eisenbahnbeamter in der Amtstracht, oder wieder ein Arbeiter, ein Polizeiagent oder ein Bauer.

Das Verhör beginnt. Zuerst stellt Aumale die üblichen Fragen.

„Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie? Ihr Stand? (Nach Religion wird nicht gefragt.) Wo wohnen Sie? Kennen Sie den Marschall? Haben Sie mit ihm früher Beziehungen gehabt? Sind Sie mit ihm verwandt oder verschwägert? Und standen Sie in seinem Dienste oder er in dem Ihrigen?"

All' diese Fragen sind vom Gesetz vorgeschrieben.

Es nimmt sich nun sonderbar aus, wenn man einen Wilddieb aus dem Ardennenwald fragt, ob der Marschall je in seinen Diensten gestanden, oder einen Zollwächter, ob der Marschall sein Verwandter ist.

Viele der braven Leute vom Lande reißen den Mund wie eine Scheune weit auf, wenn man sie um diese Auskunft ersucht. Der Präsident unterdrückt dann rasch ein Lächeln und schreitet vor ohne die Antwort abzuwarten. Wenn er die Zeugen auffordert, ihre Aussage zu machen, bedient sich Aumale gern des Titels, der dem Verhörten zusteht. Die Militairs nennt er mit Kürze bei ihrem Grad meistens „Colonel", „General", Commandant"' ohne die Zuthat des nach Philisterthum duftenden „Monsieur".

Es ist merkwürdig, wie er mit jedem Zeugen gleich den richtigen Ton zu treffen weiß, der dem gesellschaftlichen Stande, dem Charakter und dem Fassungsvermögen der Zeugen entspricht. Man möchte glauben, daß er diese Leute, von denen er die meisten zum ersten Mal zu Gesicht bekommt, in der Westentasche stecken habe.

Auf diese Weise versteht jeder, auch der beschränkteste, Zeuge gleich die Frage; denn die Fragen mit mehr Klarheit zu präsiciren ist gar nicht möglich, und zuweilen würde man bald den Faden aus lauter Sorge für die Details verlieren, wenn nicht Aumale selber Sorge trüge, ihn im geeigneten Moment wieder anzuknüpfen.

Hat er z. B. einen Zeugen auszufragen: „Um wie viel Uhr haben Sie den Herrn Marschall verlassen?" so wird Aumale folgendermaßen die Fragen stellen:

„Erinnern Sie sich mit einer gewissen Genauigkeit, ob Sie von da an beim Herrn Marschall verblieben sind oder nicht? Und als Sie, wie es zu vermuthen ist, von ihm Abschied nahmen, können Sie behaupten, ob sich in ihrem Gesichtskreise eine Pendeluhr, eine Wanduhr, eine Taschenuhr aus Gold, Silber oder Messing, eine Kirchen- oder Thurmuhr, ein Wecker, ein Sandmesser oder irgend ein Geräth, auf dem die Stunden zu ersehen sind, befand? Und in diesem Falle durften Sie annehmen, daß die im Momente, wo Sie aus dem Zimmer traten, angedeutete Stunde die richtige war? Ich frage Sie nun, ob Sie vermuthen, behaupten können, auf welcher Ziffer der Minuten- und auf welcher Ziffer der Stundenzeiger stand, als Sie Ihren Körper in Bewegung setzten? In anderen Worten bitte ich Sie mir zu sagen, um wie viel Uhr Sie das Zimmer verließen?"

Grundsätzlich benimmt sich der Vorsitzende gegen alle Zeugen höflich und wohlwollend. Er ermuntert sie in ihren Aussagen, wenn er mit der größten Spannung zuhört und jeden Satz mit einem beifälligen Knopfnicken begleitet; die eingeschüchterten Zeugen und Jene, welche mit Stimmmitteln nicht hinreichend versorgt sind, schützt er willig gegen das Gemurmel des in seiner Neugierde betrogenen Publicums. Der Ordnungsruf erfolgt hier weder mit der kleinen Glocke, die vor ihm steht, noch mittelst der Stimme. Ein grimmiger Blick der Mitrailleusenaugen und es wird Alles still. Mit welch' schöner, aufrichtiger Entrüstung schleuderte er zwei Blicke, als die junge Dame aus Metz aussagte, die ruhig durchkam, um ihren alten Vater zu besuchen, da wo die schönen Gandins des Generalstabs sich nicht hintrauen wollten. Der Dame imponirte selbstverständlich der ganze gerichtshöfliche Apparat und statt zu sprechen, lispelte sie blos.

Die Journalisten hätten gern die Aussage aufgenommen und äußerten vielleicht etwas zu laut den Wunsch nach einem höhern Diapason. Wie entrüstet richtete der Herzog seine Lunten gegen die Holzblöcke, als begreife er nicht, daß man Solches von einer Dame verlangen könnte. Aber die Geduld und die Gleichmüthigkeit des Präsidenten kann auch ihre Grenzen erreichen, wenn er zu merken scheint, daß es dem Befragten an Aufrichtigkeit mangelt. Dann wird die Stimme, welche wie liebkosend klingt, entweder schneidend ironisch oder sie dehnt sich langsam zu schlangenartiger Zurechtweisung. Die boshafte Ironie wählt der Präsident noch am liebsten und für die Gedächnißschwächen (und wie viele gab es nicht in diesem Processe!) hat er eine Menge giftiger Pfeile im Köcher. Er macht sich in ergötzlicher Weise über ihre „Lücken" lustig und erlaubt sich hierüber Bonmots, die Jedermann belacht, außer Demjenigen, auf dessen Kosten, sie gemacht werden. Selbst in der höchsten Aufregung aber weiß er die Reserve, welche den Weltmann auszeichnet, zu bewahren. Er erhebt nie die Stimme und seine Gesticulation hält sich in den gebotenen Schranken.

In dem peinlichen Auftritt mit dem hartnäckigen Colonel Stoffel, einen Auftritt, den er am liebsten vermieden hätte, ärgerte er sich noch am meisten. Er schwankte auf dem Fauteuil hin und her. Die Brust hob und senkte sich unter dem breiten rothen Bande der Ehrenlegion und die Hände folgten einer immergehenden Rotationsbewegung von oben nach unten. Aber selbst dieser gerechtfertigte Zorn brachte keinen Ausdruck über die Lippen, dessen sich der Präsident zu schämen gehabt hätte, und Stoffel blieb bis am Ende im Unrecht. Die Probe, daß ihm auch die ficelles, die kleineren Mittel seines Amtes nicht fremd blieben, konnte Annale ablegen, als er mit zwei der durchtriebensten Angestellten der geheimen Polizei, Rabasse und Miès, wetteiferte. Es handelte sich darum, die Beiden zu überführen, daß sie eine Angabe ihrer Aussage erfunden hatten. Der Beweis gelang zwar nicht, es war aber ein seltsames Schauspiel, diesen Königssohn und Akademiker Alles anwenden zu sehen, um zwei Spitzel, die ihr Handwerk durch und durch kennen, zu überlisten und zu durchschauen und die Mühe zu erwägen, die er sich gab, ihnen zu zeigen, daß er die Kniffe und „trues", die sie anwenden eben so gut kenne, als hätte er unter den Fahnen der Polizeipräfectur, geheime Abtheilung, gedient.

(Wird im nächsten Heft fortgesetzt.)

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Matrosen-Pan.

Erzählung aus dem Emslande.

Von **Emmy von Dincklage.**

Die Wolken schwammen träge und wässerig über den Halbmond, der dann und wann zwischen den dunklen Schleiern hervorlugte, um sich in den jäh aufblitzenden Wellen der Ems zu spiegeln, oder um einen Lichtstreifen über die große Weidestrecke, längs den Ufern des Flusses, zu schleudern bis an die Holzungen hinaus, welche den Grasgrund abschlossen. Das Weidevieh lag unter Wind neben einem mit Erlen bestandenen Wallgraben und brüllte zuweilen, ja es stand dann und wann ein Thier auf, machte ein paar Schritte dem Wasser entgegen und blieb dann stehen, um mit schnobernden Nüstern und weitgeöffneten Rindsaugen auf eine Menschengruppe zu starren, die, auf dem Boden ruhend, entschlossen schien, im Freien zu übernachten. Zunächst dem breiten Sandstreif, der sich längs dem Ufer dahin zog, saßen zwei Bauerbursche, die kurze Tabakspfeife im Munde und neben sich den bei Nachtwachen unentbehrlichen Schnapsbuddel; obwol sie dem letztern häufig genug zusprachen, wollte indeß weder ein Gespräch, noch eine gemüthliche Stimmung aufkommen, ja, die gegenseitigen Mittheilungen wurden zumeist jäh unterbrochen und verloren sich in einem beunruhigten, unvertrauten Blick über die Achsel, nach rückwärts, wo ein weißes Etwas ausgestreckt lag, dessen Leinenhülle sich im Nachtwinde hob und senkte, obwol an den vier Zipfeln des Tuches Ziegelsteine aufgelegt waren. Doch wußten die Burschen, es war nur der Wind, der das Laken bewegte, denn die Leiche unter demselben hatte schon vier Tage im Wasser gelegen und die auf morgen angesetzte gerichtliche und ärztliche Untersuchung war daher nur noch leere Form — kein Zweifel, wer der Todte war, wie er starb und daß er bereits der Verwesung anheimgefallen.

„Daß Dich der Dexel, Cunrad", sagte einer der Wächter und gab sich den Anschein der Lustigkeit; „laß jetzt einmal Dein kindisches Umschaun, ich rechne, Abel Upstall thut uns nicht so viel, als die verfluchten Mücken und Schnaken, die zu Tausenden um unsere Ohren surren. Schiffer Upstall war ein trotziger, finsterer Kerl all' sein Leben lang, aber jetzt sind auch seine Fäuste und Augen zur Ruh' und Alles, was er braucht, eine Kuhle!"

„O, es ist nicht der Todte", nahm Cunrad mit gedämpfter Stimme das Wort, „bei Leibe nicht der Todte, aber die da —"; er deutete mit dem Finger auf einen dunklen Fleck, hart neben dem weißen Laken, „hast Du, so lange Dir denkt, ein solches Weibsbild gesehen als dieses?

Ist das eine Art neben seinem todten Vater zu sitzen, ohne sich zu rühren, ohne zu weinen — ohne „Piep“ zu sagen? Wenn es nicht Sünde wäre — —“

„Nun?“ fragte der Andere und reichte ihm ermunternd seine Flasche.

„Ja, wenn es nicht Sünde wäre — so möchte ich denken, der Abel da ist nicht aus Versehen von Deck gerutscht, er hat sich nicht, wie Andere wissen wollen, mit Vorsatz in die Ems gestürzt, sondern das lange Mädchen da —“

„Ah — bah — ihren eigenen Vater, da sollte doch ein Wetter drein schlagen; freilich Abel schlug oft genug drein und sie hatte schlimme Tage, aber —“

„Weißt Du was“, unterbrach ihn Cunrad, „mir ist nichts Schlimmeres, als so mit meinen Gedanken da sitzen, wie wir es seit drei Stunden thun, ich gehe und rede das stumme, steinerne Ding da an, immer besser sie heult uns was vor, als man lauscht und lauscht und vernimmt keinen Ton — wir sind unsrer Zwei und brauchen uns nicht zu fürchten!“

Die Furchtlosen setzten ihre Pfeifen noch einmal recht in Brand und erhoben sich.

„Hat sie den ganzen Tag dagesessen“, fragte Wilm, „seit die Leiche an's Land trieb?“

„Ja, sie hat selbige zuerst gesehen und dann setzte sie sich wie ein Hund neben den Todten und klagte nicht so viel als ein stummes Thier.“

„Teufel auch“, meinte Cunrad, „dann muß sie Durst haben!“ Auf das hin nahmen die Burschen ihre Schnapsflaschen auf und näherten sich dem unbeweglichen Punkte neben der Leiche. Bei einem Durchblick des Mondes und mit Hülfe der glimmenden Pfeifen war eine menschliche Gestalt zu erkennen, die an der Erde saß, um die emporgezogenen Kniee schlangen sich zwei lange Arme und auf den Knieen lag der Kopf wie schlafend. Die Stellung war inzwischen noch nicht so sonderbar als der Anzug der Trauernden. Den Kopf deckte ein wasserdichter Schifferhut, der sogenannte Südwester, den Oberkörper schützte eine Matrosenjacke von dunkelblauem Fries mit Hornknöpfen, dann kam ein brauner Frauenrock, sogenanntes Schutegut, aus der naturfarbenen Wolle der Haideschnucken gewebt, und unter dem Rocksaum endlich ragten Schmierstiefel hervor, lange Wasserstiefel wie die Schiffer auf dem im Sommer seichten Flusse sie tragen, um nöthigen Falls ohne Weiteres in's Wasser zu treten.

„Du da —!“ rief Cunrad, „hast Du keinen Durst?“

Das Weib hob den Kopf, ihr mageres Gesicht mit den rothen, etwas zu vollen Lippen und den übergroßen grauen Augen ward einen Augenblick sichtbar, indeß ihre sehnige Hand sich nach der dargebotenen Flasche ausstreckte und dieselbe hastig an die Lippen führte, um ihr in tiefen, langen Zügen zuzusprechen.

„Danke!“ sagte die Fremde und reichte den Buddel zurück.

„Nichts zu danken!“ sprach Wilm höflich, „mit Verlaub — der da war wol Dein Vater?“

„Er sagte so — ich war Matrose auf seinem Muttschiff — wir fuhren Torf!“

„Ist sonst noch Jemand von Deiner Freundschaft am Leben — Mutter, Bruder oder Schwester?“

„Weiß nicht — ich kenne keinen!“ sie legte den Kopf wieder auf die Kniee.

„Wohin willst Du denn anjetzo gehen?“ forschte Cunrad.

Sie hob den Kopf von Neuem: „Ich weiß nicht — ich habe noch nicht daran gedacht!“

„Noch nicht daran gedacht —? Wie heißt Du denn, Mädchen — wie alt bist Du?“

„Ich heiße Pan — möglich ich bin so einzwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt — er hat es nie gesagt.“

„Geht's Dir nahe, daß Abel Upstall todt ist?“ fragte Wilm mitleidig.

Pan nahm den Südwester ab, blickte ein paar Secunden in den Mond und dann auf die Leiche: „Nein, es geht mir nicht nahe!“ antwortete sie dann. „Die Leute sagen, er kann nicht wieder aufwachen — nie — nie — so lange eine Sonne und ein Mond am Himmel stehen!“

„Gewiß nicht, die Leiche ist ja schon ganz schwarz und geschwollen!“ bemerkte Cunrad. „War er schlimm mit Dir?“ fragte er mit Beziehung weiter.

„Er gab mir Brod und Honorar so viel ich wollte, und rechtschaffene Kleider!“ sprach das Mädchen vor sich hin.

„Aber auch Prügel“, lachte Wilm, „ich weiß, daß er Dich in Papenburg geschlagen hat, ein Püntjer erzählte mir's.“

„Er schlug mich nicht ärger damals als sonst auch — es war wegen der Haare —!“

„Wegen welcher Haare?“ forschte Cunrad.

„Nun, diese da —“, sagte sie und bewegte den Kopf, daß die schweren Zöpfe flogen, „er konnte sie nicht ausstehen und schlug mich, daß ich sie abschnitt. Sie sind noch da — aber er kommt nicht wieder. Er bewegt sich aber, ich sehe es, er liegt nicht still bis er die Erde auf sich hat — seht, seht — o, er möchte mich noch einmal schlagen, er war froh und geduldig hernach, wenn er mich geschlagen hatte!“ Sie lächelte sonderbar vor sich hin und Cunrad stieß seinen Gefährten an, damit er sehe, wie das Mädchen so fremd lache.

„Ich will Dir jetzt einen Rath geben, Pan“, sagte er dann, „geh' jetzt, wo der Tag aufkommt, Deiner Wege, warte nicht das Gericht ab!“

„Ich bleibe bei ihm, bis ich sehe, mit diesen Augen sehe: er liegt in der Grube —! Ich muß es gewiß und wahrhaftig sehen, bis dahin kann ich nichts Anderes denken!“ Sie setzte den Südwester wieder auf, legte die Stirn auf die Kniee und antwortete auf keine fernere Frage.

Gegen zehn Uhr morgens erschien das Gericht, das Abel Upstall's

Hinterlassenschaft bereits in Gewahrsam genommen hatte und über die Todesart des Mannes um so weniger im Zweifel war, als er selbst, wenige Stunden vor seinem Sturze in's Wasser, vor einigen Bekannten und dem Schänkwirthe einer Kneipe geäußert hatte, er sei des Lebens müde und kehre nicht mehr zurück. Man hatte das für eine hypochondrische Drohung des finstern Mannes gehalten, bis er dann wirklich verschwunden war und erst nach drei Tagen wieder aufgefischt wurde. Das Gericht beraumte der Tochter oder Pflegetochter des Verunglückten einen bestimmten Tag an, wo sie sich Auskunft über ihre Erbschaft zu holen habe. Diese Angelegenheit konnte nicht rasch in's Reine gebracht werden, da Niemand, sogar Pan selbst nicht, sagen konnte, ob sie Upstall's Tochter sei oder nicht. Nachdem alles Das besprochen war, legte man Abel Upstall in einen Sarg und vier Männer trugen den Sarg dem Dorfe zu, woselbst die Glocken läuteten. Hinter dem Sarge ging Pan, den Hut in der Hand. Ihr Haar war aufgelöst und flatterte wie ein goldener Schleier um sie her, die Hände hielt sie gefaltet in einander. Als der Zug an der Dorfschänke vorüber kam, hielt neben der Krippe draußen ein kleines zweiräderiges Fuhrwerk mit einem starken braunen Pferde bespannt. Der Wirth war sehr höflich gegen den jungen Mann, welcher in besagter Carriole heran gefahren war und jetzt neben ihm stand, um das Leichenbegängniß des Selbstmörders mit anzuschauen, bis sein Gaul abgefressen haben möge. Als Pan nun auch vorüber ging, verließ der junge Mann den Wirth und schloß sich dem Geistlichen und dem weiblichen Matrosen an, die das Gefolge bildeten. Pan wandte ihre Augen nicht von dem Sarge und beugte sich tief über die Grube, nachdem die rohe Tannenkiste hinab gelassen war. Als die Erdschollen aufschlugen, athmete sie tief, ihre lange Gestalt richtete sich mehr und mehr in die Höhe, je mehr sich die Grube füllte, und dann setzte sie ihren Hut auf und schritt durch die gaffenden Weiber und Kinder hinweg, dem Fahrwege zu.

Pan mochte zehn Minuten mit weiten, förderſamen Schritten dahin gegangen sein, als die Carriole des jungen Bauern, welcher neben ihr am Grabe gestanden hatte, sie einholte und neben ihr so langsam fuhr, daß sie mit dem Pferde Schritt hielt.

„Wenn Du desselben Weges gehst als ich", sagte der junge Bauer, indem seine freundlichen, lichtbraunen Augen theilnehmend auf ihr ruhten, „so steig' mit auf, ich fahre über Papenburg hinaus!"

Pan hatte im Gehen ihre Zöpfe aufgeflochten und hielt inzwischen den Rand des Südwesters mit den Zähnen fest. Ihre Augen nahmen den großen, staunenden Blick an, der bei ihr jedem Verständnisse vorausging, und erwiederte dann, indem sie die Zöpfe fahren ließ und den Hut aufsetzte: „Ich muß auch dahin, nach Papenburg oder Leer, um mich auf einem Schiffe zu verdingen."

Der Bauer hielt an und rückte zur Seite. Pan zögerte noch, sie sagte mit ihrer weichen, schwebenden Frauenstimme: „Wirst Du Dich nicht schämen, Ecko Doringa, mit mir durch die Dörfer zu fahren?"

„Schämen — weshalb sollte ich mich schämen?“

„Weil ich nicht so bin wie andere Mädchen!“

„Steig' auf“, sprach Ecko, und sie war mit einem gewandten Sprunge oben. Der Bauer trieb sein Pferd an und blickte so vor sich nieder, als suche er den Anfang zu einer Mittheilung. Pan saß ganz still neben ihm und ihre grauen Augen zogen über die grüne Trift wie über ein weites Wasser, mehr an fernen als nahen Gegenständen haftend.

„Ich in Deinem Platze, würde nicht wieder auf ein Schiff gehen, Schwanhild!“ sagte Ecko endlich.

Pan lachte auf, wobei ihr Gesicht sehr kindlich aussah: „Mich hat noch mein Lebtag Niemand Schwanhild genannt, obwol ich auf den Namen getauft bin — nun, heute ist auch ein besonderer Tag! Aber wohin soll ich denn gehen, wenn nicht auf ein Schiff?“

„Andere Frauensleute gehen doch auch nicht als Matrosen zu Schiffe“, ermahnte Ecko. „Du wirst eines Tages heirathen und dann — —“

„Ich heirathen?“ rief Pan im maßlosen Erstaunen die Hände zusammenschlagend.

„Nun, warum nicht?“ fragte Ecko lachend zurück. „Es ist in der Ordnung, daß die Mädchen heirathen — ich fahre heute auch zu meiner Braut!“ fügte er ernster hinzu. „Hat Dir noch nie ein junger Bursch gesagt, daß Du ihm gut gefällst?“ forschte der Bauer nach einer Pause.

„O — nie!“ entgegnete Pan und blickte ihn durch die Frage überrascht an. Sie erröthete nicht, sie redete von diesen Sachen wie ein Kind, ohne daß ihre wetterfesten Wangen, deren matte Grundfarbe dennoch von schwerer, anstrengender Arbeit zeugte, eine verrätherische Blutwelle färbte.

„Wie heißt Deine Braut?“ erkundigte sich Pan.

„Netta Oudewater!“ entgegnete der Fahrende mit Betonung.

„Ja, ja, die ist schwer reich. Ich habe das Dach der Oudewater Plaatze wol tausend Mal vom Deiche herab gesehen, denn ich mußte unser Pferd reiten, wenn wir mit dem Muttschiff hinaufgingen. Ich kenne alle Besitzungen, die man vom Deiche aus sieht, auch die Deine, Ecko Doringa, aber so herrlich als die Oudewater-Plaatze ist keine andere mehr — und Netta ist das einzige Kind von Mynheer Oudewater!“

„Ja, das einzige Kind!“ bestätigte Ecko zerstreut und schlug allerhand Figuren mit der Peitschenschnur um die Ohren des Braunen herum in die Luft.

Es befremdete ihn, ein weibliches Wesen zu sehen, das gelernt hatte wie ein Mann mit den Elementen kämpfen und das dagegen vor den Lebensbeziehungen des Weibes: Herz und Haus, wie vor einem verschleierten Bilde, einem ungelösten Geheimnisse stand.

„Wenn ich auch Alles hätte, was Netta Oudewater besitzt“, hob nach einer Weile Pan wieder an und ihre grauen Augen leuchteten dazu

in großer Entschlossenheit, „ich könnte doch nicht so immer auf dem Festlande und in dem steinernen, unbeweglichen Hause wohnen!“

„Wenn Du das Alles hättest“, sprach Ecko sanft, „dann hättest Du auch mich, Schwanhild!“

„Ja!“ antwortete sie leise und nun erröthete sie plötzlich tief bis unter den Rand ihres gelbbraunen Hutes.

„Und möchtest Du auch um meinetwegen nicht auf dem Festlande und zu Hause bleiben?“ forschte Ecko und faßte ihre Hand in die seinige.

„Ich bin nicht Netta Oudewater“, wehrte ihn Pan zurück, „ich habe heute Dein Angesicht zum ersten Mal erblickt, als die Leute Deinen Namen nannten, drüben, an *seinem* Grabe; was fragst Du also?“

„Wenn Du Netta wärst“, flüsterte Ecko und versenkte den Blick in ihre großen Augen, „dann würdest Du alsbald den unruhigen Dollart und die getheerten Planken vergessen, denn ich hätte dann keinen andern Gedanken, als Dir Freude und Liebe und alles Das zu geben, das Dein Herz bis heute nicht kannte — hast Du nie an Glück gedacht Schwanhild?“

„Gedacht wol — aber ich wußte nicht wie es war.“

„Und glaubst Du, ich könnte Dir lehren, wie es ist?“

„Ich bin nicht Netta Oudewater!“

„Nein, Du bist es nicht, und sie ist keine Matrosen-Pan, sie — —“ Das Mädchen blickte ihn fragend an, als er sich unterbrach.

„Schwanhild“, rang es sich von seinen Lippen, „wenn ich wüßte, Du könntest glücklich werden, ich kehrte mit Dir und dem Braunen um und sähe Netta nie, nie mehr an, mitsammt ihren Reichthümern!“

Pan nahm den Südwester ab, legte ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn. Ihr Gesicht war wie verklärt vor Schönheit und Liebe, als sie flüsterte: „Ich habe nie einen andern Mann geküßt und werde nie einen Andern küssen — aber merk' Dir's, Matrosen-Pan ist reicher, tausend Mal reicher als Netta Oudewater — so, jetzt halt an!“

„Du willst gleich mit mir umkehren, ohne Weiteres mit in mein Haus kommen?“ fragte Ecko und erhob sich in seiner ganzen Länge und stattlichen Breite im Fuhrwerke, fast betroffen über ihre harmlose Bereitwilligkeit.

„Nein, Ecko, ich will aussteigen, hier trennen sich unsere Wege!“

„Weshalb, um Gottes Willen?“

„Der Deine führt nach der Oudewater-Plaatze und meiner dahin, wo die Menschen keinen Weg sehen — Adje!“

„Ist es Dein Ernst, Pan, fort zu gehen, nachdem — —“

Sie stand bereits am Boden und überschritt den Weg — noch hätte Ecko sie halten können, aber sie sah nun wieder so ungewöhnlich aus in den Mannskleidern und den Zöpfen, welche des Landes nicht Brauch sind, daß er zauderte. Was würde die Nachbarschaft zu einer solchen Bäuerin sagen und sie — sie selbst wollte ja nicht so sein, wie die anderen Frauen; sie — noch einmal sah sie mit den fesselnden Augen empor. „Schwanhild!“ rief er und breitete die Arme aus.

Sie schwenkte nach Schifferart und Gruß den Südwester und sprang über einen breiten Graben, sichern Fußes und Blickes wie ein Mann — dann verschwand sie im Erlenaufschlag. Er blickte immer hinüber — er rief, er folgte ihr — umsonst, es war als habe die Erde sie verschlungen. Herr Parcival hielt drei Tage und Nächte im Schnee, um Blutstropfen in Form eines Kreuzes zu betrachten; wer weiß wie lange Ecko gehalten haben möchte, wenn nicht der Braune sich selbstständig in Bewegung gesetzt und seinen Meister nach Verlauf von zwei bis drei Stunden an der großen Scheunthür der Oudewater-Plaatze abgeliefert hätte, das brave Thier wußte, es sei so in der Ordnung.

Eine friesische Bauernbraut von altem Schrot und Korn würde sich durch die läppische, sentimentale Zärtlichkeit unserer modernen Bräute unendlich herabgewürdigt fühlen, sie zeigt das kühle, würdige Betragen einer Frau, die da denkt mit zu sprechen und mit zu herrschen. Das Uebereinkommen eines demnächstigen Ehebundes verlangt eine ernstere Vorbereitung, eine strengere Wahrung der Rechte, als jeder andere contractliche Abschluß, denn neben Mein und Dein ist auch noch Leib und Leben einbegriffen, und der Friese ist zu allen Zeiten wachsam und eifersüchtig über seine persönlichen Rechte und Freiheiten.

Netta, die am Herd beschäftigt war, reichte ihrem Verlobten die Hand und fragte: „Ist Ecko Doringa etwas zugestoßen? Er kommt spät."

Ecko fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwache und fragte: „So, ist es spät? — ist schon Mittag vorüber?"

„Wo denkst Du hin, Ecko — es ist längst Nachmittag; Vater war unwirsch, daß Du nicht da warst, mit ihm durch die Felder zu gehen — setz' Dich, daß ich Dir Kaffee koche —" sie schob ihm den Stuhl in die Kaminecke. Der Herd war in der That ein großer und traulicher Kamin und die Küche ein geräumiges Wohnzimmer, mit einer lebhaft grünen Oelfarbe gestrichen, grün Decke und Wände, nur Thüren und Fenster strahlen in eigelber Farbe. Scharf colorirte Schiffs- und Landschaftsbilder, so wie einige Familienportraits in Pastell nebst allerhand chinesischen Vasen, Tassen und Spielereien vollenden den Aufputz.

„Weißt Du, Netta, ich kann mich in dem, was ich thue, nicht nach Deinem Vater richten, ich bin selbst Bauer!"

„Herr Gott", rief Netta, sich im Kaffeemahlen unterbrechend. „Du hast es doch immer gethan, er giebt Dir doch sein Geld und seine Tochter!"

„Ja, aus Gnaden; zehn Mal habe ich hören müssen, sein Eidam sollte von Rechtswegen drei Mal schwerer sein als ich. Aber wer sagt denn schon, daß ich eine Gnade verlange?"

Netta blickte den stattlichen, sonst so fügsam freundlichen Mann am Kamin mißtrauisch an — sie zweifelte nicht, er mußte „einen Kleinen über den Durst" getrunken haben, der ihm die Haare wider den Strich stellte.

„'S ist schon alles Eins, Ecko Doringa", sagte sie begütigend.

„Niemand kann wissen woher Vaters Launen geweht kommen, sie sind da im Handumdrehen, aber ich bitte Dich", fuhr sie klüglich fort, „mach' keine Ungelegenheiten, Du weißt nicht, was ich zu leiden habe, denn für Alles, was ihm in die Quere geht, muß ich büßen, es giebt Niemanden auf der Welt, der einen so schweren Stand hat als ich!"

„Armes Mädchen!" sagte Ecko und streckte ihr die Hand hin; als sie aber die ihrige hinein legte, da trat ihm Pan's Bild vor die Augen, sie, die so allein, so klaglos dastand. Er zog seine Hand zurück und betrachtete Netta, als ob er sie noch nicht gesehen hätte.

Juffrouw Oudewater war von mittlerer Größe, ihr blühendes, puppenartiges Gesicht ward von der holländischen Schleierhaube, unter deren Spitzen die goldenen Ohreisen hervorschimmerten, umgeben. Ein weißer Kragen lag auf der schwarzen Seidenjacke, deren krauser Schooß bis unter die Kniee reichte. Darunter trug Netta einen feinen blauen Wollrock und eine braune Seidenschürze. Verschiedene Schmucksachen vollendeten den Anzug. Aus einiger Entfernung war Netta ein hübsches Mädchen, näher aber machten die kleinen Gesichtszüge, zu klein für ihre Gestalt, den Eindruck einer Wachsmaske, und zwar um so mehr, als Netta's Mienenspiel nur einen Uebergang in's Weinerliche kannte, indeß dem Köpfchen im Allgemeinen ein unverkennbarer Hochmuth aufgeprägt war.

„Du wirst es bald besser haben", tröstete er. „Hat Mynheer Oudewater den Tag für die Eheverschreibung festgestellt?"

„Auf Sonntag in acht Tagen!"

„Nun ja, die Ernte ist ja dann auch vorüber — wie sehen denn Eure Futtereider aus?"

Mit dieser Frage wandte sich die Unterhaltung den ländlichen Interessen zu, indeß Ecko dem Inbiß, der mit Käse, kaltem Fleisch, Rührei, Honig und was Küche und Keller bieten, in großen Quantitäten aufgetragen war, tapfer zusprach. Er ging dann Mynheer, seinem künftigen Schwiegervater, entgegen, tätschelte die Köpfe der glatten, schwarz und weiß gefleckten Kühe, welche auf der Wiese gemolken wurden, that einen Blick in die Senfmühle und rauchte Abends mit dem gestrengen Hausherrn aus langen Thonpfeifen — kurzum, als sich Ecko endlich in die Federwogen der Wandbettstelle versenkte, war er wieder so in Gegenwart und Gewohnheit eingewurzelt, daß er gar nicht begriff, wie er jenem Matrosenmädchen seine Hand anbieten konnte. „Es war Mitleid", sagte er sich. „Wo mag sie sein?" fragte er und dann schlief er ein.

Aber das Menschenherz ist doch keine Schiefertafel, deren Schriftzeichen sich mit einem Schwamm verwischen lassen — Pan's Blick und Sprachton tauchten dann und wann im Laufe seines Besuches bei der Braut wieder auf, plötzlich, ungerufen. Ecko wurde sogar ärgerlich, als Netta wieder einmal ihr Schicksal anklagte, indem er ihr vorhielt, sie sei vor Tausenden unverdient bevorzugt. Als Abends die Zeitungen kamen, las der Bauer dieselben nach gewohnter Art; er hielt sie eine gute Strecke von sich entfernt, denn er war weitsichtig; plötzlich schwankte

das Blatt wie ein vom conträren Winde erfaßtes Schiffssegel und glitt zu Boden; als Ecko das Papier dem Alten zurück gegeben hatte, bemerkte er, der Bauer sei sehr bleich geworden, und noch Eins machte ihn stutzen: über die wohlgenährte linke Wange des alten Mannes zog sich eine lange rothe Schnittnarbe, die Ecko bislang nie bemerkt hatte.

„Es ist hier was heiß", stotterte der Alte gezwungen und erhob sich, um in's Freie zu gehen.

Das Brautpaar forschte vergebens nach irgend einer Veranlassung dieses ungewöhnlichen Zwischenfalls — die Zeitung war so arm und trocken, als es nur immer ein kleines Localblatt sein kann — nur eine besondere Mittheilung unter den politischen, den Wetter- und Börsennachrichten; sie lautete: „Der Muttschiffer Abel Upstall stürzte über Bord seines Fahrzeuges, die Leiche trieb nach drei Tagen zwei Meilen abwärts an. Ein Selbstmord ist anzunehmen." Ecko blickte Netta an und fragte, ob sie den Namen des Todten jemals habe nennen hören?

Nein — sie hatte ihn nicht gehört — ja doch, wenn sie recht nachdachte, ihre Pflegemutter hatte ihn einmal genannt, es mußte etwas zwischen ihm und Mynheer vor Jahren gewesen sein, aber sie erinnerte sich nicht, was es war; wenn die Pflegemutter zur Eheverschreibung kam, so konnte man sie fragen; den Bauern selbst um Auskunft zu bitten, fiel natürlich Niemanden ein.

Die Feststellung der Ehepacten ist bei den vorsichtigen Bauern nicht selten ein höchst unfriedliches, ja sogar manchmal das Verlöbniß geradezu auflösendes Geschäft. Außer dem Notar, der die Stipulationen rechtsgiltig zu Papier bringt, und dem Geistlichen, welcher eine Art Einsegnung zu vollziehen hat, sind nicht nur alle mehr oder weniger betheiligten Angehörigen, sondern von jeder Partei auch noch ein Sprecher anwesend, ein Dolmetsch der verschiedenen Forderungen, Erwartungen und Bedingungen, welcher möglichst eindringlich zu reden, aber zugleich einen unparteiischen Standpunkt zu erheucheln hat. Ecko brachte zur Verschreibung seinen Vetter Gerd, so wie ein paar Brüder und Schwäger mit. Mynheer Oudewater hatte gar keine nahe Verwandte, nur ein Onkel und dessen Sohn waren anwesend. Niemand zweifelte, der alte Bauer werde, vielleicht einige Legate abgerechnet, seiner einzigen Tochter Alles hinterlassen und sie demgemäß jetzt ausstatten; um so größer war das Staunen, als nun der Brautvater das Wort ergriff und kurz und bündig erklärte: „Ich habe für Netta Oudewater einen Bauern gewählt, der kaum halb so viel Besitz hat als ich; das geschah, weil ich will, daß der größte Theil meines Vermögens bei dem Namen Oudewater bleibt und Ecko Doringa sich mit einer Abfindung zufrieden geben muß!"

Netta schluchzte laut und vorwurfsvoll auf. Ecko wollte antworten, aber sein Sprecher, der Vettersmann Gerd, litt das nicht, sondern erwiederte statt des Bräutigams, daß eine so unerhörte Maßnahme den hier anwesenden Ecko Doringa auf's Empfindlichste treffe und er sich derselben nach dem langen Aufschub der Eheverschreibung um so weniger

versehen habe. Um aber beiden Theilen gerecht zu werden, proponire er — Gerd, der Familiensprecher — Mynheer Oudewater möge seine Tochter nicht enterben, wogegen Ecko Doringa seinem eigenen Namen den des Schwiegervaters voraussetzen könne.

Mynheer Oudewater erhitzte sich nun über die Gebühr — erklärte, er könne Schwiegersöhne zu Dutzenden bekommen, wenn Ecko die Sache in's Gereuen fiele; und er verlange zu wissen, ob das junge Paar willig auf die ausgesprochene Bedingung eingehe oder nicht?

Noch einmal drückte der Sprecher Ecko auf seinen Sessel zurück und stellte dem Gegner vor, welches fatale Aufsehen ein so unväterlicher Schritt machen würde und wie die verstorbene Mevrouw Oudewater denselben mißbilligen würde, wenn sie noch lebte. Diese Anspielung war eine sehr feine, denn es war bekannt, daß Mynheer seine Frau, die er früh verlor, ungemein geliebt hatte, obwol sie ihrem Herkommen nach nur eine geringe Magd, die Tochter einer Colonistenfamilie an dem übel berüchtigten „beschotenen" Wege war.

„O, sie — sie — Janna —!" rief Oudewater und fuhr sich in sein borstiges graues Haar, „Janna weiß, was ich thue und warum ich's thue — sie weiß es!"

Er trat heftig an's Fenster und sah über die kurzen weißen Vorhänge, welche vor den unteren Scheiben angebracht waren, hinaus: „Herr Schnieder", wandte er sich plötzlich zurück gegen den Notar, „was heißt das, da kommt der Justizrath van Kempen, wissen Sie, was er will?"

Der Notar verneinte, indeß schon eine Magd den Besuch anmeldete. Mynheer verließ die Upkamer, die Prachtstube des Hauses, um nach dem Begehr des unerwarteten Gastes zu forschen. Alles schwieg, nur Netta's Weinen hörte man und ihre schluchzende Versicherung, sie sei in der traurigsten Lage von der Welt. Ecko biß sich auf die Lippen — er dachte an Pan und ob sie wol zu Schiffe irgend ein Meer durchstreife. Zufällig fiel sein Auge auf das Portrait des Hausherrn und seiner verstorbenen Gattin, welche die Visitenstube schmückten — täuschten ihn seine Sinne, oder sah die selige Janna aus ihrer Schleierhaube und ihrer weißen Freese ihn wirklich mit den Augen der armen Matrosen-Pan an, und lächelte der gemalte Mund so ernst, fast wehmüthig, als es das verlassene Mädchen gethan hatte? Ecko vernahm nichts mehr von dem, was sein Sprecher ihm zuraunte, in seinem Mannesstolze verletzt und gereizt, drängte ihn der innere Aufruhr alle ferneren Heirathsverhandlungen mit einem Schlage abzubrechen und dem Bauern seine Thaler und Pistolen vor die Füße zu werfen. Er blickte auf Netta's verweintes Gesicht und ihm däuchte, Pan schlänge noch einmal ihre Arme um ihn und spräche mit ihrer weichen, wie Windeshauch wogenden Stimme: „Ich bin reicher als Netta Oudewater!" Netta weinte um ihren geschmälerten Reichthum — würde sie so geweint haben, wenn man ihr das Geld ließe und dafür den Verlobten nähme? Dort saß mit unbeweglichen Zügen der bevorzugte Erbvetter Mynheers, er hatte

vor einigen Jahren um Netta geworben und die Heirath des Vetters und der Base würde jede Vermögenstheilung überflüssig gemacht haben, aber Netta's Vater wies diese Idee entschieden zurück, worauf der Vetter eine andere Frau heirathete.

Nach einer langen und peinlichen Viertelstunde, die der Notar dadurch verkürzte, daß er dem auf einem runden, mitten in der Stube befindlichen Tische aufgestellten Frühstück nach Kräften zusprach, trat der Bauer wieder ein; sein wohlgenährtes Antlitz war bleich wie damals, als Abel Upstall's Tod in der Zeitung gestanden hatte; wie damals trat eine rothe Schnittnarbe auf seiner Wange scharf hervor. Mynheer setzte sich und suchte eben nach einer Anrede, als sich die Thür noch einmal öffnete und Frau Mietje, Netta's frühere Wärterin, in höchster Erregung hereinstürzte, das junge Mädchen in ihre Arme preßte und mit erstickter Stimme rief: „O, mein armes Lamm, nach so langer Zeit kommt sie nun doch noch wieder — aber Mynheer sorgt für Dich, er hat es mir geschworen, Du bist ihm ja immer wie eine Tochter gewesen und — —"

„Schweigt, Mietje!" rief Oudewater. „Ich habe Euch Allen Wichtiges mitzutheilen", fuhr er mit äußerster Selbstbeherrschung fort, „Jufvrouw Netta Oudewater ist nicht meine leibliche Tochter, sondern nur meine Pflegetochter. Meine eigene, liebe, einzige Tochter verschwand in unbegreiflicher Weise, als kleines Kind aus dem Hause der Frau Mietje Kramer, die sie an Mutterstatt verpflegte; ich verheimlichte mein Unglück, weil ich hoffte, der ruchlose Räuber meines Kindes solle sicher werden und sich verrathen, ich bot die höchsten Summen Lösegeld von allen Kanzeln, in allen Blättern, jedoch in so versteckter Weise, daß nur der Bösewicht verstehen konnte von wem diese Angelobungen ausgingen — ich reiste und forschte im Inland und Ausland, ich suchte zehn schreckliche Trauerjahre hindurch — dann nahm ich Netta Kramer an Kindesstatt in's Haus und gab ihr meinen Namen, sie war die Pflegeschwester meiner Schwanetta gewesen, Beide hatten in einer Wiege gelegen! Die Nachbarn und Anverwandten verdachten mir dermaleinst meine Heirath mit der seligen Janna, es entstand damals viel Gerede, ich wollte später nicht, daß man über dem Grabe meiner Janna sagte: Das ist das Ende dieser Heirath, nun ist auch ihr Kind gestohlen! — Ein gebeugter Wittmann, ein unglücklicher Vater, dachte ich mein Leid allein zu tragen, und that es, that es bis heute. Gott hat mir geholfen, mein Kind, meine Schwanhild lebt; Derjenige, welcher mir in bitterm Haß durch zwanzig schwere Jahre mein Theuerstes, das Kind meiner Janna, vorenthielt, er steht jetzt vor Gottes Richterstuhl, er endete als Selbstmörder!"

„Abel Upstall!" sagte der Vetter langsam in die Stille der Ueberraschung hinein, indeß Mynheer heftig in sein roth geblumtes Taschentuch hinein schluchzte. Er nickte nur als Bejahung mit dem Kopfe.

„So — so —", brummte der Vetter, „und nun hat er es doch noch hinterlassen, daß Eure Netta lebt?"

„Ja, er hat es hinterlassen, wenn man ihm trauen darf —!“ nahm Frau Mietje Kramer das Wort. „Er hat aufgeschrieben: hier hast Du Deine Tochter wieder, aber meine Rache an Dir ist nicht zu Ende; wenn Du Deine Jufvrouw siehst, so wirst Du erkennen, daß Abel Upstall vorgesorgt hat, Du vergissest ihn Dein Lebenlang nicht mehr! — So schrieb er“, rief Frau Mietje, „und so las es Mynheer Justizrath vor, denn es fand sich im Nachlaß und das Mädchen ist nun fort und verschwunden und mich will bedünken, es wäre eben so gut, man finde sie überhaupt nicht mehr, denn —“

Der Bauer und Ecko Doringa fuhren zu gleicher Zeit und wie um die Redende entrüstet zu packen, empor, so daß diese mit einem Schrei hinter die große Wanduhr flüchtete.

„Du redest von meiner Tochter, meinem Fleisch und Blut!“ schrie der Bauer.

„Halt' Dein gottloses Lästermaul!“ drohte Ecko, der bleich geworden war wie ein Todter, und dann blickten sich die beiden Männer an, Mynheer und Doringa. Bei aller Selbstsucht empfand doch der Aeltere, er habe sich gegen Ecko unverantwortlich benommen und der heftige, unfreundliche Mann sagte in seiner weichen Stimmung begütigend: „Natürlich zwingt Dich Niemand sie zu nehmen, doch ist sie keine zu verachtende Braut, ich lasse es zu ihrer Ausrüstung auf ein paar tausend mehr oder weniger nicht ankommen!“

Netta hatte sich so lange in passiver Wehmuth mit der Härte ihrer Lebenslage als ungeliebte Tochter eines unliebenswürdigen Vaters beschäftigt, daß die Ueberraschung der neuen Schicksalswendung ihr wie eine Art Rechtfertigung, wie eine erfüllte Ahnung vorkam. Der angeborene und anerzogene friesische Stolz regte sich in ihr, sie erhob sich, trocknete ihr Gesicht, legte Ringe, Ohrringe, Goldkette und Ohreisen, ihr ganzes Geschmeide, eins nach dem andern losnestelnd, vor dem Hausherrn auf den Tisch und sagte: „Mynheer, Ihr habt mir, so lange ich denke, die Liebe und die Pflicht einer Tochter auferlegt, bezahlen könnt Ihr mich nicht dafür und wenn Ihr mir all' Eure Habe brächtet, nehmt Euer Gold und die Diamantspangen wieder — ich zwinge Ecko Doringa nicht, die arme Netta Kramer zu begehren zu seiner Frau — kommt Mietje, wenn Ihr meine Mutter seid, so gehöre ich in Euer Häuschen, drüben an der Dieler Haide!“

„So ist's nicht gemeint, Kind“, sagte der Bauer und hielt sie am Arme fest, „ich habe Dir meinen Namen gegeben und dies Haus ist Deine Stätte bis Dich Dein Ehemann daraus abholt!“

Netta blickte angstvoll auf Ecko, dessen Lippen so zitterten, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte: „Ich habe nie einen Mann geküßt und werde nie einen Andern küssen!“ klang es in seine Seele, aber ein Anderes übertönte und überwältigte Pan's süße Stimme, das Gebot seiner Mannesehre und Würde, er durfte Netta nicht entgelten lassen, was die Arme nicht verschuldet hatte, er durfte ihr an Muth nicht nachstehen. „Es bleibt mit uns beim Alten, Netta!“ sprach er überlaut.

„Gott sei Dank!“ fiel Oudewater ein, „so vollenden wir die Verschreibung, damit ich noch in dieser Stunde ausgehe, mein Kind zu suchen — wie ich schon so oft auszog, aber jetzt soll ich sie ja finden! Netta, Du kommst nicht zu kurz, aber Du, Vetter Oudewater, Du hast das Hinterhersehen! Mein Kind, meine Erbin muß Alles haben, sieh', ich konnte Dich nicht hintergehen, indem ich Dir statt Deiner Base eine Fremde zur Frau gab, Du bist einer meines Blutes! Domine, Herr Pastor, kommen Sie herein — der Segen ist eingekehrt — —! Endlich — endlich!“

Das war die Verschreibung! Der Bauer kargte nicht gegen das junge Paar, er versprach in seiner Herzensfreude, was einer der Sprecher, Gerd, von ihm verlangte, so daß Frau Mietje bereits ganz ausgesöhnt mit der neuen Jufvrouw war, deren Aufenthalt auszuforschen Mynheer so dringend am Herzen lag, daß er seine Gäste allein beim Festmahl schmausen ließ und selbst in die nächste Stadt fuhr. Ehe Ecko sich zur Heimfahrt anschickte, richtete Netta, die von ihrer schönen Anwandlung herunter bereits in eine alltäglichere Stimmung zurückgesunken war, ziemlich mißtrauisch die Frage an ihren Bräutigam, ob er denn etwas von Pan wisse, da er sich ihrer so lebhaft angenommen habe? Ecko war nichts weniger als ein Lügner, er war ein offener, gerader, guter Mensch; aber üble Stimmungen und besonders Netta's Verstimmungen waren ihm in den Tod zuwider — außerdem, war es nicht geradezu lächerlich, wenn nicht unbegreiflich, jetzt, nachdem er vor dem Vater in unerklärlicher Scheu über Pan geschwiegen, nachträglich zu gestehen: „Ja, ich kenne sie!“ — Nein, es ging nicht. „Wie kommst Du darauf?“ sagte er heftiger als nothwendig gewesen wäre. „Wie kann ich denn diese Matrosen-Pan kennen?“

„Matrosen-Pan?“ wunderte sich Netta.

„Es kommt mir so in den Mund, weil Abel Schiffer war“, stotterte der Ertappte.

Nach diesem Zwiesprach mußte Ecko bedacht sein, Pan zu einer Verleugnung ihrer gegenseitigen Bekanntschaft zu überreden, falls sie gefunden wurde, was, da nur etwa drei Wochen seit Abel's Tode verlaufen waren, doch vorauszusehen blieb. Ecko durfte sie das erste Mal nicht vor den Anderen treffen. — Die Hochzeit ward nach dem Zeitpunkt anberaumt, wo endlich die Tochter gefunden sei. Zwischen Furcht und Erwartung harrte Ecko daheim dieser Kunde von der Oudewater-Plaatze. Die Zeit verging. Mynheer konnte die Spur des Mädchens bis zum Begräbnißtage Abel Upstall's leicht verfolgen, dann hatte man die Gesuchte mit einem jungen Mann auf einer Carriole fahrend gesehen — weiter gab es keinerlei Nachrichten. Der oft getäuschte Vater wurde beinah tiefsinnig und endlich sogar krank, er zweifelte, ob die sogenannte Matrosen-Pan, von der die Leute sagten, sie sei in Gang und Arbeit so wie in Kleidung einem Manne gleich, seine Tochter und Janna's Tochter sein könne und neigte der Idee zu, Abel habe ihn noch zuletzt täuschen wollen. In seiner Unruhe ließ der kranke Bauer Ecko kommen, um auch

seine Ansicht zu vernehmen, die ihn dann auch wesentlich beruhigte, denn Ecko war überzeugt, Pan sei die Verlorene. Frau Mietje war auf der Plaatze geblieben und als eines Abends der Kranke schlief, erzählte sie dem jungen Paar die Heirathsgeschichte Mynheers: „Er war ganz anders damals, als ich für große Magd auf die Plaatze kam", erzählte sie, „wenn mir Jemand gesagt hätte: so und so sollst Du ihn noch einmal sehen, wie er jetzt nämlich ist, ich würde nicht ein Wort davon geglaubt haben, er war ein hübscher, stolzer und stattlicher Fent, eigenwillig wie es die früh zu Waisenkindern gestorbenen Leute mit vielem Gelde zu sein pflegen. Es gab in ganz Friesland kein reiches und angesehenes Mädchen, das ihm nicht angeboten wurde, aber er kurte und kurte und an Allen war etwas auszusetzen. Mynheer hatte ein Wesen, das die Dienstleute leicht widerwillig macht, er hörte auch von Denen, die älter und erfahrener als er waren, keinen guten Rath und hatte keine Geduld mit den Arbeitern. Besonders schlecht stand er sich mit seinem Knecht Abel Upstall, immer fuhr der Bauer ihn an und immer schwieg Abel verstockt still, der Knecht that das, weil es ein guter Dienst war und er sparen wollte zur Heirath. Abel's Braut hieß Janna, sie war von sehr armen Leuten zu Haus und diente jetzt bei einer alten Wittwe, die ihren Leuten gar hohen Lohn geben mußte, weil es Niemand bei ihr, ihrer Zanksucht und Bosheit wegen, aushielt. Janna klagte auch ein gut Theil, aber Abel gebot ihr auszuhalten wie auch er aushielt. Wenn Janna einmal einen freien Sonntag hatte, kam sie auf die Plaatze. Wer von unserer Freundschaft Sonntags uns besuchte, konnte mit an den Tisch rücken und war Mynheers Gast. Wir wußten aber nicht, ob Mynheer auf Janna achtete, wenn sie da war. Eines Abends kam Janna, mitten in der Woche, zwei Stunden weit durch das Schneewetter daher gerannt, ihre Frau hatte sie mißhandelt und sie war der bösen Herrschaft davon gelaufen. Ich sprach mit Janna, als sie in den Stall ging, wo das Spann, das Abel Upstall führte, stand; sie traute sich nicht in die Küche zu kommen, noch zwischen die Leute, welche beim Dreschen auf der Diele waren, weil sie sich scheute, sie wollte Abel erwarten und hatte große Angst vor ihm. Na, ich ging in die Küche und ließ sie im Dunkeln auf der Futterkiste dasitzen, ich hatte das Abendbrod für die Hausleute zu besorgen und gedachte dem Mädchen einen guten Teller voll Grützgebrei in den Stall zu bringen, damit sie keinen Hunger leide. Wie ich den Topf rühre, geht Mynheer mit einer Leuchte in der Hand durch die Küche in den Kuhstall und sagt im Vorübergehen: „Zünd' mir meine Lampe an, ich will die K'ranken lesen!" — Als er nach zehn Minuten nicht zurück war, wurde mir unruhig wegen der Janna und daß der Bauer mit ihr schimpfe, weil sie im Stalle saß — ich gehe also an den Kühen entlang und will eben die Pferdestallthür öffnen, als mich Einer, der hinaus stürzt, geradewegs zu Boden wirft, Selbiger geht dann durch die Fallthür hinaus auf den Weg. Ich fühlte, wie der Schnee von Außen hinein stob. Ich stehe schnell auf und gehe in den Pferdestall, da liegt die Janna wie eine Todte auf der Erde, Mynheer hält

sich die eine Wange, er ist weiß wie Kalk an der Wand und das Blut tröpfelt ihm durch die Finger: „Ich habe mich geschrammt", sagt der Bauer, „Du kannst mir's verbinden — brauchst Niemanden davon zu sagen, ich will den Vorwand nehmen ich hätte Zahnschmerzen!" — „Was ist mit Janna?" fragte ich. „Nun", erwiederte Oudewater, „ich kam aneinander mit Abel, das hat sie erschreckt!" Als ich dem Bauer das Blut abwusch, sah ich wol es war eine Schnittwunde. Er sagte mir dann, Janna müsse nun bei uns bleiben, weil Abel sie todt schlüge, wenn er sie zu fassen bekäme. Janna blieb von dem Tage bei uns und wagte sich durch Monate nie allein aus dem Hause; sie sagte mir hernach, als sie in ihrer Angst auf der Futterkiste gewartet hätte, sei Mynheer eingetreten, das arme Kind dachte es sei ihr Bräutigam und fiel ihm in Thränen in die Arme — so fand sie Abel Upstall, zog sein Messer, schnitt dem Bauer durch's Gesicht und verschwand in selber Stunde von der Plaatze. Seit Janna bei uns als Magd aufgenommen war, veränderte sich Mynheer auffallend, er fuhr uns nicht mehr an, wenn ihm etwas nicht nach der Mütze ging, er ließ sich von uns Dies und Jenes in aller Ordnung sagen, er nahm bei Tisch und Abends am Feuer an unserer Unterhaltung theil, wir hatten es noch nie so gut gehabt. Janna verhielt sich still und ängstlich, wir merkten aber er rede mit leiserer Stimme, weil ihre Augen voll Thränen liefen, wenn er laut zankte und er gab sich Mühe lustige Dinge zu erzählen, weil Janna dann laut lachte und die Mannsleute sagten: „Wenn Janna lacht, sieht sie in den Himmel!" da ihr Gesicht dann so besonders und lieb anzublicken war. Wenn Janna rothgeweinte Augen hatte, und sie weinte viele Mal um Abel Upstall, der im Zorn von ihr gegangen war, dann wurde Mynheer unruhig und verstimmt, so daß wir uns mühten der Magd ihren alten Schatz aus dem Kopfe zu sprechen. Aber Niemand von uns Allen, von Mynheer bis auf den letzten Kuhjungen, vergaß einen Tag Abel Upstall, denn wir wußten er würde Rache nehmen und dachten an Brandstiftung, Viehvergiftung und so etwas; der Bauer wagte nicht allein auszufahren, oder zu gehen, denn Abel war ein baumstarker Mann. Aber es geschah nichts von ihm her; jedoch bei uns geschah etwas, der Bauer bereitete in aller Stille seine Heirath mit der Magd Janna vor. Janna weinte in der Zeit noch mehr, aber nur des Nachts, damit er es nicht merke, er sah es ihr aber doch an, man sah ihr Alles aus den großen Augen und ich glaube er hielt sie um so höher und theurer, je schwerer sie Abel vergessen konnte. Der Bauer hörte nicht auf seine Verwandten und Bekannten und heirathete sie. Als sie von der Kirche zu Haus kamen steckte ein Messer mit der Spitze im Thürpfosten — keine Seele wußte wer es hinein getrieben hatte, aber wir dachten Alle unser Theil. Ich kann wol sagen, daß Janna in den zwei Jahren ihrer Ehe dies Messer nicht aus den Augen verloren hat, sie erblickte es stets, wenn sie etwas sah oder dachte, das ihr lieb war. Ich heirathete in der Zeit meinen seligen Mann, aber wenn ich auf die Plaatze kam, oder Janna bei mir einsprach, sah ich deutlich wie sie immer

dünner und bleicher wurde und die Angst an ihr fraß. Gewiß hat Abel bemerkt, was ich bemerkte, daß keine rechte Ruhe über Mynheer und Janna kam und er war damit zufrieden und wartete seine Zeit ab. Aber was wahr ist muß wahr bleiben, der Bauer trug Janna auf den Händen, jede Stunde des Tages hatte sie ihren Willen und er schüttete auf sie an Gold und Seide, was sie nur wünschen konnte, es ist noch keine Frau über die Marschen gegangen, die es besser hatte.

„Nun, man weiß, schön Wetter steht nicht lange; bald nachdem meine Netta jung geworden war, ward auf der Plaatze auch eine Tochter geboren, das Kind war gesund und stark, aber Janna wurde schwächer und schwächer und zehrte dahin, ich mußte die letzte Zeit mit meinem Kinde bei ihr sein und als sie die Augen geschlossen hatte, nahm ich die kleine Schwanhild mit in mein Haus bis sie auf die Füße käme. Der Bauer war so in Verzweiflung, daß er das Kind gar nicht sehen konnte ohne in Klagen auszubrechen — Leute, die stets ihren Willen gehabt haben, ertragen die Hand Gottes schwerer als unser Einer, der sich von klein auf beugen lernte. Nun, wir dachten schon hin und wieder, der Bauer würde seinen Verstand verlieren, als gerade ein neuer, junger Domine in die Gemeinde kam. Selbiger Pastor besuchte den Wittmann in seiner Betrübniß fleißig und brachte ihm Bücher; seitdem war Mynheer eben so viel mit seinen Büchern, als zuvor mit Janna und recht beruhigt wurde er mit seiner Leserei, als eines Tages ein junges Weib mit einem kleinen Kinde an der Thür um Unterstützung bat, indem sie sich für die Wittfrau des Abel Upstall ausgab, der mit einem Schiff verunglückt sei. Wir konnten das glauben, denn Abel war schon Matrose gewesen, ehedem er Knecht wurde. So gingen wir Alle getrost unserer Wege — bis —"

Frau Kramer barg ihr Gesicht in die Schürze. „Kinder, ich kann nicht ohne Zittern an den Abend denken, wo ich die Kinder eine kurze Viertelstunde allein ließ, sie schliefen Beide, als ich zurückkam weinte meine Netta und Schwanhild war verschwunden. Ich wagte erst am andern Tage dem Bauer die Sache mitzutheilen und nun gingen die Leidensjahre an! — So viel stand fest, nach allen Forschungen, Abel Upstall, wenn er noch lebte, war nicht auf friesischer Erde und erst acht oder neun Jahre später erfuhr man, er lebe noch und fahre auf dem Dollart und der Ems. Die Ruhe des Bauern war wieder dahin, obwol meine Netta seinem Hause alle Ehre machte und er sich hätte begnügen können, aber er wollte immer am liebsten Das haben, was ihm versagt war — na, und jetzt hat er wieder 50 Thaler Belohnung ausgesetzt für Denjenigen, der ihm die hinterlassene Pan Upstall nachweisen kann — und wenn sie gefunden ist, dann wird das Rechte erst angehen, wer hätte denn einem solchen Geschöpf gelehrt sich wie eine Bauerntochter, eine Jufvrouw zu halten?"

Ecko, der mit großer Bewegung der Erzählung gefolgt war, die Netta abermals zu Anklagen gegen ihr Loos veranlaßte, war schon im

Begriff für Matrosen-Pan eine Lanze zu brechen, als ein forschender Blick seiner Braut ihn noch rechtzeitig zur Vorsicht mahnte.

Die von Mynheer Oudewater ausgelobten 50 Thaler für Pan's Wiederauffindung brachten eine große Bewegung unter dem Landvolke, besonders unter den geringen Leuten hervor — eine solche Summe und blos dafür, daß man ein Mädchen sieht und berichtet: Ich habe sie da und da gesehen! war unerhört. Die beiden Burschen Cunrad und Wilm, die bei der Leiche gewacht hatten, waren die gesuchtesten Personen der Umgegend, sie machten natürlich auch selbst Entdeckungsreisen und ihre Beschreibung der Verlorenen nahm, von Woche zu Woche, einen phantastischern Charakter an. Wer eine fremde Gestalt nahen sah, fand sich sicher enttäuscht, wenn dieselbe ohne Südwester, Stiefel und Wamms gefunden wurde. Aber was alle den Sehenden nicht gelang, das erreichte ein altes, halbblindes Mütterchen. Besagtes Weiblein hatte für einen Thaler Aepfel und Semmeln gekauft und saß mit blaugefrorener Nase neben diesem Vorrath, hart an dem Gymnasium einer Emsstadt auf der Straße. Da die Schüler erst um zehn eine freie Viertelstunde hatten und die Thurmuhr auf fünf Minuten vor zehn zeigte, so betrachtete die ehrsame Hökerin den einzigen Gegenstand, der sich auf der Straße, einstweilen zwar sehr langsam, bewegte, ein Fuder Torf, das ein elender Gaul zog, der von einem langen Mädchen mehr ermuntert und gestützt, als geführt wurde. Nach drei Minuten hatte das Fuhrwerk die Höhe des Gymnasiums erreicht, noch eine Minute und die Alte erblickte schon die Rückseite des Fuders und — was war das? Bekam „der alte Semmeltürke" den Veitstanz? Weshalb stieß er seinen Vorrath und seine Feuerkieke zu Boden, überließ seinen alten Regenschirm dem Spiel der lustigen Winde? Erblickte er denn einen Südwester, Stiefel, Wamms ꝛc.? Nein, aber ein paar blonde Zöpfe sah die Hökerin und eilte das Glück wörtlich am Schopf zu erfassen. „Pan — Matrosen-Pan!" rief sie halb erstickt vor Erregung. Der Gaul blieb sofort stehen, dann das Mädchen.

„Weshalb nennt Ihr mich Matros, ich habe die Schifferjacke ausgezogen!" sagte die Angerufene.

„Mein Gott, du Gerechter, Barmherziger, weil — — "

„Hurrah, hurrah!" riefen die Quartaner, als sie die Aepfel und Semmeln auf der Erde liegen sahen.

„Matrosen-Pan — hier!" rief die Hökerin, um ihre Semmeln und Aepfel zu retten. Richtig blieben sie liegen und Alles stürzte auf das Fuder Torf. Die Hausthüren flogen rings wie auf ein Zeichen auf und was Füße hatte umwirbelte die Gefundene, wie Bienen die Königin des Schwarmes.

„Was wollt Ihr?" sagte Pan drohend und schwang die Peitsche. Ohne die Dazwischenkunft eines Magistratsmitgliedes würde sie es noch lange nicht erfahren haben, weil es ihr Alle zugleich erzählten; der Vater der Stadt aber gebot Ruhe und sprach: „Du wirst von Mynheer Oudewater überall gesucht, Du bist seine Tochter, er hat Geld darauf gelobt

Dich zu finden, komm nun, ich werde Dich selbst zu ihm bringen, der Zug geht in einer Viertelstunde nach Friesland hinunter."

„Ich habe sie bei den Haaren gefunden!" schrie die Hökerin und rief alle Welt zu Zeugen auf.

„Ich wollte ich hätte die Haare abgeschnitten wie die anderen Mädchen!" murmelte Pan, noch immer die Peitsche in der Hand, um die Menge abzuwehren.

„Unsinn", schalt der Vater der Stadt — „komm jetzt zum Bahnhof — Herr des Himmels, wird der alte Mann eine Freude haben!"

Pan sah ungewiß vor sich hin, plötzlich belebte sich ihr Gesicht, sie hob den Kopf empor und sprach entschlossen: „Wenn etwas Wahres daran ist, daß mich Mynheer Oudewater sucht und ich seine Tochter sein soll, so leihe mir einer von Euch — zehn Thaler!"

Pan erblaßte, als mehrere Bürger zu diesem Darlehn erbötig waren, ja ihr noch weit mehr geben wollten — also war die Sache doch ernst! — Sie legte den Arm um den Hals des hinfälligen Pferdes und sprach leise: „Ich kann jetzt nicht fortgehen, ich muß diesen Torf abliefern und das Pferd nach Haus bringen, morgen gegen drei Uhr werde ich allein zu Oudewater-Plaatze kommen und sehen, was Mynheer verlangt!" Dabei blieb es denn auch, obwol sich ein Dutzend Leute erboten das Roß zurückzuführen. „Mir ist es anvertraut, ich bring's zurück!" sie beharrte auf ihrem Willen, ermunterte das Pferd und weiter fuhr sie, als ob nichts geschehen sei. Wer das Mädchen, drei Stunden später, neben dem leeren Wagen durch einsame Moor- und Haidewege wandern sah — immer auf dem rauhen Sandrücken neben den Geleisen der holperigen Sommerwege gehend, um das Thier durch Zuspruch und Beispiel zu ermuthigen, der ahnte freilich nicht, daß sie die Heldin so wunderſamer und trauriger Verhältnisse sei, die eben im Licht des heutigen Tages auf den Gipfelpunkt ihrer irdischen Existenz gehoben war. Das Haus, welchem Roß und Mädchen entgegen strebten, lag sehr unwirthlich und einsam, so einsam wie eine vom Meer ausgeworfene Muschel am Strande und so hoffnungslos und verkommen sah es auch aus. Der Umblick vom Haidhause war ein unbegrenzter, dieser Umstand mag es denn auch erklären, daß alle zehn Minuten ein bleicher, alter Frauenkopf über der halben Thür erschien und hinausspähte. „Siehst Du noch nichts?" rief von drinnen eine kranke, hüstelnde Männerstimme, „sie könnten jetzt doch lange zurück sein, aber Eine, die immer auf dem Wasser war, weiß natürlich nichts von Pferden und Torfverkauf — ich habe es stets gesagt, Dörke, es taugt nichts, sein Dienstvolk von der Landstraße nehmen, man ist immer in Unruhe und hat kein Zutrauen. Dörke, sagte ich schon gleich, behalt' dies wunderliche Mädchen nicht da, mag sie mehr arbeiten als andere Mägde — einerlei, sie kam daher, Niemand weiß wohin, woher, sie konnte ja in die Haide geflüchtet sein wegen einer Unthat, oder wegen Gott weiß was —! Ordentliche Leute laufen nicht so obdachlos im Moor und in der Haide — —"

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach den reizbaren Kranken, indeß

die Frau kummervoll erwiederte: „Du weißt am besten, Tobbi, daß wir seit Jahren keine Dienstboten mehr hier halten können, weil es so einsam ist und weil — weil wir sie nicht zahlen. Pan hat noch keinen Deut bekommen und sie fragt Gott sei Dank auch nicht darnach, sondern arbeitet von früh bis spät und ist mit Allem zufrieden; ärgere Dich nicht Tobbi, ich will ein Stück hinausgehen, ob ich sie vernehme."

Wirklich hörte Dörke jetzt das Knarren des Wagens, aber Tobbi ärgerte sich auch nach dieser Mittheilung, weil Pan den Torf gewiß zu billig verkauft, das Pferd abgehetzt und die Besorgungen vergessen hätte. Alle diese Besorgnisse bestätigten sich nun zwar nicht, aber der kranke Mann gerieth trotzdem in heftigen Zorn, als Pan mittheilte, sie müsse heute, bei Aufgang des Mondes, das Haus verlassen, da ihre Angehörigen nach ihr verlangten.

Tobbi nannte sie eine undankbare Landläuferin, bis ihm Pan erwiederte: „Ich habe das selbst gedacht und wollte Euch ein Ko geld anbieten, da ich ja nicht wie eine Magd meinen Dienst aushalte!" Sie legte gutmüthig die erborgten zehn Thaler vor den keifenden Alten und fügte entschuldigend hinzu: „Wenn ich mehr hätte, so sollte es mehr sein!" Der Kranke hörte vor lauter Staunen auf zu husten und die kummervolle Frau weinte still vor sich hin. „Ich fürchtete wol", schluchzte sie, „daß uns verlassenen Leute nun auch noch das Unglück träfe, Dich zu verlieren!"

„Ja, ja und gerade wo ich so krank bin, trifft uns dieser neue Schlag!" zürnte Tobbi.

Die wetterkundige Matrosen-Pan wußte ohne Kalender genau, wenn der Mond aufging, ihre Reisezurüstungen waren leicht gemacht. „Willst Du nicht lieber in Deinem Frauenanzug zu Deinem Vater gehen?" sagte die Hausmutter, die natürlich die Veranlassung von Pan's Abreise herausgefragt hatte, als Pan nach dem Südwester verlangte, „Mynheer möchte sich erschrecken, wenn — —"

„Möke (Tante)", lächelte Pan, „er muß mich nehmen wie ich bin, und nun ich die Probe gemacht habe, weiß ich's ja, ich gewöhne mich nicht an's Festland!"

„Nun hier war's auch schwer", seufzte die Alte, „aber in den fetten Marschen und mit all' dem Gelde da ist's leicht!"

Pan schüttelte den Kopf, bat um den Segen der beiden Alten und setzte dann ihren Südwester auf. Die Matrone blickte ihr noch lange nach, wie sie dahin schritt und der noch niedrig stehende Mond ihr einen langen, langen Schatten anhing.

Mynheer Oudewater schlief diese Nacht auch nicht, obwol er plötzlich wieder gesund geworden war. Morgen sollte sie ja kommen, seine Schwanhild; wären nur nicht die Stunden so lang, so lang geworden! Mit Tagesanbruch weckte Mynheer sein Dienstvolk und nun ging ein Rumoren unter dem langen, hochgegiebelten Ziegeldache los, als sollte die ganze Plaatze demolirt werden; es wurde gewaschen, geputzt, gebacken, geschlachtet und Mynheer stand wie ein commandirender Feldherr in-

mitten des geschäftigen Amazonenschwarmes. Wohin die wuchtige Faust einer friesischen Plaatzenmagd fällt, da wächst wahrlich kein Gras mehr, leise ging's eben nicht zu bei der Arbeit. Netta und ihre Mutter kämpften mit bitterer Enttäuschung, die verlorene Tochter war durch ihr langes Verschwinden allmälig fast zur Fabel geworden, nun sollte sie plötzlich in Fleisch und Bein kommen, die beiden Frauen fühlten das wie einen Eingriff in ihre verjährten Rechte. Pan hätte auch um ein oder zwei Uhr kommen können, von Mittag an war Alles in tadelloser Ordnung und Mynheer's rastlose Beine steckten in neuen, wollenen Strümpfen und in den besten Kniehosen von feinem, schwarzen Laken. Pan hätte kommen können, aber sie kam nicht; man konnte doch den Kleiweg, der vom Sommer her noch hart und glatt wie eine Diele war, nach beiden Seiten hinab schauen — kein Wagen zu erblicken. Die weiten Wiesenstrecken, regelmäßig von Canälen durchschnitten, lagen blaugrün vom ungetrockneten Nachtthau und Seenebel da, das Vieh war längst eingetrieben, nur ein paar alte Pferde, sogenannte „Twieweler", Zweifler, ob sie sich den Winter durch noch von ihrem Gnadenbrod am Leben erhalten würden, stelzten steifknochig umher. Wie von einer dunklen Woge ward das Besitzthum Mynheers von dem hohen Seedeich, nach der Wasserseite hin, umzogen; der Friese sagt mit dem Holländer: „Gott schuf das Meer, wir schufen die Deiche". Die Errichtung der berühmten chinesischen Mauer war sicher weniger mühsam und kostbar, als dieser doppelte Gürtel, der ganze Länder umschlingt und von dem ihre Existenz bedingt wird. Mynheer blickte melancholisch und gleichsam aus Gewohnheit, zu diesem, seinem Deich empor, als seine riesige Taschenuhr auf drei zeigte und kein Wagen kommen wollte — da gewahrte er eine Gestalt, oben auf dem haushohen Erdwall, die mit weiten Schritten herankam, er würde gewettet haben, ein Mann im Südwester, wenn nicht der Wind wüthig an dem braunen Frauenrock der Erscheinung gezerrt hätte. Oudewater's Herz drohte still zu stehen, die zwanzig Jahre hindurch schmerzende Wunde drohte in diesem Augenblick tödtlich zu werden, in dem widersprechenden Gefühl unbegrenzter Freude und des Erschreckens über den Aufzug der Vielbeweinten und Gesuchten. Er hielt sich mit seinen fetten, zitternden Händen an einem Schlagbaum aufrecht, der Hut wehte ihm vom Kopfe, aber er merkte es nicht, er beobachtete wie die Kommende stutzte, dann eilig einen der vom Deich niederführenden Pfade einschlug, über einen Graben sprang, die Wiese durchschritt und jenseits des Schlagbaumes still stand. „Schwanhild?" sagte der Alte unsicher, das „Ja" beinah fürchtend

„Ja!" tönte eine weiche, bewegte Stimme. Pan nahm den Hut ab, die blonden Zöpfe fuhren an den Schultern herunter, die grauen Augen leuchteten auf und der Mund lächelte — lächelte süß und wonnig, trüb und keusch, kindlich und doch wie nur schwere Erfahrung lächelt.

„Schwanetta, mein Kind, meine Tochter, Du Kind meiner Hanna!" tönte es von den Lippen des grauen Mannes, und auf einmal

lag sie in seinen Armen, er zog sie, die ihn an Länge ein gut Stück überragte, zu sich herab und flüsterte:

„Ja, das sind Janna's Augen, das ist ihr Lächeln, ich habe das Ebenbild meiner Janna wieder — sag' mir — wie erkanntest Du mich, wie wußtest Du, ich sei Dein Vater?"

„Ich weiß nicht", fragte Pan sich selbst und ihn; „habe ich vielleicht einmal von Euch geträumt? Aber ich sah Euch an und wußte: das ist mein Vater!"

„Komm, komm", sagte er und faßte ihre Hand, „komm in unser Haus!" und er zog sie unermüdlich fragend und redend des Weges über die lange Dreschtenne, in die Küche, so daß Netta und die Mägde aufschrieen, als er rief: „Hier ist sie!" und sie dann den Ankömmling erblickten.

„Herr Gott, das ist sie?" stotterte Netta wie entsetzt. Der Bauer blickte nun auch auf seine Tochter — er sah ein fremdes, unschönes Gesicht, jetzt wieder kalt und ausdruckslos, eine lange, ungelenke Gestalt in Stiefel und Friesjacke.

Mynheer erröthete. „Zieh' Netta's Kleider an, ehe ich Dich den anderen Leuten zeige!" sagte er und ließ ihre Hand los. „Ich hatte das ganz vergessen, geh', meine Tochter!"

Pan ging mit Netta in die Kammer, in die Wiedersehensfreude war der erste Wermuthstropfen gefallen.

Um die Wahrheit zu gestehen, sah Pan, nachdem sie aufgeputzt war, noch länger und eckiger aus, denn zuvor, und die zierliche, in ihren Bewegungen gekünstelte Netta gewann ungemein ihr gegenüber. Ja, hätte man schwere Arbeiten von ihr gefordert, Arbeiten, gleich denen im Haidehause, Pan würde sich auf dem Platze vor Allen hervorgethan haben; aber Tag für Tag die kleinen, müheloſen und doch anspruchsvollen Verrichtungen des täglichen Lebens besorgen — das lernte Pan nicht, sie konnte den Kaffeetisch nicht zierlich ordnen und Thee oder Kaffee appetitlich eingießen, sie konnte nicht die kleinen Näschereien und Bäckereien anfertigen, deren Bereitung die Bäuerin nie den Händen der Magd überläßt; Pan, und das war das Schlimmste, konnte ihre Standesgenossen nicht empfangen und unterhalten, sie war fremd in alle den Dingen, welche das ländliche Leben bilden, und das Stillesitzen über einer Handarbeit war ihr eine Qual. In den ersten Tagen hatte der Vater gesagt: „Schneid' Dir die langen Haare ab, damit Du die Goldmütze tragen kannst!"

„Er", entgegnete Pan, „ich meine Abel Upstall, hat mich geschlagen, weil ich sie nicht abschneiden wollte!" Sie sagte das zögernd, es war beinahe, als betrachte sie diese Zöpfe wie ein Zeichen ihrer weiblichen Würde, ein Symbol ihres Frauenthums, das sie bis auf's Aeußerste vertheidigen müsse, ihre Augen nahmen wieder jenen bittenden und doch so tiefen, entschiedenen Ausdruck an.

„So?" brauste Mynheer auf, „und Du denkst auch mir ungehorsam zu sein?"

„Mein Vater", war die sanfte Antwort, „ich thue Alles, wenn ich nur so werden kann, wie Ihr mich wollt!"

„Behalt' die Haare — behalt' sie", rief Oudewater, „ich bin Dein Vater, ich bin kein Tyrann, wie jener unselige Kinderräuber; Mynheer Oudewater's Erbin kann gehen, wie sie will, ganz wie sie will, Niemand hat darein zu reden. Du gleichst Deiner Mutter, Du würdest wie sie geworden sein, wenn nicht — — nun, ich denke doch, Du wirst nicht aus der Art schlagen und lernen, was Deiner Stellung zusteht; denn wo die Ersten des Landes hingehören, sieh', da müssen die Oudewaters Platz nehmen!"

Hätte Pan sich frei fühlen dürfen, sie wäre liebenswürdig, vielleicht hübsch gewesen; aber so, gezwungen sich in unliebe Formen einzuengen, immer in Angst, Mynheer zu reizen, der, zwischen Liebe und Eitelkeit, oft aus der weichsten Stimmung zum heftigsten Zorn übersprang, wenn Pan's Geschick seinen Erwartungen nicht entsprach — so spielte sie eine traurige, unnatürliche Rolle, die ihr noch erschwert wurde, da Netta eine heuchlerisch versteckte Abneigung gegen das „Meermädchen" hegte, die sie antrieb, Pan's Mängel bestmöglichst an den Pranger zu stellen. Pan und Netta waren so gar verschiedene Naturen, daß auch die Erstere ihre Gefährtin dann nicht hätte lieben können, wenn sie nicht Ecko Doringa's Braut gewesen wäre.

Ecko blieb unter allerhand Vorwänden von der Plaatze fern, so daß der Winter kam und die Canäle zufroren, ehe denn er sich dort wieder einstellte. Als das Eis hielt und er die kleine Reise zu Schlittschuh machen konnte, entschloß sich Ecko endlich, dem gefürchteten Wiedersehen entgegenzugehen. Wenn er so zu Fuß ankam, war es ihm am leichtesten, Pan zuvörderst unter vier Augen zu sprechen und ihr zu sagen, er habe sich nicht entschließen können, ihrer gegenseitigen Bekanntschaft zu erwähnen. Schon tauchte das rothe Dach der Plaatze vor Ecko auf und er mäßigte die langen, tactmäßigen Züge seiner Breinermoorer Schlittschuh, um noch einmal zu erwägen, wie er Pan finden würde, wie er ihr entgegentreten wollte — da schwebte aus einer Canalbiegung eine hohe Frauengestalt daher, sie wiegte sich im pfeilschnellen Flug über die blitzende Eisfläche wie eine tanzende Elfe. Es war eine Sicherheit, eine Hingabe und Selbstvergessenheit in dieser Bewegung, deren Harmonie selbst den geübtesten Eisläufer überraschen mußte — wirklich stieß Ecko einen unarticulirten Laut aus, als er die Schlittschuhläuferin sah und zugleich gewahrte, wie zwei lange, blonde Zöpfe ihren Bewegungen nach rechts und links folgten. „Pan!" rang es sich von seinen Lippen. Die Eistänzerin stutzte und nach wenigen Secunden stand sie mit von der Luft gerötheten Wangen, freudig und bewegt schimmernden Augen und leicht geöffneten Lippen vor ihm.

„Ich bin Dir entgegen gekommen", sprach Pan unter etwas rascheren Athemzügen, „um Dir zu danken, daß Du nichts von jenem Tage sagtest, wo Abel Upstall begraben wurde. Du thatest Recht, Ecko, wir Beiden kennen einander nicht für diese Welt!"

„Pan — Pan — wie redest Du! Tausend und tausend Mal bereute ich, Dich an jenem Tage nicht fest gehalten zu haben und hätten Himmel und Erde sich dazwischen gestellt, ich konnte Dich im Herzen nicht verloren geben, bis zu der Stunde, wo ich erfuhr, Du seiest Jufvrouw Oudewater. Da nahm ich mein Schicksal, denn ich wußte, das Deine war in Ueberfluß gesichert. Du bist nun nicht mehr verlassen und allein!"

„Ecko, wenn Du mich kenntest, Du wüßtest, daß ich mehr allein bin, als damals neben Abel's Leiche. Als Du mir sagtest, es gezieme einer Frau nicht, Das zu arbeiten, was der Mann sich als seine Aufgabe zurechnet, als Du mir sagtest, ich solle mich nach Frauenart halten, da setzte ich Dein Wort über mein Begehr und ging in ein armes Haus, um dort Magd zu werden — ich war Knecht und Magd und Alles zugleich, bei aller Arbeit hatte ich keine Zeit, recht traurig zu werden, aber seit ich hier bin, da brennt mir der Boden unter den Füßen, ich bin wie ein Gebundener, welcher nur aufwacht, um zu fragen: werde ich heute frei? — Ecko, Ecko, ich wollte, sie hätten mich nicht gefunden, Netta war besser an meiner Stelle und Vater muß sich schämen, einen groben Matrosen zur Tochter zu haben!" Pan's Antlitz zuckte, als sich, in leidenschaftlicher Bewegung, das traurige Bekenntniß von ihren Lippen rang; aber ihre grauen Augen wurden nicht wie zum Weinen, sondern sie leuchteten im zornigen Feuer, sie war zu sehen wie ein gefesseltes junges Roß! Als Ecko immer ihre Hand fest in der seinigen hielt, riß sie sich los, beschrieb einen ungeheuren Bogen um ihn und stand dann plötzlich wieder da. „Ich habe die Freude nicht gelernt, Ecko, wie Ihr sie habt und kennt; sieh', das ist's, weshalb Niemand ein Herz zu mir fassen kann und ich zu Niemandem. Weinen kann ein Kind von Natur, aber das Lachen lernt es!"

„Pan, Du glaubst nicht, was Du sprichst, wenn Du sagst, Niemand faßt ein Herz zu Dir und Du zu Niemandem, Du weißt besser, daß es anders ist!"

„Ja, es ist anders!" entgegnete Pan nach kurzem Sinnen. „Land und Meer tragen nichts, an das ich so denken möchte, um es mit Dir zu vergleichen — aber es ist eine Nimmung, ein Nebelbild, auf welches kein Schiffer steuert, weil es noch niemals einer erreicht hat! Wenn wir einander erreichen könnten, Du würdest erkennen, daß Pan auf der Erde ein Baum ohne Wurzel ist, der nirgends anwächst, und weil keine Ruhe, kein Wachsthum in unserm Geist sein könnte, deshalb fassen auch wir kein Herz zu einander!"

Sie schritt vorwärts. Ecko schwieg, man hörte nur das klingende Aufschlagen und splitternde Fortschneiden der im Gleichschritt bewegten Schlittschuheisen, bei einer neuen Biegung des Eisweges sagte Ecko gekränkt: „Es ist gut, daß Deine Liebe so besonderer Art ist, wie gar keine andere; es wird uns nun Beiden leichter sein, zu thun, was gethan werden muß! Ich bin für Netta jetzt ja Alles, was sie auf der Welt hat!"

„Laß sie nie anders denken", fügte Pan ernst hinzu, „denn Netta hat keine Natur zum Vergeben!"

Ecko stutzte, es berührte ihn, wie Recht Pan hatte und wie groß sie neben der kleinlichen Rache dastand, die er soeben an ihr nahm; er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie hatte sich bereits in entgegengesetzter Richtung entfernt, ihm überlassend, seinen Weg allein zu verfolgen.

Als Ecko Mynheer seinen Glückwunsch abstattete, nahm der Letztere denselben ziemlich kühl hin. „Hätte ich Das gewußt", meinte der Alte, „ich würde mich besser noch einmal verheirathet haben, damit doch eine Frau im Haus ist, die den Mägden befiehlt!"

Auch Netta war in gereizter Stimmung, weil der Verlobte so lange ausblieb, weil sie selbst ein armes, beraubtes Kind sei — weil — weil — die Gründe waren unerschöpflich und sie deutete auf ihre jetzige und demnächstige Stellung als Frau mit der Miene einer entthronten Königin. Noch selben Abend wurde der Hochzeitstag festgesetzt, dessen Feier allemal dort begangen wird, wo die Heimat des jungen Ehepaars sein wird. Die Ausrufung folgte und erfüllte die nächsten Wochen und dann ging Alles, was auf der Plaatze nur abkommen konnte, zur Hochzeit. Das Fest hatte keinen freudigen Grundton, weder Braut noch Bräutigam fühlten das Bedürfniß, eine Herzensfreude zu verlautbaren, Mynheer war einsilbig und verstimmt in der Voraussicht, daß in seiner eigenen Wirthschaft jetzt Alles verkehrt gehen würde, und Pan saß so eckig und starr da, wie immer, wenn sie sich beobachtet wußte und gezwungen war, ihre Standesehre zu vertreten. Wenn man schon früher munkelte, Schwanhild Oudewater sei ungewöhnlich schwach von Verstand, so glaubten die Hochzeitsgäste noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen, indem sie Pan für „mall", für entschieden unklug erklärten. Nur mitunter lüftete sich ihre starre Maske und es kam Leben in die großen, gleichgiltigen Augen — das geschah, wenn der alte „Captein" ihr gegenüber, der mit seinem Schiff die abenteuerlichsten Fahrten gemacht hatte, von seinen Reisen erzählte, oder wenn er mit einigen Seemannsflüchen grollte, daß die selbstsüchtigen Landratten keine Asyle für alte oder invalide Matrosen stifteten, so daß diese Braven in der Noth die Heimatlosesten aller Heimatlosen wären auf einer Erde, wo man sich um jeden Landstrolch reißt, um ihn nur ja zu pflegen und anständig zu versorgen in Spitälern, Versorgungshäusern ꝛc.

Ecko bemerkte, wie das Mädchen die Farbe wechselte, und als er, unwiderstehlich durch ihr Erwachen angezogen, sich ihr näherte, warf sie wieder einen ihrer leuchtenden Blicke auf ihn und flüsterte: „Jetzt weiß ich, was ich auf dem Lande zu thun habe!" Weiter ließ sie sich nicht aus.

Ecko's Flitterwochen waren jeglicher Illusion bar. Netta hatte nur einen Wunsch und Gedanken, den: so reich und angesehen zu werden, als die Oudewaters, gegen welche sie sich in eine feindliche Stimmung hineingrübelte. Ihr ganzes Streben ging nach Außen — Sparen, Erwerben,

Glänzen — und dazwischen klagte sie um ihr Schicksal, das sie zu einer unbedeutenden Bauersfrau herabgedrückt habe.

Mit der Plaatze war das junge Paar in fast gar keiner Beziehung; Netta empfand eine stechende Eifersucht gegen Pan, die sie nicht immer in zarter Weise, sondern wie einen Strafact über Ecko's Haupt ergehen ließ und fast mit Genugthuung bemerkte sie, daß sie damit ihren Mann wirklich verletzte. Sie irrte leider nicht, wenn sie behauptete, Ecko sei kein sehr zärtlicher Ehemann, aber ihre Art machte das Uebel nur ärger. Ecko trug seine Häuslichkeit mit einer Geduld, die seinen Herzenszustand mehr beleuchtete, als es Worte hätten thun können — die Resignation ist geduldig, ein gedrücktes Gewissen ist nachgiebig bis zur Schwäche! Er suchte nichts bei Netta als eine Theilnehmerin seiner Arbeiten und seines Erwerbes, er, der bislang mit Ehrfurcht zu den Frauen aufgeblickt hatte, war von diesem idealen Standpunkt tief herabgesunken. Netta war selbstsüchtig, Pan herzlos — es lohnte nicht, noch andere Weiber kennen zu lernen!

Der Frühling kam; um die Pfingstzeit schmückte sich die ganze Landschaft mit dem Goldmantel der blühenden Rapsfelder, dann folgte die Heu-, die Raps- und Kornernte und auf einmal war es wieder Herbst; der Herbst kommt immer so unerwartet! Ecko dachte das auch, als er auf seiner Carriole zu irgend einem Viehmarkt hinausfuhr.

Er war allein, Netta hatte so viel daheim zu schaffen und zu raffen, daß sie ihn nicht begleiten konnte, er freute sich der Stille und Einsamkeit. Denn es macht müde, immer von Thatsachen reden zu hören und wie eine Schlingpflanze stets am Erdboden weiter zu ranken. Lange hatte er nichts von der Oudewater-Plaatze gehört, aber heute zum Markt war sicher Mynheer, wahrscheinlich auch Pan anwesend, denn die Ost- und Westfriesin feiert ihre Saison zur Marktzeit, sie sitzt in den Wirthsstuben an der Seite ihres Gatten oder Vaters, trinkt und ißt, sieht und wird gesehen, es sieht nicht gerade sehr unterhaltend aus für Andere, muß aber doch seine Reize haben

Doringa hatte sich nicht geirrt. Zwischen all' den Goldhauben des Gastzimmers schimmerte durch die schweren Tabakrauchgewölke ein Mädchenkopf mit dicken, goldblonden Zöpfen und neben Pan saßen Mynheer und noch ein junger Mann, den Ecko als den Sohn eines vermögenden Grundbesitzers kannte. War es denn Ecko nie eingefallen, daß die reiche Oudewater-Erbin eine gute Partie war, daß der Vater nichts sehnlicher wünschen mußte, als durch einen angesehenen Schwiegersohn den Glanz seines Hauses zu heben? — O, es war so natürlich und doch so schwer, es nun vor sich zu sehen, sich nun mit heran zu setzen und über Mynheer's Späße lachen zu müssen! Pan hatte sich verändert, die Wetterröthe hatte einer klaren Bläße auf ihren Wangen Platz gemacht, unter den Augen lag ein Schatten, der diese noch größer, noch trüber aussehen machte. Wol blieb dieses räthselhafte Angesicht ruhig, als Pan, deren Hand ganz weich geworden war, dieselbe in die Rechte des Ankom-

menden legte, aber sie konnte ihren Fingern nicht verbieten zu zittern und während des Händedrucks eiseskalt zu werden.

Ecko war kein feiner Herr, aber die Sprache des Herzens ist eben der Universalklang, die Sphärenmusik, vor der alle anderen Worte und Vorurtheile verstummen; Ecko verstand mit Schmerz und Jubel, was die stockenden Pulse dieser kräftigen Mädchenhand ihm verriethen. Mynheer war, wie schon erwähnt, in bester Stimmung, es war klar, er wollte vor Pan's Bewerber die Schweigsamkeit des Mädchens nach Kräften verdecken, aber selbst durch diese Heiterkeit hindurch drangen die Dornen einer Gereiztheit gegen seine Tochter, die diese selbst zwar nicht zu berühren schienen, Ecko aber in ihrer Seele verletzten.

„Was sagst Du zu meiner Jufvrouw hier, Ecko", lachte Mynheer; „es ist nicht zu denken, was sie für eine Gelehrte ist, sie lernt beim Schulmeister und beim Domine mehr, als die Herren selber verstehen — fremde Sprachen redet sie, nur die friesische nicht, und sie schreibt flinker, als der Gemeindeschreiber — ha, ha — die Welt wird neu, große Leute gehen wieder in die Schule und die Weiber greifen nach der Feder anstatt nach dem Kochschleef — nun, ich rechne, wenn sie erst einen Mann hat, da werden diese Mädchenlaunen verfliegen; nicht wahr, Ulrich Butendiek, das wird anders?"

Der junge Mann sah ziemlich verblüfft aus und schielte von der Seite auf die unbeweglichen Züge seiner langen Nachbarin. Ecko kam der bedenklichen Unterhaltung zu Hülfe, indem er von den Viehpreisen redete. Später vertraute ihm Mynheer unter vier Augen an: „Das tolle Geschöpf, die Pan, weigere sich zu heirathen, dies sei der Neunte, den sie diesen Sommer abweise, aber jetzt sei seine väterliche Geduld erschöpft und er werde Pan zu zwingen wissen." — Es war ein qualvoller Tag für Ecko und die Spannung, was Pan thun werde, beherrschte durch die nächsten Wochen sein Gemüth so verrätherisch, daß Netta mehr denn je über ihren Gatten eiferte und klagte.

Als eines Tages Ecko's Hausgesellschaft zu Tische saß, trat ein fremder Bote ein und gab Ecko Doringa ein kleines Päckchen, das ihm von der Oudewater-Plaatze gesendet wurde. Der sonst so sichere Mann wagte nicht, diese Sendung Angesichts seiner Frau und seiner Dienstleute zu öffnen, es wollte kein Bissen mehr hinunter, bis er endlich nach dem Dankgebet in die Stube entkommen konnte. In dem versiegelten Umschlag lag ein rothes Foulardtuch, wie es die Schiffer um den Hals knoten, und in diesem ein langer, blonder Zopf! — Ecko war wie betäubt, erst Netta's scharfe Stimme rief ihn wieder in die Gegenwart zurück.

„Das ist so viel, sie heirathet und setzt die Goldmütze auf!" rief die Bäuerin boshaft.

„Das ist so viel", sagte Ecko ernst, „als: sie kann ihre Freiheit nicht mehr auf dem Festlande wahren und wird jetzt ganz Matrose!" Ecko küßte den Zopf und seine Thränen fielen auf dies Andenken der Allzugetreuen nieder. Netta verstummte bei diesem Anblick, wie damals, als

sie erfuhr, sie sei ein untergeschobenes Kind — sie hatte wieder einmal recht — ihr Mann liebte sie nicht!

Selben Abend, als schon Alles bis auf Ecko schlief, kam ein Reitender von der Oudewater-Plaatze.

Mynheer ließ durch denselben anfragen, ob die Doringas etwas von Jufvrouw Schwanetta wüßten? Dieselbe war verschwunden, während Mynheer eine Geschäftstour nach Holland machte, und hatte keine Kunde zurückgelassen, nur eine ihrer abgeschnittenen Haarflechten. Mynheer sei ganz außer sich, berichtete der Bote, und er gelobe ein Mal über's andere, seine Tochter, sein geliebtes, gutes Kind, solle ja in allen Dingen ihren freien Willen haben — wenn sie nur wiederkomme. Man hatte allgemein geglaubt, die Hochzeit der Jufvrouw stehe vor der Thür und Mynheer habe dies auch immer ausgesprochen, statt dessen nun todt — oder in die weite Welt. „Und sie war sehr barmherzig", sagte der Bote, „und that Niemandem was zu Leide."

Das Abendroth lag über Venedig und seinen Lagunen wie eine Glorie ausgebreitet — es glüht und blüht und leuchtet, als wäre die wunderbare Lotosblume des Meeres zur Centifolie verklärt. Die schwarz getheerten Fahrzeuge, welche in dieser gluthdurchschimmerten Fluth vor Anker lagen, sahen wonnig träumend aus und ihre Umrisse hoben sich scharf ab wie ein Gemälde vom Goldgrund. Die lachenden Gondeln schossen hin und her, gleich lustig spielenden Delphinen, mitunter erhob sich eine Barcarole über das leise flüsternde Wogengeräusch empor und dazwischen die Rufe der Gondelführer.

Hart neben den Mauern des Giardino publico lag, an schlaff herabhängender Ankerkette, der holländische Kauffahrer Saardam. Die Mannschaft mußte ihrem Vergnügen nachgegangen sein, denn man erblickte nur einen einzigen Matrosen auf dem Deck und dieser lehnte mit gekreuzten Armen am Mast und blickte auf die Bauwerke, welche so märchenhaft aus den Fluthen emporstiegen. Zuweilen trieb der Wind das goldblonde Haar unter dem Lackhut hervor über Stirn und Augen des jungen Schiffers, aber er schien es nicht zu bemerken. — Eine Gondel umschrieb den Umkreis des Schiffes, der junge schwarzäugige Italiener, der in leichter Haltung den einen Fuß hoch aufgestellt, in der Rechten wie spielend das Ruder, das kleine Fahrzeug lenkte, stieß von Zeit zu Zeit einen jodelnden Ruf, ein klingendes „Sapremi" aus, aber der holländische Matrose war wie taub und blind.

„Nun, Perino", sagte ein zweiter Italiener, der mit aufgestütztem Kopf listig und träge blickend am Boden der Gondel lag — „habe ich recht oder nicht? Der Marinaro da oben ist ein Weib, oder ich will nicht Bastiano heißen!"

„Zitta — zitta!" machte Perino und ließ die Gondel neben der Ankerkette an den Saardam anlegen, erfaßte die erstere vom Verdeck der Gondel aus und schwang sich behende auf die Planken des Holländers.

Mit unhörbaren Schritten näherte sich Perino dem Matrosen. Wer vor Jahren Matrosen-Pan kannte, damals, als Abel Upstall's wuchtige, tyrannische Faust noch über ihrem blonden Haupt schwebte, der würde in diesem Jüngling höchstens ihren hübschern, kräftigen, muthig blickenden Bruder vermuthet haben, und doch war sie es selbst. Eine energische That, ein Rettungsact unserer eigensten Ueberzeugung, ein geistiges Freiwerden, wie Pan, der innern Stimme folgend, ihre Flucht aus dem Vaterhause beschloß und ausführte — eine solche That drückt ihren Stempel auf die Stirn des Muthigen. Mit dem Bewußtsein der sittlichen Selbstständigkeit wurde sie sicher in ihren Bewegungen, Luft und Licht drangen bis in ihr innerstes Wesen und die geistige Kraft richtete den Körper empor und gab ihm Genügen und Gedeihen, jene Blüthe, die nicht blendet, aber sich in bescheidener Vollendung entfaltet. Perino legte plötzlich seinen Arm um den Leib der Gedankenvollen und als sie aufblickte, sah sie in seine dunklen, glühenden Augen, der Athem seines halb lächelnden, halb verlangenden rothen Mundes unter dem zierlichen, schwarzen Bart zog heiß über ihre Wangen und eine kleine Bewegung hätte genügt, um Pan's Lippen zu erreichen. Pan schrie nicht auf, obwol sie ihre Hände von den kräftigen Fingern des Gondoliers gehalten fühlte, ihr Lackhut fiel herunter in das kunstvolle Schneckengewinde eines getheerten Kabels, aber der Italiener raubte sich trotz des Vortheils seiner Stellung den beabsichtigten Kuß nicht, denn es drohte ein Etwas aus den großen, grauen Augen des Mädchens, das selbst ihm, dem Kecken, Respect einflößte.

„Wage es", sprach Pan zwischen den weißen Zähnen hervor in einem ziemlich geläufigen Seemanns-Italienisch, „wage es und Du kommst nicht lebendig vom Bord des Saardam!"

„Aber, Bella mia", entgegnete Perino mit der weichen, bittenden Stimme, die seinem Volk zu Gebote steht — „aber willst Du denn nur Deine blonden Tedeschis küssen, versuch's mit einem Italiener!"

„Ich habe ein Gelübde gethan und werde es halten", klang es tief aus Pan's Brust empor, „halten und wenn es ein Leben kostete!" Mit einem gewaltsamen Ruck hatte sie ihre Hand befreit und im gleichen Augenblick war dieselbe mit einem kurzen Messer bewaffnet, das in der Tasche des Wammses verborgen war. „Geh!" befahl sie.

Perino trat zwar einen Schritt zurück, aber Zorn und Beschämung rötheten sein braungelbes Gesicht, er wollte keinenfalls von einem Weibe aus dem Felde geschlagen werden. Die Dämmerung, welche inzwischen das Abendroth überwältigt und ausgelöscht hatte, schien ihm zu Hülfe zu kommen und er gedachte es mit dieser entschlossenen Gegnerin zu versuchen, da klang es vom Ufer: „Saardam ahoi — Saardam ahoi!" und Perino fand es gerathen, die rückkehrende Bemannung des Saardam nicht erst abzuwarten, er suchte den Schatten und seine Gondola, wüthend und rachedurstig, daß so etwas einem hübschen Burschen wie er einer war, begegnen könne. Pan ruderte inzwischen mit der Jolle an's Ufer und holte den Capitain und den Steuermann, der des Capi-

tains Bruder war, ab. Selbst wenn sie die Absicht hatte, von Perino's Ueberfall zu erzählen, und sie war wenig mittheilsam, so würde sie kaum dazu gekommen sein, denn der Capitain empfing sie gleich mit den Worten: „Wir kommen Deinetwegen so zeitig zurück, Pan, ich fand beim Consul einen Brief Deines Vaters an mich vor. Er hat endlich herausgebracht, mit welchem Schiff Du fährst und beschwört Dich, zu ihm, der in letzter Zeit gebrechlich war, zurückzukommen!" Pan erwiederte nichts, aber eine Stunde später klopfte sie an die Cajütenthür des Capitains und erklärte, sie habe ihres Vaters Begehr erwogen und sei bereit, zurückzukehren, wenn Mynheer auf ihre Bedingungen eingehe. Der Capitain schüttelte den Kopf, war aber doch bereit, die Bedingungen seines braven, unermüdeten Matrosen, der's nun einmal nicht besser haben wollte, zu Papiere zu bringen: „Ich kann Bedingungen machen", schickte Pan voraus, „denn ich bin mündig und ernähre mich durch ein ehrliches Gewerbe, 1) soll man mich zu keiner Heirath überreden und 2) dictirte sie dann: gewährt mir mein Vater die Mittel, vier bis sechs alte Seeleute zu erhalten nach ihrem Stande; 3) soll es mir freistehen, einen Monat alle Jahre zur See zu gehen." — Von tausend Mädchen hätte wol kaum eine ähnliche Bedingungen ersonnen und behauptet, wo es ihr freistand, über erkleckliche Summen zu gebieten und doch schlug unter dem groben Matrosenanzug, den Jufvrouw Oudewater trug, ein Herz voll tiefer Leidenschaft, ein Herz so treu, so echt wie Gold.

Als der Saardam am nächsten Morgen die Anker lichtete, hätte Keiner bemerken können, der jüngste Matrose sei weniger geschäftig, diensteifrig und dienstkundig als die anderen wetterharten Seebären; die behenden Füße, welche unter den weiten Leinenhosen hervorschauten, kletterten so schwindelfrei in den Mastkorb, als wenn andere Frauenfüße im Tanz über das eben so gefährliche Parket der Ballsäle schweben — und doch, hätten die coketten Frauen Venedigs hinter dem Fächer hervor vom luftigen Balcon aus Pan beobachtet und als Frau erkannt — sie würden die Friesin als unweiblich verurtheilt haben.

Mynheer Oudewater hatte sich in seinem ganzen Leben keine Vorschriften machen lassen, er gefiel sich sogar in dem Uebergewicht einer erlaubten Tyrannei — und nun schrieb ihm, dem Reichen, Selbstbewußten sein eigenes Kind Bedingungen vor, Bedingungen, die schnurstracks gegen seine Wünsche, Gewohnheiten und Ansichten verstießen! Wenn Mynheer auch gesagt hatte: „Meine Erbin kann thun was sie will!" so war diese Prahlerei doch eine sehr eng eingegrenzte, denn alte Gebräuche umstoßen hieß beinahe so viel, als aus seiner Kaste, aus der Standeswürde heraustreten und die Achtung verscherzen. Mynheer erinnerte sich wie ungeschickt Pan war, aber der Aerger darüber war bereits verflogen, indeß die Ueberzeugung: sie ist mein Kind, mein Fleisch und Blut, sie blickt mich mit Janna's Augen an, sie ist mein einzig wahres Eigenthum auf Erden! den Sieg davon trug. Und dann — der Bauer hatte Janna wegen ihrer Nachgiebigkeit geliebt, er gestand es sich nicht, aber trotzdem liebte er Pan wegen ihrer selbstlosen Festigkeit. Mynheer

unterschrieb die Bedingungen selben Tages, wo sie auf der Plaatze einliefen, er konnte Pan nicht zürnen.

Ein Vierteljahr später verließ Pan den „Saardam" und kehrte in ihr Vaterhaus zurück. In Wahrheit war dies ihre erste Einkehr in die Heimat, denn sie überschritt diesmal die Schwelle gehobenen Hauptes und festen Fußes, sie blickte mit dem Bewußtsein um sich: Dies ist mein Eigenthum! Mynheer Oudewater, der ganz mager vor Sorge und Nachdenken um sein Kind geworden war, empfand sofort, daß mit Pan eine Wandelung vorgegangen war, er winkte den versammelten Dienstleuten heranzutreten, um ihrer jungen Herrin die Hand zu reichen und sagte schmunzelnd: „Ihr wißt, daß Ihr der Jufvrouw gehorchen müßt!"

Pan kam nicht allein, sie brachte ein altes Ungeheuer von einem halblahmen Matrosen mit, der wirklich eher einem Wallroß, als einem Menschen glich. Er entwickelte nebstbei auch noch die thierische Gewohnheit, laut und bedrohlich zu knurren, wenn seine scharfblickenden Augen irgend etwas erblickten, das ihm gegen die Ordnung des Hauses oder — was ihn am meisten reizte — gegen die Jufvrouw, seine Wohlthäterin, gerichtet schien, welche er consequent „Mutter" nannte. Schon im Laufe der ersten Woche verwünschte das Dienstpersonal den „alten Seehund", der überall war, wo man ihn nicht vermuthete und Mynheer, der Anfangs etwas scheel auf den verwilderten Brodesser geblickt hatte, bemerkte vergnügt, daß er selbst getrost von früh bis spät spazieren gehen könne, falls nur der alte Seehund daheim blieb und wachte. Wenn man im Stillen erwartet hatte, die Jufvrouw verstehe nicht zu commandiren, so irrten sich die Hausgenossen gleichfalls. Pan war noch immer keine zierliche, gewandte Hausfrau, aber die wirthschaftlichen Angelegenheiten ordnete sie sich unter und es wurde keinerlei Unsicherheit merkbar. Zu den neuen Errungenschaften der Erbin gehörten auch die, daß sie redete, nicht viel und lebhaft, aber verständig und schonsam; ihre Worte fielen in's Gewicht, namentlich verstand sie es jetzt, ihren Vater reden zu machen. „Wie geht es den Doringa's?" fragte sie eines Abends, „hat Netta Kinder?"

Der Bauer nahm seine Pfeife aus dem Mund, betrachtete aufmerksam die Spitze und entgegnete dann:

„Nein, Kinder hat sie nicht, aber wie denn so das Frauenvolk ist, es nimmt eine Richtung, die Niemand kommen sieht und zwischen Morgen- und Abendläuten hat sich die Frau hineinverbissen, daß man ihr eher die Zähne einschlüge, als daß sie losläßt — ja, so ist's, so ist's!"

„Nun und in was hat sich Netta verbissen?"

„Kind, ich tadle Netta nicht, ich lobe sie und Jeder lobt sie und Ecko ist in den drei oder vier Ehejahren ein gemachter Mann geworden; denn Netta ist auf's Erwerben wie der Teufel!"

Pan wechselte die Farbe, der alte Seehund wußte nicht, wovon die Rede war, als er sie aber so von unten und von der Seite ansah, knurrte er, auf ihrem Gesicht war nicht Alles in Ordnung. Alsbald stellte sich auch ein Gefährte für den Seehund ein, er hatte nur eine Hand, aber

dafür eine höchst arbeitsame Zunge und die gute Eigenschaft, alle Spiele auf Karten, Würfel ꝛc. zu können. Mynheer blieb nun gar keine Zeit mehr, übler Laune zu sein, vor lauter Unterhaltung, wie er denn überhaupt viel heiterer und umgänglicher war, seit Alles im Hause den rechten Weg ging.

Zum Winter kam auch der dritte Matrose, ein stiller, kränklicher Greis, der immer wie ein Hausgeist umherschlich, um zerbrochene Sachen zu finden, man taufte ihn den „Bastler", weil er sich mit Allem behelfen konnte, er leimte, schmiedete, tischlerte, setzte Scheiben ein und dünkte sich unentbehrlich.

Da die Greise Pan „Mutter" nannten, so hießen sie selbst „die Matrosenkinder" und erlangten als solche eine große Popularität in der Umgegend.

Dies war der unterhaltendste Winter, den man noch auf der Plaatze erlebt hatte, obgleich die Wege für zwei Monat unpassirbar wurden; über der Haushaltung lag jene Stabilität, jenes friedliche Genügen, das an gar keine Veränderung denken läßt. Der Frühling und die Ernte ließen sich besonders gut an und die Bauern waren oben auf, denn ein Hang zum „Dickthun" ist ihnen nun einmal angeboren — da kam das Verhängniß in Gestalt einer ungewöhnlichen Springfluth. Wo noch Mittags die Ernte, gleichsam strotzend, auf den Aeckern stand und auf unübersehbaren Wiesenflächen glatte, zahlreiche Rinderheerden weideten, da erblickte man Abends einen weiten Seespiegel, aus welchem nur die Häuser und die Deiche hervorragten — für Bäume ist in Friesland kein Platz, der Boden ist zu werthvoll. Auf der Plaatze trug man das Unglück würdig und rettete überlegt, was zu retten war. Von anderen Seiten trafen aber, sobald das Wasser ablief, zahlreiche Schreckenskunden ein. Der Seehund knurrte in diesen Tagen unaufhörlich, denn Mutter Pan's Gesicht zeigte eine Spannung, die ihm sonst nicht eigen war — oder darf man es eine Ahnung nennen? Ein Bote kam von Ecko, dessen Eigenthum der Fluth noch mehr ausgesetzt war, und sagte an: Netta Doringa sei im Wasser umgekommen! Der Bote, ein Knecht Ecko's, heuchelte eben keine tiefe Trauer über den Tod seiner Herrin; er erzählte mit Vorliebe und großer Umständlichkeit, wie der Viehknecht mit Lebensgefahr die ganze Heerde eintrieb, als er vom Deiche ab das Unglück hereinbrechen sah. Ecko lobte ihn, aber Frau Netta bemerkte, daß ein jähriges Rind fehle, ward sehr zornig und gab dem Burschen eine Ohrfeige. Das war das Letzte, was man von ihr sah. Alles arbeitete und sorgte, damit nur das Haus geschützt werde, wol eine oder zwei Stunden verlangte Niemand nach der Hausfrau und dann glaubte man, sie sei irgendwo auf dem Boden oder in den Kammern beschäftigt; erst mit sinkender Nacht beunruhigte man sich ihretwegen und nach zwei Tagen fand man die Leiche unfern des verunglückten Rindes, das in einem morastigen Canal stecken geblieben war. „Es ging ihr wie Lot's Weib!" schloß der Knecht den Vergleich wie eine Moral der Trauerbotschaft zufügend. — Pan und ihr Vater fuhren zum Begräbniß hinüber.

Ecko war gealtert und tief gebeugt, ganz beirrt und verwirrt schien er keinen Sinn für Pan's Gegenwart zu haben, erst Abends, als Netta in dem noch ganz durchnäßten Kleiboden des Kirchhofs lag, die Gäste fort waren und Mynheer hinausging, um das Anspannen zu besorgen, faßte Ecko Pan's Hand, blickte ihr mit Bewußtsein in's Gesicht und sagte traurig: „Pan, wie bist Du so jung und schön geworden! Sieh, mein Leben ist nun dahin, wären wir, die Selige und ich, einig und froh miteinander gewesen, so trüg' ich's wol in Frieden; aber zu denken, sie ist todt und ohne Liebe, ohne Segensworte, ohne Einigkeit dahin gefahren, elend umgekommen und ich wußte es nicht — Pan, das ist stärker wie ich und ich kann auch nicht beten, denn vor Gott ist das Alles meine Schuld — sie war so, weil ich sie nicht lieben konnte!"

„Mir ist es besser geworden — ich war frei!" sprach Pan mit ihrer weichen, süßen Stimme. „Ruf' Gott, Ecko und Er kommt, Er kommt sicher, ich weiß es, er läßt uns nicht verzweifeln — wie die feindlichen Gewässer ablaufen, wir wissen nicht wohin, so versinken auch die feindlichen Gedanken des Schmerzes vor uns und wir sehen die Dinge wieder wie sie sind. Gehab' Dich wol, Ecko!"

Als es wieder Winter wurde, war Pan's alte Kinderschaar schon um einen Kopf zahlreicher, als Pan es sich ausbedungen hatte, aber Mynheer schmunzelte nur dazu, denn sein „Seemannsheim" war in mehreren Zeitungsartikeln gelobt und herausgestrichen und er wurde seitdem nur: „Der friesische Patriot" genannt. — Nachdem Mynheer nun alle Heirathshoffnungen für Pan überwunden und begraben hatte, da kam Pan eines Tages selbst und bat um seinen Segen für sich und Ecko Doringa: „Ihr sollt nichts entbehren in Eurer Pflege", beruhigte die Juffrouw den Ueberraschten, „Ecko vermiethet seinen Besitz, der ihm seit dem Unglück zuwider ist und wohnt bei uns, er ist jetzt fast so reich als wir!"

So kam es, daß Hochzeit auf der Plaatze wurde. Der alte Bastler starb, aber die Kopfzahl verminderte sich doch nicht, obschon der letzte Kopf nur ein ganz kleines Köpfchen mit blonden Haaren war.

Seit ihrer Rückkehr trug Pan die Goldhaube; zur Taufe ihres Söhnchens hatte sie nun auch noch die Diamantagraffen angesteckt, sie wollte mit ihren Kindern zur Kirche. Der alte Seehund saß an der Wiege und litt es nur leise knurrend, wenn sonst irgend wer den Kleinen betrachten wollte. Ecko schloß seine Frau in die Arme: „Wir sind Beide wieder jung für unser Kind!" sagte sie.

„Ja, Pan, erst seit wir bei einander sind, weiß ich, was Leben heißt!" Sie sahen sich in die blühenden, glücklichen Gesichter. Mynheer mahnte zur Abfahrt: „Vater", sagte Pan, „ich lasse die Bedingung meiner jährlichen Seefahrt nun auch fallen — eine Wiege ist doch besser als ein Schiff!"

Der Bildhauer des Nero*).

Von **Albert Moeſer.**

„Da raſt er hin im Circusſande,
Jählings entrafft vom Viergeſpann;
Der goldnen Zügel ſtraffe Bande
Lenkt kund'gen Sinns der Jünglingmann;
Vom Haupt wallt reich der Locken Fülle,
Indeß ſein Ruf in Lüften gellt;
Sein Leib ſtrahlt frei und ſonder Hülle,
Von Glanz verklärt und kraftgeſchwellt.

Das Volk ſitzt dichtgedrängt im Kreiſe,
Sein Ruf: „Heil, Nero, Heil!" erklingt,
Den Kaiſer rühmt's mit lautem Preiſe,
Der um den Sieg wie Andre ringt!
Doch ich, dem heil'ger Schönheit Blüthe
Wie nichts des Buſens Sehnſucht ſtillt,
Ich ſchau' mit trunkenem Gemüthe
Der Schöpfung ſtolzes Meiſterbild.

Nur ſelten naht aus Himmelsweiten,
Von reinſtem Aetherlicht umwallt,
Dem Staub, wo grimm die Kräfte ſtreiten,
In höchſtem Liebreiz die Geſtalt;
Die Welt iſt plump, der Stoff iſt ſpröde;
Und die einſt göttlich ſtrahlt' und rein,
Die Form grüßt uns entſtellt und blöde
Und zeigt im Fleiſch getrübten Schein.

Doch hier — o Luſt — hat ſich im Bunde,
Im ſchönen, Stoff und Form vermählt,
Schaffluſtig hat in guter Stunde
Natur den Liebling ſich erwählt;
Mir ſtrahlt, verklärt von goldnem Schimmer,
Dies Bild, wie ich kein zweites ſah,
Und hehrer, dünkt mich, prangten nimmer
Die Sieger von Olympia.

Doch ach, was alſo hold erblühte,
Vergänglich iſt's und dauerlos;
Wie heiß Natur ſich ſchaffend mühte,
Vernichtung iſt des Ird'ſchen Loos;
Was lieblich ſtrahlt und auserleſen,
Es blüht ſtets eine Spanne nur!
Einſt war es nicht, bald iſt's geweſen,
Und raſch verweht des Schönſten Spur.

*) Das Gedicht ſtützt ſich auf die kunſthiſtoriſche Tradition, daß der jugendliche Nero das Modell des weltbekannten Apollo von Belvedere iſt.

Was hold erwuchs durch zwanzig Jahre,
Verwandeln wird's der Flug der Zeit;
Und dieſe Form, die wunderbare,
Sinkt hin durch irdſcher Stoffe Streit;
Die wühlend tief im Buſen wohnen,
Der Leidenſchaften grimm'ge Macht,
Der Luſt entſetzliche Dämonen
Vernichten, was vollendet lacht.

Doch ſprich! Haſt Du der Kunſt vergeſſen?
Hat Dich umſonſt gelehrt Athen?
Haſt Du nicht ſelig unermeſſen
Den heil'gen Statuenwald geſehn?
Haſt Du nicht formend ſelbſt gerungen
Mit emſ'gem Fleiß ohn' Unterlaß?
Haſt Du nicht ſelbſt zum Dienſt gezwungen
Die heil'ge Kunſt des Phidias?

Wolan, ich will geſtaltend retten
Dies Bild, das bald in Staub zerfällt,
Die Form will ich dem Stein verketten,
Daß ſie beſteht zur Luſt der Welt;
Was nie ſo hold wol kehret wieder,
Was glanzreich jetzt mein Herz entzückt,
Es ſei, gebannt in Marmorglieder,
Dem Raub der Zeitlichkeit entrückt!

Als Gott will ich ihn formend bilden,
Als ſtrahlend-ſchönſten, als Apoll,
Wie einſt in troiſchen Gefilden
Im Zorn ihm ſtolz die Lippe ſchwoll,
Wie er mit ſcheuchender Meduſe
Der Feinde Schaar zum Weichen zwang*): —
Ich will's — Nun ſteh' mir bei, o Muſe,
Und laß gedeihn der Seele Drang!"

*) Nach der Entdeckung des Apollo Stroganoff iſt dieſe und nicht die durch Winckelmann vertretene Auffaſſung der Statue (Apollo als Pythotödter) die richtige.

Ein Wort über äſthetiſche Nationalerziehung.

Von **Fr. Kreyſſig***).

„Gott nur ſiehet das Herz! Drum eben, weil
Gott nur das Herz ſieht
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches
ſeh'n!"

Nahezu achtzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit unſerm Schiller dieſer Stoßſeufzer entſchlüpfte, ſeit er, im Sinne der Beſten ſeiner Zeit, die Erziehung zur Freiheit von der Erziehung zur Schönheit abhängig machte. Seitdem hat die Freiheit (wenigſtens die politiſche und ſociale), man ſage was man wolle, erkleckliche Fortſchritte bei uns gemacht, und, wie die Himmliſchen pflegen, iſt ſie nicht allein, noch mit leeren Händen gekommen. Der Segen der Arbeit hat ihr die Wege gebahnt und geſchmückt, Macht und Sicherheit hüten die Thür des Hauſes, die goldſtrahlende Victoria lächelt von den Zinnen herab, und die Bewohner, froh ihrer Kraft und ihres Beſitzes und der Weisheit des Hausherrn vertrauend, laſſen ſich einſtweilen die Stimmung nicht durch das Ungeziefer verderben, das unter dem Fundament wühlt und nagt, und hie und da in einer dunklen Ecke ſein Weſen treibt. Und nicht nur ſicherer, behaglicher, ſondern auch hübſcher iſt es im Hauſe geworden. Als Schiller in Weimar ſich in dem Cultus des Ideal-Schönen berauſchte, erinnerte Ilm-Athen noch mehr an den Landſitz des biedern Eumäus als an die Vaterſtadt des Phidias. Allabendlich machte die ſchöne Welt von Weimar in den Hauptſtraßen den mehr nützlichen als äſthetiſchen vierfüßigen Reſidenzbewohnern Platz, und wenn Karl Auguſt „den Genius bewirthete", ſah man ſeine nicht geheimräthlichen Dichtergäſte oft genug zwiſchen Kothlachen hindurch, das

*) Wir können es uns an dieſer Stelle nicht verſagen, auf unſeres geſchätzten Herrn Mitarbeiters berühmte Shakſpeare-Vorleſungen aufmerkſam zu machen, welche ſoeben in zweiter Auflage erſchienen ſind. Fr. Kreyſſig's „Vorleſungen über Shakſpeare, ſeine Zeit und ſeine Werke" (Berlin, Nicolai, 1874) ſind zugleich ein Muſter von gründlicher Gelehrſamkeit und anziehender Darſtellung; ſie ſind ein Muſterbuch in dem Sinne, daß ſie zeigen, wie man für ein großes Publicum ſchreiben ſoll, aber ſie ſind es auch in dem andern, daß ſie bereits eine Lieblingslectüre aller wahrhaft Bildungsbedürftigen unſerer Nation geworden. Wir kennen elegante, junge Damen der höchſten Geſellſchaftskreiſe, welche es mit demſelben Vergnügen und Nutzen geleſen, als ernſte Männer der Wiſſenſchaft oder ſtrebſame Bühnenkünſtler, die Belehrung für die Aufführung ihrer Shakſpearerollen daraus ſchöpften. Dieſe Vorleſungen haben in ihrer erſten Auflage ſo viel dafür gethan, die Kenntniß Shakſpeare's, ſeines Landes, ſeines Volkes und ſeiner Zeit zu verbreiten; ſie haben ſo viel dazu beigetragen, ihn, den großen britiſchen Dichter, unſerm Verſtändniß nicht minder nahe zu bringen, als er unſeren Herzen ſchon lange geſtanden: daß man dieſer zweiten wohl das Prognoſtikon ſtellen darf, ſie werde — gegen die erſte weſentlich vermehrt, handlicher in der Form und beträchtlich wohlfeiler im Preiſe — Kreyſſig's Shakſpearebuch zu einem deutſchen Haus- und Familienbuch machen! Wir würden aufrichtig erfreut ſein, wenn dieſer kurze Hinweis dazu diente, dem trefflichen Werk einen Ehrenplatz auf den Weihnachtstiſchen unſerer Leſer zu ſichern.

Die Red. des „Salon".

Laternchen in der Hand, ihren Weg zum Schloſſe ſich ſuchen. Nüchtern und kahl ſah es in den Wohnungen des Mittelſtandes aus, Erholung und Vergnügen, ſo weit Beides durch materiellen Aufwand bedingt wird, waren ſpärlich geboten. Der Zuſtand der Straßen, der Wirthshäuſer machte das Reiſen zur gemiedenen Strapatze und feſſelte die weniger Bemittelten an die Scholle. Durch unſere bürgerliche Geſellſchaft ging ein Zug der Gedrücktheit, der Steifheit, deſſen bahnbrechende Geiſter nicht ohne ſchweren Kampf Herr wurden, gegen den die beſcheidene Kraft vergeblich ſich ſträubte. Das Alles iſt anders und beſſer geworden ſeit den Zeiten „Wilhelm Meiſters“ und der „Briefe über äſthetiſche Erziehung“. Reinliche, ſtattliche Straßen haben unſere Städte (oder doch den begünſtigtern Theil derſelben) der Luft und dem Licht geöffnet; auf unſeren Plätzen, vor unſeren Paläſten und Monumenten hat ſich, ſtrahlend in Bronze und Marmor, wenn nicht wie im alten Rom „ein Volk von Göttern und Heroen“, ſo doch eine recht hübſche Geſellſchaft von mehr oder weniger unſterblichen Civil- und Militairperſonen, reſp. „Mitbürgern“ allmälig geſammelt. Die deutſche Jugend iſt nicht mehr auf ihre Bilderbücher angewieſen, wenn ſie wiſſen will, was ein Denkmal, eine Natur iſt, und der Genuß eines ſchönen Gemäldes iſt durch unſere Muſeen und Kunſtausſtellungen ſeit Jahrzehnten Gemeingut auch der Unbemittelten geworden. An unſeren Paläſten und Villen, es iſt wahr, wollen ſtrenge Kritiker Stil, Charakter, Formenreinheit vermiſſen. Nichtsdeſtoweniger wird das Auge überall im weiten, deutſchen Lande durch gefällige Formen und behäbige Anmuth vielfach an Orten erfreut, wo noch vor einem Menſchenalter Schmutz und Dürftigkeit ſich friedlich in den Ehrenkranz der „bürgerlichen Einfachheit“ theilten. Man muß ſich eben ſchon ein paar Meilen vom Schienenwege in eine urbayeriſche „Sommerfriſche“, wenn nicht gar in ein oberſchleſiſches oder weſtpreußiſches Landſtädtchen bemühen, um die Vorſtellung von deutſchen Umgebungen und Lebensformen, wie unſere Großväter ſie zu ertragen hatten, nicht ganz zu verlieren. Die gegenwärtigen Vertreter der Kunſt eines Eckhof und Döring überlaſſen ſich ihren Inſpirationen nicht mehr in nothdürftig hergerichteten Speiſeräumen und Hinterhauſern; unſere lebenden Mozarte, Haydns und Beethovens ſind den alten Meiſtern durch ihre prachtvollen Flügel und gasſtrahlenden Concertſäle eben ſo überlegen, wie durch ihre Honorare und ihre fürſtlichen Gönner. Wo unſere Eltern und Großeltern dem Thorſchreiber Rede ſtanden, wenn ſie einmal aus „der Straßen quetſchender Enge“, nach Licht und Luft hinausſtrebten, da erfreuen jetzt anmuthige Raſenplätze und Baumanlagen nicht ſelten das Auge. Kurz, es iſt Vieles ohne Frage hübſcher, äſthetiſcher geworden, wie anderwärts, ſo auch im alten Deutſchland; und auch die wackeren Deutſchen ſelbſt haben, ſo Gott will, nicht ganz vergebens ein halbes Jahrhundert lang geturnt und exercirt, gute Muſik gehört und gemacht, gute Bilder geſehen und in leidlich anſtändigen, wenn nicht gar hübſchen und freundlichen Umgebungen ihre Erholung geſucht. Es iſt hoffentlich blos Neid und Verleumdung, was die Engländer von unſerm Mangel an Vornehmheit und imponirender Haltung, die Franzoſen von unſerer geſellſchaftlichen Unbehülflichkeit und Grobheit, alle Völker aber von unſerer philiſtröſen Unliebenswürdigkeit zu erzählen wiſſen; und wäre wirklich etwas Wahres daran, nun, ſo hängt das ja wol mit der deutſchen Tüchtigkeit und Solidität zuſammen. Wer unſere Vorzüge anerkennt, der muß das mit in den Kauf nehmen; wir können uns einmal nicht anders machen, als wir ſind.

Doch was ſprechen wir da? Können nicht? In der That? Sind es wirklich die Zöglinge Kant's und Schiller's, die Erben Leſſing's und Goethe's, die Zeit- und Landesgenoſſen Bismarck's und Moltke's, denen ſolche Rede erlaubt wäre? So wäre denn jener Cultus des Unfreundlichen, Nüchternen, des Unſcheinbaren, wenn nicht Häßlichen, dem man inmitten aller Fortſchritte und Erfolge, inmitten unſerer alten „Bildung" und unſerer, allerdings noch ein bischen neuen Wohlhabenheit noch in weiten Kreiſen bei uns begegnet, er wäre wirklich ein Cultus des Genius loci? Wir hätten wirklich nur die Wahl zwiſchen eckiger Plumpheit und raffinirter Entartung? Wir wären wirklich auf immer verdammt, unſere Tugend nach unſerer Formloſigkeit, wenn nicht Unleidlichkeit zu taxiren? Das wäre denn doch zu erwägen. Man hat Preußen mit einer wollenen Unterjacke verglichen, die anfangs kratzt, dann aber wärmt, geſund hält und nicht mehr entbehrt werden kann. Nun, wir haben ja nichts dawider. Aber man empfängt ſeine Gäſte doch nicht in der bloßen Unterjacke, und ein ſtattlicher, gutſitzender Rock kann ja auch warm ſein. Was Franzoſen, Elſäſſer, Lothringer, Polen, ſelbſt Dänen von unſerer Unleidlichkeit ſprechen, wird ja hoffentlich früher oder ſpäter vor unſeren reellen Leiſtungen verſtummen müſſen. Gleichwol wäre es angenehmer und vortheilhafter, wenn wir nicht in der Lage wären, dieſes Verſtummen erſt abwarten zu dürfen. „Wir haben eben nicht die Art, uns beliebt zu machen", meint Bismarck. Nun, er muß es ja wiſſen und es wäre unhöflich, zu widerſprechen. Dennoch, ſo dürfen wir wol fragen: würde unſere Gediegenheit darunter leiden, wenn recht Viele von uns guter Formen ſo mühelos mächtig wären, wie z. B. ein mit Recht ſo allgemein nicht nur verehrter, ſondern auch geliebter, hochſtehender Vertreter unſeres Volks? Es iſt Etwas um die gute Form; ſie iſt auch eine Macht, und keine geringe. Nicht daß ſie den idealen, ſittlichen Gehalt, den geſtählten, ſelbſtbewußten Willen jemals erſetzen könnte und ſollte, daß wir eine quietiſtiſche Ergebung in die Naturnothwendigkeit, gemildert und gewürzt durch einen Cultus des Schönen in Leben und Kunſt, als Religion der Zukunft begrüßten. Wenn uns die Hellenen nicht gezeigt hätten, wie wenig das ausgebildetſte Schönheitsgefühl im Stande iſt, den ſittlichen Willen zu erſetzen, ſo ſollte uns doch die nächſte, eigene Erfahrung nicht verloren gegangen ſein. Gott bewahre uns vor einer zweiten Probe, vor einer Probe im Großen, auf die ſittliche Macht und Zuverläſſigkeit einer ausſchließlich ſchönen Bildung, vor einem erneuten Cultus „der ſchönen Seelen", und — vor einer zweiten, romantiſchen Sündfluth, die dann wahrlich nicht ausbleiben würde. Aber da liegt für uns augenblicklich nicht die Gefahr. Zu hart und zu unerbittlich tritt die Macht des Realen dieſem unſerm ſchwer kämpfenden und arbeitenden Geſchlechte entgegen, dieſem Geſchlechte, das ſelbſt ſeine ſchönſten Erfolge um den Preis zerſtörter Hoffnungen und ernſter Entſagung zu kaufen gewohnt iſt. Nur zu wahr ſagt Bruno Meyer (in ſeinen vortrefflichen Vorleſungen über äſthetiſche Pädagogik): „Alle Blüthen phantaſievoller Träume der Vorzeit hat die reifere Erkenntniß abgeſtreift, ihr Kranz liegt entblättert am Boden. Das Leben muß ſich ſelbſt genug ſein, wenn es der Mühe werth ſein ſoll, ertragen zu werden." Und unſere Treue gegen das erprobte nationale Princip des ernſten Pflichtbewußtſeins, der männlichen Thatkraft, wird uns nicht hindern dürfen, ihm herzlich beizuſtimmen, wenn er fortfährt: „Da thut uns der Reiz der Schönheit, der ſich um unſere Tage windet, mehr Noth, als in früherer Zeit." In der That, die freundliche, geſchmückte Oberfläche unſerer

materiellen Zustände darf uns darüber nicht täuschen: es geht bei allem geistigen und practischen Fortschritt ein Zug grausamer, unschöner Nüchternheit durch diese unsere so große, so denkwürdige Zeit. Wir jagen nach Erkenntniß: mehr noch nach Gewinn und Genuß; die Erfolge haben unsere Erwartungen überholt. Aber wer, so fragen wir, wird ihrer so recht von Herzen froh? Wo bleibt die Herzlichkeit, die Begeisterung, wo ist der Zauber der Freude, „des schönen Götterfunkens" bei unseren Festen? Viele unserer Jünglinge könnten den Männern von 1848 „Lebensklugheit" predigen, sie vor Leichtgläubigkeit warnen. In den riesigen, gasstrahlenden Räumen unserer Kunsttempel scheint es den Musen und Grazien nachgerade unheimlich zu werden; was Schiller von der „Schaubühne als moralischer Anstalt" träumte, entlockt heute wol Primanern und Backfischen ein mitleidiges Lächeln. Unsere Weltausstellungen (ich denke zunächst an die Betheiligung Deutschlands), scheinen sich die Aufgabe gestellt zu haben, unserm Vertrauen auf die Gediegenheit unserer Leistungen durch geschmacklose und unvortheilhafte Vorführung derselben*) einen prägnanten Ausdruck zu geben. Vor dem Problem der Zukunftsmusik machen wir einstweilen mit ehrfurchtsvollem Schauder Halt; aber auf den herzlosen Unfug unserer Kaffee- und Bierconcerte, die in ihren Potpourris selbst das deutsche Volkslied seines Zaubers berauben, wird hinzuweisen erlaubt sein. Die wüste Hetzjagd unserer „Vergnügungszüge" macht für Tausende selbst alle Freude an der Natur zur bloßen Redensart; in unseren riesigen Bierhallen, in denen man sich so rücksichtslos benimmt, wie auf der Straße, wird für nur zu Viele der Sinn für menschliche, edlere Geselligkeit auf bedenkliche Proben gestellt. Der „Kampf um's Dasein" beherrscht unsere „Vergnügungen" nicht weniger hart, als unsere Arbeit und die mildere, menschliche Sitte, die ungesuchte, natürliche Form des Maßes und des Wohlwollens fluthet aus unserm öffentlichen Leben scheu in alle engeren Kreise jener begünstigten Minderheit zurück, die noch ein freundliches, trauliches Heim, einen gastlichen Herd besitzt. Mit einem Worte: unser Leben ist nicht nur reicher, bedeutender, thatkräftiger geworden, sondern auch ruheloser, unschöner, härter. Der Wunsch, in all dieser Hast, in diesem unschönen, zerfahrenen Gedränge das harmonische Maß wieder zur Geltung zu bringen, läßt sich nicht abweisen: und da wir Deutschen nun einmal wohl oder übel, gewohnt sind, für alle socialen und sonstigen Uebelstände die Erziehung verantwortlich zu machen, so wird es patriotischen Pädagogen nicht verargt werden dürfen, wenn sie Angesichts dieser Zustände das alte Problem einer ästhetischen Nationalerziehung mitten unter dem Pfeifen der Locomotiven und dem Klirren der Waffen wieder aufzunehmen versuchen.

Unter ihnen tritt neuerdings Bruno Meyer, der bekannte Herausgeber der „Deutschen Warte", durch gute Form, reinen Eifer für die Sache und, bei einer gewissen Ueberschwänglichkeit, einer gewissen Neigung zu Schroffheiten und Superlativen, durch eine nicht gewöhnliche Gedankenschärfe her-

*) Allen Respect vor den Leistungen deutschen Fleißes, deutscher Kunstfertigkeit und Erfindungskraft, die sich jüngst in Wien zusammengefunden hatten; sie standen denen der anderen Aussteller im Durchschnitt mindestens ebenbürtig zur Seite. Was sie dennoch in Bezug auf anziehende und bestechende Gesammtwirkung gegen viele Concurrenten, speciell gegen die österreichische und die französische Ausstellung zurücktreten ließ, das war der überall hervortretende Mangel an Sinn für übersichtliche Anordnung, für Harmonie der Farben und Formen, für Nettigkeit,

vor. Einen ausführlichen, kritischen Bericht über seine Vorlesungen *) schließt hier die Rücksicht auf Umfang und Bestimmung dieser Zeitschrift aus. Sie würde, da wir nicht nur zuzustimmen, sondern auch zu widersprechen hätten, nicht einen Artikel, sondern eine Brochure erfordern. Dagegen möchten wir für einige Bemerkungen über den Gegenstand selbst die Aufmerksamkeit der Leser erbitten. Wir schicken dabei das Bekenntniß voraus, daß wir sehr weit von jenem erhabenen (aber auch nach Umständen ein bischen perfiden) Dogma entfernt sind, welches, je nach Stimmung und Bedürfniß, die moderne Gesellschaft gelegentlich als das Ergebniß der öffentlichen Schule darzustellen beliebt. Eine solche Anschauung hat in gewissen Grenzen ihre Berechtigung, so weit der Einfluß streng geschlossener Erziehungssysteme, wie des jesuitischen oder des altfränkisch classischen der englischen aristokratischen Gelehrtenschulen in Frage kommt. Die deutsche öffentliche Schule aber ist gegenwärtig in ihrer erziehenden Wirksamkeit lediglich eine ziemlich untergeordnete Gehilfin der Familie, von den anderen, so durchgreifenden Einflüssen der Gesellschaft, der Gemeinde, des Staates gar nicht zu reden: und selbst in diesen Grenzen ihres Einflusses hängen ihre ästhetischen Ergebnisse zum guten Theile von äußeren, materiellen Verhältnissen ab, auf die wir uns hier nicht weiter einzulassen gedenken. Es ist ja immerhin nicht etwa gleichgiltig, ob wir unsere Jugend in freundlichen, sauberen, womöglich schönen Localen, oder in schmutzigen, düsteren Winkeln unterrichten, ob Staub und Schmutz, oder freundliches Grün die Stätten der Jugendbildung umgiebt. Auch reichliche und zweckmäßige Lehrmittel spielen bei Weckung des Sinnes für Maß und Schönheit ihre bedeutende Rolle, wenn auch wol lange nicht die, welche u. A. Bruno Meyer für sie in Anspruch nimmt. Doch alle diese Dinge hängen von Verhältnissen ab, welche die Schule und der Pädagog nicht beherrschen, und ihre Betonung würde das, was wir zu sagen haben, auf jenes weite, sociale Gebiet führen, welches sich mit einem ungeheuren Kirchhof für begrabene fromme Wünsche vergleichen läßt. Es stände schlimm um unsere ästhetische Volkserziehung, wenn sie in der Hauptsache auf die Freigebigkeit deutscher Schulpatronate angewiesen wäre. Zum Glück ist es nicht so. Die Schönheit hängt überall weit mehr von der Form ab, als vom Stoff; weit weniger Fülle und Farbe, als Maß und Gleichgewicht, deutlich erkennbare Uebereinstimmung zwischen Wesen und Erscheinung ist ihr Grundgesetz in der Sinnenwelt; auf geistigem Gebiete wird sie nicht sowol durch den Gegenstand und den Umfang, als durch die Klarheit und Sicherheit des Erkennens bedingt, und ihr schönster Zauber, der sittliche, fällt mit jener Zähmung des selbstsüchtigen Triebes zusammen, die nur der echten Humanität gelingen kann.

Und nach allen diesen Richtungen hin bedarf es, gottlob, nicht sowol kostspieliger Apparate, als harmonisch gebildeter, klar denkender, warm füh-

---

Klarheit: mit einem Worte, an Dem, was man Geschmack nennt. Ueber die barbarische Einrichtung der deutschen Halle für Kunstindustrie (massenhaftes, volles Licht von allen Seiten, ohne Abtönung durch Vorhänge) hat schon Pecht in der A. Allgemeinen Zeitung geklagt. Aber auch sonst empfing man mehr den Eindruck einer überfüllten Packkammer, als einer den höchsten Culturzwecken gewidmeten Vorführung der vaterländischen Arbeitsergebnisse. Auch nicht annähernd Aehnliches hatten wir aufzuweisen, wie die österreichische Krystallausstellung, die reizende Flachsfontaine oder gar die französischen Bronzen.

*) Aus der ästhetischen Pädagogik. Sechs Vorträge von Bruno Meyer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1873.

lender Männer, an denen in der Jugend ſich das heilige Feuer entzünde. Sollten ſie in Deutſchland fehlen? Sollten ſie ihre Hülfe verſagen? Solcher Kleinglaube ſei fern von uns.

Um nun aber gleich einem Mißverſtändniſſe zuvor zu kommen, mag betont werden, daß wir den Nachdruck bei den zu empfehlenden Bemühungen keineswegs auf jene beſonderen Veranſtaltungen gelegt wiſſen möchten, an welche der Laie wol zuerſt zu denken pflegt, wenn von äſthetiſcher Nationalerziehung die Rede iſt. Nicht als ob wir an ſich gering von jenen Bemühungen dächten, welche den äußern Menſchen unmittelbar ſo zu ſagen zum Gegenſtand künſtleriſcher Bearbeitung machen. Wir halten nicht weniger als Andere vom Turnen, und auch die verwandten Uebungen des Fechtens und Tanzens ſind uns hochwillkommen. Der Gedanke, daß eines Tages der deutſche Knabe und Jüngling, wie einſt der Sohn des freien Hellenen, an der ungezwungenen, ſichern Haltung, dem leichten, elaſtiſchen Gange, der energiſchen und maßvollen Bewegung erkannt werden möchte, hat als Zukunftsviſion auch für uns ſeinen Reiz; und ganz beſonders die disciplinirende Wirkung der Ordnungsübungen wiſſen wir aus eigenſter, langer Erfahrung vollauf zu ſchätzen. Was Meyer in dieſer Richtung eindringlich und verſtändig zu ſagen weiß, haben wir nicht weniger freudig deswegen begrüßt, weil es keineswegs neu, vielmehr von uns ſelbſt, wie von vielen Anderen und Beſſeren längſt anempfohlen, vertheidigt und auch practiſch geübt iſt. (Vergleiche z. B. den Aufſatz d. V. „Ueber die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit", im Jahrgang 1864 der Preußiſchen Jahrbücher.)

Und dennoch: Wer hätte ſich wohl in Turnerkreiſen bewegt, ohne über den gewaltigen Unterſchied zwiſchen innerm und äußerm Tactgefühl, ja zwiſchen *turneriſcher* und *menſchlicher* Gewandtheit und Anmuth ſeine mitunter recht ernſten Bemerkungen machen zu müſſen? Ehre und Pflege dem Turnen! Es iſt uns eine unſchätzbare Schule der Kraft, der Geſundheit, des friſchen, frohen Lebensmuthes, hie und da auch vaterländiſcher, wenn nicht humaner Geſinnung geworden. Aber die entſcheidenden Schlachten der *äſthetiſchen* Nationalerziehung werden auf dem Turnplatz bei alledem nicht geſchlagen.

Sodann die Muſik! Sie zu empfehlen hat man, gottlob, in deutſchen pädagogiſchen Kreiſen noch nicht nöthig. Wol iſt auch hier noch Vieles zu beſſern, zu vervollkommnen. Ohne Bruno Meyer's Idioſynkraſie gegen das Clavier an ſich zu theilen (er möchte es in ſeiner gewohnten (auch äſthetiſchen?) Kraftmanier mit Kartätſchen behandeln), halten wir doch mit ihm die Abrichtung unmuſikaliſcher Mädchen und Knaben auf den „Vortrag" von herz- und ſeelenloſer Salonmuſik, oder auf das Abtrommeln von Tänzen und Potpourris für eine des Fluchs aller Muſen und Grazien würdige Civiliſationsbarbarei, für die ſyſtematiſche Ertödtung jener „Muſik in uns ſelbſt", welcher Shakeſpeare's unſterblicher Weiheſpruch gilt *). Aber die Chorgeſänge unſerer Schuljugend möchten wir doch weniger geringſchätzig beurtheilen, als unſer rüſtiger, äſthetiſcher Heißſporn. Sie geben Jahr aus Jahr ein tauſenden und abertauſenden deutſcher Knaben und Mädchen einen köſtlichen Schatz gemüthlicher Anregungen, einen nie verſiegenden Quell ver-

*) „Der Menſch, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,
Den nicht der Einklang ſüßer Töne rührt,
Der iſt gemacht zu Räuberei und Tücken,
Trau Keinem ſolchen ꝛc."

edelnder Freude mit in's Leben, um den uns alle Völker der Erde, wie ſie da ſind, zu beneiden haben. Man höre die Kinder auf unſeren Plätzen und Straßen, in Wald und Feld: iſt es nicht eine Luſt, wie da von Jahr zu Jahr mehr das Volkslied, das Vaterlandslied, ſelbſt der edle Weihegeſang von human-ſittlicher und religiöſer Färbung den Gaſſenhauer verdrängt? Und auf höherer Stufe der Jugendbildung laſſen Tonevangelien, wie z. B. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes", oder „Bald ſtrahlt, den Morgen zu verkünden" (um nur auf's Gerathewohl ein paar Perlen aus dem ungeheuren Schatze herauszugreifen), wol in Jedem, der ſie einmal ſo recht von Herzen mitſang, eine Kraft, eine Virtus (in des Wortes beſter, unüberſetzbarer Bedeutung) gemüthlicher Erhebungsfähigkeit zurück, die ſich noch nach langen Jahren unter des Lebens Drang und Qual ſegnend bewährt. Von der Nothwendigkeit, die äſthetiſch zu erziehende Jugend, wenigſtens der höheren Schulen, über die Freude an der blos empiriſchen Feſtigkeit hinaus auch zu muſikaliſchem Verſtändniß zu führen, ſind wir mit Bruno Meyer überzeugt. Wir denken uns die Sache aber nicht ſo leicht, wie er, wenn er einige Minuten in jeder Geſangsſtunde dafür genügend erachtet. „Die Pauſen zum Verſchnaufen der Sänger ſollen vielleicht dazu ausreichen!" (S. 74). Nämlich, nach Meyer's Anſicht, zu nichts Geringerm als „zum Erlernen der Accorde und ihrer Umkehrungen, der Conſtruction der Melodie, der einfachen Satzformen und der Anfänge des Contrapunktes", mit einem Worte — „zur Einführung in das Weſen der Muſik!" Das hätte doch wahrlich den gewaltigen Anſatz zu Verurtheilung und Wegwerfung des bisher Geleiſteten nicht verlohnt. Der Verfaſſer dieſer Zeilen gewährt in einer der ſeiner Leitung unterſtehenden Lehranſtalten jeder Claſſe, neben den Chorübungen, wöchentlich wenigſtens eine volle Stunde für die Theorie der Muſik, ohne ſich bis zu Contrapunkt- und Satzgelüſten zu verſteigen; und dabei hat er das Glück, dieſen Unterricht in den Händen eines eben ſo gediegenen als begeiſterten Fachmannes zu wiſſen. — Dagegen wird nur zu unterſchreiben ſein, was der Berliner Aeſthetiker (wenn auch wol zu manches Muſikenthuſiaſten Aergerniß) über den verhältnißmäßigen Werth der Muſik für die humane Geſammtbildung unſerer Jugend hinzufügt: „Sprache und Literatur ſind die erſten Hauptnahrungsmittel des Geiſtes, die ſeine Subſtanz conſtituiren (warum aber nicht „ſeinen Inhalt darſtellen", Herr Aeſthetiker?), die Muſik dagegen iſt nur das vornehmſte Reiz- und Genußmittel des Geiſtes." Und zwar, fügen wir hinzu, ein eben ſo angreifender, unter Umſtänden aufreibender, als reizender Genuß, eine nicht ſelten gar eiferſüchtige Beherrſcherin der Seele. Und da die Nahrung wichtiger iſt als der Reiz, ſo wird denn auch „die äſthetiſche Erziehung" nicht umhin können, ihr beſondere Sorgfalt zuzuwenden und eine etwas eingehendere Bemerkung über ihr Verhältniß zu dieſem Kern- und Mittelpunkt alles auf allgemeine Bildung gerichteten Unterrichtsweſens wird hier am Platze ſein.

Vor Allem: Wir möchten dringend rathen, in Theorie und Praxis des Sprachunterrichts zwei Elemente nicht verwirrend zu vermiſchen, die, an ſich gleich berechtigt, nur in harmoniſchem Zuſammenwirken äſthetiſch erziehen. Nichts iſt häßlicher, als ein Skelet (nämlich für den Laien), es wäre denn etwa eine unförmliche Fleiſch- und Fettmaſſe. Aber aus dem normal geformten Skelet und der lebenskräftig ſchwellenden Muskelfülle ſetzt ſich die Formenſchönheit des Körpers zuſammen, die uns entzückt; und wenn einmal ein Mangel ertragen werden ſoll, ſo giebt der Kenner dem hagern, aber

regelmäßig geformten Körper vor der üppigen, in den Grundlinien verzeichneten Geſtalt weitaus den Vorzug und überläßt es der Menge, für — Makart'ſche Farbeneffecte zu ſchwärmen. Das wiederholt ſich nun überall, wo das Geiſtige in die Sinnenwelt eintritt, um das Schöne zu geſtalten. Verſtand und Phantaſie ſind die Eltern jedes Kunſtwerks. Jener ſchafft das Skelet, dieſe die ſchwellenden Formen; Liebe, Leidenſchaft aber gießt der Geſtalt das heiße Lebensblut in die Adern. Wol giebt Meiſter Goethe der Phantaſie den erſten Preis, „der verzogenen Lieblingstochter Jovis', ſeinem Schooßkind"; wol rühmt er ſich mit beſonderm Behagen ſeiner Frohnatur, der Luſt am Fabuliren, die er dem Mütterchen verdanke. Aber er vergißt auch nicht, gebührend den Vater zu ehren, von dem er „des Lebens ernſtes Führen" habe. Man kann den Spruch ohne Zwang von der Perſon des Meiſters auf ſein, auf aller Kunſtgenoſſen Werk übertragen; und daß die äſthetiſche Erziehung, die Erziehung zum Gefühl für das Schöne und zu ſeiner Geſtaltung auch von der Schönheit ſelbſt ihr Geſetz empfangen muß, liegt in der Sache. Alſo in erſter Linie, ihr äſthetiſch ſtrebenden Pädagogen: ſtrenges Denken, Verſtand, Plan, Klarheit, Folgerichtigkeit in Allem, was ihr treibt. Das iſt das erſte Moment, wie der Kraft, ſo auch der Schönheit überall, im mathematiſchen und arithmetiſchen Probleme, in der Zeichnung, in der grammatiſchen Unterſuchung, in der Erklärung eines Schriftſtücks, in der Erzählung und Schilderung, bis hinauf zur ſchöpferiſchen Darſtellung, zum Gedicht! Wer ſich in ſeinen Entwickelungsjahren gegen Unklarheit, Verworrenheit, barbariſches Durcheinander abſtumpfen mußte (und ein nicht geringer Theil gerade der deutſchen Jugend iſt in dieſem Falle), der iſt für ſchönes Menſchenthum meiſt verloren, oft genug auch für das Vernünftige und Gute verkrüppelt. Man glaubt nicht, wie maſſenhaft gerade in dieſer Richtung bei uns geſündigt wird, intra Iliacos muros et extra, nicht nur von realiſtiſchen Nützlichkeitsmenſchen, ſondern auch in den Heiligthümern der „claſſiſchen Bildung" und zwar aus zwei Urſachen, deren verächtlichere nicht einmal die gefährlichere iſt. Wo Mangel an Denkkraft oder einfache Nachläſſigkeit ſich gegen die mathematiſchen Grundgeſetze der guten Form verſündigt, da reagirt meiſt die Natur des Schülers. Die Jungen ſchlafen ein, oder machen dumme Streiche und kümmern ſich nicht um den ſalbadernden Docenten.

Aber nur zu oft erlebt man es, und zumal in deutſchen Landen, wie eifrige, gemüth- und gedankenreiche Lehrer aus Mangel an geiſtiger Disciplin, an Forminſtinct und Geiſtesgegenwart bei den einfachſten Dingen den Faden verlieren, Anfang, Mitte und Ende, Haupt- und Nebenſachen nicht unterſcheiden. Ihnen hört die Jugend dennoch zu, ihre Gemüthswärme, ihre Erregtheit theilt ſich mit, aber auch ihre barbariſche Gleichgiltigkeit gegen die gute Form, gegen Maß und Harmonie, und ſo erzeugt ſich auch in begabten Naturen nicht ſelten eine äſthetiſche Stumpfheit und Hornhäutigkeit (man verzeihe den Grobſchmiedsausdruck), die nachher niemals vollſtändig verſchwindet. Unſere Literatur, unſere Verſammlungen und Berathungen wiſſen davon zu erzählen! Möchten das doch jene allermodernſten pädagogiſchen Deutſchthümler nicht vergeſſen, denen ſeit ein paar Jahren Moltke's und Bismarck's Heldenthaten zu Kopfe geſtiegen ſind, und die nun unter dem Eindruck des Kirchenſtreites den patriotiſchen Kriegsruf gegen die lateiniſche und franzöſiſche Bildung erheben. Alle Achtung vor dem urgermaniſchen Ingrimm gegen romaniſche Geiſtesunfreiheit, romaniſches Phraſen-

und Komödiantenthum und romanische Herrschsucht. Wir theilen ihn auf politischem, religiösem, sittlichem Gebiete von ganzem Herzen. Aber das große Geheimniß der guten Form, des Maßes, der Klarheit soll man nicht verachten, dem das römische Wesen seine geistige Bedeutung verdankt, und dem auch wir, trotz alledem und alledem, ein hübsches Stück unserer geistigen und ästhetischen Erziehung, auch im guten Sinne, schulden. Man spricht uns wieder einmal von deutschen Tugenden vor, von deutscher Ehre, deutscher Treue, deutscher Liebe, deutscher Milde, deutscher Wahrhaftigkeit (warum nicht auch gar noch von deutscher Großherzigkeit und deutscher Freigebigkeit?) und schimpft dabei, ohne roth zu werden, auf die wälsche Ruhmredigkeit los. Unseres Erachtens hat kein Volk ein Monopol auf die Tugend, und es ist auch keines von Natur zum Laster verdammt. Wie gefällt es uns denn, wenn die Anderen von deutscher Rohheit, deutscher Bedientenhaftigkeit, deutscher Gierigkeit, deutschem Geiz, deutschem Neid, deutscher Klatschsucht reden? Wenn ja eine specifisch deutsche Tugend gelten soll, so soll es die deutsche Lernlust, Lernfähigkeit und die von ihr unzertrennliche deutsche Selbstkritik sein; und die nimmt für jedes gute Ding den besten Lehrmeister da, wo sie ihn findet: ob sie sich aber zweckmäßig an den Codex argenteus, an die althochdeutsche und altsächsische Evangelienharmonie und an den Parzival wenden wird, wenn es um Erziehung unserer Jugend zu Klarheit und Maß im Denken und Sprechen sich handelt, das wäre, mit Erlaubniß unserer siegbewußten Franzosenfresser, doch wol zu bezweifeln. Viel zu viel Aufhebens macht man (und auch Bruno Meyer scheint uns in diesem Falle) von den methodischen Mängeln unseres grammatischen Schulunterrichts. Wo solche wirklich hervortreten (was wir ja nicht leugnen wollen) sind durchaus die einzelnen Lehrer Schuld, nicht das von der deutschen Pädagogik aufgestellte System: denn über die Nothwendigkeit, die Sprache als einen lebendigen Organismus, als den Körper des Gedankens zu fassen, überall durch die Analysis zur Erkenntniß des Gesetzes zu führen und dann erst die Synthesis folgen zu lassen, ist man bei uns längst einig. Nur die Geistesträgheit des Einzelnen kann heute noch hie und da den Sprachunterricht mit dem Einpauken der abstracten Regel beginnen. Aber freilich: jede Lehrstunde, und wäre es eine „trockene" grammatische oder mathematische Lection in ihrer Art als Kunstwerk zu behandeln, ihr organische Form, Anfang, Mitte und Ende zu geben, das Bewußtsein des nothwendigen Plans und Arbeitsgesetzes in den Schülern beständig lebendig zu erhalten und damit denn auch die ästhetisch erziehende Wirkung von der Verstandesseite her sicher zu stellen: dazu gehört mehr als Kenntniß der richtigen Methode. Das bekommen nur klare, ästhetisch geschulte und künstlerisch angelegte Köpfe fertig, und warum diese unter den mißachteten, meist von früher Jugend an mit des Lebens bitterer Noth und Sorge ringenden deutschen Lehrern gerade häufiger sein sollten, als unter den Jüngern der bevorzugten Facultäten, das wäre doch erst zu beweisen.

Also in erster Linie: stets vom Ganzen ausgegangen und zum Ganzen gestrebt! Klarheit, Ordnung, Selbstbeherrschung, Besonnenheit! Das werden die Grundstützen, so zu sagen das feste Skelet aller ästhetisch erziehenden Einwirkung sein müssen. Dann aber kommt das Zweite. Die richtige Zeichnung bedarf der Farbe, die kalte, starre Form muß flüssig, lebendig werden. Unter dem kräftigen, männlichen Schutz des Verstandes müssen Phantasie und Gefühl sich in schöner Freiheit entfalten. Beide aber sind

Töchter des concreten, sinnlichen Lebens. Von der Anschauung, von der Erfahrung, von Lust und Schmerz gehen sie aus, daher nehmen sie den Stoff ihres Schaffens. Für jeden richtigen Menschen trägt Venus Urania die Züge seiner Geliebten, blühen im Paradiese die Blumen und Bäume der Heimat, zittert beim Liede des Sängers Freude und Schmerz des eigenen Lebens nach. Für die ästhetische Erziehung aber gilt es, das unwillkürliche, verworrene Sehen und Hören zur Beobachtung, das unfreie, egoistische Empfinden zum interesselosen, reflectirten Affect zu veredeln. Da spielen denn alle Arten von Anschauungsmitteln, die Zeichnung, das farbige Bild, die Gypsfigur, das Modell ihre wohlberechtigte Rolle, und wir wollen es Bruno Meyer, dem Kunstgelehrten und Kunstenthusiasten gern danken, wenn er auf diese aus den bekannten deutschen Gründen noch sehr vernachlässigte Seite unserer Nationalerziehung wieder einmal eifrig hinweist. Ob es diesem Hinweis gelingen wird, die Sparsamkeit unserer Schulpatronate zu erheblichen Zugeständnissen an den ästhetisch-pädagogischen Enthusiasmus zu bewegen, ist eine andere Frage. Was wir aber auf diesem Gebiete in Fülle besitzen und brauchen können, ohne auf Mäcene zu warten, das ist der unvergleichliche Nationalschatz unserer Dichtung, oder sagen wir lieber, das unveräußerliche poetische Erbtheil aller Völker: und in dessen Behandlung und Benutzung für die ästhetische Erziehung unserer Jugend wird noch immer recht viel bei uns gesündigt.

Wer von uns Allen, die deutsche Schulen besucht haben, hätte nicht als Jüngling, als Mann Jahre gebraucht, um für diese oder jene köstliche Frucht unserer Literatur, die Genußfähigkeit, welche einst in unglücklicher Stunde die Schule ihm raubte, aus den Händen der gütigen Natur zurück zu empfangen? Jedes Schöne ist vor Allem ein Ganzes, ein lebendiger Organismus, und nur als solches vermag es rein und kräftig zu wirken. Der Schulmeister aber kommt nur zu oft daher und reißt es mit Kannibalengleichgiltigkeit in Stücke, wirft die blutigen und beschmutzten Fetzen den Kindern vor, und wundert sich dann, wenn die Gemüther kalt bleiben, die Phantasie träge und matt. Man verstehe uns hier nicht falsch. Wir sind weit entfernt, die Einzelerklärung, das Hinweisen auf besondere Schönheiten, die Analyse eines Gedichtes im Namen der ästhetischen Erziehung zu bekritteln, so wie wir keineswegs der Ansicht sind, daß eine ästhetische Naturauffassung durch anatomische und mikroskopische Untersuchungen an sich gefährdet wird. Aber diese Theilbetrachtungen sind vom Standpunkt der ästhetischen Pädagogik aus erst dann berechtigt, wenn das Ganze schon als solches die Seele erwärmt hat; und wenn irgendwo, so gilt es hier, feinen Tact und wahre Ehrfurcht vor dem Schönen, der Uroffenbarung des Geistes. Der Verfasser kann hier nur wiederholen, was er über diesen Gegenstand schon an anderm, weniger zugänglichem Orte gesagt hat *). „Was wäre das für ein lyrisches Gedicht, dessen Stimmung, Tragweite, innerste Meinung und Melodie sich einem Schüler vollständig expliciren ließe? Das mag bei den didaktisch-satirischen Mittelgattungen am Orte sein und auch da nur bis auf einen gewissen Punkt. Lied, Epos, Drama, selbst das Schiller'sche philosophische Lehrgedicht haben ihren exoterischen und ihren esoterischen Cultus, und die ahnungsvolle Hoffnung und Sehnsucht; zu dem letzten vorzudringen, ist ja die

*) Im Programm der Lehranstalten der Polytechnischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. Ostern 1872.

beſte Anregung, welche der Knabe, der Jüngling aus der Beſchäftigung mit ihnen gewinnt."

Und weiter: „Jeder erfahrene Pädagog weiß, wie unendlich ſchwer es dem unentwickelten jugendlichen Geiſt wird, einem zuſammenhängenden Vortrag zu folgen. Fortlaufendes, planmäßiges Geſpräch iſt deshalb, ſeit Sokrates lehrte, durchaus die Normal- und Grundform jedes verſtändigen Unterrichts. Aber auch dies Geſetz leidet, namentlich für den deutſchen Unterricht, ſeine wichtige Ausnahme. Es müßte ſchlimm zugehen, wenn dem Lehrer in einer guten deutſchen Claſſe nicht einmal etwas warm um's Herz würde beim Klange eines liebgewonnenen Dichterwortes, wenn das Geſpräch nicht einmal das Bedürfniß der herzlichen, rückhaltloſen Mittheilung über Erfahrenes, Erlebtes, Erarbeitetes erweckte. Dann ſcheue man ſich doch gar nicht, ſondern rede frei von der Seele weg, je wärmer und je draſtiſcher, deſto beſſer. Die Jungen werden nicht Alles verſtehen. Schadet nicht. Aber wenn die Rede rechter Art iſt, wenn ein Tropfen Herzblut dabei iſt, ſo werden die Gemüther ſich ahnungsvoll öffnen, und Phantaſie, Schönheitsgefühl, Charakter werden reichlich gewinnen, was die verſtandesmäßige Belehrung für den Augenblick daran giebt"

Und damit kommen wir denn zu dem Letzten, was wir hier auf dem Herzen haben, und deſſen Wichtigkeit (für unſere Auffaſſung) wir nicht nach der Kürze zu meſſen bitten, mit der wir hier ſeiner gedenken. „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich Nichts!" Dies Wort iſt in allererſter Linie für den Jugendbildner geſprochen, und zumal von äſthetiſchen Erziehungswirkungen, von Anregung zum Verſtändniß und zum Cultus des Schönen wolle man ſich doch ja nichts verſprechen, wenn nicht echtes, menſchliches Wohlwollen das ganze Verhältniß durchwärmt und beſeelt. Man ſpricht von Erziehung zur Sitte, zur guten Form, zur echten Höflichkeit, Urbanität! Was iſt aber echte Höflichkeit anders, als der natürliche, durch Gewohnheit gefeſtigte Ausdruck des Wohlwollens? Immerhin giebt es eine Höflichkeit, hinter der Herzenskälte und Bosheit in ſicherm Hinterhalt liegt („wälſch" nennt ſie das jüngſte Deutſchland, ſie gedeiht aber auch dieſſeits der Vogeſen, beſſer als der Wein) und eine Grobheit, hinter der ſich die Furcht vor der eigenen, überwallenden Herzensgüte verſteckt; und wie die eine zu ſchneidend tragiſchen Effecten, ſo iſt die andere zu den ſchönſten Wirkungen des Humors oft genug mit Erfolg verwerthet worden. Aber man mache ſich doch keinen Wind vor. Im Ganzen ſind die biedern, hagebuchenen Egoiſten nicht beſſer, als die glatten und artigen, wol aber um ein gutes Theil garſtiger. Wir Deutſchen (nicht etwa blos die verrufenen „finniſchen" oder „wendiſchen" Preußen, denn die Race iſt je reiner je gröber) haben uns auf unſere berufene „Derbheit", auf unſere ſchroffen, unſchönen Umgangsformen wahrlich nichts einzubilden. Dieſelben haben mit unſerer bewährten Kraft nichts zu ſchaffen; im Gegentheil! Sie ſind weit eher Zeichen von Mangel an richtigem, ſicherm Selbſtgefühl, das auch in Anderen die eigene Menſchenwürde ehrt. Wer je eine Schaar Knaben aufmerkſam beobachtete, wird ſich der Thatſache nicht verſchließen können, daß bei der Jugend in der Regel Schlaffheit und Rohheit Hand in Hand gehen. Wollen wir das ändern, wollen wir äſthetiſch erziehen, ſo werden wir aber nicht nur den Ausbruch der Rohheit zurückzuweiſen, ſondern vor allen Dingen ſie ſelbſt an unſerm Theile zu meiden haben. Manches Gute und Anerkennenswerthe hat uns das laufende Jahrhundert

auch in dieſer Richtung gebracht. Seit die Armee ohne Stock und Spießruthen auskommt, geht es auch im Reiche des Orbilius plagosus etwas friedfertiger und menſchlicher zu; indeſſen iſt auch in dem Punkte noch lange nicht Alles Gold, was glänzen möchte. Oder wäre jene eigenthümliche Art von Höflichkeit und Mäßigung, in der zahlreiche Philologen (ja ſogar Aeſthetiker ſollen ſich darunter befinden) je zuweilen bei polemiſchen Anläſſen ſich gefallen, nur das Kriegskleid, auf Einſchüchterung der Gegner berechnet, während in der traulichen Schulſtube ihre Jungen nur den von edler Anmuth umſtrahlten Prieſter der Grazien zu ſehen und zu hören bekommen? Es wäre möglich, doch wollen wir der Sicherheit wegen die Jungen nicht fragen. Immerhin wird auch hier daran erinnert werden dürfen, daß das Schöne nicht aus der Theorie, ſondern aus der Individualität, aus dem Leben erwächſt, und daß gerade auf äſthetiſchem Gebiete ein gutes Beiſpiel mehr hilft als hundert Grundſätze. Wenn ſonach das Lange und das Kurze unſeres Votums darauf hinaus kommt, daß nicht ſowol Einführung neuer Lehrgegenſtände (wir haben deren, Gott weiß es, genug) als eine zweckmäßige, künſtleriſche Behandlung der alten und vor Allem das Beiſpiel guter, von humanem Geiſte durchwehter Formen im ganzen Verkehr mit der Jugend, unſere Erziehung äſthetiſch wirkſamer machen kann, ſo wollen wir doch damit die Aeſthetik im engern Sinne, die Wiſſenſchaft des Schönen und ſeiner künſtleriſchen Geſtaltung nicht etwa mißachtet haben. Möge der Lehrer ſie recht eifrig treiben, von ihrem Geiſt ſich durchdringen laſſen. Der Jugend aber laſſe er in ſeinen Geſprächen, ſeinem Vortrage, ſeinem Umgange die reifen Früchte dieſer Studien zugute kommen, nicht vergeſſend, daß die Wiſſenſchaft des Schönen nicht nur einen großen Reichthum künſtleriſcher Anſchauungen, ſondern auch einen hohen Grad von allgemeiner Geiſtesreife vorausſetzt. Daß wir dabei auch von unſerm Standpunkt aus das Studium des Meyer'ſchen Buches als ein anregendes und nützliches empfehlen, mit aller Achtung, welche tüchtigem Wiſſen und ſelbſtſtändigem, wohlgemeintem Denken gebührt, das wird dieſe ganze Darſtellung wol ergeben haben, auch ohne daß wir es ausdrücklich verſichern.

Mitteldeutsche Waldbilder.

Vom Herbst in den Winter.

(December.)

Von **Hermann Jäger.**

Es ist December geworden und Schnee gefallen und wieder verschwunden. Wir haben unsere Waldgänge nicht aufgegeben und finden immer Neues, Unterhaltendes, selbst ohne auf den Baum- und Bodenschmuck des Waldes: Moos und Flechten, deren wahre Lebensperiode ja eigentlich der Winter ist, näher einzugehen.

Das Wetter hat sich aufgeheitert und ein leichter Frost hat die nassen Waldwege auch da abgetrocknet, wo sie von fahlem Laub bedeckt sind. An den steilen Abhängen, auf den freien Höhen und im Nadelwald ist's ohnehin nie schmutzig. Wir können unsern täglichen Waldgang wieder einmal weiter ausdehnen. Der Wind weht scharf aus Nordwest und wir haben auf dem Gange durch das schutzlose Feld genug davon zu leiden. Aber schon liegt nicht fern der dichte Tannenwald als eine hohe dunkle Wand vor uns, und noch ehe wir ihn erreichen, empfinden wir seinen Einfluß; der schneidende Wind hat sich gelegt, oder vielmehr, er trifft uns nicht mehr, sobald wir den Wald zur Seite haben. Daß er noch weht, zeigen die schwankenden Wipfel der höheren Bäume, denn wie Meereswellen wogen sie hin und her. Die struppigen Kronen fliegen auf einander zu, als wollten sie sich schlagen, und erreichen sich doch nie. Wir treten in den Wald, in einen Hochwald von wirklichen Tannen, von Edeltannen, die hier auf dem Boden des Sandsteins in kühler Lage herrlich gedeihen. Von außen erscheint er uns als eine einförmige Wand mit weißen nackten Stämmen, die am Rande nur hier und da von den Aesten vereinzelter Fichten etwas versteckt werden. Ein reicher grüner Moosgrund, vermischt mit den jetzt geweihartig aussehenden Zwergbüschen der Heidelbeeren nimmt uns auf. Ringsum zahllose Säulen weißgrauer Stämme, selten mit Moos und Flechten bewachsen; schlank und hoch, unmerklich an Stärke abnehmend, astlos bis zu sechzig Fuß Höhe und höher. Oben aber schließen die ausgebreiteten, dichtzweigigen Kronen das Licht so ab, daß nur von der Seite eine unsichere Helle hereindringt. An einer Stelle, wo das Licht hell von oben hereinfällt, liegt ein seltsames Ungethüm, einer riesigen Spinne mit ausgebreiteten Beinen und weißgrauem Leibe vergleichbar. Es ist der ausgerissene Wurzelstock einer mächtigen Tanne, die, vielleicht erst in der Nacht vom Sturme entwurzelt, sich über hundert Fuß lang am Boden hinstreckt. Der Baum hatte keine Pfahlwurzel, aber mächtige Seitenwurzeln, die auf dem weißgelben Sandboden nahe am Boden hinliefen und nur schwach mit Erde bedeckt waren. Jetzt ragen sie hoch in die Luft und halten noch die ganze Erdmasse fest, sammt Moos und Heidelbeerkraut. Die Wurzeln sind auf einer Seite „rothfaul", ein Schicksal, das bald die meisten Bäume auf diesem feuchten Boden treffen wird. Es ist erhaben in

diesem Walde, aber nicht schön, selbst um diese Jahreszeit nicht, wo doch der Nadelwald seine Schönheit geltend machen kann, denn es fehlt an Licht, und ohne dieses keine Schönheit. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch das seltsame dumpfe Brausen des Windes in den Wipfeln, dem kein anderes Geräusch der Welt vergleichbar ist.

Wir eilen durch den düstren Hochwald, so schnell es die zahlreichen über den schwach betretenen Weg laufenden Wurzeln erlauben, einer Stelle zu, wo das Licht am hellsten durch die Stämme fällt, und stehen bald auf einer rings von hohen Nadelholzbäumen umgebenen Lichtung, wo junger Anwuchs von Fichten und Tannen fast den Eindruck eines Gartens macht, so niedrig, so gleichmäßig hoch und so regelmäßig stehen die Bäumchen. Sie ist sanft abhängig, aber an ihrem Ende steigt der Berg steil auf, einförmig mit gleich hohen Tannen und Fichten so dicht bewachsen, daß nicht eine Lücke darin zu erblicken ist. Am Horizont bilden diese Bäume eine einförmige, sägeartige, eingeschnittene Wipfellinie, deren tiefere Einschnitte nur von den Einsenkungen des Berges gebildet werden, so gleichmäßig hoch sind alle Bäume. Aber wir erkennen deutlich die wenigen eingestreuten Fichten an den schlank hervorragenden dünnen Gipfeln, während die alten Tannen des vor uns liegenden Waldes kaum Gipfel mehr haben, dagegen stark entwickelte, aufwärts stehende Aeste. Nicht fern ist ein Berg vorzugsweise mit Fichten bedeckt und ein Blick genügt, dies zu erkennen, denn die Horizontlinie zeigt eine Spitze neben der andern, als starrten riesige Lanzen in die Luft. Der Wind, dessen Wehen wir auch an jenen Bergwänden erkennen und dessen Brausen wir hören, obwol wir an dieser Stelle nichts davon fühlen, bringt im Fichtenwalde für das Auge keine Veränderung hervor, während über den Tannenwald weiße Lichtstrahlen kommen und verschwinden. Die Tanne zeigt im Winde die weiße Unterseite ihrer breiten Nadeln, daher der verschwindend schnelle Wechsel der Farbe. An den Randbäumen hinter uns können wir den Unterschied zwischen Tannen in unmittelbarster Nähe erkennen. Die Bäume der Ersteren sind, selbst freistehend, hoch hinauf astlos und in der Mitte nur wenig schwächer als unten. Die Krone ist breit und schirmartig und hebt sich dunkel von dem grauweißen Stamme ab. Die Aeste sitzen gedrängt übereinander und sind von ungleicher Länge. Sie richten die Spitzen etwas aufwärts um einen verkümmerten Gipfel, welcher aus kurzen, reich mit aufrecht stehenden großen Zapfen besetzten, steif abstehenden Fruchtästen besteht. Aeltere Tannen mit nahe bis an den Boden reichenden Aesten kommen im Walde fast gar nicht, selten im Park vor. Ganz anders die Fichte oder Rothtanne (Pechtanne). Im geschlossenen Hochwalde steht sie dichter als die Tanne, hat schon in jüngeren Jahren bei verhältnißmäßig schwachen Stämmen, eine kaum nennenswerthe Krone mit wenigen dünnen Aesten, aber fast bis in das Alter eine schlanke vorragende Spitze. Steht aber der Baum frei, wie hier am Waldrande, dann fällt der Stamm an Stärke stark ab und trägt in seiner ganzen Länge weit ausgebreitete, herabhängende, an den Spitzen wieder aufwärts gerichtete Aeste, an denen die schwachen Zweige wie Quasten herabhängen, so daß wir an den tieferen Aesten die Oberseite der Astrinde sehen können. Aber die Spitze erhält ihr jugendliches Ansehen, indem die Aeste, wie bei jungen Bäumen, stets nach oben gerichtet sind. Augenblicklich tragen sie eine Menge herabhängender Zapfen, die sie gegen das Frühjahr abwerfen.

Auch im jugendlichen Zustande treten Fichten und Tannen in sehr ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Jugendporträt Alexander von Humboldt's.

(Zum erstenmal veröffentlicht im „Salon".)

Digitized by Google

schiedener Haltung auf, wie uns der junge Wald, welcher den ganzen Fuß des Berges gegenüber bedeckt, recht auffallend zeigt. Bei der jungen Tanne stehen die starken steifen Triebe starr aufrecht und zeigen so die weiße Unterseite der Nadeln und ihrer von Nadeln nicht bedeckten Zweige. Darüber erhebt sich die benadelte graue Spitze, der Trieb des letzten Frühlings, oft über zwei Fuß über dem letzten Astquirl. Da wir nur das dunkle Grün der von uns abgewendeten Seite der Bäume sehen, so zeigen sich darauf die hellgrau erscheinenden Aeste wie Striche und Spitzwinkel ab. Ganz anders die dazwischen stehenden jungen Fichten. Sie zeigen ein schöneres, obschon eintöniges Grün, und aus ihren kurzen, fein benadelten Aesten treten nur die orangefarbig durchschimmernden Zipfeltriebe, die „grünen Finger" des Heine'schen Gedichtes, auffallend hervor. Der junge Fichtenwald so gesehen, wie wir ihn vor uns haben, ist offenbar schöner, weicher, in der Ferne fast sammtig.

Die Einförmigkeit dieses Culturwaldes kann uns nicht lange fesseln. Wir vertiefen uns mehr in das aufsteigende Waldthal und erreichen eine Stelle, wo die Natur ohne Zwang gewaltet, daher Schöneres geschaffen hat. Vor uns liegt ein steiler Abhang, tief durch Schluchten eingeschnitten, bald schroffe Hänge, bald Felsenterrassen oder kesselförmige Vertiefungen bildend. An den umhergestreuten großen Felsblöcken erkennen wir den Porphyr, welcher überall röthlich durch das Grün der Bäume und den Moosteppich schimmert. Hier stehen bald einzeln, bald in lichten Gruppen und Wäldchen, uralte Tannen mit ihren glatten, weißgrauen Stammsäulen, von jüngerm Nachwuchs jeder Größe umgeben. Es sind die frei aufwachsenden Kinder der alten Tannen und fast jeder Jahrgang ist in diesem heimlichen Thale vertreten. Welche Prachtbäume, diese Edeltannen von fünfundzwanzig bis sechzig Jahren! Die größte Regelmäßigkeit der Form verbindet sich an ihnen mit natürlicher Anmuth. Wir erkennen in ihnen Vertreter der höchsten Schönheit der Gestalt im Pflanzenreiche. Schlank, vollkommen gerade und säulenglatt erhebt sich der Stamm aus dem Moshügel. In Manneshöhe beginnen die wie ein ausgebreiteter Flügel regelmäßig gebauten Aeste, reich mit breiten dunkelgrünen, kammförmig nur nach zwei Seiten stehenden Nadeln besetzt. Die Astquirle von größter Regelmäßigkeit stehen so weit übereinander, daß das Auge frei bis auf den glatten, kaum von einem schwachen Zweige unterbrochenen Stamm blickt. So erhebt sich der schlanke Bau zu einer vollständigen Pyramide von vollkommenem Ebenmaße. An einer andern Stelle über einer Felsenterrasse stehen Fichten von gleicher Schönheit. Alte Baumriesen, wie von Tannen, sehen wir nicht. Es scheint, daß man die Tannen länger im Walde duldet, während Fichten früher der Benutzung verfallen, besonders in Gegenden, wo der Nadelwald nicht ausschließlich herrscht. Aber die jungen Bäume wetteifern an Schönheit mit den Tannen und entwickeln wieder eine andere eigenthümliche Schönheit. Die Gestalt ist dieselbe spitze Pyramide und doch wie ganz anders ist die Fichte! Schon klein zeichnet sie sich aus. Sie bildet schon in einer Größe von drei bis vier Fuß, wo die Weißtanne noch ein unansehnliches, oft schiefgewachsenes Geschöpf von unverhältnißmäßiger Breite ist, ein reizendes Bäumchen, die ganze spätere Formenschönheit schon im Kleinen zeigend. Ihre Schönheit gewinnt mit der Höhe und ist vielleicht am anziehendsten in einer Größe von zehn bis fünfzehn Fuß, wo die Tanne noch ein dünnästiger, wenig ansehnlicher Baum ist. Aber die Fichte gewinnt nicht in mittlerer Höhe, ver-

ändert sich nicht. Vom Stamme bemerken wir an jungen frei gewachsenen Fichten selten etwas, denn er ist auch zwischen den Astquirlen dicht mit kleinen, feinnadeligen Zweigen besetzt. Wir sehen nicht das Innere des Baumes wie bei der Tanne. Die Aeste richten sich in Bogen aufwärts und die Zweige stehen starr nach allen Seiten. Auch die an allen Seiten stehenden Nadeln tragen zur Verdichtung der Krone bei. Fichten über zwanzig Fuß Höhe können sich nicht mit Tannen messen, so schön sie auch erscheinen, wo sie allein auftreten. Aber die Fichte gewinnt mit dem Alter, wenn die langgestreckten Aeste herabhängen bis zum Boden und die nicht mehr starren Seitenzweige sich gesenkt haben, der rothbraune Stamm aber frei von jugendgrünen Zweigen geworden und nur noch dünn mit weißen Flechten bekleidet ist.

Unser Wald kann nicht geeigneter sein, die Schönheit seiner Bewohner in der vortheilhaftesten Weise zu zeigen. Wir sehen die Bäume tief unter uns und thun einen Blick in das Innere, wie ihn sonst nur der Vogel genießen kann; wir umkreisen die vollkommen frei stehenden und bewundern ihren Prachtbau. Dort auf der moosigen Kuppe steht ein Baum, welcher das vollendetste Muster eines gothischen Thurmes zeigt. Seine starken, langen, offen liegenden Wurzeln umspannen den röthlichen Felsen wie lange grüne Finger oder Stricke. Dazwischen bemooste Felsen mit darüber schwebenden weißstämmigen Birken, deren leichte Zweige wie aufgelöste Haare herabhängen, hier und da kräftige Buchen oder gedrungene breitkronige Eichen. Hierzu die Beleuchtung eines wolkenlosen Tages, die Sonne gerade nur so hoch über dem Berghorizont, um glänzend in unser Thal zu dringen und lange Schatten zu werfen: wahrhaftig, es kostet Kampf, einen solchen Platz zu verlassen! Und doch mahnt der rothe Schimmer an den Kiefern des felsbekrönten Hauptberges der Umgebung, dessen Gipfel das Ziel unserer heutigen Wanderung sein soll, zum Aufbruch, denn ein klarer Sonnenuntergang von der Höhe ist um diese Zeit ein seltenes Glück.

Ein Gang durch den Nadelwald bietet weniger Abwechslung und Unterhaltung, als durch den Laubwald. Steht man nicht auf freien Höhen, so ist die Umsicht stets beschränkt. Zu beiden Seiten des oft durch Försterkunst gerade gelegten Waldweges bilden die Randbäume dichte Wände. Ist der Wald jung, so dringt kein Blick hinein, ist er alt, so zieht sein Inneres nicht an. Denn der Nadelwald ist nur schön, wo uralte Stämme mit jüngeren gemischt und freie Stellen vorhanden sind. Aber solchen Wald finden wir selten an leicht zugänglichen Orten. Der Forstmann möchte ihn wol, aber er paßt nicht in seine auf Gelderwerb fußende Bewirthschaftung. Auf Gerathewohl den Weg zu suchen, wie wir es am Laubwald lieben, geht im Nadelwalde gar nicht an. Wir gerathen in Dickichte, zerstechen uns die Hände an den starren Fichtennadeln, zerreißen die Kleider und müssen uns oft mit Gewalt mit den Schultern voraus durch die Heckenmasse drücken oder gebückt unter höheren Bäumchen hinschlüpfen. In keinem Falle sehen wir etwas und wir wissen bald nicht mehr, wo hinaus. Endlich erreichen wir, uns mühsam hinauf arbeitend, eine Berghöhe, die wir für die höchste Spitze eines weit gesehenen Berges halten und die als Aussichtspunkt gilt. Da stehen wir auf einem freien runden Platze, welcher dem Anschein nach früher oft besucht war, und sehen eine Art Weg in denselben münden: aber die Fichten oder Tannen sind seit einem Jahre oder zweien genau so groß geworden, daß wir trotz alles Erhebens keinen Blick darüber hinaus thun können und

wir finden nicht einmal einen Ast, um darauf zu treten. Unser stundenlanges Steigen und Mühen war vergeblich, und um den Aerger voll zu machen, führt uns der jedenfalls zur frühern Abfuhr des Holzes angelegte Weg in eine Gegend, in welcher wir nichts zu suchen haben. Aber nein! von Aerger kann nicht die Rede sein. Wir sind nur etwas enttäuscht. Im Grunde hinterläßt das anstrengende Abenteuer eine höchst angenehme Anregung und Stimmung.

Wir sind heut nicht in diesem Falle und folgen dem breiten Rasenwege auf den Kamm des Berges. Derselbe ist auch nicht einförmig, denn er hat oft auf einer Seite Laubwald, da nur auf den trockenen Felsköpfen Kiefern stehen. Und wo ein kleines Thal am Hochrücken ausläuft oder ein Weg über den Kamm führt, da öffnet sich ein freier Blick über die verschiedensten Theile des Waldgebirges. Dies verhindert uns nicht, auf die kleinen Unterhaltungen des Waldes Acht zu geben. Die blattlosen Lärchenbäume, mit denen der nicht alte Kiefernwald einer nördlichen Thalwand gemischt ist, erscheinen wie mit Schnee bedeckt oder in Wolle gekleidet, so dicht sind sie mit weißen, grauen und braunen Flechten bis an die jüngste Verzweigung bedeckt. Sie stehen offenbar nicht am rechten Platze, denn die den Winden ausgesetzten Bäume auf den Bergen sind fast frei von diesem verderblichen Schmuck. Am Boden liegen lange graue, weiße Bärte, an jedem meist ein kleines Stück Baumrinde, und wenn wir nach dem Ursprunge suchen, so sehen wir in dem luftfeuchten, windstillen Thale mehr oder weniger an allen Fichten und Lärchen, aber auch an Birken und Eichen, diese langen Bartflechten, ein feines, verfilztes Gewebe oft von zwei Fuß Länge und darüber. Diese Moos- oder Fichtenbärte, wie man sie gewöhnlich nennt, sind oft ganz weiß, jedoch etwas in Grün schimmernd, oder grau, seltener bräunlich. Bald fliegt kreischend ein schön gefiederter Häher über den Weg, oder wir verfolgen den noch schönern Grünspecht mit rothem Kopfe in seiner ruckweisen, sich senkenden und wieder hebenden Flugweise. Vor uns und um uns tänzeln und flattern in großen Flügen die zierlichen kleinen Meisen verschiedener Art um die Bäume und schaukeln sich, den Kopf abwärts, förmlich an den Zweigspitzen. Dann unterhält uns eine Spechtmeise (Baumläufer) durch ihre seltsame Art, am Stamme mit dem Kopfe abwärts zu klettern, wenn es ihr aufwärts nicht mehr gefällt. Am meisten unterhalten uns aber die Eichhörnchen mit ihren Sprüngen, zu denen wir sie durch Anklopfen der Bäume reizen. Seltsam kommt es uns vor, daß sie besondere Futter- und Speisebäume auswählen. Wie die Touristen einen schönen Aussichtsplatz, so wählen sie einen höhern Baum, am liebsten eine Eiche, auf deren starken armartigen Aesten es sich bequem tafeln läßt. Das Eichhörnchen verzehrt die Fichtensamen nicht etwa auf dem Baum, wo sie gewachsen, sondern beißt sie ab und trägt sie in der Schnauze auf den entfernten Lieblingsbaum. Wir erkennen ihn an der Masse von Ueberresten der Fichtenzapfen, Schuppen und Stiele. Warum man auch unter Bäumen zuweilen eine Menge von ganzen Tannenzapfen findet, haben wir nie ergründen können. Der Kreuzschnabel hat nicht weniger Freude an den Fichtensamen und wir sehen ihn zuweilen — er ist scheu und nicht leicht am Wege — in wunderlicher Stellung an den Zweigen und Zapfen hängen, mit dem sonderbaren Schnabel den öligen Kern heraushöhlend.

Die Höhe ist erreicht, eben noch zur rechten Zeit, um die Sonne sinken zu sehen. Die Hoffnung auf eine weite Aussicht ging zwar nicht in Erfüllung, denn trotz des klaren Tages liegt ein nebelhaftes Grau über allen

Fernen, aber die Nähe ist rein und herrlich, denn wir übersehen ein Waldbild von seltener Pracht und Mannigfaltigkeit und unser Standpunkt selbst gehört zu den anziehendsten in den Vorbergen. Der Sandsteinformation angehörend, ist er, wie die ganze Umgebung, besonders günstig für die Kiefer, welche hier, obschon nicht allgemein, in ihrer ganzen Bedeutsamkeit auftritt. Tief unter uns bedeckt ein älterer Kiefernwald den breiten Thalgrund. Wir sehen nur die blaugrünen Kronen, sehen wie der Vogel in den Wipfel hinein und finden bei diesem Anblick, daß wir an der Kiefer nie eine so schöne Färbung vermuthet hätten, da sie von unten ganz anders erscheint. Die tiefe Lage und der gute Thalboden tragen wol dazu bei. Dieses Blaugrün wird so recht auffallend neben den olivengrünen Fichten, welche darin vereinzelt vorkommen, weiter oben aber den ganzen Berg einnehmen. Aber nicht Nadelwald ist hier vorherrschend, sondern nur auf einer Seite. Um uns und unter uns breiten sich braunknospige Buchenkronen über dem Grau der Stämme und Aeste aus. Aber überall, wo ein Felsen an der Thalwand emporragt, ist er mit gedrungenen, rothästigen Kiefern gekrönt. So auch dieser Standpunkt, der höchsten Kuppen eine. Der breite Rücken, auf dem wir heraufgekommen, zählt hunderte von alten Kiefern mit schuppigen, rothbraunen Stämmen und vollen ästigen, breiten Kronen. In den Felsspalten stehen mächtige, schon tief von unten verzweigte Stämme, eine breite, schirmartige Krone bildend, der Pinie des Südens ganz ähnlich. Gekrümmte starke Aeste strecken sich weit aus und tragen flache, nach oben stehende benadelte Büschelzweige. Wir stützen uns selbst an eine gedungene Zwerggestalt von Kiefer, deren Aeste bereits am Boden beginnen, sich schlangenartig krümmen und sich wie Arme über den Abgrund strecken. Im Sonnengolde des Abends leuchten die braunrothen Aeste und Stämme aus dem Grün hervor wie glühende Kohlen, was uns jedoch nur an den Bäumen der gegenüberliegenden Felskuppe bemerklich wird, obschon wir selbst in der ganzen Lichtfülle des Abends stehen. Auch dieser Glanz verlöscht. Dann eilen wir der traulichen Lampe der Heimat zu und denken: das war ein schöner Wintertag.

Ob er wohl Fiekchen heirathen kann?

Novelle von **Marie von Olfers.**

(Schluß)

Er ſtrich allein in den Sälen herum und fühlte ſich trotz ſeines Glücks unbehaglich. Bei Fiekchen wollte er wieder in das Gleichgewicht kommen, noch nie war er von dort ohne fröhliches, friſches Herz zurückgekommen. Schon als er dem Städtchen zufuhr, wurde ihm wohlgemuth. Krähhubel war ganz in Verlegenheit um ein Geſprächsthema, da die Frage, kann er Fiekchen heirathen, gelöſt ſchien.

„Sagt' ich's nicht", meinte die Butterfrau, „Die ſchöpfen von Allem das Fett ab — ein Anderer buttert ſein Lebelang und bringt es zu nichts. Mein Fiekchen auf dem Schloß; na, die Alte wird Augen machen."

„Schade, daß die Sache ſchon aus iſt", ſeufzte das Leſefräulein; „es iſt bekannt, daß die Glücklichen keine Geſchichte haben."

„Hoffentlich findet Jeder ſein Conto dabei", meinte der Geldmann.

Fiekchen gewiß — ſie war ſelig. Da ſie den Junker nur in ihrem Hauſe ſah, blieben ihr ſeine ſchweren Stunden verborgen. Frau Seraphine hatte ſich auch etwas beruhigt. Wenn ihr Kind glücklich wurde, kam es auch auf den Preis, den ſie zahlte, nicht an.

„Sie iſt ja doch nicht mehr mein", ſagte ſie ſich in ihren Thränen. „Donat's iſt ſie, ich fühl's. Manche Mutter erfährt wol Aehnliches mit mir."

Philemon Sacht kam nicht mehr. Jan verhielt ſich ganz ſtill, immer da wie ein treuer Wächterhund, aber kein Kläffer, der um jede Kleinigkeit Lärm ſchlägt.

Es war wieder eine Stelle für ihn in Sicht, die er antreten ſollte im Frühjahr — nach Fiekchen's Hochzeit.

„Nicht als ob ich nöthig dabei wäre, Frau Seraphine, aber ich hoffe, wenn ich's geſehen habe, wird mir doch endlich klar werden, daß es wirklich wahr iſt und daß ich mich darein finden muß."

Es ging ſchon gegen das Frühjahr, da ritt der Junker wie täglich dem Städtchen zu. Die Saaten regten ſich eben — ſtänden die grünen Wellen als Meer da, müßte Fiekchen mit ihm ſein. O, wenn er das ganz rein, ohne Beigeſchmack empfinden könnte. Wie würde ſein düſteres Schloß ſich mit dieſer lichten Geſtalt erhellen!

Als er ſo in Gedanken ritt, hörte er plötzlich Pferde hinter ſich und neben ihm auf buſchigem, eigenwilligem Pony, hielt die kleine Gräfin.

„Guten Abend, Vetter!" rief ſie, „ich hatte zu große Sehnſucht, Sie wiederzuſehen nach Ihrem großen Sprung über den goldenen Zaun. Bravo, ich hätt' es Ihnen nicht zugetraut. Sehen Sie ſich nur nicht ſo

besorgt nach meiner Begleitung um, ich habe eine unserer Dienstmummien beritten gemacht — Alter ist ja eine große Hauptsache bei solchem Schutz — darin läßt er nichts zu wünschen übrig, er kann nur nicht recht nach. Sehen Sie, da biegt er eben um die Ecke."

„Sie sollten überhaupt um diese Zeit nicht so allein auf der Landstraße sein, Gräfin Beda", sagte Donat, indem er nicht umhin konnte die kühne, kleine Reiterin zu bewundern.

„Ich sollte nicht, aber ich wollte — das zählt bei mir und da sie mich doch nicht grad' hinter Schloß und Riegel halten können, so haben sie keine Gewalt über mich.

„Ich", sagte sie, und wies mit der Gerte auf eine zwitschernde Schwalbe, die den blauen Himmel durchschnitt, „ich bin so frei wie die da, wird mir's hier zu kalt zieh' ich, wenn's Winter wird, gen Süden."

„Wenn man Flügel hätte, um aus allen Verwickelungen heraus zu kommen", entgegnete Donat.

„Nun Sie haben's doch leicht, ein Mann. Zerreißen Sie doch die bösen Fäden, der Anfang ist ja gemacht. Ihre Tante ist wohl bei uns aufgehoben; der Bruder sagt zwar sie stirbt daran, aber glauben Sie es nicht, an so etwas stirbt man nicht. Wissen Sie, weshalb ich gekommen bin? Um das Wunder zu sehn, das diese Umwälzung zuwege gebracht hat — beichten Sie, Donat."

„Für's Erste beichte ich, daß ich nicht gern mit Ihnen durch Krähhubel ritte."

Beda lachte hell auf — „Sie Unglückseliger!" rief sie, „selbst was Krähhubel sagt, ist Ihnen nicht gleichgiltig und sie wollen Fiekchen Fips heirathen und unter die Liliensterne versetzen, mit ihrem ganzen gewiß nicht strahlenden Kometenschwanz von Vettern, Onkeln, Tanten?"

Er wurde roth. „Dies Mal dachte ich an Sie."

„An mich! Das ist ja viel für Einen in Ihrer Lage. Straßenjungen sind zwar eine schwere Prüfung, aber ich unterziehe mich ihr, um Fiekchen zu sehen. — O, Donat, schade, daß wir uns nicht heirathen konnten, ich hätte Ihnen so Manches gelehrt."

Jan nahm den vornehmen Besuch geradezu übel; ihn ärgerte die Dreistigkeit, das Haus der Fipse zu stürmen, welches, wie er meinte, ein eben so heiliges Familienverließ sei als ihre Schlösser. Die kleine Gräfin war sehr leutselig und zuvorkommend, durchforschte alle Räumlichkeiten wie ein Museum und konnte nicht fertig werden sich über die Kleinheit und Enge zu erstaunen.

Fiekchen und Sie gefielen sich gegenseitig. „Wenn wir Dich erst hier heraushaben", sagte sie, „will ich Dir zeigen, was Leben heißt. Hier kriecht ihr ja nur so herum wie die Ameise am Blatt krabbelt."

Als sie wieder mit Donat vor den Thoren war, athmete sie hoch auf. „Dem Himmel sei Dank, daß ich nicht in dieser Mausefalle leben muß!" rief sie. „Wie eng all' ihre Verhältnisse geistig und körperlich. Weit schlimmer noch als bei uns. Dazu dieser formidable Jan, dieser Eckpfeiler der Fipse'schen Familie, vor dem ich wahre Angst bekam, so

grimmig sah er mich an. Hier muß man noch mehr Acht auf sein Wort haben, als es zu Hause von mir verlangt wird. Jetzt versteh' ich Sie, Donat, und sage noch einmal, zerreißen Sie alle Fäden, auch diese; nehmen Sie Fiekchen heraus und fliegen mit ihr davon. Ich werde Ihnen zur Zeit ein gutes Beispiel geben."

Damit verschwand sie im Wald, seine Begleitung ablehnend. Donat wußte nicht, sollte er wünschen ihr gleich zu sein, oder war diese Schwerfälligkeit in ihm doch etwas Besseres?

Gar zu gern hätte er sein Schloß dem Städtchen fern abgerückt, wenn das nur gegangen wäre. Die Nähe war das Schlimme. Tante Severa, nach der er sich fast bangte, würde ihm eher geholfen haben dagegen ankämpfen. Sie konnte ohne jegliche Grobheit, die sie plebejisch nannte, so kühl abweisend sein. Jan wäre gewiß nicht zum zweiten Mal gekommen. Als er sich noch so hin und her mit seinen Sorgen herumschlug, hielt eines Abends die alte Carosse vor dem Thor. Der blinde, alte Hund stieß ein fröhliches Gewinsel aus als er die Heimat spürte. Donat stand auf der Treppe und auch ihn durchzuckte ein freudiges Gefühl, als er die alten Kisten der Tante erkannte. Sie kehrte zurück — freilich nicht dieselbe, man mußte sie die Treppen hinauftragen. „Ich konnte es nicht länger dort aushalten", sagte sie, „Alles so fremd, selbst der Hund wurde krank. Wenn mir aber nicht der Arzt auf meine Frage gesagt, wie es mit mir steht, ich wäre doch nicht hier", fuhr sie mit einem alten Anflug von Stolz fort. „Ihr seid ja jung. Ein Weilchen kannst Du wol noch mir zu Liebe warten. Am besten wär's, ich räumte bald den Platz — ich passe nicht mehr in Eure Welt, wo sich Alles verwirrt wie in einem zerzausten Knäuel. Wär' ich nur erst todt."

„O, Tante Severa!" sagte Donat, die Kranke behutsam inmitten all' ihrer Schätze auf den großen Lehnstuhl niederlassend, „kannst Du das hier sagen? Mir, von dem Du weißt, daß ich fühle wie Du, treu unseren Ueberzeugungen! Fiekchen soll Dich und Alles, was Dir angehört heilig halten, wie ich es thue."

„Wem es nicht angeboren ist, versteht nichts davon", sagte sie kopfschüttelnd. „Sie kann nichts dafür. Wer kann überhaupt jetzt für die Jugend stehen! Tollkühnes Gesindel — ohne Ehrfurcht, ohne Manier. Man sieht, wohin es führt. Beda ist fort."

„Fort!" wiederholte Donat erschreckt, „das Mädchen hatte eine wilde Art."

„Fort! Heimlich dem jungen Künstler nachgereist, den sie liebte. Die alten Geschlechter vernichten sich selbst, eins früher, eins später — gut, daß ich es nicht mehr zu sehen brauche. Zerstören können sie, ob aber aufbauen? — Das Zimmer der Mutter läßt Du doch wie es ist, ich habe es gehütet die ganze Zeit."

Er versprach Alles und verließ sie trotz der warmen Luft fröstelnd am Kamin, um sie her die verblichenen Andenken vergangener Zeit, zu ihren Füßen der blinde Hund.

Ihm war, als müsse er über eine Leiche zur Geliebten. Seine

Hochzeit verschob er bis zum Herbst, wegen der Kranken. Fiekchen verstand das sehr gut -- schickte ihr oft Grüße, die er nie bestellte. Frau Seraphine und Jan verhielten sich abwartend. Das Ende der alten Dame war abzusehen, wenn es hoch kam, ging es bis zum Winter. Spätsommer mit seinen verdorrten Blumen und fortziehenden Vögeln trat ein. Da ließ sich eines Tages mühevoll die Kranke im Bett aufsetzen, Tinte, Feder und Papier geben. Sie hatte in all' den schlaflosen Nächten tausendmal überlegt, wie sie dieser Verbindung eine bessere Form geben könne. Donat und die Familie war ihr Alles, was sie auf der Welt hatte. Der Brief, den sie mit vielen Unterbrechungen schrieb, galt Seraphine und hieß also:

„Wir glaubten mit einander fertig zu sein, aber das Leben bringt uns noch einmal nah' . . . Dir wie mir kann es nur schmerzlich sein . . . Was Du angefangen, vollendet sich — der faule Fleck frißt weiter — droht zu zerstören, was mir mehr als Leben gilt. Ich will nicht untersuchen durch welchen Zauber Deine Tochter Dem, den ich wie einen Sohn liebe, das Herz umgewendet hat, so daß er all' seinen Ueberzeugungen untreu geworden ist; genug, es ist geschehen, wahrhaftig nicht zu Beider Glück.

„Jemand, der wie Du die Verhältnisse kennt, weiß am besten, welchen Platz sie bei uns einnehmen wird, sie wie Alles, was ihr angehört. Es könnte mir gleich sein, da ich voraussichtlich bald aus der Welt gehen muß, aber die Ehre, der Glanz der Familie, bleibt mir das Höchste auch über den Tod hinaus und wo ich das Geringste dazu beitragen kann, rechnet mein einzelnes Dasein nicht mit. Du wirst das nach Deiner Sinnesart schwerlich verstehen, laß Dich wenigstens das Glück Deines Kindes bewegen ein Opfer zu bringen. Ich will ihr eine Stellung machen. In meinem Testament werde ich sie als meine Erbin einsetzen, unter der Bedingung, daß sie vor der Heirath mit Donat den Namen einer Lilienstern annimmt. Höhern Orts weiß ich mir die Erlaubniß zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß sie damit der Familie Deines Mannes entsagt. Was Dich anbetrifft, überlass' ich Dir, was Du thun willst, eine Mutter werd' ich nicht vom Kinde scheiden — Du scheidest Dich selbst von ihr durch diese unglückselige Verbindung."

Die kleine schüchterne Frau saß und las, als sie den Brief empfangen, und konnte die Fülle der darin enthaltenen Beleidigungen mit ihrer bescheidenen Seele nicht fassen. „Mein Fiekchen! mein Fiekchen! ich möchte nur thun, was Dir frommt!" In diesem Schrei ihres Herzens ging all' ihre Ueberlegung unter.

Der Tochter sagte sie wieder nichts; sie hatte eine unüberwindliche Scheu, den reinen Spiegel ihrer Seele mit so unlauterm Hauch zu trüben. Vor dem Bilde des geliebten Mannes frug sie immer wieder: „Wird er ihr sein, was Du mir warst? Dann", gab ihr Herz Antwort — „dann ist Alles gut." Sie schrieb in diesem Sinne eine Zusage. Tante Severa war befriedigt. Ihre Kräfte sanken und als die ersten rauhen Tage kamen, nahm sie der Herbst wie ein welkes Blatt

mit hinweg. Donat hatte sie noch von ihrem Brief und der Antwort unterrichtet.

„Wenn späte Enkel einmal mein Bild sehen, werden sie sagen, ich habe nicht umsonst gelebt", fügte sie hinzu.

Mit allem Prunk und Ehren, im Paradeanzug, den sie selbst bestimmt, wurde sie zur Gruft gebracht.

Das Schloß war auf kurze Zeit belebt durch ferne und nahe Verwandte. Keinem wagte Donat zu sagen, daß er mit Fiekchen verlobt sei. Immer wieder dankte er der Tante, daß sie für später ihm die Sache erleichtert. Sähe man Fiekchen dann als seine Frau, würde ihr Liebreiz, davon war er überzeugt, Alle besiegen.

Das Wappen am Sarg glänzte funkelnd in der kalten Sonne, er brach einen kleinen Zweig vom grünen Kranz, der ihn schmückte und brachte ihn Fiekchen.

„Das hilft mir nichts mehr", sagte sie, „ich habe mich recht von Dir verlassen gefühlt; lieber will ich von Deinen Freuden, als von Deinem Kummer ausgeschlossen sein."

„Später sollst Du Alles mit mir theilen" antwortete er „und um die gute Tante magst Du immer trauern, Du verdankst ihr mehr als Du denkst.

„Was sollte das sein?" frug sie scheu. „Sie ist mir ganz fremd, ich mag nur Menschen etwas verdanken, die ich sehr lieb habe — Dir zum Beispiel — Dir gern Alles."

Donat suchte in den nächsten Tagen umsonst in seinen Gedanken Jemand, der für das Kommende und die Vorbereitungen im Schloß Fiekchen ein Schutz und eine Hülfe sein konnte. Die Mutter, sonst das natürlichste, hier ging es nicht. All' die alten Wunden würden auf's Neue bluten. Die Stelle, an der geliebte Verstorbene beleidigt und gekränkt wurden, bleibt ein unheilvoller, düsterer, schattenumschwebter Platz.

Seine Verwandten! Er ließ eine nach der andern von den stolzen Gestalten ziehen. Keine schien ihm denkbar in solcher Lage, in der Berührung mit solchen Verhältnissen. In dieser Noth erschien wie ein hülfreicher Geist Gräfin Beda, die er über alle Berge glaubte. Sie stand an einem Mondscheinabend kurz vor dem fraglichen Tag neben ihm auf der Terrasse, reizend wie immer in einer phantastischen Tracht, die ihr besonders gut stand. Die Kapuze zurückgeworfen von den glänzenden Haaren, die dunklen Augen voll Lebensmuth und Muthwillen.

„Sie finden wol ich komme recht störend", sagte sie scherzend, „im Gegentheil, Donat, ich komme, um Ihnen zu Ihrer Frau zu verhelfen, nachdem ich auf die glänzendste Weise vorerst mir selbst geholfen habe."

„Wie unüberlegt, Gräfin Beda!" rief der Junker, „und —"

„Wie compromittant, wollen Sie sagen! Nun das schadet mir nichts mehr und was das Andere anbetrifft, so ist es die überlegteste Handlung, die noch je meinem Gehirn entsprungen ist. — Wen glauben Sie vor sich zu sehen? Was wollen Sie überhaupt immer mit Ihrer Gräfin? Seit zwei Tagen bin ich die Frau eines berühmten Mannes. Sie kennen

ihn. O, Donat, ich bin stolz — so stolz — weit stolzer als vorher, als irgend einer von Euch und das will viel sagen. Doch", setzte sie schelmisch hinzu, „nicht zu stolz, um Ihnen zu ähnlichem Glück zu verhelfen — Ihnen, Donat, für den ich bei einem Haar Feuer gefangen, wenn unsere Herzen nicht schon so gut damit versorgt gewesen wären. Ich will Ihrem hinreißenden Fiekchen über die schlimme Stelle weghelfen, ich kenne Tante Severa's Testament."

Der Junker schüttelte den Kopf. „Und Ihr Bruder?" sagte er. „Ich fürchte, Sie werden selbst genug zu thun haben, um sich über Wasser zu halten, Gräfin Beda."

„Ach was!" rief sie, „ich verlasse dies lecke Schiff, für mich ist nichts zu besorgen. Mich geht Euer Fahrwasser mit allen Klippen nichts mehr an. Der Bruder hat sich mit meiner Mesalliance, wie er es nennt, versöhnt, in so fern er nun die Güter behält und mich, das Werthvollste, meinem Rafael überläßt mit der Weisung, daß wir uns als vollständig getrennt und abgefunden betrachten."

„O, Gräfin Beda, wie konnten Sie das sich und Ihrer Familie anthun!"

„Das frag' ich mich oft selbst, aber ich konnte es, oder vielmehr ich konnte nicht anders. O, ich bin so glücklich, so selig, ich möchte die ganze Welt glücklich wissen. Glücklich sein verbessert den Charakter, es macht großmüthig. Wir gehen über die Alpen, hinter denen steckt ja eine Oase in dieser Weltwüste für Leute wie wir es sind. Wenn Sie irgend vernünftig wären, würde ich ein Rendezvous mit Ihnen und Fiekchen verabreden, aber", setzte sie seufzend hinzu, „nach meiner Façon können Sie wol nicht selig werden, Sie haben nicht die Natur dazu."

Man kann nicht sagen, daß diese kleine Feuerfliege Donat Vertrauen einflößte. Doch ihm blieb nicht die Wahl und sieht man keinen andern Weg, versucht man selbst auf schwankendem Bret über den Abgrund zu kommen. Er dankte für ihre bereitwillige Güte und legte Alles in ihre Hand. Dort in dem kleinen Häuschen, erfüllt von den Erinnerungen Leonor's, Seraphine und Jan zur Seite, hatte er keinen Muth die Sache zur Sprache zu bringen. Versetzen wollte er sie erst, hiesige Luft sollte sie athmen, wie man eine Pflanze in anderes Erdreich bringt — erst hängt sie den Kopf, dann aber blüht sie desto voller und frischer empor. Der Tag der Testamentseröffnung kam. Jan, der nichts davon wußte, sah der ganzen Verzögerung zu wie ein Tiger, der sich zum Sprunge bereit hält, sobald der Feind eine Schwäche zeigen sollte. Frühmorgens, als Fiekchen noch im Bett lag, kam die Mutter herauf und setzte sich zu ihr auf die Bettkante. Sie fing ihr an vom Vater zu erzählen, entfaltete ihr das ganze Bild häuslicher Glückseligkeit, dann berührte sie zum ersten Mal den Tag ihrer Verheirathung — wie sie einsam zum Altar getreten, schonend aber doch wahr zeigte sie ihr, was sie gelitten.

Das Mädchen saß und horchte auf mit erbleichenden Wangen. — „Verachtet!" sagte sie, „sie haben Dich verachtet!"

„Das wol nicht", antwortete die bescheidene Seele, „ich trat nur mit dem Tag ganz aus ihren Kreise, es war ja natürlich. Dir wird es ähnlich gehen."

„Mir ist Angst", sagte das Mädchen und drückte sich fest an die Mutter — „von Dir lass' ich nicht! — nie."

Die welken Wangen der alten Frau rötheten sich, die Augen leuchteten in jugendlichem Feuer.

„Und wenn ich Dich selbst fortdränge", sagte sie; „hast Du ihn lieb, so fragst Du nach Niemand mehr. Vergiß Alles, selbst mich, Fiekchen. Im Andenken Deines Vaters sag' ich das, mein Kind. Im Andenken, daß er mir Alles und Alles war. Ich gönne Dir's, Fiekchen — ich gönne es Dir." Sie half ihr ankleiden, wie sie gethan, als das Töchterchen noch klein war, vorsorglich, zärtlich, und dann nahm sie Abschied unter Thränen. Jan kam und fing an zu begreifen, daß etwas vorging, wozu er nicht ganz den Schlüssel hatte.

„Warum nehmt Ihr Alle so feierlich Abschied von mir?" rief das Mädchen. „Was sollte mich von Euch trennen können?"

Bald darauf hatte Krähhubel die wundervolle Zerstreuung, Fiekchen und die kleine Gräfin in der Lilienstern'schen Familienkutsche durch das Städtchen fahren zu sehen.

„Was jetzt nicht Alles geschieht!" sagte die Butterfrau, „ich würde mich nicht wundern, wenn der Mond vom Himmel käme und sagte: „Ich habe jetzt lange genug droben geschienen, nehmen Sie für eine Weile meine Stelle."

„Alles durcheinander", flüsterte das Bücherfräulein, „es lohnt kaum noch, etwas Besseres zu sein."

Fiekchen hatte das Schloß oft von Weitem gesehen, aber als sie in das große Thor fuhr, war ihr, als käme sie in eine neue Welt — die mächtigen Verhältnisse imponirten ihr. Mit fast andächtigen Blicken sah sie zu all' diesen Thürmchen und Erkern, zu den grauen, ehrwürdigen Mauern empor. Fest, massig stand es da, ungeschickt für die Jetztzeit, wie ein vorsündfluthliches Mammuth.

Den alten Dienern auf der Schloßtreppe reichte Fiekchen ehrerbietig die Hand. Ihr Schritt, der geisterhaft in den Hallen nachklang, ließ sie fast verstummen, flüsternd meinte sie, es sei wie in einer Kirche.

Donat ergötzte sich an ihrem übermäßigen Erstaunen, es schmeichelte ihm. — Die kleine Gräfin aber dachte mit einer Art Geringschätzung: „Niedere Verhältnisse, niedere Begriffe, aus Der wird im Leben keine vornehme Dame, mag sie nun so oder so heißen."

Immer stiller wurde Fiekchen, um keinen Preis hätte sie dort ihre lustigen Scherze machen können, wie sie sie zu Haus mit Jan und ihrer Freundschaft trieb.

Feierlich gestimmt ging sie umher. Im Thurmzimmer der Tante seufzte sie sogar, als läg' ihr etwas auf der Brust. — Die kleine Gräfin öffnete weit das Fenster, aber auch von dorther kam schwere Luft, aufgehalten durch dunkellaubige Bäume.

„Das ist der dumpfige Geruch der meisten alten Schlösser", sagte sie, „wenigstens aller derer, welche die geliebten Vorfahren auf Stellen ohne Luft und Licht gebaut. Bäume davor, deren Wachsthum sie nicht berechnet — Alles zum Ersticken — aber Keiner wagt Hand daran zu legen. Es ist so zu sagen der vornehme Geruch vergangener Zeit, ein Patschouli, an den Du Dich hier wirst gewöhnen müssen, liebes Kind, und gar noch schwören, es sei der einzige gute Geruch. — Für mich ist es nichts", schloß sie und machte weit zum Fenster hinausgekehrt eine sehr gelungene Cadenz, „ich habe mir an reiner Himmelsluft den Geschmack für comprimirte verdorben."

„Es ließe sich schon heimlicher machen, wenn ich nur erst mein Vögelchen hier habe und der Sonne ein Eckchen geöffnet wird zum Hereinscheinen", sagte Fiekchen schüchtern. „Die Mutter versteht's besser als irgend Jemand, es behaglich zu machen, sie wird schon etwas aussinnen."

In den langen Ahnensälen verfiel Fiekchen zu Donat's Freude aber wieder in die bewundernde Ehrfurcht. Selbst Tante Severa hätte müssen zufrieden sein.

Wie gefielen dem schönen Mädchen die edlen Gestalten, die mit ihr verwandtschaftliches Blut hatten. Diese prachtvolle Reihe, der sich der Geliebte anschloß. Die Männer charaktervoll, die Frauen fein und voller Grazie.

„Ich freue mich, ihnen später anzugehören", sagte sie, „und bin froh, daß ich mich auch nicht meiner Familie zu schämen habe. Es ist ja nicht unser Verdienst, aber ein großes Glück, wenn man von ehrenwerther Abstammung ist, mit Stolz zurücksehen kann, wie sich Glied an Glied schließt, hindurchgehend der rothe Faden echter Tüchtigkeit. — Bei der Mutter liegt die große Familienbibel — darin stehen wir Alle eine lange Reihe, Jeder mit seinem Segensspruch aus dem Gesangbuch oder sonst einem frommen Buch. Alle Vorfahren meines Vaters sind Krämer im Städtchen gewesen, so lange man nur denken kann, daß es steht. Alle haben sich redlich durchgeschlagen, haben mit Ehren gelebt, sind in Ehren gestorben. Ist es nicht gut, daß ich darin Dir ebenbürtig bin?"

Die kleine Gräfin ließ Donat nicht zur Antwort kommen, sie schlug ein lautes Gelächter auf und rief:

„O, Ihr stolzen Leute! Ihr seid einander werth. — Sie hat Recht, Donat, sie ist Dir ebenbürtig. Zählt Eure Ahnen nur zusammen und lebt davon."

Draußen in den hohen Alleen, wo die goldenen Blätter lautlos ab und zu ihnen zu Füßen sanken, überkam Fiekchen wieder die Traurigkeit.

„Giebt es keine Blumen hier?" frug sie.

„Wie sollte das wol zugehen?" antwortete Gräfin Beda, „die brauchen Licht. Kaum Grün kann unter diesen Tannen empor. Mir kommt es immer wie ein großes Sterben vor in diesem Park."

Dunkelheit war wirklich, trotz dem lichtenden Herbst, der Haupt-

charakter darin. Französische Bogengänge, dicht verflochten, niedrig, so dicht, daß man kein Fleckchen blauen Himmel durchsah. Aus dem feuchten Boden schoß hier und da gigantisches Unkraut empor, das Allem trotzte. Weiße Nebel schlichen zwischen den grauen Steingestalten umher, aus deren zerbrochenen Urnen glitzerndes Wasser sickerte, moosartige Kräuter entlang, die lichtdurstig zarte Köpfchen aufreckten. Die Schleiereule fand dort gute Wohnung und die Fledermäuse umkreisten die alten Mauern wie Hausgeister.

Fiekchen konnte sich nicht damit befreunden.

„Das verstehst Du nicht", sagte die kleine Gräfin. „Schön ist das wol, es müßte nur etwas mehr Licht und Luft geschafft werden. Dieser Tannengang muß freundlicheren Bäumen Platz machen. An einer Stelle muß das Auge die Ferne suchen können in dieser Welt der Gefangenschaft, wo jeder freie Athemzug wie ein Gruß vom Jenseit ist."

„Ob es schön ist, weiß ich nicht", rief Donat verstimmt, „ich habe nie darüber nachgedacht — lieb ist es mir — altgewohnt. An jedem Busch, an jedem Zweig hängt für mich eine Erinnerung. — Nicht den verkrüppeltsten Stamm lass' ich hier wegnehmen. Nicht eine Tanne. So habe ich es empfangen und so gebe ich es wieder in die Hände Dessen, der nach mir kommt. Ich bin ein Feind der Neuerung, die über die Orte hinweggeht, daß man bald an keiner Stelle mehr die Existenz alter Familientraditionen erkennt."

„O, das versteh' ich!" fiel Fiekchen ein, „da bin ich ganz Deiner Ansicht."

„Ich nicht", fuhr die Gräfin fort. „Soll hier Alles mit Pilzen bewachsen vermodern? Darf keine Sonne in diese Schatten dringen? Wollt fortexistiren und schließt die Lebensluft aus, die in steter Bewegung schafft und erhält? Nur in der Verjüngung kann man die Zeit scheinbar hier festhalten. Aber ich seh' schon, Ihr werdet die Dornenhecken um Euch zuwachsen lassen und in einen Schlaf verfallen, aus dem Euch nichts wecken kann."

Als sie zur Nacht auseinandergingen, blieb Beda noch bei Fiekchen sitzen.

„'S ist graulich hier, nicht wahr?" sagte sie, als das Mädchen scheu umschaute nach der mächtigen, gekrönten Bettstelle mit den schweren, verwitterten Vorhängen. „Gesteh' es mir nur. Grausig schön kannst Du es ja nennen. Heimisch kannst Du Dich hier unmöglich fühlen, nachdem ich Dein lichtes Stübchen gesehen mit dem weißen Vorhang und Fenstergarten. Verwandle es doch hier später. Es wird ja Alles Dein. Staube die alte Geschichte tüchtig aus, wirf weg, was nicht mehr brauchbar ist. Ich hätte hier schön aufgeräumt. In so fern ist's schad', daß ich nicht die Herrin bin."

„Es fehlt mir an Muth dazu", antwortete Fiekchen. „Darf ich denn zerstören, was ihm lieb ist? Ich werde mich einfügen müssen — so gut ich kann. Das wird wol das Schwere sein, von dem die Mutter sagte."

„Schwer wird es nur, wenn Du es Dir schwer machst. Nimm Dein Leben in die Hand, wie ich es gethan.“

„Glücklicherweise bin ich noch nicht an solchen schlimmen Kreuzweg vom Schicksal gestellt worden. In der Hauptsache geht ja Alles nach meinem Herzen“, erwiederte Fiekchen.

Sie küßten sich, denn sie hatten sich sehr gern, und trennten sich zur Nacht. Fiekchen kroch wie ein furchtsames Kind in die drohende Lagerstätte der Liliensterns.

Ein wüster Herbststurm umbrüllte das Schloß, geisterhafte Töne weckend. Ein Concert, wie es Fiekchen noch nie gehört, klagende, drohende, wilde Stimmen, Fenster und Thüren rasselten, als wollten sie jeden Augenblick aus den Angeln gehen. Ein schwerer, boisirter Kaminvorsatz, der Mannshöhe hatte, fiel mit Gekrach in das Zimmer; Alles verbündete sich in wilder Romantik gegen das arme, moderne Kind einer bürgerlich-behaglichen Existenz, als wollte er ihr sagen: „Was willst Du hier? Denkst Du mit uns fertig zu werden?“

Sie setzte sich im Bett auf und starrte in die schwarzen Ecken, jeden Moment gewärtig, daß irgend etwas ganz Außergewöhnliches geschehen müßte. Krampfhaft die kleinen Hände verschlungen, das Herz voll Heimweh, stählte sie sich zu dem Kampf, den sie mit diesen Dingen würde zu bestehen haben. Immerfort dachte sie an die Worte der Mutter. Endlich wurde es Morgen. Die alte Dienerin entzündete ein Feuer im Kamin und erzählte ihr dabei, wie die Tante Severa in diesem Zimmer gestorben.

Mit der kleinen Gräfin kam es wie ein Strom Sonnenlicht in das düstere Gemach.

„Nun“, sagte sie, „Du hast etwas von unseren Geistern kennen gelernt diese Nacht. Das war ein wilder Tanz. Nun, die wären mir schon recht, mit denen würd' ich mich schon vertragen. Die sind ausgelassen wie ich. Die schlimmsten sind die steifen Geister, ohne Blut, ohne Herz, ohne Knochen, und die doch mitleben wollen, als wären sie Menschen. Formen, hohles Zeug. Wehr' Dich gegen dergleichen, Fiekchen! Wehr' Dich bei Zeiten, sonst wachsen sie Dir über den Kopf. Donat hat auf eine Stunde fortreiten müssen. Ich habe mir unterdessen den Schlüssel zum Reliquienkästchen der Tante verschafft. Da sollst Du einmal sehen, über welche Schätze Du jetzt als Hüter gesetzt wirst.“

Fiekchen sah verstört und zweifelhaft zu, wie Beda die große wappenverzierte Truhe zum Tisch schob.

Geheimnißvoll, drohend stand das Ding da — eine gigantische Büchse der Pandora.

„Wir wollen es lieber lassen“, sagte sie schüchtern, „wer giebt uns das Recht?“

„Es ist ja Alles Dein!“ rief Gräfin Beda, „weißt Du nicht, daß Tante Severa Dir alles Dies hinterlassen hat, und noch mehr als Das; aber ich darf nicht aus der Schule plaudern, obgleich es ein öffentliches Geheimniß ist.“

„Mein", wiederholte Fiekchen unsicher, „mein?"

„Du hast das Recht und die Pflicht, Dich dieser Dinge fortan anzunehmen."

Somit breitete die kleine Gräfin, nicht ohne humoristischen Commentar, alle Heiligthümer der Tante Severa auf Tischen und Stühlen umher aus. Eine wunderlich gemischte Gesellschaft, man konnte nicht sagen, daß es trotz Buntheit einen heitern Eindruck machte.

Verblaßt, verwittert, Manches halb zerstört. Eine Soldatenmütze aus den Befreiungskriegen hob sie hervor, ein schwerfälliges Ding von schwarzem Leder mit vertrocknetem Lorbeer daran.

Sie probirte sie sich vor dem Spiegel auf und meinte lachend: „Jetzt ist eine andere Façon Mode — was thut's? Hat es sich nicht gezeigt, daß unter unseren leichten, modernen Dingern eben so viel Kraft und Feuer verborgen war?"

„Thue es ab", bat Fiekchen ängstlich, „mir ist, als klebe Blut daran. Scherze nicht damit — das Leblose hat oft eine redende, beängstigende Wirklichkeit, ich sehe die Schlacht vor mir. Thue es wieder hinein, Beda."

„Nun", sagte die kleine Gräfin, „Du hast, wie ich sehe, den geforderten Respect davor. Haare", fuhr sie fort, „genug, um ein Kissen damit zu stopfen. Mottenfräßige Stickereien, wären's Gobbelins, man könnte ein Zimmer damit tapezieren. Portraits — und was für welche! Schlecht gemalt, halb verfärbt — das gefährliche Blau hat sich überall durchgefressen. Wie jammervoll sie aussehen. O, Fiekchen, nur Eins bitt' ich Dich. Bewahre nie schlechte Portraits auf, es ist eine Sünde am Maler und an der Menschheit. Wird Dir nicht ganz weh' zu Muth, wenn Du diese Galerie grau-, blau-, grün-gelber Gesichter siehst? Miniaturen sind besonders gefährlich. Schrecklich, wenn der Mensch wie Gerümpel aussieht — unwürdig. Und wie schlimm ihnen ihr schlimmer Putz steht. — Ihr armen Opfer, wer wagt es, Eure Würde durch diese würdige Aufbewahrung zu gefährden; hat man selbst im Grabe nicht Ruhe vor dem Ridicül?"

„Schließ' Alles wieder zu", bat Fiekchen noch einmal, „zieh' es nicht so unbarmherzig an das Licht, es verträgt es nicht mehr, lass' es doch hier in der Truhe vermodern."

„Nein", fuhr Gräfin Beda fort, „jetzt kommt das Beste!"

Damit zog sie einen zweiten doppelten Schrein, mit schwarzem Sammet bedeckt, hervor.

Als sie ihn geöffnet hatte, wurde auch sie einen Augenblick still. — Er enthielt Todtenmasken der Familie, Hände, Füße, Alles abgegossen in Wachs.

Das Entsetzen, welches sich auf Fiekchen's Gesicht malte, erschreckte sie selbst.

„Sind wir denn hier in einer Blaubartskammer? Was sollen Dir all' diese fremden Gesichter? Dies zu behalten, Fiekchen, haben wir kein Recht — nicht das Recht, in solch' ein Antlitz zu schauen. — Gleich-

giltigkeit wie Schauder ist Entweihung. Das Recht hat n Der, dem der Verstorbene theuer war — so theuer, daß er, mit selbst stockendem Herzblut, verfolgte wie das Leben, als wär' es das eigene, aus dem geliebten Herzen entfloh. Laß' es uns vernichten, da vernichtet ward, was dieser todten Form noch ein Recht auf das Dasein gab." Damit nahm sie den Schrein und warf ihn mit Allem, was darinnen war, in das Feuer — die gierige Flamme leckte sofort hochaufflackernd bis in den Schornstein.

Fiekchen bewegte sich nicht, that nichts dafür, nichts dawider — stand schweigend und starrte in die rothe Gluth.

„Was meinst Du", rief die kleine Gräfin, „nun kann der ganze übrige Plunder auch nachfolgen. Er wird Dir nur den Sinn beschweren, Ungeziefer in das Haus ziehen, frisch muß hier Alles werden." Und somit fütterte sie die Flamme, die wie ein gefräßiges Ungeheuer immer mehr zu begehren schien, mit den Schätzen der Tante Severa.

Mitten in ihrer Geschäftigkeit öffnete Junker Donat die Thür. — Er stand sprachlos vor dieser Entweihung.

Die kleine Gräfin ging aber gleich beherzt auf ihn zu und sagte: „Ich habe es Alles angerichtet! Sollen Dinge wie diese in die unrechte Hand kommen? Sie werden doch nicht von Fiekchen erwarten oder verlangen, daß sie ein Herz dafür hat?"

„Gewiß verlange ich das", antwortete er verletzt, „verlange, daß sie in Ehren hält, was ich hochschätze — mehr, daß sie liebt, was ich liebe."

„Donat", rief Fiekchen, „Du sollst Dich nicht in mir geirrt haben — verzeih', daß ich es nicht besser vertheidigte. Wenn ich erst das Gefühl haben werde, es sei mein Recht, will ich es nie wieder aus der Hand geben. Kein Fleckchen soll hier anders werden, als Du es gewohnt bist — ich will der treueste Hüter von allen Dingen sein, an denen Deine Seele hängt, mag's auch vergangen sein, mag's mir auch fremd und unverständlich scheinen, in Dir will ich's ehren und lieben."

„Euch ist nicht zu helfen", sagte die kleine Gräfin. „Fiekchen, Du wirst noch an mich denken — umsonst versuch' ich Euch den Weg zu ebnen — Berg und Thal könnten eben so gut zusammenkommen."

„Berg und Thal", antwortete Fiekchen, „haben kein Herz."

Donat gab ihr den Arm und führte sie hinab in den Saal, wo ein Notar ihr das Testament der Tante Severa vorlesen sollte.

Es geschah in ganz geschäftlicher Weise.

Fiekchen hörte Alles schweigend mit an, doch ein niegesehenes Feuer leuchtete in ihren Augen, als der Notar mit den Worten schloß: „Sie haben sechs Wochen Bedenkzeit bis zur Annahme, so viel gestattet jedes Testament."

Sie wartete bis er verabschiedet war, kaum aber hatte er den Saal verlassen, nahm sie das Document und zerriß es mit mehr Kraft, als man den schwachen Händen zugetraut, mitten durch.

„Was thust Du, Fiekchen!" rief der Junker und hielt die kleine

Hand, die immer noch ein Mal und noch einmal das unglückliche Testament in Stücke zerfetzte, als wäre es ihr nie genug.

„Du hast nichts Anderes von mir erwartet", sagte sie erregt und blickte ihn mit glanzvollen Augen siegesgewiß an. „Ich meine Angehörigen aufgeben — auch nur einen Augenblick, Donat!"

„Wenn Du mich heiratheſt", antwortete er scharf. „Giebſt Du ſie da nicht auf?"

„Aber nicht auf dieſe Weiſe", entgegnete ſie, mit einer Art Schrecken und Seelenangſt ihn betrachtend. „Du, Donatus, mit Deinem Sinn für Familie — Du mußt das doch verſtehen. Ich liebte, ehrte es in Dir, fühlte mich darin Dir verwandt."

„Familie in dem Sinn wie wir — habt Ihr nicht — Heimatsgefühl — Vaterlandsgefühl, Alles iſt darin mit einbegriffen."

„Woher wollt Ihr das wiſſen?" rief ſie — „warum ſtellt Ihr, was wir hochachten, gering? Jedem iſt das Seine das Theuerſte."

„Das Theuerſte", wiederholte er, zärtlich ihre Hand faſſend, „müſſen wir Beide uns ſein."

„Ja", ſagte ſie ſich ihm entziehend und ein glühendes ſchmerzliches Roth überſtürzte ihre Wangen. „Müßteſt Du mich denn nicht verachten, wenn ich ſo handelte?"

„Mir zu Liebe!" warf er zögernd ein; „nein! nimm es nicht ſo ſchroff, Vieles findet ſich von ſelbſt, es ſind ja nur Worte."

„Nennt Ihr das ſo?" frug ſie zurück und ein ſtolzer Zug, der ſie ganz den Bildern der Ahnen gleich machte, wölbte ihre zierliche Lippe — „ich nenn' es anders. Schon der Gedanke wär' zu viel. Ja", fuhr ſie fort und der Zorn einer adeligen Seele flammte in ihrem Auge — „ſtolzes Blut hab' ich in den Adern — treues, das feſt wurzelt auf dem Boden, dem es entſtammt. Bin ich deshalb unwürdig, in die Reihe Eurer Ahnen zu treten — ſo gieb mich auf."

„Liebe weiß von keinem Stolz", ſagte er wiederum in höchſter Bewegung.

„Wer ſagt, daß ich ſie Dir bewahren kann, wenn Du dies von mir verlangſt? O", rief ſie und die ganze Zärtlichkeit ihres anhänglichen Gemüths ſtrebte ihm zu, „verlaſſ' mich nicht. Nimm mich an Dein Herz wie ich bin, mit Allem, was mir zugehört, Du wirſt es nicht bereuen. Habe ich denn nichts zu überwinden? Sind denn Deine Verwandten mir näher als Dir die meinen? Vieles müſſen wir Beide aufgeben. Beide, hörſt Du; aber nichts, was ſein Leben hat für alle Zeit, für jedes Geſchlecht in dem Gefühl der Ehrfurcht, der Liebe."

„Der Name iſt eine Kleinigkeit", ſagte er ſtarrſinnig, „die erſte, die ich von Dir verlange."

„Nein", entgegnete ſie, „mit ihm ſtände der erſte Schatten zwiſchen uns auf."

„Fürchteſt Du Geſpenſter?" frug er und verſuchte es in Scherz zu ziehen.

„Ja", antwortete ſie. „Solche gehen um in einer Ehe und ſaugen

das Lebensmark daraus. Ich liebe helles, klares Sonnenlicht! — Für mich keine dunklen Ecken, für mich kein Besitz als der warmer Herzen. Dies die Kette, deren Ahnenfolge ich anerkenne."

„Ueberlege, was Du sagst", rief er — „Dein und mein Glück steht auf dem Spiel!"

„Da ist nichts zu überlegen", antwortete sie muthlos. „Das Unglück ist geschehen — wir sind getrennt. Lassen Sie mich zurück zur Mutter, wir haben uns ineinander geirrt, Junker Donat."

Zorn, Liebe, Vorurtheile kämpften in ihm. Nach vielen vergeblichen schmerzlichen Worten fuhr Fiekchen in der Abenddämmerung wieder dem Städtchen zu. Ein Glück, daß Krähhubel nicht viel davon sah.

Die kleine Gräfin zog zurück zu ihrem Künstler, ohne den Junker, der sich eingeschlossen, wiederzusehen.

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer!" sagte ihr Rafael, dem sie das verunglückte Unternehmen klagte. „Laß' doch die Leute frieren, wenn's ihnen beliebt, Beda; wir wollen über die Alpen, es wird uns nicht schwer scheinen, denn was wir überstiegen, war mehr als das. Aber Jeder", fuhr er fort und sah sie selig an, „wird es Dir nicht so leicht nachmachen."

Fiekchen wurde nicht viel gefragt als sie nach Hause kam. Jan murmelte allerlei zwischen den Zähnen, was Keiner verstand. Frau Seraphine schloß sie ohne viel Redensarten in ihre Arme.

Was sie sich oben gesagt, erfuhr Niemand, die Thür blieb verschlossen und Jan lief die ganze Nacht unter den Fenstern hin und her, machte die unsinnigsten Pläne, auch Rachepläne, die aber mehr den Wilden entlehnt schienen, kam erst zur Besinnung wie eine hehre, stille Dämmerung heraufzog, wurde sich erst klar nichts zu thun, als das erste Sonnenlicht Fiekchen's Fenster berührte, und schlich endlich bleich und verwacht nach Hause.

Am andern Morgen kam Fiekchen wie sonst herunter. Wer sie nicht genau kannte, hätte kaum geahnt, welcher schwere Sturm über diese Blüthe gegangen war.

Krähhubel gerieth natürlich in die größte Aufregung, so bald es inne wurde, was eigentlich geschehen.

„Also kann er Fiekchen doch nicht heirathen."

„Pfui", sagte die dicke Butterfrau. „Ist das adelige Manier, sich die Waare kommen lassen und dann zurückschicken?"

„Er wird nach vielem Weh und Seufzen, g'rad' noch eh' sie daran gestorben ist, kommen sie zurückholen; so endigt es immer in den Büchern", sagte das Lesefräulein.

„In den Büchern mag es so kommen", äußerte der kleine Finanzrath, „in der Welt kommt man jetzt selten zurück. Fortschreitend ist die Bewegung — und dabei der Geldpunkt! Der Geldpunkt, ich sagt' es ja immer."

Der Altan war tief verschneit, Alles weiß übertüncht, darüber ein Himmel so tiefblau, man hätte ihn für Sommer halten können. Fiek-

chen saß am Fenster nachdenklich wie jetzt oft. In dem Garten stritten sich die Krähen um den höchsten Platz, auf einer mächtigen Pappel; es war ein Gekreisch und Gedräng' und dann saß wieder eine einsam auf der höchsten Spitze. Fiekchen hatte ihre Gedanken dabei; sie merkte nicht, wie die Thür sich öffnete, schrak zusammen als ein Schritt sich näherte. Aber es war nichts zu erschrecken, denn es war Philemon Sacht. Er hielt in den Händen einen Blumenstock mit einer Knospe. „Sie hat sich selbst im Winter nicht abhalten lassen zu kommen", sagte er entschuldigend; „ein wenig Wärme und man täuscht die armen Dinger in den Sommer hinein. Darf sie bei Ihnen ausblühen kommen, Fräulein Fiekchen? Ich habe immerfort gesonnen, was Ihnen Freude machen könnte. Blumen müssen doch Jedem gefallen."

Sie nahm sie aus seiner zitternden Hand.

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen", sagte sie, „Wärme bei mir! Ich will Ihr Herz nicht irre leiten, Philemon."

„Es gehört Ihnen ganz", entgegnete er schüchtern, „das wissen Sie längst — aber Sie können jetzt keinen Gebrauch davon machen, das weiß ich. Lassen wir es ganz beiseit. Nur Eins möcht' ich wieder dürfen — ab und zu kommen, Fräulein Fiekchen, um nach meiner Blume zu sehen. Das gönnen Sie mir — ich bin ein guter Gärtner — hier und da find' ich doch wol einen Sonnenstrahl, den ich Ihnen zuführe, oder eine rauhe Luft, die ich Ihnen abwehren kann."

„Ich weiß, was Freunde wie Sie werth sind", sagte das Mädchen, „und mit meiner Schuld soll mir keiner verloren gehen. Könnt' ich nur selbst mehr geben für all' die Güte, die mir widerfährt, ich wäre glücklich."

Als Philemon Sacht hinaus war rückte sie die Knospe liebevoll in das beste Licht. „O, Donat", dachte sie, „das sind die Menschen, die Du verachtest, und mich selbst hast Du heimatlos gemacht hier und dort. Wie eine ruhelos flatternde Taube irrt mein Geist von ihnen zu Dir und wieder zurück."

Die Frage klang jetzt so im Städtchen: „Ob Fiekchen wohl überhaupt noch heirathen wird?"

Fiekchen aber versicherte, wer's hören wollte: „Ich will Fiekchen Fips bleiben mein Lebelang."

Sogar ihr Lächeln erwachte endlich wieder, von Jan und der Mutter sehnsüchtiger erwartet, als bei den Menschen das Frühlingsveilchen, das auch eben die Blättchen hervorstreckte, versuchsweise.

Ihm nach sproßte und regte sich Alles der großen Auferstehung entgegen. Leuchtend brach sie immer mehr und mehr hervor. Erlösend — befreiend. Aus den Tiefen drang unter dem Kuß einer übermächtigen Sonne, die dem Sommer das Feuer entlehnt zu haben schien, ein wildes Blühen, unbekümmert, was daraus werden sollte. Nie hatten die grünen Ranken üppiger die Stämme umklammert, Manches erstickt in gar zu enger Umarmung. — Auch aus den grauen Mauern des Schlosses keimte und arbeitete sich Leben hervor.

Man wußte, Donat war der kleinen Gräfin nach in Italien, aber dennoch mochte Fiekchen nicht wie früher in die Haide ziehen, seinem Gut nach. Sie blieb still im Gärtchen. Ihr Lieblingsplatz der Baumstamm, auf dem Donat sie geküßt. „Es thut mir so wohl", sagte sie zu Jan, „es heilt mir die Seele aus, wenn ich seh', wie selbst aus dem dürren Stamm hier ein Blättchen aufsproßt — auch bei mir war's Winter und recht bitterer Frost. Damit kann ich nicht leben, nicht mit der geringsten Spur von Kälte und Haß im Herzen. Manche würden meinen, sie kann nicht recht lieben, da sie nicht hassen kann — aber ich weiß es besser."

„Ich auch", sagte Jan, „und deshalb möcht' ich, daß er aus der Welt wär'. Wehe ihm, wenn er sich je wieder in der Höhle des Bären sehen läßt."

„Wie sollte er das thun", antwortete das Mädchen träumerisch — „vorbei ist vorbei und kommt nie zurück. Was er mir genommen, kann selbst er mir nicht wieder geben. Es ist nicht, daß er mich verachtet hat, sondern daß er, wie ein ungeschickter Knabe dem Schmetterling, mir den Goldstaub von den Flügeln der Seele gewischt. Keiner mag den Armen mehr — er selbst sich nicht; kriecht nur noch am Boden, während umher der lustige Schwarm fliegt und sein junges Leben genießt."

„Fiekchen!" rief Jan, „dem Schmetterling ist nicht zu helfen, aber dem Menschen, der ein Herz hat!"

„Du hast Recht", antwortete sie, „es übersteht viel, ob auch die ungeschickte Hand dazu kam, das Allerinnerste ist es nicht, das treibt, wenn das Glück gut ist, immer wieder hier und da ein Blättchen, sich und anderen zur Freude."

„Kann ich etwas für Dich thun", frug er traurig, „Du weißt, wie ich Dir angehöre, und daß, was mich anbetrifft, Dein Schicksal mein Schicksal ist."

Er versuchte ihren Blick zu haschen, aber sie sah ihn nicht an, sondern hatte das Haupt mit den aschblonden Flechten rückübergelegt und sah hinauf in den wolkenlosen Himmel, durch den mit ihrem eigenthümlichen Klingen die Schwalben schossen.

„Behalte mich lieb", sagte sie endlich, „wenn Du es kannst; es muß doch nicht so leicht sein, wie ich dachte."

Sie saß auf demselben Baumstamm, auf dem sie sich mit Donat verlobt. Wie er gesagt — sein Kuß brannte noch, und nicht sie allein, auch Jan.

Wie gezeichnet erschien sie sich und ihm dadurch, so daß er dort nicht wagte sie in seine Arme zu schließen und zu rufen, wie jede Fiber in ihm es that — „Du bist mein!" Sein Groll gegen den Junker wuchs dadurch zu einer Macht, dessen Gewalt ihn beherrschte, und er fühlte, daß er in dieser Sache die Zügel seiner Seele verlor.

„Ob es schwer ist oder leicht, darüber hab' ich nie nachgedacht", rief er und eine zornige Thräne glänzte in seinem Auge. „Eins nur kann ich nicht, Fiekchen — eins — aufhören, Dich zu lieben!"

Bruder und Schwester konnten sich untereinander nicht mehr helfen, ergänzen, erfreuen; dennoch schien der kleine letzte Schritt, der sie zu Liebenden machte, unübersteiglich. Wie ein böser Geist hielt sie Donat auseinander. Selbst Krähhubel, welches doch dies als die einzig natürliche Lösung betrachtet hatte, gab es auf und Vater Hiob fing an zu seufzen.

„Was so Einer anrichten kann, wenn er gar nicht einmal da ist", sagte die dicke Butterfrau. „Ja, ja, was der Name nicht thut."

„Es wäre eine gar zu prosaische Endigung", murmelte die Büchermamsell.

„Ach was", sagte der Geldmann. „Hat man keinen andern Schmaus, brät man die Maus."

Gleich nach dem Gespräch mit Fiekchen im Garten nahm Jan wieder eine Stelle an in der Landwirthschaft. Fleißig, tüchtig griff er von Neuem zu. Er kam seltener, meist nur Abends spät auf ein Stündchen. Das Gut lag dicht am Städtchen, mit einem Ritt durch den Wald zu erreichen.

Eigentlich war es heut' schon zu spät geworden für den Besuch, aber der laue Sommerabend lockte und noch etwas, ein unerklärbares, unnennbares Gefühl trieb ihn wie instinctiv nach dem kleinen Hause. Er hatte ein Stück Landstraße zu durchreiten, begrenzt von Wald, in dem sich viel Gesindel aufhielt. Besonders in letzter Zeit, wegen Arbeitseinstellung mehrerer Fabriken. Tags zuvor war dort ein Unglück geschehen. Er nahm also vom Nagel ein kleines Ding von Pistol, mit dem er gewöhnlich die Spatzen schoß. „Nur zum Erschrecken", dachte er.

Fiekchen stand unterdessen auf dem Altan und wartete auf ihn. Sie stand über das Geländer gebeugt, unter dem der Fluß dunkel und räthselhaft lag, denn es war kein Stern am Himmel, kein Licht. Nur aus dem erleuchteten Zimmer fiel ein sanfter Schein. Ihr kamen viele Gedanken, als stiegen sie aus den Wellen zu ihr empor. Manche trügerisch und falsch wie die Nixen, die der Sage nach dort hausten. Sie bangte sich nach Jan. Er war wie ein Mittel gegen Gespenster. Seine gesunde, tageshelle Natur verbannte krankhafte Schatten der Vergangenheit, die immer noch hier und da sie ängsteten und verfolgten. Jetzt hörte sie Jemand von der Gartenseite — sie lauschte auf. Jetzt kam er herauf — stand vor ihr — lag ihr zu Füßen Schreck bemächtigte sich ihrer. Es war Donat. Erst hörte sie nichts von seinen leidenschaftlichen Reden — es war wie ein Brausen des Meers in ihren Ohren. Er schüttete eine Fluth von Liebesworten über sie aus, sich anklagend, nur Eins immer wiederholend: Er könne nicht leben ohne sie. Eine Weile stand das Mädchen verwirrt. Ihrer Seele öffneten sich die Pforten von Neuem, vor denen sie Tage und Nächte gelegen und die ehern widerstanden. Tausend Mal hatte sie diesen Augenblick sich ausgemalt, gefühlt — und nun er da war, schien er ihr unwirklich wie eine Fata Morgana in der Wüste.

„Nein!" sagte sie abwehrend — „wir Zwei passen nicht zusammen,

was todt ist kann nicht wieder lebendig werden — für mich nicht — ich glaubt' es, ich habe mich geirrt; für mich ist die Seele unserer Liebe entflohen, der Funke aus, mit aller Anstrengung habe ich selbst Asche darüber gestreut. Haarscharf seh' ich jetzt unsere Lage. Keine der Kränkungen, die uns bevorstehen, könnte ich ertragen. Alles trennt uns. Im Dunkel der Nacht hätten wir über den Strom schwimmen müssen, gleich dann, ob es unser Ende gewesen. Jetzt graut mir davor."

„Ich trage Dich hindurch", rief er leidenschaftlich. „Ich komme von Beda, ich habe gesehen, was Zwei vermögen, die nur auf sich gestellt sind — frei — allein."

„Ich aber", antwortete sie schmerzlich, „habe doppelt gelernt, was eine Familie werth ist — was Die werth sind, die, ohne etwas zu verlangen, Alles geben. Junker Donat, durch Sie habe ich es gelernt."

„Fiekchen", schrie er fast, „reden Sie nicht so — nur noch ein Mal, ein einziges Mal — hören Sie mich."

Leise in der Dunkelheit herankriechend, hatte Jan die letzten Worte des Junkers vernommen; das Blut schoß ihm wie ein Lavastrom in das Gehirn und beraubte ihn aller klaren Besinnung. Was sie noch sprachen, hörte er nicht mehr.

Er wartete unten, um mit dem Feind abzurechnen, zog den Hahn der Pistole und stellte sich an den Baumstamm, bei dem er vorbei mußte.

Wie lange er gewartet, wußte er nicht; es war ihm schwarz vor den Augen. Als Donat kam, stürzte er wie eine rasende Dogge über ihn her und hielt ihm das Pistol auf die Brust.

Ueberrascht, doch körperlich stark und gewandt, erwehrte sich der Junker des Wüthenden.

„Das ist recht wie Euresgleichen", sagte er verächtlich, „einen Wehrlosen zu überfallen in der Dunkelheit."

„Wer sich einschleicht wie ein Dieb, wird danach behandelt!" schrie Jan tonlos vor Bewegung. „Warum scheuen Sie das Tageslicht? Warum fordern Sie nicht die Braut von Denen, die sie zu vergeben haben? Ist das adelige Manier? Uns ist sie zu schlecht, Herr Junker. Und dann, denken Sie, daß es sich ein Mensch gefallen läßt, ein Mensch, der Land gesehen hat, wieder hinabgestoßen zu werden in die Wellen? Er wehrt sich. Ich hatte mich ja schon aufgegeben damals, Sie sind schuld, wenn ich jetzt nicht sterben kann, nicht sterben will. Fortgeworfen haben Sie unser Kleinod, verachtet — nie sollten Sie es, nie mehr in die Hand bekommen, nie — so lang' ich es hindern kann."

Damit machte er einen neuen Angriff auf den Junker.

„Schwören Sie", rief er, „bei Ihrem Gespenst von Ehre schwören Sie, daß Sie zum letzten Mal diesen Garten, dies Haus, diese Stadt betreten haben! — Ihre Welt ist ja größer als die unsere. Dies Fleckchen aber will ich vor Ihnen hüten mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen. Mit allen, auch den schlechtesten!"

„Nichts schwöre ich!" rief der Junker, nun auch in höchstem Zorn.

„Ihnen bin ich kein Wort der Rechtfertigung schuldig. Nicht ein einziges Wort, ich verspreche nichts. Hören Sie — Ihnen nichts!“

Ein Ringen begann und plötzlich schreckte ein Schuß die Bewohner des kleinen Häuschens aus ihrer Ruhe. Lichter schwankten hin und her — man lief — man suchte — Fiekchen voraus, von schlimmer Angst getrieben.

Sie fanden Jan auf den Baumstamm zurückgesunken, vor ihm Donat, bemüht, das Blut zu stillen, das aus einer Wunde am Arm quoll. Die Waffe war bei des Junkers Bemühungen, sie von sich abzuwenden, losgegangen und hatte den Angreifer selbst verletzt.

Fiekchen drängte Donat fort, nahm seinen Platz ein und rief: „Geht — lauft zum Arzt — schnell — was steht Ihr Alle rathlos da?“

Jan, der das tödtliche Erschrecken in ihrem Antlitz sah, richtete sich auf, ihr zulächelnd. „Plag Dich nicht, Fiekchen“, sagte er, „ich bin handfest — dies ist Kinderspiel — der Aderlaß war mir sehr heilsam. Jetzt bin ich wieder klar. Wohin hatt' ich mich verirrt! Am besten wär's, man hätte mich wie einen bösen Stier gleich aus der Welt geschafft. Denn Junker Donat, wir Beide taugen nicht mehr an einem Ort zusammen.“

„Er hat Recht“, rief Fiekchen, sich dicht zu ihm haltend. „Bringen Sie nicht noch mehr Unheil über uns, Donat. Gehen Sie — ich will Fiekchen Fips bleiben mein Lebelang.“

Jan sah überrascht auf als sie es sagte.

„Ja“, fuhr sie fort. „Fiekchen Fips und doch nicht dasselbe Fiekchen — Dein's, Jan — Dein's. Zu Dir gehör' ich, Dich will ich heirathen, sobald Du magst und kannst.“

Er zog sie fest an sich und über sein ehrliches Gesicht strich eine edle Verklärung.

„Herr Junker“, sagte er, „verzeihen Sie mir.“

„Sie sind Sieger geblieben auf dem Feld, wo eigentlich unser Duell war“, entgegnete Donat mit edlem Anstand, „es ist aber adelige Sitte dem Sieger darum nicht Feind zu sein. Hier ist meine Hand.“

Jan nahm die schlanke, feine Hand in seine derbe Faust. „Weiß der Himmel“, sagte er, „ich könnt's an Ihrer Stelle nicht mit so edler Manier.“

„Schwer ist's wahrhaftig“, antwortete der Junker, Fiekchen's Hand küssend, die ihm glücklich zulächelte, „und deshalb verbann' ich mich lieber, bis ich es besser kann.“

Die Wunde heilte schnell. Jan hat sie immer für sein höchstes Glück gerechnet. Glück und Unglück sieht oft im Leben wunderlich aus. Der Junker reiste in den nächsten Tagen ab. Er ließ die Anordnung zurück, Jan als Wirthschaftsdirector auf seinem Gut sofort anzustellen. Ihm schrieb er:

„Thun Sie es meinetwegen, ich kenne keine treuere Hand.“

In einem kleinen Häuschen nahe dem Schloß siedelten sich Jan und Fiekchen an. Mütterchen Seraphine kam wol heraus — lieber war es ihr, wenn die Kinder in das Städtchen kamen.

Schloß und Garten blieben unangetaſtet, nur daß immer üppiger und wilder die grüne Natur den todten Stein überwucherte. Fröhliche Kinder, mit luſtigen Stimmen, tauſend herrliche Verſtecke findend, hauſten gleich Kobolden darin. Bald hier — bald da ſah man blonde Köpfchen auftauchen. Jan und Fiekchen's blühendes Geſchlecht nahm in ſeiner Kraft und Lebensfülle unbewußt Beſitz von dem verlaſſenen Fleck, der ohne ſie dunkel und lichtlos erſchienen wäre; denn nur um das Gärtchen des kleinen Hauſes ſchaarten ſich Blumen in glühenden Farben. Blüthe an Blüthe dicht gedrängt, duftend — jede Jahreszeit brachte ihren Strauß. Die Jahreszeit? — eigentlich eine treue Hand, die fortfuhr ein Leben zu ſchmücken, das ihr theuer war, unbekümmert um den Lohn. Vater Hiob ging ſtolz in Krähhubel umher und freute ſich ſeines Sohnes. Krähhubel beſchäftigte ſich aber nicht mehr mit ihnen, wol aber mit dem Junker. „Wenn er Fiekchen nicht heirathen konnte, wen kann er denn nun heirathen?“

Er blieb ihnen die Antwort ſchuldig.

Als er nach vielen Jahren zurückkam, war er noch unverheirathet. Reiſemüde blieb er fortan im Schloß. Oftmals ging er zu Fiekchen herüber, ihre Kinder hingen an ihm mit Leib und Seele. Wenn er nun ſo ſchön mit ihnen that und ſie ihm, nach Art der Glücklichen, unterſtützt von Jan, zuredete ſich ein ähnliches Schickſal zu ſchaffen, ſagte er lächelnd:

„Mögen es die alten Lilienſterne verantworten, wenn mit mir die Linie ausſtirbt; ſind ſie doch ſelbſt ſchuld daran, daß ich keine Frau bekam! Denn nicht nur konnt' ich Fiekchen heirathen, ſondern ſie war die Einzige, die ich überhaupt heirathen konnte.“

Ein Jugendportrait Alexander von Humboldt's.

„Der Mensch muß das Große und Gute wollen!" Mit diesem Wort nimmt Alexander von Humboldt am 5. Juni 1799 auf der Rhede von Corunna Abschied von Europas Erde. Er schreibt es in zwei verschiedenen Briefen gleichzeitig an seine Freunde Freiesleben und Willdenow. Es ist das Motto, mit dem er seine fünfjährige Forscherreise nach Südamerika antritt

Mit welchem Jubel! „Ich hatte von meiner ersten Jugend an eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen. In einem Lande erzogen, welches keine unmittelbare Verbindung mit den Colonien beider Indien unterhält, und nachher ein Bewohner von Gebirgen, die entfernt von den Küsten, durch ausgebreiteten Bergbau berühmt sind, fühlte ich in mir die lebhafte Leidenschaft für das Meer und für Schifffahrten fortschreitend sich entwickeln . . .", heißt es in der kurzen, kühlen Selbstbiographie.

„Jedes Erforschen ist nur eine Stufe zu etwas Höherem in dem verhängnißvollen Lauf der Dinge!" ist schon der Wahlspruch des Studenten Humboldt, der verachtungsvoll auf die „sogenannten Naturforscher" niedersieht, „die mit gieriger Hand nach Schätzen graben und froh sind, wenn sie Regenwürmer finden!"

Und jetzt ist er dreißig Jahre alt und ein freier Gelehrter, der sich schon durch seine Schriften „Ueber die niederrheinischen Basalte" — „Ueber die unterirdische Pflanzenwelt bei Freiberg" einen klangvollen Namen gemacht und der jetzt bei seinem Abschied von Europa der Alten Welt eine stattliche Visitenkarte p. p. c. auf den Tisch gelegt hat: „Mein großes physikalisches Werk über den Muskelreiz und chemischen Proceß des Lebens; es enthält an viertausend Versuche und auch viel über Pflanzenphysiologie."

Ein freier Mann! Vater und Mutter sind begraben und die schönen Erbgüter versilbert zu Reisegeld. Den Staatsdienst hat er als Bergrath in den fränkischan Fürstenthümern quittirt und in Baireuth zugleich dem einzigen Mädchen entsagt, das er jemals innig und wahr geliebt hat — „Jahrzehnte in edler Treue". Es war ein Fräulein von Haften, die Schwester seines schwärmerisch geliebten Freundes, Lieutenant Reinhard von Haften. Entsagt, um ganz frei der Wissenschaft leben und dienen zu können!

Im März 1799 ward Humboldt dem König von Spanien zu Aranjuez vorgestellt und sehr gütig aufgenommen. Er erhält bereitwillig die Erlaubniß zu einem Besuch der spanischen Colonien in Amerika und die wirksamsten Empfehlungen an die Behörden und angesehene Persönlichkeiten der Neuen Welt. Die zunächst aus dem Hafen von Corunna abgehende Corvette „Pizarro" wird für Humboldt und seinen Reisebegleiter Aimé Bonpland und ihre vielen wissenschaftlichen Apparate bequem eingerichtet. Humboldt rühmt selbst: „Nie wurde einem Reisenden unumschränktere Erlaubniß verwilligt, nie wurde ein Fremder mit mehr Zutrauen von der spanischen Regierung beehrt."

Jubelnd schreibt er kurz vor der Abfahrt an Freiesleben, seinen Freiberger Studiengenossen und Freund für's Leben: „Welch' ein Glück ist mir eröffnet! Mir schwindelt der Kopf vor Freude . . . Wir landen auf den Canaren und an der Küste von Caracas in Südamerika. Welchen Schatz von Beobachtungen werde ich nun nicht zu meinen Werken über die Construction des Erdkörpers sammeln können! Von dort aus mehr. Der Mensch muß das Gute und Große wollen. Das Uebrige hängt vom Schicksal ab. In Mexico sehe ich sächsische Bergleute, del Rio. Wir sprechen von Freiberg . . ."

Am 5. Juni 1799 Nachmittags zwei Uhr geht der „Pizarro" unter Segel. „Unsere Augen blieben auf das Schloß S. Antonio geheftet, wo damals der unglückliche Malaspina in Staatsgefangenschaft schmachtete. In dem Augenblick, wo ich Europa verließ, um Länder zu besuchen, welche dieser berühmte Reisende mit so vielem Nutzen durchwandert hatte, hätte ich gewünscht, meine Gedanken mit einem weniger traurigen Gegenstand beschäftigen zu können . . ." Die Küste versinkt im Abenddunkel . . Noch ein flimmerndes Pünktchen — das Lämpchen in einer Fischerhütte von Sigarga . . . Erloschen! Ade Europa!

Am 16. Juli betritt Humboldt zu Kumana die Neue Welt — „das göttlichste und vollste Land. Wunderbare Pflanzen, Zitteraale, Tiger, Armadilla, Affen, Papageien und viele, viele echte, halbwilde Indianer, eine sehr schöne und interessante Menschenrasse . . . Wir haben seit gestern auch noch nicht ein einziges Pflanzen- oder Thierproduct aus Europa gesehen . . . Ich ging in eine Hütte der Kupferindianer. Die Mutter saß mit den Kindern statt auf Stühlen auf Corallenstämmen, die das Meer auswirft; Jedes hatte Cocosschalen statt der Teller vor sich, aus denen sie Fische essen . . . Welche Bäume! Cocospalmen, fünfzig bis sechzig Fuß hoch! . . . Denke nur, daß dieses Land so unbekannt ist, daß ein neues Genus, welches Mutis erst vor zwei Jahren publicirte, ein sechzig Fuß hoher, weitschattiger Baum ist. Wir waren so glücklich, diese prachtvolle Pflanze gestern schon zu finden. Wie groß also die Zahl kleinerer Pflanzen, die der Beobachtung noch entgangen sind? Und welche Farben der Vögel, der Fische, selbst der Krebse — himmelblau und gelb! Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher; in den ersten drei Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um einen andern zu ergreifen. Bonpland versichert, daß er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören. Aber schöner noch, als diese Wunder im Einzelnen, ist der Eindruck, den das Ganze dieser kraftvollen, üppigen und doch dabei so leichten, erheiternden, milden Pflanzennatur macht. Ich fühle es, daß ich hier sehr glücklich sein werde und daß diese Eindrücke mich auch künftig noch erheitern werden . . ."

Welch' ein Rausch des Entzückens in jedem Wort! Tiefe Rührung kommt uns bei dem Gedanken: dreiviertel Jahrhundert ging entblätternd, erstarrend, vermodernd drüber hinweg, seit das junge, jubelnde Herz unseres Alexander des Großen so an den Bruder Wilhelm nach Europa schrieb.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die jungen Naturforscher auf ihren Wanderungen durch Südamerika zu begleiten. Wir haben ja Humboldt's Reisewerk darüber und seit Kurzem seine große wissenschaftliche Biographie mit den hochinteressanten Briefen aus Amerika an Wilhelm von Humboldt, an Freunde und Gelehrte, herausgegeben von Professor Bruhns und anderen wissenschaftlichen Autoritäten.

Nur ein Stimmungsbild möchten wir von dem jungen Weltenoberer Alexander zu geben versuchen — ein harmonisches Seelenbild aus der glücklichsten Zeit seines Lebens, in der unser Jugendportrait gemalt wurde, das einzige aus jenen amerikanischen Wanderjahren und kürzlich erst in getreuer Photographie in Europa bekannt geworden.

Ein Stimmungsbild! Und wo fänden wir wol die Farben dazu treuer und wärmer, als in den Briefen Humboldt's aus jenen Tagen?

Im October 1800 sind die Reisenden nach einer mühsamen, ja gefährlichen, aber lohnenden Excursion an dem Orinoco, dessen Verbindung mit dem Amazonenstrom sie entdeckten, wieder in Kumana angelangt. Von hier aus schreibt Alexander am 17. October an seinen Bruder Wilhelm: „Ich kann Dir nicht genug wiederholen, wie sehr glücklich ich mich fühle in diesem Theil der Welt, in welchem ich mich schon so an das Klima gewöhnt habe, daß es mir vorkommt, als wenn ich gar nicht in Europa gewohnt hätte. Es giebt vielleicht kein Land in der ganzen Welt, wo man angenehmer und ruhiger leben könnte, als in den spanischen Colonien, in denen ich nunmehr seit fünfzehn Monaten herumreise. Das Klima ist sehr gesund; die Hitze fängt erst gegen neun Uhr Morgens an und dauert nur bis sieben Uhr Abends. Die Nächte und die Morgen sind viel frischer, als in Europa. Die Natur ist reich, mannigfaltig, groß und über allen Ausdruck majestätisch. Die Einwohner sind sanft, gut und gesprächig, sorglos und unwissend zwar, aber einfach und ohne Ansprüche. — Keine Lage könnte zum Studiren und zum Untersuchen vortheilhafter sein, als die, in der ich mich befinde. Die Zerstreuungen, welche in cultivirten Ländern aus dem gesellschaftlichen Umgang entstehen, ziehen mich hier nicht ab; dagegen bietet mir die Natur unaufhörlich neue und interessante Gegenstände dar."

Und dieser Glücksenthusiasmus bleibt ungebeugt, trotz der vielen Mühen, Gefahren und körperlichen Leiden, wie wir sie in einem Briefe vom 21. Februar an den Freund Willdenow geschildert finden. . . „Aber ach, mit Thränen fast öffnen wir unsere Pflanzenkisten . . . Die unermeßliche Nässe des amerikanischen Klimas, die Geilheit der Vegetation, in der es so schwer ist, alte, ausgewachsene Blätter zu finden, haben über ein Drittel unserer Pflanzen verdorben. Täglich finden wir neue Insecten, welche Papier und Pflanzen zerstören. Kampher, Terpentin, Theer, verpichte Breter, Aufhängen der Kisten in freier Luft, alle in Europa ersonnenen Künste scheitern hier, und unsere Geduld ermüdet. Ist man vollends drei bis vier Monate abwesend, so erkennt man sein Herbarium kaum wieder. Von acht Exemplaren muß man fünf wegwerfen, zumal in der Guayana, dem Dorado und dem Amazonenlande, wo wir täglich in Regen schwammen. — Vier Monate hindurch schliefen wir in Wäldern, umgeben von Krokodillen, Boas und Tigern, die hier selbst Canots anfallen, nichts genießend als Reis, Ameisen, Manioc, Pisang, Orinocowasser und bisweilen Affen. Von Mondavaca bis zum Vulcan Duida, von den Grenzen von Quito bis Surinam hin, Strecken von achttausend Quadratmeilen, in denen kein Indianer, sondern nichts als Affen und Schlangen anzutreffen sind, haben wir, an Händen und Gesicht von Mosquitostichen geschwollen, durchstrichen. In der Guayana, wo man wegen der Mosquiten, die die Luft verfinstern, Kopf und Hände stets verdeckt haben muß, ist es fast unmöglich, am Tageslicht zu schreiben; man kann die Feder nicht ruhig halten, so wüthend schmerzt das Gift der Insecten. Alle unsere Arbeit mußte daher beim Feuer, in einer indianischen Hütte, vorgenommen werden, wo

kein Sonnenstrahl eindringt und in welche man auf dem Bauche kriechen muß. Hier aber erstickt man wieder vor Rauch, wenn man auch weniger von den Mosquitos leidet. In Mappures retteten wir uns mit den Indianern mitten in den Wasserfall, wo der Strom rasend tobt, wo aber der Schaum die Insecten vertreibt. In Higuerote gräbt man sich Nachts in den Sand, so daß blos der Kopf hervorragt und der ganze Leib mit drei bis vier Zoll Erde bedeckt bleibt. Man hält es für eine Fabel, wenn man es nicht sieht. . . Aber dagegen auch welcher Genuß in diesen majestätischen Palmenwäldern, wo man so viele und unabhängige indianische Völkerschaften und bei diesen einen Rest peruanischer Cultur trifft . . . Meine Gesundheit und Fröhlichkeit hat trotz des ewigen Wechsels von Nässe, Hitze und Gebirgskälte sichtbar zugenommen. Die Tropenwelt ist mein Element . . . Meine Aufnahme in den spanischen Colonien ist so schmeichelhaft, als der eitelste und aristokratischste Mensch sich nur wünschen kann. In Ländern, in denen kein Gemeinsinn herrscht und in denen Alles nach Willkür gelenkt wird, entscheidet die Gunst des Hofes Alles. Das Gerücht, daß ich von der Königin und dem König von Spanien persönlich ausgezeichnet worden, die Empfehlungen eines neuen, allmächtigen Ministers, Don Urquijo, erweichen alle Herzen. Nie, nie hat ein Naturalist mit solcher Freiheit verfahren können . . . Meine Unabhängigkeit wird mir mit jedem Tage theurer, daher habe ich nie, nie eine Spur von Unterstützung irgend eines Gouvernements angenommen . . . Ein Menschenleben, begonnen wie das meinige, ist zum Handeln bestimmt, und sollte ich unterliegen, so wissen Die, welche meinem Herzen so nahe sind, als Du, daß ich mich nicht gemeinen Zwecken opfere . . . Wie glücklich bist Du, diese undurchdringlichen Wälder am Rio Negro, diese Palmenwelt nicht zu sehen! Es würde Dir unmöglich scheinen, Dich nachmals an einen Kiefenwald zu gewöhnen . . . Nur hier, hier in der Guayana, in dem tropischen Theile von Südamerika, ist die Welt recht eigentlich grün."

Das ist der junge Humboldt, dessen Bild vor uns liegt, in seinem innersten Sein. Keine Kunst der Biographen vermag jene amerikanischen Lebensjahre so voll und so jugendfrisch vor uns aufzurollen, wie diese wenigen Briefstellen.

Nach einem Besuch von Cuba — wo Humboldt die Materialien zu seinem für unsere Tage, in denen der Kampf auf und um Cuba immer wilder entbrennt, so interessanten „Essai politique sur l'île de Cuba" sammelt und wo er bei den Grafen Orelly und Jaruca und bei dem Marquis del Real Socorro edle Gastfreundschaft genießt — geht's über Kartagena auf dem Magdalenenstrom nach Santa Fé. Dort werden die Reisenden im Triumphzug von der Equipage des Erzbischofs und einem Gefolge von mehr als sechzig Personen zu Pferde eingeholt. Der Vicekönig ladet sie auf seinen Landsitz zum Essen, da die Etikette es ihm verbietet, mit Jemandem in der Stadt zu speisen. Der greise Geistliche und berühmte Botaniker Mutis wird ihm liebevoller Gastfreund. Dann geht's über die Schneefelder der Cordilleren — zuletzt barfüßig und mit blutrünstigen Füßen, weil ihr Menschenstolz sich sträubt, sich nach dortiger Sitte von Indianern auf dem Rücken tragen zu lassen. Jeder Bergwerksdirector hält sich einige solcher Indianer als Cavallitos — Menschenpferde, die förmlich gesattelt werden. Sehr gesucht sind die Cavallitos mit sicheren Füßen und einem sanften Gang . . . Wie weh thut es Humboldt, „von den Eigenschaften eines Menschen in Aus-

drücken reden zu hören, mit denen man den Gang der Pferde und Maulthiere bezeichnet".

Weihnachten 1801 verleben die Reisenden in dem armen Cordillerenstädtchen Pasto, am Fuße eines furchtbaren Vulcans, in einer wüsten Gegend. Obgleich die unglücklichen Bewohner dieses „gefrorenen Gebirgsplateaus" keine andere Nahrung als Patáten haben, werden die Fremdlinge doch mit rührender Gastfreundschaft aufgenommen.

Am 6. Januar 1802 langen Humboldt und Bonpland in Quito an — der Stadt, in der unser Portrait entstanden.

Quito liegt schön zwischen den Cordilleren und dem Stillen Ocean. Stadt und Provinz haben aber furchtbar durch das große Erdbeben von 1797 gelitten, bei welchem 35—40,000 Menschen umkamen. Und die Erdstöße dauern noch fort. „Ungeachtet dieser Schreckniſſe und Gefahren, mit denen die Natur sie rings umher umgiebt, sind die Einwohner von Quito froh, lebendig und liebenswürdig. Ihre Stadt athmet nur Wollust und Ueppigkeit und nirgends vielleicht giebt es einen entschiedenern und allgemeinern Hang sich zu vergnügen. So kann sich der Mensch gewöhnen, ruhig am Rande eines jähen Verderbens zu schlafen."

Fast acht Monate bleiben die Reisenden in der Provinz Quito. In der Stadt hat ihnen der Marquis de Selvalegre ein Haus mit all' der Bequemlichkeit zur Verfügung gestellt, die — wie Humboldt rühmt — man nur in Paris oder London verlangen kann. Die liebenswürdigste Gastfreundschaft genießen sie monatelang in der schönen Hazienda der sehr geachteten und reichen Familie Montufar im Thale zu Chillo, deren Haupt der Marquis de Selvalegre ist. Chillo liegt eine halbe Tagereise von der Hauptstadt Quito entfernt.

Für diese Gastfreunde läßt Humboldt sich von einem Maler in Quito malen. Dies Portrait wird noch heute in der Hazienda zu Chillo von der Familie Aguirre y Montufar als ein theures Andenken aufbewahrt. Dort sah es Herr Dr. Wilhelm Reiß aus Mannheim, seit Jahren in Quito ansässig, und ließ eine getreue Photographie anfertigen, die er durch Vermittlung des deutschen Reichskanzleramtes an die Familie Humboldt nach Berlin sandte. Deren Güte verdankt der „Salon" das Recht der ersten Reproduction.

Die Schilderung des Originalbildes liegt uns in zwei Lesarten vor.

Schon der deutsche Reisende Professor Moritz Wagner sah das Originalgemälde 1859 — Humboldt's Todesjahr — in der Hazienda zu Chillo. Er schreibt darüber: „Der damals dreiunddreißig Jahre alte deutsche Baron trägt eine dunkelblaue Hofuniform mit gelben Aufschlägen, weiße Weste und weiße Beinkleider vom Schnitt des vorigen Jahrhunderts. Seine rechte Hand stützt sich auf ein Buch mit dem Titel: „Aphorism. ex Phys. chim. Plant." Lange dunkelbraune Haare bedecken die Denkerstirn. Die Züge des jungen Mannes sind stark markirt, besonders Lippe, Kinn und Nase *). Am meisten Aehnlichkeit mit dem alten Humboldt, wie ich ihn fünfzig Jahre später sah, hat der eigenthümliche Ausdruck der Augen. Der Maler hat offenbar die

*) In dem zu Paris von dem preußischen Kämmerer und bevollmächtigten Minister bei der République française ausgestellten Passe heißt es: „cheveux bruns clair, yeux gris, nez gros, bouche assez grande, menton bien fait, front ouvert mazqué de petite-vérole . . ." Dazu hat Humboldt auf's Couvert geschrieben: „Großes Maul, dicke Nase, aber menton bien fait (Kinn wohlgestaltet)".

äußeren Formen des Gesichts treu wiedergegeben. Von dem mächtigen Genius des Denkers, wie er damals im schönsten Mannesalter vom herrlichen Chillothal den forschenden Blick hinausschweifen ließ auf die großartige Natur, die ihn von allen Seiten umgab — von diesem geistigen Ausdruck Humboldt's, der gewiß in seinen Zügen mächtig ausgesprochen war, hat der Maler nur einen schwachen Hauch erfaßt."

Wie sollte Humboldt aber auf seinen Wanderungen durch die Wildniß Südamerikas zu einer „Hofuniform" kommen? Wir möchten uns der Lesart des Herrn Dr. Reiß anschließen, der dem Portrait eine Bergmannsuniform zuspricht: „dunkelblauer Frack mit gelben Aufschlägen, Schlägel und Eisen auf den Knöpfen." — Reiste Humboldt doch officiell als „Bergmann"*), Bonpland als „Arzt", so daß damals in Amerika jeder Deutsche für einen Bergmann, jeder Franzose für einen Arzt galt. Es wird eben seine Bergraths-Galla-Uniform sein, in der Humboldt sich dem spanischen Hof zu Aranjuez vorstellte. Dagegen irrt Dr. Reiß sicher in dem Buchtitel: „die Hand auf einem dicken Band seines Erstlingswerkes „Ueber das unterirdische Pflanzenleben" gestützt." Die Flora subterranea Fribergensis ist kein dicker Band. Es wird das große physikalische Werk über den Muskelreiz und chemischen Proceß des Lebens und die Pflanzenphysiologie sein, das Humboldt kurz vor seiner Abreise von Europa beendet hatte.

Im Jahre 1859, als wir den neunzigjährigen Humboldt im Park zu Tegel unter der Säule der „Hoffnung" begruben, lebten in der Hazienda zu Chillo noch zwei Töchter des Marquis de Selvalegre, bei Humboldt's Anwesenheit im Hause berühmte Schönheiten. Sennora Rosa Montufar erzählte dem Professor Wagner: „Der Baron war immer galant und liebenswürdig. Bei Tische verweilte er indessen nie länger, als nothwendig war, den Damen Artigkeiten zu sagen und seinen Appetit zu stillen. Dann war er immer wieder draußen, schaute jeden Stein an und sammelte Kräuter. Bei Nacht, wenn wir längst schliefen, guckte er sich die Sterne an. Wir Mädchen konnten all' das noch viel weniger begreifen, als der Marquis, mein Vater."

Doch scheint wenige Monate später die schöne Rodriguez in Mexico — „das schönste Weib, dem ich auf meinen Reisen begegnete" — unsern jungen Alexander zu längeren Galanterien gefesselt, und er, neben den Sternen und Steinen, sich auch ihre brennenden Augen gründlich angeguckt zu haben. Als Humboldt sie zuerst in ihrer Fensternische nähen sah, blieb er anstaunend lange vor ihr stehen und rief dann endlich aus: „Valgame Dios! Wer ist dies Mädchen?" — Madame Calderon de la Barca, Gemalin des spanischen Gesandten in Mexico, der wir diesen Bericht verdanken, schließt: „Von der Zeit an war er immer bei der schönen Rodriguez, und man sagt, noch tiefer durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit bestrickt. Er betrachtete sie als eine amerikanische Frau von Staël" — (nun, die französische hat er nie leiden können; sie war ihm zu — compromittirend!) — „Dies Alles führt auch auf den Verdacht, daß der ernste Gelehrte bedeutend verzaubert war und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, versteinerte Muscheln und Alpenkalkstein ihn geschützt haben . . . Es thut Einem wohl, daß so etwas sogar dem großen Humboldt passiren konnte!"

---

*) In demselben Passe: „Conseilles de S. M. le Roi de Prusse au Départemant des Mines."

Auf das Innigste schloß sich dem gefeierten Gaste in der Hazienda zu Chillo der jüngste Sohn des Hauses an, der liebenswürdige und enthusiastische Carlos Montufar. Er begleitete Humboldt und Bonpland auf fast allen Excursionen, bei der Besteigung der Vulcane Pichincha, Cotopaxi, Antisana und Ilinica — und Don Carlos Montufar theilt mit Alexander von Humboldt den Ruhm: am 23. Juni 1802 zuerst den Chimborazo unter unsäglichen Mühen fast bis zum Gipfel erklommen zu haben.

Don Carlos Montufar folgte nach zwei Jahren seinem gelehrten Freunde sogar nach Europa. Er nahm am spanischen Freiheitskriege Theil, wurde gefangen und auf Befehl des Generals Morillo erschossen.

Arnold Wellmer.

Preußens Königliche Schlösser.

Von **George Hesekiel.**

Zwei Kaiser-Pfalzen in Sachsen.

Zwischen Quedlinburg und dem Harz zieht sich die sonderbarliche, sagenreiche Gestaltung der Teufelsmauer hin, in Quedlinburg blühen die Blumen nicht einzeln, sondern felderweise, wie um Grasse in Provence, wo Goethe's Königslieutenant geboren wurde, den der deutsche Kaiser Karl VII. zum deutschen Reichsgrafen erhob, gewiß nur seiner Verdienste willen um den Knaben Wolfgang Goethe; kaum ein Anderer hat einen bessern Anspruch aufzuweisen. Weiß denn Niemand, wo der Reichsgraf Thorane, der Goethe'sche Königslieutenant, geendet hat? Einige sagen, auf Martinique, wo die Kaiserin Josephine Tascher geboren wurde; das wäre sehr hübsch, aber es ist nicht sicher.

Sicher ist nur, daß es keine Reichsgrafen von Thorane mehr giebt. Aber die Blumenfelder blühen um Quedlinburg, denn die fleißigen Leute drinnen treiben einen schwunghaften Handel mit Blumenpflanzen und Blumensamen und neben den Blumen blüht auch der Schweinehandel; das klingt nicht sehr poetisch, ist aber um so einträglicher.

Ueber dieser Stadt ragt hoch auf das Schloß Heinrich's I. und das fromme Mädchenstift seiner Gemalin, der Königin Mathilde, der edlen Tochter aus dem Stamme Wittekind's. Dort liegt König Heinrich in weißem Marmor begraben; wenn man näher hinsieht, ist's freilich lange nicht so prächtig als es klingt.

An Quedlinburg knüpft sich die ganze Geschichte jener gewaltigen Kaiser und hochsinnigen Frauen, die aus sächsischem Stamme Deutschlands Herrschaft führten; auch die Salier, obwol fränkischen Stammes, hielten noch oft und gern ihre Hoftage hier und feierten ihre Feste zu Quedlinburg, selbst die ersten Hohenstaufen noch ließen ihr Kaiserbanner gern auf Quedlinburgs Zinnen fliegen.

Dann kam kein Kaiser mehr, aber durch's Interregnum hindurch und lange nachher noch schützte das mächtige Geschlecht der Ballenstedter, die Nachkommenschaft des askanischen Bären im benachbarten Anhalt, Schloß und Recht und Stadt der großen Sachsenkaiser. Immer länger wurde die Reihe der fürstlichen Aebtissinnen, die meist durch ihre Regierungen ein treues Miniaturbild der Zustände des deutschen Reichs gaben; bald grauenhaft-wüst, bald traurig-verwahrlost, bald unsittlich-schmutzig, bald zum Bessern strebend. Von den Anhaltinern kam die Schirmvogtei an die sächsischen Albertiner, dem Stifte zu keinem Gewinn. Eine Gräfin Stolberg aus dem Hause Wernigerode war die Aebtissin, unter deren Herrschaft Quedlinburg evangelisch wurde. Das bezeugt noch heut' ein Stein im Schlosse, der neben dem Reichsadler und den in's Andreaskreuz gelegten Credenzmessern von Quedlinburg, den stolbergischen Hirsch und die Forelle von Wernigerode zeigt. Gräfin Aurora von Königsmarck, die Mutter des Marschalls von Sachsen, repräsentirt gewiß nach allen Seiten hin auf's Glänzendste die Rococozeit Quedlinburgs. Sie war übrigens nur des Stiftes Probstin, nicht Reichsäbtissin. Als häßliche Mumie wird die einst so schöne und interessante Dame noch immer

gezeigt. Wir sind es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß sie eine von Denen war, die viel besser als ihr Ruf. Es war auch in der Rococozeit, in welcher die sächsischen Albertiner die Schirmvogtei von Quedlinburg an die Brandenburger in Berlin verkauften. Friedrich Wilhelm I. brachte seine strasse Ordnung nicht etwa selbst an der Teufelsmauer zur Geltung. Lieber war den Quedlinburgern seine jüngste Tochter, die schöne Prinzessin Amalie von Preußen, des großen Friedrich musikalische Schwester, die hier Reichsäbtissin war. Mit ihr zugleich war damals Aebtissin von Herford eine andere Brandenburgerin, die schwermüthige und sanfte Friederike aus der markgräflichen Nebenlinie, die Tochter jener anmuthigen Anhaltinerin, Leopoldine von Dessau, welche völlig unschuldig ihr Leben in harter Gefangenschaft auf der Festung Colberg endete. Des alten Dessauers jüngste Tochter fast lebenslang Gefangene in Colberg, nur um der Bosheit eines erbärmlichen Gatten willen, und ihre Tochter Reichsäbtissin von Herford!

Die sechsunddreißigste und letzte Reichsäbtissin von Quedlinburg war die schwedische Prinzessin Sophie Albertine; ihre Mutter war eine Schwester des großen Friedrich. Ihr Herz war eben so liebebedürftig, wie das ihrer Tante und Vorgängerin Amalia; sie war aber mit dem bescheidenen Fürsten Hessenstein, der selbst ein Kind der Liebe war, glücklicher als Jene mit dem renommistischen Baron Friedrich von der Trenck.

Noch steht das Schloß der Reichsäbtissinnen; freilich ist's durch französische Habgier und einheimische Erbärmlichkeit ausgeplündert, aber auch hier kommt wieder die große und gute Hand des königlichen Wiederherstellers, Friedrich Wilhelm's IV. zum Vorschein. Er gab das Schloß dem Leben wieder; von Weitem ist's eben nicht großartig, es hebt sich zu schmal empor, um imposant zu sein, aber eigenthümlich gewiß schwebt es, so sieht's bei schwacher Beleuchtung aus, über der Stadt.

Mehrmals, vor dem Jahre 1848, füllte sich die schöne Jagdhalle in der alten sächsischen Kaiserpfalz wieder mit den Großen des Reichs, den Gebietern des Heeres, den Würdenträgern der Krone und des Hofes.

Dort ist der große blaue Saal, die Säulen, die ihn tragen, reichen bis zum Dach, die Decke zeigt wundervolle Stuckaturarbeit in einer Schneckenrosette auslaufend, das war der Speisesaal der Reichsäbtissin. Dann kommt das Empfangszimmer mit dem Riesenkamin und dem uralten Spiegel darüber. Mächtige Holzkloben wurden Stamm an Stamm neben einander aufgerichtet in diesem Kamin, dann Kleinholz darüber geschichtet und angezündet, so daß die Stämme langsam und stetig von Oben nach Unten brannten.

Und gleich in dem Zimmer der Canonissin findet sich das Seitenstück zum Riesenkamin, der schwedische Porcellanofen in Pyramidenform. Dann kommt der Thronsaal, die schönen Damasttapeten sind von der Prinzessin Amalie; ihr Reichsfürstensitz ist nicht mehr vorhanden, aber man sieht noch, wo der Thronsessel gestanden, der Thür gegenüber, denn im Fußgetäfel läuft von dort aus eine Strahlensonne. Von den Fenstern dieses Saales hat man die eigenthümlichsten Aussichten auf den Harz; wie aufgestellte Kegel erheben sich die Berge und über sie hinaus ragt das phantastische Blocksbergshaupt. In dem schlichten Wohnzimmer des vierten Friedrich Wilhelm ist nur der von Nußbaumholz getäfelte Fußboden bemerkenswerth. Dann folgt des Königs Schreibzimmer, fast ängstlich eng, unter diesem ist ein kleines Gärtchen auf dem Felsen mit verstecktem Zugang.

In dem Zimmer der Diakonissin findet sich noch ein ergreifendes altes Holzbild. Das Bild stellt einen Gefangenen an der Kette dar, welchem die Fluth (die Verzweiflung) immer näher kommt. Aus seinem Mund gehen die Worte hervor: „Ich armer Mensch, wer will mir helfen?“ Hinter ihm der Teufel, neben ihm das Kreuz, vor ihm der Engel, der nach Oben zeigt, wo der Herr erscheint.

Unter dem Schloß, in dessen Kirche vor dem Altar Kaiser Friedrich's zerbrochener Marmorgrabstein liegt, in dessen Krypta eines Kaisergeschlechts Reliquien und Erinnerungen ruhen, unter dem Schloß steht ein schlichtes Haus mit einem von zwei Pfeilern getragenen Erker. In dem Hause ist Klopstock geboren. So haben wir mit Goethe angefangen und nachdem wir Heinrich den Vogelsteller mit Friedrich Wilhelm zusammengeführt, mit Klopstock geendet.

Merseburg ist die zweite Pfalz der deutschen Kaiser sächsischen Stammes. Der stattliche und behäbige Renaissancebau freilich, der sich mit seinen mächtigen Thürmen und kunstreichen Giebeln aus dem saftigsten Grün stolz und schön über den breiten Spiegel des Saalstrandes erhebt, ist kein Bauwerk der Ottonen, doch ist es zweifellos auf ältere Constructionen aus jener Zeit begründet. Das geistliche Haus, das aus der Kaiserpfalz entstand, wurde im vierzehnten Jahrhundert erbaut, es bildet ein imposantes Viereck, dessen Westfront durch die Langseite des Domes geschlossen wird. Der Dom ist viel älter als das Schloß; wahrscheinlich schon Heinrich I. gründete hier Abtei und Kirche; vielleicht waren Beide noch älter; an der jetzigen Stelle aber baute Otto I. im Jahre 968 das dem Täufer Johannes und dem heiligen Laurentius geweihte Gotteshaus. Die Kathedrale wurde freilich von den Bischöfen Thilo von Trotha († 1514) und Adolf von Anhalt († 1526) gänzlich umgebaut und wesentlich in der jetzigen Weise durch Herzog Christian den Aeltern zu Sachsen (Stifter der Merseburgischen Nebenlinie, † 1691) eingerichtet. Die Kirche hat vier schöne Thürme, die auf der Ostseite heißen nach dem Patrone der Johannes- und Laurentius- oder der weiße Thurm. Einen bedeutenden Eindruck macht der innere Schloßhof mit den vielen, reichornamentirten Erkern und Portalen und dem großen Brunnen, der mit künstlerisch höchst anerkennenswerther Steinmetzarbeit geziert ist. In dem kleinen Vorhof, der einst durch zwei Flügel, von denen einer im vorigen Jahrhundert den Einfall hatte, umzufallen, gebildet wurde, befindet sich das hölzerne Haus des Raben, der zugleich das Wahrzeichen von Merseburg und eine der großen Merkwürdigkeiten der Provinz Sachsen vorstellt. Es giebt wenige Sagen, die noch so frisch und lebendig im Volksmunde leben, wie die vom Raben des Bischofs Thilo von Trotha zu Merseburg. Alle unsere Leser, die mit der Provinz Sachsen irgend welche Verbindung haben, werden lächeln, daß wir die längst bekannte Sage hier nochmals erzählen. Bischof Thilo von Merseburg, einer der Edlen des Geschlechts von Trotha, hatte einen treuen Diener, der hieß Johannes, aber er hatte auch einen Raben, der war schwarz. Einst vermißte der Bischof seinen Siegelring, der treue Johannes kam in Verdacht des Diebstahls und wurde endlich unschuldig hingerichtet. Zu spät kam seine Unschuld an den Tag, als man den Ring in des Raben Nest versteckt fand. Die Reue des Bischofs war so groß, daß man ihn nach seinem Tode umgehen sah mit aufgereckten Armen und Händen, in denen er den unglücklichen Ring hielt. Andere sagten, Johannes sei es, der umgehe mit aufgereckten Armen, in den Händen den Ring haltend.

Viele Male sind am Schloß angebracht, sowol der Rabe mit dem Ring, als auch die aufgereckten Arme. Die Sage sitzt im Volk so fest, daß die Merseburger noch heut' einen Stein mit dunklen Flecken auf dem Schloßhof zeigen; die Flecke sind das Blut des Johannes, der an dieser Stelle hingerichtet wurde.

Es ist uns fast leid, daß wir die so lebendige Sage nicht einmal für wahrscheinlich gelten lassen dürfen, denn es liegt zu offen am Tage, daß sie lediglich zur Erklärung von zwei Wappen erfunden worden ist. Ueber hundert Jahre, bevor Thilo von Trotha Bischof von Merseburg wurde, hatten die edlen Herren von Trotha urkundlich nachweisbar den Raben mit dem Ring im Schnabel als Wappenbild; möglicherweise noch früher, aber nicht nachweislich, waren die ausgereckten Arme der Helmschmuck des Merseburgischen Stiftes, dessen Schild das einfache schwarze Stiftskreuz in Silber zeigt.

Als nun Bischof Thilo das Schloß baute und die Kirche umbaute, ließ er überall die Familienwappen, den Raben mit dem Ringe und das Stiftswappen, das Kreuz mit den ausgereckten Armen darüber, anbringen. Diese Wappensymbole aber reizten die Erfindungsgabe so lange, bis diese Sage fertig war.

Bischof Thilo von Trotha war übrigens einer der vorzüglichsten Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland; er war fromm und staatsklug zugleich, großmüthig und sparsam am rechten Ort, dabei von ganz besonders milder Art; denn er regierte sechsundvierzig Jahre das Stift sehr löblich, starb am Krebs und liegt im Dom begraben. Aber etwas ist doch an der Sage und der Rabe sitzt da auch nicht ganz umsonst so boshaft in seinem hölzernen Hause auf dem Hof. Unter all' dem Lob, welches die Chronik- und Geschichtsschreiber dem ruhmwürdigen geistlichen Fürsten spenden, finden wir nur einen Tadel, nur einen Vorwurf, den der Härte nämlich gegen einen Mann und dieser Mann hieß Johannes. Bischof Thilo ließ den Domprobst Johannes Naustadt, der eines Verbrechens nur verdächtig war, sofort in's Gefängniß werfen und als er ihn endlich wieder frei ließ, so gab er ihm doch seine Probstei nicht wieder. Bischof Thilo scheint damit in der öffentlichen Meinung von damals Unrecht gehabt zu haben und sicher hat die Sage daher den Namen Johannes. Und der Rabe auf dem Schloßhof, der dem Volk als lebendiger Zeuge der Blutschuld galt? Nun, die Askanier halten auf der Bernburg im Schloßgarten noch heute einen lebendigen Bären, die Stadt Bern thut's auch, der lebendige Bär soll den heraldischen Bären im Wappen repräsentiren. In vielen Gärten der Fürsten Reuß begegnet man häufig dem Kranich, weil die Herren Reußen von Plauen auch Herren von Kranichfeld sind und den Kranich im Wappen führen. So hat denn auch Bischof Thilo, um seines Familienwappens willen, einen lebendigen Raben um sich gehalten. Und als er verschieden war, wird man des geliebten Fürsten Wappenthier nicht verjagt haben, am wenigsten wird das der Bischof Adolf von Anhalt gethan haben, der nächste Nachfolger und treueste Verehrer des Bischofs Thilo. Wahrscheinlich hat er eine Geldsumme zum Unterhalt des Raben festgesetzt und dabei ist's dann geblieben, bis die Abschaffung eine unnütze Grausamkeit gewesen sein würde. Darum sieht Euch der schwarze Kerl auch so boshaft an, als wollte er sagen: „Ja, ja, ich bin auch noch da!"

Die Hauptfront des Schlosses ostseits blickt nach dem Saalstrom; hier

hatte im ersten Stockwerk der Erbauer Bischof Thilo von Trotha seine Wohnung; schlicht, streng, mehr geistlich als fürstlich. Die Tage fürstlichen Glanzes kamen für das Merseburger Schloß überhaupt erst, seit Herzöge zu Sachsen aus einem Seitenzweige des Kurstammes als postulirte Administratoren des Bisthums und regierende Herren der Lausitz hier ihre Residenz nahmen. Als solche saßen hier Christian I., geb. 1615, gest. 1691. Der änderte freilich am Schloß sowol als an der Kirche Vieles, er mußte wol ändern, um mit einer zahlreichen Familie hier behaglich Platz zu finden; ihm folgte sein Sohn Christian II., gest. 1694; dessen Sohn Herzog Moritz Wilhelm ist jener wunderliche Fürst mit der Baßgeige, dessen Andenken Graf Anton Alexander Auersperg, der Wiener Poet und Spaziergänger Anastasius Grün, durch sein allerdings nicht besonders geglücktes Heldengedicht „Nibelungen im Frack" 1843 wieder aufzuwecken versucht hat. Nußler's Lebensgeschichte bringt wol die besten Beiträge zur Geschichte des Merseburgischen Hofes.

Der letzte Merseburgische Herzog war des ersten Christian jüngster Sohn, Herzog Heinrich, geb. 1661, gest. 1738. Er hatte in seiner Jugend rühmlich gegen die Türken gefochten und starb als Letzter dieses Zweiges, dessen Besitzungen und Lande an den Kur- und Hauptstamm der Albertiner zurückfielen.

Herzog Christian I. und sein ganzes Geschlecht liegt im Dom begraben; es sind siebenunddreißig Särge, meist von Zinn.

Unter den Herzögen herrschte stattliche Rococopracht im Schlosse, davon zeugt wenigstens noch ein Zimmer auf der Ostseite, dessen Decke und Wände ganz mit Gold und Spiegelglas bedeckt sind. Hier hat 1865 während des Manövers der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Gemalin, der Herzogin Victoria, gewohnt. Seit König Friedrich Wilhelm IV. sind die Gemächer des untern Stocks dem Könige vorbehalten; sowol König Friedrich Wilhelm als sein Bruder König Wilhelm haben öfter hier Hof gehalten, wenn sie ihre Kriegshelden übten in Norddeutschlands blutigster Ebene: Keuschberg — Breitenfeld — Lützen — Leipzig — Großgörschen. In der obern Etage der Ostseite ist die Amtswohnung des Chefpräsidenten der Merseburger Regierung. Die übrigen Räume sind meist von den Bureaux dieser Behörde eingenommen.

Der Laurentius- oder der weiße Thurm, vom Bischof Hunold 1542 gebaut, ist ein hervorragend schöner Bau von gebrannten Steinen; nach der Sage ist er so tief in seinen Grundfesten, daß man dieselben noch nicht hat erreichen können. Es versteht sich von selbst, daß die Sage, die sich stets freigebig zeigt, dieselben mit Schätzen aller Art ausgestattet hat. Aber ganz ohne Grund scheint die Sage wirklich nicht zu sein, denn erst vor etlichen Jahren entdeckte man dort neben dem Schiff der Kirche ein Gewölbe, von dem Niemand etwas wußte, obwol es befenstert ist. In diesem Gewölbe fand man einen prachtvollen Kronleuchter, der heut' in der Kirche hängt. Unter den mannichfachen Reliquien des Domes ragt die vertrocknete Hand des vom Papst begünstigten Gegenkönigs Rudolf von Schwaben hervor, die er in der Schlacht bei Mölsen gegen Heinrich IV. mit Sieg und Leben zugleich verlor. Er liegt hier begraben, doch dürften seine Gebeine schwerlich zu finden sein, da Michel von Sidon, der fromme Bischof, es für gut fand, seinen Weinkeller in die Königsgruft zu verlegen. Sonst mag der weiße Thurm sowol als Gefängniß, wie als Schatzkammer gedient haben; noch

unter dem Herzog Heinrich (1732) wurden in einer Nische Menschengebeine und Kettenwerk gefunden und am Ende der Wendeltreppe ist noch jetzt ein Eichenholzschrank mit künstlichem Schlosserwerk reich gefestigt.

Von dem mit schönen Kastanienbäumen besetzten Vorplatz der Ostseite führt eine Mauer steil abwärts nach dem Ufer der Saale, welche malerisch ganz dicht mit dem satten Grün des Eppichs überzogen ist.

An der Nordseite ist noch an dem tiefen Wallgraben und der Schießschartenmauer die alte Befestigung kennbar. Die Zugbrücke, die nach dem terrassenartig zum Fluß absteigenden Schloßgarten führt, ist längst eine feste geworden. Der Schloßgarten selbst ist sehr sauber gehalten und giebt überall die ordnende Hand eines vorzüglichen Gartenkünstlers kund. Dieser Nordfront gegenüber im Schloßgarten erheben sich vier Spitzsäulen mit Steinmetzarbeit reich ornamentirt; da man nicht recht weiß, was man aus denselben machen soll, so begnügt man sich mit der allerdings etwas billigen Erklärung, daß es die Marken des ehemaligen Turnier- oder Carusselplatzes seien. Aber der Schloßgarten birgt noch eine unzweifelhaft vaterländische Erinnerung, nämlich ein schönes Denkmal des feinen und edlen vaterländischen Helden, des Generalfeldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf. Der siegreiche Held saß in seinen letzten Lebensjahren als commandirender General des vierten Armeecorps auf dem Schloß zu Merseburg.

In der nach dem Garten schauenden Seite des Schlosses befand sich in dem untern Stockwerk der große Saal, in welchem Bischof Thilo von Trotha und seine Nachfolger bei feierlichen Gelegenheiten ihre Landstände zu bewirthen pflegten, über demselben waren nur Vorrathsböden. Die Herzöge behielten aber den Saal bei und gestalteten die übrigen Räume um.

Auf der Süd- und Westseite sind die Spuren der ehemaligen Befestigungen verschwunden, es schließen sich da die Probstei und die Curien der Domherren an.

Das sind so die Merseburgischen Erinnerungen aus Knabenjahren und von Halleschen Studentenfahrten her, die sich meist an das Fischhaus vor dem Sixtusthor knüpfen. Jetzt ist der Fischteich, den auch Bischof Thilo von Trotha einst anlegte, sammt dem Fischhause verschwunden und mit unseren Erinnerungen hätte es auch wahrscheinlich übel ausgesehen, wenn uns nicht eine schöne und geistreiche Bewohnerin des Merseburger Schlosses großmüthig zu Hülfe gekommen wäre und durch ihre Aufzeichnungen das alte Rabenschloß in ganzer Pracht wieder hätte aufsteigen lassen vor unserer Seele.

Sei gegrüßt, altes, liebes Merseburg in Deiner behäbigen Anmuth, in Deiner freundlichen Pracht, in der Fülle Deiner Erinnerungen!

Für die Leser, die sich vielleicht noch besonders für die herzogliche Zeit Merseburgs interessiren, wollen wir bemerken, daß sie in der nächsten Leihbibliothek sicher einen alten Roman finden von Penseroso, betitelt: „Herzog Heinrich und sein Weinberg.“ Es ist eben kein großes Kunstwerk, aber wer Merseburg liebt, wird darin doch mancherlei finden, was ihn freut. Von dem wunderlichen Geigenherzog, der nur durch die Baßgeige, auch in der Kirche, seine Gefühle und Wünsche kundgab, findet sich eine ganz amüsant vorgetragene Schnurre in Band XXV. der „Fliegenden Blätter“ Nr. 577 bis 583.

Lavafluthen.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

Vor einem rebenumrankten Landhause oberhalb Torre del Greco's, der betriebsamen Golfstadt, saß ein junges Weib in der schmucken Tracht der Winzerinnen und wiegte ein zweijähriges Kind auf den Knieen. Der Knabe, von der lauen Frühlingsluft und dem rastlosen Umhertändeln ermüdet, war eingeschlafen. Ueber den südländisch angedunkelten Zügen seines Gesichtchens lag der Ausdruck des tiefsten, seligsten Friedens. Die Mutter dagegen blickte ernst und nachdenklich in die hereinsinkende Dämmerung hinaus ... Ihre fest aufeinander gepreßten Lippen verriethen einen geheimen Widerstreit der Gefühle, der mit der wohligen Ruhe des kleinen Schläfers sonderbar contrastirte.

Jetzt horchte sie auf. In der Vigne, die sich rückwärts an das Haus lehnte, erschallten Schritte. Gleich darauf drehte sich das tannengezimmerte Pförtchen in den Angeln. Ein stattlicher junger Mann von einigen zwanzig Jahren trat auf die Winzerin zu und bot ihr den Abendgruß.

Sie schien von dem seltsam bebenden Ton seiner Stimme wenig erbaut zu sein. Einige Secunden lang schaute sie ihm mit sorgenvoller Miene in's Antlitz. Dann lehnte sie das Haupt schweigend wider die kalkbeworfene Mauer des Hauses.

„Ich habe Dich erschreckt, Giovanna?" fragte der Ankömmling, noch einen Schritt näher tretend.

Die junge Frau antwortete nicht. Mit der rechten Hand strich sie sanft über das lockige Haar ihres Kindes. Die linke hatte sie schlaff in den Schooß gelegt. Ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck der Müdigkeit, der seelischen Abspannung.

„Was habe ich verbrochen", begann der Fragende von Neuem, „daß Du mich so schnöde und lieblos behandelst? Geh', bringe Deinen Knaben zu Bett — ich habe mit Dir zu reden."

Giovanna beugte sich hernieder und küßte dem schlummernden Kinde die Wangen.

„Was willst Du von mir?" sagte sie dann im Tone der höchsten Seelenangst. „Warum bleibst Du nicht in Castellamare bei den Anderen? Mußt Du mich ewig verfolgen?"

„Du hast nichts zu befürchten!" versetzte er düster. „Vor Mitternacht wird Antonio schwerlich zurückkehren. Er wähnt mich in Portici."

„Tommaso", stammelte die junge Frau nach einer Pause, „wenn

es wahr ist, was Du mir gegen alles göttliche und menschliche Recht zu gestehen magst, wenn Du mich wirklich liebst . . ."

„Mehr als mein Leben!" rief Tommaso, indem er leidenschaftlich ihre Hand faßte. „Du weißt es, Giovanna, Du fühlst es . . ."

Sie entzog sich erröthend seinem Griffe. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Du hältst mich für ein verworfenes Weib, Tommaso! Du verachtest mich!"

„Ich Dich verachten! Gott ist mein Zeuge, daß Du mir heilig bist wie die gnadenreiche Madonna! Aber ich habe ein Recht, Dich zu lieben, ein Recht, das alle Ansprüche Deines Gatten tausendfach aufwiegt!"

Die junge Frau zuckte zusammen.

„O, ich weiß Alles", fuhr Tommaso fort. „Er hat uns betrogen, wie je ein Schurke zwei leichtgläubige Herzen betrog. Bei Gott dem Allmächtigen, wenn solch' eine Ehe unverletzlich ist, dann ist die Weihe des Sacraments ein Freibrief für die schnödeste Bosheit und Niedertracht!"

In diesem Augenblick erwachte der kleine Felice. Es war völlig Nacht geworden. Das blasse Licht der Mondsichel, die mild flimmernd über dem Capo Miseno stand, verlieh der Scenerie etwas Gespenstisches. Das Kind begann zu weinen.

„Trage den Kleinen hinein!" wiederholte Tommaso. „Es wird kühl hier draußen und die Düfte der Orangen betäuben ihn. Ich will hier warten, bis er wieder entschlummert ist. Du mußt mich heute anhören — heute oder nie!"

Giovanna gehorchte schweigend. Es lag etwas Gebieterisches in dem Wesen des jungen Mannes, ein Zug unwiderstehlicher Ueberlegenheit, vor dessen Zauber die schwache weibliche Seele zusammenschauerte, wie der Vogel vor der Klapperschlange.

Sie preßte das Kind leidenschaftlich an ihr hochklopfendes Herz und verschwand im Innern des Hauses, während Tommaso auf der leer gelassenen Bank unter dem üppig wuchernden Weinstock Platz nahm, und stumm die Arme vor der Brust kreuzte.

Der Abend war herrlich. Das Meer, dessen Fluth man wie eine dunkle, traumhafte Wolkenwand über den Dächern der Stadt erblickte, brandete nur unmerklich wider das sanftgebuchtete Ufer. Von der Marine her tönten fröhliche Fischergesänge herauf. Die Lichter Neapels glänzten von der Chiaja herüber wie funkelnde Seeperlen. Ueber der ganzen Natur lag der geheimnißvolle Reiz des beginnenden Frühlings, — jenes unsichtbare Wogen und Schwellen, das alle Adern durchrieselt und in der Menschenbrust die Sehnsucht gebiert, wie es am Zweig die Knospe, am Stengel die Blüthe erzeugt.

Tommaso starrte finster vor sich hin. Das wundervolle Schauspiel der klaren Aprilnacht schien ihn zu peinigen. Er versank nach und nach in eine trübselige Apathie, aus der ihn erst die Rückkehr Giovanna's wieder emporschreckte.

„Deute es nicht falsch, Tommaso", flüsterte sie augenscheinlich ver-

wirrt — „wenn ich es über mich gewinne Dich anzuhören .... Ich bin ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, ob ich das Haus nicht schließen und Dich im Freien belassen sollte . . ."

„Ich würde die Thür gesprengt oder das erste beste Fenster erklettert haben", versetzte Tommaso. „Ich will und muß Dich über die Lage der Dinge aufklären, und kostete es mein Leben!"

Giovanna ließ sich zögernd an seiner Seite nieder. Nach einer Weile begann er mit seltsamer Feierlichkeit:

„Ich sprach gestern Deine Freundin Carlotta. Sie hat mir den letzten Zweifel benommen . . ."

Giovanna erbleichte.

„O, ich habe es längst geahnt", fuhr Tommaso fort .... „War es denn anders möglich? Konntest Du die Fülle der Freundlichkeit und Neigung so mit einem Mal aus dem Herzen gerissen, konntest Du nur ein elendes Spiel mit mir getrieben haben? Hundertmal, wenn ich in freudloser Einsamkeit durch die Straßen Roms wandelte, gedachte ich jenes verhängnißvollen Abends und Deiner plötzlichen Verwandlung — und hundertmal sagte ich mir: nein, es kann nicht sein, die Hölle verblendet uns! Und als dann die Nachricht kam von Eurer Verlobung, als ich vor Weh und Elend nicht leben und nicht sterben konnte, da schoß es mir plötzlich durch die Seele wie ein erleuchtender Blitz ... Ich wußte es, er hatte mir das Glück meines Lebens gestohlen, er und kein Anderer! Nur das Wie blieb mir räthselhaft!"

Giovanna preßte die Hände auf's Herz.

„Tommaso", stammelte sie zitternd, „vergieb ihm . . . er ist Dein Bruder . . . er ist der Vater meines Felice."

„Ihm vergeben? Ich hasse ihn wie den Tod."

„Und doch gewinnst Du es über Dich, unter einem Dache mit ihm zu wohnen?"

„Um Deinetwillen, Giovanna, um Deinetwillen. Ich habe genug gelitten in meiner freiwilligen Verbannung. Fern von Dir konnte ich nicht mehr leben und athmen . . ."

Er sah sie mit einem Blick voll unsäglicher Liebe an und beugte sich dann hernieder, um ihre Finger zu küssen.

Bei der Berührung seines Mundes fuhr sie zusammen.

„Sprich", flüsterte sie ängstlich, „was hat Dir Carlotta erzählt?"

„Daß Du mich liebst von ganzer Seele!" rief Tommaso, vom Sturm seiner Gefühle übermannt . . .

Er preßte das Gesicht in die Hand, als suche er dem liebreizenden Bilde, das ihn gefesselt hielt, gewaltsam zu entfliehen. Dann fuhr er in gedämpftem Tone fort:

„Rufe Dir die Begebnisse jenes Abends in's Gedächtniß zurück ... Es war Deiner Mutter Namensfest ... Die günstige Gelegenheit wahrnehmend, hatte ich Dich zum Stelldichein in die Jasminlaube gebeten. Die Gäste waren zu zahlreich, als daß mein Verschwinden hätte auffallen können. Du als Tochter des Hauses warst vollends frei von

jeder Controle. Man müßte denken, Du habest in der Küche oder im Festzimmer beim Decken der Tafel zu schaffen. Herzklopfend saß ich auf der einsamen steinernen Bank. O, wie zählte ich die Minuten, die Secunden! Aber Viertelstunde um Viertelstunde verstrich, ohne daß der weiche Arm der Geliebten sich um meinen Nacken gelegt hätte. Ich harrte und harrte, wie der Gläubige auf das Wunder, das ihn erlösen soll: Du bliebst aus — und als ich endlich wieder an's Licht der Lampen trat, warst Du für die ganze Dauer des Festes verschwunden."

Giovanna's Brust wogte heftig. Von Neuem ergriff Tommaso ihre Hand, um sie mit glühenden Küssen zu bedecken. Sie litt es schweigend.

„Und nun sollst Du mir erzählen, was die Schlange gezischt hat! Ich will es aus Deinem Munde hören!"

„Tommaso, ich beschwöre Dich . . ."

„Sprich! . . . Mein Bruder hatte bemerkt, wie ich mich von der Gesellschaft entfernte. Er war mir in aller Stille nachgeschlichen. Es bedurfte keines absonderlichen Scharfsinns, um unsere Pläne zu errathen. Er faßte einen niederträchtigen Entschluß . . . Was hat er Dir vorgelogen?"

„Schone mich . . . Er ist mein Gatte . . . Er liebt mich! . . ."

„Ah, er liebt Dich! Wahrhaftig, das ist die richtige Antwort auf meine Frage! Wie rührend sie mir den Mund zu stopfen weiß! Tommaso, er liebt mich!"

Giovanna versuchte ihn zu beruhigen.

„Wenn Du darauf bestehst", sagte sie mit vollkommener Selbstbeherrschung, „so will ich Dir Silbe für Silbe wiederholen, streng und getreulich, als säße ich im Beichtstuhle . . ."

„Sprich", entgegnete Tommaso, noch immer mit seinen bitteren Gefühlen kämpfend.

„Du warst kaum in der Dämmerung der Citronengänge verschwunden, als Antonio mit ernster Miene auf mich zutrat und mich um eine kurze Unterredung bat . . ."

„Und Du gewährtest sie ihm! . . ."

„Weshalb nicht? . . . Er war stets artig und zuvorkommend gegen mich gewesen, und überdies betrachtete ich ihn schon lange nicht mehr als einen Fremden. Er rief mich bei Seite und beschwor mich, ihn anzuhören. Es handle sich um meine Zukunft, meine Ehre. Sein ganzes Wesen hatte etwas so Feierliches, daß ich heftig erschrak und ihn dringend ersuchte, sich deutlicher auszusprechen . . . Giovanna, begann er im Tone eines wohlwollenden Warners, Ihr steht im Begriff, dem Uebermuth eines unbesonnenen Verführers zum Opfer zu fallen . . . Woher wißt Ihr? stammelte ich in höchster Verwirrung . . . Seht, fuhr er fort — bei einer Andern würde ich mich nicht weiter um die Geschichte kümmern, denn im Grunde, was geht's mich an? Mein Bruder ist ein lustiger Geselle, der das Leben nach seiner Art betreibt und Jede mag zusehen, wie sie sich hütet. Aber bei Euch thut es mir in der

Seele leid, Giovanna ... Ich fühle eine aufrichtige Freundschaft für Euch und so konnte ich es nicht über mich gewinnen, zu schweigen. Hört, erwiederte ich stolz, Ihr täuscht Euch über seine Absichten. Da Ihr's denn einmal wißt, so mögt Ihr auch die ganze Wahrheit erfahren: der Tommaso und ich, wir sind so zu sagen Bräutigam und Braut, nur daß wir noch nicht vor den Eltern die Ringe gewechselt haben! Er lächelte verächtlich. — Ein schöner Bräutigam, sagte er in schneidigem Tone, der es an die große Glocke hängt, wenn er mit seiner Liebsten ein Stelldichein hat! Ich wünsche Euch Glück, Giovanna! — Wie verstehe ich das? fragte ich in wachsender Bangigkeit. Nun, woher denkt Ihr, daß ich um Euer Geheimniß weiß? entgegnete er spöttisch. Mir und dem Pietro hat er vorhin zugerufen: jetzt habe ich sie so weit! Die spröde Gans hat mir's sauer gemacht ... Und dabei hat er geblinzelt, wißt Ihr, Giovanna, so recht vielsagend. — Antonio, stammelte ich, vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd — das ist unmöglich! Ihr irrt! Ihr habt geträumt! ... Gut denn, versetzte er, wenn Ihr mir nicht glauben wollt ... Ich habe meine Pflicht erfüllt, nun thut, was Ihr nicht lassen könnt! Er wandte sich zum Gehen. Ich hielt ihn am Arme fest. Bei allen Heiligen, flüsterte ich mit tonloser Stimme ... Sagt, daß Ihr Euch einen Scherz gemacht! Nicht wahr, guter Antonio, Ihr wolltet mich nur auf die Probe stellen? Ihr wolltet seh'n, ob Ihr im Stande wäret, mich an dem Manne meiner Wahl irre zu machen? Er zuckte die Achseln. Fragt doch dort drüben den Pietro, wenn Ihr meine Ehrlichkeit in Zweifel zieht! Der stand bei mir und hat jede Silbe mit angehört. In dumpfer Betäubung eilte ich nach der bezeichneten Stelle. Unbekümmert um die verblüfften Gesichter der Mädchen legte ich die Hand auf Pietro's Schulter und bat ihn, mir einen Augenblick Rede zu steh'n. — Was hat Tommaso Euch zugerufen? fragte ich in fiebernder Angst. Sprecht! Ich weiß Alles! Pietro zögerte mit der Antwort. Ich drang heftiger in ihn. Da gab er mir stotternd die volle Bestätigung dessen, was Antonio behauptet hatte. Es war mir zu Muthe, als müßte ich in den Boden versinken. Ich wankte dem Hause zu. Ich schützte ein plötzliches Unwohlsein vor und schloß mich in meine Kammer ein. Stumm und thränenlos warf ich mich auf mein Lager. Die Brust war mir wie von tausend Griffen zusammengeschnürt. Nach einiger Zeit klopfte die Mutter an die Thür; ich öffnete nicht. Sie fragte, ob ich krank sei? Ich erwiederte, es werde vorübergehen, ich bedürfe vor Allem der Ruhe. So ließen sie mich denn allein und das Fest nahm ohne mich seinen Fortgang ..."

Giovanna hielt inne. Die Erinnerung hatte sie augenscheinlich erschüttert.

Tommaso knirschte mit den Zähnen.

„Und nun höre, wie's weiter ging!" rief er in wildem Hohne. „Des andern Tags trat mein Bruder auf mich zu und schlug ganz denselben wohlwollenden Warnerton an, mit dem er Dich in das Garn gelockt hatte. Er sprach von meiner auffälligen Zuvorkommenheit, von

dem sichtlichen Ernst meiner Bewerbungen. Es thue ihm leid, seinen einzigen Bruder von einer Kokette genarrt zu sehen! ... Ich war begreiflicher Weise nicht in der rosigsten Stimmung ... Das vergebliche Warten in der Laube hatte mich mißtrauisch gemacht ... Oder nein, Giovanna, nicht mißtrauisch, sondern wüthend! Ich zweifelte keine Secunde an der Aufrichtigkeit Deiner Neigung, aber ich war erbittert über die unbekannte, räthselhafte Ursache, die unsere Verabredung so schmählich vereitelt hatte. Konnte ich denn ahnen, daß die brüderliche Bosheit ein so ruchloses Spiel mit uns trieb?

„Ich fragte ihn stirnrunzelnd, wie ich seine Rede zu deuten habe?

„Nun, entgegnete er mit nachdrücklicher Betonung, ich dächte; es wäre unangenehm, stundenlang auf seine Herzenskönigin zu warten, während das liebe Kind sich mit einem Dritten allerlei Süßigkeiten erzählt! —

„Die hämischen Worte schlugen wie ein Blitz in meine Seele. Ich hatte gehört, daß Du die Gesellschaft verlassen und Dein Zimmer aufgesucht hattest. Die Eifersucht verblendete mich.

„Sprichst Du im Ernst? fragte ich so gefaßt als möglich.

„Ich weiß nur Eins, erwiederte er, daß unmittelbar nach dem Verschwinden Giovanna's auch Pietro für mehr als eine Stunde unsichtbar wurde."

„Pietro, rief ich vor Wuth zitternd, der feige Bube, der neulich von dem Inglese die Maulschelle einsteckte! Nimmermehr! Um eines so armseligen Kameraden willen betrügt sie mich nicht.

„Tommaso, versetzte er freundlich — es liegt mir am Herzen, Dich so rasch als möglich von dieser thörichten Leidenschaft zu heilen. Wenn Du mir zuschwörst beim Grabe unserer Mutter, niemals Rache zu üben an dem einfältigen Menschen ... Er weiß ja nicht, wie Du mit Giovanna stehst! Er kränkt Dich ja absichtslos ..."

„Gut, ich schwöre, entgegnete ich. Wenn Giovanna wirklich so tief gesunken ist, wie Du behauptest, dann ist sie ja so wie so nicht werth, daß ich dem Burschen um ihretwillen das Genick breche.

„Er brachte nun sein schmachvolles Märchen mit einer Frechheit zu Markte, die mich noch jetzt in Erstaunen setzt. Pietro, so behauptete er, pflege mit seinen Geheimnissen nicht allzu ängstlich hinter dem Berge zu halten. Ich möge ihn selber fragen. Natürlich dürfe ich nicht merken lassen, wie sehr ich bei der Sache interessirt sei, sonst werde er sich hüten ...

„Ich zerraufte mir das Haar, ich schrie, ich geberdete mich wie ein Rasender. Als ich ausgetobt hatte, überkam mich eine seltsame Resignation. Ich beschloß, den vermeintlichen Rivalen in einem gleichgiltigen Gespräch auszuforschen und sobald ich Gewißheit erlangt hätte, Torre del Greco, das Grab meiner Hoffnungen, ein für alle Mal zu verlassen.

„Pietro spielte seine Rolle meisterhaft. Ich ward vollständig getäuscht. Noch heute begreife ich nicht, wie ich den bübischen Reden des Elenden so ruhig, so scheinbar gleichgiltig zuhören konnte.

Manchmal zuckte es mir in den Fingern . . . Es war mir, als treibe mich ein dämoniſches Etwas, ihn an der Kehle zu packen und ihn zu erwürgen. Aber ich bezwang mich. Erſt als ich wieder allein war, brach der Sturm der Gefühle von Neuem los. Ich wälzte mich am Boden, ich zerriß meine Kleider, ich zerkrallte mir das Fleiſch mit den Nägeln, wie ein Irrſinniger.

„Am Abend verſammelten wir uns in der Vigne. Noch einmal wollte ich Dich ſeh'n, noch einmal in Deinen Zügen leſen, um mich zu überzeugen, ob nicht ein Wahn, ein blödſinniges Hirngeſpinnſt meine Vernunft umneble. Du kamſt . . . Du warſt kalt und zurückhaltend. Ich deutete Dein ſeltſames Benehmen im ſchlimmſten Sinne. Das Herz krampfte mir vor unſäglichem Schmerz, aber ich wollte Dir zeigen, daß ich auch ohne Dich leben könne, daß ich Deiner falſchen Liebesblicke nicht bedürfe, um glücklich zu ſein. Ich plauderte an dieſem Abend ausſchließlich mit Carlotta . . . Ich war ausgelaſſen fröhlich, denn ich glaubte an Deine Schuld . . ."

„Wie ich an die Deine", murmelte Giovanna . . .

„Wenige Tage darauf verließ ich die Heimat. Dein Betragen hatte den letzten Zweifel in mir zerſtört. Ich ſchwur mir, Dich zu haſſen und zu verachten, wie Du es verdienteſt. Ich bemühte mich, die Liebe unter dem Qualm der Wuth zu erſticken. Ich trat das Bildniß, das Du mir in glücklichen Stunden geſchenkt, hohnlachend in den Koth. Ich fluchte Dir, wie einer Verworfenen. Umſonſt! Die Gluth verloſch nicht, der brennende Jammer verkühlte nicht . . ."

„O, hätteſt Du nur ein Wort geſprochen, Tommaſo — Alles, Alles wäre anders gekommen."

Der junge Mann blickte ſinnend nach den fernen Lichtern der Chiaja hinüber. Um ſeine Lippen flog und zuckte es wie ein unheilverkündendes Wetterleuchten. Doch faßte er ſich und fuhr mit ſcheinbarer Gelaſſenheit fort:

„Nach Verlauf einiger Monate ſchrieb mir Antonio nach Rom, er habe mir unter anderen wichtigen und unwichtigen Dingen die Mittheilung zu machen, daß Pietro damals geflunkert habe . . . An der ganzen Geſchichte ſei kein wahres Wort. Du ſeiſt einfach nicht nach der Laube gekommen, weil Du mir nicht getraut habeſt . . .

„Dem Pietro, ſo hieß es weiter, müßte man's eigentlich eintränken. Es iſt eine Gewiſſenloſigkeit ſonder Gleichen, ein anſtändiges Mädchen lediglich aus gemeiner Eiferſucht in's Gerede zu bringen. Leider iſt der Burſche ſeit vier Wochen auf der See. Er hat ſeinen Plan, Matroſe zu werden, nun alſo doch zur Ausführung gebracht. Uebrigens kann ich Dir verſichern, Giovanna hat nie eine ernſtliche Liebe für Dich empfunden. Du ſollteſt nur hören, wie keck ſie allenthalben über Dich ſpottet. Ich für meinen Theil will mit Klatſchereien nichts zu thun haben.

„So ungefähr lautete ſeine ſpitzbübiſche Epiſtel. Die Sache ſchien mir verdächtig — aber ein dunkles Gefühl ſagte mir gleichwol, daß

es zur Umkehr zu spät sei. Auch hattest Du in der That sehr, sehr lieblos von mir geredet!"

„Ich . . . ich wollte nicht zeigen, wie weh' mir's ums Herz war", stammelte Giovanna . . . „Nur meiner treuen Carlotta gestand ich die Wahrheit . . ."

„Du weißt nun, wie sehr Du Dich in meinen Gesinnungen täuschtest", sagte Tommaso nach einer Pause.

„O ich habe es längst geahnt", entgegnete sie zögernd. „Seit der ersten Stunde unseres Wiedersehns ward mir klar, daß . . . daß . . ."

„Daß ich Dich liebte", ergänzte Tommaso . . . „Und dennoch verweigerst Du mir . . ."

„Tommaso, nicht weiter, ich beschwöre Dich!"

Sie war bei diesen Worten emporgesprungen und streckte jetzt beide Hände nach ihm aus, wie um ihn abzuwehren.

Er rührte sich nicht.

„Was soll das, Giovanna?" sagte er so ruhig als möglich. „Du hast mir versprochen, mich bis zu Ende zu hören! Seit drei Wochen warte ich vergeblich auf diesen Augenblick der Gunst, jetzt laß ich Dich nicht entschlüpfen, bis Alles klar zwischen uns ist."

„Ich weiß genug!"

„Mit nichten! Wir haben bis jetzt nur von der Vergangenheit geredet. Sprechen wir nun von der Zukunft."

„Meine Zukunft ist klar vorgezeichnet. Ich bin Antonio's Gattin. *Wie* ich es geworden bin, ist gleichgiltig. Ich kenne nur *ein* Gebot: meine Pflicht."

„Giovanna!" flüsterte Tommaso in schmeichlerischem Tone, „gönne mir nur noch zehn Minuten! Hier setz' Dich an meine Seite und antworte mir auf meine Fragen! Kannst Du den Mann achten, der sich so unwürdiger, niederträchtiger Mittel bediente, um an's Ziel zu gelangen?"

„Laß mich", sagte die junge Frau ausweichend.

„Kannst Du ihn achten?" wiederholte Tommaso mit zitternder Stimme. „Wenn Du jemals meiner in Liebe gedacht hast, wenn Dein Wesen von Anbeginn nicht eitel Lüge war, wenn Du dereinst selig zu werden hoffst, so antworte mir: Ja oder Nein."

Giovanna zuckte zusammen.

„Nein", versetzte sie leise mit abgewandtem Antlitz . . .

„Ich wußte es!" rief Tommaso triumphirend. „Und nun frage ich Dich: bist Du einem Manne, den Du verachtest, Treue und Anhänglichkeit schuldig? Ist es ein Verbrechen, dem Diebe das geraubte Kleinod wieder zu entreißen?"

„Ich kann, ich darf Dich nicht anhören!" rief sie in fiebernder Aufregung.

„Und warum nicht, Giovanna? Soll der holde, beseligende Traum für ewig zerstört sein? Es hängt nur von uns ab, nur von Dir, Ge-

liebte . . . Wir haben Beide ein Recht an das Glück . . . Kein Geſetz der Welt kann uns verpflichten . . ."

Er umſchlang ſie mit ſanfter Gewalt und preßte ſeine Lippen heiß und voll auf die ihrigen.

Sie unterdrückte nur mühſam einen gellen Aufſchrei. Zitternd rang ſie ſich los.

„Tommaſo", ſtöhnte ſie, „Du kannſt nicht länger unter unſerm Dache verweilen, Du mußt fort, fort, ſo raſch als möglich . . . Sonſt geh'n wir Alle zu Grunde!"

„Sei mein und Alles wird gut werden!"

„Nimmermehr! Ich rede noch heute mit Antonio."

Er lachte laut auf. Seine Züge athmeten diaboliſchen Hohn.

„Du willſt Beſchwerde führen über meine unverſchämten Nachſtellungen? Vortrefflich! Deine Tugend iſt bewundernswürdig. Aber Du irrſt, wenn Du Dir einbildeſt, ich ſei geſonnen, auch nur einen Zoll breit zurückzuweichen! Das Haus und die Weinberge gehören zur Hälfte mir. Ich laſſe mir auf meinem eigenen Grund und Boden nicht die Thür weiſen!"

Giovanna ſuchte ihn zu beſchwichtigen. Sie bat um Verzeihung, wenn ſie ihn durch ein unrechtes Wort gekränkt habe. Er wiſſe am beſten, daß ſie lieber ſterben würde, ehe ſie ihrem Gatten auch nur mit einer Silbe verriethe, was vorgefallen.

„Aber gerade deshalb mußt Du Torre del Greco verlaſſen", fügte ſie in entſchiedenem Tone hinzu. „Ich bin Dir gegenüber ſo wehrlos wie ein Kind. Ich fühle, daß nur die ſchleunige Trennung zum Heil führen kann."

„Welch' ein Wahnſinn . . .", ſtammelte Tommaſo.

Die Züge der jungen Frau wurden von Secunde zu Secunde ernſter und entſchloſſener.

„Ich rede die Sprache der Vernunft", erwiederte ſie; „Du gehſt, oder bei den Wunden des Heilands . . ."

Sie unterbrach ſich.

„Nun, oder?" fragte Tommaſo.

„Oder ich ſuche drunten in den Fluthen des Meeres Ruhe für mein gepeinigtes Herz . . . Die gnadenreiche Maria wird mir die Sünde vergeben!"

Sie ſchwieg. Tommaſo ſtarrte ihr wie verſteinert in's Angeſicht.

„Du wollteſt im Ernſte . . .?"

„Ja, ich ſchwöre es bei Gott und ſeinen Heiligen!"

Tommaſo ließ das Haupt verzweiflungsvoll auf die Bruſt ſinken.

„Gut", verſetzte er nach einer langen trübſeligen Pauſe. „Du befiehlſt: ich werde gehorchen!"

Giovanna war unfähig, etwas zu erwiedern. Ihren dunklen Augen entquollen heiße, funkelnde Thränen.

„Und auf wie lange verbannſt Du mich?" fragte er bebend . . . „Für immer?"

Die junge Frau ſchien zu kämpfen; ihre Lippen ſchloſſen ſich krampfhaft, als ſuche ſie die Rede gewaltſam zurückzudrängen.

„Es wäre das Beſte“, flüſterte ſie dumpf . .,. „aber ich fühle, Tommaſo . . . ich habe kein Recht . . . nein . . . Deine Leidenſchaft wird verkühlen . . . Du wirſt einſehen, wie thöricht Du handelſt . . . Vielleicht findeſt Du ein Mädchen, das Dich von allen trüben Gedanken erlöſt und Dir und mir zum Heile die Deine wird . . .“

Tommaſo hütete ſich zu widerſprechen. Nachdem der erſte überwältigende Eindruck, den Giovanna's Rede auf ihn gemacht hatte, glücklich verwunden war, kehrte ihm die volle Kraft der Berechnung wieder: er überlegte, er ſuchte aus jeder neuen Wendung der Situation Vortheil zu ziehen für die halbverlorene Sache ſeiner unſeligen Neigung.

Die junge Frau ſann einige Minuten lang nach. Dann ſagte ſie mit faſt geſchäftsmäßiger Ruhe:

„So wird ſich Alles am Einfachſten und Natürlichſten regeln. Sage morgen bei Tiſch, Du wollteſt auf ein paar Monate zu meinem Oheim nach Catania gehen, um ſeine großartigen Vignen und überhaupt das Weſen des ſicilianiſchen Weinbaues kennen zu lernen. Antonio wird Deine Abſicht durchaus begreiflich finden, zumal er weiß, daß Dein unruhiger Geiſt ſich von jeher aus der Einförmigkeit alltäglicher Verhältniſſe herausſehnte. Gennaro hat Dich ſchon vor mehreren Jahren eingeladen und wenn Du klug geweſen wäreſt, Du hätteſt längſt ſeiner Aufforderung Folge geleiſtet. Seine Tochter Laldomina iſt das ſchönſte und liebenswürdigſte Mädchen, das ich kenne; Ihr paßt zu einander wie kein zweites Paar im ganzen Regno d'Italia. Geh' hin und verſuche Dein Heil bei ihr. Zu Anfang December kehrſt Du dann nach Torre del Greco zurück und zwar, ſo Gott will, nicht allein, ſondern in Begleitung einer jungen, glücklichen Gattin!“

Tommaſo mußte lächeln, trotz ſeines Kummers. Er entgegnete indeß nichts. Giovanna ſah ihm forſchend in's Auge.

„Willſt Du?“ fragte ſie mit erkünſtelter Schalkhaftigkeit.

„Ja“, flüſterte Tommaſo.

„Gott ſei Dank! Gieb mir Dein Wort darauf . . .“

„Du haſt es.“

„So, und nun geh ſchlafen, Tommaſo. Gute Nacht!“

„Giovanna . . . Noch eine Secunde!“

„Nein, nein! Träume von Laldomina, der ſchönen Catanierin!“

II.

Tommaſo hielt Wort. Schon am folgenden Sonnabend beſtieg er in Caſtellamare ein ſicilianiſches Marktſchiff, um nach kurzer, von Wind und Wellen begünſtigter Fahrt im Hafen Catania's zu landen.

Die Uhr am großen Domthurm ſchlug vier, als er durch die Strada vecchia del Borgo der Anhöhe zuſchritt, von deren Gipfel Gennaro Petagna's Wohnhaus freundlich ſchimmernd in's Thal hernieder grüßte. Zwei dienſtbefliſſene Burſche trugen ihm das Gepäck voran.

Er folgte ihnen langsam und gleichgiltig, wie ein Mensch, dem es nichts verschlägt, ob er eine Stunde früher oder später an's Ziel gelangt. Die gigantischen Massen des Aetna brüsteten sich in der vollen Majestät ihrer nachmittägigen Beleuchtung. Weißes Gewölk umflatterte traumartig die zackigen Kämme, während sich rechts die Aussicht auf die azurnen Fluthen des Meeres eröffnete.

Tommaso würdigte all' diese Pracht der jungfräulichen Natur keines Blickes. Mechanisch wandelte er seine Straße, nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um Athem zu schöpfen.

Nach Verlauf einer halben Stunde war man an Ort und Stelle. Tommaso betrat eine geräumige, mit bunten Thonplatten getäfelte Hausflur. Die Gepäckträger setzten die Koffer und Taschen des jungen Mannes zu Boden, empfingen ihre Löhnung und entfernten sich mit einsilbigem Gruße.

Seufzend erklomm er die Treppe. In einem Zimmer zur Rechten des Aufgangs glaubte er Stimmen zu vernehmen. Er ging darauf los und klopfte. Eine alte Dienerin öffnete.

„Ich suche den Signore Gennaro", sagte er flüchtig den Hut lüpfend.

„Der ist ausgefahren nach Aci Reale", entgegnete die Dienerin mit einem neugierig prüfenden Blick auf den stattlichen Fremden. „Vor Dunkelheit wird er schwerlich zurückkehren."

„So ist seine Tochter zu Hause?"

„Das wol, aber die Signorina kann Ihnen schwerlich Auskunft ertheilen. Sie kümmert sich nicht um die Geschäfte ihres Vaters und hat überdies jetzt alle Hände voll zu thun."

„Ich bin ihr Vetter Tommaso aus Torre del Greco", rief der junge Mann etwas ungeduldig. „Wo ist sie?"

„Hier", klang jetzt eine fröhliche Stimme aus dem Seitengemach. „Grüß Gott, lieber cugino! Welche reizende Ueberraschung! Tretet nur einstweilen in die Vorkammer, ich bin im Augenblick da."

Tommaso that wie geheißen. Was Valdomina die Vorkammer nannte, war ein allerliebstes, höchst behaglich eingerichtetes Zimmer, der Thür, aus welcher die Stimme kam, schräg gegenüber. Der junge Mann warf sich in einen Sessel, legte beide Hände in den Schooß und blickte mit dem Ausdruck großer Erschlaffung gen oben. Nach wenigen Minuten erschien die Alte von vorhin und fragte ihn mit einer Unterwürfigkeit, die gegen ihre bisherige Reserve auffällig abstach, ob er ein Glas Wein und einen Imbiß befehle. Er machte eine Geberde der Verneinung. Die gute Ginevra erschöpfte nun ihre Beredsamkeit, um ihm die Vorzüge des catanischen Gewächses zu rühmen und ihr Bedauern auszusprechen, daß sie ihn nicht gleich habe eintreten heißen. Er möge sie um Himmelswillen nicht für unhöflich halten; sie habe ja nicht ahnen können, daß er so ein lieber Freund und Verwandter des Hauses sei, auch wisse man ja, daß es heutzutage allerlei Menschen gäbe, und der Schein trüge, und weil das Fräulein so hübsch sei, habe schon gar

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

mancher verliebte Taugenichts die Abwesenheit ihres Vaters benutzt, um unter dem Vorwande angeblicher Geschäfte mit ihr plaudern zu dürfen, und Signore Gennaro sehe das nicht gern, weil der Ruf eines jungen Mädchens nicht streng genug gehütet und bewacht werden könne u. s. w.

Tommaso erwiederte kurz: „Ihr habt recht gehandelt", und verfiel wieder in sein Träumen und Brüten. Ginevra verließ ziemlich kleinlaut das Zimmer.

So verstrich eine Viertelstunde, da öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen in prachtvoller, halb ländlicher, halb städtischer Toilette rauschte graziös über die Schwelle. Tommaso sprang hastig empor. Der Zauber dieser glänzenden Erscheinung verwirrte ihn um so mehr, als er in ihren Zügen eine flüchtige Aehnlichkeit mit Giovanna entdeckte, die er früher niemals wahrgenommen.

„Willkommen, caro cugino", sagte sie in herzlichem Tone. „Macht Ihr endlich Euer Versprechen wahr? Das ist hübsch von Euch! Ich hoffe, Ihr habt es nun auch gleich auf einen längern Aufenthalt abgeseh'n. Wie?"

Das schalkhafte Lächeln, das bei diesen Worten um ihre blühenden Lippen spielte, verlieh ihrem Antlitz etwas so Sinniges und Berückendes, daß Tommaso mit unerwarteter Lebhaftigkeit in die dargebotene Hand einschlug und freundlich erwiederte:

„An mir soll's nicht fehlen! Wenn Ihr mich haben wollt, bleibe ich zwei, drei, vier Monate. Ich gedenke bei Eurem Vater in die Schule zu gehen. Es war schon mehrmals davon die Rede, und wenn er inzwischen nicht andern Sinnes geworden ist . . ."

„Wo denkt Ihr hin! Ihr wißt, wie warm er Euch gleich vom ersten Tage an in sein Herz geschlossen hat! Wie lange ist es doch her, daß wir Euch damals in Torre del Greco besuchten?"

„Reichlich sechs Jahre . . ."

„Richtig, es war wenige Monate vor dem Tode meiner seligen Mutter. Aber Ihr habt Euch wirklich so gut wie gar nicht verändert. Nur etwas stärker und männlicher seid Ihr geworden . . ."

Tommaso lächelte.

„Und wie findet Ihr mich?" fügte sie nach einer Weile mit schelmischem Augenzwinkern hinzu. „Bin ich gealtert, Tommaso?"

„Soll ich Euch Schmeicheleien sagen?"

„Bei Leibe nicht. Reden wir von etwas Anderm. Wie geht es denn Eurem Bruder? Was macht Giovanna?"

„Ich danke", versetzte Tommaso höflich, „sie sind Beide wohl."

„Und der kleine Felice? Ach, ich möchte ihn wol einmal sehen, den herzigen Buben. Wenn es wahr ist, was Giovanna in ihrem letzten Briefe schreibt, so muß er ein kleiner Amor geworden sein. Wie alt ist er jetzt?"

„Etwas über zwei Jahre."

„Nicht älter? Ich dächte drei. Doch nein, Ihr habt Recht, es sind ja just drei Jahre, daß wir drüben zur Hochzeit waren. Ihr fehltet

damals, Tommaſo. Es war ſehr häßlich von Euch, daß Ihr mich ſo meines flotteſten Tänzers beraubtet."

„Zwiſchen Rom und Neapel liegt ein tüchtiges Stück Wegs", ſagte Tommaſo ausweichend. „Ich hatte Verpflichtungen und konnte mit dem beſten Willen nicht abkommen."

„Pah, das ſind Redensarten. Meint Ihr, wir wüßten nicht Alle, weshalb Ihr Euch fern hieltet? Thut nur um Gotteswillen nicht ſo unſchuldig, Tommaſo."

„Ich verſtehe Euch nicht", verſetzte der junge Mann heftig, erröthend.

„Na, wir wollen das ſein laſſen", lachte das ſchöne Mädchen, indem ſie an's Fenſter trat. „Hoffentlich ſeid Ihr inzwiſchen vernünftiger geworden . . ."

„Aber ich verſichere Euch . . ."

„Ja, ja, Ihr ſollt Recht haben. Und jetzt thut Ihr mir den Gefallen und nehmt eine Kleinigkeit, nicht wahr, Tommaſo? Ich werde Euch Geſellſchaft leiſten. Ihr ſeid ohne Zweifel hungrig und durſtig."

„Nicht im mindeſten", entgegnete Tommaſo.

„Doch, doch, ich weiß das beſſer. Kommt mit. Reicht mir den Arm, wie's einem jungen Ritter geziemt. So!"

Sie ſchritten in das anſtoßende Zimmer, wo Ginevra inzwiſchen ein allerliebſtes Tiſchchen hergerichtet hatte. In der Mitte der zierlichen Tafel prangte ein binſenumflochtener Fiasco nebſt zwei kunſtvoll gearbeiteten ſilbernen Bechern. Ein Teller voll duftiger Früchte, eine Platte mit Kuchen und zwei rieſige Seekrebſe bildeten das Enſemble der improviſirten Mahlzeit. Ueber dem ganzen Arrangement lag ein überaus gaſtlicher Hauch, und Tommaſo, der noch vorhin das Anerbieten der guten Ginevra ſo unhöflich abgelehnt, ließ ſich jetzt nicht lange nöthigen, ſondern griff um ſo eifriger zu, als er wirklich ſeit der Abfahrt von Meſſina nichts über die Lippen gebracht hatte.

Laldomina ſpielte die Wirthin mit einer Grazie, die ſelbſt einen der Speiſe minder Bedürftigen hätte verführen müſſen. Tommaſo fand jetzt vollauf Muße, ihr blühendes Antlitz bis auf die feinſten und flüchtigſten Züge zu prüfen.

Je mehr ſie ſprach, um ſo vollſtändiger ſchien ſich die verwandtſchaftliche Aehnlichkeit mit Giovanna zu verwiſchen.

Augen und Stirn erinnerten allerdings im Zuſchnitt einigermaßen an die ſchöne Winzerin von Torre del Greco, aber um den Mund webte etwas ſo Fremdartiges und ihr ganzes Weſen gab ſich ſo völlig anders, daß Tommaſo die Lebhaftigkeit jenes erſten Eindrucks immer entſchiedener verblaſſen fühlte.

In der That bildeten Giovanna und Laldomina in gewiſſem Sinn einen vollſtändigen Gegenſatz.

Die Eine ſanft, anſpruchslos und doch von einem unverkennbaren Zauber der Gefühlstiefe umweht, der ſelbſt dem Fernſtehenden mit wunderbarer Allgewalt an das Herz griff: die Andere ſtolz, blendend,

ſelbſtbewußt und augenſcheinlich bemüht, auf ihre Umgebung eine möglichſt unumſchränkte Herrſchaft auszuüben — die Eine ernſt und mild wie der aufgehende Mond, die Andere feurig und leidenſchaftlich wie die lodernde Südlandsſonne.

Tommaſo ſeufzte.

Wie ſehr hatte ſich Giovanna getäuſcht, wenn ſie meinte, Laldomina würde im Stande ſein, die Verlorene zu erſetzen und das kranke Gemüth des Verwundeten zu heilen!

„Niemals, niemals!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wer einmal vom Paradieſe geträumt hat, der kann ſich auf Erden nicht mehr heimiſch fühlen.“

Nach eingenommener Mahlzeit führte Laldomina ihren Gaſt in den Garten. Es war kurz vor Sonnenuntergang. Durch die Pinien und Cypreſſen rauſchte der Abendwind. Im Nordoſten ſchimmerten die fernen Küſten des italieniſchen Feſtlandes wie ein luftiges Traumgebilde. Das Meer lag glatt und regungslos im Schatten des Aetna — eine dunkelblaue Kryſtallfläche, jungfräulich und geheimnißvoll, wie in den goldenen Tagen des Odyſſeus.

Tommaſo ſprach keine Silbe. Er ſetzte ſich auf die verwitterte Steinbank und ſchaute hinüber nach den röthlich angeſtrahlten Ufern Calabriens.

Dort, dort, in der verſchwindenden Ferne lag Torre del Greco, den leiblichen Augen unſichtbar, aber dem geiſtigen Blick klar und deutlich, wie kaum eine Erſcheinung der unmittelbaren Gegenwart, — Laldomina nicht ausgenommen, die ihm mit verſchränkten Armen gegenüber ſtand und ihn ſchweigend betrachtete. Um die Brauen des ſchönen Mädchens zuckte etwas wie Verdruß und Enttäuſchung. Dann kräuſelte ſich ihr Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Ihr ſcheint überaus nachdenklich, Tommaſo“, ſagte ſie in empfindlichem Ton. „Anſtatt mir von Euren Erlebniſſen zu erzählen oder ſonſt etwas Hübſches zu plaudern, ſtarrt Ihr in's Blaue wie ein Verliebter. Iſt das ſo Sitte in Torre del Greco?“

„Verzeiht mir“, ſtammelte der junge Mann, aus ſeinen Träumen erwachend, „ich dachte nur . . . ich vergaß . . .“

„O, ich kann mir ſchon ausmalen, wo Eure Gedanken geweilt haben! Mich wundert nur, daß Ihr unter dieſen Umſtänden überhaupt den Entſchluß gefaßt habt, von dem Stern Eurer Sehnſucht Abſchied zu nehmen.“

Tommaſo runzelte die Stirn.

„Wie verſteh' ich das?“ fragte er finſter.

„Nun, nehmt's nicht übel, wenn ich da unwiſſentlich einen wunden Punkt berührt habe. Vielleicht täuſche ich mich. Vielleicht iſt es einfach die Anſtrengung der Reiſe, die Euch ſo zerſtreut macht.“

„Hört, liebe Couſine“, entgegnete Tommaſo, indem er ſich langſam erhob, „ich muß Euch aufrichtig ſagen, daß ich alle Anſpielungen haſſe wie Gift. Wenn Ihr mir was zu ſagen habt, ſo ſprecht rund heraus

und ohne Umschweife. Ich werde Euch eben so antworten. Aber dieses Halbverschweigen und Halberrathenlassen, wie das die Frauen lieben, das ist ein für alle Mal meine Sache nicht . . ."

„Ihr werdet ja ordentlich heftig . . ."

„Ich rede nur offen und ehrlich, wie mir's um's Herz ist."

„Nun, ich werde mir's merken! Aber ich glaube, da kommt der Vater. Wahrhaftig, es ist unser Corricolo!"

Der alte Gennaro bewillkommte seinen Gast auf's Freundschaftlichste.

„Das ist recht, mein Junge!" sagte er in sichtlicher Herzensfreude. „So lob' ich's mir! Und Ihr trefft es außerordentlich günstig! Es giebt ganz verteufelt viel zu thun in diesem Jahr und der Giacomo, der dumme Geselle, spielt mir den Streich und geht nach Girgenti und verheirathet sich! Hol' der Henker solche unzuverlässige Menschen! Auf nichts kann man mehr bauen in dieser entarteten Welt! Wie gesagt, Ihr kommt wie gerufen. Laldomina, eine Flasche vom Besten! Ihr sollt meine Weine vor allen Dingen als fertige Producte kennen lernen, eine derartige Vorpraxis ist unerläßlich . . . Laldomina, lieber gleich zwei Flaschen, hörst Du? Bitte, geh' selbst mit in den Keller, die Alte macht mir sonst Dummheiten, wie neulich, als sie das Faß Poio di Creta auslaufen ließ. So, mein Junge, nun setzt Euch einmal her zu mir, hier auf das Sopha, und legt los, wie Ihr die Jahre seither verlebt habt. Corpo di Dio, seid Ihr ein stattlicher Bursche geworden! Ein wenig bleich schaut Ihr aus, aber das macht wol die lange Seefahrt. Habt Ihr gutes Wetter gehabt? Wie geht's denn der jungen Frau, der Signora Giovanna? Und dem Herrn Bruder? Und vor allen Dingen Euch selbst? Ihr wart in Rom? . . . Habt Ihr den heiligen Vater gesehen? Erzählt doch, Ihr gafft mich ja an, wie ein Stockfisch!"

Tommaso ertheilte auf die ihm vorgelegten Fragen nothdürftig Bescheid. Der gutmüthige, etwas geschwätzige Alte ließ ihn übrigens nur selten zum Wort kommen, so daß unser junger Freund seiner natürlichen Schweigsamkeit keinen sonderlichen Zwang aufzuerlegen hatte. Die Fiaschi mit dem köstlichen Rebensaft wurden gebracht; Laldomina nahm an der Seite des Vaters Platz. Ehe eine Viertelstunde verging, war Alles harmonisch geordnet, und die drei Leute vor dem behaglichen Eichentisch mit dem seltsam phantastischen Schnitzwerk machten den Eindruck, als hätten sie von jeher zusammengehört.

Acht Wochen verstrichen so ohne nennenswerthe Ereignisse. Tommaso war die größte Zeit des Tages über mit Gennaro und seinen Knechten zusammen, während sich Laldomina in der Haushaltung zu thun machte, oder, was sehr häufig geschah, die Besuche jugendlicher Freundinnen empfing. Des Abends versammelte man sich im Garten und besprach die beiderseitigen kleinen Erlebnisse. Die schöne Sicilianerin sang dann wol ein schwärmerisches Volkslied oder klimperte ein wenig auf der Mandoline. Gegen zehn Uhr trennte man sich und Tommaso, von den Mühen des Tages ermattet, suchte alsbald sein

Lager auf. Kurz, er fand wenig Zeit die heimliche Wunde zu nähren, und der Anfang der Cur konnte somit für durchaus befriedigend erachtet werden.

Nach Verlauf der oben erwähnten Frist erhielt Tommaso einen Brief von Antonio. Das Schreiben lautete wie folgt:

„Lieber Bruder!

„Aus Deinem Brief vom 3. d. M. haben wir mit Freuden ersehen, daß Du glücklich in Catania angekommen bist und Dich in den neuen Verhältnissen wohl fühlst. Obgleich ich außerordentlich in Anspruch genommen bin, ergreife ich doch schon heute die Feder, da ich Dir eine geschäftliche Mittheilung zu machen habe, die Dich interessiren wird. Ich habe nämlich die Vigne oberhalb der San Giorgio-Kapelle gestern Vormittag für sechshundert Scudi verkauft. Die Offerte war günstig und für uns lag das Grundstück doch ein wenig unbequem, schon der großen Entfernung wegen. Ich hoffe, Du bist mit meiner Handlungsweise einverstanden. Gieb mir nur Nachricht, was ich mit den dreihundert Scudi, die auf Deinen Antheil kommen, beginnen soll. Ich denke, es ist am besten, Du läßt das Geld ruhig in meinen Händen. Ich habe Aussicht, von Paolo Ercolani die ganze linke Hälfte der großen Ostvigne käuflich zu erwerben; wir sind nur noch nicht über den Preis einig. Es geht uns gut. Giovanna und Felice grüßen. Deiner baldigen Antwort entgegensehend, verbleibe ich Dein treuer Bruder

Antonio."

Tommaso las und knirschte mit den Zähnen.

„Er muß mir Alles, Alles zerstören, was mir an's Herz gewachsen ist!" murmelte er dumpf vor sich hin. „Die prächtige Vigne mit meinem Lieblingsplatz unter dem Feigenbaum! Wie oft habe ich in glücklicheren Zeiten unter seiner schattigen Krone gesessen und hinübergeschaut nach Capri und den blauen Höhen des Posilippo! In der knorrigen Rinde prangt das große „G", das ich am Tage nach meiner ersten Kahnfahrt mit Giovanna einmeißelte! Hundertmal habe ich ihm gesagt, daß ich in die Veräußerung dieses Kleinods unter keiner Bedingung willigen würde und nun benutzt er meine Unvorsichtigkeit und verkauft es hinter meinem Rücken! Der elende, heimtückische Bube! Alles, Alles muß er mir zertrümmern und niederreißen, selbst die Erinnerung!"

Er beantwortete das Schreiben Antonio's umgehend — und zwar mit einer wahren Sturmfluth der bittersten Vorwürfe. Formell bezogen sich dieselben allerdings nur auf den eigenmächtigen Verkauf der Vigne, aber der tiefere Grund seiner Gereiztheit schimmerte so unverkennbar durch, daß der Empfänger über die unversöhnlichen Gesinnungen des Absenders nicht länger in Zweifel sein konnte.

Antonio replicirte. Er nannte Tommaso's Entrüstung eine knabenhafte Phantasterei, die keine Widerlegung verdiene. Er entwickelte nochmals die materiellen Vortheile, die aus dem Verkauf entwüchsen, und

ſpielte ſchließlich auf gewiſſe thörichte Illuſionen an, von denen Tommaſo noch immer nicht geheilt zu ſein ſcheine.

Dieſer Briefwechſel, ſo geringfügig auch der urſprüngliche Gegenſtand des Zwiſtes ſein mochte, trug nicht wenig dazu bei, den letzten Reſt brüderlichen Gefühls, das Tommaſo für Antonio bewahrt haben mochte, unwiederbringlich zu erſticken. Für die bisherige Handlungsweiſe Antonio's ließ ſich noch eine dürftige Entſchuldigung finden: der Wahnſinn der Liebe, die Leidenſchaft, die keine Rückſichten kennt. Aber dieſer Hohn, dieſer boshafte, trotzige Hohn, ihm, dem tödtlich Beleidigten gegenüber — das war zu viel für ein geduldiges Herz, das mußte die Bande des Blutes ein für alle Mal zerreißen!

In ſchlichter Einförmigkeit verſtrich der Sommer. Noch zwei oder drei Mal hatte Antonio dem Bruder geſchäftliche Mittheilungen zu machen: im Uebrigen beſchränkte ſich der Verkehr zwiſchen Catania und Torre del Greco auf eine ziemlich kühle Gratulation zum Namenstag Giovanna's, die Laldomina mit unterzeichnete.

Tommaſo ſchwankte während dieſer ganzen Friſt von einem Extrem in das andere. Bald loderte ſeine unſelige Leidenſchaft in wilder, verzehrender Flamme empor; bald ergriff ihn ein unſäglicher Groll und er gelobte ſich unter Thränen der Wuth und der Verzweiflung, die Geliebte nie, nie wieder zu ſehen. Kurz, er gerieth trotz der arbeitſamen Monotonie ſeiner äußern Exiſtenz in einen Zuſtand der Aufregung und der innern Zerriſſenheit, der ihn zu jeder vernünftigen Regelung ſeiner Schickſale unfähig machte. Mechaniſch verrichtete er ſeine geſchäftlichen Obliegenheiten; mechaniſch begleitete er Laldomina auf ihren Abendwanderungen durch den Garten, ohne im mindeſten zu bemerken, wie ſehr ſich das ſchöne Mädchen im Laufe der letzten Wochen verwandelt hatte.

Laldomina war ihrerſeits über die ſeltſame Verſchloſſenheit ihres Vetters aufrichtig betrübt. Nicht nur ihr Stolz und ihre mädchenhafte Eitelkeit litten unter dieſer kühlen Zurückhaltung, auch ihr Herz war im Spiel, und zwar mehr und entſchiedener, als irgend wer bei ihrem leichtlebigen Naturell hätte vermuthen ſollen. Es war etwas Eigenes mit dieſem Mädchen: dem flüchtigen Beobachter hielt es unendlich ſchwer, die Grenze zu finden, wo ihr Ernſt in Uebermuth, ihre Wahrheit in Laune umſchlug, und doch trug ſie einen Schatz echter, gefühlstiefer Weiblichkeit im Buſen, reicher und herrlicher, als ſie ſelber zu ahnen ſchien.

An einem ſtillen Novemberabend ſaß Tommaſo wieder auf jener Steinbank, die den unvergleichlichen Blick auf Gebirg und Meer gewährte. Der Mond ſchien hell. In magiſchem Silberglanz hob ſich der Rieſenkegel des Aetna gegen den ſchwarzblauen Himmel ab. Der junge Mann verfolgte in Gedanken verloren das kräuſelnde Spiel des Nebelſchleiers, der den zackigen Gipfel umwob, als ſich ſanft eine freundliche Hand auf ſeine Schulter legte.

Er wandte das Haupt: es war Laldomina.

Unwillkürlich machte er eine Geberde des Verdruſſes, ſie hatte ihn gar zu unerwartet aus dem Halbſchlummer ſeiner thörichten Hirngeſpinnſte emporgeſchreckt.

Das Mädchen erröthete heftig.

„Bleibt nur ganz ruhig“, ſagte ſie mit bebender Stimme. „Ich bedaure Euch geſtört zu haben.“

Er ſtammelte ein paar Worte der Entſchuldigung.

„Laßt nur“, entgegnete ſie verächtlich, „es bedarf deſſen nicht.“

Sie ſah ſo berückend ſchön aus, als ſie dies ſagte, daß Tommaſo unwillkürlich ihre Hand ergriff.

„Zürnt mir nicht“, bat er in flehentlichem Tone. „So wahr ich lebe, meine Unart galt nicht Euch, ſondern ... wie ſoll ich nur ſagen? ... Kommt, ſetzt Euch neben mich, Laldomina ... Ich plaudere ſo gern mit Euch!“

„Nun ja, ich bin gutherzig genug, mich auch dazu herzugeben! — Aber, offen geſtanden, Tommaſo, ein beſonderes Vergnügen gewährt mir dieſe Unterhaltung nicht. Ihr werdet überhaupt ſchwerlich ein Mädchen in meinem Alter finden, das für einen Menſchen von Eurem Weſen irgend welche Sympathie fühlt.“

„Bin ich ſo unausſtehlich?“ fragte Tommaſo, indem er ſie zu ſich niederzog.

„Wenn Ihr's denn hören wollt, ja! Unausſtehlich, wie die leibhaftige Sünde! Könnt Ihr denn Eure thörichte Schwärmerei für dieſe Giovanna abſolut nicht aus dem Herzen reißen?“

„Wer ſagt Euch . . ?“

„Mein Gott, das pfeifen in Torre del Greco die Vögel von den Bäumen! Zudem hat mir Antonio . . .“

„Was hat Antonio?“ rief Tommaſo heftig.

„Nun, er hat mir erzählt, wie Ihr's getrieben habt . . . Obgleich Ihr wußtet, daß ſie die Braut Eures Bruders war . . .“

„Nun?“ drängte Tommaſo die Zögernde.

„Wozu ſoll ich Dinge berichten, die Euch beſſer bekannt ſind, als mir?“

„Aber ich bitte Euch darum! Alſo . . . obgleich ich wußte, daß ſie die Braut meines Bruders war . . .?“

„Habt Ihr ſie mit Liebesanträgen verfolgt“, vollendete Laldomina.

„Was?“ ſchrie Tommaſo wüthend. „Wo und wann hat er ſich dieſer ſchamloſen Lügen erfrecht?“

„Nun, am Hochzeitstage.“

„Der niederträchtige Bube! Aber weiter! Ich will Alles wiſſen! Verlaßt Euch darauf, es iſt Lüge von der erſten bis zur letzten Silbe!“

„Wie meiſterhaft Ihr Euch zu verſtellen wißt! Ihr hättet Eurer Schwägerin alſo keine Liebeserklärung gemacht?“

„Nein . . . Das heißt . . . Damals . . .“

„Ihr hättet keinen Streit mit Antonio gehabt? Er hätte Euch nicht ſo zu ſagen die Thür gewieſen? Was? Und weshalb ſeid Ihr denn nach Rom gegangen, wenn ich fragen darf?“

(Fortſetzung im nächſten Heft.)

Das Gerichtsdrama in Trianon.

Von Paul d'Abreſt.

II

Das Defilé der Zeugen im Proceß Bazaine iſt die beſte Gelegenheit, die franzöſiſche Geſellſchaft in ihren verſchiedenen Geſtalten und Abarten zu beobachten. Sämmtliche Stände ſind hier vertreten unter dieſen 350 und etlichen; Männer, Weiber und ſogar Kinder, die berufen wurden „der Juſtiz Aufklärung zu verſchaffen", die Themis vernachläſſigt nichts, was auch nur einen leiſen Lichtſtrahl auf das dunkle Myſterium werfen kann. Die eingehende Kritik des Kriegsminiſters, welcher den Plan entworfen hat und der nun heute ſtrategiſche Geheimniſſe enthüllt, iſt ihm eben ſo willkommen, als die Erzählung des Förſters oder Schneiderlehrlings, der an dieſem oder jenem Tage aus Metz heraus oder nach Metz hinein gelangte. Wer bei dem Drama auch nur indirect eine Statiſtenrolle ſpielte, der kommt heute vor, Marſchälle, Generäle, Stabsofficiere aller Gattungen und aller Grade, gemeine Soldaten, Matroſen, feiſte Intendanten und Armeelieferanten, Miniſter, Präfecten, Bahn- und Telegraphenbeamte vom Director bis auf den Weichenſteller, Richter, Bauern, Hausbeſitzer und Bettler, Arbeiter und Millionäre, Seiltänzer und Kammerpräſidenten, Poliziſten und Wilddiebe, Journaliſten und Aerzte, Abenteurer oder Leute ohne Profeſſion, es fehlt nichts auf der Muſterkarte Derjenigen, die den Befehl erhielten: ſich am 6. October punkt zwölf Uhr im Hofe von Trianon einzufinden. Jeder dieſer Zeugen hat beinahe ſeine eigene Individualität, ſo daß jede Vernehmung, wenn ſie auch an und für ſich unintereſſant iſt, nie ermüdet noch langweilt; da präſentirt ſich der Eine mit einer auswendig gelernten Lection vor den Richtern und plappert ſie gleichgiltig vor ſich hin, wie ein Quartaner, der ſein Examen zu beſtehen hat; ein Zweiter im Bewußtſein der Miſſion, die er zu erfüllen hat, tritt als inſpirirter Schönredner auf, man glaubt einen Apoſtel vor ſich zu ſehen, der das heilige Wort verkündet; ein Dritter geſtaltet ſeine Ausſage zu einem geſprochenen Feuilleton und blickt ſorgenvoll nach dem Stenographentiſchchen, um ja wahrzunehmen, ob man ſeine Worte Buchſtabe für Buchſtabe richtig notirt. Ein Vierter wieder redet ſo wenig er kann, man möchte glauben er hätte den Schwur geleiſtet, keine Silbe außer dem Ja oder das Nein über die Lippen zu bringen, während ein Fünfter es wieder darauf abgeſehen hat, die komiſche Fiber im Publicum zu berühren und das Prätorium nur dann befriedigt verläßt, wenn man ihn von Herzen auslacht. Neben jenen Zeugen, die ihre Ausſage im Voraus berechnet, verfaßt und vor dem Spiegel probirt haben, giebt es die ſogenannten Naturzeugen, die urwüchſig ſprechen wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, und ſich weder um den Effect, den ſie erzielen ſollen, noch um die Form kümmern. Dieſe ſind es gewiß nicht, die man am ſchwerſten verſteht und mit Recht ſprach eines Tages Aumale nach Verhörung eines Metzer Schneiderleins, deſſen derb naive Schilderung vielfach zum Lachen reizte, den Wunſch aus, „es mögen Jene, welche die Form ihrer Ausſagen kunſtgerecht einzukleiden

wissen, sich der nämlichen Aufrichtigkeit und Präcision befleißen". Zu dieser Bemerkung fand sich der Vorsitzende veranlaßt, am Tage nachdem der verstockte Stoffel ihn durch seine Hartnäckigkeit außer Fassung gebracht hatte.

Der erste Zeuge der einigen Effect machte, war:

Marschall Canrobert.

Ganz und gar der zum Marschall von Frankreich avancirte Musketier d'Artagnon. Schade, daß er nicht von den Gestaden der Saone stammt, sonst wäre die Analogie mit dem Dumas'schen Romanhelden eine vollständige. Als der Actuar den Namen des Marschalls aufrief, herrschte einen Augenblick Pause. Im Publicum begann man schon ungeduldig zu werden. „Ist er krank, kommt er nicht", flüsterten die Besorgten sich in's Ohr. O! wie Schade, setzten die Damen hinzu. Aber Jene, welche den Pappenheimer wol kennen, beruhigten Zuschauer und Zuschauerinnen. „Er präparirt nur sein Auftreten", bemerkten sie und wirklich, nach einigen Minuten Spannung erscheint am Eingange des Saals ein kleines, ziemlich dickes Männchen, dessen Kopf aus einem Paar wenig breiten Schultern emporschießt. Das Haupt ist kahl, nur den hintern Theil umgraft ein Kranz blondweißer Locken, die mit allen Hilfsmitteln der edlen Capillarkunst zusammengewunden um den Scheitel gleichsam eine Aureole bilden. Das Gesicht ist keck, herausfordernd, aber durch einen seltsamen Zug von Bonhommie gemildert. Die kleinen, beweglichen Aeuglein blicken bald mit beträchtlicher Strenge, bald scheinen sie sich in lauter Wohlwollen oder Bekümmerniß aufzulösen. Der nach beiden Seiten nach ungarischem Schnitte gedrehte Schnurrbart giebt dem Träger und Inhaber des Antlitzes eine vage Aehnlichkeit mit dem Ritter de la Manche, eine Aehnlichkeit, die aber deshalb schon aufhört, weil man sich den Helden des Cervantes unmöglich so gutgefüttert und wohlbeleibt vorstellt. Auf den ersten Blick erkennt man in Canrobert den rechten „chevalier français", etwas übermüthig, für seine Person eingenommen, zum Prahlen geneigt, aber im Grunde ein „guter Junge" trotz der Kinderfresser-Physiognomie, die er sich aneignet. Nachdem er von der Thür aus den Saal und das Publicum gemustert hat, schreitet der Marschall, er ist in voller Rüstung, der Estrade des Gerichtshofes zu, aber sein Gang gleicht ganz demjenigen eines Schauspielers, der, einen Helden in der antiken Tragödie darstellend, in der Toga und mit den Kothurn über die Bühne schreitet.. Man lauscht unwillkürlich nach dem üblichen Tremolo im Orchester. Der Zeuge setzt seine Rolle fort und die drei Verbeugungen, welche er vor dem Präsidenten, den Beisitzern und dem Angeklagten (viele der Kameraden Bazaine's glauben demselben diesen Beweis der Sympathie im Unglück schuldig zu sein) macht, sind streng nach den Vorschriften eines Declamationslehrers ausgeführt; als er die Hand zum Schwure emporhebt, glaubt man, er will den Degen aus der Scheide ziehen und er streckt die Hand aus, als wollte er die Truppen auf dem Schlachtfelde zum Sturm anführen und begeistern. Ein Lächeln, welches er sich graziös zu gestalten die Mühe giebt, fliegt über seine Lippen, indem er auf die an ihn gerichteten Fragen antwortet; leider aber paßt dieses Lächeln zu seiner Physiognomie ungefähr wie eine Brille auf ein Paar Stiefel. Der bis an die Ohren hinaufgezogene Mund und die aus ihren Höhlen hervorspringenden Augen machen die ganze Gestalt zu einer abenteuerlich carrikirten Grimasse; Canrobert ist aber überzeugt, er wäre sehr höflich und bildschön.

Aber das Groteske, das Komische verschwindet, sobald der Herr in der blauen Tunica sich auf den für die Zeugen bereiten Stuhle niederläßt und seine Erzählung von der Schlacht von Gravelotte beginnt. Es ist eine gemüthliche, im humoristischen Ton gehaltene Schilderung, eine recht soldatische Erzählung, von der Art, mit welcher Abends in der gemeinsamen Schlafstube die älteren Grognards die jungen Recruten zu regaliren pflegen. Dem Vortrag ist die eigenthümliche Würze, die sich an Alles knüpft eigen, wo sich eine souveraine Verachtung der kleinen und großen Uebel der Menschheit vorfindet und jener Muth kund giebt — ein Muth, der nicht jedem Menschen angeboren ist — über Das, was weichere Herzen rühren würde, zu lachen und aus den tragischsten Situationen Stoff zu Späßen zu entnehmen.

Diesen Galgenhumor besitzt nun Canrobert im höchsten Grade, er wird sich nicht lange bei sentimentalen Faseleien aufhalten und den Schrecken des Gemetzels schildern. Wozu auch? „il en a vu bien d'autres", der alte Troupier. Erzählt er, wie seine Mannschaft durch das Artilleriefeuer des Prinzen Friedrich Karl decimirt wurde und wie er 5500 Mann binnen einiger Stunden fallen sah, so bemerkt er kurz: „Wir hatten einige Unannehmlichkeiten." Man glaubt's gern und der einzige Trost, den er für diese „désagréments" beansprucht, ist der, daß dem Feinde dergleichen auch begegnete und Kaiser Wilhelm nach Berlin melden mußte: „St. Privat war das Grab meiner Garden." Mit der natürlichsten Miene und mit einer graziösen Bewegung der Hand, als wollte er einen vor ihm auf dem Tische liegenden Haufen Goldes zusammenklauben, sagt er, daß wenn man seine Rathschläge befolgt hätte „man diese Leute da (die preußische Armee) in der Mosel ertränkt haben würde". Erzählt er seine Anstrengungen, um Bazaine zu bewegen, ihm Hülfe an Mannschaft und Munition zuzusenden, so nimmt er einen elegisch weinenden Ton an, er verlangt die Artilleriecaissons und die Hülfsregimenter, gleichsam als spräche er um eine milde Gabe an und er weinte beinahe als er seinen Gang durch das Lager schilderte und gewahr wurde, daß die Soldaten nichts gegessen hatten.

Uebrigens will Canrobert natürlich nicht besiegt worden sein, eben so wenig wie die übrigen Generäle, wie Ladmirault, der Gouverneur von Paris, der Bourbaki bitten ließ, er möge ihm Truppen senden, um den errungenen Erfolg zu unterstützen, während Bourbaki, wie er im trockenen nervösen Ton erzählte, auf eine in Auflösung begriffene Armee stieß, und darüber so gereizt war, daß er seinen Grenadieren augenblicklich „Kehrtum" gebot; eben so wenig wie Frossard, der Eroberer von Saarbrücken. Wenn man all' den Leuten Glauben schenken dürfte, so war im Detail kein Einziger geschlagen, und dennoch ist das Ergebniß der Campagne bekannt und fühlbar genug. Unter den zahlreichen Kriegsobersten, die nach Canrobert aussagten, giebt es so manche, die es sich der Mühe lohnen würde zu zeichnen. Da finden wir z. B. den alten General Jarras, das gelungenste Exemplar einer alten Lederhose, der als ihm Bazaine zu große Reizbarkeit vorwirft, behauptet, daß er lammfromm sei und zum Beweise vor Zorn roth wird und derart aus dem Häuschen fährt, daß der Präsident ihn zur Ordnung rufen muß. Dann kommt der General Castagny, der sich in einen Salonanzug geworfen und in Wort und Geberde einem Theaterchoristen, wie ihn Scribe geschaffen, nachäfft; dann kommt Bourbaki, im ganzen Auftreten schroff und schneidend, jedes seiner Worte klingt wie ein Messerstich und dann .... ja, es nähme kein Ende, wenn wir hier Alle vorführen sollten.

Begnügen wir uns daher mit einer dramatischen Scene, die sich während der letzten Tage in Trianon abspielte. Die geheime Polizei verbreitet überall einen gewissen Nimbus, der geheime Agent gilt für eine Art allwissender und zu allen Veränderungen geeigneter Proteus; man sah daher mit Spannung dem Auftreten der beiden Agenten, die sich Herr Stoffel, damals Oberleiter des Spionenwesens, von Herrn Gretry, dem Polizeipräfecten, verschrieben hatte. Die erhitzte Phantasie der Zuschauer dachte bereits an geheimnißvolle Agenten im Stile Vidocq's, oder wie sie Balzac in seinen Romanen zeichnet, Kerle, die zu Allem fähig sind, die alle Sprachen kennen, denen jede Verkleidung paßt und die nach Belieben ihr Gesicht, ihre Haut, ihr Haar und ihren Bart verwechseln und verändern, romanhafte Geschöpfe, kurz, moderne Mephistopheles mit mäßigem Solde.

Das Auftreten der beiden Agenten rechtfertigte nicht ganz die überspannten Hoffnungen des Publicums, aber was sie leisteten, könnte hinreichen, um zur Noth die allgemeine Neugierde zu befriedigen. Die beiden Kumpane sehen einander nicht ähnlich, trotzdem aber harmoniren sie mit einander und machen ein würdiges Paar. Rabasse ist stark, dick, beleibt; das Gesicht, mit einem dicken Backenbart geschmückt, wäre fast unbedeutend ohne den Ausdruck der Augen, die sich immerwährend nach rechts drehen und beinahe schielen. Dieses Verdrehen des Auges ist ein Vorrecht des ehrenwerthen Standes, dem der Zeuge angehört, man beobachtet auf diese Weise fast unbemerkt Alles, was im Gesichtskreise vorgeht und weicht den Blicken Anderer aus. Das Merkwürdigste an Rabasse ist sein Stimmorgan, denn er macht daraus was er will. Die Töne dringen entweder aus dem Bauche, aus der Kehle oder aus seinen Stiefelabsätzen; sieht er in seiner Erzählung irgend eine Person an, so bemüht er sich die Worte so auszusprechen, wie er sie vom Betreffenden hörte; so machte er zum größten Gaudium der Zuhörer bald dem Obersten Magnan, bald einem Eisenbahnbeamten, bald einem seiner Reisegefährten nach. Er machte den Eindruck eines Akrobaten, der seine Künste bei der Polizei verwerthete, aber auch außerhalb des Dienstes mit Emsigkeit das Augenmerk auf seine kleinen Mittel zu lenken liebt. Er schien so glücklich seine Bauchrednerkünste vor dem hohen Gerichtshof zu offenbaren, als hätte er den berühmten Jud, den die Polizei seit vierzehn Jahren sucht, beim Kragen gefaßt.

Viel ernster ist da Miés, der andere Polizist. Klein, aber mit einer nervösen Muskelstärke bedacht, die sich leicht errathen läßt, mit einem Fuchsgesicht und Luchsaugen, glatt rasirt und die Haare militairisch gestutzt, tritt Miés mit leiser Vorsicht auf, wie es Jemandem gebührt, der immer im Begriff steht einen gefährlichen Feind der Gesellschaft zu ertappen. Noch viel mehr als sein Gefährte Rabasse besitzt er die Eigenschaft, mit einem einzigen Winke des Auges Alles zu beobachten und in seinem Sehnerv nachzuphotographiren. Mit einem einzigen Blicke, den er verstohlen aussendet, hat der Mensch den Präsidenten, die Richter, den Angeklagten, den kleinen Actuar und den majestätischen Regierungscommissär Colombe von dem Scheitel bis zur Zehe entkleidet, er kann jetzt auswendig ihr Signalement auf das Genaueste in die Feder dictiren. Er verachtet die groben seiltänzerischen Schlagmittel seines Gefährten, die Bauchrednerei paßt ihm nicht in den Kram, er hält viel eher eine Vorlesung im englischen Stile und befleißt sich einer großen Genauigkeit bei der Schilderung der geringfügigsten Begebnisse. Er legt einen Schwerpunkt darein, den Schnitt und die Farbe des Kittels zu schildern,

den er bei der Wanderung über die Grenze angezogen hatte, kein Strauch am Wege, kein Kieselstein entgeht ihm und er giebt die Räumlichkeiten des Hauses, das ihn beherbergte, so wieder, als hätte er es erbaut. Anfangs fand man Wohlgefallen an diesem leichten Redefluß und der Präsident nickte leise mit dem Kopfe. Aber der verdammte Polizist hatte einen Pfeil im Köcher, welcher, der Gemüthlichkeit ein Ende machend, einen andern Marschall als jenen, der auf dem Armensünderfauteuil saß, mitten in das Herz treffen konnte.

Folgen wir der Schilderung des Zeugen. Wie er erzählt, war es Nacht; ein Uhr schlug's von der Thurmuhr der kleinen Stadt Rethel. Am Bahnhofe langen zu Fuß zwischen den Schienen wandelnd zwei Männer an, in Blouse und Kappe, den Reisestock in der Hand. Es herrscht großes Getümmel auf dem Bahnhofe, alle Augenblicke treffen neue Proviant-, Munitions- und Truppenzüge ein. Die beiden Gestalten schleichen sich daher unbemerkt hinaus. Dumpfe Stille herrscht in den Straßen, alle Fenster sind dunkel, nur hier und da flackert unter einem schlecht zugesperrten Laden hervor ein kleiner Lichtstrahl. Wie das klirrende Schild erklärt, kommt das Licht aus irgend einer Weinschenke oder einem Cafehause, wo trotz der Polizeistunde Soldaten und Officiere zechen, denn an diesem Tage (25. August) beherbergte das Nest den Marschall Mac Mahon und seinen Stab, die auf dem verhängnißvollen Marsch gegen Sedan begriffen sind. Die beiden Gestalten halten vor einem dieser schlecht gesperrten Läden; der eine klopft mit seinem Stocke gegen die Thür. Nach einigem Zögern öffnet sich dieselbe. Der Wirth fragt: „was giebt's?" — „Zeigen Sie uns die Wohnung des Marschalls Mac Mahon!" Der Wirth, der sich mystificirt glaubt, will den Laden den beiden vor der Nase zuschlagen, der Eine stemmt sich aber in die Oeffnung: „Wir haben wichtige Depeschen und müssen den Marschall sprechen." — „Ah so, nun so gehen Sie die Hauptstraße hinauf, bis Sie links anlangen und vor einem Hause stehen, das drei Etagen und einen Perron vor sich hat." — „Wol". — Und Beide machen sich auf den Weg. In der That finden sie nach einem Gange von ungefähr zehn Minuten die geschilderte Häuslichkeit. Während Rabasse, das ist der eine Blousenmann, vor dem Perron Wache hält, klingelt der andere, Miés, an der Thür. Eine Magd öffnet die Thür. „Wohnt hier der Marschall Mac Mahon?" — „Ja, aber man kann ihn nicht sprechen, er arbeitet." — „So führen Sie uns zu einem Ordonnanzofficier". — „Kommen Sie mir nach, aber machen Sie keinen Lärm." Beide Agenten folgen dem dienstbaren Geiste, dieser öffnet eine Saalthür und den Augen der Beiden bietet sich das Bild von einem Dutzend auf Matratzen am Boden herumliegender und schnarchender Officiere dar. Die junge Magd rüttelt den einen der ruhenden Krieger aus dem süßen Schlafe. „Was giebt's?" — „Da sind zwei Männer, die den Marschall zu sprechen wünschen." — „Zum Teufel." — „Wir haben", antwortete Miés, „wichtige Depeschen vom Marschall Bazaine." — „Ah so, dann folgen Sie mir." Der Krieger springt im Hemde aus dem Bett und führt die beiden Ankömmlinge durch einen Corridor und klopft an eine Zimmerthür. Ein anderer Officier, ebenfalls im Hemd, ein Licht in der Hand haltend, öffnet halb die Thür. „Wer weckt mich auf?" — „Depeschen von Bazaine, mein Officier", erwiedert Miés und übergiebt ein Packet, welches Rabasse aus der Tasche gezogen hat. Der Officier im Hemd blättert das Packet durch und giebt es dann Miés zurück: „Ach das kennen wir ja schon seit zwei Tagen." Sprach's und schloß die Thür zu. Man kann

ſich denken, mit was für einer Spannung die Richter und das Publicum dieſen Vortrag anhörten, da dieſe Depeſchen, welche der eine der Abgeſandten dem Officier Mac Mahon's eingehändigt haben will, nie, wie dieſer und ſein Chef behaupteten, ihm zur Kenntniß gelangt ſind.

Es iſt hier ein Myſterium, welches nur durch das Gegenüberſtellen der beiden Parteien aufgeklärt werden kann. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als Miés den Oberſten d'Alzac als denjenigen bezeichnet, dem er in der Nacht vom 25. die Depeſchen übergab. Der Marquis d'Alzac iſt der Leibadjutant, der Vertraute Mac Mahon's; hat er die Depeſchen ſeit zwei Tagen gekannt, ſo geſchah dies nur, weil ſie ihm ſein Chef mittheilte. Wenn ſie nun aber ſein Chef mittheilte, weshalb leugnete er ſpäter ſie empfangen zu haben? Eine ſolche Verleugnung wäre dann .... doch man muß ſich's zweimal überlegen, ehe man dem Präſidenten einer Republik ſo etwas vorwirft.

Der Präſident läßt nun den Oberſten d'Alzac hereinrufen; wir kennen den Oberſten, ſeitdem er in Cherbourg dem Schah entgegen geſendet wurde. Er iſt gewiß einer der ſchönſten Männer der Armee. Sein Ausſehen iſt gerade nicht geiſtreich zu nennen, aber es imponirt durch die Eleganz und das gentlemänniſche Weſen. Die Uniform kleidet den Marquis trefflich, die zahlreichen Orden auf der linken Bruſtſeite und das Großkreuz der Ehrenlegion, das er um den Hals geſchlungen trägt, erheben noch das Glänzende der Perſönlichkeit und da ſoeben die Lampen angezündet wurden, ſo ſtrahlt er gleichſam in einem güldenen Lichte. Die beiden zuſammengeknickten Geſtalten der Poliziſten, die ihm gegenüberſtehen, bilden einen frappanten Contraſt. Im ganzen Saale herrſcht Grabesſtille. „Herr Oberſt", fragt der Präſident, „kennen Sie dieſe Zeugen?" D'Alzac wirft einen verächtlichen Blick auf Beide und antwortet „Nein". — „Aber ich kenne Sie", fällt ihm Miés ins Wort, „im Hauſe von Rethel habe ich Sie geſehen und mit Ihnen geſprochen." — „Mit mir?" — „Jawol, mit Ihnen, Sie trugen ein blaues Wollhemd, der Officier, der uns zu Ihnen führte, trug ein rothes Flanellhemd. Dieſer Officier am Ende wird das Räthſel erſchließen und zeigen, wer lügt, der Oberſt oder der verkappte Agent." Dem Präſidenten dünkt es am einfachſten Dieſen vorladen zu laſſen. Aber Enttäuſchung! Dieſer zum Capitän vorgerückte Lieutnant weilt in dieſem Augenblicke 6000 Meilen vom Mutterlande bei den Birmanen in Oſtindien. Der Polizeiagent bleibt bei ſeiner Behauptung und der Vertraute Mac Mahon's bei ſeiner Behauptung. Andere Aufſchlüſſe zu erzielen kann man nicht hoffen, und ſo bleibt dieſe dramatiſche Scene ohne Entwickelung und ohne Schluß.

Gleiche (für das Theater geeignete Auftritte) werden ſich noch öfter in Trianon wiederholen, und dem Hauptproceß könnten leicht einige Nebenproceßlein angehängt werden. Bazaine ſieht all' dem lächelnd zu, denn wo die Schuldigkeit oder Fahrläſſigkeit Anderer bekundet wird, da mehren ſich ſeine Hoffnungen, ſchadlos aus der böſen Situation, in die er hineingerathen iſt zu entkommen.

Mitten in den Proceß von Trianon fielen politiſche Ereigniſſe, welche das Intereſſe an den Debatten beeinträchtigten.

Die Frage, unter welch' einer Geſtalt Frankreich in der nächſten Zukunft ſtaatlich exiſtiren ſollte, beſchäftigte eine Weile die Menge viel mehr als die Frage, ob ein Einzelner, deſſen Leben allerdings auf dem Spiel ſtand, Frankreich verrathen habe oder nicht.

Das Luſtſchloß in Trianon leerte ſich eine gute Woche und Alles wall-

fahrte nach den Räumen des Theaters Ludwig des Vierzehnten, nach jener Galerie des Tombeaux, wo die Anbeter des Vergangenen die Könige der guten alten Zeit aus ihrem Marmorbett hervorzaubern möchten, um ihnen das Scepter über unser Zeitalter in die Hände zu legen.

Aber die Stürme der Politik legten sich, die Schaar der Neugierigen verließ die einschläfernden Räume des Palastes, um den wohlbekannten Weg durch den nunmehr gänzlich vergilbten Park einzuschlagen.

Der Proceß in Trianon bewies seine Zugkraft und triumphirte über alle anderen Interessen.

Je mehr die Verhandlungen fortschritten, desto reichhaltiger gestaltete sich das Tableau; es war eine Reihe von buntfarbigen Bildern, die stets abwechselnd an den Zuhörern vorüberzogen. Mit jedem Zeugen verändert sich die Scenerie. Bald versetzte uns die Erzählung eines Officiers mitten in das wüste Schlachtgetümmel. Die Kanonaden, die vor Tagesanbruch begannen und nach eingetretener Nacht erloschen, gellen an unser Ohr. Die Leichenhaufen von St. Privat, von Gravelotte, von Serquigny liegen vor uns in fürchterlicher Symmetrie und über dem ganzen Saal lagert eine Wolke von Pulverdampf. Ein Wink des Präsidenten und vom Schlachtfeld abseits blicken wir in die belagerte Stadt. Die Bürger voll blinden Eifers bestürmen die Militairbehörden, fordern Waffen und wollen zum Kampf geführt werden. Die Militairs blicken mit Verachtung auf die „Bummler"; zucken die Achseln und rufen ihnen höhnisch zu: „So, Ihr habt Patriotismus!" ... Als ob diese Waare confiscirt wäre!

Das Vorüberdefiliren der Bürger von Metz, welche sich freiwillig zu Anklägern des Marschalls aufwarfen, hatte zugleich etwas Peinliches und Erhabenes.

Im Vorübergehen vor dem Marschall blickten sie ihm starr in's Auge. Hier gab es keine Complimente, keine Bücklinge, wie die Stabsofficiere sie zu machen pflegten, aber ausdrucksvolle Blicke des Schmerzes und des Hasses; Bazaine verlor die Fassung nicht, aber man merkte, daß diese stummen Vorwürfe ihm nicht behagten, er biß sich in die Lippen und mag wol bedauert haben, daß, statt diese Leute mit Hochmuth zu behandeln und zu beleidigen, er besser gethan hätte, sich ihrer Freundschaft zu vergewissern.

Neben den im Stadthause von Metz immer berathenden Vätern der Stadt wird man die fünfzig und etlichen Hospitäler gewahr, die in Lazareths verwandelten Gebäude und Privathäuser, wo 16,000 Verwundete röchelten. Als Trost kam man, die Liebe und Milde zu constatiren, mit welcher diese Unglücklichen, ob Freund oder Feind, verpflegt wurden.

Ein neuer Wink des Präsidenten. Wir sind am Gestade der Mosel; ein französischer Emissär als Bauer verkleidet, der eine Depesche in einer Schuhsohle eingenäht hat, ist den deutschen Posten entkommen, er wirft sich in den Strom, um das französische Ufer schwimmend zu erreichen. Die Kugeln sausen ihm nach, unversehrt erreicht der Schwimmer die ersten französischen Grandgardes. Man führt ihn nach dem Bon St. Martin, er übergiebt seine Depesche dem Marschall Bazaine.

Dieser aber will den Mann nicht erkennen und leugnet ihm rundweg in's Gesicht den Besuch und die Botschaft ab; der Mann bleibt aber bei seiner Behauptung; wem ist da zu glauben, dem Feldherrn oder dem schlichten Bauer, oder Arbeiter?

Solcher Spione gab es eine Menge und keiner entfernt sich, ohne daß

der Präsident ihm über seine „heroische" Aufführung gratulirt. Dieser wenigstens gedenkt man; jene Unglücklichen aber, welche den Belagerern in die Hände kamen und dem unerbittlichen Standrecht zum Opfer fielen . . . !

„Ich habe eine Menge Emissäre ausgesandt, aber von den meisten nichts mehr gehört, sie wurden wahrscheinlich gefangen und erschossen."

Dies ist die kurze Grabrede, die der Gesandte in St. Petersburg, General Lesló, seinen Leuten widmet.

Viele dieser Emissäre erwiesen sich als sehr muthvoll und intelligent und Niemand wird Herrn von Aumale es vorwerfen, ihre um so mehr verdienstvolle, da schlechtbezahlte Aufführung zu würdigen.

Aber was wird dann aus den dramatischen Tiraden gegen die Verwendung der Spione? Gegen diese „illoyale Kampfesweise", die man den Deutschen als „ein trauriges Privileg" überlassen wollte?

Einige Berichte dieser Sendlinge sind, wenn man ihnen Glauben beimessen darf, recht interessant und eignen sich vorzüglich zu einer tragischen Bearbeitung, z. B. das Abenteuer jener beiden verkleideten Gensdarmen, die den Strick um den Hals hatten und durch die Dazwischenkunft eines Generals gerettet, den Aufschub benutzten, um eine preußische Schildwache in die Mosel zu schleudern und Reißaus zu nehmen.

Und wieder verändert sich die Decoration. Wir sind an den äußersten Vorposten der französischen Cordons in Moulins les Metz. Hier lebt sich's recht gemüthlich. Der Commandant Arnous-Rivière ist ein Abenteurer auf allen Wegen und Stegen, der Fortuna nachjagte und diese endlich in Amerika erhaschte.

Der Mann lebte auch auf den Vorposten wie ein Millionär, bezahlte für einen Hasen 15 Frcs., für einen Fisch 30 ꝛc. Im Hause, welches er bewohnte, knallen unausgesetzt die Champagnerpfropfen. Hier, durch Moulins le Metz, mußten alle deutsche Parlamentäre und es kamen viele. Der eine, ein hochgewachsener Dragonerofficier, muß durch sein Aeußeres die Metzer sehr frappirt haben, denn wenigstens ein Dutzend Zeugen bezeichneten ihn unisono als einen „bildschönen Mann". Weshalb schloß sich Arnous-Rivière eine Stunde lang mit allen Parlamentären ein? Fragezeichen! Warum thut der Marschall ihm gegenüber heute so kühl, während er doch mit ihm früher so gut Freund gewesen? Anderes Fragezeichen! Dieser Arnous-Rivière wird im Proceß von den militairischen Zeugen sehr maltraitirt und einige bezeichnen ihn rundweg als „mouchard". Arnous-Rivière schweigt. Fragezeichen und nichts als Fragezeichen, welche die Geschichte beantworten wird.

Das größte inhaltsschwerste Fragezeichen aber in diesem Proceß war die Personalität jenes verschwundenen Zeugen, der zu Anfang der Verhandlungen mit solcher Zuversicht auftrat und seine eigene Verhaftung forderte, um sich rechtfertigen zu dürfen, der aber, als mit dieser Verhaftung Ernst gemacht werden sollte, die Flucht ergriff. Es ist jener Regnier, dessen richtige Eigenschaft jetzt wenigstens einigermaßen festgestellt wurde. Der Mann ist eine in Frankreich ziemlich vulgäre Erscheinung.

Von einem riesigen Selbstvertrauen getragen, unter dem Eindruck einer Hallucination, da er sich mit einer höhern Sendung begabt glaubte, machte er sich auf den Weg, um, wie der kaustische Tachard sich ausdrückte, „in einem Concert, wo alle Welt falsch sang, seine Note abzugeben". In normalen ruhigen Zeiten würde Jedermann, General oder Diplomat, diesem

Menſchen die Thür gewieſen haben. Aber in trüben Zeiten, wo die verſtändigſten und beſonnenſten Männer ſich aus ihren normalen Bahnen hinausgedrängt finden, kommt ein ſolcher Monoman viel beſſer weg. Er ſingt einem Jeden das Lied vor, welches ihm ſchmeichelt. In Chislehurſt die Ergebenheits- und Boqalitätsarie für die gefallene Dynaſtie, dem Marſchall Bazaine die verlockend klingende Romanze der Herſtellung einer Dynaſtie durch deſſen ſtarken Arm.

Beim Fürſten Bismarck allerdings erklärt ſich die Rolle dieſes Regnier viel ſchwerer, denn es iſt ſicher, daß der Scharfblick des Reichskanzlers mit einem Blick auf das Gefieder den Vogel erkannte und nach ſeinem Werth zu ſchätzen wußte, d. h. erkannte, daß er nur dazu gut ſein konnte, um die Karten zu miſchen.

Nachdem Regnier ſich bei all' dieſen hohen Perſönlichkeiten Gehör verſchafft hatte, bricht er in kindiſche Freude aus.

Wer ihn nach ſeiner Rückkehr von Metz geſehen hat, muß den Eindruck gewinnen, daß der Mann für das Narrenhaus reif iſt. Das Geſchick Frankreichs, Deutſchlands, ja von ganz Europa ruht in ſeinen Händen, er verfügt über den Krieg und über den Frieden. Seine Arroganz kennt keine Grenzen. Dem Bürgermeiſter der Stadt Bar le Duc präſentirt er ſich als Herr und Meiſter, fordert Requiſitionen und entblödet ſich nicht, er, ein Franzoſe, den Beiſtand der feindlichen Truppen anzurufen. In Brüſſel geberdet er ſich derart im Cabinet des franzöſiſchen Geſandten, daß dieſer es für gerathen hält, einen Revolver zu nehmen. In Verſailles eilt er zu einem Jugendfreund und drückt ihm mit Schadenfreude die Gewißheit aus, er werde ihn überleben und „ausſcharren".

Der Gemüthszuſtand dieſes großen Diplomaten iſt damit genügend ſkizzirt. Fügen wir hinzu, daß es ihm ſeine Mittel geſtatten, all' ſeine Launen zu befriedigen und er aus ſeinen „gewaltigen Dienſten" kein gemünztes Capital zu ſchlagen braucht. Regnier iſt reich und beſitzt außer 15,000 Francs Rente ein ſchönes Gut mit Villa in der Umgegend von Paris.

Er wird aber vorausſichtlich dieſes kleine Paradies nicht ſo bald wiederſehen, denn der Staatsanwalt betrachtet ſeine Narrheit als durchaus nicht unverfänglich und ſind bereits Schritte zu ſeiner Verfolgung als Spion eingeleitet.

Aber was den Mann mit dem Prophetengeſichte veranlaßte, plötzlich, Reißaus zu nehmen, während er 1871 eine längere Unterſuchungshaft beſtanden hatte, und ſich zu Beginn des Proceſſes willig ſtellte, das iſt eben das Geheimniß, dem man nachforſcht, gerade ſo wie manchem andern, z. B. der plötzlichen Sendung, mit welcher ein Adjutant Mac Mahon's nach dem fernen Lande der Birmanen bedacht wurde, und der myſteriöſen Erkrankung mancher Officiere, auf deren Ausſagen man zu zählen berechtigt wäre.

Die Anklage war ſich's bewußt, daß man dem Marſchall in mitlitairiſcher Beziehung nur Verſäumniſſe, Vernachläſſigungen, vielleicht Fehlgriffe vorzuwerfen hat, die aber ſchwerlich eine Verurtheilung zu Pulver und Blei nach ſich ziehen können. Drum muß ſie ihr Hauptgewicht auf jene Indicien verlegen, welche auf einen Verrath ſeitens des Marſchalls hinweiſen.

Nebſt Regnier, der in Metz nicht wieder erſchien, und Bourbaki, der, vor Zorn glühend, ſich in keine Negociationen einlaſſen wollte, nachdem er das Spiel gewahr wurde, welches man trieb, war Boyer, früher Oberſt und nachher von Bazaine's Gnaden General der Bindfaden zwiſchen Metz, Verſailles und Chislehurſt. Dieſer Officier iſt ſeit langen Jahren ein Ver-

Oberstein.

Digitized by Google

trauter Bazaine's gewesen, der auf ihn große Stücke hielt, dagegen aber in der Frau des Marschalls eine entschiedene Gegnerin besitzt. Diese nennt Boyer den bösen Engel des Marschalls, dessen Beeinflussung die Tapferkeit Bazaine's auf dem Schlachtfeld brach legte. Sie bedauerte, die stolze Mexicanerin, daß es ihr unmöglich gewesen, nach Metz zu gelangen, um auf ihren Mann einzuwirken.

Boyer war im ganzen Monat October der Commis voyageur des Metzer Generalstabes. Er zeigte sich in Versailles in voller Uniform, weshalb sich wahrscheinlich damals im belagerten Paris das Gerücht verbreitete, man hätte den Kaiser Napoleon Arm in Arm mit Bismarck spazieren gehen sehen. Bei der zweiten Reise legte Boyer Civilkleider an und bei der nämlichen Gelegenheit ließ sich auch der Marschall eine schwarze Hose und einen Piquérock anfertigen.

Der Schneider, der die Gewänder angefertigt hatte, erscheint vor dem Gerichtshof und thut sehr wichtig. Er erzählt, wie er beim Anprobiren den Marschall beschwor, seine vergangene Gloire nicht zu verleugnen.

„Retten Sie das Vaterland", sagte mit erhobener Stimme der Schneider, während er den linken Rockärmel seinem Kunden anprobirte. „Die Manschetten sind um einen Zoll zu breit . . . Herr Marschall, bedenken Sie den Ruhm, wenn Sie Sieger werden! . . . Ich glaube, der Kragen ist ein Bischen zu steif, das kann man leicht in Ordnung bringen . . . Werden Sie bald eine große Schlacht schlagen? . . . Mir scheint, dem Gilet fehlt ein Knopf. — Nein, der fehlt nicht, das ist wegen der letzten Mode. . . . Herr Marschall, ganz Europa hat die Augen auf Sie geheftet."

So ungefähr denkt man sich den Dialog zwischen dem patriotischen Schneider und seinem Kunden. Und dieser soll die Civilkleider dazu benutzt haben . . . um seinem Gegner, den Prinzen Friedrich Karl, Besuche abzustatten!

Obwol ein halbes Dutzend Zeugen fest behaupten, sie hätten Bazaine nach Schloß Frascaty hinüberfahren oder in Schloß Frascaty gesehen, so sträubt man sich, diese Annahme für baare Münze zu halten, sobald sie nicht förmlich erbracht und unwiderruflich bestätigt ist. Aber den künftigen Balladendichtern ist das geheimnißvolle Coupé, welches bei Nacht und Nebel über die Vorposten hinausglitt und welches den Marschall enthalten sollte, anheimgefallen. Sie dürfen es in ihren epischen Gedichten besingen und vielleicht hat es schon zur Stunde irgend eine Madame Tussaut für ihr Museum angekauft.

Allmälig mehren sich die dicken Striche auf dem riesengroßen Zeugenregister, deren Zahl stets abnimmt und man darf jetzt schon ohne Schrecken darauf blicken; noch einige Tage und diese unendlich erscheinende Liste ist erschöpft, wie alles Irdische, und der harte Kampf zwischen Anklage und Vertheidigung kann beginnen. Von beiden Seiten wird gerüstet und die Blicke, die alle Augenblicke zwischen dem Fauteuil des Anklägers und der Vertheidigungsbank gewechselt werden, lassen ein scharf erbittertes Turnier ahnen. Wie ein Dragonerpferd, das die Schlachttrompete hört und ungeduldig stampft, die Ohren spitzt und alle Augenblicke sich aus dem Zaume reißen möchte, so geberdet sich der Advocat Lachaud auf seinem Vertheidigerposten. Er hat das ewige Zusehen und Zuhören satt und brennt vor Begierde, sich mitten in das Schlachtgetümmel zu stürzen. Nach dem Auftreten des Advocaten bisher stände aber zu befürchten, daß er seine Aufgabe nicht vom richtigen

Standpunkt auffaßt. Er nimmt die Sache zu tragikomisch und glaubt immer, er stände vor einer Bauernjury, die durch Phrasen gerührt werden könne. Drei, vier, fünf Tage wird dieser Advocat seinen Phrasenschwulst ausgießen, aber diese grobkörnige Rhetorik wird schwerlich helfen.

Wenn Bazaine überhaupt gerettet wird, so geschieht dies nicht, weil er nicht schuldig, sondern weil er nicht der einzige Schuldige und nicht einmal der Hauptschuldige ist.

Noch wenige Tage werden vergehen, ehe der verhängnißvolle Spruch gefällt wird. Die lieblichen Anlagen und der marmorne Pavillon werden dann ihre idyllische Ruhe wieder gewonnen haben. Der rauhe Wind wird die Aeste der Avenuen einsam peitschen und der wackere Wirth wird für seine gastronomischen Exercitien einen geeignetern Ort aufsuchen müssen.

Nächsten Sommer aber, wenn die Gärten wieder im lieblichen Grün prangen und die Nachtigall und die Lerche wieder frische Lieder trillern, da wird Alles hinauswallfahrten, um die Stätte wiederzusehen, wo das gedemüthigte Vaterland von seinem beispiellos unglücklichen oder beispiellos verbrecherischen Sohn Rechenschaft verlangte über die dahin geopferten Legionen. Und Niemand wird lächelnd die für Lust und Vergnügen eingerichtete Behausung des Trianon betreten, Niemand wird die frivolen Verzierungen betrachten, ohne der hier nach vielen Jahren athmenden Erhabenheit des Weltgerichtes einen ernsten Gedanken zu weihen.

Paris, November 1873.

Die Eremitin von Oberstein.

Von **Wilhelm Rullmann.**

Das Städtchen Oberstein ist der Endpunkt der gewöhnlichen Touristenausflüge in das Nahethal und zugleich der Culminationspunkt der landschaftlichen Schönheiten, welche die liebliche Thalgegend bietet. Der Reisende, der schon bei Münster am Stein von der Höhe der Sickingen'schen Ebernburg herab auf ein Bild von überraschender Schönheit blickt, das sich dann von Schloß Dann aus mit etwas weiterem Rahmen erneuert, wird doch überrascht durch die romantische Lage von Oberstein, sobald ihn der Zug durch den Tunnel der sogenannten „gefallenen Felsen" geführt hat. Eben noch die Finsterniß der Bergestiefe und auf einmal ein weit sich ausspannendes Bild der sonnigsten Landschaft. Rechts in der Tiefe die „gefallenen Felsen", die vor Tausenden von Jahren einmal hier von der Höhe niederdonnerten und zwischen und unter denen sich eine kleine Hütte anzusiedeln Platz gefunden hat; weiter oben die gewaltigen, grauen Melaphyrfelsen, deren Höhen die beiden Schlösser von Oberstein krönen. Wie lieblich und heiter sticht dann von dieser düstern Romantik der Felsen und Ruinen das Grün der Wiesen und Wälder ab, die sich in weitem Bogen nach Süden und Westen hin ausdehnen und deren tiefsten Grund, in dem das Städtchen sich eingenistet hat, die grüne Nahe durchströmt.

Freund Bädecker macht hier auf Zweierlei aufmerksam: einmal auf die berühmten Achatschleifereien dieses industriellen Ortes und dann auf die in den Felsen des alten Schlosses hineingebaute Kirche. Diese letztere ist in der That ein Unicum in ihrer Art. Etwas Aehnliches sieht man freilich auch im Rhonethal bei dem Städtchen St. Maurice: eine kleine Kapelle, die wie ein Schwalbennest hoch an den grauen, das Thal überragenden Felsen hängt. Hier aber ist eine ziemlich große Kirche, die gegen tausend Personen faßt, so in den ausgehöhlten Felsen hineingebaut, daß nur die Vorderseite mit den Fenstern und der Thurmspitze nach dem Thale zu hervorsteht. Auch das Innere dieser seltsamen Kirche zeigt eine Merkwürdigkeit, eine ewig sprudelnde Quelle, die weit und breit das beste Gebirgswasser liefert. Das Motiv dieses seltsamen Felsenbaues ist das alte Lied von Eifersucht und Reue. Vor achthundert Jahren etwa, so erzählt die Sage, hausten dort oben auf der Burg als Grafen von Oberstein zwei von Natur ungleiche Brüder. Wyrich, der ältere, schwarzbärtig und dunkeläugig, von verschlossener und dabei heftiger Gemüthsart, ein Freund der Jagd und des Waffenspiels; Emich, der jüngere, blauäugig und blondlockig, sanft und fromm, ein weithin berühmter Sänger und Harfenspieler. Trotz dieser Verschiedenheit ihrer Naturen lebten die beiden Brüder in Eintracht, bis Freund Amor die Fackel der Zwietracht in ihre Burg warf. Bertha, die Tochter des Burgherrn von Lichtenberg, ist der Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe, die Jeder vor dem Andern sorgfältig verbirgt Der blonde Jünger Apolls aber gewinnt mit seinen Versen das Herz des Ritterfräuleins und eines Abends bringt er die

Nachricht von seiner Verlobung dem Bruder nach Hause. Dieser, von den Dämonen der Eifersucht erfaßt, streckt seine frevelnde Hand nach dem begünstigten Nebenbuhler aus, schleift ihn zum Fenster und stürzt ihn in die jähe Tiefe hinab, so daß sein blondes Haupt auf dem Felsen zerschellt. Nun folgt der zweite Act des Gründungsdramas: die Reue des Bruders, eine Wallfahrt nach Rom und das Gebot des heiligen Vaters, eine Kirche in den Felsen hinein zu bauen, der Zeuge jener Frevelthat gewesen war. Der Verbrecher folgt diesem Gebot und sühnt seine Schuld; und so schaut noch jetzt das Kirchlein dort von dem Felsen auf den freundlichen Thalgrund hinab.

An dieser Kirche herüber führt der Weg zunächst zur Höhe des Felsens, in den sie eingehauen ist. Dort steht von dem alten Schloße, das jene Brüder einst bewohnten, nur noch ein hoher, runder Thurm, „auch dieser, schon geborsten, kann stürzen über Nacht" — und wehe dann den kleinen Häuschen, die sich arglos und zutraulich zu seinen Füßen angesiedelt haben! In mancherlei Windungen, höher und höher steigend, führt dann der Weg zu dem sogenannten neuen Schloß empor, das sich uns freilich auch nur als Ruine präsentirt. Bis zum Jahre 1853 war es noch von neun Haushaltungen armer Leute bewohnt. Da stieg in einer Winternacht eine mächtige Lohe empor, die bald zur verzehrenden Feuersbrunst anschwoll, weithin leuchteten die Flammen über den Thalgrund, und am andern Morgen war auch das neue Schloß ein Trümmerhaufen, wie das alte dort drüben.

Der Blick, den man von dort oben genießt, läßt sich wol mit der Aussicht von dem Heidelberger Schlosse vergleichen. Die Ruine selbst, so sehr sie mit ihren durchwachsenen Hallen, ihren vielfachen Nischen und Erkern und verfallenen Thürmen das Interesse des Besuchers erweckt, hält freilich diesen Vergleich mit der berühmtesten Schloßruine Deutschlands nicht aus; aber der Blick in den langgestreckten Thalgrund, den die Nahe durchfließt, in den das Städtchen sich hinabzieht, zeigt, wie bemerkt, eine bedeutende Aehnlichkeit.

Stundenlang saß ich an dem freundlichen Herbstnachmittag, an dem ich die Ruine aufgesucht hatte, bald in diesem, bald in jenem verlassenen Erkerzimmer und sah auf das Thal hinab, aus dem das Geräusch der Achatschleifereien dumpf heraufschallte und zu den Höhenzügen hinüber, um die sich mehr und mehr die duftigen Schleier des Abends legten. Und ich dachte dabei an jene seltsame Frau, die gerade vor hundert Jahren in diesen weiten Hallen hauste und die sich sicher gar oft träumend in diesen Ausblick vertiefte, wenn sie den Plänen ihres ehrgeizigen Herzens nachsann — an die Eremitin von Oberstein. —

Es war am 23. April 1773, daß der junge Graf Philipp Ferdinand von Styrum-Limburg die durch Aussterben der Besitzer erledigte Grafschaft Oberstein von dem Erzbisthum Trier zugesprochen erhielt, nachdem man fast alle juristischen Facultäten Deutschlands in dieser Erbschaftsfrage consultirt hatte. Die Bewohner von Oberstein, die man nicht gefragt oder consultirt hatte, durften von der neuen Herrschaft nicht viel Gutes erwarten; der junge Graf war als ein Verschwender bekannt und seine erste Regierungsmaßregel war die Erhöhung der Auflagen. So verspürten die Unterthanen den Wechsel der Herrschaft, ohne den neuen Herrn zu Gesicht zu bekommen. Erst im Herbste des Jahres 1773, an einem der letzten Tage des September war es, daß ein herrschaftlicher Wagen, der das Styrumsche Wappen führte, durch das Städtchen fuhr. Die Bewohner, die sich in ehr-

furchtsvoller Entfernung hielten, aber doch neugierige Blicke in das Innere des Wagens warfen, sahen neben dem Herrn eine verschleierte Dame sitzen. Am andern Morgen fuhr der Graf allein zurück und hielt im Wagen eine kurze Conferenz mit dem Amtmann. Die Dame war oben auf dem Schloß geblieben. Wer war sie? — Der Graf hatte dem Amtmann Befehl gegeben, daß man sie wie eine Fürstin behandeln solle. Die Dienerschaft auf dem Schloß war verstärkt worden, zwei Posten wurden vor das Thor gestellt und einige Tage darauf wurden zwei Wagen voll kostbarer Möbel auf das Schloß hinaufgeschafft. Vierzehn Tage später kam der Graf wieder, wahrscheinlich um zu sehen, ob man seine Befehle ausgeführt habe, und fuhr noch denselben Abend zurück.

Wer war also die fremde Dame? — Die abenteuerlichsten Gerüchte gingen in dem kleinen Städtchen umher. Die Diener, die täglich herabkamen, um Lebensmittel einzukaufen, erzählten von ihrer wunderbaren Schönheit. Im Uebrigen verdeckten sie ihre Unwissenheit durch mysteriöse Andeutungen über die Herkunft ihrer neuen Herrin. Sie sei eine reiche Fürstin und Erbin, eine Waise, die in Liebe zu dem jungen Grafen Styrum entbrannt sei, die Vormünder wollten jedoch von einer solchen Verbindung nichts wissen und der Graf habe seine Braut entführen müssen. Nun aber habe sich der Kaiser selbst in's Mittel gelegt und die Sachen ständen jetzt so, daß nächstens die Hochzeit gefeiert werden solle. So hieß es eine Zeit lang; dann drang ein anderes Gerücht durch. Diesem zufolge war die neue Schloßbewohnerin eine reiche russische Fürstin, vielleicht selbst aus kaiserlichem Hause, die aus ihrem Vaterlande verbannt sei und die bei dem Grafen Philipp Ferdinand Aufnahme gefunden habe. Die armen Bürger von Oberstein wären weniger von ihrer Neugierde geplagt worden, hätte nur Einer von ihnen einer geheimnißvollen Unterredung beiwohnen dürfen, die in den letzten Tagen des October, einen Monat nach der Ankunft der fremden Dame, auf dem Obersteiner Schloß stattfand.

* * *

Die Sonne war bereits hinter dem Wall der Berge niedergesunken, als damals ein junger Mann mit leichtem, elastischen Schritt den Pfad an der Felsenkirche vorüber nach dem alten Schloß hinaufstieg. Seine ganze Erscheinung verrieth deutlich genug, daß er einem fremden Lande angehörte. Sein Haar, das in dunkelschwarzen, kurzen Locken sich kräuselte, duldete weder Zopf noch Puder, und eben so war der schwarze Schnurrbart gegen die Sitte der Zeit, mit der nur die Schnallenschuhe und die hohen seidenen Strümpfe übereinstimmten. Ein Sammetrock mit Achselschnüren umhüllte seine schlanke, aber kräftige Gestalt, während ein langer Mantel auf seinem linken Arm lag. Dunkel wie das Haar war sein Auge, das zuweilen mit träumerischem Glanze auf die Landschaft tief unten zurückblickte oder den Weg verfolgend nach dem neuen Schlosse hinauf sah, dessen weiße Wände und graue Mauern undeutlich durch die beginnende Dämmerung schimmerten.

Auf der Höhe des alten Schlosses angelangt ließ sich der Wanderer auf einer Rasenbank nieder, und dort blieb er, vielleicht um sich auszuruhen, vielleicht auch eine spätere Stunde abzuwarten, lange Zeit sitzen. Erst als die dämmernde Nacht das ganze Thal in tiefe Schatten gehüllt hatte und ein Stern nach dem andern am Firmamente hervortrat, setzte er seine Wanderung fort.

Nach einer Viertelstunde trat er in die Schatten des kleinen Wäldchens ein, das sich zwischen dem kleinen Schloßgarten und der dahinterliegenden Bergeshöhe dahinzog. Hier hemmte er seinen rüstigen Schritt, blieb zuweilen stehen, lauschte und suchte das Dunkel des Abends mit seinem scharfen Auge zu durchdringen. An einem kleinen Tempel, der sich auf einem felsigen Vorsprung erhob, machte er Halt. Hier schien er am Ziel seiner Wanderung zu stehen; er hüllte sich in seinen Mantel und ließ sich auf einer der Stufen des Tempelchens nieder. Eine Viertelstunde mochte er hier, das Haupt in seine Hand gestützt, gesessen haben, als sich hinter ihm das Rauschen eines Kleides hören ließ. Er drehte sich rasch um, eine flüsternde Stimme rief seinen Namen und eine kleine weiße Hand streckte sich ihm entgegen, die er rasch erfaßte. Er wollte sprechen, aber eine andere weiche Hand legte sich auf seine Lippen, während er sanft fortgezogen wurde. Er folgte durch die Schatten des Gehölzes, dann zwischen Rasen und Blumenbeeten durch, in deren Mitte ein Springbrunnen plätscherte, dann eine hohe Treppe hinauf, über den dunklen Hofraum und dann durch einen fast eben so dunklen Corridor, in welchem eine einzige Lampe ein schwaches Dämmerlicht verbreitete. Er sah die edle, hohe Gestalt vor sich, er fühlte die weiche, warme Hand in der seinen und er wäre gefolgt, wenn sie ihn auch in den Abgrund der Hölle geführt hätte.

Durch eine schmale Thür eintretend, durchschritten sie zwei dunkle, große Zimmer, deren weiß überzogene Möbel gespenstig aus dem Dunkel hervorsahen, dann streifte die Dame eine Portière von schwerem Damast zurück und sie traten in ein kleines, hellerleuchtetes Gemach. Durch die Fenster des Erkers schimmerten die Sterne des Himmels herein; nach hinten schloß eine andere Portière einen Alkoven ab, in welchem ein Bett halb sichtbar war. Der Boden war mit Teppichen belegt, Oelbilder mit Gegenständen der Mythologie sahen von den Wänden herab, halb erleuchtet von den Flammen des Kamins, an dem sich die junge Dame jetzt niederließ. Sie deutete zugleich auf einen Sessel auf der andern Seite des Kamins.

„Hier sind wir sicher, Domanski", sagte sie dann in französischer Sprache, „Niemand hört uns." Und doch sprach sie diese Worte mit leise flüsternder Stimme.

„Erlaubt Hoheit", erwiederte der junge Mann, den sie Domanski genannt hatte, „daß ich die Hand küsse, die mich geführt hat."

„Nicht doch", sagte sie dann lächelnd, „das gehört nicht zum Gegenstand unserer Unterhaltung. Setzt Euch ruhig hierher und redet vernünftig mit mir. Ihr wißt, daß ich über Staatssachen mit Euch zu sprechen habe. Es ist Euer Rath, den ich suche."

„Ihr werdet stets besser thun, hohe Dame", sagte Domanski, „wenn Ihr Euch an mein Herz, statt an meinen Verstand wendet."

„Ich verstehe Euch nicht", warf sie leicht und kalt ein.

„Weil mein Herz der Sitz meines Muthes und meiner Verehrung für Euch ist."

„Aber ich brauche Euren Verstand, Eure politische Einsicht."

„Würdet Ihr denn nicht vielleicht besser thun, Euch an Radziwil zu wenden?"

„Nein", entgegnete die Dame, „es liegt mir daran, Euch zunächst von der Gerechtigkeit meiner Sache zu überzeugen. Ich weiß, Ihr genießt das Vertrauen des Fürsten, Ihr seid seine rechte Hand bei dem Entwerfen seiner

Plän e, wie Ihr es bei der Ausführung sein werdet. Als ich Euch in Mannheim um eine Zusammenkunft bat, als Ihr freundlich und ritterlich genug waret, schon gleich bei unserer ersten Begegnung Eure Dienste mir anzubieten — "

„Schon damals", warf Domanski feurig ein, „war ich von der Gerechtigkeit Eurer Sache überzeugt, wie von Eurer Schönheit. Wollt Ihr mir Papiere vorzeigen, wollt Ihr mir alte Documente zu enträthseln geben? Soll ich Euren schönen Augen nicht mehr glauben, als vertrockneten Siegeln auf verblichenem Pergament? —"

„Ihr seid zu rasch", sagte lächelnd die Dame, „und ich wäre versucht, Euch einige Jahre mehr zu wünschen, als Ihr besitzt. Ihr gebt Euch dem Eindruck des Augenblicks hin, aber wird dieser Eindruck auch ein nachhaltiger sein? Werden nicht Zweifel in Euch aufsteigen, ob ich nicht am Ende eine Betrügerin bin? Ihr seht, es muß mir daran liegen, Euch zu überzeugen."

„Ich bin es bereits", sagte der Pole. „Was bedarf es des Pergaments? Ich weiß, daß Ihr die Tochter der Czaarin Elisabeth seid und ich hoffe zu Gott, daß Ihr einst Herrscherin von Rußland sein werdet. Glaubt mir, man wird meinen Verstand vielleicht, nie aber mein Herz beirren, das für Euch schlägt und schlagen wird."

Den langen prüfenden Blick, der auf ihm ruhte, hielt der junge Mann fest aus, ihn mit Feuer erwiedernd. Dann fuhr er fort: „Ja, ich will nichts wissen von Euren Papieren, ich vertraue dem hohen Adel, der auf Eurer Stirn geschrieben steht. Aber Ihr müßt mir dagegen erlauben, eine andere Frage an Euch zu richten."

„Nun?"

„Verargt es mir nicht, wenn ich gerne wissen möchte, in welchem Verhältniß Ihr zu dem Grafen von Styrum steht?"

„Ihr habt ein Recht danach zu fragen. Laßt es Euch berichten, wie ich unter dieses Dach gekommen bin. Ich befand mich in diesem Frühjahr, während meines Aufenthaltes in Frankfurt in der größten Verlegenheit. Meine Pariser Wechsel waren ausgeblieben, ich hatte schon einige Kostbarkeiten verkauft, um meine Garderobe zu ergänzen und meine Dienerschaft und Equipagen zu bezahlen, aber meinen Hotelwirth zu befriedigen war mir unmöglich. Dieser fing an, mich zu drängen und eines Tages drohte er mir, mich vor die Thür zu setzen. Vergeblich bot ich ihm meine Diamanten an, der ungeschliffene Mann hielt sie für falsch und schon ging er daran, sein Vorhaben auszuführen und meine Zimmer zu räumen, als mir zur rechten Zeit ein Retter in der Noth erschien. Dieser Retter, der meine Rechnung auslegte und mir dann eines seiner Schlösser zur Verfügung stellte, war Niemand anders, als der Graf Philipp Ferdinand von Styrum-Limburg, der gerade in das Hotel einkehren wollte, als ich es verlassen mußte. Ich habe zuerst Schloß Neuseß bewohnt und befinde mich seit einem Monat, wie Ihr wißt, hier in Oberstein, was mir auch deshalb lieber ist, weil ich hier Euch und der polnischen Societät in Mannheim näher bin."

„Warum kamt Ihr nicht gleich zu uns, edle Dame? Fürst Radziwil hätte Euch aufgenommen, wie es Eurem hohen Range gebührt. Dieser Styrum wird Ansprüche machen —"

„Und darf er das nicht? Hat er nicht Ansprüche auf meine Dankbarkeit? — Im Uebrigen", fuhr sie lächelnd fort, „ist der deutsche Bär zufrieden, wenn er mir die Hand lecken darf."

„Hoffentlich bleibt er dabei", sagte der Pole, „sonst hat er es mit mir zu thun."

„Aber nun zu unseren Geschäften", sagte die Fürstin lächelnd und die Augen abwendend, „unsere Zeit ist gemessen. Was bringt Ihr für Nachrichten von Radziwil?"

„Die besten", sagte Domanski, „der Fürst ist von der Gerechtigkeit Eurer Sache überzeugt, wie ich es bin. Die ersten Unterhandlungen mit der Pforte sind angeknüpft; von ihrer Unterstützung müssen wir Alles hoffen für unsere Sache. Aber Eins ist nöthig zu diesem Zwecke. Wir müssen Constantinopel näher sein. Der Fürst beabsichtigt daher, mit seiner ganzen Begleitung nach Venedig überzusiedeln. Hier ist der Brief, in welchem er Euch auffordert, uns dorthin zu folgen."

Domanski zog bei diesen Worten einen Brief hervor und überreichte ihn der Fürstin, die ihn hastig durchlas.

„Alle Gründe sind zutreffend", sagte diese dann. „Meldet Eurem Fürsten, daß ich jeden Augenblick zur Reise bereit bin. Nur erwarte ich nähere Instructionen, welchen Weg ich nehmen soll, und ob wir uns schon auf der Reise oder erst in Venedig treffen werden."

Domanski sah starr vor sich nieder. Eine Zeitlang schwieg er. „Sonst habt Ihr nichts für mich, Fürstin?" sagte er dann.

„Nichts', sagte die Fürstin, „vielleicht, daß ich Gelegenheit finde, noch einmal nach Mannheim zu kommen, ehe Ihr abreist."

Domanski schwieg. „Ich unternehme viel", fuhr sie dann fort. „Mir wird oft bang' zu Muthe, wenn ich in die Zukunft blicke. Ziemt es einem Weibe, ein Werk zu beginnen, für das eine volle Manneskraft kaum ausreicht? — Domanski", sagte sie dann, seine Hand erfassend, „was mir die Zukunft auch bringen wird, ob ich auf dem Throne oder im Kerker mein Leben ende — an Euch habe ich einen treuen Freund, nicht wahr?"

Domanski fuhr auf, als erwache er aus seinem dumpfen Hinbrüten. „Einen treuen Freund, Fürstin?" sagte er dann. „Laßt das Radziwil sein, laßt mich mehr sein, als ein treuer Freund! Laßt mich der Sklave sein, der jedem Eurer Schritte folgt, der jeden Augenblick bereit ist, sein Blut für Euch und Eure Sache zu vergießen."

Er hielt die Hand fest, die sie ihm entziehen wollte, und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Sie wandte sich ab und sah nachdenklich in die Flammen, die im Kamin flackerten, die bald züngelnd zur Höhe stiegen, bald wieder in sich selbst zusammensanken. War die Flamme, die in der Brust des jungen Mannes glühte, auch vielleicht nur ein rasch verloderndes Feuer? Oder durfte sie dieser Gluth vertrauen? Dieser Gedanke mochte ihr Nachdenken beschäftigen.

Der junge Pole hatte unterdeß nichts anderes zu thun, als seine Augen bewundernd auf dem feinen bleichen Gesicht ruhen zu lassen, das der Wiederschein des Feuers wunderbar umspielte.

Ihr Busen wogte heftig während dieser Pause des Nachsinnens. Dann erhob sie sich rasch, eilte in den Alkoven und erschien gleich darauf wieder, ein silbernes Crucifix in der Hand. „Ihr seid ein guter Christ", sagte sie mit feierlich ernstem Ausdruck der Stimme.

„Das bin ich", war die Antwort.

„So schwört mir, wenn Ihr wirklich ein Gefühl für mich habt, das nun Verehrung oder Liebe heißen mag, schwört mir bei diesem Zeichen, das

Ihr anbetet, schwört mir, daß Ihr nie von mir lassen, daß Ihr meine Sache als die Eure betrachten, daß Ihr Euer Leben an das meinige ketten wollt!"

Domanski sank auf die Kniee und leistete den Schwur. Sie neigte sich nieder und küßte ihn. „So sollst Du mein sein, wie ich Dein bin."

Sie sank auf den Stuhl am Kamin, er auf den Schemel zu ihren Füßen. Lange verweilten sie dort in ernstem und scherzendem Geplauder; sie sprach von ihren Plänen und er unterbrach sie immer mit den Schwüren seiner Treue und Liebe. Erst nach Mitternacht schlich sich die dunkel verhüllte Gestalt wieder durch die Büsche des Schloßgartens.

* * *

Den ganzen Winter über blieb der vornehme Schloßgast für die Bewohner des Städtchens ein Gegenstand allgemeiner Neugierde und der eifrigsten Erkundigungen. Da war so Manches, was die Neugierde noch steigerte. Zunächst die Besuche des Grafen Philipp Ferdinand, der jeden Monat auf einige Tage nach Oberstein kam, aber dann immer im Amthause Quartier nahm, vielleicht um den Ruf seiner fürstlichen Braut zu respectiren, die er nur am Tage auf einzelne Stunden besuchte. Dann die Anwesenheit eines jungen Mannes, der oft Wochen lang im Städtchen sich aufhielt und nur dann immer verschwunden war, wenn der Graf eintraf. Der junge Fremde lebte in der tiefsten Verborgenheit und man sah ihn fast nie das Häuschen verlassen, in welchem er sich einquartiert hatte; einer Gestalt, die der seinigen glich, immer in einen langen Mantel gehüllt, wollten zuweilen Einige in der Dunkelheit begegnet sein, wenn sie Abends vom Schloßberge zurückkamen.

Unter den verschiedenen Namen, die das allgemeine Gerede der fremden Dame beilegte, behauptete sich zuletzt einer, der ihre russische Herkunft andeutete: sie sei, so erzählte man für bestimmt, die Tochter der frühern russischen Kaiserin Elisabeth und nenne sich Fürstin Elisabeth Tarakanoff.

Im Anfang des Frühling 1774 in den ersten Tagen des März hieß es plötzlich, der vornehme Gast des gräflichen Schlosses rüste sich zur Abreise. Und das Gerücht hatte wahr gesagt. Wenige Tage darauf erschien seine Durchlaucht der Graf Philipp Frrdinand und diesmal blieb er die Nacht auf dem Schloß. Am andern Morgen fuhr ein offener Reisewagen den Schloßberg herab. In dem Wagen saß tiefverschleiert die Fürstin Tarakanoff. Der Graf Philipp Ferdinand ritt neben ihr her, ein anderer Wagen führte das Gepäck der Fürstin nach, während mehrere Bewaffnete voraus ritten. Der ganze Zug schlug den Weg nach Neunkirchen und Zweibrücken ein.

Von dieser Zeit an hörte man in dieser Gegend nichts mehr von der russischen Fürstin. Selten einmal sprachen die Obersteiner von dem geheimnißvollen Gaste, der den Winter über oben auf dem Schloß gehaust hatte. Um so größer war ihre Ueberraschung, als gerade ein Jahr nach der Abreise der Fürstin folgende Zeitungsnachricht ihren Weg auch in das einsame Nahethal fand. *)

„Rom, 23. März 1775. Schon seit einiger Zeit hatte sich hier eine

*) Frankfurter Journal vom J. 1775. Vergl. Belli-Gontard „Vor mehr als 100 Jahren." Auszüge aus alten Frankfurter Zeitungen. Frkf. a. M. 1872.

gewisse vorgebliche russische Prinzessin, unter den Namen Elisabeth Tarakanoff aufgehalten. Mit dieser soll sich nun, laut Briefen aus Livorno, folgende Geschichte zugetragen haben. Sie reiste unlängst auf des Grafen von Orloff Einladung von hier nach Livorno. Da wurde ihr von dem Grafen mit solcher Achtung begegnet, daß er in allen Gelegenheiten, auch in den Schauspielen, wenn sie in einer Loge beisammen waren, ihr nicht nur den Vorsitz gelassen, sondern auch allezeit neben ihr stehen blieb. Endlich wurde sie von ihm auf eine Mahlzeit in eines seiner Schiffe eingeladen. Sie erschien mit dem größten Theil ihres Gefolges; allein statt einer herrlichen Mahlzeit, reichte man ihr Fesseln, in welche sie und ihr Gefolge ohne Gnade gelegt worden. Das Schiff entfernte sich plötzlich von dem Ufer und seitdem hat man von demselben nichts mehr gehört noch gesehen. Zu gleicher Zeit wurde der Major Christianecki als Courier nach Petersburg geschickt. Eben dieser Major hatte auch hier den Auftrag, gedachte Prinzessin zu einer Reise nach Livorno zu bereden, meisterlich ausgeführt. Man versichert, daß er ihr unter Anderm beigebracht, der Graf von Orloff sei fest entschlossen, sich mit ihr zu verbinden und gemeinschaftlich gewisse aufrührerische Unternehmungen auszuführen. Andere sagen, daß sie sich einige Zeit bei dem Fürsten Radziwil zu Ragusa aufgehalten und daß ihr Bruder zu Moskau mit dem Pugatscheff hingerichtet werde."

Es war kein Zweifel, der Name bewies es nur zu deutlich, daß die in Florenz verrathene und gefangene Fürstin Niemand anders war, als die Schloßbewohnerin von Oberstein. Aber wie war es möglich, daß sie einem so grausamen Geschick verfallen konnte. Welche Ereignisse verbanden die Idylle von Oberstein mit der Tragödie von Livorno?

* * *

Seit jener nächtlichen Unterredung mit Domanski war die russische Prätendentin, die sich den Namen Elisabeth Tarakanoff beigelegt hatte, in immer innigere Beziehungen zu der polnischen Emigration getreten, die sich in Mannheim bei dem Fürsten Radziwil gesammelt hatte. Domanski blieb der Vermittler dieser Unterhandlungen. Seiner Beredsamkeit gelang es, den Fürsten für die Pläne der Prätendentin völlig zu gewinnen. „Ich betrachte", schrieb ihr der Fürst, „die Unternehmung Ew. Hoheit wie ein Wunder der Vorsehung, die über unserm unglücklichen Vaterlande wacht, indem sie ihm eine so große Heldin zu Hülfe schickt." Radziwil war mit der Pforte in Verhandlungen getreten, um ihre Theilnahme für die Sache Polens zu gewinnen. Eine Revolution oder wenigstens Unruhen in Rußland, durch die Ansprüche einer Thronprätendentin hervorgerufen, konnte seinen Plänen nur dienlich sein.

Aber worauf gründeten sich eigentlich diese Ansprüche? — Die Fürstin hatte in einem Rathe der polnischen Emigranten in Mannheim, zu dem sie geladen war, eine Darstellung derselben gegeben, die sie theilweise mit Urkunden belegte. Ihren Angaben zufolge war sie die Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna. In einem Kloster erzogen, sei sie später nach Sibirien geschickt, von dort aber durch Freunde nach Persien in Sicherheit gebracht worden. An dem Hofe des Schahs sei sie herangewachsen, von einem treuen russischen Mönch gepflegt und bewacht. Nach dem Tode dieses ihres Pflegers habe der persische Schah sie mit den Mitteln ausgerüstet, die sie nöthig hatte, um ihre Reise nach Europa anzutreten und ihre Ansprüche auf den russi-

schen Kaiserthron als Tochter Elisabeth's und als Enkelin des großen Peter geltend zu machen. In Versailles habe sie vergeblich um Unterstützung ihrer Pläne nachgesucht; ihr natürlicher Verbündeter sei das unglückliche Polen, zu dessen Rettung und Wiederherstellung sie vielleicht berufen sei.

Sie hatte, wie bemerkt, diese Angaben mit einzelnen Urkunden belegt. So ungenügend dieselben waren — wer hätte ihr in diesem Kreise nicht glauben sollen? Zumal da der Adel ihrer ganzen Erscheinung, so wie auch ihre genaue Kenntniß der russischen Sprache und der russischen Verhältnisse die Wahrhaftigkeit ihrer Aussage unterstützten.

Im Februar verlegte die polnische Emigration ihren Sitz nach Venedig. Die Fürstin, die schon früher darauf vorbereitet war, wurde eingeladen sobald als möglich nachzufolgen. Sie hatte sich dazu bereit erklärt; ihrer Abreise aber hatte noch ein letztes Hinderniß im Wege gestanden — der Abschied von Philipp Ferdinand, dem Herrn von Oberstein, dessen Gast sie so lange gewesen war. Der Graf hatte aus seiner Neigung zu seiner schönen Schutzbefohlenen kein Hehl gemacht; diese wiederum hatte es meisterlich verstanden ihn von Woche zu Woche hinzuhalten, ohne ihn aufzumuntern oder zurückzustoßen. Sie hatte über den jungen Wüstling eine so völlige Herrschaft ausgeübt, daß dieser auch gegen ihre Abreise nichts einzuwenden wagte. Sie hatte ihm zu verstehen gegeben, daß sie für einige Zeit ihre Gefühle dem Berufe zu opfern habe, den ihr die Vorsehung auferlegt und daß sie das Recht habe, von ihm dasselbe zu verlangen. Der kleine Potentat, entzückt von der Aussicht, mit seiner Angebeteten vielleicht dereinst den größten Thron der Welt theilen zu dürfen, hatte in ihre Abreise eingewilligt und ihr die Mittel zu derselben zur Verfügung gestellt.

Domanski erwartete die Fürstin mit Ungeduld. Auf seine Veranlassung hatte Radziwil es erreicht, daß prachtvolle Gemächer im Hotel der französischen Gesandtschaft für sie eingerichtet wurden. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft in Venedig erschien der Fürst mit einem glänzenden Gefolge und machte ihr eine ceremonielle Visite. Sie erwiederte dieselbe in der folgenden Woche bei seiner Schwester, der Fürstin Morawska. Das Incognito, das sie zu wahren schien, sollte nichts Anderes sein, als ein durchsichtiger Schleier; ihre hohe Geburt, ihre Pläne waren kein Geheimniß in Venedig; man unterhielt sich in allen Salons davon. Radziwil erschien fast jeden Tag in ihrem Palais und hatte lange Unterredungen mit ihr. Unter den angesehenen Fremden ihrer Salons sah man auch häufig den Sohn der berühmten Reisenden Lady Montague. Nach und nach fanden sich freilich in dieser glänzenden Gesellschaft auch recht zweifelhafte Figuren ein. Die schöne Dame hatte den Grundsatz nach allen Seiten hin Beziehungen anzuknüpfen, da die Erfahrung sie bereits gelehrt hatte, von niederen wie von hohen Bekanntschaften Nutzen zu ziehen.

Eine so glänzende Hofhaltung erschöpfte freilich die Mittel, die ihr von der Freigebigkeit ihres gräflichen deutschen Freundes übrig geblieben waren. Sie hatte sich bereits entschlossen, sich mehr einzuschränken, als ihr Radziwil Mittheilung von dem Entschlusse der polnischen Emigration machte, sich nach Ragusa zu begeben, um dem Cabinet der ottomanischen Pforte noch näher zu sein. Die Prinzessin hielt es für nothwendig ihren Freunden dorthin vorauszugehen. Am Tage ihrer Abreise gaben die Polen ihr das Geleit auf ihr Schiff. Radziwil redete sie beim Abschied in feierlicher Weise an und drückte die Hoffnung aus, sie bald auf dem Platze zu sehen, auf den die ge-

rechten Ansprüche ihrer hohen Geburt sie beriefen. Die Fürstin antwortete ihm als Kaiserin von Rußland, indem sie es als ihre heiligste Pflicht hinstellte, das Verbrechen, das eine andere Kaiserin Rußlands gegen Polen begangen, dereinst wieder gut zu machen. In Ragusa stellte der französische Consul, der mit Radziwil befreundet war, sein vor der Stadt in Weinbergen gelegenes Landhaus der Prinzessin zur Verfügung.

Der Fürst folgte mit seiner Umgebung bald nach und das Haus der Prinzessin wurde wieder der Mittelpunkt der polnischen Emigration. Zahlreiche französische Officiere hatten sich derselben angeschlossen und diese glänzende Gesellschaft brachte viel Leben und Geld in die Stadt, in welcher die romantische Fürstin ihren Hof hielt. Diese war natürlich auch hier der Gegenstand der allgemeinsten Neugierde. Man erzählte als sicher, daß die Fürstin ein Testament der Kaiserin Elisabeth Petrowna besitze, das sie als einzige rechtmäßige Erbin des russischen Thrones bezeichne und man hielt es für unzweifelhaft, daß es ihr mit Hülfe der Pforte und der polnischen Insurrection gelingen werde ihre Ansprüche durchzusetzen.

Rechnete die Fürstin eben so sicher auf die Erreichung ihres Zieles, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß das Jahr 1774 einen bösen Strich durch ihre Rechnung machte. Mustapha III. starb und sein Nachfolger theilte keineswegs die kriegerischen Gelüste seines Vorgängers. Der türkische Staatsschatz war zu erschöpft, um den Krieg mit Europa fortführen zu können und die Russen machten von Tag zu Tag neue Fortschritte. Unter diesen Umständen konnte die Nachricht nicht überraschen, daß die beiden kriegführenden Mächte in Unterhandlungen traten. Nicht lange und der Friede zu Kutschuk-Kainardge beendigte den sechsjährigen Krieg zwischen Rußland und der Türkei. Radziwil schien entmuthigt zu sein; die Fürstin aber stellte ein unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg ihrer gemeinsamen Sache zur Schau und suchte ihre Anhänger aufzumuntern.

Ein Vorfall, der um diese Zeit die Zungen der ganzen Stadt in Bewegung setzte, war wol geeignet, den Nimbus zu zerstören, der bisher die Erscheinung der Fürstin umgeben hatte. Gegen Ende September, zur Zeit der Traubenreife, fanden Bauern, die in der Frühe des Morgens nach der Stadt gingen, auf einem Pfade in der Nähe der Gartenthür, die in den Weinberg und zu dem Landhause des französischen Consuls führte, einen verwundeten und ohnmächtigen Mann am Boden liegend. Er hatte einen Schlüssel in der Hand, der zu dem Schloß der Gartenthür paßte. Man brachte den Verwundeten zur Stadt. Dort wurde er leicht erkannt; es war Niemand anders als Domanski. Der Wächter der Weinberge, der vor dem Gericht verhört wurde, sagte aus, daß er schon in mehreren Nächten einen jungen Mann zwischen den Weinbergen sich herumschleichen gesehen habe. Diese Nacht habe er ihn angerufen, und da Jener keine Antwort gegeben, habe er von Weitem einen Schuß auf ihn abgegeben, aber nicht geglaubt, daß er ihn treffen würde. Der französische Consul sowol, wie die Polen, in deren beiderseitigen Interesse es lag, daß die Sache nicht allzusehr ruchbar werde, setzten es durch, daß diese Angelegenheit nicht zu gerichtlichem Austrag kam. Indeß kann man sich leicht denken, welchen Commentar man allgemein derselben gab. Man zweifelte nicht mehr daran, daß die Prinzessin einen Liebhaber hatte und man schöpfte Verdacht, daß sie eine Abenteurerin und Domanski ihr Genosse sei.

Diese compromittirende Geschichte zerstörte die bisherige Harmonie der

Emigrantengesellschaft in Ragusa. Radziwil kehrte mit seiner Schwester nach Venedig zurück; die meisten Polen folgten ihm dahin. Auch die Prinzessin sah ein, daß es für sie vortheilhaft sein würde, ihren Aufenthalt zu wechseln. Am 30. October 1774 schiffte sie sich mit einer kleinen Gesellschaft, unter der sich der getreue Domanski befand, zunächst nach Neapel ein, wo sie mehrere Tage im Hause des bekannten englischen Gesandten Hamilton verweilte, der ihr eine glänzende Aufnahme bereitete. Von dort begab sie sich gegen Ende des Jahres nach Rom.

* * *

Die Quellen, die uns bei unserer Erzählung zur Verfügung stehen, lassen keinen Zweifel darüber, daß die geheimnißvolle Prätendentin mehr und mehr auf die Wege einer Abenteurerin gerieth. Wie war es auch anders möglich? — Aus dem stillen Nahethal hatten ihre Geschicke sie allmälig bis in die Hauptstadt der Welt geführt. In der Mitte eines ihr lange Zeit treu anhänglichen Kreises hatte sie ein glänzendes, geräuschvolles Leben geführt. Ob ihr ganzes Unternehmen ein Betrug war — wer kann es sagen? Vielleicht war sie selbst eine Betrogene. Die Wege aber, die sie einschlug, um sich die Mittel für ein so glänzendes Leben zu verschaffen, streiften oft nahe genug an Täuschung und Betrug! Mit ihrem treuen Verehrer, dem Grafen von Styrum hatte sie sich immer in Verbindung zu halten gewußt; sie verstand es, seine Hoffnungen hinzuhalten und zugleich den Säckel seiner glücklichen Unterthanen in Contribution zu setzen. In Venedig hatte sie ein freundschaftliches Verhältniß mit Martinelli, dem Director der Bank, angeknüpft. Vielleicht hatte sie gehofft auf diesem Wege die Gelder der Bank sich flüssig zu machen. Aber Martinelli hatte sich spröde zurückgezogen. Fürst Radziwil hatte ihr zuweilen Vorschüsse gemacht; aber der Vorfall in Ragusa hatte ihr auch diese Quelle abgeschnitten.

In Rom lebte die Prinzessin in größter Zurückgezogenheit. Ihre Umgebung zeigte jetzt ganz andere Figuren. Statt der polnischen Emigranten, von denen nur Domanski und ein gewisser Czarnowski ihr treu geblieben waren, und statt der galanten französischen Officiere, die sich ihr angeschlossen hatten, verkehrten geistliche Väter, besonders Jesuiten, in ihrem Hause. Sie suchte sich mit dem päpstlichen Hofe in Verbindung zu setzen, um auch diesen für ihre Pläne zu gewinnen, vielleicht auch nur, um auf diesem Wege sich Geldmittel flüssig zu machen. Ihre finanzielle Lage wurde immer mißlicher, die letzten Hülfsquellen waren erschöpft, auch ihr deutscher Freund ließ nichts mehr von sich hören. In ihrer Verlegenheit wandte sie sich an den englischen Gesandten in Neapel, Sir Hamilton, der ihr einst großmüthige Anerbietungen gemacht hatte. Der Brief, den sie ihm schrieb, sollte ihr Verderben herbeiführen. Hamilton erklärte sich bereit, den Wünschen der Fürstin zu entsprechen. Er wandte sich, um die Summe zu vervollständigen, um die sie gebeten hatte, an einen seiner Freunde, Sir John Dick, englischer Consul in Livorno, indem er den Brief der Fürstin beilegte. John Dick war befreundet mit Alexis Orloff, dem Commandanten der russischen Flotte, die damals in Livorno stationirte; er theilte ihm den Brief der Prinzessin Tarakanoff mit. Orloff ahnte in der Prinzessin eine Abenteurerin und Urheberin räthselhafter Briefe, die ihm in letzter Zeit zugegangen waren, und die ihn zur Empörung gegen die Kaiserin Katharina, die Geliebte seines Bruders Gregor aufzureizen suchten. Von diesem Augenblick an war Orloff fest ent-

schlossen sich der Person der angeblichen Fürstin Tarakanoff um jeden Preis zu bemächtigen.

Eines Tages erschien in dem Hotel der Fürstin zu Rom ein Officier in russischer Uniform und begehrte eine Audienz. Unter Vorsichtsmaßregeln vorgelassen, übergab er einen Brief Orloff's und die Anweisung auf eine bedeutende Summe, die bei dem Banquier Jenkins in Rom deponirt sei. Die Fürstin zögerte nicht beides in Empfang zu nehmen. Orloff schrieb ihr, daß er gern persönlich erschienen wäre, um der Fürstin seine Huldigungen darzubringen, daß er aber durch seine Stellung gezwungen sei, jedes Aufsehen zu vermeiden. Er machte ihr Andeutungen, daß er die Gerechtigkeit ihrer Sache anerkenne und bereit sei, ein ihm verhaßtes Joch abzuschütteln. Er bat sie zugleich, sich nach Pisa zu begeben, wo er leichter mit ihr zusammentreffen könne und der Winteraufenthalt viel angenehmer sei als in Rom.

Vergeblich warnte Domanski die Verblendete, deren Laufbahn sich zu Ende neigte. Nachdem der Adjutant Orloff's, Christianecki, mehrmals bei ihr gewesen war und Briefe Orloff's überbracht hatte, zweifelte sie nicht mehr an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Letztern und begab sich nach Pisa.

In Pisa bewohnte sie ein Haus, das Orloff mit fürstlicher Pracht für sie hatte herrichten lassen. Hier war es, wo sie zuerst mit dem Manne zusammentraf, der unterwürfige Ergebenheit und später Liebe und Leidenschaft zeigte, um sie desto sicherer in sein Netz zu ziehen. Von hier aus begab sie sich oft in das Haus des englischen Consuls in Livorno, der in die Pläne Orloff's eingeweiht war und für dies Einverständniß später von der Kaiserin Katharina fürstlich belohnt wurde. Orloff erwies der Fürstin, wo er an öffentlichen Orten mit ihr erschien, die höchsten Ehrenbezeugungen; er ließ eingeweihten Personen gegenüber Worte fallen, die der Fürstin wieder berichtet wurden und die darauf deuteten, daß er sie als seine rechtmäßige Kaiserin betrachte. Zugleich machte er ihr mit Eifer den Hof, wenn auch mit allem Respect; er erhob sich in kühneren Augenblicken zu Liebesbetheuerungen und es ist nicht unmöglich, daß er zuletzt mit der Fürstin einen Plan verabredete, ihr auf den Thron zu helfen, wobei ihre Hand der Lohn seiner treuen Dienste sein sollte.

So hatte dieser Teufel in Menschengestalt das Opfer seiner Intrigue fest umstrickt. Vergebens erhob Domanski, auf den unbestimmte Ahnungen und die Qual der Eifersucht einstürmten, seine warnende Stimme. Die Fürstin, ein sonst so kluges Weib, schien verblendet zu sein und ging arglos in die Falle. Orloff seinerseits säumte keinen Augenblick, sobald er die Zeit gekommen glaubte, seinem Werke die Krone aufzusetzen.

Die Fürstin, wie bemerkt, kam oft nach Livorno, wo sie im Hause des englischen Consuls abzusteigen pflegte, dessen Familie sie stets mit an Ehrfurcht grenzender Auszeichnung empfing. Eines Tages sitzt man bei Tafel, Alles wetteifert dem schönen und hohen Gaste Huldigungen darzubringen. Das Gespräch kommt auf die Flotte. Die Fürstin bedauert, daß sie noch nie ein größeres Kriegsschiff gesehen habe. Orloff erklärt, daß es ihm die größte Freude machen werde, ihr das Admiralsschiff zeigen zu dürfen. Die Fürstin willigt ein und nach aufgehobener Tafel begiebt sich die ganze Gesellschaft zum Hafen. In zwei Schaluppen, fährt man zur Flotte; in der erstern befinden sich Orloff, Christianecki, die Prinzessin und die beiden Polen, die nie von ihrer Seite weichen. Alle Schiffe der russischen Flotte schmücken sich

mit festlichen Flaggen, von allen Seiten hört man den Ruf: „Es lebe die Kaiserin!“ — den die Fürstin auf sich zu deuten unbesonnen genug ist. Man kommt am Admiralsschiff an, man steigt an Bord und in demselben Augenblick tritt die schreckliche Katastrophe ein, die das Leben der fürstlichen Abenteurerin dem tragischen Abschlusse zuführt.

Orloff und sein Begleiter sind verschwunden! Soldaten dringen auf sie ein. Man legt ihre Hände, wie die ihrer Begleiter, in Fesseln. Im ersten Augenblicke versteinert vor Entsetzen, erkennt die Unglückliche zu spät, daß sie das Opfer eines teuflischen Betrugs geworden. Sie bricht in Thränen aus, sie ruft um Hülfe, sie stößt mit Verwünschungen den Namen des treulosen Orloff aus. Bald umgeben die engen Wände einer Schiffscajüte die Unglückliche, deren Hülferufen ungehört verhallt.

Zwei Tage lang liegt das Schiff noch vor Anker, das zum Kerker einer Unglücklichen geworden. Die Kunde der russischen Gewaltthat hat sich rasch in der Stadt verbreitet. Neugierige fahren mit Böten an das Admiralsschiff heran. Einige von ihnen behaupteten später, hinter einem Cajütenfenster eine weibliche Gestalt gesehen zu haben, die verzweiflungsvoll die Hände rang . . .

Am Tage darauf lichtete die russische Flotte die Anker. Am 11. Mai kam sie in Kronstadt an. Der Kerker von Schlüsselburg öffnete sich der unglücklichen Prätendentin, die ihn nicht lebend wieder verlassen sollte.

* * *

Und nun das Schlußtableau unserer Tragödie. Wir geben es als die schwache Copie eines meisterhaften Gemäldes, das im Winter 1865 auf der Gemäldeausstellung der Petersburger Akademie alle Blicke auf sich zog und später auch im Pariser Salon Aufsehen erregte.

Die Scene ist ein dumpfer, niedriger Kerker, von grauen vermoderten Mauern umschlossen. Ein Weib in zerlumptem Gewande, aber mit einem Aeußern, das Spuren ungewöhnlicher Schönheit verräth, steht hochaufgerichtet am Ende ihres ärmlichen Lagers, das Haupt geneigt unter der Wölbung ihrer Kerkermauer. Auf ihrem Gesichte malt sich die schrecklichste Verzweiflung, ihre Hände sind wie um Erbarmen flehend emporgehoben. Und dort zeigt sich uns auch die Ursache ihrer Verzweiflung. Ein heller, voller Wasserstrahl dringt durch die kleine Fensterluke herein, deren Glasscheibe zersprengt ist. Der angeschwellte Fluß ist verheerend über seine Ufer getreten, seine Fluth durch die kleine Oeffnung ergießend, die groß genug ist, das Verderben und den Tod herein zu lassen. Fußhoch steht das Wasser bereits in dem engen Gemach, schon überschwemmt es das Lager, auf dem die Unglückliche steht, an den Wänden, selbst an ihren Kleidern klettern ekelhafte Ratten, die Genossen ihres Elends, empor — nur wenige Augenblicke, und das Gefängniß wird ein Grab sein.

Die Unglückliche, die hier einem so schauderhaften Tode entgegensah, ist niemand Anderes, als die „Eremitin von Oberstein“, die Prinzessin Elisabeth Tarakanoff, die angebliche Enkelin Peter des Großen.*)

---

*) Man gestatte uns, hier noch eine Anmerkung beizufügen. Das ergreifende Gemälde, von dem hier die Rede ist, meisterhaft ausgeführt von einem jungen russischen Künstler, der leider früh verstorben ist, war zur Zeit seiner ersten Ausstellung begreiflicher Weise das Tagesgespräch aller Petersburger Salons, wie der

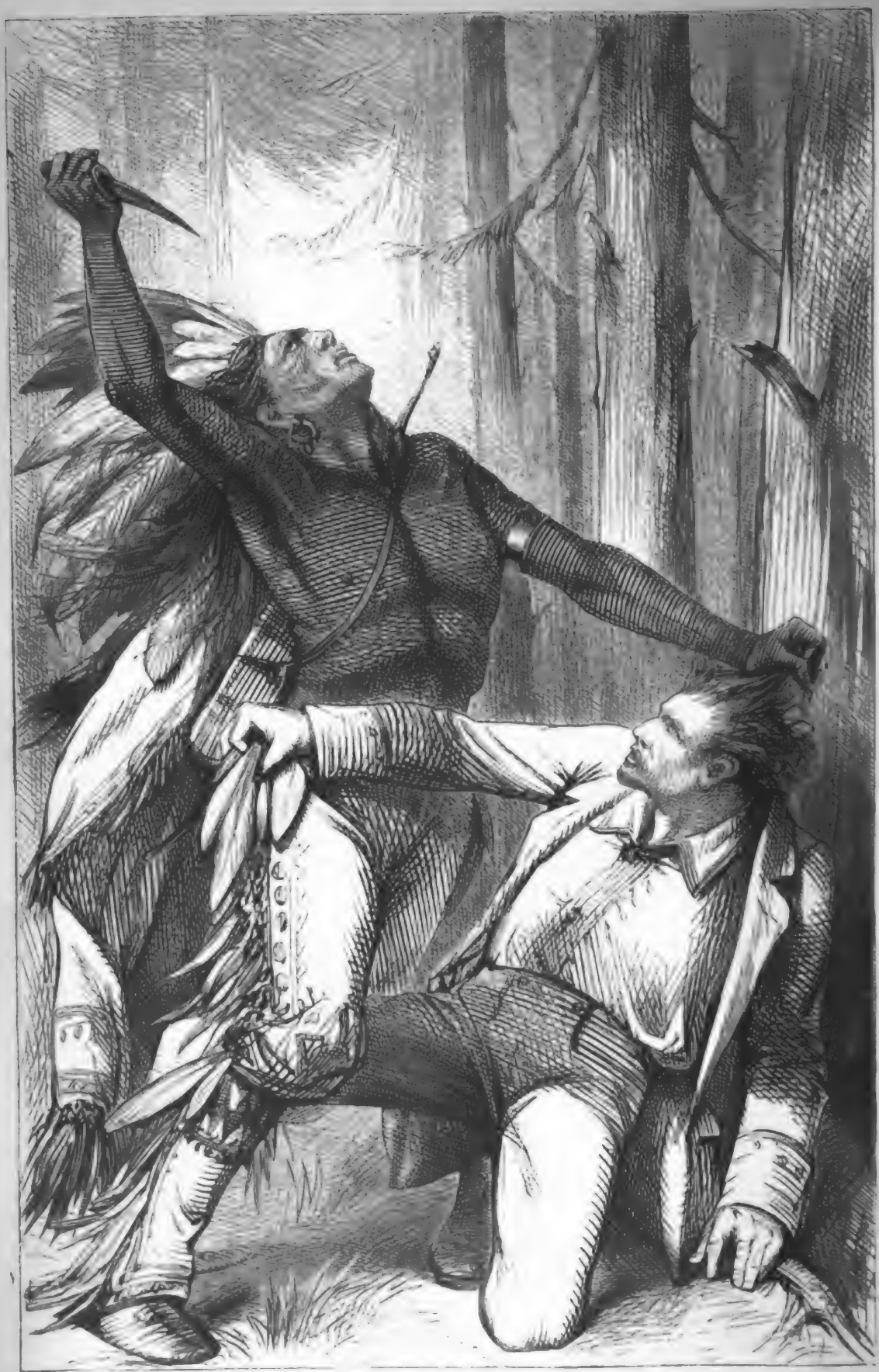
Prachtwerke für den Weihnachtstisch.

Abermals sind wir in der angenehmen Lage, unseren Lesern eine neue Lieferung von Eduard Hildebrandt's Aquarellen (R. Wagner, Berlin) ankündigen zu können. Er selbst, der Meister, ruht nun seit vier Jahren schon unter der Erde, wo unser Lob und unsere Bewunderung ihn nicht mehr erreichen; aber immer, um die weihnächtliche Zeit, ersteht sein Andenken neu in diesen herrlichen Bildern, welche wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn uns gespendet zu werden scheinen. Tausende von diesen Blättern sind jetzt über die ganze Welt verbreitet; mit einer gewissen wehmüthigen Freude, wenn wir des Dahingeschiedenen gedachten, sahen wir sie auf der Wiener Weltausstellung leuchten, von welcher, in gerechter Würdigung des Verdienstes, dem Verleger der Aquarellen die höchste Ehre, die sie zu vergeben hatte, die Fortschrittsmedaille zuerkannt wurde. Von solch' allgemeiner Anerkennung getragen schreitet das Unternehmen rüstig weiter und die fünf neuen Aquarellen, welche uns Ansichten von Ceylon und Siam, den Opfertempel von Macao, ein Straßenbild aus Peking und den Hafen von San Francisco geben, reihen sich den vorausgegangenen ebenbürtig an. Welch' eine Poesie der Farben und Formen in der Vegetation, welch' eine Transparenz des Meeres und des Himmels, welch' ein Duft der Fernsichten und welch' ein Humor in dem bunten Gewirr von Häusern, Fahnen und Menschen! Alle die besten und feinsten Eigenschaften von Hildebrandt's Genius, seine Mannigfaltigkeit und Universalität kommen in diesen Blättern zur schönsten Geltung, Dank der treuen und unermüdlichen Zusammenarbeit von Kräften, die recht eigentlich mit ihren Aufgaben gewachsen sind und mit jeder folgenden Leistung einen Fortschritt documentiren.

Aus demselben Verlag ist eine Reihe von Farbendrücken hervorgegangen, die beliebtesten Alpenblumen, zwölf an der Zahl, nach Abbildungen der Frau von Bülow. Es sind die reizendsten Blumenbilder, die man sehen kann; der ganze Zauber jener hohen Regionen, in denen ihre Originale einsam thronen, — von Eis und Schnee getränkt, von Morgenroth verklärt — schimmert in ihnen. Sie liegen uns in zwei Ausgaben vor: als „Schweizer Tagebuch", mit leeren, durch Buntdruck eingefaßten Blättern, welche zum Führer eines Tagebuches während einer Reise in der Schweiz bestimmt sind, und als „Album", auf Cartons, zur Zierde des Salontisches. Unseren Lesern sei, je nach ihren Neigungen, das kostbare Werk in der einen und andern Gestalt empfohlen.

Thee- und Bierstuben. Hier beanspruchte der Stoff eben so viel Interesse, wie die Ausführung; alle Journale discutirten ihn. Den Meisten wurde erst jetzt bekannt, daß unter der Regierung Katharina's II. eine Fürstin Elisabeth Tarakanoff, die sich für eine Tochter der Elisabeth Petrowna ausgab und als Prätendentin auftrat, in ihrem Kerker zu Schlüsselburg durch eine Ueberschwemmung der Newa den Tod gefunden habe. So berichtet Castrera in seiner Geschichte der Kaiserin Katharina II. und ausführlicher noch Helbig in seinem Werke über russische Günstlinge. So groß war das Aufsehen, das jenes Bild erregte, daß auch der Kaiser Alexander II. sich von der Moskauer Universität einen Bericht über den Gegenstand desselben erstatten ließ. Auf Grund dieses Berichtes gab die Universität 1867 ein ausführliches Memoire heraus, das ein Aufsatz der „Revue des deux mondes" vom Jahre 1870 bearbeitete. Außer diesen Quellen konnten wir bei unserer Darstellung den Bericht benutzen, den Archenholz in seinem Reisewerke über England und Italien, Band IV, S. 155—57 über die Gefangennahme der Prätendentin zu Livorno mittheilt.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Des Indianers Rache.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Et ego in Arcadia.

Novelle von **Adolf Stern.**

Wer ſchöner ſei, ob der thaufriſche, ſonnige Junimorgen oder das zwanzigjährige Mädchen, das an dieſem Morgen durch die Kaſtanienallee vor der alten Stadt hinſchritt, mochte ſchwer zu entſcheiden ſein, aber alle Begegnenden entſchieden ohne Weiteres zu Gunſten des ſchlanken, blonden Mädchens. Ihre Züge waren ſo lieblich, ihre blauen Augen blickten ſo ſtrahlend in die Blüthenpracht der Gärten, die ſich ſeitwärts der Kaſtanienallee hinzogen, ihr dunkelblondes Haar quoll ſo lockend unter dem kleinen Strohhut hervor auf Nacken und Schultern, daß es nicht zu verwundern war, wenn viele Begegnende zum Gruß ſtehen blieben und wenn ihr in mäßiger Entfernung zwei jüngere Männer Schritt auf Schritt folgten. Wunderlich blieb nur, daß die Beiden durchaus nicht befliſſen erſchienen, ſich der jungen Schönen zu zeigen und mit offenbarer Abſicht ſich ihren Blicken zu entziehen, von Zeit zu Zeit in die Gebüſche längs der Allee zurücktraten. Sie wurden in der That von ihr nicht bemerkt, als ſie nach flüchtigem Umblick aus der breiten Allee in einen Seitenpfad zwiſchen den alten Gärten eintrat, deren Grün ſich weithin erſtreckte. Jenſeits dieſer Gärten erhob ſich in mächtigen, hochgewölbten Bogen der Viaduct der neuen Eiſenbahn, der noch im Bau begriffen war. Die gelben Sandſteinquadern, die hohen Gerüſte leuchteten, von der Morgenſonne beſchienen, weit herüber und der Pfad, den das Mädchen einſchlug, ſchien gerade auf den Bau hinzuführen. Wenigſtens zeigte er die Spuren der dort herrſchenden Geſchäftigkeit. Einzelne umherliegende Bruchſteine und Reſte von Dammerde verwandelten ihn in Berg und Thal, in der Mitte verſperrte ein Bollwerk von Karren und Schaufeln ſo ziemlich den Durchgang. Dazu lag auf den überhangenden dichten Büſchen an der Gartenſeite der Thau ſo ſchwer, daß er von Zeit zu Zeit Kleid und Hut der leicht Vorüberſtreifenden mit einem feinen Sprühregen übergoß. Sie lächelte nur dazu und ließ ihre Schritte weder dadurch, noch durch die Hemmniſſe im Weg aufhalten, ſie ging ſo leicht und ſicher, daß man deutlich ſah, ſie habe dieſen Pfad nicht zum erſten Mal und nicht aus Zufall eingeſchlagen. Auch der kräftige Mann in Arbeitertracht, mit einem mächtigen Barte, der, in's Röthliche ſpielend, ſein wetterbraunes Geſicht umrahmte, lachte der Heranſchreitenden als einer bekannten Erſcheinung entgegen. Er ſtand auf der Erhöhung, die mitten im Wege gebildet war und hätte von hier aus einen trefflichen Blick in alle die blühenden Gärten rings umher haben können, wäre es ihm darum zu thun geweſen. Seine Augen richteten ſich aber nur auf die näher kommende

junge Dame, deren Gesicht ihn gleichfalls mit dem Ausdruck des Erkennens und freundlicher Begrüßung anblickte. Sie winkte ihm mit der Hand, blieb einen Augenblick stehen und mit dem Sonnenschirm nach den Gärten deutend, welche in der Richtung des Viaducts lagen, fragte sie:

„Ist — ist Herr Walther schon nach dem Bau gegangen, Altmann?“

Sie hatte die Frage ganz leicht, ganz gleichgiltig thun wollen und doch bebte ihre klare Stimme und eine jähe verrätherische Röthe überflog ihr Gesicht. Der Arbeiter hatte trotz seines rauhen Aussehens Zartgefühl genug, den Blick eine Minute von dem jungen Mädchen hinwegzuwenden und versetzte dann:

„Der Herr Ingenieur hat die erste Runde auf dem Bau schon gemacht — er ist, glaub' ich, mit seinen Plänen und Zeichnungen in der alten Laube dort drüben! Er war auch schon zweimal hier und sah den Weg nach der Allee hinab, gnädiges Fräulein!“ fügte Altmann hinzu und machte sich eifrig daran die Schaufelpyramide, vor der er stand, auseinanderzunehmen.

Das junge Mädchen schritt auf die erhaltene Auskunft rascher als zuvor zwischen den Gärten hin und erreichte diejenigen, welche dem riesigen Bau zunächst lagen und von der unvermeidlichen Verwüstung desselben betroffen waren. Niedergerissene Zäune und Hecken, gefällte Bäume und kahle Rasenpartien, dazwischen vereinzelte Büsche, Blumen, die lustig und farbig mitten in der Zerstörung grünten und blühten, umgaben in wunderlichem Contrast eine sorglich geschonte Gartenpartie. Ein Theil der hohen, dichten Ligusterhecke war wol auch hier gegen den Damm niedergelegt, aber sonst sah man deutlich, daß dies Gartenstück sorgfältig behütet worden war. An der Thür eines kleinen, bis über das Dach von wildem Wein umsponnenen Gartenhauses, das sich zwischen Gruppen prächtiger Rosenstöcke erhob, prangte eine hölzerne Tafel mit der Inschrift: „Ingenieurbureau“. Der Weg bis zu dieser Thür war mit feinem dicken Sand bestreut und offenbar viel betreten. Dafür erschien der Rasen, der sich vom Häuschen bis an die Gebüsche erstreckte, welche den großen Garten von diesem Ende schieden, völlig so dicht und frisch und grün, wie vor der Zeit des zerstörenden Baues. Das junge Mädchen ging seitwärts von dem kleinen Hause durch den Rasen, sie verschwand mit raschen Schritten hinter den dichten Weißdorn- und Hollunderbüschen, die im vollen Blüthenschmuck prangten. Man sah noch, daß die schlanke Gestalt einige Stufen hinabstieg — und im Hinabsteigen nach dem grünumsponnenen kleinen Hause zurückschaute.

Im Ingenieurbureau waren aber Thür und Fenster nicht blos geöffnet, um die frische Morgenluft und den würzigen Hauch des Flieders einströmen zu lassen. Aus jeder Oeffnung konnte Weg und Garten übersehen werden und den blauen Augen des jungen Mädchens, so flüchtig sie umhergeblickt hatten, waren doch im Flug ein paar blitzende braune begegnet. Zwischen Thür und Fenster des Bureaus stand ein

junger Mann von höchstens dreißig Jahren, eine stattliche Gestalt, ein prächtiger Kopf, mit dichtem dunkelbraunen Haar — mit Zügen, die offenbar klug und fest und ruhig in die Welt blicken konnten, so gespannt und glückselig erregt sie in diesem Augenblick erschienen. Kaum war die anmuthige Mädchengestalt, deren Bewegungen er verfolgte, hinter dem Gebüsch verschwunden, so schleuderte er die Reißfeder, die er in der Hand hielt, auf den großen Arbeitstisch in der Mitte des Gemachs und trat hochaufathmend vor die Thür des kleinen Hauses. Mit wenigen Schritten eilte er über den Rasen, aber während das junge Mädchen sich nach rechts gewandt hatte, ging er links von den Weißdorn- und Hollunderbüschen zu den Stufen, die in den tieferliegenden Theil des schattigen Gartens hinabführten. Einen Augenblick währte das leichte Versteckspiel, im nächsten wurden der junge Mann und das schöne Mädchen einander ansichtig. Sie traten sich, so gewiß jedes von ihnen dies Zusammentreffen erwartet und ersehnt, mit dem Ausdruck glücklicher Ueberraschung und erschrockenen Entzückens gegenüber. Das Mädchen streckte ihre beiden Hände dem freudig erregten jungen Manne entgegen, er aber öffnete seine Arme und als sie zögerte, sich in denselben gefangen zu geben, legte sich doch ein Arm um ihren schlanken Leib und sie lehnte an der Brust des jungen Mannes, seine frischen rothen Lippen suchten und fanden die ihren! Ihr Gesicht glühte in süßer Scham, aber sie erwiederte seinen Kuß und lauschte den Schmeichelnamen, mit denen er sie begrüßte:

„Meine Agnes! Mein herziges Lieb! Wie lieb ist's, daß Du kommst! Seit fünf Uhr habe ich Altmann gemartert, als ob er Dich herbeizaubern könne! Liebes, liebes Herz!"

Er schloß sie fester in die Arme und küßte ihre Stirn, ihr Haar, ihren Mund. Sie entwand sich ihm leis, zärtlich, aber mit bittendem Blick, so, daß sein Arm sie freigab und nur ihre weiße schlanke Hand in seiner gebräunten arbeitskräftigen ruhte.

„Ich bin gern gekommen, Paul!" sagte sie, den Geliebten mit einem Ausdruck anblickend, der wunderbar aus hingebender Zärtlichkeit, aus fröhlichem Jugendmuth und einem Zug ernsten, ja schweren Bedenkens gemischt war. „Ich hatte Dir versprochen zu kommen, obschon es immer ein Unrecht und ganz gewiß heute eine Thorheit ist; aber wie herrlich, wie wunderschön ist es diesen Morgen hier!"

Sie hatte die letzten Worte im Umhersehen gesprochen und meinte offenbar die grüne lauschige Runde, in der sie sich mit dem jungen Manne befand. Aber ihr Blick kehrte sofort zu seinem Gesicht zurück, das von Liebe und Glück strahlte und als er ihr seine Hand bot und sie zu einer kleinen hölzernen Bank leitete, welche unter dem Schatten einer prächtigen Platane, des einzigen Baumes in diesem Gartentheil, angebracht war, sagte sie nur leis:

„Ich darf nicht lange hier bleiben, Paul, nur wenige Minuten". Sie wollte sichtlich noch mehr hinzufügen, aber ein Blick des Geliebten, der voll glücklicher Heiterkeit, voll Vertrauen auf ihr ruhte, schloß ihre

Lippen. Sie setzte sich neben ihn unter der Platane, ihre Hand blieb in der seinen ruhen und in glücklichem Schweigen verrannen die Minuten. Der Geist träumerischer Stille, der an diesem Fleck Erde waltete, der ihn sichtlich geschaffen hatte, schien die beiden jugendlichen, lebensvollen Gestalten zu erfassen. Sie hielten sich nicht umschlungen, sie saßen stumm beieinander und doch war in diesem Augenblick ein Gefühl des Lebens in ihnen, ein Licht erglänzte in ihren Augen! Die weichen Düfte der umgebenden Hecken flutheten über sie hin und durch das Laub des Baumes flirrten die goldenen Sonnenstrahlen über das Haar des schönen Mädchens, die ihren leichten Hut abgelegt hatte.

Heimlich und wie zu stillem Glück geträumt, war dies Gartenstück, so laut auch aus kurzer Entfernung der Lärm der Welt und des Tages von dem großen Viaductbau herüberklang. Eine mäßige Rasenrunde, aus der sich üppig wilde Blumen und große Farrenkräuter erhoben, war überall mit Weißdorn und Hollundergebüschen umschränkt, unter dem großen Baum in der Mitte dieser Runde erhob sich ein schlichter Steinwürfel. Zersprungen, verwittert, moosbewachsen, von den Farrenkräutern fast überwuchert, zeigte er doch noch deutlich eine Inschrift, die vordem vergoldet gewesen sein mochte. In schlichten großen Lettern traten die Worte: „Et ego in Arcadia" hervor und zogen die sinnenden Blicke Derer, die auf der Holzbank gegenüber saßen, fast unwillkürlich auf sich. Wo die Stufen, welche die Beiden herabgekommen waren, zur obern Gartenpartie führten, trat aus dem Mauerwerk, das die Rasenböschung stützte, eine Brunnenröhre, die den einfachen hellen Strahl in ein mächtiges Steinbecken ergoß. Nach der andern Gartenseite hin führten wieder einige Stufen weiter abwärts und drunten verlor sich der Blick in einer Fülle von Baumkronen und Laubgängen, welche die große Ausdehnung des Gartens verriethen.

Die Blicke der Liebenden indeß flogen nicht über den eingefriedigten Platz, kaum über den Stein zu ihren Füßen hinaus und kehrten immer wieder zu einander zurück. Dem jungen Mann entging nicht, daß in den Zügen des Mädchens eine gewisse Bangigkeit, ein leises Zagen die glückselige Heiterkeit überschattete. Er sah sie mehr als einmal fragend an und als sie die blauen Augen niederschlug, sagte er endlich bittend:

„Der Morgen ist wunderbar schön, Agnes, aber Du — Du bist nicht ganz glücklich! Dich beunruhigt Etwas — darf ich nicht wissen, was es ist?"

„Du mußt es sogar wissen!" entgegnete sie hochaufathmend und man sah, daß seine Frage einen Druck von der jungen Seele gelöst hatte, so schmerzlich und bang jetzt auch der Ausdruck ihres lieblichen Gesichts war.

„Paul, liebster Paul, ich fürchte, wir werden uns nicht oft mehr an dieser Stelle sehen!"

Der junge Ingenieur erbleichte sichtlich und fragte mit stockender unsicherer Stimme:

„Was ist geschehen, Agnes? — Warum hast Du so lange geschwiegen, wenn Dich ein Leid betroffen hat?“

Er beugte sich zärtlich auf sie herab, das schöne Mädchen hatte in plötzlicher Erregung ihren Kopf an seine Schulter gelehnt und suchte ihm die Thränen zu verbergen, die ihre Augen jetzt erfüllten. Doch dauerte es nur wenige Augenblicke, so erhob sie sich, sah den Geliebten mit einem muthigen, beinahe schalkhaften Lächeln an und sagte rasch:

„Sind wir nicht thöricht, Paul? So viele, viele Male haben wir uns Treue und Vertrauen gelobt — und nun der erste böse Tag kommt, verzage ich wie ein Kind! Du weißt, daß mich Franz Dahl im letzten Winter mit seinen Aufmerksamkeiten geängstigt und bedrängt hat. Ich war kalt, fast unartig gegen ihn, er aber blieb sich immer gleich und meine Mutter lud ihn immer häufiger zu uns. Du hast ja selbst gesehen, wie er sich bemühte mir zu gefallen und weißt am besten, warum er mir nicht gefallen konnte! Ich hoffte wirklich, daß er es müde geworden sei, seine Aufmerksamkeit an mich zu verschwenden. Doch seit einigen Tagen fürchte ich, daß er auf seinem Sinn besteht und bei meinen Eltern um meine Hand anhalten wird!“

„Und was dann?“ fragte Paul gespannt und seine kräftige wohllautende Stimme klang etwas gepreßt.

„Dann wird man in mich dringen, mir zureden, mir alles Glück der Welt in dem reichen Hause und mit dem liebenswürdigen Mann verheißen! Ich werde schwere Tage zu verleben haben; Paul, ich werde sagen müssen, weshalb ich Franz Dahl niemals heirathen kann und darf! Ich fürchte, man wird es dann so einzurichten wissen, daß ich Dich lange, lange nicht sehen kann!“

Ihre Fassung drohte wieder zu verschwinden, mit inniger Sorge, in welcher das Gefühl eigener Bangigkeit und Unruhe fast unterging, stützte der junge Mann die schlanke anmuthige Gestalt und fragte dann bewegt:

„Und ich kann nichts, gar nichts thun, Agnes? Wenn ich dem kecken Bewerber kühn entgegenträte, ihm kurz den Weg abschnitte? Ich bin nicht reich, aber meine Lebensstellung ist ehrenvoll, meine bescheidenen Aussichten sind sicher, sollte Dein Vater blind dagegen sein und bleiben, Agnes? Darf ich nicht auch um Deine Hand anhalten?“

Das Mädchen war bei den Worten des Geliebten, die so schlicht und doch stolz klangen, erblaßt, sie schwieg einige lange Minuten, ehe sie mit schmerzlicher Bewegung antwortete:

„Nein — nein, Paul! Das würde Alles verderben. Es ist Unrecht von mir, daß ich meine Eltern anklage. Aber Vater und Mutter würden an meine Liebe und unser Glück nicht glauben. Sie sagen, die Zeit sei so hart und eisern, daß auch der beste und tüchtigste Mann ohne Glücksgüter den Seinen nur Noth und Sorgen bringe. Seit Franz Dahl sich um mich bemüht, läßt mich die Mutter täglich hören, wir seien nicht reich, lange nicht reich genug, als daß ich einem andern als einem sehr reichen Mann meine Hand geben dürfe. Ich glaube, sie ahnt meine

Liebe zu Dir und sie weiß nur nicht, daß ich so ungehorsam war, mich geheim zu verloben! Thue keinen Schritt, Paul, der Dir und mir schwere Kränkung bringen müßte!"

Jetzt hatte sich das Gesicht des Ingenieurs verfinstert und kein bittender Blick des Mädchens vermochte die Falten von der prächtig gewölbten Stirn Paul's zu verscheuchen. Er sagte tonlos:

„Was aber dann, Agnes? Was endlich? Einmal müssen Deine Eltern doch wissen, wem Du Dein Herz zugewendet hast und wenn sie es erfahren, so wird es immer an mir sein, daß ich Dich von ihnen zur Frau erbitte! Immer können wir doch nicht hoffen und harren!"

„Nur jetzt müssen wir es!" entgegnete sie stets leiser sprechend und richtete die blauen Augen zuversichtlich und bittend zugleich auf ihn. „Vertraue mir! — Franz Dahl's Braut werde ich niemals — ich kann fest sein und zuletzt werden meine Eltern ihre Zustimmung nicht versagen. Wir werden uns schreiben, werden uns sehen können, Paul! Wenn es auch Jahre dauerte —"

„Nein — nein", fiel ihr Paul mit plötzlicher Erregung in's Wort. „Wenn es sein müßte, liebes Herz, wenn eine Nothwendigkeit uns zu warten zwänge, wär's immer noch hart! Wie wir heute sind, gehören wir einander und sollten das Leben gemeinsam bestehen! Ich bin Dir eine frische unverkümmerte Jugend schuldig und ich möchte Dir Glück geben, aber nicht Dein Glück mit düsteren Jahren trüben. Ich denke auch an mich, Agnes, warum soll ich mich jahrelang von fern nach der Blüthe sehnen, nach der ein Anderer die Hand ausstreckt und meiner spottet!"

„Und was soll ich thun?" fragte Agnes, in deren Augen Thränen glänzten. „Was kann ein armes Mädchen thun, als hoffen und dem Liebsten ihr Herz bewahren?"

Der Ingenieur wollte eben antworten und eine eindringlich mahnende Erwiederung lag auf seinen Lippen. Aber Schritte, die von oben herab hörbar wurden, ließen beide Liebende besorgt aufschauen — noch nie hatte ein Mensch diese stillen seltenen Morgenzusammenkünfte gestört! Agnes, die einen Augenblick lang bestürzt stand, war jedoch die erste, die mit fröhlichem Lächeln sagte:

„Es ist nichts — es ist Altmann, der Dich sucht!"

In der That kam der breitschulterige Arbeiter, den das junge Mädchen vorhin begrüßt, die Stufen herab und sein verlegenes Gesicht zeigte, wie ungern er die Liebenden störe; Paul war ihm entgegengetreten, mit einem Blick hatte er die Befangenheit in den Zügen seines Bauaufsehers wahrgenommen.

„Was giebt's Altmann? Sind die Leute schon auf dem Bau?"

„Auf dem Bau ist Alles in Ordnung, Herr Ingenieur!" entgegnete der Arbeiter. „Aber eben waren ein paar junge Herren hier, die nach Fräulein von Bentheim fragten! Als ich ihnen sagte, daß keine junge Dame dieses Weges gekommen wäre und daß das überhaupt kein Weg sei, lachten sie recht spöttisch. Der Eine wollte sich an mir vorüber-

drängen und der Andere zog ein Guldenstück aus der Tasche und sagte, ich solle ihn zum Herrn Ingenieur Walther führen!"

„Warum haben Sie es nicht gethan, Altmann?" fragte Paul, während Agnes ihre Hand fester auf seinen Arm legte, um ihr Zittern zu verbergen. Der Arbeiter machte eine mächtig abwehrende Bewegung und sagte mißbilligend:

„Ich werde doch klug sein, Herr Walther. Ich sah doch, daß die Kerls nur lauern und spüren möchten! Den einen von ihnen, den Herrn Dahl, kannte ich recht wohl. Ich hätte ihnen nicht rathen wollen, den Weg zum Bureau zu betreten. Sie gingen endlich und ich glaube, das gnädige Fräulein könnte jetzt bis zur Allee zurückgehen. Ob freilich dort nicht Einer von ihnen wartet, weiß ich nicht — es wird ja wol nichts schaden!"

„Leb' wohl, Paul! — ich muß nun augenblicklich nach Hause!" sagte Agnes, in deren Gesicht eine fliegende Röthe aufgestiegen war, während der Bauaufseher berichtete. Sie streckte dem Geliebten die schlanke weiße Hand entgegen, um ihren Mund aber zuckte sichtlich der Schmerz, daß sie so flüchtig, so äußerlich Abschied nehmen solle. Der junge Mann verstand den Ausdruck dieses Schmerzes nur zu wohl, er blickte sie bittend an:

„Einen Augenblick noch, liebes Herz!"

„Ich bin schon zu lange geblieben!" flüsterte sie. „Das war's, was ich längst gefürchtet habe, wenn ich jetzt Franz Dahl begegne, wird meine Mutter noch heute in Kenntniß gesetzt werden, wohin ich meine Morgenspaziergänge gerichtet habe!"

In die Besorgniß mischte sich Verwirrung und Scham über die peinliche Situation und doch sagte ein unendlich süßer Blick auch jetzt dem Geliebten, daß sie um nichts die Erinnerung an die verflossene Stunde hingeben möchte. Paul erwiederte den Blick beglückt und dankend, dann rief er:

„Ich muß aber dennoch versuchen, Dir den Weg zu bahnen, Agnes, ich bin in einer Minute zurück!"

Und damit stieg er neben Altmann die Stufen hinauf, das junge Mädchen hörte seinen raschen leichten Tritt verklingen, sie war allein. Sie wußte wohl, daß er die Beobachter, wenn es solche gab, nicht verscheuchen, sie nicht ungesehen nach ihrem Elternhaus zurückgeleiten konnte. Aber sie blieb, weil auch sie die Minuten eines süß-schmerzlichen Abschieds — der Himmel mochte wissen auf wie lange! — nicht verkürzen wollte! Sie versank in träumerisches Nachsinnen, und neben der augenblicklichen Sorge drängte sich die Erinnerung aller glücklichen Augenblicke heran, welche sie in dieser lauschigen abgeschlossenen Runde schon durchlebt hatte. Je bewegter sie war, je tiefere Stille zwischen den Bäumen und Büschen herrschte, um so heftiger erschrak das junge Mädchen, als plötzlich eine fremde Stimme neben ihr erklang. „Sie verzeihen, mein Fräulein — wenn Sie einen kürzern Weg zur Stadt

zurück vorziehen, so steht Ihnen mein Garten und Hof und Haus vor demselben zur Verfügung."

Als die erbleichte Agnes um sich schaute, bemerkte sie den unerwarteten Sprecher auf jenen Stufen des Rondels, welche in den untern großen Garten führten und durch ein leichtes Gitter abgeschlossen waren, dessen Thür jetzt offen stand. Der Unberufene war ein alter Herr, noch immer eine stattliche Figur, sein Gesicht war faltig und trug den Ausdruck grämlicher Düsterkeit in ungewöhnlichem Maße, obschon gerade jetzt eine Art Lächeln sich über dasselbe stahl und die harten Züge milderte. Schlichtes weißes Haar umrahmte die edelgeformte Stirn, die grauen scharfen Augen blitzten prüfend, aber mit sichtlichem Wohlwollen über das befangene Mädchen hin.

„Ich kenne Sie, liebes Fräulein, wenn Sie auch mich nicht kennen! Ich habe wahrlich nicht den Lauscher gespielt, aber da ich mehr in meinem Garten, als in meinem Hause lebe, habe ich Sie und Ihren — Ihren Herrn Verlobten — den ich auch sonst als vorzüglichen, wackern Mann kenne, sehen müssen! Mir ist wohl und weh zu Muthe geworden, daß mein kleiner Erinnerungstempel, den nur die Güte des Herrn Walther vor der Zerstörung geschützt hat, Ihnen und dem trefflichen jungen Mann, der Sie so warm, so treu liebt, Fräulein — zu statten kam!"

Ueber Agnes' Gesicht hatte sich die Gluth der Scham ergossen — sie kämpfte mit sich, um nicht in lautes Weinen auszubrechen. Ihr süßes stilles Glück, das heilige Geheimniß ihrer wagenden und doch so zaghaften Liebe fremden Blicken preisgegeben, fremder Neugier zum Schauspiel dienend!

Und doch war ein Etwas im Gesicht des Sprechers, was sie wider Willen anzog und mit Vertrauen erfüllte. Der Alte, der in stattlicher Haltung, trotz seines schlichten, grauen Gartenanzugs, vor ihr stand, mochte ihr das innere Widerstreben ansehen und sagte mit ungeahnter Weichheit:

„Lassen Sie sich nicht leid thun, mein Kind, daß ein alter Mann, der ein trauriges Leben geführt, nach langer, langer Zeit wieder frische, jugendliche Liebe geschaut hat und beinahe wieder an Liebe glaubt!"

Er sah sie dabei mit so tiefer Theilnahme, fast gerührt an und seiner Haltung war ein leiser Anflug ritterlicher Huldigung beigemischt, daß sich die Befremdung des Mädchens fast verlor und sie auf seine erneute Aufforderung, durch den Garten und das Haus den sichern Heimweg zu suchen, nur noch stammelnd erwiederte:

„Aber Paul — aber Herr Walther wird es nicht begreifen, warum ich ihn nicht erwartet."

Der alte Herr lächelte, doch diesmal recht sichtbar, beinahe fröhlich:

„Wahre Liebe muß auch necken können", sagte er. „Und er soll schon erfahren, wohin ihm seine Fee entschwunden ist — dafür lassen Sie den alten Forster sorgen."

Er hatte die Thür zu dem untern Garten noch weiter zurückgelehnt,

Agnes ihre Hand schon auf seinen dargebotenen Arm gelegt. Als er seinen Namen nannte, zuckte sie zusammen, ein Ausdruck von Bestürzung und Mißtrauen ging so sichtlich über ihre Züge, daß der alte Herr mit einiger Hast sagte:

„Nun, erschrecken Sie vor meinem Namen? Man hat Ihnen gesagt, daß der alte Doctor Forster ein finsterer, schwarzgalliger, menschenfeindlicher Mann sei, daß er sich starr von der Welt abschließe! Ich könnte Ihnen sagen — aber ich sage nichts, gar nichts, Fräulein, als daß ich Ihnen ein anderes Gesicht zeige als aller Welt, daß ich an Ihnen so warm Theil nehme, wie seit Langem an nichts!"

„Sie kennen mich nicht — nicht einmal meinen Namen", erwiederte sie in reizender Befangenheit.

„Ich glaube an Ihre Liebe, an Ihre reinen, edlen Züge", versetzte der alte Herr mit einer Art Feuer. Die leise hinzugefügten Worte: „zwar trügen auch solche Züge!" hörte das junge Mädchen nicht, sie folgte jetzt dem Führenden durch das üppige Grün eines halbverwilderten, aber mit den prächtigsten Bäumen bestandenen Gartens. Doctor Forster geleitete sie über den Hof, welcher völlig einsam und still lag, durch den Flur seines Hauses, der mit Steinplatten belegt war. Agnes warf im Vorübergehen einen Blick auf die mächtige Treppe von Eichenholz, die zum obern Stockwerk emporführte, auf die eichenen Thüren mit blitzenden, metallenen Schlössern. Es war ein altes, wohlerhaltenes Patricierhaus, wie die Stadt nur noch wenige zählte. Doch herrschte eine Stille und Oede darin, die gleichsam verrieth, daß hier keine stattliche Familie, sondern ein einsamer Sonderling hause, der jetzt über sich selbst lächeln mußte, wie er, das schöne Mädchen am Arm, durch den Flur hindurch schritt. Ehe er sie über die Schwelle des breiten Thores entließ, sagte er ernst und mit sichtlicher Bewegung:

„Ein Fremder hat sich unberufen in Ihr Leben gedrängt, Fräulein! Sie sind in schwerer Lage, Ihr eigenes Herz, Ihr Liebesmuth müssen das Beste thun. Aber wenn Sie, wenn Herr Walther Rath, Hülfe, Beistand brauchen können, Sie sollen ihn beim alten Forster finden! Ich werde dasselbe Ihrem wackern Verlobten sagen und Sie werden auch erfahren, warum ich an Ihrem Schicksal so tiefen Antheil nehme. Gott erhalte Ihnen ein tapferes Herz!"

Die Gestalt des schönen Mädchens verschwand mit leichten, schwebenden Schritten durch das Thor, die Straße hinab, die im Sonnenlicht lag. Der alte Herr sah ihr noch einige Augenblicke mit gespannter Theilnahme nach und wendete sich dann nach dem Wege zurück, auf dem er sie geleitet hatte. Sein Gesicht nahm für einen Augenblick den düstern, beinahe harten Ausdruck wieder an, den es für gewöhnlich trug und der den alten Rechtsanwalt in den Ruf finsterer Melancholie gebracht hatte.

„Wenn ich an diesem Paar Freude erlebte, lohnte es der Mühe noch einmal zu leben. Müßte ich aber denken, daß den braven, tüchtigen Menschen mein Schicksal treffen könnte, so möcht' ich lieber gleich —"

Doctor Forſter ſprach es nicht aus, was er lieber gleich thun möchte, aber die feſt über die Lippen gepreßten Zähne des alten Herrn und die Ungeduld, mit der er ein paar überhängende Zweige aus ſeinem Wege ſtieß, ließen auf nichts Gutes ſchließen. Er eilte dem Rondel mit der Platane und dem verwitterten Denkſtein zu, denn er mußte wol annehmen, daß der junge Ingenieur inzwiſchen zurückgekehrt und durch das plötzliche Verſchwinden ſeiner Geliebten beſtürzt worden ſei.

Paul Walther war in der That vor zwei Minuten von dem Wege am Viaduct her wieder in die grüne Einſamkeit getreten, welche Agnes ſchützend und bergend umfing. Er war zögernden Schrittes zurückgekehrt, denn er hatte dem jungen Mädchen leider zu ſagen, daß die unberufenen Beobachter noch immer den Weg zwiſchen den Gärten im Auge hielten. Doch als er die lauſchige Runde betrat, kein Laut ihm entgegenklang als das Plätſchern des Brunnens — da drängten ſich in ſeiner Phantaſie eine Reihe von Bildern. Er hatte geglaubt, Agnes von Bentheim habe Zuflucht in ſeinem Bureau geſucht und er war eilend über den Raſen geſtürmt, um ſich dort in dem Häuschen, zwiſchen den Tiſchen und Reißbretern zu überzeugen, daß er einen vollkommen thörichten Einfall gehabt. Er hatte gedacht, das ſchöne Mädchen könne den ſchwierigen und gefährlichen Weg über den Viaduct eingeſchlagen haben. Aber dann hätten ſeine Augen, die den ganzen Bau überblickten, ſie noch jetzt gewahren müſſen. Und ſo kehrte er auf den Platz zurück, wo er Agnes verlaſſen, ſein Auge irrte nochmals durch denſelben, über die Büſche, die Farrenkräuter, die Bank unter der Platane und den verwitterten, moosbewachſenen Stein. Mit einem Blick nach dem untern Theil des Gartens, den er ſeither nie betreten, kam der junge Ingenieur der Wahrheit ſchon näher. Als er jedoch eben entſchloſſen vorſchritt, um in den abgeſchloſſenen Raum einzudringen, trat ihm der Herr des Gartens mit einer Miene entgegen, welche Paul augenblicklich Halt gebot. Er grüßte höflich, aber voll Befangenheit und Verwirrung. Doctor Forſter jedoch ſchritt vollends an ihn heran und bot ihm herzlich die Hand dar.

„Guten Morgen, Herr Ingenieur“, ſagte er. „Ich habe Ihnen ein Lebewohl für heute zu überbringen, das Ihnen lieber ſein wird, als mein Morgengruß! Ihre ſchöne Braut hat ganz ſicher vor Lauſchern und unberufenen Spähern den Garten durch meinen Hof verlaſſen und ſie kann, wenn es nöthig werden ſollte, dieſen Weg wiederum einſchlagen. Ich bin für große und kleine Kinder Wauwau genug, daß Niemand denken und vermuthen wird, daß ich den Beſchützer junger Damen ſpiele und daß ſich in mein Haus ein liebenswürdiges junges Mädchen wagt.“

Paul Walther war bei dieſer wunderlichen und plötzlichen Einmiſchung beinahe noch befangener als vorhin ſeine ſchöne Geliebte. Daß er kein Wort der Erwiederung fand, ſchien dem Alten ſogar lieb, denn raſch und mit einer Munterkeit, die Niemand hinter den verwitterten, grämlichen Zügen geſucht hätte, fuhr Doctor Forſter fort:

„Sie kennen mich nur von der Stunde her, wo ich Sie um Schonung dieſes ſtillen Fleckes bat, wo Sie mit liebenswürdiger Theilnahme auf meine Grillen und Erinnerungen Rückſicht nahmen. Ich habe Ihnen im Stillen ſtets für die Sorgfalt gedankt, mit der Sie hier mein altes Beſitzthum geſchützt, und ich habe meine herzinnige Freude daran gehabt, als ſich Ihre Schonung gerade dieſes Stückes Erde ſo raſch und ſo hold belohnte. Hält Ihnen die Zukunft, was ſie heute verſpricht, ſo ſind Sie ein beglückter Mann. Und ich wünſche Ihnen von Herzen, daß das Glück Ihnen Wort halte, ich habe genug von Ihnen gehört und habe Sie hier mit Ihrer Braut geſehen —“

„Sie kennen meine Verlobte?“ fiel der erregte junge Mann dem Alten in das Wort, um doch etwas zu ſagen.

„Nicht einmal den Namen Ihrer Braut kenne ich“, verſetzte Doctor Forſter. „Ich habe dem glücklichen Zufall nicht wehren können, auch nicht wollen, daß ich Zeuge Ihres ſtillen Glückes wurde, aber keine unedle Neugierde trieb mich zur Einmiſchung. Ich ſah genug, um zu wiſſen, daß ich hier ein junges Paar vor mir hätte, wie es ſeltener und ſeltener wird in der heutigen Welt. Ihre ſchöne Verlobte ſucht nicht Abenteuer, aber ſie hat den Muth der Liebe. Und ich ſah auch, daß ſie dieſen Muth bedarf, Ihre heimlichen Zuſammenkünfte beweiſen mir, daß Ihnen die äußeren Verhältniſſe nicht günſtig ſind.“

„Ich kann Agnes im Kreiſe ihre Familie ſehen“, verſetzte Paul Walther ſtockend. „Aber da man dort — da wir nie einen Augenblick uns ſelbſt gehören — ſo habe ich ſo lange flehentlich gebeten, bis ſie einige ihrer Morgenſpaziergänge hierher gerichtet. Sie trinkt auf ärztliche Vorſchrift einen Brunnen und muß die Morgen im Freien zubringen. Bis heute hat kein Argwohn ihre Wege überwacht.“

„Aber heute iſt's geſchehen — natürlich —“, fiel der alte Rechtsanwalt dem erregten jungen Mann in's Wort. Im Grunde geſchieht nichts, als was Sie längſt befürchten mußten. Die Liebe wird erſt dann gewiß und gewährt ihre höchſte Seligkeit erſt dann, wenn ſie im Widerſtand beſteht. So lange die Welt kreiſt, hat es noch nie eine wahrhafte Liebe gegeben, der die Welt nicht entgegen geweſen wäre. Wenn ich Ihnen in dieſem Streite beizuſtehen vermag, ſo ſehen Sie mich als Freund an. Der alte Rechtsanwalt Forſter gilt zwar für einen menſchenſcheuen, harten Sonderling, aber meine bürgerliche Stellung iſt doch derart, daß ich Ihnen vielleicht nützen kann.“

„Und womit verdiene ich Ihre warme Theilnahme?“ wandte Paul Walther ein, den in dieſem Augenblicke das tröſtliche Gefühl überkam, unverhofft einer theilnehmenden Seele begegnet zu ſein. Der Alte hatte ſich von ihm hinweg nach der Platane gewandt, er ſaß jetzt auf derſelben Stelle, wo vorhin Agnes geſeſſen, er ſenkte ſeinen Blick auf den Steinwürfel zu ſeinen Füßen und ſagte, mit der Hand auf die halbverblaßte Inſchrift deutend:

„Sie wiſſen nicht, junger Mann, daß Sie in einer wunderbaren Wahlverwandtſchaft zu mir ſtehen. An dieſer Stelle, wo Sie glücklich

sind, war ich dereinst selig. Et ego in Arcadia, auch ich war in Arcadien, fahren Sie nicht zurück, ich glaube Ihnen gern, daß mir kein Mensch mehr dergleichen ansieht. Es sind dreißig Jahre darüber hingegangen und nur in meiner Erinnerung leben die Tage und Stunden, die mich unter dieser jungen Platane glücklich sahen! Zwar lebt sie noch, die mir diese Stunden gegeben, aber sie denkt wol längst nicht mehr an die Zeit, wo wir uns hier fanden, wo wir hier träumten und liebten. Sie hatte Alles, was einen Mann beglücken konnte, nur nicht den Liebesmuth, der um sein eigenes Glück ringt und den kein andres Glück befriedigen kann. Dieser Garten, dies Besitzthum gehörte damals nicht mir, sondern einem Oheim von mir, auch war keine Aussicht, daß ich den Alten beerben würde. Sonst wäre wol Alles anders gekommen! Die Liebliche hatte den Muth nicht, den ich aus dem Auge Ihrer schönen Braut leuchten sehe! Sie ließ sich zwingen, zureden, unsere Liebe und mich und sich selbst aufzugeben, sie ward die Frau eines wackern, wohlgestellten Mannes, kein Jahr, nachdem wir hier unter der Platane gesessen und Herz um Herz getauscht hatten. Es kommt mehr vor in der Welt — mein Unglück war's, daß es mich so tief traf und daß der Tod meines Oheims mir Alles in den Schooß warf, um deswillen man unsere Liebe zerstört und getrennt hatte! Ich ward wohlhabend, begüterter als der Mann, der sie errungen, aber mich ergrimmte und erbitterte solcher Weltlauf, zumal wie mir von allen Seiten, selbst von ihren Verwandten, die uns getrennt hatten, heuchlerisches Bedauern entgegenkam! Sie hat ihr Glück, ich habe mein Unglück ertragen, wir haben uns nie wieder gesehen, so nahe wir einander waren! Ich ließ nach zwei, drei Jahren, als ich Herr in diesem Hause war, den Stein setzen und habe viele, unzählige, einsame Stunden hier verbracht! Nun wissen Sie, warum mir so unendlich viel an der Erhaltung des Steins und dieses Platzes gelegen war, als Ihr Viaductbau begann. Und wie tief es mich ergriff, daß an dieser Stelle, die ich ehedem so sorgfältig vor dem Auge aller Welt gehütet, zu der ich niemals einen Menschen hingeführt habe, nach dreißig Jahren trotz Allem ein neues junges Liebesglück erblühte! Sie haben ein Anrecht auf meine Theilnahme, meine Hülfe, auf Alles, was ich vermag und ich hoffe, Sie werden mich von heut' als keinen Fremden mehr ansehen! Ich suche Sie morgen wieder auf — ich spreche dann vernünftig und ruhig mit Ihnen. Heute bin ich zu nichts tauglich, die alten Erinnerungen haben alle alten Schmerzen, alle Bitterkeit emporgewühlt! Et ego in Arcadia. Möge der Stein für Sie und Ihre schöne Verlobte nie eine andere Bedeutung haben, als daß Sie an ihm Ihr dauerndes, unverlierbares Glück fanden!"

Mit einem flüchtigen Gruß verließ der erregte Alte den jungen Ingenieur, der, nicht minder erschüttert von den wechselnden, ungeahnten Erlebnissen dieses Morgens, mit langsamen, zögernden Schritten sein Bureau und seine Zeichnungen wieder aufsuchte.

Doctor Forster hatte sich auf demselben Wege nach seinem Hause begeben, den er vorhin Agnes von Bentheim geführt hatte. Er stieg

die dunkle, alte Eichentreppe empor, droben schon längst von seinem Diener erwartet, der, älter als er, noch finsterer, verschlossener dreinblickte, als sein Herr.

„Ihr Frühstück steht längst bereit, Herr", sagte er mit einem gewissen Tone des Vorwurfs in seiner Stimme.

„Räum' es hinweg, Philipp, ich frühstücke heute nicht!" erwiederte der Alte kurz. „Und sieh' zu, daß Du mir heute jeden Besuch fern halten kannst, ich bin nicht aufgelegt zu Geschäften und zu Anderm noch weniger!"

Damit verschwand er in seinen Zimmern, der alte Diener sah ihm nach und seine Miene verrieth, daß ihm diese Weise weder neu noch unverständlich sei. Dem erhaltenen Befehl kam er pünktlich nach und in dem weiten, geräumigen Hause herrschte bis zum Abend die tiefste Stille. Der alte Philipp schlich ab und zu, er horchte gelegentlich an der Thür und wies die Besucher, die drunten im Bureau des Erdgeschosses seinen Herrn zu sprechen verlangten, mit ruhiger Gleichgiltigkeit ab.

Stundenlang hatte inzwischen Doctor Forster in seiner Bibliothek alten und neuen Erlebnissen nachgesonnen. Seine Miene blieb in allem Sinnen und Erwägen düster, nur einmal blitzte ein helles Lächeln über seine Züge, wie er sich besann, daß er noch immer nicht wisse, wer das schöne, junge Mädchen sei, der seine ganze Theilnahme zugewandt war.

„Ehe man daran denken kann, etwas für sie zu thun, muß man doch etwas von ihren Verhältnissen kennen, ihren Namen wissen. Ich werde morgen in aller Frühe meinen jungen Ingenieur aufsuchen."

Das Selbstgespräch ward vom Eintritt des Dieners unterbrochen. Derselbe hatte zwei, drei Mal respectvoll angeklopft, ohne daß Doctor Forster ihn nur gehört. Jetzt, als er das unmuthige Stirnrunzeln wahrnahm, mit dem er begrüßt ward, sagte er eifrig:

„Es ist nicht meine Schuld, Herr. Ihr Neffe, Herr Franz Dahl, ist schon zum zweiten Male heute hier. Er sagt, er müsse Sie eben heute sprechen und läßt sich nicht abweisen."

„So mag er denn kommen", versetzte der alte Rechtsanwalt, dessen Gesicht bei der Nennung des Namens seines Neffen keinen freudigen Ausdruck zeigte. Der Diener verschwand so rasch er gekommen war und öffnete die Thür für einen jungen Mann, welcher mit so unsichrem Schritt über die Schwelle des großen, büchererfüllten Zimmers trat, daß man deutlich merkte, er habe sie nicht allzuoft hinter sich gelassen. Sonst aber war freilich nichts Unsicheres, Ungewisses in der Erscheinung des Neffen. Eine frische, kräftige Gestalt, ein wenig zu breitschulterig für einen jungen Mann, der kaum sieben- oder achtundzwanzig Jahre zählen mochte, ein regelmäßiges, gesund aussehendes Gesicht, in dem einzig der Ausdruck unbesiegbarer Selbstgefälligkeit hervorstach, kurz geschnittenes blondes Haar, das mit Sorgfalt gepflegt war — die Haltung fast so tadellos wie die blendend saubere und gewählte Kleidung, so stand Herr Franz Dahl vor seinem Oheim. Eine Handbewegung des

Alten lud ihn ein sich zu setzen, etwas befangener, als man seinem Aussehen nach hätte erwarten sollen, schob er einen Stuhl dem Lehnsessel des Oheims gegenüber.

„Du hast mit mir zu sprechen, mußt mit mir sprechen?“ fragte Doctor Forster.

„Das Muß ist uneigentlich“, erwiederte er lachend. „Die Sache hat ihre Schwierigkeiten, sie verstößt gegen die Delicatesse und doch sehe ich bei der Lage der Dinge keinen andern Ausweg, als den einer offenen Rücksprache mit Dir!“

„Delicatesse!“ sagte der alte Herr in eigenthümlich kaltem Tone, „die braucht es zwischen Dir und mir nicht — was giebt's?“

„Die Sache ist die“, fuhr Franz Dahl fort, „Du hast mehrfach geäußert, daß Du mir im Falle meines Etablissements mit einem gerichtlichen Anerkenntniß, daß ich Dein Haupterbe sein solle, zu Hülfe kommen würdest. Ich möchte nun Deine Güte für ein Etablissement eigener Art in Anspruch nehmen; ich gehe mit einer Heirath um und sie zum Abschluß zu bringen, bedarf ich Deiner Güte. Es handelt sich um eines der wohlhabendsten, aussichtsreichsten Mädchen unserer Stadt, deren Hand man mir gern bewilligen wird, wenn meine Zukunftsaussichten sicher sind.“

„In der That?“ fragte Doctor Forster. „Und wer ist die junge Dame?“

„Das jüngste Fräulein von Bentheim, eine gefeierte Schönheit“, versetzte Herr Franz und strich selbstgefällig den blonden Schnurrbart. „Ich habe sie diesen Winter auf allen Festen sehr ausgezeichnet, ich möchte Ernst machen, ohne Deine Güte würde es mir schwer fallen den Ansprüchen der Familie zu genügen.“

„Ohne Frage — ohne Frage!“ fiel der Alte ein. „Die Bentheims — natürlich! — sie verstehen den Mädchenhandel — sie treiben ihn mit Erfolg und wissen zuvor, wofür sie kaufen und verkaufen.“

Sein ganzes Wesen war wie umgewandelt, eine heftige Spannung arbeitete in seinen Zügen. Dem jungen Manne fiel nur die unsägliche Bitterkeit auf, welche aus den Worten des Oheims klang.

„Du bist, glaub' ich, gegen die Familie eingenommen, sie sind alte Bekannte von Dir, die Mutter der jungen Dame sagt es wenigstens und hofft, im Fall die Heirath zu Stande kommt, auf eine Wiederaufnahme der Verbindung.“

„Du weißt, daß ich auf Familienfreuden verzichtet habe“, bemerkte Doctor Forster mit eisiger Kälte. „Zwischen Dir und Frau von Bentheim ist also die Angelegenheit, wie Du es nennst, eingeleitet und abgemacht worden.“

„So weit dies anging ohne Dich!“ antwortete Franz Dahl und sah den Oheim, dessen Ausdruck finster und grollender geworden war, scharf prüfend an. Er konnte nicht errathen, was in der Seele des alten Herrn vorging, denn derselbe hob eben wieder an:

„An mir wird es nicht fehlen. Was ich Dir versprochen habe,

gedenke ich zu halten. Ich bin sogar bereit einen Theil des künftigen Erbes Dir im Voraus zu überweisen. Ich denke, Frau von Bentheim, von der ich weiß, daß sie sehr gut, sehr klug rechnet, wird Dir dadurch geneigter werden. Du bist in das rechte Haus gekommen, um Alles auf gutem geschäftlichen Wege zu ordnen, wie Ihr es gern habt, und wie es Euch angenehm ist. Darf man aber fragen, was Dich bestimmt, die Heirath mit der Familie von Bentheim für so vortheilhaft zu halten, wie ich nach Allem schließen muß? Ich kenne zufällig die dortigen Verhältnisse genau und ich weiß, daß das Vermögen der jungen Dame dem Deinen nicht gleichkommt. Du wolltest hoch hinaus."

„Das will ich auch", versetzte Franz Dahl mit einem neuen Anflug seiner Siegesgewißheit. „Ich darf ganz offen gegen Dich sein. Die Gebrüder von Bentheim in Cöln, die alten steinreichen Herren, sind hier und da im Hause ihres Bruders. Ich habe durch glücklichen Zufall in Erfahrung gebracht, daß die jüngste Nichte die Universalerbin Beider ist. Beider, Oheim! und das weiß zur Zeit selbst Frau von Bentheim noch nicht."

Der Alte hatte sich abgekehrt und sah einen Augenblick zum Fenster hinaus, weniger um die niedergehende Sonne über den Wipfeln seines Gartens zu sehen, als um den Ausdruck von Verachtung zu verbergen, der sich wieder und wieder in seinen Zügen verrieth. Nach einigen Augenblicken wandte er sich wieder dem Neffen zu und sagte scheinbar gleichgiltig:

„Ich verstehe Alles vollkommen wol! Und wie stellt sich die junge Dame zu der Heirath — wie behagt sie Dir? So muß man ja wol in Eurer Sprache reden, um nicht abgeschmackt romantisch zu sein."

„Vor der Hochzeit darf es einen Grad wärmer sein, lieber Oheim", lachte Franz, der seine Sicherheit und gute Laune vollkommen wiedergewonnen hatte. „Das junge Mädchen wird sich im Ernst nicht besinnen. Ohne Eitelkeit, sehen Sie mich an, lieber Oheim, und bedenken Sie alle Verhältnisse und fragen Sie sich, ob auch das anspruchvollste junge Mädchen mehr fordern kann?"

Der alte Herr maß den Neffen vom Kopf bis zum Fuß und Franz Dahl war doch einigermaßen unbehaglich bei dieser Musterung zu Muth. Dann sagte Doctor Forster im vorigen Tone:

„Du hast Recht, ein Mädchen, das aus dem Hause stammt, in so guten, soliden Grundsätzen von der Mutter auferzogen worden ist, kann sich nicht besinnen. Du darfst diese Angelegenheit als abgemacht ansehen. Ist noch eine Frage nach Dir selbst erlaubt? Versprichst Du Dir nur materielle Vortheile von dieser Heirath?"

„Behüte Gott!" sagte Franz eifrig. „Fräulein von Bentheim ist wirklich eines der reizendsten und liebenswürdigsten Mädchen unserer Stadt. Ihr Gatte wird beneidet werden und sie zur Frau zu haben ist sicher ein Glück."

Er hatte das Wort Frau eigenthümlich betont, über das Angesicht des alten Herrn zuckte es wunderseltsam hin und her, aber er hielt an sich.

„So wünsch' ich Dir Glück", sagte er endlich mit einer verabschiedenden Handbewegung. „Komm übermorgen oder wann Du willst, um die geschäftliche Angelegenheit zu bereden. Heute, vielleicht auch morgen, habe ich Anderes zu denken — und Besseres!"

Franz Dahl sah den Oheim verwundert an, es war als liege noch eine Bemerkung oder Mittheilung auf seinen Lippen. Aber er gehorchte dem Wink und verließ das Zimmer, vor dem der alte Philipp mit peinlicher Spannung der ungewöhnlich langen und lauten Unterredung gelauscht hatte.

Doctor Forster ging nach der Entfernung des Neffen mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Sobald der Tritt des jungen Mannes auf dem Flure verklang, blieb er stehen und stieß mit großer Energie das eine Wort: „Lump!" hervor. Dann aber lächelte er bitter wie je vor sich hin:

„Es ist ganz recht und nur in Ordnung. Sie hat sich verschachert und hat die Tochter wohlerzogen, damit der Handel weiter blühe. Sie trat die eigene Liebe mit Füßen, so brauchen auch ihre Kinder dergleichen nicht! — Die Welt ist wohl bestellt — und Arkadien seit lange untergegangen, wenn es nicht im Schicksale meines wackern Ingenieurs und seines schönen Mädchens wieder aufersteht!"

Der alte Herr hatte sich kaum das lichte Bild dieses Morgens: das schöne junge Paar unter der Platane, in seiner Innigkeit, seiner schmerzlichen Besorgniß vor Augen gerufen, als sich Miene und Stimmung verwandelten. Er verscheuchte die Erinnerung an den Neffen und seine Pläne und verbrachte am Fenster sitzend, über die breiten Laubkronen seiner Bäume bis nach dem Ende des Gartens hinüberschauend, einen still friedlichen Abend.

Am folgenden Morgen war Doctor Forster, wie er seit vielen Jahren gewöhnt war, in erster Frühe wach. Der Tag brach wieder so prächtig und so thaufrisch an, als der voraufgegangene, die letzten unerschlossenen Baumblüthen lachten der Sonne entgegen und jeder Blick in die grüne Einsamkeit seines Gartens stimmte den alten Herrn froher und zuversichtlicher. Denn der Gedanke an das Schicksal seiner jungen Schützlinge war mit ihm erwacht. Er verließ ihn nicht, während er aus dem Fenster blickend die Blüthenpracht zu seinen Füßen musterte, und erfüllte ihn, indeß er sich mit Hülfe des alten Dieners sorgfältig ankleidete. Je bitterer die Erinnerungen und Empfindungen waren, welche die Unterredung mit seinem Neffen in der Seele des Alten erweckt hatten, um so mehr klammerte er sich an die Vorstellung, ein ähnliches Unheil, wie ihn dereinst betroffen, von dem schönen, jungen, noch so unbekannten Paare abzuwenden. Zwei- dreimal während des Ankleidens und seines Frühstücks fand sich der verschlossene und wortkarge Mann im Begriff dem alten Philipp Mittheilung von Dem zu machen, was seine Seele erfüllte. Es trieb ihn, den jungen Ingenieur aufzusuchen und trotzdem zögerte er Viertelstunde um Viertelstunde, so daß es beinahe neun Uhr ward, ehe er sich zum Gehen anschickte.

Der alte Philipp hatte seinem Herrn den runden braunen Strohhut gereicht, der unabänderlich zu der grauen Sommerkleidung gehörte, er war hinaus gegangen und schien plötzlich mit Jemand auf dem Flur zu sprechen.

Doctor Forster horchte verwundert auf, nie kam es vor, daß um diese Morgenstunde Jemand in den oberen Räumen seines Hauses erschien. Er hörte noch einmal Philipp's Stimme, dann wurde die Thür des Besuchszimmers, das seiner Bibliothek gegenüber lag, knarrend geöffnet. Und gleich darauf kam der Diener mit einem halb verschüchterten, halb verwunderten Ausdruck zurück und sagte geheimnißvoll:

„Eine Dame — eine junge Dame, Herr, die sich durchaus nicht abweisen ließ. Ich soll Ihnen nur sagen, sie sei Ihr Schützling von gestern und müsse Sie nothwendig sprechen."

Der alte Anwalt erröthete zum erstenmal im Leben vor seinem alten Diener. „Gewiß, Philipp", sagte er, „ich komme sogleich. Du hast sie doch gebeten, sich zu setzen. Gieb mir Taschentuch und — Hut, ich gehe mit ihr in den Garten hinab."

Hätte Doctor Forster nur einen Augenblick Zeit gehabt, er würde seinem Philipp erst noch ein Wort der Erläuterung gegönnt haben, denn der Ausdruck rath- und hülfloſen Erstaunens im Gesicht des Dieners wuchs mit jeder Secunde. Der alte Herr ging mit raschem Schritt über seinen Flur und trat in das selten geöffnete Besuchszimmer. Da, zwischen dem verrosteten Prunk, den alten dunklen Ebenholzmöbeln, den gebräunten Bildern und verblichenen Stickereien, die so alt und älter waren, als der Besitzer all' dieser Herrlichkeiten, stand die schlanke Mädchengestalt im blauen, leichten Sommerkleid, mit gerötheten Wangen, ein Bild frischen Lebens selbst. Sie trat dem Begrüßenden einen Schritt entgegen:

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, daß ich so früh gewagt habe, Sie zu stören. Aber ich war so hülflos und meine Lage ist seit gestern Abend so schrecklich, daß ich nur an ihre Güte und Ihre Bereitwilligkeit mir und — Paul zu helfen dachte."

„Gewiß, gewiß mein Kind, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir wirklich vertrauen! Aber was ist denn geschehen, was beunruhigt Sie so lebhaft? Mich dünkt Sie haben gar geweint?"

Er hatte beide Hände des jungen Mädchens ergriffen, sie dem Fenster näher geführt, und dabei in das Gesicht geschaut, über welches jetzt volles Licht fiel. Die Augen des Mädchens zeigten die verrätherische Röthe, die anhaltendem Weinen zu folgen pflegt. Und selbst jetzt, wo Agnes zur Widerlegung seines Verdachts zu lächeln versuchte, drängten sich verstohlen ein paar Thränen in die blauen Augen.

„Sie wissen — Paul wird Ihnen gesagt haben", begann sie wieder zu sprechen, um ihre Verwirrung zu verbergen, „wie wir uns kennen gelernt und verlobt haben und warum ich gestern so in Sorgen war, daß unserer Liebe ein Unglück drohe."

Doctor Forster, der von alledem kein Wort wußte, und sich Alles

erſt heute von Paul Walther erzählen laſſen wollte, nickte doch zu den Worten des Mädchens. Und Agnes fuhr in wachſender Erregung fort:

„Ich habe Eins oder das Andere ſchon lange gefürchtet, aber ein Unglück kommt nie allein. Als ich geſtern nach Hauſe kam, trat mir die Mutter ſtreng und zürnend gegenüber. Sie frug nach Paul Walther, nach Allem — ſie wußte ganz offenbar, daß ich ihn mehr als einmal allein geſehen hatte. Und da ich nie gelogen habe, ſo geſtand ich meine Liebe und daß wir uns verlobt haben. Auch daß ich ihn geſtern Morgen geſehen habe, verhehlte ich nicht. Die Mutter ſagte mir: „Du wirſt ihn nicht wieder ſehen, nie wieder, Agnes!“ und befahl mir auf mein Zimmer zu gehen. Und der Vater, der ſpäter zu mir kam, mich zu tröſten und mir im Guten zuzureden, ſprach, es ſei meine Pflicht, der Thorheit zu entſagen, auch um ſeinetwillen, wenn ich mich doch für ihn intereſſire. Er werde nicht ungeſtraft Verwirrung und Herzeleid in ein gutes Haus bringen und meine thörichte Phantaſie könne Paul ſeine ganze Zukunft koſten. Kurz, ſie redeten ſo, als ob der Gedanke an jede Liebe und Heirath Sünde und das ſchwerſte Unrecht gegen die Eltern ſei. Und doch haben ſie mir noch am gleichen Abend einen Heirathsantrag mitgetheilt und mich bei meinem kindlichen Gehorſam aufgefordert, denſelben in Ueberlegung zu nehmen und auf keinen Fall zurückzuweiſen. Ich weiß nicht, was geſchehen wird. Aber niemals werde ich von Paul laſſen und lieber wollte ich betteln gehen als die Frau dieſes Menſchen werden!“

Das Geſicht des jungen Mädchens ward bei der Erinnerung an ihre Erlebniſſe von geſtern ſo finſter, ſo trotzig, als es bei dieſen lieblichen, ſüßen Zügen nur möglich war. Mit zitternder Stimme und mehrmals ſtockend ſetzte ſie hinzu:

„Der junge Mann, der ſich um mich bewirbt, hat mir nach ſeiner Weiſe viel Aufmerkſamkeiten gezeigt und ſeine Wünſche ſchon ſeit einem halben Jahr oft mitgetheilt. Ich habe ihm keine Hoffnung gegeben und ich hoffte, daß er ſo edelmüthig ſein würde, nicht in mich zu dringen. Aber er hat, aus Groll und Eiferſucht gegen Paul, meine Schritte belauſcht, durch ihn haben meine Eltern erfahren, daß ich Paul anders als in unſerm Hauſe ſehe — und er hat nun doch bei meinen Eltern um meine Hand angehalten. Meine Mutter ſagte mir, er würde dies längſt gethan haben, aber er ſei nicht völlig unabhängig, ein reicher, kinderloſer Onkel habe ſich mit ſeinem Plan erſt einverſtanden erklären müſſen. Geſtern hat das der Onkel gethan und noch geſtern hat der unedle Menſch ſeine Bewerbung der Mutter vorgetragen.“

Es war gut, daß Agnes ihr Geſicht dem Fenſter zugekehrt hatte, um dem ſcharf prüfenden Blicke des alten Anwalts ihre Scham und Verwirrung zu verbergen. Indem ſie ſprach, fühlte ſie, daß ſie doch zu einem Fremden rede und gleichwohl ſchien ihr dieſer Fremde die einzige Hoffnung in hülfloſer Lage! Hätte ſie jetzt ſein betroffenes Geſicht geſehen, die peinliche Spannung, die er bei ihren letzten Worten zeigte, ſie würde

noch bestürzter geworden sein, als sie es durch die hastige Frage des alten Herrn ward, welcher sie plötzlich unterbrach:

„Und Ihr Name, mein liebes Fräulein! Sie heißen?"

„Agnes von Bentheim", entgegnete sie, erstaunt über die Frage und noch mehr über den Ton, in welchem dieselbe gethan ward.

„Ich dacht' es, ich dacht' es! Das habe ich vortrefflich gemacht", murmelte Doctor Forster halb hörbar zwischen den Zähnen. Aber sein Blick ruhte plötzlich mit erhöhter Theilnahme auf den lieblichen Zügen des jungen Mädchens, ein Abglanz innrer Rührung, den sich Agnes nicht zu deuten wußte, erhellte sein Gesicht und eben wollte er das verwirrte Schweigen brechen, als der alte Philipp in's Zimmer und auf seinen Herrn zutrat. Einen so unfreundlichen Blick von Doctor Forster hatte er noch nicht erhalten, als in dieser Minute. Aber Philipp hatte in seiner, durch die ungewohnten Ereignisse dieses Morgens herbeigeführten Aufregung gar nicht Acht auf den zürnenden Augenblitz, welcher ihn traf. Er trat an seinen Herrn heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Der Herr Neffe sind mit einem Herrn und einer Dame unten im Schreibzimmer, wollen sich um keinen Preis abweisen lassen und wären beinahe mit mir heraufgegangen. Die Dame hab' ich erkannt — es war — —"

„Es ist gut, ich weiß schon, ich komme!" unterbrach der Alte mit lauter Stimme den Meldenden. Philipp trat schweigend zurück, er kannte seinen Herrn seit gestern nicht mehr. Doctor Forster aber wandte sich, sobald der Diener das Zimmer verließ, zu Agnes und sagte in bittendem drängenden Tone:

„Ich will Ihnen helfen, mein Fräulein, und ich hoffe, ich kann Ihnen helfen. Sie müssen mir aber ganz vertrauen! Es ist eine wundersame Fügung Gottes, die Sie in mein Haus und meinen Garten geführt hat! — Lassen Sie mir wenige Augenblicke Zeit für Sie zu handeln, gehen Sie voran in meinen Garten, nach dem Rondel, das Sie kennen. Ich komme Ihnen bald dorthin nach, auf mein Wort, recht bald!"

„Ich glaube Ihnen gern und vertraue Ihnen ganz", entgegnete das junge Mädchen. „Wenn ich nur Paul nicht heimlich, wenn ich ihn offen vor aller Welt sehen dürfte!"

„Sie sollen es bald!" versetzte der alte Herr und ein vergnügt listiger Zug spielte um seine schmalen Lippen. „Ich bitte Sie aber dringend, gehen Sie durch den Garten — Sie sind Ihrem Bräutigam ohnehin wenigstens schuldig, ihm zu sagen, was geschehen ist und was Ihnen Beiden droht. Den Trost werde ich dann übernehmen."

Durch die Worte des wackern Anwalts klang seit einigen Augenblicken eine Freudigkeit und Siegessicherheit, welche Agnes wunderbar ergriff. Es war ihr, als ob das Vertrauen ihrer jungen Liebe auf den alten Herrn übergegangen sei. Sie blickte Doctor Forster mehr als ein-

mal an und begegnete immer dem gleichen Ausdruck seiner Züge, der sie ermuthigen sollte. Sie athmete auf und sagte:

„Ich will es wagen und Ihrem Rath folgen. Kommen Sie aber bald nach, es ist mir, als ob ich ein Unrecht thäte, wenn ich Paul wieder heimlich sehe! Und sagen Sie mir und ihm, was Sie für uns hoffen!"

Doctor Forster führte seinen schönen jungen Gast über den Flur bis an den Aufgang der Treppe. Aus dem untern Geschoß klangen Stimmen herauf! Agnes, die zuerst gar nicht auf dieselben geachtet hatte, hielt im Vorschreiten erschreckt inne. Sie lauschte jetzt und sagte plötzlich zitternd:

„Um Gotteswillen, Herr Doctor, ich glaube die Stimme meiner Mutter und des — des jungen Mannes zu vernehmen, von dem ich Ihnen sagte."

„Sie irren sich gewiß, liebes Kind", versetzte Doctor Forster. „Es sind Leute, die zu mir wollen, mich einen Augenblick zu sprechen wünschen. Betreten Sie diesen Gang und Sie gelangen an eine andere Treppe, die direct in meinen Garten hinabführt. Erwarten Sie mich im Rondel, wenige Minuten, ich bringe Ihnen sicher Gutes!"

Der alte Herr geleitete seinen jungen Gast an die bezeichnete Stiege und blickte der durch den Garten Enteilenden mit gespannter und gerührter Theilnahme nach. Dann kehrte er um und brach, wie er sich der Haustreppe wieder näherte, in ein leises aber beinahe fröhliches Gelächter aus:

„Alter Narr, der ich war! Daß ich in dem süßen Kinde nicht gleich die Züge der Mutter wieder erkannte! Daß ich den eitlen Thoren, den Franz, noch antrieb, noch hetzte, seine Werbung anzubringen. Eine schöne Verwirrung hab' ich angestiftet. Jetzt werden sie unten sein, um den Heirathscontract aufzusetzen — und sie — sie dabei und ich muß ihr wieder begegnen."

In solch' erregten Gedanken, aber äußerlich vollkommen gefaßt, ging er zum Erdgeschoß hinab, wo der Diener die Thür seines Bureaus in der Hand schon harrte.

„Sie sind drinnen sehr ungeduldig, daß sie warten mußten. Die Dame und Herr Dahl wollten schon in den Garten hinaus und waren verdrossen, daß das Pförtchen noch geschlossen ist."

„Es ist gut!" versetzte Doctor Forster scheinbar gleichmüthig. Aber sein Gesicht war sehr ernst, als er jetzt die Schwelle des Gemachs überschritt, in der sich bei seinem Eintritt drei Personen erhoben. Seinen Neffen Franz würdigte der alte Herr eines kurzen Grußes, dann wandte er sich zu dem ältern Herrn und der Dame, die ihm gegenüber getreten waren und blickte Beide nach tiefer höflicher Verbeugung gespannt und erwartend an. Die Dame, eine hohe Gestalt, von würdevoller Haltung, hatte mit einer raschen Bewegung auf den alten Herren zugehen wollen und fühlte sich nun durch die Weise seiner Begrüßung und den fragenden Blick wie festgebannt. Ihr Gesicht zeigte Spuren

einstiger Schönheit und eine gewisse Aehnlichkeit mit dem schönen jungen Antlitz, das der Alte wenige Minuten zuvor noch erblickt. Nur, daß nicht sowohl die Spuren der Jahre, als ein Ausdruck von weltkluger Besonnenheit, der zu Zeiten hart sein mochte, diese Züge von den weichen lieblichen Zügen der Tochter unterschieden! Doctor Forster verbarg seine innere Bewegung, die einst Geliebte so wiederzusehen, indem er ruhig sagte:

„Herr von Bentheim, Frau von Bentheim, was verschafft mir in so früher Stunde die unerwartete Ehre Ihres Besuchs?"

Frau von Bentheim aber mochte fühlen, was in der Seele des alten Herrn in dieser Minute vorging. Sie zögerte zu sprechen und erst ein dringender Wink des jungen Franz Dahl veranlaßte sie, mit etwas schüchternem Ton zu sagen:

„Sie verzeihen dies frühe Eindringen, Herr Doctor. Wir sind durch Ihren Herrn Neffen von Ihrem Einverständniß mit einem Plan unterrichtet, der mich wahrhaft glücklich gemacht hat, weil er die Aussicht gab, mit einem nie vergessenen Jugendfreund wieder in nähere Beziehungen zu treten. Leider trübt meine jüngste Tochter Agnes durch Ungehorsam diese frohen Erwartungen — sie hat eine thörichte Neigung zu einem unbedeutenden jungen Menschen gefaßt und dieser Neigung weiter nachgegeben, was sich für ein wohlerzogenes junges Mädchen nicht schickt. Ich bin sehr unglücklich, dies sagen zu müssen, es muß eben Alles geschehen, das Kind aus ihrem Wahn zu reißen. Und diesen Morgen — Herr Doctor — diesen Morgen —"

„Nun, diesen Morgen?" fragte Doctor Forster mit kältester Ruhe die erregte, nach Worten suchende Frau.

„Diesen Morgen also ist Agnes wiederum ausgegangen. Wir fürchteten, daß sie auf's Neue eine Begegnung mit dem jungen Mann, einem Ingenieur beim Bau des großen Viaducts, suchen würde. Wir ließen ihre Schritte überwachen und es ist kein Zweifel, mein Herr, das ungehorsame Kind hat sich gerade hierher, gerade nach Ihrem Hause gewendet. In Ihrem Hause ist sie verschwunden."

„Nicht möglich!" versetzte Doctor Forster kühl und ließ seine Blicke zwischen Frau von Bentheim und seinem Neffen Franz hin- und hergleiten. Herr von Bentheim, ein Herr von gutmüthigem, aber kränklichem Aussehen, hatte noch keinen Laut geäußert und stand mit sichtlichem Unbehagen bei Seite.

Franz Dahl aber mischte sich jetzt eifrig in's Gespräch:

„Kein Zweifel, Onkel, ich bin gut bedient. Fräulein von Bentheim ist vor etwa einer kleinen Stunde hier herein gegangen, sie muß den Weg durch Deinen Flur genommen haben und nur das macht mich stutzig, daß die kleine Pforte nach Deinem Hof und Garten noch verschlossen ist. Ich verstehe das nicht, möchte beinahe glauben, daß Fräulein von Bentheim mit Deinem Diener im Einverständniß."

„Frage ihn doch selbst!" unterbrach der Anwalt den eifrig redenden Neffen. „Du darfst ihn ja nur rufen."

Es lag eine Schärfe im Ton des alten Herrn und es blitzte ein Strahl aus seinem Auge, welche Herrn Franz Dahl betroffen machten und auch der stattlichen Dame nicht entgingen. Doctor Forster wendete sich, ohne die Erwiederung seines Neffen zu erwarten, sogleich zu Frau von Bentheim und sagte:

„Ich nehme zwar an, daß Sie irren, gnädige Frau. Aber ich werde mir die Ehre geben, Sie selbst in meinen Garten zu geleiten. Wenn Sie nicht irrten und Ihr Fräulein Tochter wirklich in meinem Garten fänden, so wäre dieser junge Mann doch kaum der geeignete Zeuge dazu! Gestatten Sie mir ein einziges Wort mit ihm und ich stehe dann zu Ihrer Verfügung!"

Es blieb etwas Wunderbares und Ungewöhnliches in der Haltung und den Worten des alten Herrn und Frau von Bentheim sah ihm mit Spannung nach, als er jetzt den Neffen an das Fenster des Zimmers winkte und dort rasch, in sichtlicher Erregung, zu ihm sprach. Franz Dahl näherte sein Gesicht dem Mund des Oheims, welcher seine Hand erfaßt hatte.

„Ein Wort nur, Franz!" flüsterte der alte Herr; aber selbst durch sein Flüstern klang der Ton unbeugsamer Bestimmtheit hindurch. „Du weißt, was ich Dir am gestrigen Abend zugesagt habe. Ich werde Alles, werde Dir mehr gewähren, doch knüpfe ich eine Bedingung daran! Du verzichtest auf jede Bewerbung um das Fräulein von Bentheim und versprichst von Stund' an die junge Dame, die Du gar nicht liebst, nie mehr zu beunruhigen! — — Ich bin zu Ihren Befehlen, gnädige Frau!"

Mit den letzten Worten hatte er sich zu der in sichtlicher Unruhe harrenden Dame zurückgewandt; Franz Dahl stand an dem Fenster und war im Augenblick keines Wortes mächtig. Er mochte sein bestürztes Erstaunen dem schweigsamen und verlegenen Herrn von Bentheim mittheilen, denn Doctor Forster hatte Frau von Bentheim sofort seinen Arm geboten und sie fast im gleichen Augenblick aus dem Zimmer geführt, wo der Neffe Athem und Sprache wiedergewann. Die stattliche Dame schritt fast verlegen und ängstlich neben dem alten Herrn her, vor dem sich inzwischen das Pförtchen im großen Hausflur aufgethan hatte, welches zu Hof und Garten führte. Doctor Forster hatte die Augen zu Boden gesenkt und vermied es, den fragenden Blicken der Frau von Bentheim zu begegnen.

Draußen war inzwischen die Morgensonne höher gestiegen und übergoldete die Rebengänge und Laubkronen des halb verwilderten Gartens. Der Blüthenduft umwogte berauschend die beiden alten Leute, die unter den Blüthen dahingingen und mit wunderbar verschiedener Empfindung jetzt in einer Erinnerung lebten. Denn auch die Dame schien, seit sie langsam am Arm ihres einstigen Geliebten durch den grünen Raum schritt, den sie seit dreißig Jahren nicht betreten und nicht wieder gesehen hatte, den Zweck ihres Kommens fast vergessen zu haben und nur ein Wort der Ansprache von ihrem Begleiter zu erwarten. Sie

hatten schon zwei Stufen des terrassenförmig aufsteigenden Gartens hinter sich gelassen, als Doctor Forster einen Augenblick still stand und mit leiser Stimme sagte:

„Wüßt' ich gewiß, daß dieser stille Fleck Erde von Geschlecht zu Geschlecht bestimmt ist, den Tod einer Liebe zu sehen, so ließe ich seine Bäume umhacken und den Boden umpflügen!"

Frau von Bentheim versuchte zu lächeln, aber ihr Lächeln fiel matt aus.

„Sie sollten es besser deuten und ich hoffe Besseres! Eine neue, glückliche Liebe soll den Schatten der alten, minder glücklichen versöhnen; ich war seit Jahren nie froher und hoffnungsreicher, als bei der Annäherung Ihres liebenswürdigen Neffen an meine Tochter."

Der halb prüfende, halb mitleidige Blick, der auf sie fiel, ließ Frau von Bentheim verstummen. Doctor Forster führte sie jetzt mit schnellerm Schritt, sie strebte in unruhiger Vorempfindung ihren Arm aus dem seinigen zu lösen. Er ließ es ruhig geschehen, daß sie etwas hinter ihm zurückblieb — ja, so wie sie dem Rondel näher kamen, trat er voran auf die Stufen und blickte über den Platz hin.

Die Bank unter der Platane, der ganze stille Platz war leer — doch sah er durch die Büsche gegenüber das blaue Gewand leuchten, dessen Trägerin er hier wußte. Wie mit plötzlichem Entschluß wandte er sich nach Frau von Bentheim zurück, deren Gesicht beim Anblick des Platzes bleicher und gespannter ward.

„Kennen Sie, kennst Du diese Stelle meines Gartens noch?" fragte der alte Herr mit zitternder Stimme die Dame, welche jetzt neben ihn auf die Stufe trat. „Erinnerst Du Dich noch eines der Tage, an denen wir unter der Platane gesessen und Besseres geträumt haben, als wenigstens mir zu Theil geworden ist?"

„Auch mir", hauchte sie leise, fast unhörbar. „Wie sollte ich mich nicht erinnern? Eben darum hoffte ich, daß unsere Kinder glücklicher sein sollten als wir — Georg!"

Wie sein Vorname über ihre zuckenden Lippen glitt, sah er sie theilnahmvoll und mitleidig an und deutete dann auf den verwitterten Denkstein unter der Platane.

„Dort hielt ich Dich zuletzt in meinem Arm, dort gingst Du von mir, ohne Abschied zu nehmen. Unter jenem Stein habe ich meine Hoffnungen auf ein reiches, glückliches Leben in Welt und Haus begraben! Ich weiß nicht, wie es Dir ergangen ist, Louise, doch ist's mir heute, als hätte ich Dir im Schmerz um verlorenes Glück viele Jahre Unrecht gethan. Ist's an dem einen morschen Stein nicht genug, Louise? Nicht genug, daß die Menschen uns von einander gedrängt und um das Beste des Lebens betrogen haben? Muß auch Dein Kind darunter leiden, muß auch sie um die Hoffnung ihres Herzens betrogen werden?"

Er hatte während dieser leidenschaftlich bewegten Worte die zitternde und heftig weinende Dame nach dem Sitz unter der Platane geleitet. Frau von Bentheim barg ihr thränenüberströmtes Gesicht in den

Händen — der Alte schwieg einen Augenblick und hub dann mit größerer Fassung und Haltung wieder an:

„Ich will nicht von mir und meinem verlorenen Leben sprechen — denn ich finde unerwartet Ursache, mich glücklich zu preisen. In meiner Einsamkeit habe ich, scheint es, besser als Du in der Welt gelernt, Menschen zu unterscheiden. Du kennst meinen Neffen und kennst auch den Mann, den Dein Kind gewählt hat! Mir ist's kein Zweifel, wer der bessere Mann ist. Aber ich habe kein Recht, in Deinen Willen als Mutter einzugreifen. Nur Zweierlei mußt Du wissen: ich habe Deiner lieblichen Tochter und ihrem wackern jungen Bräutigam meinen Schutz, meine Hülfe angelobt, ehe ich wußte, daß sie Dein Kind und von meinem Neffen bedrängt sei. Und ich kann zwar Franz Dahl nicht verbieten, Fräulein Agnes mit seiner Werbung zu bedrängen, aber ich mache Alles, was ich für ihn thun will und was er von mir hofft, davon abhängig, daß er meinem Rath folgt. Gebe der Himmel, daß die zahllosen trauervollen Stunden, die ich hier verbracht, jetzt eine gute Frucht bringen. Wenn es Dir ernstlich darum zu thun ist, die Schatten alter Tage zu sühnen, Louise, so sei mild gegen Dein Kind und ihren wackern Geliebten! — Verzeihung für meine Aufwallung! — Ich gehe, Ihre Tochter zu rufen, die nicht weit sein kann!"

Der alte Herr stieg mit elastischem Schritt die Stufen neben dem Brunnen hinauf und traf an der grünen Hecke, welche den stillen Platz vom jenseit liegenden Ingenieurbureau schied, die Beiden, die er hier erwartete. Agnes von Bentheim stand bleich, in sichtlicher Erregung, neben Paul Walther, der ihre Hand in der seinen hielt und ihr eben zugesprochen hatte Sie trat ihm entgegen und blickte ihn bange fragend an, rang nach Worten und vermochte doch nur zu sagen:

„Meine Mutter ist hier?"

„Gehen Sie zu Ihrer Mutter, mein Kind", entgegnete Doctor Forster weich. „Sie werden sie gütig finden!"

Er hielt den jungen Ingenieur, welcher dem zitternden Mädchen folgen wollte, sanft zurück. Agnes von Bentheim ging fast unhörbaren Schrittes über den grünen Teppich nach der Platane. Frau von Bentheim saß noch auf der Bank, ihre Augen senkten sich wieder und wieder auf den verwitterten Stein und die kaum mehr erkennbare Inschrift: „Et ego in Arcadia!" Ihre Thränen flossen immer ungehemmter und so nahm sie die herankommende Tochter nicht wahr. Erst wie dieselbe neben ihr auf dem Rasen hinkniete und mit beiden Armen ihre Kniee umschlang, richtete sie sich auf und ihr thränenüberströmtes Gesicht begegnete dem bittenden Blick ihres Kindes. Mit einer plötzlichen leidenschaftlichen Bewegung zog die sonst so gehaltene, so strenge Frau, Agnes zu sich empor und drückte Küsse auf die Stirn und die blonden Locken des Mädchens.

„Nein, nein, meine Agnes!" stammelte sie, „wenn Du auch ungehorsam warst, Du sollst nicht leiden, wie wir gelitten haben! Wo ist der Mann, den Du lieber hast, als Vater und Mutter?"

Der junge Ingenieur trat am Arm des wackern Alten in den grünen Raum, der das Werden seines Glückes gesehen hatte und nun die Vollendung desselben sah. Frau von Bentheim, die eben erst ihre Thränen bekämpft und getrocknet hatte, streckte ihm beide Hände entgegen und blickte bei dem seligen Ausdruck, der die Züge beider Lieben den überflog, nach dem alten Freund hinüber. Auch auf seinem Gesicht lag ein Schimmer von Glück und mit tiefem Athemzug erwiederte er den Händedruck, der ihm nach Paul Walther zu Theil ward.

Durch den Garten aber erschien jetzt eilenden Schrittes Herr von Bentheim. Franz Dahl hatte vorgezogen, ihn nicht zu begleiten. Frau Louise ging, Paul und Agnes voran, ihrem Gemal entgegen.

Doctor Forster sah ihnen nur einen Augenblick nach, dann trat er zu seinem verwitterten Denkstein, über welchen durch das Laub der Platane die Sonnenstrahlen zitterten

„Löschen darf ich die Inschrift nicht", sagte er traumerisch zu sich selbst. „Sie bleibt leider wahr, ich war in Arkadien! Aber eine neue Vergoldung hat sie diesen Morgen verdient und Paul und Agnes sollen sie an ihrem Hochzeitstag strahlend finden"

Karenische Todtenfeier.

Von **Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.**[*])

Schwindend will der Rauch verfliegen,
Der in Wirbeln aufgestiegen,
Palmenhäupter zu umgaukeln,
Die sich hoch im Aether schaukeln,
Aufgestiegen von der Stätte,
Wo auf heißem Flammenbette
Eine Leiche, gluthverzehrt,
Sich in Aschenstaub verkehrt.

Von der Trauerstätte, schweigend,
Still das Haupt zur Erde neigend,
Wallt in düsterem Gepränge,
Zögernd der Betrübten Menge;
Und vom Auge fielen Thränen
Selbst dem Häuptling der Karenen
War es doch sein liebster Sohn,
Der in's Todtenreich gefloh'n!

Wol befremdend mag es scheinen,
Sieht man solchen Helden weinen,
Denn man war gewohnt zu sehen
Ihn so stolzen Schrittes gehen,
Siegbewußt auf allen Bahnen,
Wie den König der Birmanen,
Den er seinen Herren nennt
Und der keinen Herren kennt.

Nun um sich zum Leichenfeste
Sammelt er die Schaar der Gäste:
Unter blüh'nden Tamarinden,
Reich umrankt von bunten Winden,
Unter Lorbeern und Guayaven
Rüsten ungezählte Sklaven,
Fern dem heißen Sonnenstral
Saft'ger Früchte würzig Mal.

---

*) Wir hatten schon einmal Gelegenheit, die liebenswürdige, hochbegabte österreichische Dichterin unseren Lesern vorzustellen und wollen hier erwähnen, daß soeben ein neues erzählendes Gedicht von ihr: „Der Graf von Remplin" (Wien, bei L. Rosner) erschienen ist. Niemand wird, ohne von der Lectüre tief ergriffen zu sein, dieses kleine, inhaltschwere Werk aus der Hand legen; wir glauben es nicht besser charakterisiren zu können, als mit den der Einleitung entnommenen Versen:

„Wem aus dem Aug' nicht Herzensthränen fließen,
Wo heil'ger Wahn mit treuem Eifer ringt,
Der soll dies Büchlein ungelesen schließen,
Das solchen hoffnungslosen Drang besingt."

Die Red. des „Salon".

Wie sie sich geschäftig regen,
Emsig, pflichtbesorgt bewegen!
Nur das Mädchen dort, das schlanke,
Schleicht einher, als ob es schwanke,
Jene Maid von sechzehn Jahren
Mit den glänzend schwarzen Haaren
Und es blitzen Thränen licht
Im gebräunten Angesicht.

Niemand sah's — wer sollt' es sehen?
Wer nach Sklaventhränen spähen?
Ueberdies gebot die Reihe,
Daß man still, mit ernster Weihe,
Nun den Todten möge fragen,
Wer ihm wol am meisten lieb
Aus der Schaar, die hinterblieb?

Ueber eines Brunnens Mitte
Hängt ein Ring, so heischt's die Sitte,
D'ran ein Jeder, um zu fragen,
Soll mit einem Stäbchen schlagen;
Und der Todte hat gesprochen,
Wenn der Faden abgebrochen
Und, der schwankend daran hing,
In den Brunnen fiel, der Ring.

Und der Fürst mit leisem Schlage
Sendet seinem Sohn die Frage,
Aber sieh! der Ring blieb hangen!
Nun mit thränenfeuchten Wangen
Naht die Mutter — heftig schwingend
Und im Goldklang rein erklingend,
Bebt der Ring und blitzt im Licht,
Doch zur Tiefe fällt er nicht!

Und die stolzen Brüder kommen
Und die Schwestern, schmerzbeklommen,
Selbst der Ahn mit schwankem Fuße
Schleicht einher zum letzten Gruße;
Und man sieht den Ring im Schweben
Blitzend hin und wider beben,
Aber auch der Letzte ging,
Und am Faden schwebt der Ring!

Dumpfes Schweigen herrscht im Kreise,
Aber durch die Reihen leise
Hört man leichte Schritte wallen
Bis zum Brunnen. — Da erschallen
Zornesrufe statt der Klagen:
„Eine Sklavin will es wagen?
Die Entweihung sei gesühnt!
Tödtet sie, die sich erkühnt!"

Doch das Mädchen, nimmer zagend,
Faßt den Stab und leise schlagend,
In den Augen sel'ges Hoffen,
Hat sie kaum den Ring getroffen,
Als auch dem Metall im Schwingen
Himmelstöne sich entringen,
Als der schwanke Faden bricht
Und der Geist des Todten spricht!

„Dämpfet Eures Zornes Gluten!"
Rief sie — „diese kühlen Fluten
Sollen bald von Euch mich trennen!
Daß er selbst mich möge nennen
Wollt' ich und daß er mich riefe,
Also folg' ich ihm zur Tiefe!"
Und noch eh' sich schloß ihr Mund
Sank sie in des Brunnens Schlund.

Ein Plauderbrief aus Chamounix.

Mitgetheilt von **Louise von François.**

August 1873.

I.

Die Arve rauscht zu meinen Füßen und über der Flegère ist der Himmelswagen aufgestiegen. Als ich „das geliebte Thal" betrat, war die Sonne im Sinken; der Trümmergipfel des Brévent lag schon im Dunkel; drüben aber leuchtete das Haupt des „Monarchen" und sein langes weißes Gewand war mit einem Goldglanz übergossen.

Ich hatte während meiner Tagesfahrt auf der Genferstraße die alte Majestät mehr als einmal, aus einer Schlucht auftauchend, plötzlich so dicht mir gegenüber gesehen, daß ich vor entzücktem Schreck die pflichtschuldige Reverenz vergaß; wenn ich dann aber wieder zu mir selber kam, da war die hohe Erscheinung verschwunden eben so schnell als sie aufgetaucht. Geht es anderen Erdenmajestäten denn aber anders als einen Moment zu leuchten und dann durch niedrige Geschiebe verdrängt zu werden?"

Nun jedoch, da ich den grünen Teppich seiner Thronstufe betreten hatte, neigte ich mich ehrfürchtig und sehnsüchtig vor dem Unerreichbaren, wenngleich er mir in seiner breiten Entfaltung, mit der langen Reihe seines Speer- und Morgenstern tragenden Hofgefolges längst nicht mehr so überwältigend groß erschien wie als flüchtiges Einzelwesen; dann aber winkte ich ihm vertraulich einen Gruß zu von Dir, mein Freund, dem Starkgemutheten, dessen Lust es manches Jahr gewesen ist und so Gott will manches Jahr noch bleiben wird, in die Falten seines Königsmantels zu dringen tief hinein und hoch hinauf der Sonne am nächsten in der Hemisphäre des Nordens.

Und siehe, der hohe Monarch verstand meine Huldigung; denn wie ein Rosenschimmer der Jugend flog es über seinen weißen Scheitel und noch jetzt, nach Stunden, leuchtet's dort oben und funkelt mit den aufflimmenden Sternen um die Wette hinab in das stille, nächtige Thal.

Nun aber genug der majestätischen Hyperbel, mit welcher die alte Base ihrem Dichterfreunde einen Tribut zu zollen vermeinte. Lächelt er erinnerungsfroh, soll es sie freuen; lacht er darüber, nimmt sie's nicht übel; fortan aber wird vom Montblanc und Chamounixthale die Rede sein.

Oder auch das nicht einmal. Denn was für Neuigkeiten wüßte ich Stümperin der Reisekunst, einem Virtuosen in derselben, dem unermüdlichen Gemsenjäger und Socius des Alpenclubs aus so hohen Regionen vorzutragen? Nicht von Firnen und Gletschern, von mir wolltest Du hören, als Du Dir aus der ersten Ruhestation einen Plauderbrief versprechen ließest. Von mir also.

Da mir von Genf aus ein Unterkommen gesichert worden war — bei der heurigen kaum erlebten Touristenfülle eine gebotene Vorsicht — verließ ich Gefährt und Gefährten vor dem Dorfe und schlug, das wunderklare Abendbild bis zum Letzten zu genießen, einen Feldweg ein, der an der Kirche vorüber hinauf zum Waldesrande führt. Es wimmelte und wogte auf dem

Platze vor dem Hotel Impériale; ein großes Teleskop war aufgestellt, um welches die Schaulustigen sich drängten. Auch ich stieg die Kirchstufen hinab, opferte einen Franken und blickte durch das Riesenglas nach der Kuppel des Dôme du gouté, den ich bisher wie manche klügere Leute für den obersten Gipfel gehalten hatte. Richtige Größenschätzung, allerwege schwer, ist ja da am schwersten, wo man dem zu Schätzenden dicht zu Füßen steht, item in einem hohen Alpenthale. Ein halbes Dutzend dunkler Punkte hob sich auf halber Höhe von der blendenden Fläche ab wie Ameisen krabbelnd auf einem marmornen Jovisbild. Das Publicum verfolgte sie mit lebhaftem Interesse. Es sollten die Besteiger vom gestrigen Tage sein und eine Dame sich darunter befinden.

Ich schritt die Kirchstufen wieder hinan und schaute über die Mauer in das stille Todtengehöft. Wen lockte nicht ein Ruheplatz mit solch' ewigen Grabeswächtern? Aber schon in der Schweiz war mir die Nüchternheit der dörflichen Gottesäcker aufgefallen. In Deutschland sind sie selber in Städten selten so regelrecht angelegt und fest ummauert wie dort im ärmsten Weiler; häufig fehlt bei uns ihnen selber ein Zaun und manches weidende Lämmchen verirrt sich zwischen die grünen Hügel, von welchen nur wenige mit einem Gedenkstein oder hölzernen Kreuz bezeichnet sind, während hier zu Lande ein kleines eisernes Crucifix sich dicht an das andere reiht. Aber es sind bei uns eben grüne Hügel, mit Rasen oder Schlingpflanzen belegt; ein Lebensbaum treibt darauf und selbst dem ärmsten fehlt im Sommer nicht ein Nelkenstock oder Goldlack. Am Feierabend ziehen die Leute mit Spaten und Gießkanne hinaus, ihren kleinen Garten zu pflegen; ein Kranz wird darauf niedergelegt, im zerbrochenen Wasserkrug ein Blumenstrauß eingesenkt. So viele Todtenhöfe ich dagegen in den Weilern der Schweiz überblickte — die der größeren Städte ähneln sich allerlande mit mehr oder minder kostbarem Modeschmuck — in den Weilern aber glichen sie einem brachliegenden, grauen Ackerfeld, auf welchem die schwarzen Kreuzchen dicht und gleichartig neben einander stehen. Kein Baum, keine Blume darauf, nirgend ein frischer oder welker Kranz; die Hügelwellen sonder Rasendecke wehen ihren Staub in einander. Schließt die Hoheit der Natur den Sinn für das Freundliche aus, oder soll man den Schluß ziehen, daß Gemeinde, oder Kirche wohl für Ordnung und Schicklichkeit Sorge tragen, der einzelne Mensch aber unter gewaltigen elementaren Drohnissen so todtgewohnt, oder so jenseitgläubig gesinnt ist, um Erde gleichgiltig wieder Erde werden zu lassen, während das deutsche Gemüth sehnsüchtig noch an der Scholle hängt als der letzten Spur von einem geliebten Leben?

Der kleine Friedhof der Prieuré glich denen der Schweiz an lebloser Einförmigkeit, wiewohl in den savoyischen Ortschaften, durch welche ich gekommen bin, Blumen mehr als diesseit des Leman gepflegt zu werden scheinen und eine gartenartige Cultur auf dem kleinsten, bebaubaren Erdenfleckchen waltet. An dieser emsigen Betriebsamkeit erkennt man die französische Stammesverwandtschaft der Bewohner, die das Einleben in das neue Regiment so rasch und natürlich bewirkt hat. Ich habe mit keinem Savoyarden gesprochen, von keinem sprechen hören, der ungern französischer Bürger geworden wäre. Republikaner scheinen sie von Herzen nicht, sonst würde ein natürlicher Hang sie eher wol abwärts zu den Blutsfreunden am genfer See gezogen haben; eben so wenig aber findet man eine Spur von Anhänglichkeit an den König, dessen Wiege zwischen diesen Bergen gestanden hat.

während Mancher wehmüthig des Kaisers denkt, der diese Alpenwiege seinem Reiche um hohen Blutpreis erhandelte. Napoleon hat vielleicht über keine ergebeneren Unterthanen geboten als die, welche es zuletzt geworden sind. Auch danken sie ihm mancherlei Förderung; nach seinem Besuche in den ersten sechziger Jahren wurde alsobald die neue Straße das Arvethal aufwärts geführt, so daß selber die großen, dichtbesetzten genfer Diligencewagen jetzt bequem ihr Ziel erreichen. Auch den Saumpfad zum Montanvert und manche andere würdest Du seit Deinem letzten savoyischen Aufenthalt bedeutend gangbarer finden und den Touristenschwarm zahllos verstärkt.

Ich hatte bisher Napoleon's große Verdienste um die materielle Entwickelung seines Volkes nicht hinlänglich gewürdigt, wenngleich der Wohlstand, welcher die Abzahlung der Contribution so rasch ermöglichte, augenfällig darauf verwies. Ein ältlicher französischer Herr, in dessen Gesellschaft ich die heutige Tour zurücklegte, gab mir manche interessante Details darüber. Es war mir nicht eingefallen, mit meinem Deutschthum hinter dem Berge zu halten, hätte es auch, Dialectes halber, gar nicht zu thun vermocht; aber in Ermangelung einer schönen Landsmännin läßt ein Franzose der alten Schule sich auch eine unschöne Barbarin als Auditorium bei einem Lieblingsthema gefallen, und so steigerte sich Wort um Wort der heiße Herzenserguß. „Das Individium", so schloß er, „ist von Natur undankbar; aber nichts undankbareres als ein Volk, sobald die Chance des Unglücks über seinen Herrscher gekommen ist."

„Je nach des Volkes Gemüthsart", dachte ich, in frohem Rückblick auf meines Volkes Treue während seiner schwersten Zeit.

Aber ich war höflich, oder gutmüthig genug, es nicht auszusprechen; denn der Mann war keiner von den Vergeßlichen seiner Nation; zweifelsohne gehörte er zu den sieben Millionen des letzten Plebiscits, auf deren Zustimmung hin, wie er sagte, der Kaiser sich so unüberwindlich gewähnt, um den modernen Hünen Einhalt zu gebieten; sehr wahrscheinlich gehörte er auch zu der stürmischen Majorität, die Grammont's herausfordernder Fanfaronade zugejauchzt hatte. Für den Augenblick war er, faute de mieux, Mac Mahonist und über die Zukunft zuckte er schweigend die Achseln. Kein Mensch schweigt so beredsam wie ein Franzose. Nur Eines stand ihm fest als bedingende Clausula für jedwedes kommende Regiment: Elsaß und Lothringen an Frankreich zurück! „Solchen Verlust erträgt keine Nation, so lange sie noch diesen Namen verdient", rief er aus.

„Wir reisen in einer Provinz" — wagte ich einzuwenden — „die von Alters her eine italische hieß. Nennen Sie Italien nicht mehr eine Nation, seitdem es dieselbe verlor?"

„Erst recht!" erwiederte er. „Aber Savoyen wurde französisch durch freiwillige Hingebung, nicht durch Raub. Warum hat es in unserm Elendsjahr keinen Versuch gemacht, wieder italienisch zu werden. Glauben Sie, daß das Elsaß solche Chance der Heimkehr unbenutzt gelassen hätte?"

„Nach zwölf Jahren der Wiedereingewöhnung in Deutschland warum nicht?" sagte ich und hätte wol noch Dieses und Jenes zur Unterscheidung von Heimkehr in seinem und meinem Sinne vorbringen können, aber welchen Farbenblinden demonstrirte man die Wiese grün, wenn die Leidenschaft sie ihm roth gefärbt?

Mein Aufgeregter rief, nicht doch, er schluchzte und er hatte Thränen im Auge, die wirklich überflossen: „Nein, nun und nimmer Frieden um die-

sen Preis! Ich bin zu alt für den Vergeltungskampf. Aber ich habe Söhne, die für ihn erzogen werden. Straßburg zum ersten jeden Morgen, Metz zum letzten jeden Abend. Elsaß und Lothringen zurück, oder Frankreich endet wie Polen, nachdem dasselbe den ersten Schnitt in's Fleisch erduldet hatte."

Friedfertiger, wenn auch zu dem nämlichen kriegerischen Resultate gelangend, war ein anderer Reisender gesinnt, mit dem ich in Sallenches promenirte, während die übrige Gesellschaft ein Mittagsmal einnahm, das seinen verwöhnten Gaumen und meinen schwachen Magen nicht appetitreizend lockte. Er versicherte aus deutschem Blut zu stammen, verstand nothdürftig deutsch und nannte als seinen Namen einen, welcher der Inbegriff aller deutschen Fried- und Holdseligkeit ist, war aber in Paris geboren und so weit sein Friedenskosmopolitismus zuließ, ein guter Franzose, dazu Industrieller und gemäßigter Republikaner, bitterböser Gegner des gestürzten Empire wie der aufsteigenden Monarchie, beides letztere lediglich um des lieben Friedens willen. Lediglich um des Friedens willen beklagte er auch den Heimfall der deutschen Provinzen. Denn Frankreich, das so viel reichere und schönere besitze, könne sie im Grunde ohne merkliche große Einbuße verschmerzen und als Bollwerk gegen eine kriegerische Invasion haben sie sich dreimal in einem halben Jahrhundert ja auch nicht erwiesen. Aber kein Mensch, kein Volk könne für oder wider sein Naturel und Frankreichs Naturel vertrüge nun einmal diese demüthigende Grenze nicht.

„Diese Grenze", wehklagte er", diese Grenze und das gottverdammte rothe Scheusal im Hintergrunde — o, Madame, wir werden keine friedliche Stunde mehr erleben! Und wozu sind die Menschen denn vom Schöpfer auf die Welt gesetzt, als um sich brüderlich ihres Daseins zu freuen? Wie gern gäbe ich dieses sterile Savoyen, das Sie so schön finden und Nizza, das in Wahrheit ein Paradiesgarten ist, in den Kauf für das einzige, langweilige Metz!"

Und dann schalt er auf den Friedensbrecher, Napoleon, den er bestenfalls einen Rêveur und Phantasten nannte, während er seine schöne energischere Gemalin schlechthin als „une Mamzelle" tractirte und nach Herzenslust über das neueste französische Zugstück: „Die fromme Comédie" spottete, welche jene, die „Mamzelle" so bereitwillig in Scene gesetzt haben würde und in welcher sie nun eine ihrer Marschallinnen die Hauptrolle spielen sehen müsse.

„Und dieser Farce", rief er aus, „diesem Altweiberstück und einem geschlagenen Feldherrn, der weder eine strategische, noch eine politische Ader in sich hat, dieser stupiden Combination hat ein Mann wie Thiers weichen müssen, das einzige staatsmännische Genie, über welches unser bankrottes Vaterland noch gebietet, der Franzose par excellence, der wie kein Anderer, geschickt und klug uns aus dem Chaos der Parteien, zwischen den Schlingen Roms und den Widerhaken Ihres Bismarck hindurchgeführt haben würde.

Ich hätte mich nun füglich darüber wundern können, einen so friedensbeflissenen Jünger weiland Elihu Burrit's in hellem Enthusiasmus für den unermüdlichsten Kriegstrompetenbläser seines fanfarenlustigen Volkes, den gewandtesten Verbreiter der heroischen Kaiserlegende erglühen zu sehen. Aber über welche Widersprüche wundert man sich heute einem Franzosen gegenüber, wenn es auch nur ein naturalisirter ist? Zudem gönne ich jedem Menschen den guten Glauben an einen Freund und Helden; finde es auch bequemer, angenehm plaudern zu hören als mich durch Verwunderungen unangenehm zu machen.

Digitized by Google

Quat von Niemandem denk' noch sprich:
Ein Jeder sehe doch auf sich.
Trägst du des Nächsten Mängel aus,
Es kommt dir wiederum zu Haus.

Digitized by Google

Und mein deutscher Stammesbruder plauderte behaglich wie nur Franzosen und vielleicht Franzosen der absterbenden Generation zu plaudern verstehen. Ein Beweis, daß unsere Gaben weniger aus dem Blute, als aus Luft und Umgebung ihren Nährstoff ziehen. Er konnte nicht müde werden in Einzelheiten über die mirakulose Versatilität und Jugendfrische seines kleinen, großen, siebenundsiebzigjährigen Helden; erzählte von seinen astronomischen Studien, mit denen er sich über das stupide Menschengetriebe tröste, von dem eminenten philosophischen Werke, in welchem er dem Materialismus und seinem Schooßkind, der teuflischen Internationale, zu Leibe gehe. Bei Wege wurde denn auch Biographisches eingewebt: die intimsten Intimitäten von Madame Thiers und Mademoiselle Dosne blieben nicht unberührt. Ich werde Euch manchen langen Winterabend mit diesen Anecdötchen unterhalten können, wenn ich sie bis dahin nicht vergessen habe.

Monsieur Thiers Literaturthum leitete ihn denn auch auf die gegenwärtigen schriftstellerischen Zustände seines Landes, über die er kläglich die Achseln zuckte. „In einer Zeit, wo die Industrie vorzugsweise Waffen schmiedet", meinte er, „erzeugen die Musen nur noch Pamphlete."

Ich hegte den Verdacht, daß sein industrieller Großbetrieb in Strumpfwaaren bestehe, unterdrückte die Frage danach aber, denn bereits war er wie am Schnürchen bei George Sand angelangt. „Sie ist bei fast siebzig Jahren noch immer eine schöne Frau, ist sehr reich und beglückt durch das Leben in der Familie ihres Sohnes, der es nebenbei an etlichen schwachen Versuchen eine politische mütterliche Erbader zu documentiren nicht hat fehlen lassen. Warum läßt sie sich daran nicht genügen? Warum setzt sie ihre Imagination nicht zur Ruhe in einem Alter, dem bestenfalls das Raisonnement zu Gebote steht? Und wenn sie in dem Artikel Raisonnement allezeit flaue Geschäfte gemacht hat, warum giebt sie ihn nicht auf unter Conjuncturen, wo auch weniger phantasiereiche Personen daran bankerott geworden sind? Warum schweigt sie nicht?"

„Ihre deutschen Verehrer" — antwortete ich — „haben bescheidenermaßen diese Frage gestellt, als sie nur noch als Dichterin angesehen werden wollte. Die Politikerin wird von ihnen der siebzigjährigen Poetin zugute gehalten."

So, mein Freund, findet ein Mensch bei Wege oftmals Das, was er am wenigsten gesucht hat: weiland Held Saul statt der verlornen Eselin eine Königskrone; die harmlose deutsche Reisende, die darauf ausging, sich einen schneegekrönten Monarchencongreß still von weitem zu betrachten, den Discurs und Disput des Tages, den ihr die heimische Zeitung verleidet hatte. Wo Du aber heutzutage auf Reisen discuriren und disputiren hörst: auf dem Schiffsdeck und im Coupé der Diligence, an der Table d'hôte und im Café im Wartesaal und im Waggon, da wird kein Gruß und kein Ruf so oft in Deine Ohren dringen wie die heimatliche Losung „Bismarck". Von deutschen Namen wird seiner Zeit schwerlich der des alten Fritz und seit dem Verhallen des großen Napoleon sicherlich kein europäischer so oft genannt worden sein als der Name Bismarck. Aus allen Ecken und Winkeln: Bismarck. Bismarck aus allen Tonarten und mit allen Registern, Bismarck russisch und italienisch, Bismarck englisch, das heißt amerikanisch, denn was englisches Vollblut ist, das discurirt auf Reisen so wenig als es disputirt; Bismarck hoch- und schweizerdeutsch, Bismarck vor Allem im französischen Gutturalen. Es trifft sich für unsere patriotische Eitelkeit günstig, daß der Name den fremdesten

Zungen gerecht ist; denn wer hat seiner Zeit immer unsern alten Helden herausgespürt, wenn von einem Blüchere oder Bluker die Rede war? Bismarck ist schon jetzt ein Gattungsname geworden, wenn auch die Schätzung der Species hier und dort differirt.

Das Bismarckgeschrei umfängt Dich bereits auf Deiner ersten Schweizerstation, im Belvedere von Baur au lac in Zürich; leider recht unliebsam, in moskovitischem Zusammenklange. Die armen aufgescheuchten Studentinnen! weder ihre Wissenschaft noch ihre Cameraderie würde Thron und Altar umgestürzt haben. Aber verlassen sie sich darauf, schöne Damen, daß der ritterliche deutsche Kanzler derlei Ungalanterien nicht theilhaftig ist.

Am andern Morgen stehst Du vor dem Löwen in Luzern, dem ergreifendsten, monumentalen Symbol der unterliegenden Kraft. So voll grimmen Schmerzes hättest Du den sterbenden Mirabeau Dir vorstellen können. Da „Bismarck" säuselt es zwischen den Thränenweiden hervor. Aerger und Apprehension übermannen Dich. Herr, was ficht Sie an! Spaziert Fürst Bismarck nicht siegesmunter im Parke von Varzin? Haben Sie ihn jemals abgebildet gesehen mit einer Mähne, die eine Delila beschneiden könnte? — Nichts weniger als das — aber, mein Himmel, der Löwe ist doch nun einmal der Thiere König!

Am Nachmittag hast Du Dich behaglich nach Rigi-Kulm hinaufschieben lassen, würgst in zahlreicher Gesellschaft ein zähes Roastbeef hinunter, während Dein Nachbar — Gott sei gelobt! da unterbricht ihn der zwar nicht melodische, aber doch poetisch sichergestellte Kuhreigen, der gegen gleich baare Bezahlung Sonnenuntergang verkündet, er unterbricht die langathmige Jagdgeschichte von Bismarck, dem Bärentödter. Die Haare haben sich Dir bei dem zweifachen Würgen gesträubt. Aber die Sonne macht Alles wieder glatt und gleich. Es war ein glorreicher Untergang, Freund.

Und andern Tags wie friedlich die Seefahrt nach Flüelen hinauf. Wie weben Natur und Sage ihren Zauber ineinander, von deutscher Dichterkunst unsterblich geweiht. Es ist das romantischste Landschaftsbild der Schweiz und Schiller's treuestes Lebensbild, die sich vor Deinem Blick entrollen. Nun steigst Du die Gotthardstraße hinauf, auf welcher Tell den unglücklichen Parricida fliehen hieß. Vor der dunklen Tunnelpforte in Geschenen gesellst Du Dich einer staunenden Gruppe, der, so setzest Du voraus, ein gefälliger Ingenieur die Kühnheit der Construction und die Wucht ihrer Last erklärt. Leider kommst Du zu spät. Nur den Namen „Bismarck" fängst Du noch auf in irgend einem baulichen, bildlichen oder gar politischen, jedenfalls Dir unverständlichen Zusammenhang.

Das Echo im Lütschinenthale wiederhallt den Zuruf Bismarck; der Nachtwächter von Interlaken, dessen Bekanntschaft Dir auf- und abschreitend vor der Thür Deines Hotels während einer die Brust befreienden Gewitternacht gegönnt wird, weiß, oder macht Dir weiß, drüben in jener Villa, welche die Blitze so grell umzucken, logire ein Prinz aus Preußen und dieser Prinz heiße Bischmarck!

Du sitzest beim Abenddämmer schauernd im Freiburger Dom, die gewaltige Orgel erbraust im dies irae und hinter einem Pfeiler hervor betet ein frommer Christ den Text mit dem eingeschobenen Namen: Bismarck

Von dieser Stunde an wechseln Natur und Cultur, Land und Leute des Gebietes, das Du durchfliegst. Aus deutsch wird wälsch, aus Norden Süd. Am andern Abend spazierst Du auf der Terrasse vor dem Hotel zu

den drei Kronen in Vevay, in deſſen fürſtlichen Räumen die republikaniſchen Herren von Bern dem Schah in Schah vor Kurzem ihr officielles Feſt gegeben haben. Ein gluthheißer Tag hat ſich geneigt; nun fächelt ein erquickender Abendhauch durch die Blätterkronen der Platanen. Roſenlorbeerbüſche neigen ihre blüthenſchweren Zweige; Du athmeſt ſüße Blumendüfte und lauſcheſt ſüßen Verdiſchen Weiſen, die ein Quartett von Streichinſtrumenten aus einer verborgenen Laube ertönen läßt. Ueber den noch roſig angehauchten Zacken der ſavoyiſchen Berge ſteigt der Vollmond auf wie ein goldener Ball und ſpiegelt ſich weit erglänzend im ſtillbewegten, tiefblauen See; ſchwanengleich gleiten weißbewimpelte Boote darauf hin und wieder; rings umgiebt Dich ein Bild von Erdenhuld und Pracht, das heſperiſche Erinnerungen oder Träume in Dir wachruft und Dich die unharmoniſche, menſchliche Staffage vergeſſen macht.

Denn dieſe weltbunte Geſellſchaft genießt alles mögliche und vor allen Dingen ſich ſelbſt, aber nur nicht die Natur.

Alte Herren ſtudiren beim Schimmer der Gasflammen Times und Debats gewiſſenhaft wie im heimiſchen Club; junge Herren mit weiß umſchleierten runden Hüten rekeln ſich, Gefrornes ſchlürfend, auf den Bänken; Damen, die noch ſchön ſind, paſſen laut lachend Cigaretten; Andere, die bei Mondenlicht noch ſchön zu ſcheinen wähnen, kecke Thurmhütchen über dem wallenden, falſchen Gelock fegen und wirbeln mit hochgebauſchten, ellenlangen Schleppen den Staub der halbdunklen Gänge in die Höhe. Klapperndes Theegeräth, Geſchwirr und Geſchwätz.

Die heiße, weite Tagestour hat Dich mitgenommen; Du möchteſt ruhend genießen. Aber ſo Vieles hier zu erſchauen und zu erreichen iſt, ein einſamer Sitzplatz iſt es nicht. Du näherſt Dich der Niederlaſſung eines Paares, deſſen beſcheidener Habitus Dich landsmannſchaftlich anmuthet. Schon daß die Dame Kaffee trinkt ſtatt Thee iſt ein Erkennungszeichen; daß aber der Herr mit gemüthlichem Kopfnicken den Vortrag anhört, den ihm der ſervirende Garçon über ſeine anthropologiſchen Studien an höchſten und allerhöchſten Gäſten aus dem perſiſchen Fabellande hält, das iſt ein unumſtößlicher Beweis. Nur einem Deutſchen würde der gebildete Garçon die Humanität zugetraut haben von ſeiner Bildung profitiren zu wollen und nur ein Deutſcher würde dieſem Zutrauen gerecht geworden ſein.

Wohlgemuth trittſt Du heran; Deine Bitte, Dich an der Seite der Dame niederlaſſen zu dürfen, wird freundlich gewährt. Sie ſcheint ein Weſen aus der guten, deutſchen Schule, deren Abſchluß in Deine eigene Jugend fällt. „Mondbeglänzte Zaubernacht!“ flüſtert ſie Dir zu mit ſchimmerndem Blick. Die Seelen haben ſich gefunden, ein Händedruck beſiegelt Euern Bund. Selige Pauſe des Selbſtvergeſſens! Da, da — fahre wohl, Romantik! Wieder der unvermeidliche Namensklang! Der unterhaltende Garçon iſt entflohen; ſtumm wie ein Götze ſteht er am Nachbartiſche, die ſilberne Urne mit welling water präſentirend. Die deutſche Humanität heiſcht, die neue Bekanntſchaft mit einem intereſſanten Gegenſtand einzuleiten. Alſo Bismarck! Der Sprung von dem Helden des Garçon iſt nicht allzuweit. „Haben Sie von der ſchneidigen Repartie gehört, welche Nasr-Eddin unſerm Bismarck gegeben hat, als dieſer die Prunkloſigkeit ſeines Empfangszimmers entſchuldigte? Wer hätte dieſem unappetitlichen Despoten ſolchen conſtitutionellen Witz zugetraut?“

Nein, und flöheſt Du auf Flügeln der Morgenröthe, Du würdeſt dem

Bismarckrauschen nicht entfliehen. Daß manche Neufundländer Dogge auf den Namen hören soll, wollen wir uns nicht verdrießen lassen; es ist ein treuer und starker Wächter, der damit bezeichnet wird. Weniger schmeichelhaft möchte es sein, wenn wirklich französische Mütter ihre kleinen Struwelpeter mit dem Schreckensnamen zur Ordnung rufen. Mit eigenen Ohren gehört habe ich indessen: „Gaston, si tu n'est pas sage, j'irai chercher les prussiens!"

„Stille Kind, der Schwede kommt!" drohte meine Großmutter, wie sie die ihre und diese wieder die ihre hatte drohen hören. Nun aber, kehre mit mir noch einmal um bis Bern.

Ich hatte dort, um der Fahrt in glühender Mittagssonne zu entgehen — denn wer hat eine solche zum Reisen kaum erträgliche Temperatur erlebt? — einen Zug überschlagen, war in den Dom gegangen und darin mit einer französischen Familie zusammengetroffen, einem noch jugendlichen Papa mit einem Backfisch von Töchterchen und dessen Gouvernante, oder Bonne. Wir saßen dann mit einander auf einer beschatteten Bank der Terrasse, freuten uns an dem schleierlosen, fernen Alpenbilde im goldigen Mittagslicht, schlenderten darauf durch die kühlen, steinernen Straßenlauben nach dem Bahnhof zurück, dinirten und warteten dann im Salon auf die Züge, die uns nach Ost und West auseinander führen sollten. Ich wollte nach Genf, die Familie zur Nervenerfrischung nach dem Engaddin.

Die Frauen verhielten sich leidend, aus Bescheidenheit, oder weil sie es waren. Der Herr führte das Wort. Ein echtes, rechtes pariser Blut: skeptisch, spöttisch und doch von jener Gutmüthigkeit, Bonhomie, die mit unserer deutschen Gemüthlichkeit so wenig Verwandtschaft hat, wie etwa der Humor eines Boz mit dem unseres Fritz Reuter. Ich werde den Mann wohl nicht mit Unrecht für einen Literaten taxirt haben, etwa für einen Cousin germain von Edmont About, wenngleich ich über seine politische Farbe keine Rechenschaft geben könnte; denn da er an der Art, wie ich einen gelegentlichen guten Einfall in einen französischen Gemeinplatz umschrieben, vorbrachte — Du siehst, Freund, daß ich meinen Goethe nicht zu Hause gelassen habe — mein Indigenat erkannte, äußerte er sich reservirter als meine beiden späteren Pariser Weggesellen und hatte den guten Geschmack mich mit patriotischen Herzensergießungen zu verschonen.

Ich insinuirte mich bei ihm durch ein Citat aus George Sand's schweizerischen Reisebriefen, deren Kenntniß nach fast vierzig Jahren ihres Erscheinens er für einen Cultus des französischen Genius — die starke oder schwache Seite aller seiner Landsleute auch heute noch — zu nehmen beliebte. Indessen lag ohne jegliche literarische Coketterie die Veranlassung zu dem Citate nahe, denn wir hatten zum Gegenüber ein Paar, möglicherweise Ehepaar, jener stummen, steilrechten Insulaner, deren „majestätische Undurchdringlichkeit" in jenen Briefen einem geheimnißvollen fluide britannique zugeschrieben wird. Dem tropischen Sonnenbrand, der uns Andere in einen Zustand halber Auflösung versetzt hatte zum Trotz, war kein Haken der Cravatten, kein Knöpfchen der tadellosen Handschuhe gelöst, bei Männlein und Fräulein keines der goldglänzenden Löckchen unter den dichten, weißen Schleierhüten verschoben, jegliches Staubkorn, jegliche Dampfflocke von dem steifen Linnen der Kragen und Manschetten abgeglitten. Durch das kühle, britische Fluidum wie von einer Taucherglocke geschützt, verzehrten sie mit mustergiltiger Fertigkeit der Schneid- und Kauwerkzeuge ihr zähes

Steak ohne Bemerkung, wie sie gestern ohne Bemerkung der eisigen Jungfrau in's Antlitz geschaut haben und morgen den Rheinfall bei Lauffen betrachten werden.

Und neben diesen unerschütterlichen Insulanern saß als ergötzliches Gegenbild eine Gruppe ihrer transatlantischen Vettern, denen man zur Zeit der Sand'schen Briefe noch selten auf Reisen begegnete, die aber seitdem in hellen Haufen den Ocean durchschneiden, sich über die schönere Westhälfte des alten Europa verbreiten, aus keinem andern Grunde, wie es scheint, als jedwedem Begegner, der nicht ein gar zu hinterwäldliches Ansehen trägt, kund und zu wissen thun, wie viel kolossaler, das heißt schöner, mächtiger und prächtiger drüben bei ihnen Alles ist, was Natur und Naturbewältigung heißt. Kaum daß Einer es der Mühe werth hält, den Kopf zu wenden nach einem Schauspiel, vor dessen Hoheit wir staunen. Der Rheinfall? — Bah! ein umgestülptes Glas Wasser, ein Kinderspiel! Seht den Niagara, seht erst die californischen Stürze. Unsere romantischen deutschen Flüsse? Bächelchen höchstens! Kommt an den Mississippi und seine Nebenströme! Herrliche Waldbäume auf dem Brünig? Lächerlich! Was würdet Ihr sagen vor den big-trees von Mariposa, dem größten Wunder der Welt? Und wollt Ihr wissen, was Alpen heißt! fünfhundert Meilen weit ziehen sich die schneegekrönten Lavagipfel der Sierra Nevada hin, eine ununterbrochene Kette so hoch und höher als Euer Montblanc und Monterosa! Da giebt's noch zu erklettern und zu ergründen, was nimmer ein menschliches Individuum erklettert oder ergründet hat. Und am Abhange dieses Riesenwalles da lacht statt Eurer dürftigen Weideplätze der Paradiesgarten, Californien genannt und statt Eurer Seen, die Einer bequem auf einem Spaziergange umschreiten kann, bespült ihn der unermeßliche Stille Ocean.

„Ei nun", so erwiedert man dann wol, „wenn Schönheit nach der Größe bemessen wird, so bestreiten wir ja Euren Vorzug nicht. Warum aber, da bei uns Euch Alles so nichtsnutzig und erbärmlich scheint, warum bemüht Ihr Euch zu uns herüber und bleibt nicht lieber zu Hause bei Euch?"

Und da ist denn heuer freilich die Ausstellung in Wien ein plausibler Reisegrund, wenn auch nur, um sich im voraus daran zu weiden, wie großartig anno 75 bei ihnen drüben das Schaustück überboten werden wird. Oder es galt eine Probecur in Tarasp, das nach glaubwürdigen Versicherungen den Heilssegen der fünf stärksten europäischen Quellen, Karlsbad, Aachen und Spaa darunter, in wunderbarer Mischung vereinigen, gleichzeitig auflösen und stärken, zerstören und wiederaufbauen sollte und nun lange nicht so viel geholfen hat als ein Sommeraufenthalt in Saratoga. Oder ein Anderer hat seine Töchter irgendwohin in school gebracht, wo sie schließlich nicht halb so viel gelernt haben als in einem amerikanischen Institut zweiter oder gar dritter Classe. Dieses negative Resultat aber erkauft ein Mensch mit dem Martyrium europäischer Eisenbahnen, Schiffe, Diligencen und wie die Gelegenheiten noch weiter heißen. Nur in Amerika weiß man was Reisecomfort ist und welchen Werth die Zeit auf Reisen hat.

Der Wortführer uns gegenüber, ein Ohianer von hünenhafter Gestalt und treuherzigen Mienen hatte den tauben Ohren seiner undurchdringlichen Nachbarn weitläufig auseinandergesetzt, daß und warum der Bahnhof von Zürich das Einzige sei, was in Switzerland seinen Erwartungen annähernd entsprochen habe; nun, da jene sich ohne einen Laut der Erwiederung erhoben und entfernten, wendete er sich unverdrossen an uns Zurückbleibende mit der Einladung zu einem Besuche der Union, um dort zu erschauen, was auf der

weiten Gotteswelt des Schauens irgend verlohnt. Er bediente sich dabei eines Kauderwälsches von deutschen und französischen Brocken, auf welche letztere zumal er sich etwas zugute that.

Fremde Sprachkünste, welche Engländer geflissentlich verheimlichen werden, von allen Amerikanern gern offenbart und auf Reisen vermehrt, wie sie sich überhaupt denn mehr als mit dem Land mit den Leuten befassen, denen jene geringschätzig aus dem Wege gehen. Seine Einladung recht verlockend zu machen, rechnete Vetter Jonathan auf Dollar und Shilling und sogar in Franken umgesetzt, uns vor, wie hoch pro Mann die Haupttouren, zunächst natürlich die von Newyork nach San Francisco, zu stehen kommen würden. Beförderungssumme so und so viel; Beköstigung zwölf Franken den Tag, Alles reichlicher und schmackhafter als bei uns, ein Bett im Waggon und was für ein Bett! zehn Franken. Mit tausend Dollars hat man den ganzen Spaß bezahlt und wie wenig Spaß kann man in Europa für tausend Dollars erwarten!

Wir sagten, daß wir uns die Sache überlegen wollten und unser transatlantischer Gastfreund entfernte sich, nachdem er uns Allen kräftig die Hand geschüttelt, vermuthlich um noch fernerweitige genügsame Europäer in seine Wunderwelt einzuladen.

Der Pariser lachte, Backfisch sammt Bonne lachten mit und selber die zimperliche deutsche Kleinstädterin ließ ihrer Heiterkeit freien Lauf. Kein Menschenkind lacht so angenehm und ansteckend wie ein Franzose.

Und nachdem wir uns ausgelacht hatten, stellten wir höchst weise Betrachtungen an über die sprunghafte Cultur einer Nation, die inmitten einer abgesonderten, groß- und eigenartigen Natur sich nicht allmälig aus dem Volksgeist heraus, ja nicht einmal wie ein Pfropfreiß auf wildem Stamm, sondern ohne Gleichen in der Menschengeschichte lediglich durch Nachahmung und Ueberbietung entwickelt habe. Dann aber lenkte das Gespräch sich wieder auf seinen Ausgangspunkt, die lettres d'un voyageur zurück und so kamen wir schließlich auf die Lust am Reisen und die Kunst des Reisens, wie sie in denselben dargelegt werden.

Der Franzose hatte die halb spöttische Galanterie, an das Zeugniß der Reisevirtuosität zu erinnern, das seine geniale Landsmännin uns Deutschen ausgestellt hat und da Du, Freund, jene Briefe vielleicht niemals gelesen, oder längst vergessen hast, ich aber einer Gedächtnißgrille zu gefallen mich in Genf damit beladen habe, will ich die betreffende Stelle citiren:

„Die besten Reisenden und die sich am wenigsten laut machen, sind die Deutschen. Treffliche Fußgänger, unermüdliche Raucher, Alle ein wenig Musikanten und Botaniker. Sie beobachten langsam und verständig, trösten sich über alle Wirthshausverdrießlichkeiten mit der Cigarre, dem Herbarium und dem Flageolet ! ! — (doch wol nur eine poetische Umschreibung ihrer sangreichen Kehlen). — Ernsthaft wie die Engländer pochen sie nicht wie diese auf ihren Wohlstand und stellen sich so wenig zur Schau, als sie das Wort zu führen belieben. Sie gehen unbemerkt an uns vorüber, ohne uns zum Opfer ihres Vergnügens oder ihres Müßiggangs zu machen."

Ich acceptirte ehrlichen Herzens diesen zweideutigen Preis unserer Bescheidenheit mit dem unausgesprochenen Wunsch, daß auch, nachdem unser nationaler Wohlstand sich gehoben hat, wir nicht aufhören mögen, Gutes und Schönes der Fremde dankbar zu genießen, Mißliches und Häßliches aber ohne unziemlichen Lärm zu überwinden. Keinem Volke würden whims

und snobs oder die Paraden und Bravaden der Eitelkeit so übel zu Gesichte stehen wie uns Deutschen.

Im stricten Gegensatz zu dem unsern spricht die Briefstellerin ihren eigenen Landsleuten jegliches Reisetalent ab. In schnellen Sprüngen trieb ihr Temperament sie von Ungeduld zu Entzücken, von Entzücken zur Abspannung. „Wir sind auf der Reise wie wir im Kriege sind!“ sagt sie, „ungestüm im Beginn und bei einem Rückschlag demoralisirt.“

Der letzte Krieg, so dünkt mich, hat diesen Vergleich nicht gerechtfertigt; die Nation als solche war nicht abgespannt nach dem Niederschlag, ihr Ungestüm im Gegentheil schien in Wahnsinn ausgeartet. Selbstverständlich indeß, daß ich meinem Gesellschafter dies anzügliche Citat erspart haben würde, auch wenn er ihm nicht mit der Bemerkung zuvorgekommen wäre: „Wir Franzosen haben wenig Wandersinn; wir fanden bisher es immer am Besten bei uns zu Haus. Wir müssen aber und wir werden lernen, uns auch da umzusehen, wo es uns weniger gefällt.“

So bedauerte er auch, nicht deutsch zu verstehen und äußerte die Absicht, es sich anzueignen, falls die überschwere Sprache sich in seinen Jahren noch bewältigen lasse. Er hatte sich zu dem Zweck einen Aufenthalt in Dresden vorgenommen, da er den sächsischen Dialect, den „Meißenschen“ nannte er ihn — für den correctesten und wohllautendsten hielt!! Es war übrigens nicht das erstemal, daß ich diesen guten Glauben von Franzosen aussprechen hörte, wie sie denn auch von allen deutschen Stämmen für die königlichen Sachsen, selbst noch nach Sedan, eine gewisse Vorliebe hegen.

Ich konnte es daher nur als Galanterie annehmen, daß mein Gesellschafter seinen Satz abschloß mit der Frage: „Madame est Saxonne?“

Als ich nun aber bei diesem Appell an meine patriotische Wahrhaftigkeit mein preußisches Indigenat eingestand, da rief er mit einem Verdruß, der ihm einem so harmlosen, alten Frauenzimmer gegenüber selber komisch vorzukommen schien: „Ah, Madame, qu'elle déconverte! Une prussienne une archiennemie!“

„So wenig als einer meiner Landsleute“, versetzte ich lachend. „Nicht einmal gewesen. Selbst der gewichtigste von ihnen nicht mehr als absolut nothwendig war. Uns Deutschen wird die Feindseligkeit mitunter zu einer Pflicht. In unser Temperament hat die Natur, nicht immer zu unserm Nutzen, sie zu legen unterlassen. Darum sind wir aber auch so erträgliche Touristen, mein Herr!“

Während der letzten Worte hatte ein Reisender Platz an meiner Seite und ohne mich sammt Backfisch und Bonne zu beachten, den französischen Herrn scharf auf's Korn genommen. Wir hatten die auffällige Erscheinung schon vorhin nach Ankunft des Freiburger Zuges eintreten und im Speisesaal verschwinden sehen. „Ein Mönch!“ hatte die Duenna gesagt. „Etwas dergleichen“, ihr Herr zugefügt.

Doch war der Mann nicht mönchisch, nicht einmal priesterlich nach Schweizer Art gekleidet. Den langen schwarzen Gehrock, das schwarze Seidenkäppchen unter dem breitschirmigen, runden Hut hätte auch ein weltlicher Greis tragen können. Denn ein Greis war es, ein Urgreis, älter vielleicht als ich je einen gesehen, wennschon seine Haltung steilrecht, das Colorit frisch, das Haar und die buschigen Brauen noch dunkel gefärbt und die tief in den Höhlen liegenden Augen funkelnd wie die eines Jünglings waren. Aber diesen Grad von Fleischlosigkeit, solche Sehnenstränge längs

der Hände und Ohren, so krause Fältchen an den Schläfen, so tiefe Furchen in der Stirn und um den Mund, die erzeugen nicht Leiden und Leidenschaft allein, die erzeugt nur die Zeit.

Der alte Mann ist meine interessanteste Reisebegnung, gewesen; der erste und einzige, der meine weibliche Neugier rege machte. Solch eine Physiognomie vergißt man nicht; sie erscheint Einem im Traume. Wie viel eindrucksvoller würde Kaulbach's Ketzergericht wirken, wenn er statt des widerlichen Zerrbildes, das er Arbues genannt, diesen Greis mit den orientalischen, den Neophyten andeutenden geistreichen Zügen und dem Wechsel von loderndem Zelotismus und Weltverstand im Blick, zum Vorbild seines Inquisitors genommen hätte! Wer war der Mann? wie hieß er? was und wohin wollte er?

Ich schloß von vornherein auf einen der unfügsamen Prälaten, oder einen ihres Anhangs, mit welchen die Schweizer Regierung jüngst so kurzen Proceß gemacht. Hatte ich doch mit fast bänglichem Herzen die deutsche Grenze überschritten; denn bemessen nach dem Lärm und Staub, der bei uns, wo doch so viel vorsichtiger eingeschritten wird, aufwirbelt, hätten die heterogenen Völkerschaften zwischen Jura und Alpen in heller Geisterschlacht gegeneinander stehen müssen. Aber nirgendwo ein Laut oder Zeichen, die auf Haß und Hader deuteten. Alles war geschäftig und gut gelaunt; der beispiellose Fremdenverkehr füllte die Seckel. Im frommen Luzern hatte man lustig gesungen, anderwärts geschossen und manövrirt; Herrn Loison's altkatholischer Vortrag in der calvinistischen Regierungsstadt hatte Anklang geweckt, die Volksversammlung in Olten den reformirenden Maßregeln beigestimmt. Sapienti sat. Solche demokratische Einrichtungen haben auch ihre handlichen Seiten. Was aber die Gegenpartie betrifft, so wollte es mich schon in Süddeutschland bedünken, als ob sie, dem Sprüchwort von den Dieben conträr, die schwachen Gegner schone, bis sie die mächtigen müde gehetzt haben werde. Der Irrthum meines Schlusses auf die Nachbarschaft eines Lachat oder Mermillod wurde mir bald genug klar. Der merkwürdige Alte hatte unverzüglich im geläufigsten Französisch das Wort ergriffen und frankweg seinem vis-à-vis erzählt, daß er den Baseler Zug erwarte, um nach Köln zu reisen; das erste Mal seit fünfzig Jahren, daß er deutschen Grund betrete, obschon er von Geburt ein Deutscher, ein Preuße aus den baltischen Provinzen sei. Bis vor drei Jahren, also bis zur Occupation — habe er unausgesetzt in Rom gelebt. Wo seitdem, blieb unerwähnt.

Mit dieser Selbsteinführung schien er die Bundesgenossenschaft mit dem jungen Franzosen hinlänglich motivirt zu haben. Der gemeinsame Schlachtplan wurde dargelegt, die strategische Controverse begann. Bezeichnender ausgedrückt: der politische Monolog. Denn mein bisher so gesprächiger Gesellschafter war plötzlich wie auf den Mund geschlagen und erlaubte sich nur dann und wann einen abkühlenden, skeptischen Tropfen in die Flammen der Rede zu gießen. Ob ihn, der sonsthin mit Zunge und Feder sicherlich kein lässiger Anbläser des Revancheeifers gewesen sein wird, die Zeugenschaft der fremden Frau genirte? Oder ob es ihm doch ein wenig unheimlich zu Muthe wurde, die stärksten Potenzen dieses Eifers, Haß und Grimm, aufbieten zu hören in fremdem Land, an öffentlichem Ort, vor Weiber- und Kinderohren von Einem, der harsch am Grabesrande angelangt schien und gegen ein Volk, ein Reich, in welchem seine Wiege gestanden hatte?

Bald demonstrirte der aufgeregte alte Mann wie von Kanzel oder

Katheder herab, bald glitt seine Rede leise, als citire er einen Artikel des Univers. Er sprang vom Sitze in die Höhe, gesticulirte mit den Armen wie zum Segen oder Fluch; dann seiner Umgebung inne werdend, setzte er sich wieder, wischte seine in der Gluth des Tages und des Zornes feuchtangelaufenen blauen Brillengläser ab und führte den Vortrag hastig in gedämpfter Tonart zu Ende.

Welches Mannes Name nur aber das A und das O jedes vernichtenden Satzes war? Die Zertrümmerung, von welchem Karthago das caetera censeo dieses neuen Römers heischte? Der Schatten des alten Römers sei demüthiglich um Verzeihung gebeten um dieses schnöden und obendrein hinkenden Vergleiches willen, und nicht in deutschen Lettern soll es niedergeschrieben werden, was der langen Rede kurzer Sinn und unter dem schrillen Pfiff des Baseler Zugs ihr abschließendes Wort gewesen ist. „Quand la France et l'Allemagne se heurtent de nouveau, la France l'eécrasra."

„Sind Sie dessen so gewiß?" fragte der Franzose fast schwachmüthig.

„Vous lécraserez", wiederholte der Römer mit der Zuversicht des gottgeweihten Sohnes der Hannah, als er dem reuigen Volke Israel den Sieg über die Philister und die Eroberung seiner natürlichen Grenzen von Ebron bis Gath verhieß.

Damit verließ er den Saal. Auch die Familie empfahl sich. Sie hatten das Glück, noch bis Zürich in der Gesellschaft des wandernden Sehers zu verweilen, um im geschlossenen Coupé, ohne lästige Zeugenschaft sich vielleicht auch noch mit ihm über den König ihrer Zukunft zu verständigen.

„Nennen Sie die Herzensergießungen dieses ihres Landsmannes Pflicht oder Temperament?" fragte mich der französische Herr mit einem Lächeln, das zwischen dem des Adepten und Spötters die Mitte hielt.

„Ich nenne sie die Rechtfertigung Herrn von Bismarcks", antwortete ich und mein Widerpart sagte: „Leider!" aber blinzelte dabei wie ein guter Freund.

Diese Epigonen Monsieur de Voltaire's sind wirklich übel daran in der Qual ihrer Wahl zwischen zwei Feinden, die sie beide ecrasiren möchten. Sie können sich nicht gegen den einen entscheiden, ohne nothgedrungen des anderen Bundesgenossen zu werden.

Aber, wenn plaudern gerade ausschreiten, wenn es nicht vielmehr streifen und schweifen hieße, wie weit hätte ich mich da von dem stillen Friedhofe der Prieure verirrt! Weit? Ei nun', vielleicht kaum hundert Schritt. Denn was sinnt der junge Priester, der bleich und schlank wie ein Lamartine'scher Vicar, den Rosenkranz in der Hand, längs der Mauer des Klostergartens gleichen Trittes hin und wieder schreitet und nicht ein einziges Mal den Blick vom Boden erhebt, weder auswärts in das laute Straßengewühl, noch hinauf zu den leuchtenden Firnen? Segnet er den Feind, wie sein göttlicher Meister gelehrt, oder betet er mit den Anderen: Ecrase l'ennemi?

Mein Abendweg führte mich an der Kirche vorüber, zwischen Kartoffel- und Haferfeldern bis zum Waldesrande, wo eine einzeln stehende freundliche Villa mich als Luftschloß für einen Sommer der Zukunft lockte. Eine muntere Gesellschaft bewegte sich auf der wohlgepflegten Terrasse; es war eine so wonnig milde, klare Nacht, daß man sie selber auf dieser Höhe ohne Fröstelu hätte verträumen können.

Ich setzte mich auf eine der Bänke, die in der zum Hause führenden Allee angebracht sind (beiläufig die einzigen Sitzplätze im Chamonixthal)

wie man denn auch in der Schweiz, die für Reisecomfort sonst so ausgiebig sorgt, Felsblöcke, Heuschober und Baumstümpfe für die einzigen die Natur nicht beeinträchtigenden Ruheplätze zu halten scheint.

Vollständig Nacht wurde es nicht, so durchsichtig war die Luft, so sonnig übergoldet strahlten noch die weißen, riesigen Häupter; selbst die grauen Nadeln des Steinwaldes, der sie umlagert, das Eis des Stromes, der sich von ihnen absenkt, waren von einem röthlichen Wiederschein angehaucht. Unten im Thale wurde ein Lichtchen nach dem andern angezündet, droben über den Gipfeln stieg ein Sternbild nach dem andern auf. Fuß fassen im Thal und ein klarer Höhenblick, ist das nicht bestenfalls die Summe unseres Erdenlebens?

Ob aber die kühnen Leute, die ich vorhin wie schwarze Pünktchen auf der weißen Fläche klimmen und gleiten sah, ob sie dieselbe Auf- und Niederschau haben wie ich auf grüner Höh'? Ob ihnen Erde und Himmel nicht in einem Chaos von Dunst und Nebel verschwinden? Wie vielen Helden lohnt das Ziel die Mühe es zu erreichen? In dem Bahnschlagen liegt der treibende Reiz; mit den Hindernissen wächst die Leidenschaft, sie zu überwinden. Droben aber auf dem einsamen Gipfel verschwindet das Weltall grau in grau; der Blick dringt nicht mehr in das lebensvolle Grün der Thäler und wie selten ein Glücklicher, dem noch ein Streifchen Himmelblau lächelt. Größenenthusiast, Hand auf's Herz, hat die alte Base recht? *)

Ich mußte mich endlich zum Rückweg entschließen. Es war todtenstill im Thale geworden; selbst der einsame Priester hatte seinen Wandelgang eingestellt; die letzte gemeinschaftliche Speisestunde war längst vorüber. Ich machte mir unter allerlei Gerümpel einen Platz zurecht im Gartenhäuschen des Hotels, das sich stolz: châlet de l'impératrice benennt, ließ mir Thee und eine Lampe dahin bringen, trank, aß und las dabei in Goethe's Schweizerreise, die, ich sagte es wol schon, mich auf der meinigen treulich begleitete.

Denn wo ein großes Schönheitsbild, die Ruhe des Erhabenen mir die Seele recht innig durchdrungen hat, da war es fast immer der alte Dichterfreund, der sie vorempfindend gestimmt, und so oft ich in Gedanken ihm auf der Straße gefolgt bin, die er mit seinem fürstlichen Freunde jugendmuthig

---

*) Aus einem spätern Briefe.

„Ich bin auf dem Rückweg nach Genf mit der Dame zusammengetroffen, die ich am Tage meiner Ankunft das hohe Schneefeld hinabklimmen sah. Sie schien durchaus nicht ermüdet, obgleich sie, als Holländerin, zu derlei Anstrengungen nicht eingeübt war. Eine von den still bedachtsamen Naturen, denen das Große am leichtesten gelingt und die im Schweren am längsten ausdauern, blickte sie friedlich lächelnd vor sich hin und gönnte es dem Gatten, ihre gemeinsamen Erlebnisse der Gesellschaft vorzutragen.

Du darfst übrigens nicht mehr allzustolz auf Deine Alpenwagnisse blicken, Freund, denn es ist durchaus nichts Ungewöhnliches mehr, daß auch Frauen den Montblanc besteigen. Selber Französinnen thun es, seitdem die eine Seite des Bergmonarchen vaterländisches Dominium geworden ist. In den unvergleichlich klaren und warmen Juli- und Augusttagen dieses Jahres ist wol kaum einer vergangen, daß die große Tour nicht von einer Caravane angetreten worden wäre. Jeden Morgen verkündeten Böllerschüsse einen Aufbruch, jeden Abend eine glückliche Heimkehr. Vielseitig hörte ich Deine Meinung bestätigen, daß die Partie völlig gefahrlos und bis auf das unbehagliche Nachtquartier in den Grand-Mûlets weniger anstrengend sei, als manche, die bei weitem nicht so gewaltig erscheint. Was aber den Lohn der Anstrengung, den Gipfelblick anbelangt — nichts für ungut, Freund! — aber alle Aufrichtigen erklären ihn für einen Phantasiegenuß."

vor faſt hundert Jahren im rauhen November, unter halsbrechenden Wagniſſen aus dem Chamounixthale in das Urſenerthal gezogen iſt, da habe ich ihm nachempfunden, „wie die ewig innerliche Kraft der Natur ſich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegt", die ewig innerliche Kraft, die ſein Leben bis in's Patriarchenalter regieren ſollte.

Heute aber, wo ich nicht blos im Geiſte ihm gefolgt bin und noch weiter zu folgen gedenke, da ſpreche ich in Hoffnung ihm nach:

„Wie in jedem Menſchen, ſelbſt dem gemeinen, ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er einmal bei großen, ungewöhnlichen Handlungen gegenwärtig geweſen iſt, wie er ſich an dieſem einen Flecke gleichſam größer fühlt, unermüdlich eben daſſelbe erzählend wiederholt und ſo einen Schatz für ſein ganzes Leben gewonnen hat, ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche große Gegenſtände der Natur geſehen und mit ihnen vertraut geworden iſt. Er hat, wenn er dieſe Eindrücke zu wahren, ſie mit anderen entſtehenden Empfindungen und Gedanken zu verbinden weiß, gewiß ein Gewürz erworben, womit er den unſchmackhaften Theil des Lebens verbeſſern und ſeinem ganzen Weſen einen durchziehenden guten Geſchmack geben kann."

Nach dieſem Satze klappte ich das Buch zu, ging in mein Zimmer und begann dieſen Plauderbrief. Und nun hat's Mitternacht geſchlagen und ich ſage Euch: Schlafet wohl!

Töchter gebildeter Stände.

Das genußlose und ungemessene Verblühen weiblicher Wesen ist von den Sängern des Weltschmerzes nur selten oder niemals zum Gegenstand herzergreifender Elegien erwählt worden. Die Grenze ist allerdings eine sehr unbestimmte, von der Phantasie kaum festzuhaltende, die Grenze, an der sich das Verwittern und Veralten einfindet und die volle letzte Reife des Weibes in die ersten Falten der Ueberreife sich verliert, wo man aufhört, die Jahre nach Lenzen und anfängt sie nach Wintern zu zählen. Der Dichter fürchtet wol, das Frauenbild, dessen freudenloses Dahinscheiden er mit tragischer Lyrik beweint, könnte vom Leser als alte Jungfer verlacht werden. Wenn indessen unsere zahlreichen Romanschriftsteller darauf achten würden, daß die ewige Neuheit des Menschenherzens sich ihrem sehr zweifelhaften Genie nicht von selbst als das sogenannte „Reinmenschliche" offenbart, ihnen aber wol in den socialen Formen erkennbar zu werden vermöchte, die ununterbrochen neu sich gestalten, dann würde ihnen das trübselige, an sich aller Poesie entfremdet scheinende Ledigbleiben der Mädchen Stoff zu den interessantesten Epopöen der Gegenwart liefern.

Ich habe nicht im Sinne, nachzuholen, was die Romanschriftsteller versäumten, ich will nur eine von den Ursachen des socialen Unglücks der Frauen andeuten und dabei nicht einmal den Anspruch erheben, eine unmittelbare Hülfe dagegen vorschlagen zu können, die mir in der Frauenemancipation, wie sie heutzutage betrieben oder angestrebt wird, am wenigsten vorhanden zu sein scheint.

Vor einigen Jahren war ich Gast einer gräflichen Familie auf einem ihrer Landsitze in Niederösterreich. Mit dem Oberhaupt der Familie einer literarischen Beschäftigung obliegend, war ich während eines langen sonnigen Herbstes ein Gast des Hauses.

Wie traulich war das Aeußere der früher nahenden Abende! In einem Salon von ungewöhnlicher Größe, einem der Säle gleich, in welchen einst das Ritterthum tafelte, wurde der Thee genommen. Durch eine geschickte Eintheilung der Möbel wurde jedoch die unheimliche Weite des Raumes in's Behagliche übertragen. War der Tisch in der Mitte groß genug, die ganze Gesellschaft um sich zu versammeln, so war man doch nicht genöthigt, sich dort festzusetzen; überall in den Ecken und Nischen bildeten mannigfach geformte und bequeme Ruhesitze mit den entsprechenden Blumen-, Lese- und Spieltischen für sich bestimmte Etablissements, auf welche sich die Gesellschaft zu Staaten im Staate vertheilen konnte.

So saßen nun allabendlich die Töchter des Hauses, zu welchen sich zahlreiche junge Mädchen von den Gütern der Nachbarschaft gesellten, um unter dem Schutze ihrer Mutter zu sticken und zu häkeln. Wie viele blühende Leben, von der Natur durch Schönheit und Temperament dazu bestimmt, bei nur einigermaßen freier Entfaltung ihres Innern Poesie und Schwung, Geist und reizende Beweglichkeit in das Dasein Derjenigen zu bringen, denen

sie einst angehören sollten oder die sich ihnen mit der Absicht oder auch nur mit dem Traume einer solchen Angehörigkeit nähern konnten.

Allein die Wohlerzogenheit breitete über all' die herrlichen Eigenschaften einen Schleier und hielt sie in latenter Gebundenheit nicht besondersscharfsinnigen Augen verborgen. Solche besaßen aber die jungen Männer nicht, welche sich aus Wien oder aus den Garnisonen der kleinen Städte in der Nähe einfanden, oder sie hatten vielmehr nicht Lust erst mühsam mit den Augen des Geistes nach wirklichen Seelenreizen zu forschen, die sich ihnen in anderen Schichten der Gesellschaft von selbst aufdrängten.

Von Politik wurde gesprochen, aber eine Aeußerung auf diesem Gebiete, die mehr als ein kindischer Scherz gewesen wäre, hätte das kühne Mädchen, das sie wagte, mit dem finstersten Stirnrunzeln der älteren Frauen zu büßen gehabt. Vorkommnisse aus dem Treiben der Stadt wurden nur so weit erzählt, als eine frivole Pointe geschickt umschrieben werden konnte, wobei die Gesichter der Mädchen das absolute Nichtverstehen officiell auszudrücken hatten. Im Uebrigen verflachte die Conversation zu dem Niveau, das den jugendlichen Zuhörerinnen jenen herkömmlichen Antheil gestattet, den der Sprechende im voraus berechnen kann und wobei ihn keine Ueberraschung irgend einer Art erwartet.

Der Rest ist Sticken und Häkeln.

Ich habe nur zufällig von einem adeligen Hause gesprochen; der bemittelte Bürgerstand bietet im Wesentlichen keine andern Mädchenerscheinungen. Und nun denke man, daß diese aschgraue Wohlerzogenheit darauf berechnet ist, Männer dieser Zeit zu gewinnen, Männer deren eminent nüchterne oder praktische Thätigkeit als Soldaten, Techniker, commercielle Directoren u. s. w. sie nöthigt, die Poesie ihres Daseins, deren sie sich nicht ganz begeben können, statt in Büchern oder Kunstwerken ausschließlich im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht zu suchen. Muß nicht gerade diese Wohlerzogenheit, die auf ihre Gunst berechnet ist, ihren Widerstand erregen?

Die Folge davon ist eine unausgesprochene aber intensive Opposition gegen das Weib im Hause und dadurch bewirkte lebhaftere Empfänglichkeit für das Weib in der Oeffentlichkeit.

Man verwechsle dies durchaus nicht mit dem öffentlichen Weibe. Wie die Bühne von jeher, so fordert heute auch die Industrie eine öffentliche Mitwirkung der Frauen. Es hat sich eine noch nicht classificirte und benannte und nur dem Beobachter großstädtischen Lebens erkennbare Frauenwelt herausgebildet, welche im Lachen und Sprechen von keiner Fessel mädchenhafter Scheu gehemmt wird, im Verkehr die ungebundensten Formen zur Schau trägt und dennoch den Sinn und das Wesen der Sittlichkeit nicht wirklich verletzt.

Beides vereint, die äußere Freiheit und die innere Strenge, übt gerade auf jene Männer, die sich von der trockenen Züchtigkeit der häuslichen Anstandsformen abgestoßen fühlen, einen Zauber aus — daß in neuer Zeit Ladenmädchen, Verkäuferinnen, Damen des Comptoirs glänzende eheliche Verbindungen schlossen, Partien, die zu erreichen, Mädchen aus den besten Häusern umsonst gestickt und gehäkelt hatten.

Dabei muß man bemerken, daß die vom Ladentisch Weggeheiratheten an Schönheit wie an Bildung weit zurückstehen hinter den auf dem häuslichen Fauteuils Sitzengebliebenen. Jene haben vor diesen nur einen Mangel voraus, der für einen Vorzug gilt: den Mangel an Erziehung im Sinne der

mütterlichen Philister. Ein Lachen mehr und ein Erröthen weniger war das ganze Geheimniß der Siegerinnen. Sie bewegten sich dabei in der Oeffentlichkeit, auf der Bühne, wenn diese auch nur eine Boutique oder ein kleines Cassen-Bureau war; sie wurden so gut und so viel umworben wie Schauspielerinnen, sie hatten die Kunst zu üben, zugleich anzuziehen und abzuwehren und mußten dabei Geistesgegenwart und vielversprechende Zukunft des Herzens zeigen.

Mit Einem Wort: sie *lebten*, sie traten aus dem unlebendigen Kreis häuslichen Mädchenthums heraus, welches langweilen *muß*, weil es nicht unterhalten *darf*.

Man wäre in einem kolossalen Irrthum befangen, wollte man eine gleich angenehme Wirkung auf die Phantasie des männlichen Geschlechts von der verwirklichten Frauen-Emancipation voraussetzen. Denn der Zauber, den die weibliche Ungebundenheit ausübt, beruht auf dem Bewußtsein der socialen Macht der sittlichen Gebundenheit des Weibes. Weniger eine Emancipation des Frauenthums als eine Emancipation *vom* Frauenthum wird angestrebt, wenn man die allgemeine Erwerbsfähigkeit und Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechts realisiren will.

Wol ist es nur zu wahr, daß Alles, was man gegen solche Bestrebungen aus dem Gesichtspunkt der Poesie und Schönheit in der äußern Erscheinung und in der Stellung des Weibes geltend machen kann, nicht gegen die Gewalt der modernen Verhältnisse aufzukommen vermag, welche den Kampf ums Dasein immer heißer und erbitterter gestaltet und ihm täglich neue, bisher davon ausgeschlossene Truppen wirbt. Allein so lange das weibliche Geschlecht noch nicht ganz und gar in der Uniform dieses Kampfes steckt, darf man noch immer von den Bedingungen des Herzens sprechen, unter welchen heute wie ehemals am natürlichsten geheirathet wird. Und insofern das Heirathen noch nicht selbst zu einem Bestandtheil des erwähnten Kampfes geworden ist, setzt es Forderungen der Phantasie und des Gefühls voraus, die von der Emancipation nicht befriedigt werden könnten.

Der Verstand ist zuweilen — die Unvernunft; kann es in Betracht der zartesten und beglückendsten Eigenschaften der weiblichen Natur etwas Unvernünftigeres geben als den Verstand? Muß der practische, berechnende, warnende Verstand nicht, wie der Bauer, der die Früchte vom Baume nimmt, abstreifen was noch Blüthe, was noch holde Nutzlosigkeit geblieben ist?

Die Bemerkungen gegen das nüchterne Philisterthum der „Töchter gebildeter Stände" wollen also nicht für die Emancipation der Frauen plaidiren, nur für eine Erweiterung der Schranken, in denen gegenwärtig die anständige Mädchenhaftigkeit sich bewegt, nur für die Möglichkeit, daß die wolbehütete weibliche Jugend, nicht in der Gesellschaft, aber wol in der Geselligkeit, nicht durch Thätigkeiten und Actionen, aber wol durch freire Entfaltung des Charakters und des Gemüthes, mehr individuelle Geltung gewinne, auf die Phantasie der heirathsfähigen Männer bestechender wirke.

Ach, sie sind so leicht zu bestechen, sie sind so dankbar, wenn ihnen ein Zufall eine ausnahmsweise Gelegenheit gestattet, an einem im Philistertopf blühenden Röslein einen Duft des Gemüthes zu gewahren, der nicht der gewöhnliche ist. Ein Beispiel dafür fand ich in dem adeligen Kreise von dem ich oben sprach. In dieser Gesellschaft bewegte sich ein junger Mann von französischer Abkunft, ein Chevalier, der sich zu seinem großen Verdruß im deutschen Oesterreich *Ritter* nennen mußte, weil es keine andere Ueber-

setzung für Chevalier giebt. Der Ritter sind aber jetzt dort so viele, die diese Standeserhöhung mit dem Orden der eisernen Krone erlangt haben und um die eiserne Krone zu erwerben, gar nichts bedurft hatten als eine eiserne Stirn. Ihre Ahnen unterscheiden sich dem Range nach nur dadurch, daß sie entweder mit verächtlichen alten Hosen oder mit angesehenen silbernen Pfeifenbeschlägen gehandelt haben . . .

Mein Chevalier war dem adeligen Kreis, von dem ich sprach, eine unschätzbare Persönlichkeit. Denn zunächst war er hartgesotten in allen socialen Vorurtheilen des Standes und würde bürgerliche Neigungen niemals offen bekannt haben, sodann aber war er ein épouseur.

Das Wort ist unübersetzbar, denn es bedeutet weder einen Bräutigam noch einen Freier, sondern einen von dem man voraussetzt, daß er, wenn die Umstände dem Unternehmer günstig wären, sogleich heirathen würde, ohne daß man bereits von einer bestimmten Wahl wüßte, die er getroffen hätte.

Wie groß war das Erstaunen, als man erfuhr oder zu bemerken glaubte, daß der hübsche und auf seine vornehme Geburt so stolze junge Mann, der in dem großen Cirkel schöner Töchter des Adels nur das Schnupftuch zu werfen gebraucht hätte, um mit welcher immer zur Trauung schreiten zu können, Pläne hegte, um ein — bürgerliches Mädchen zu werben!

Die Geschichte dieses Entschlusses brachte ich sehr künstlich aus ihm heraus, begünstigt durch einen besondern Zufall, den zu erzählen zu weitläufig wäre. Ich muß übrigens bemerken, daß der vertrauliche Umgang mit einem Schriftsteller von einem echten Chevalier, namentlich wenn er sich auf französische Abkunft stützt, nicht perhorreseirt wird, sei er übrigens noch so adelsstolz.

Mein Chevalier berichtete Folgendes:

„Mein kleines Gut, das ich nur selten einige Sommerwochen hindurch bewohne, ist mit dem einer alten Wittwe Namens Dornsee durch einen Wald verbunden. Eines Morgens streifte ich zwischen den alten Bäumen umher, da sah ich bei einer Biegung des Weges eine merkwürdig hübsche und schlanke Bauersfrau, bemüht, zu den rothen Kirschen eines Vogelbeerstrauches mit den Armen herauf zu gelangen. Uebermüthig und gedankenlos zugleich umschlang ich die reizende Gestalt von rückwärts und berührte, als sie das Gesicht wendete, ihre Wangen mit meinen Lippen. Sie riß sich mit einem Schrei los. In demselben Augenblick trat ihr Mann aus dem Walddickicht, einen schweren Knüttel als Spazierstock in der Hand. Der riesige Bauer äußerte gelassen die Absicht, mich todt zu schlagen.

„Mein guter Mann", sagte ich aus meiner Cavalier-Prospective, „das ist nicht die Art Genugthuung zu verlangen; sendet Eure Zeugen!"

„Zeugen", schrie er, „sind meine beiden Augen und Genugthuung schafft mir dies Holz, ich will Euch vornehmen Junggesellen einmal die Lust vertreiben, ehrsame Bauerweiber zu beschleichen."

Sie zweifeln nicht, lieber Freund, fuhr der Chevalier fort, daß ich Muth habe, aber hier fehlte mir der für den Fall einzig richtige, die Courage feig zu sein, der Muth davon zu laufen. Zur Vertheidigung gehörte kein Muth, weil keine Vertheidigung möglich war solcher Stärke gegenüber und ohne Waffen. Ich stellte mich zwar zum Ringkampf zurecht, aber ich gab mich verloren.

Da trat plötzlich eine Erscheinung zwischen den Ahornstämmen hervor mit Blätterwerk und Blüthen behängt, wie eine Fee, denn sie hatte sich

haſtig durch die Büſche gedrängt. Es war die Nichte einer Frau Dornſee, eine bei ihr erzogene Waiſe; ich hatte Tante und Nichte niemals geſprochen, Beide bis dahin nur vom Sehen gekannt. Das Mädchen trat zu dem zornerfüllten Bauer heran und ſagte zu ihm mit größter Ruhe: „Lieber Freund, Ihr thut meinem Manne ſchweres Unrecht. Er iſt mit ſeinem Weib durch den Wald gegangen, wie Ihr mit dem Eurigen und vergnügt noch ſo ein glückliches Paar zu ſehen, hat er Eure Frau freundſchaftlich begrüßt. Wäret Ihr nicht ſo wild geweſen, er hätte in ſeiner Freude auch Euch umarmt. Wie könnt Ihr denken, daß er in Gegenwart ſeines Weibes — denn ich ſtand dort hinter den Stämmen — das eines Andern hätte beleidigen wollen!“

„Ihr ſeid das Weib dieſes Mannes?“ fragte der Bauer zweifelnd.

„Gewiß iſt er mein lieber Mann!“ ſagte ſie und küßte mich ſo ruhig, ohne Zögern, ohne daß ein verrätheriſcher Blutstropfen ihr Wangen gefärbt hätte, ſo überzeugend, daß ſelbſt der Bauer glaubte.

„Nehmt ihn beſſer in Acht!“ ſagte er und zog mit ſeinem Weibe davon.

Ich warf mich nicht in Erkenntlichkeit aufgelöſt vor der jungen Dame nieder, ich fragte ſie einfach wie ich ihr danken könne.

„Auf zweierlei Weiſe“, erwiederte ſie und jetzt erſt ſchoß ihr das jungfräuliche Blut in die Wangen. Dabei war ein Zucken um ihre Lippen, wie das des Zornes.

„Auf zweierlei Weiſe: indem Sie geloben, mich in dieſem Leben ohne meine Erlaubniß nie wieder zu ſprechen, und indem Sie geloben, niemals um dieſe Erlaubniß mich bitten zu laſſen.“

„Ich verſprach Beides“, ſchloß der Chevalier ſeine Mittheilung, „aber ſo kann es zwiſchen mir und dem Mädchen nicht bleiben.“

Was er unternahm, einen neuen Zuſammenhang mit ſeiner Retterin anzuknüpfen, davon bin ich bis heute noch nicht unterrichtet. Gewiß aber iſt, daß das kühne Heraustreten des Mädchens aus aller mittelmäßigen Empfindungen, aus Gewohnheit und Gewöhnlichkeit einen überwältigend tiefen Eindruck auf ihn machte. Zweigte ſich das Heraustreten doch ſo weit ab von dem monotonen Lebensgleiſe der Töchter gebildeter Stände.

Hieronymus Lorm.

Lavafluthen.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Tommaso zitterte am ganzen Körper. Seine Brust rang nach Athem. Hastig sprang er empor, stieß eine wilde Verwünschung aus und eilte dann durch die schweigende Cypressenallee dem Hause zu.

Am folgenden Tag traf ein Brief von Giovanna ein, der also lautete:

„Lieber Tommaso!

„Der Zeitpunkt Deiner Heimkehr rückt immer näher heran, und noch hast Du uns über Deine Beziehungen zu Laldomina nicht die leiseste Notiz gegeben. Ich sprach gestern noch mit Antonio darüber; wir sind Beide der übereinstimmenden Ansicht, daß es ein großes Glück für Dich sein würde, wenn es Dir gelänge, die Neigung dieses eben so klugen als schönen Mädchens zu erwerben. Du kommst nachgerade in das Alter, in welchem die Gründung eines eigenen Hausstandes für jeden Menschen ein täglich dringender auftretendes Bedürfniß wird. Wie reizend wäre es, wenn Du die Tochter Gennaro's lieb gewännest und mit herüber brächtest! Doch läßt sich ja natürlich in dieser Beziehung kein Einfluß ausüben. Ich wollte Dir nur sagen, daß, wenn Du allenfalls Papiere ꝛc. brauchst, wir gern bereit sind, Dir alles Nöthige zu besorgen. Selbst könnten wir zu Eurer Hochzeit leider nicht hinüber kommen. Antonio ist von früh bis spät unabläßig beschäftigt; er hat verschiedene neue Verbindungen angeknüpft und so müßten wir denn auf diese Freude zu unserm schmerzlichsten Bedauern Verzicht leisten. Wir sind Alle wohl und wünschen, daß dieser Brief Dich bei guter Gesundheit antreffen möge. Ich bleibe mit bestem Gruße Deine Schwägerin

Giovanna."

Der eigenthümliche Ton dieses Schreibens brachte in der Seele Tommaso's eine seltsame Wandlung hervor. Der Gedanke, daß sie, Giovanna, ihm so nüchtern und kalt-verständig zur Verbindung mit einer Andern rathen konnte, hatte für sein Gefühl etwas Empörendes. Zwei, drei Tage lang kämpfte er mit der Wucht dieser schmerzlichen Empfindungen. Dann ergriff ihn eine bittere Resignation.

„Ja, sie hat Recht", murmelte er vor sich hin. „Der Buchstabe des Gesetzes verbietet ihr, sich unserer ehemaligen Schwüre zu erinnern! Sie verletzt freilich dabei ein höheres Gebot, das ihr heiliger sein sollte, als alle menschlichen Satzungen; aber sie handelt in gutem Glauben. Am Besten ist es, ich mache ein für alle Mal ein Ende!"

Unwillkürlich dachte er an Laldomina. Der Groll, den er gegen

Giovanna empfand, zeigte ihm das Bild der jungen Sicilianerin in zwiefach liebenswürdigem Lichte. „Wer weiß", sprach er zu sich selbst, „ob ich an ihrer Seite die Vergangenheit nicht völlig verschmerzen kann. Vielleicht versteht sie wahrer, glühender und tiefer zu lieben, als dieses stille, geduldige Herz mit seiner tugendsamen Gewissenhaftigkeit."

Während der nächsten Tage zögerte er noch, aber je reiflicher er sich die Sache überlegte, um so energischer drängte es ihn zum Entschlusse.

Eines Abens hatte er Laldomina aus einem benachbarten Landhause abzuholen, wo sie dem Hochzeitsfest einer Freundin beigewohnt hatte. Auf der Heimfahrt brachte er sein Anliegen vor und als das Corricolo in den Hof rollte, war die schöne Catanierin seine glückliche Braut. Der Kuß, mit welchem er den jungen Bund ihrer Herzen besiegelte, glühte so leidenschaftlich, daß Laldomina ohne Eitelkeit überzeugt sein durfte, die Rolle Giovanna's sei ein für alle Mal ausgespielt.

III.

Selten wol befand sich ein Verlobter in einer so unklaren und von innerlichen Widersprüchen zermarterten Stimmung als Tommaso am Tage nach den zuletzt erzählten Begebnissen. Er empfand eine unleugbare Genugthuung, eine Befriedigung, wie man sie zu genießen pflegt, wenn man übermüthigen Gegnern einen Tort angethan hat; — er war stolz auf den Besitz des liebenswürdigen Mädchens, nach deren Gunst so mancher Nebenbuhler vergeblich schmachtete — und doch lag es ihm auf der Brust wie von einem unabwälzbaren Alpdruck.

Er bedurfte geraumer Zeit bis er sich so weit gefaßt hatte, um dem Vater Laldomina's unbefangen gegenüber treten zu können.

Gennaro empfing ihn mit seiner gewohnten Herzlichkeit und Redseligkeit.

Er hatte natürlich Alles vorausgesehen und bereits Pläne für die Zukunft entworfen, die im Wesentlichen mit den Absichten seines künftigen Schwiegersohnes übereinstimmten.

Tommaso war nämlich zu dem Entschluß gelangt, sobald als möglich nach Torre del Greco zu reisen, sich mit seinem Bruder wegen ihres gemeinsamen Besitzthums auseinander zu setzen und dann in Catania dauernd seine Wohnung zu nehmen.

Auch Laldomina zeigte sich mit diesem Vorhaben in jeder Beziehung einverstanden; ihr ging aber nichts über Sicilien und die duftigen Rebenhügel ihrer Vaterstadt.

Es war am 24. November 1861, als sich Tommaso im Hafen von Messina einschiffte. Bis dahin hatte er die Fahrt an Gennaro's Seite im Wagen zurückgelegt. Der Ueberglückliche gab ihm das Geleit bis auf's Deck des Dampfers und war erst zur Trennung zu bewegen, als die „Schwalbe" die Anker lichtete.

Tommaso fühlte sich bei diesen treuherzigen Freundschaftsbezeu-

gungen Gennaro's wohler, als er sich selber gestehen mochte. In Torre del Greco hatte er nach seiner Heimkehr von Rom nur die geschraubtesten Verhältnisse, die peinlichste Gespanntheit gefunden. Hier im Schatten des Aetna schien dieser Fluch des Unbehagens sich lösen zu sollen.

Als Tommaso landete, wähnte er sich gegen jeden Rückfall in die unselige Leidenschaft zu Giovanna hinlänglich gewappnet. Er hatte zu viel Bitterkeit und Weh gekostet, um nach wie vor schwach sein zu dürfen. Nichts härtet gegen die Anwandlungen einer unglücklichen Neigung mehr ab, als „vernünftige Vorstellungen" aus dem Munde der Geliebten. Giovanna's Brief, der in so wohlerwogener Klarheit die Verbindung mit Laldomina plädirte, war für unsern Helden eine Art Talisman, an dessen unfehlbare Schutzkraft er von Stunde zu Stunde entschiedener glauben lernte.

Das erste Wiedersehen trug nicht dazu bei, diese heilsame Ueberzeugung zu erschüttern. Giovanna war so ungekünstelt freundlich und doch so undefinirbar kühl gegen ihn, daß sich fast etwas wie verletzte Eitelkeit in ihm regte. „So recht von Herzen hat sie mich doch nie geliebt", sagte er zu sich selbst, „sonst könnte sie jetzt nicht diese stille, wolkenlose Glückseligkeit zur Schau tragen."

Antonio bewillkommte den Bruder mit einer formellen Ruhe, der man bei unbefangener Beobachtung indeß anmerkte, wie wenig er sich dem Betrogenen gegenüber sicher fühlte.

Als Tommaso das Paar von seinen Plänen in Kenntniß setzte, veränderte sich die Haltung Beider nicht im mindesten. Man wünschte ihm Glück und Antonio erklärte sich bereit, die Vermögensverhältnisse so schnell als thunlich zu regeln.

Alles dies ging so klar und selbstverständlich von statten, daß Tommaso immer mehr an Giovanna irre ward. Er beschloß daher, um keinen Preis aus seiner Rolle zu fallen. Die junge Frau sollte sehen, daß auch er von seiner Thorheit geheilt sei.

Am Abend des 4. December traf es sich, daß Antonio in Castellamare weilte. Es handelte sich um eine Geschäftsangelegenheit, deren Austrag für die beiden Brüder von hoher materieller Bedeutung war. Vor Mitternacht konnte er voraussichtlich kaum zurück sein.

Tommaso, der es unter diesen Umständen ängstlich vermied, der jungen Frau zu begegnen, saß einsam am Fenster seines Schlafgemachs und starrte hinaus nach dem blauschwarzen Gipfel des Vesuvs, der majestätisch in die klare Nachtluft emporragte.

Seit zwei Tagen war der Berg wieder in Aufruhr. Ueber dem Kegel brodelte eine dunkle Rauchwolke, die in kurzen Zwischenräumen jäh aufleuchtete, um dann eben so rasch wieder zu erlöschen. Dabei ließ sich von Zeit zu Zeit ein dumpfes Getöse vernehmen, das ganz eigenthümlich auf die Nerven wirkte.

Tommaso öffnete das Fenster. Das wundersame Phänomen gab ihm zu denken. Die Phantasie des Südländers verleiht dem geheimnißvollen Bergriesen, der den parthenopeischen Golf beherrscht, eine Art

übernatürlicher Persönlichkeit. Man blickt zu dem Krater empor wie zu einem höhern Wesen, von dessen Gnade unser Wohl und Wehe abhängig ist. Ein Theil der Vignen, die zum Besitzthum der beiden Brüder gehörten, lag in der unmittelbarsten Nähe des Aschenkegels. Hier konnte selbst eine Eruption von geringerem Umfange verhängnißvoll werden. Schon aus diesem Gesichtspunkte war es begreiflich, wenn der junge Mann dem Gebahren des düstern Kolosses eine gesteigerte Aufmerksamkeit schenkte.

Giovanna mochte ähnlichen Erwägungen Raum gegeben haben, denn sie wandelte um dieselbe Zeit durch den Garten und erklomm eine Anhöhe, von deren Gipfel aus der ganze Kegel unbeeinträchtigt zu überblicken war.

Tommaso hörte ihre Schritte im Sande knirschen: er sah die schlanke liebliche Gestalt, vom Mondlicht umflossen, vorübergleiten, — und mit einem Male erwachte Alles, was er für immer begraben glaubte, zu neuem, unendlichen Leben. Es überkam ihn wie eine süße, allgewaltige Offenbarung. Die falschen Empfindungen, mit denen er die Gluth seines Herzens künstlich eingedämmt hatte, barsten wie Glas, und in lodernden Strudeln brach die verhaltene Lava aus den Trümmern hervor. Ohne recht zu wissen, was er that, eilte er in's Freie, — ihr nach, ihr, der einzig wahren Braut seiner Sehnsucht! Der Gedanke an Laldomina kam ihm jetzt wie ein Verbrechen, wie ein Frevel am Allerheiligsten vor: mit dem Fanatismus eines Neubekehrten stürmte er in den Tempel, um sich vor der treulos verlassenen Göttin in den Staub zu werfen und ihre Vergebung zu erflehen.

Er traf sie im Laubengang. Sie stand im Begriff, nach dem Hause zurückzukehren. Von Liebe und Leidenschaft überwältigt, stürzte er ihr zu Füßen und umfing ihre Kniee.

„Giovanna!" rief er in wahnsinniger Aufregung. „Es war Alles Komödie! Dein, Dein bin ich im Leben und im Tode, und kein Gott soll uns scheiden!"

Sie erschrak heftig und wollte entfliehen. Ehe sie sich indeß losmachen konnte, war er emporgesprungen, um sie mit unwiderstehlicher Gewalt in die Arme zu schließen. Er bedeckte ihre Lippen mit brennenden Küssen. Er lachte und weinte und stammelte wie ein Kind.

Giovanna verlor die Fassung; Alles um sie her schien sich im Kreise zu drehen; die Pulse flogen ihr wie im Fieber. Mit einem Zauberschlage war ihre noch vor Kurzem so ruhige und verständige Natur verwandelt. Die Liebe schläft, aber sie stirbt nicht! Zitternd schmiegte sich das unglückliche Weib an die Brust des Mannes, dem sie von rechtswegen angehörte; zitternd erwiederte sie seine Küsse, seine feurigen Liebkosungen, während heiße, vollschwellende Thränen ihr reichlich über die glühenden Wangen strömten.

Da horch! Durch die Stille der Nacht tönte es wie ferner Hufschlag. Giovanna zuckte zusammen.

„Fort!“ raunte sie dem Geliebten zu, „es ist Antonio! Er kehrt früher zurück, als ich vermuthet hatte.“

Hastig eilte sie in das Haus. Tommaso starrte ihr eine Zeit lang nach wie ein Träumender. Dann suchte er, von unsäglichen Empfindungen zermartert, sein Lager auf.

Am andern Morgen traf er Giovanna allein im gemeinsamen Familienzimmer. Sie war bleich und befangen. Offenbar kämpfte sie einen schweren Kampf. Mit sichtlicher Ueberwindung bat sie den jungen Mann, ihr für ein paar Augenblicke Gehör zu schenken.

Tommaso trat neben sie in die Fensternische. Sie sah ihm traurig ins Auge und begann dann mit feierlicher Stimme:

„Kannst Du mir verzeihen, Tommaso?“

„Verzeihen?“ fragte er befremdet.

„Ja, Tommaso. Ich bin schwach gewesen. Meine Schuld ist es, wenn es so weit mit uns kommen konnte. Laß mich zu Ende reden. Ich habe die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen, so bleischwer hat es mir auf der Seele gelastet. Tommaso — ich muß fürchten, von Dir verkannt zu werden ... Also höre es noch einmal: Es ist aus zwischen uns Beiden ...“

„Und das sagst Du mir jetzt, nachdem Du mir die süßesten Hoffnungen erweckt hast?“ entgegnete Tommaso schmerzlich.

Sie schlug beschämt die Blicke zu Boden.

„Ich weiß, es war unrecht“, sagte sie in flehendem Tone, „und ich werde noch schwer dafür büßen müßen. Aber meine Thorheit von gestern soll mir wenigstens zur Lehre dienen! Kurz und bündig: Du schwörst mir, nie wieder zu vergessen, was Du der Frau Deines Bruders schuldig bist, oder ich setze Antonio noch heute von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Ich will, ich kann, ich darf nicht schlecht werden, lieber sterbe ich!“

Tommaso war wie niedergeschmettert. Aber was halfen ihm alle Einwände? Giovanna sprach so leidenschaftlich von ihren Pflichten und so überzeugend von seinen Verbindlichkeiten gegen Valdomina, ihr schmerzlicher Blick war so beredt, ihr Flehen so gebieterisch, daß er ihr willenlos sein Wort verpfändete und nun zum zweitenmal dem schönsten Traum seines Lebens entsagte, ohne das Warum zu begreifen. Seine naive, ungeschulte Natur kannte nur ein Recht — das Recht der Neigung, und das Weib, das er liebte, nöthigte ihn, diesen Urquell seiner verwegnen Ansprüche als unlauter zu verwerfen. Es war hart für den Unglücklichen, aber er gehorchte.

Kurz nach diesem aufregenden Gespräch trat Antonio in das Zimmer. Er begrüßte den Bruder mit einem unsichern, lauernden Blick. Tommaso, nicht minder befangen, glaubte anfänglich, Giovanna habe ihre Drohung wahr gemacht, noch ehe sie dieselbe ausgesprochen, und ihrem Gatten wenigstens in flüchtigen Andeutungen zu verstehen gegeben, was er von der Anwesenheit des Bruders zu gewärtigen habe. Bald indeß stellte es sich heraus, daß das eigenthümliche Benehmen Antonio's einen andern Grund hatte.

„Tommaſo“, begann er nach einer Pauſe, „wir haben ſchlechte Geſchäfte gemacht.“

„Wie ſo?“ fragte der Andere.

„Die breite Vigne am Luigipfade . . . Du weißt ja, ſie hat ſeit einer Reihe von Jahren keine ſonderlichen Erträgniſſe geliefert . . .“

„Nun, und . . .“

„Nun, ich habe ſie um eine ſehr niedrige Summe losſchlagen müſſen. Ich dachte anfangs, es ſei beſſer, zuvor noch einmal Deine ausdrückliche Genehmigung einzuholen, aber der Signor beſtand darauf, den Kauf ohne jede Verzögerung abzuſchließen, und da ich ja noch von früher her Generalvollmacht beſitze . . .“

Tommaſo war durchaus nicht in der Stimmung, ſich für Geſchäftsangelegenheiten zu intereſſiren. Die Art und Weiſe Antonio's hatte indeß etwas ſo Auffallendes, daß er unwillkürlich lebhafter wurde.

„Nun, wie hoch beläuft ſich die Summe?“ fragte er ungeduldig.

„Zwanzig Piaſter“, erwiederte Antonio, während er ſich eifrig am Aermel ſeiner Jacke zu ſchaffen machte.

„Biſt Du toll? Zwanzig Piaſter! Warum nicht lieber zwanzig Grani?“

Antonio zuckte die Achſeln.

„Der Augenblick war in jeder Beziehung ungünſtig“, ſagte er mit affectirter Nachläſſigkeit. „Der Marktpreis der Grundſtücke iſt während der letzten drei Jahre in ſtetigem Sinken begriffen. Zudem droht der Veſuv. Ich habe mein Möglichſtes gethan.“

„Zwanzig Piaſter!“ wiederholte Tommaſo erbittert. „Eine Vigne, die mindeſtens ihre zweihundert werth iſt! Das iſt entweder eine niederträchtige Dummheit oder ein Bubenſtreich!“

„Tommaſo!“ rief Antonio erblaſſend. „Wage das nicht zum zweiten Male . . .“

Der junge Mann maß den Bruder mit einem verächtlichen Blick und kehrte ihm, vor geheimer Entrüſtung zitternd, den Rücken. Antonio verließ, unverſtändliche Worte durch die Zähne murmelnd, das Zimmer.

Giovanna hatte dieſe unerquickliche Scene ſchweigend mit angeſehen. Jetzt trat ſie auf Tommaſo zu und ergriff ihn ſchüchtern bei der Rechten.

„Beherrſche Dich“, flüſterte ſie in flehendem Tone, „und ſei nicht ſo heftig! Mir zu Liebe, Tommaſo! Du glaubſt nicht, wie ich unter ſolchen Auftritten leide!“

Ehe er etwas erwiedern konnte, war ſie verſchwunden.

„Elender Bube!“ knirſchte er vor ſich hin. „Du verdienteſt, daß ich Dich zermalmte wie einen giftigen Wurm! . . . Wenn ſie nicht wäre . . .!“

Im Verlauf der nächſten vier Tage ſprachen die beiden Brüder nur das Nothwendigſte mit einander. Auch zwiſchen Tommaſo und ſeiner Schwägerin herrſchte eine eigenthümlich gedämpfte Stimmung, die der Gelaſſenheit und Selbſtbeherrſchung täuſchend ähnlich ſah. Mit

schärferm Blicke beobachtet, hatte diese Ruhe jedoch etwas Unheimliches, Beklemmendes: sie glich der Windstille vor dem Orcane, jener dämonischen Pause, in der die Wuth der Elemente Kraft zu schöpfen scheint für das furchtbare Spiel der Zerstörung.

Am Morgen des 8. December begab sich Tommaso nach Castellamare, um persönlich den Rest seiner Angelegenheiten zu ordnen.

Düster und freudlos schritt er am Strande des Meeres entlang, dessen blaue Fluth ihn nach wenigen Tagen an die sonnige Küste Siciliens tragen sollte.

Der Gedanke an seine neue Heimat, an Laldomina und ihre Liebe erfüllte ihn mit einem unbeschreiblichen Widerwillen. Er begriff nicht, wie es ihm möglich gewesen war, sich eine Zeit lang so unerhört zu belügen. Seit jenem Abend im Laubengang von Torre del Greco war Giovanna seine einzige Empfindung: sie beherrschte ihn jetzt, nachdem er sich vorübergehend gegen ihre Allgewalt empört hatte, mit einer Unumschränktheit, deren Kette nicht wieder abzuschütteln war.

Eine halbe Stunde mochte er so einhergeschritten sein, als er eine lange, dürre Gestalt in Schiffertracht auf sich zukommen sah.

Jählings schoß ihm das Blut nach dem Herzen: er erkannte Pietro, den Freund Antonio's, den Schurken, dessen gleißnerische Zunge ihn um das Glück seines Lebens betrogen hatte.

Mit einem Male stand alle Unbill, die er erlitten, alles Weh, das er erduldet, mit überwältigender Klarheit vor seiner Seele. Er gedachte jenes Festabends und seiner qualvollen Enttäuschung, der trüben, trostlosen Jahre in Rom, der öden, ziel- und zwecklosen Zukunft. Eine furchtbare Wuth brachte jeden Nerv seines Wesens in Aufruhr. Seine Brust keuchte, als ob er ersticken müsse.

Ahnungslos war Pietro näher gekommen.

„Grüß Gott, Tommaso!" rief er mit gellender Stimme, während er dem Verrathenen mit der Miene eines Judas die Hand entgegenstreckte. „Aber was hast Du; Du schneidest ja ganz entsetzliche Gesichter?"

„Schuft!" schrie Tommaso in einem Anfall von Raserei, „kommst Du mir endlich einmal unter die Finger?"

Mit diesen Worten packte er ihn an der Gurgel und würgte ihn, wie der verzweifelte Jäger eine wüthende Bestie würgt.

Pietro stöhnte fürchterlich. Die Augen quollen ihm starr aus den Höhlen. Ueber sein ganzes Gesicht ergoß sich eine bläuliche Röthe.

Der schauderhafte Anblick dieser verzerrten Züge brachte Tommaso zur Besinnung; er ließ die Kehle des Elenden los und packte ihn bei den Armen.

„Niederträchtiger Hund!" raunte er ihm zu. „Danke es Deinem guten Sterne, daß ich Dich nicht erdrosselt habe!"

Pietro rang noch immer nach Athem.

Tommaso schleppte ihn seitwärts in einen benachbarten Steinbruch, da in der Richtung von Torre del Greco mehrere Wagen des Wegs daher kamen, denen er auszuweichen wünschte.

„So", sagte er, „und nun gebeichtet! Wenn Du mir haarklein erzählst, was Du damals mit meinem elenden Bruder geplant hast, so soll Dir kein Leids geschehen! Zum Mörder werden um Deinetwillen — nein, das wäre zu jammervoll, und eine Hundspeitsche habe ich nicht bei mir! Aber das sage ich Dir, machst Du den geringsten Versuch, um Hülfe zu rufen oder zu entwischen, so schlage ich Dich zu Boden, daß Du das Aufstehen vergissest!"

„Um aller Heiligen willen!" wimmerte Pietro, „welcher Lügenprophet hat mich bei Dir verleumdet? . . . Ich bin so unschuldig wie ein neugeborenes Kind."

„Wie? Du wagst noch zu leugnen? Muß ich Deinem Gedächtniß zu Hülfe kommen?"

Pietro blickte dem Gegner scheu in das zornglühende Antlitz. Der bedrohliche Ausdruck dieser flammensprühenden Augen war nicht mißzuverstehen.

„Tommaso", stammelte er verwirrt, „ich schwöre Dir, wenn ich geahnt hätte . . . Beim heiligen Januarius, ich dachte nichts Böses dabei . . ."

„Ich weiß Alles. Jeder Versuch einer Beschönigung ist unnütz . . ."

„Wenn Du Alles weißt", ächzte Pietro, „weshalb soll ich Dir wiederholen . . .?"

„Jedenfalls bist Du gründlicher eingeweiht als ich! Rede, oder es geschieht ein Unglück!"

„So gelobe mir erst, daß Du mich's nicht entgelten lässest!"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß Dir kein Leids geschehen soll. Nur ein Schuft wie Du, bricht sein Wort."

Pietro biß sich auf die Lippen und begann dann mit unsicherer Stimme zu erzählen, was der Leser bereits aus dem Munde Giovanna's und Tommaso's erfahren hat. Die verrätherische Handlungsweise Antonio's gewann in der Darstellung Pietro's eine um die Wahl noch empörendere Beleuchtung.

Tommaso lauschte, ohne den Bericht des Burschen auch nur mit einer Silbe zu unterbrechen. Nur das zuckende Spiel seiner Brauen verrieth, was ihm bei dieser erneuten Vergegenwärtigung des erlittenen Unrechts durch alle Adern tobte.

Pietro war Menschenkenner genug, um zu beobachten, daß der Haß und die Erbitterung des Betrogenen sich immer ausschließlicher auf Antonio zu beschränken begann. Mit der ihm eigenen Schlauheit schlug er aus dieser Wahrnehmung Capital.

„Glaube mir", sagte er, als er seine Erzählung geendet hatte, „die Geschichte hat mir mehr als eine trübe Stunde bereitet. Damals hielt ich Alles für eine simple Liebesintrigue, und in der Liebe, heißt es, ist das Schlimmste erlaubt. Als ich späterhin merkte, daß er Dich auch in anderen Dingen übervortheilte, da gingen mir die Augen auf, und oft habe ich ihm ernst und eifrig in's Gewissen geredet. War es nicht niederträchtig, daß er den Ertrag Eures Besitzthums zu zwei Dritteln

in die eigene Tasche steckte? Und nun gar dieser Tage beim Verkauf der Grundstücke . . ! Ich habe die Sache freilich vermittelt, aber das Schlimmste erfuhr ich erst nachträglich — und überdem, wenn ich's auch gewußt hätte . . . Ich bin ja nicht weiter dabei betheiligt und Niemand wird es einem armen Teufel verargen, wenn er gern ein paar Scudi verdient . . ."

Tommaso hatte den letzten Auseinandersetzungen Pietro's nur mit halbem Ohr gelauscht: die Erinnerung an den großen, unersetzlichen Verlust seiner Lebensfreude erfüllte ihn zu gewaltig, als daß diese nichtigen Geldangelegenheiten im Stande gewesen wären, irgendwie seine Theilnahme zu fesseln. Jetzt ward er aufmerksam. Es that ihm wohl, ein neues Motiv des Hasses zu gewinnen und mit einer gewissen Genugthuung forderte er den verschmitzten Gesellen auf, sich deutlicher zu erklären.

Die Sache war sehr einfach. Antonio hatte die Vigne allerdings um den Spottpreis von zwanzig Piastern verkauft, dafür aber von demselben Käufer für ein ihm allein gehöriges Grundstück, das höchstens vierzig Piaster werth war, hundertundzwanzig erhalten, so daß beide Theile auf Kosten Tommaso's ein glänzendes Geschäft gemacht hatten. Pietro war, wie er behauptete, durch den Zufall zum Unterhändler gestempelt worden. Um sein Schweigen zu erkaufen, zahlten ihm beide Parteien einen entsprechenden Procentsatz der Verkaufssumme — mit welchem Erfolg, haben wir in Vorstehendem gesehen.

Tommaso lachte wild auf.

„Ein herrlicher Junge, dieser Antonio!" rief er mit dämonischer Heiterkeit. „Er hat nicht nur Glück in der Liebe, er hat auch Glück im Spiel!"

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen. Pietro blickte ihm stirnrunzelnd nach bis er hinter den Vorsprüngen des Steinbruchs verschwunden war. Dann ballte er die Faust und murmelte zähnekirschend:

„Maledetto!"

Tommaso schritt indeß mit verdreifachter Eile dem Ziel seiner Wanderung entgegen. In kurzer Frist hatte er die kleine Strecke, die ihn noch von Castellamare trennte, zurückgelegt. In einer Osteria nahe der Marine machte er Rast. Gierig schlürfte er den kühlenden Capriwein, als wolle er das ganze Heer seiner wildzerrissenen Gedanken mit einem Male hinunterspülen.

Die neugierigen Fragen des Wirthes beantwortete er einsilbig oder gar nicht.

Nachdem er sich von den Aufregungen der letzten Stunden einigermaßen erholt hatte, ging er an's Werk, seine Geschäfte zu regeln. Er traf die Personen, mit denen er zu verkehren hatte, sämmtlich zu Hause, Alles war vorbereitet — kurz, ehe der Campanile am Marktplatz die dritte Nachmittagsstunde verkündigte, konnte das letzte Actenstück unterzeichnet werden.

Auf dem Heimwege überlegte er, was er dem betrügerischen Bruder

gegenüber beginnen sollte. Sein beleidigtes Rechtsgefühl, sein glühender Haß beantworteten diese Frage in schneidiger Härte und Unversöhnlichkeit, aber die Rücksicht auf Giovanna trug schließlich, wie immer, den Sieg davon. Er beschloß, auch dieses verhältnißmäßig geringfügige Unrecht schweigend über sich ergehen zu lassen und sich so bald als thunlich nach Sicilien einzuschiffen, um jeder Möglichkeit einer verhängnißvollen Collision vorzubeugen.

Während er so in Gedanken verloren am Gestade des Golfs einherwandelte, erscholl plötzlich ein seltsames Schwirren und Rollen, das von Secunde zu Secunde lauter wurde und endlich die ganze Atmosphäre in zitternde Schwingungen versetzte.

Er blickte empor.

In seiner traumähnlichen Versunkenheit hatte er nicht bemerkt, was seit einer halben Stunde mit dem gespenstischen Bergkegel des Vesuvs vorgegangen war. Eine gigantische Rauchwolke, vom vollen Glanze der Südlandssonne beleuchtet, lagerte hoch im Azur über dem tosenden Krater, während immer neue Dampfmassen in dicht geballten Colonnen nachqualmten. Der Contrast von Licht und Schatten wirkte so wunderbar, daß Tommaso einen Augenblick wie geblendet stehen blieb und das unvergleichliche Naturschauspiel regungslos anstarrte. Dann ergriff ihn jenes geheimnißvolle Unbehagen, jene räthselhafte Beklommenheit, die den Menschen zu bannen pflegt, wenn er sich der entfesselten Allmacht der Elemente gegenüber sieht.

Er beschleunigte seine Schritte.

Mit einbrechender Dunkelheit erreichte er Torre Annunziata. Am Hafen war eine dichtgedrängte Menschenmenge versammelt, die in ängstlich gepreßter Stimmung die Fortschritte des Ausbruchs beobachtete. Tommaso trat auf einen alten, graubärtigen Schiffer zu, der, die Hände über der Brust gefaltet, schweigend auf einem umgestürzten Kahn saß und fragte ihn, ob man ernstliche Befürchtungen hege.

Der Mann zuckte die Achseln.

„Anno zweiundzwanzig", sagte er mit etwas heiserer Stimme, die bei dem zunehmenden Gebrüll des Vulcans nur schwer verständlich war, „begann die Geschichte just wie diesmal. Die Ausbrüche von achtzehnhundertfünfzig und fünfundfünfzig waren Kinderspiele gegen dieses Ungewitter von Brand- und Flammengüssen. Wir glaubten, der jüngste Tag sei gekommen. Wenn die Rauchsäulen so himmelhoch in die Luft emporsteigen und von so heillosem Getöse begleitet sind, dann ist's nicht geheuer, verlaßt Euch drauf!"

Unterdessen war es völlig Nacht geworden. Der Vulcan bot jetzt den erhabensten Anblick, der einem irdischen Auge zu Theil werden kann. Der Krater glich einer unermeßlichen Feuersbrunst. Blutroth bestrahlt sauste der immer dichter emporqualmende Rauch zum Firmament auf. Die Lava wälzte sich in breiten Gluthströmen an den Abhängen herab, höllischen Sturzfluthen vergleichbar, Alles vernichtend, was ihr in den Weg kam. Von Zeit zu Zeit flammte ein Punkt greller empor: es war

eine Hütte, ein Landhaus, das, von den verheerenden Brandwogen ergriffen, aufflackerte wie ein Zündholz. Die glatte Meeresfläche spiegelte das grandiose Schauspiel majestätisch zurück. Die furchtbaren Donnerschläge, die den Ausbruch jetzt in unabläſſiger Aufeinanderfolge begleiteten, erhöhten den erschütternden Eindruck in's Dämonische.

Während die Bevölkerung von Torre Annunziata bestürzt nach den Kirchen eilte, um dem heiligen Januarius und der Mutter Gottes Kerzen und Weihrauch anzuzünden, schritt Tommaso in fiebernder Hast dem heimatlichen Torre del Greco zu. Ein Corricolo, das des Wegs daher kam, nahm ihn auf, so daß er bereits nach Verlauf einer halben Stunde am Hafenplatz seiner Vaterstadt anlangte, wo sich ihm ganz derselbe Anblick rathloser Bestürzung darbot, der ihn am Strande von Torre Annunziata überrascht hatte. Dunkle Gerüchte von entsetzlichen Unglücksfällen erhöhten die allgemeine Bangigkeit. Eine Gesellschaft junger Inglesi — so behauptete man — die eine Besteigung des Kegels unternommen hatte, war von den hervorbrechenden Flammenstrudeln verschlungen worden. Alle Vignen und Anpflanzungen am südöstlichen Abhange des Berges sollten bereits von den unersättlichen Strömen vernichtet sein.

Tommaso eilte ohne Aufenthalt vorwärts.

In der obern Stadt war die Bevölkerung schon am Werke, das Werthvollste ihrer Habe zusammenzuraffen.

Die Weiber weinten und beteten, die Kinder winselten herzzerreißend, die Männer liefen bleich und verstört hin und her, um jetzt einen Arm voll Kleidungsstücke oder eine Ladung Bettzeug auf die Karren zu packen und jetzt ein zitterndes Maulthier oder einen kläglich schreienden Esel zu zäumen.

Allenthalben herrschte die unsäglichste Angst, die trostloseste Verwirrung.

Immer gewaltiger lohte die Gluth des tosenden Vulcans zum dunklen Nachthimmel auf und immer furchtbarer dröhnte das betäubende Ungewitter der Explosionen.

Alles menschliche Wollen und Können erschien in diesem brüllenden Riesenkampf der Elemente so ohnmächtig, daß sich selbst dem Muthigsten das Herz in der Brust zusammenschnürte.

In unbeschreiblicher Aufregung theilte Tommaso die fiebernden Massen und langte endlich athemlos und erschöpft an der Pforte seines Hauses an, wo ihn Giovanna mit dem Ausdruck sprachlosen Entsetzens begrüßte.

Antonio überhäufte ihn mit Vorwürfen.

„Kommst Du endlich!“ rief er aus dem obern Stockwerk in's Erdgeschoß. „Die Lava gönnt uns keine zwanzig Minuten mehr; sie wälzt sich schon am Felsen von Santa Maria vorüber! Zugegriffen, damit wir diese Stätte des Fluchs wenigstens nicht als Bettler verlassen!“

Tommaso trat näher. Antonio hatte im Vorzimmer ein großes Tuch ausgebreitet, auf welchem allerlei Geräth in buntem Durcheinander zerstreut lag.

„Was wir an Geld und Geldeswerth besitzen, hat Giovanna zu sich gesteckt", keuchte er im Tone einer halbverhaltenen Wuth, während er einen Pack prächtigen Linnenzeugs auf den Boden warf. „Geh' hinüber in unser Schlafzimmer und raff' zusammen, was Du schleppen kannst! Aber rasch, sonst holt uns Alle der Teufel!"

Tommaso that schweigend, wie ihn der Bruder geheißen. Giovanna rüstete unterdessen im Hofe ein zweiräderiges Wägelchen. Nach wenigen Minuten hatte sie das kleine Fuhrwerk beladen. Mit heißen Thränen im Auge setzte sie den weinenden Felice auf einen hastig geschnürten Ballen und schob dann die beschwerliche Last durch den Thorweg in's Freie.

„In zehn Minuten kommen wir nach!" rief Antonio gellend vom Altan herab. „Wir treffen uns an der Marine in der Nähe des Bauplatzes!"

„Um Christi willen, verweilt nicht zu lange!" antwortete Giovanna, während sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte bemüht war, den Karren im Gleichgewicht zu halten.

Tommaso hatte in der Zwischenzeit eine Kerze angezündet und sich in dem Gemach, das er seit der Vermählung seines Bruders nicht wieder betreten hatte, so schnell als möglich orientirt. Planlos trug er zusammen, was ihm unter die Hände fiel — hier ein Crucifix, dort eine Decke, jetzt ein werthloses Bildniß Masaniello's und jetzt eine kostbare Armspange, die Giovanna in der Eile vergessen hatte.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Sein Blick fiel auf ein kleines Portrait, das vom vollen Strahl der Kerze beleuchtet in der Fensternische hing.

„Giovanna", stammelte er in schmerzlichem Entzücken.

In der That, es war Giovanna, hold und rosig, wie sie lebte und athmete. Jeder Zug des Gemäldes war von sprechender Aehnlichkeit. Um Stirn und Schulter schmiegte sich der wallende Brautschleier, reich und faltig wie der Mantel einer Königin. Ein leiser Hauch von Wehmuth, der um die Lippen spielte, verlieh dem süßen Antlitz einen unbeschreiblichen Zauber der Wahrheit.

„So sollte sie mit mir vor den Altar treten", murmelte Tommaso dumpf vor sich hin, während ihm zwei große, funkelnde Thränen über die Wangen rollten. „Ich Elender, welches Paradies habe ich verloren!"

Von dem Weh seiner Erinnerungen überwältigt, hörte er nicht, wie sich die Thür öffnete.

„Himmel und Hölle!" schrie Antonio mit halberstickter Stimme, „bist Du toll, daß Du hier gaffst und die Hände in den Schooß legst? Wir werden so wie so nur das Nothdürftigste vor dem Verderben retten und Du stehst hier und hältst Maulaffen feil wie ein Lazzarone!"

Tommaso wandte sich um. Noch nie war ihm das ganze Wesen des Bruders so verabscheuungswürdig vorgekommen, als in diesem Augenblick. Ein wahrer Sturm des Hasses regte sich in seiner stöhnenden Brust. Alles, was ihm Antonio angethan, trat mit furchtbarer Lebendigkeit vor seine Seele: die Lava floß über.

„Schurke!“ rief er mit dem Ausdruck eines Wahnwitzigen, „willst Du mir selbst den Anblick ihres Bildes verwehren, nachdem Du mich um ihre Liebe betrogen hast? Fahr' zur Hölle!“

Er holte zu einem zermalmenden Schlag aus. Mit nerviger Faust traf er den Gegner mitten auf die Stirne.

Antonio brach bewußtlos zusammen.

In diesem Augenblick erscholl von der Straße her ein entsetzliches Wehgeheul.

„Die Lava kommt!“ so brüllte und wetterte es in allen Tonarten durch die Schaaren der Flüchtigen.

Tommaso stand einige Secunden lang wie versteinert. Es überrieselte ihn eiskalt vom Wirbel bis zur Zehe ...

Da lag der verhaßte Räuber seines Glückes, der heuchlerische Dämon, der ihn von dem Abgott seiner Liebe trennte. Er brauchte den Hülflosen nur einfach liegen zu lassen, er brauchte nicht selbst das Band zu zerreißen, das den Verhaßten an's Dasein fesselte — und Giovanna war frei.

„Mörder, fluchwürdiger Mörder!“ rief die Donnerstimme seines Gewissens.

„Giovanna frei! Giovanna Dein Weib!“ jauchzte der Wahnsinn der Leidenschaft:

Und von Neuem heulte es gell und furchtbar auf den wühlenden Gassen ...

„Die Lava kommt!“

Noch einen Augenblick lang zögerte er. Da streifte sein Auge zum zweiten Mal das Bildniß der Geliebten. Ein gespenstischer Schauer durchzuckte seinen Körper, er athmete tief auf und stürzte hastig von dannen.

Wenige Minuten später hatte das Landhaus der beiden Brüder aufgehört zu existiren.

IV.

Wir überspringen einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren.

Torre del Greco, das durch den Ausbruch von 1861 fast zur Hälfte zerstört wurde, ist aus seinen rauchenden Trümmern verjüngt an's Licht erstanden.

Unbelehrt durch die furchtbarsten Schicksalsschläge wagt sich dieses leichtlebige Volk immer und immer wieder an den Rand des Verderbens und vertraut stets auf's Neue dem trügerischen Frieden einer Natur, die vielleicht schon über Nacht mit der ambrosischen Braue zuckt und die tollkühnen Pygmäen in die Tiefe des Abgrunds schleudert.

Es ist fünf Uhr Nachmittags. Ueber dem Golfe Parthenope's funkelt ein unvergleichliches Sonnengold. Dem gigantischen Kegel des Vesuvs entbrodeln leichte, vergängliche Wölkchen. Die violetten Contouren des Monte San Angelo zeichnen sich voll und üppig am blendenden Himmel ab. Drüben in der lauschigen Bucht schimmern die hellen-

Häuser von Castellamare, Vico und Sorrent. Rings in der weiten Runde grünt und leuchtet der üppige Südlandsfrühling, so reich und überschwänglich, als ob der Tod eine Fabel wäre. Knospe drängt sich an Knospe, Zweig an Zweig, Blüthe an Blüthe. Pinien und Feigen, Orangen und Citronen, Alles trieft in gleicher Weise vom Segen des jungen Jahres und selbst die erstarrten Wogen des Lavastroms, der sich in schwarzbraunen Windungen bis an's Gestade des Meeres erstreckt, überkleiden sich hier und da mit einer versöhnenden Schichte von Moos oder Farrenkräutern.

Etwa hundert Schritte oberhalb der Stelle, wo einst Antonio's Heimwesen gestanden, erhebt sich jetzt ein stattliches Haus, dessen hellglänzende Front nach Neapel und dem Vorgebirge des Posilippo hinübersieht.

In dem Garten, der sich terrassenförmig an die nordöstliche Seite des Gebäudes anschließt, gewahren wir eine Familiengruppe, die mehr als alle Veränderungen in der Physiognomie Torre del Greco's unser Interesse in Anspruch nimmt.

Wir erkennen in dem ruhigen, fast würdevollen Mann, der unter dem Rebendach auf der steinernen Bank sitzt, den einst so leidenschaftlichen Tommaso. Die junge, immer noch blühend schöne Frau, die ihm zur Seite lehnt, ist Giovanna, seine Gattin. Fernab auf dem prächtigen Rasenplatz tollt der zwölfjährige Felice mit einem großen Neufundländer, während Carlotta, das achtjährige Töchterchen Tommaso's, jenseits des Weges zwischen den Beeten kauert und Blumen zum Kranze windet.

Tommaso und Giovanna scheinen in ernstem Gespräch begriffen. Von Zeit zu Zeit fliegt es über die Züge des Gatten wie eine düstere Wolke, aber gleich darauf triumphirt die Klarheit einer unbeeinträchtigten Selbstbeherrschung und nur ein leiser Schatten in dem tiefdunklen Auge könnte dem scharfen Beobachter verrathen, daß diese kühle Gelassenheit erkünstelt ist.

„Er wird ihm von Tag zu Tag ähnlicher", sagte Giovanna mit einem nachdenklichen Blick auf den Knaben, den der Zufall des Spiels jetzt mehr in ihre Nähe gebracht hatte. „Es ist ganz dasselbe schöne und doch so seltsam verschlossene Gesicht mit den dunklen Brauen und den lebhaft funkelnden Augen!"

„Findest Du?" erwiederte Tommaso zurückhaltend.

„Unbedingt! Sieh' nur jetzt, wie er den Arm hebt und den Kopf wendet! Diese Bewegung war ganz Antonio!"

Tommaso biß sich unmerklich auf die Lippen.

„Seit einiger Zeit beschäftigt sich Deine Phantasie wieder besonders eifrig mit dem Bilde des Verstorbenen", sagte er nach einer Pause mit einem Lächeln, das halb freundlich, halb gleichgiltig sein sollte.

„In der That, es ist so", versetzte Giovanna. „Je größer der Zeitraum ist, der sich zwischen das Jetzt und das Einst legt, um so unbefangener erinnere ich mich der Vergangenheit. Den Todten soll man

nicht grollen und was er auch gegen Dich und Dein Glück gesündigt hat, mir gegenüber war er stets ein liebevoller Gatte. Ach, und erscheint nicht die schwerste Schuld reichlich gesühnt durch sein entsetzliches Ende? Dich, Tommaso, habe ich von Anbeginn geliebt und als es in Ehren geschehen konnte, ward ich die Deine mit Leib und Seele; aber trotz der Thränen, die ich um Deinen Verlust geweint, trotz der Erbitterung, die ich in mancher trüben Stunde vergeblich niederzukämpfen suchte, kann ich jetzt, nachdem alle Trübsal hinter mir liegt, nicht vergessen, daß er Dein Bruder, daß er der Vater meines Felice ist. Geht es Dir nicht auch so, mein Bester?"

Sie blickte ihm mit dem Ausdruck innigster Liebe in's Angesicht und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Gewiß", entgegnete Tommaso, indem er sie sanft auf die Stirn küßte, „auch ich klage nicht länger über die verlorenen Jugendjahre. Bist Du nicht mein Weib? Hat sich nicht Alles zum Guten gewendet?"

Giovanna starrte einige Secunden lang wie selbstvergessen vor sich hin.

„Wahrhaftig", sagte sie nach einer Weile, „wenn ich so die Ereignisse der letzten fünfzehn Jahre an meiner Seele vorübergleiten lasse, so ist mir manchmal zu Muthe, als hätte ich das Alles geträumt! Welche Schicksalswendungen in diesem kurzen Zeitraum! Wir haben schwere, qualvolle Stunden durchlebt, und doch erkenne ich selbst in diesen Prüfungen die liebevolle Hand des Allmächtigen, der uns zu unserm eigenen Heil auf dunklen Bahnen führt. Erinnerst Du Dich noch, wie trostlos wir zusammen am Strande saßen? Stunde um Stunde verstrich. Du bebtest vor Angst und Aufregung am ganzen Leibe, ich weinte wie ein Kind und ahnungslos lag der kleine Felice in den Decken und schlief, trotz der furchtbaren Donnerschläge, die unaufhörlich die Luft erschütterten. Was ich in diesen Stunden des Jammers und der Verzweiflung gelitten, läßt sich nicht schildern; — ich glaubte, ich könne nie, nie wieder froh werden! Noch überrieselt's mich eisig, wenn ich an den gespenstigen Flammenstrom denke, der immer näher und näher kroch und erst im Abgrund des Meeres seine unersättliche Wuth stillte! Und von diesem lodernden Ungeheuer war er verschlungen worden, rettungslos, unwiderruflich . . . Es war zum Wahnsinnigwerden!"

Sie preßte ihr Gesicht in die Hände und schüttelte sich. Tommaso zerpflückte einen Cypressenzweig und sagte dann mit ziemlich farbloser Betonung:

„Es war eben sein rastloser Eifer für das Wohl seiner Familie, der ihn auf so gräßliche Weise in's Verderben stürzte. Hätte er sich entschließen können, den Rest seiner Habe den Flammen zu überlassen, wäre er mir nachgefolgt, als ich meinen letzten Warnungsruf erschallen ließ . . . . . Doch wozu diese trübseligen Schreckensbilder an einem so wonnigen Frühlingstag? Laß uns lieber von unserm Glück plaudern, von unseren Plänen und Hoffnungen."

„Du hast Recht, Tommaso! Sieh' nur, da bringt uns Carlotta

eine prächtige Guirlande! Komm, dolcissima, zeige dem Vater, was Du gewunden haſt!"

Das Kind eilte herzu und ſchmiegte ſich zärtlich an die Mutter, während es den Kranz wie zögernd in der kleinen Hand wog.

„Die Blumen ſind für Dich, Mama", ſagte ſie nach einer kleinen Weile, während ihr kluges Auge einen prüfenden Blick auf den Vater warf. „Papa iſt böſe auf mich!"

„Kleine Närrin", lachte Giovanna, „wie kommſt Du auf ſolche Thorheiten?"

„Er hat mich fortgeſchickt, als ich nach Tiſch mit ihm ſpielen wollte."

Tommaſo runzelte flüchtig die Stirn, dann ſagte er mit erzwungener Heiterkeit:

„Nicht doch, mein Kind, ich ſpiele ſehr, ſehr gerne mit Dir. Komm nur und ſag', was es werden ſoll! Willſt Du den Ball holen?"

„Für heute iſt es zu ſpät", ſagte Giovanna, indem ſie die Kleine bei der Hand nahm; „wir müſſen noch in die Stadt, um die Pathin zu beſuchen; nicht wahr, Carlotta?"

Das Kind nickte. Giovanna küßte ihren Gemal auf die Wange, rief ihrem Knaben ein munteres: „Addio, Felice!" zu und verſchwand im Hauſe. —

Tommaſo ſaß geraume Zeit regungslos, die Arme über der Bruſt gefaltet, das Haupt nach rückwärts an das Gatter der Laube gelehnt, die Augen geſchloſſen, wie unter dem Einfluß eines ſchmerzhaft grellen Lichteffects. Vor ſeinen inneren Blicken zog in der That eine Reihe von Bildern vorbei, die auf ſein Gemüth in ähnlicher Weiſe einwirkten, wie der ungemilderte Glanz des Sonnenballs auf den Sehnerv. In allen Fibern ſeines Weſens zuckte er zuſammen, ein heimlicher Schauer bebte in ſtets erneutem Wogenſchlag durch ſeine Seele und in der Gegend des Herzens empfand er einen Druck wie von phyſiſchem Schmerze ...

Immer und immer wieder klangen ihm die Worte des unſchuldigen Kindes im Ohr, das ihn ſo ahnungslos und doch ſo vernichtend an ſein Verbrechen erinnert hatte.

Es war ihm zu Muthe, als habe das Auge der Kleinen in der Tiefe ſeines ureigenſten Weſens die geheimnißvolle Schrift geleſen, deren Züge er bis jetzt ſo meiſterhaft zu verbergen wußte.

Konnte denn dieſe Erinnerung nicht endlich kalt und ſtarr werden, wie der Lavaſtrom erſtarrt und erkaltet war, in deſſen verſchwiegener Undurchdringlichkeit der Verlorene begraben lag?

War es nicht möglich, daß dieſer bittere, unabläſſig wühlende Quell verſiegte, oder den Weg in das große Meer fand?

Der Unglückliche unterdrückte nur mit Mühe ein lautes Stöhnen, das ſich aus ſeiner gequälten Bruſt rang. Warum ergriff ihn gerade jetzt die Vergangenheit mit ſo unwiderſtehlicher Allgewalt?

Jahre lang hatte er dem Schickſal getrotzt und ſein Gewiſſen in den Schlaf gewiegt. Wenn ſich ja von Zeit zu Zeit jene dumpfe Be-

Digitized by Google

Digitized by Google

klommenheit regte, die uns mit heimtückischer Hand die Kehle zusammenschnürt, bis wir unter dem unsichtbaren Druck zu ersticken meinen, so war es ihm stets gelungen, mit der Kraft seiner geistigen Klarheit und seines Willens die gespenstische Anwandlung niederzuwerfen und sich frei zu machen.

War er denn überhaupt ein Mörder? Er hatte ja nur zugelassen daß die Gewalten des Fatums unbeeinträchtigt ihren Weg gingen. War, es seine Schuld, wenn Antonio ihn gerade in dem Augenblick beleidigte, da die gerechte Gegenwehr des Verletzten dem Beleidiger verhängnißvoll werden mußte?

Und wenn selbst der Tod des Bruders ihm thatsächlich zur Last fiel, — war es wirklich so ruchlos, so verabscheuungswürdig, einem verhaßten Feind gegenüber, der ihm mehr, weit mehr als das Leben geraubt hatte, das Recht der Vergeltung zu üben? Nein und tausend Mal nein!

So oft diese Fragen in ihm auftauchen mochten, stets hatte er seine Zweifel zu beschwichtigen, stets hatte er seine Sache siegreich zu vertheidigen gewußt. Er war an der Seite Giovanna's glücklich gewesen, er hatte es nie für möglich gehalten, daß seine Kraft erlahmen, daß seine Standhaftigkeit unterliegen könne.

Und jetzt fühlte er seit mehr als einem Jahre, wie sich seine trotzige Energie von Tag zu Tag entschiedener auflöste, wie ein unnennbares Gewebe peinvoller Empfindungen an die Stelle Dessen trat, was er ehedem in geheimen Selbstgesprächen seine Vorurtheilslosigkeit und sein unverkümmertes Talent zum Glück genannt hatte.

Die Wahrnehmung dieser fortschreitenden Verwandlung erfüllte ihn mit einer so unsäglichen Angst, daß er mitunter an sich halten mußte, um der ahnungslosen Giovanna nicht jählings die Binde von den Augen zu reißen.

Wie er so in dumpfer Erstarrung dasaß, alle Sinne von der Betrachtung der Außenwelt abgezogen, nur mit Vergangenheit und Zukunft beschäftigt — fühlte er plötzlich, wie sich eine Hand leise auf seine Kniee legte.

Erschreckt blickte er auf. Ein Schrei des Entsetzens tönte gell von seinen zuckenden Lippen.

„Antonio!" rief er, während seine Hände sich wie abwehrend ausstreckten, „was willst Du?"

Felice machte ein betroffenes Gesicht.

„Warum nennst Du mich Antonio?" fragte er mit einem ernsten Blick auf die unheimlich arbeitenden Züge des Vaters. „Du hast wol geschlafen und einen Traum gehabt?"

„Ja, mein Junge", sagte Tommaso, seine Fassung wiedergewinnend, „ich war entschlummert und konnte mich im ersten Moment nicht zurecht finden. Komm, erzähle mir ein wenig, wo Du Dich herumgetrieben hast."

Der Knabe trat dicht zu Tommaso heran und begann in seiner kindischen Weise zu plaudern. Jetzt sprang auch Campidoglio, der große,

schwarze Neufundländer, herbei und legte das zottige Haupt seinem Herrn zutraulich in den Schooß, während er behaglich mit dem Schweif wedelte.

Tommaso schien indeß noch immer unter dem Banne seiner düster beklommenen Gefühle zu stehen. Er erwiederte die Fragen des Kindes so einsilbig als möglich und sank dann nach einer Weile wieder rückwärts gegen das Gatterwerk. Zwei, drei Minuten lang weilte sein Auge wie geistesabwesend auf Felice's Angesicht; dann plötzlich fuhr er empor, packte den Knaben mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth an der Kehle und schüttelte ihn, als wolle er ihn erwürgen.

Das Kind stieß unartikulirte Laute der Furcht und des Schmerzes aus. Der Hund heulte und sprang in großen Sätzen an Tommaso hinauf, wie um für den Knaben Fürbitte einzulegen.

Es währte einige Secunden bis das fieberisch aufgeregte Blut Tommaso's zur Besinnung kam. Dann aber übermannte ihn das Unmenschliche und Wahnwitzige seiner Handlungsweise mit zerknirschender Allgewalt. Er preßte den Knaben an sein Herz und überhäufte ihn mit stürmischen Liebkosungen.

„Felice, mein armes Kind", flüsterte er in überschwänglicher Zärtlichkeit. „Was hab' ich gethan? Mein unseliger Traum . . . Ich fürchte, ich bin krank."

Es gelang ihm nur mühsam, den weinenden Knaben zu beruhigen. Endlich versiegte der Strom seiner Thränen und sein Schluchzen verstummte, aber ein unbeschreiblicher Ausdruck von Scheu und Seelenangst lagerte noch um die krampfhaft verzogenen Brauen und der Mund bewegte sich wie in heimlich gemurmelten Vorwürfen.

Wol eine Stunde lang beschäftigte er sich so mit dem Kleinen, unabläßig kosend und scherzend, als wolle er die Erinnerung an diesen unerquicklichen Zwischenfall um jeden Preis aus der kindlichen Seele tilgen.

Dann erhob er sich, nahm Felice bei der Hand und führte ihn nach dem Wohnhause.

„Isotta", sagte er eintretend zu einem freundlichen Landmädchen, das in der Küche beschäftigt war — „Du könntest unserm Felice ein wenig Gesellschaft leisten. Er ist etwas angegriffen und ich möchte nicht, daß er noch länger draußen herumtollte."

Das Mädchen nickte.

„Ich bin gleich fertig, Signore", sagte sie mit wohlklingender Stimme. „Komm, Felice, setze Dich dort drüben unter das Fenster — ich erzähle Dir die Geschichte vom armen Torquato und der schönen Eleonore."

„Ich mag nichts hören", entgegnete Felice niedergeschlagen, „mein Hals schmerzt und ich habe Kopfweh."

Tommaso machte eine Bewegung, als wolle er dem Knaben Schweigen gebieten. Dann mit einem fast weltmännischen Lächeln sich zu Isotta wendend: „Der Aermste", sagte er mit kühler Betonung; „die ungewohnte Hitze des Frühlingstages hatte mich eingewiegt; in der

Schlaftrunkenheit packe ich zu und fasse meinen Jungen an der Kehle, als ob ich mit einem Briganten zu thun hätte! Nun, es wird hoffentlich nichts zu sagen haben. Wenn er noch weiter klagen sollte, kannst Du ihm ja einen Kräuterumschlag bereiten."

Mit diesen Worten schritt er an der Küche vorüber, dem obern Stocke zu, wo sich die Wohnräume befanden. Er warf sich auf einen Stuhl und schloß die Augen, wie vorhin im Schatten des Rebendaches, um gleich darauf wieder emporzuspringen und planlos im Zimmer auf und nieder zu rennen. Fünf Minuten lang dröhnten so seine Schritte durch die einsame Stille, schwer und hastig, wie die Athemzüge einer geängstigten Brust. Dann nahm er den Hut vom Simse und stürmte die Treppe hinunter.

Er wollte ohne Weiteres in's Freie eilen. Unmittelbar vor der Hausthür schien er sich indeß eines Bessern zu besinnen. Möglichst gelassen und gleichgiltig trat er auf die Schwelle der Küche, in deren Hintergrund Felice noch immer bewegungslos neben dem Herde saß, während Isotta sich eben anschickte, ihre Arbeitsschürze mit einem zierlichen Grembiale zu vertauschen.

„Ich habe noch einen nothwendigen Gang in die Stadt", sagte er ruhig. „Vor Dunkelheit werde ich schwerlich zurück sein."

Und somit verließ er in gemessener Haltung das Haus und stieg den kleinen Fußweg hinab, der sich einige hundert Schritte abseits von dem versteinerten Lavastrome nach der Tiefe senkte.

V.

Niemand dachte zu dieser Frist weniger an geschäftliche Besorgungen, als Tommaso. Es war nur ein unbestimmter, aber eben deshalb vielleicht nur um so wilderer Drang nach gewaltsamer Zerstreuung, der ihn zu Thal führte. Schon nach wenigen Minuten bog er links ab und verlor sich in der grünen Dämmerung der Gärten und Vignen, die sich hier, noch unversehrt von den feindlichen Naturgewalten, bis in die unmittelbarste Nähe des steilen Geröllkegels heraufzogen.

Ohne Ziel schweifte er so zwischen den Hecken her, jetzt eine beschwerliche Windung hinanklimmend, und kurz darauf wieder bergab taumelnd, einem gelehrten Botaniker vergleichbar, dem der Weg Selbstzweck ist. Zwei Landleute, die ihm begegneten, blickten einander mit einem pfiffigen Lächeln an, als wollten sie sagen: der hat nach guter, alter Sitte zu viel mit der gläsernen Jungfrau geplaudert. Aber Tommaso achtete nicht darauf; er stürmte weiter, als ob ihm die Furien leibhaftig auf den Fersen säßen.

Er hatte die Hauptstraße vermieden, um seiner Gattin und der kleinen Carlotta nicht zu begegnen. Er, der sich sonst so vollkommen zu beherrschen wußte, empfand jetzt eine Art Grausen vor dem milden Blick seines angebeteten Weibes, eine teuflische Angst vor dem harmlosen Kinde, das seinem aufgeregten Zustande im Lichte einer naiven Prophetin erschien. So sehr überschätzte er die Bedeutung der wenigen Worte, die

Carlotta, vielleicht in der Anwandlung einer kindischen Laune, aber jedenfalls ahnungslos, in den Tag hineingeredet hatte.

Dieses planlose Umherstreifen brachte ihn schließlich gegen seine Absicht in die Nähe einer Osteria, die, von prächtigen Ulmen überschattet, etwa fünf Minuten seitwärts von der Fahrstraße lag.

Erschöpft wie er war, hieß er den Zufall willkommen, der ihm hier eine flüchtige Rast bot. Es fing ohnehin an, auf den steinigen Pfaden gefährlich zu werden, denn die hereinbrechende Dunkelheit ließ kaum mehr erkennen, wohin der Wanderer den Fuß zu setzen hatte, um nicht die Knöchel zu brechen. Er trat also ein, rief der alten runzeligen Wirthin ein mürrisches „un fiasco!" zu und schritt durch den Hof in ein kleines Gärtchen, wo ein paar Steintische, von wackeligen Stühlen umringt, zur Ruhe einluden.

An einem der hintersten Tische, schon ganz und gar in die Schatten der sinkenden Nacht vergraben, saß ein schweigsamer Gast, das Haupt nachdenklich in die Hand gestützt. Er schien den Ankömmling nicht zu beachten. Auch Tommaso nahm von seinem stillen Partner keine Notiz. Ohne zu grüßen, ließ er sich auf den nächsten Stuhl nieder und erwartete dumpf vor sich hinbrütend das Erscheinen der Kellnerin.

Nach drei Minuten trippelte ein halbwüchsiges Mädchen mit einer dickbäuchigen Binsenflasche über den Hof.

„Ecco, Signore", sagte sie mit gezierter Höflichkeit, „soll ich dem Signore ein Windlicht heraussetzen?"

„Nein, ich danke", entgegnete Tommaso mürrisch, indem er ein Geldstück auf den Tisch warf. „Hier nimm, was kostet der Wein?"

„Venti soldi", sagte das Mädchen. „Es ist gerade recht so."

Mit linkischem Gruße huschte sie von dannen, während Tommaso unwillkürlich aufseufzend das plumpe, fast viereckige Glas füllte.

Der Fremde war bei den wenigen Worten, die Tommaso geredet hatte, aufmerksam geworden.

Er beugte sich ein wenig vor und versuchte, der Dunkelheit zum Trotz, die Gesichtszüge des Sprechers in's Auge zu fassen. Wie Tommaso jetzt das Glas zum Munde führte und es hastig bis auf den letzten Tropfen leerte, schien der schweigsame Zecher ihn erkannt zu haben, denn eine seltsame Bewegung ging durch die ganze dunkle Gestalt und ein mehrfach wiederholtes Rücken des Stuhles knirschte unruhig über den Kiesboden.

Tommaso wandte den Kopf. Er vermuthete, sein vis-à-vis wünsche ein Gespräch anzuknüpfen und schicke einstweilen diese unbeholfenen Signale als Vorposten in's Gefecht. Obgleich er sich keineswegs in mittheilsamer Stimmung befand, fühlte er doch mit einem Male ein unbestimmtes Verlangen, dieser vermeintlichen Absicht auf halbem Wege entgegenzukommen. „Vielleicht" — so dachte er — „bringt mich das müßige Geschwätz dieses einsamen Wanderers auf andere Gedanken."

„Es war schwül heute", sagte er in nachlässigem Ton, während

er von Neuem nach dem Fiasco griff; „wenn das so fortgeht, wird ehestens der letzte Grashalm zu Staub verdorrt sein."

Der Fremde antwortete keine Silbe.

„Ihr seid wohl schwerhörig, mein Verehrtester?" fügte Tommaso nach einer Pause hinzu.

Der Unbekannte erhob sich und kam langsamen Schrittes aus seiner Finsterniß hervorgewandelt. Es war eine untersetzte Gestalt in grauweißem Vollbarte. Schwer und zögernd setzte er einen Fuß vor den andern, als koste es ihm die heftigste Ueberwindung, sein Vorhaben auszuführen. Plötzlich blieb er stehen, holte tief Athem und murmelte dann mit wundersam erregter Stimme, aber doch leise und heimlich, wie im Selbstgespräch vor sich hin:

„Beim Blute des Heilands! Er ist's!"

Tommaso stutzte.

„Was wollt Ihr?" fragte er im Ton des höchsten Befremdens. „Wen glaubt Ihr vor Euch zu sehen?"

In diesem Augenblick erschien die Kellnerin mit einer trübe flackernden Oellampe.

„Es wird doch zu dunkel hier draußen", sagte sie geschäftig, während sie das Licht auf einen der entfernteren Tische setzte. „Befehlen die Signori sonst noch etwas?"

Sie erhielt keine Antwort. Tommaso hatte beim Schimmer des qualmenden Dochtes den greisen Gennaro von Catania, den Vater seiner ehemaligen Verlobten erkannt.

Das Mädchen entfernte sich mit einer halblauten Bemerkung. Die beiden Männer aber rührten sich nicht. Wie versteinert blickten sie einander an. Nur um den silbernen Bart des Alten zuckte und spielte es wie vom Branden einer tiefen Gemüthsbewegung.

Fast eine Minute verharrten sie so in regungslosem Schweigen. Endlich sprang Tommaso auf, wie ein Mensch, dem nach lange ertragener Unbill die Geduld reißt. Trotzig kehrte er seinem Nachbar den Rücken und eilte der Pforte zu.

Gennaro vertrat ihm hastigen Schrittes den Weg.

„Nicht doch, Tommaso", stammelte er verwirrt, „warum begegnen wir uns als Feinde?"

„Was wollt Ihr von mir?" fragte Tommaso stirnrunzelnd.

„Verweilt nur noch fünf Minuten und Ihr sollt Alles erfahren", stotterte Gennaro.

Tommaso zögerte.

„Ich dächte, unter gewissen Verhältnissen wäre es rathsam, alle weiteren Zwiegespräche abzuschneiden."

„Fürchtet nicht, daß ich Euch ernstlich belästigen werde. Ich erfülle nur ein Versprechen, eine feierliche Zusage . . . Laldomina . . ."

Tommaso machte eine Geberde des Mißbehagens.

„Wir sind ja Männer", fuhr Gennaro mit treuherzigem Tone fort, während er dem ehemaligen Freunde die Hand entgegenstreckte. „Ihr

habt mir sehr wehe gethan, Tommaso, aber ich grolle Euch nicht. Jeder Mensch ist Herr seines Willens und wenn es Euch nach reiflicher Ueberlegung leid wurde . . ."

„Kurz und bündig, womit kann ich Euch dienen?"

„Setzt Euch nur einen Augenblick hier an den Tisch her, es ist eine Bitte, deren Erfüllung . . . eine ganz geringfügige Bitte . . ."

„Ich bin in der That begierig", sagte Tommaso, indem er wieder vor dem halbgeleerten Fiasco Platz nahm.

Gennaro setzte sich ihm schräg gegenüber. Nach einer kurzen Pause begann er wie folgt:

„Ihr mögt nun denken, was Ihr wollt, ich kann's nicht ändern, und Gott weiß, daß es mich Kämpfe genug gekostet hat: aber die Liebe eines bekümmerten Vaterherzens überwindet das Schwerste. Wenn ich Euch nicht hier in der Osteria getroffen hätte, ich wäre morgen in aller Frühe in Eure Wohnung gedrungen, auf die Gefahr hin, wie ein lästiger Bettler vor die Thür gewiesen zu werden."

Seine Stimme zitterte. In Tommaso's Brust regte sich eine peinliche Empfindung, die er durch eine gewisse Schroffheit der äußern Haltung vergebens zu bemänteln strebte.

„Seht Ihr", fuhr Gennaro mit immer wachsender Erregung fort, „ich weiß ja sehr wohl, wie Alles gekommen ist. Ihr hattet Eure Liebe zu Giovanna trotz aller Zwischenfälle in Rom und Sicilien nicht vergessen und als sich nun durch den Tod Eures Bruders die Aussicht bot, das scheinbar unwiderbringlich Versäumte nachzuholen, da besannt Ihr Euch keinen Augenblick. Ich verüble Euch das durchaus nicht, denn Giovanna hatte ein früheres Anrecht auf Eure Neigung, als mein armes, unglückliches Kind, und wenn sich Alles offen und ehrlich gestaltet hätte, so wäre sie mit Gottes Hülfe wol darüber hinaus gekommen. Wie ich Euch kannte, hätte ich von Euch erwartet, daß Ihr frank und frei mit der Wahrheit hervorgetreten wäret, ohne erst lange mit einem Herzen zu spielen, das Ihr zu verlassen gedachtet. So aber habt Ihr Monate lang eine Komödie fortgesetzt, die Euch allerdings der Aufgabe überhob, selbst das entscheidende Wort zu sprechen, die aber schnöder und grausamer war, als eine kurze, unumwundene Absage. Nun, auch hierfür ließen sich Gründe der Klugheit zu Markte bringen. Giovanna hätte vielleicht Bedenken getragen, ihr Glück mit dem Opfer einer treulos Verlassenen zu erkaufen, während sie dem Mann, dem die Braut, wie es schien, aus eigenem Antrieb den Laufpaß gegeben hatte, ohne Gewissensbisse die Hand reichen durfte; aber grausam war Euer Verfahren darum doch, grausamer, als Ihr vielleicht ahntet . . .! Valdomina hat nicht nur den Traum ihrer Jugend begraben, sie quält sich auch mit dem Gedanken an eine Schuld, und je länger es währt, um so unwiderruflicher lebt sie sich in den Wahn hinein, als habe *sie* in einem Anfall weiblicher Empfindlichkeit Das von sich gestoßen, was das einzige Glück ihres Daseins war . . . Ihr solltet sie sehen, Tommaso, wie sie bleich und trostlos dahinsiecht, ohne Halt und Hoffnung, stets nur von den

düsteren Gespinnsten ihrer krankhaften Phantasie umringt, ein Bild der Trauer, des Jammers, der Verzweiflung! Wir Alle haben die Tiefe ihres Gemüths unterschätzt. Weil sie frisch und fröhlich in die Welt hinausblickte, weil ihr kindlicher Uebermuth hin und wieder die Grenzen der äußern Form überschritt, deswegen hielten wir ihre ganze Natur für keck und leichtlebig! Ohne uns über ihr wahres Wesen klar zu sein, sprachen wir ihr die Fähigkeit ab, sich unglücklich zu fühlen. Bei Gott dem Allmächtigen, es ist, als ob das Schicksal uns für diese voreilige Meinung zu züchtigen gedächte!"

Er fuhr mit der Hand über die Augen. Tommaso hatte ihm schweigend mit zugehört Sein Blick ruhte starr und ausdruckslos auf der kleinen und doch so ehrwürdigen Gestalt, die sich unter der Last ihres Kummers tief innerlich zu beugen schien. Ein dumpfes Mißbehagen schnürte ihm fast die Kehle zusammen. Endlich begann er mit erzwungenem Gleichmuth:

„Aber ich verstehe nicht . . . Das Unabänderliche ist nun doch einmal geschehen . . ."

„O, ich weiß", entgegnete Gennaro, „wenn die Krone einmal in's Meer gefallen ist, holt sie kein Engel des Herrn wieder aus der Tiefe hervor. Aber Ihr könnt ein gutes Werk verrichten, wenn Ihr mir beisteht, das arme Geschöpf von einem Irrwahn zu bekehren, der die Klarheit ihres Geistes in völlige Nacht zu hüllen droht. Unablässig macht sie sich die entsetzlichsten Vorwürfe. Alle Ermahnungen bleiben fruchtlos. Sie hält nun einmal mit eiserner Zähigkeit an der Ueberzeugung fest, Ihr würdet sie nie aufgegeben haben, wenn sie das Verhältniß nicht voreilig gelöst hätte. Nur Ihr seid im Stande, sie von diesen unseligen Ideen zu heilen. Ich beschwöre Euch, sagt ihr in einem ungeschminkten Briefe so klar als möglich die Wahrheit. Belehrt sie, daß Eure Neigung längst erkaltet war, ehe die äußerlichen Beziehungen aufhörten; verletzt und kränkt sie, wenn es nicht anders sein kann, aber öffnet ihr endlich die Augen! Euch wird sie glauben, was ihr aus meinem Munde wie ein wohlfeiler Trost klänge."

„Aber wie kann ich . . .", stammelte Tommaso, „unter welchem Vorwand . . .?"

„Gleichviel! Je rücksichtsloser Eure Erklärung erscheint, um so besser. Sagt meinetwegen, Ihr hättet vernommen, daß sie sich einer Kameradin gegenüber in dieser oder jener Weise geäußert habe, daß sie mit dem Vorgefallenen kokettire und behaupte, Ihr hättet unter ihrer Flatterhaftigkeit alle Qualen der Hölle erduldet . . . kurz, brecht die Gelegenheit vom Zaun, aber belaßt die Unglückliche nicht länger in diesen qualvollen Irrthümern. Der Arzt, Signore Filippi, ein sehr geschickter junger Mann aus Palermo, hat mir wiederholt versichert, wenn nicht bald eine Aenderung eintrete, so stehe das Schlimmste zu befürchten! Wollt Ihr einem bekümmerten Vaterherzen diesen letzten und einzigen Freundschaftsdienst vorenthalten?"

Er schwieg. Durch die Zweige der Ulme hauchte der Nachtwind,

und die Flamme der einsamen Oellampe zitterte und hüpfte ängstlich unter seinem schwellenden Odem. Tommaso blickte träumerisch in den trüben, flackernden Schimmer; es war ihm zu Muthe, als schaue er in die Seele Laldomina's.

Jetzt erhob sich die Brise frischer und lebendiger; die Flamme zuckte noch einmal empor und erlosch.

Mit einem halb unterdrückten Schrei sprang Tommaso in die Höhe.

„Kommt mit in's Haus", stammelte er fröstelnd, „ich will Alles thun, was Ihr wollt — heute noch, jetzt noch, in diesem Augenblick."

„Gelobt sei die heilige Jungfrau", sagte Gennaro, indem er sich die Augen trocknete. „Die Medicin ist bitter, aber ich hoffe mit Gottes Hülfe auf guten Erfolg."

Wankenden Schrittes eilte Tommaso dem Gastzimmer zu. Gennaro folgte ihm in erwartungsvoller Beklommenheit.

Nach einigen Minuten gelang es der Wirthin, ein verstaubtes Tintenfaß, eine verrostete Feder und zwei Bogen Briefpapier aufzutreiben. Tommaso schrieb, ohne auch nur eine Secunde lang zu überlegen, als wäre er mit dem Inhalt seiner Epistel seit Monaten im Reinen gewesen. Nachdem er geendet hatte, reichte er dem Alten die Hand und wandte sich schweigend zum Gehen.

Gennaro hielt ihn zurück.

„Ich bitte Euch", flüsterte er eindringlich, „was soll ich mit dem Briefe anfangen? Sie darf gar nicht erfahren, daß ich mit Euch zusammen gewesen bin. Gebt ihn bei nächster Gelegenheit zur Post; auch die Adresse muß von Eurer Hand geschrieben sein."

„Wie Ihr wollt", sagte Tommaso in tonloser Dumpfheit.

Er faltete den Bogen zusammen und barg ihn sorgfältig in der Brusttasche. Dann verließ er ohne weitern Gruß das Gemach und eilte in's Freie.

Inzwischen war hinter den Gärten von Bosco Trecase der Mond heraufgekommen. Die ganze Landschaft flimmerte in einem grünlich silbernen Feenglanze. In großen majestätischen Athemzügen rauschte das Meer und die Wipfel der Bäume neigten sich träumerisch unter den Strömungen der thaufrischen Nachtluft. Ueberall herrschte der tiefste, entzückendste Frieden. Die Orangen hauchten ihren beruhigenden Duft wie ein brünstiges Dankgebet zum Himmel auf und hunderttausend funkelnde Sterne blickten wie stille Verheißungen auf die schlummernde Welt hernieder.

Tommaso schritt betäubt seine Straße entlang. Zum ersten Mal seit jener verhängnißvollen Unthat kam ihm der Gedanke, es wäre vielleicht möglich gewesen, auch ohne den Besitz Giovanna's glücklich zu werden.

Je mehr er sich in diese Betrachtungen vertiefte, um so unseliger und wahnwitziger erschien ihm seine Handlungsweise.

Hier ein Weib, dessen Besitz er mit dem Mord des Bruders und

dem Verrath der Braut erkaufen mußte, und dort ein Mädchen, das ihn liebte, treu und hingebend wie keine Zweite, ein Mädchen, das er sein nennen konnte, wenn er den Dingen nur einfach ihren naturgemäßen Lauf ließ.

Die Ungeheuerlichkeit dieser Sachlage überwältigte ihn: laut aufstöhnend schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, als wolle er sich den Schädel zerschmettern. Wie trost- und friedlos war seine Seele inmitten dieser glücklichen und beglückenden Natur! Fast mit Blicken des Hasses schaute er in die märchenhafte Pracht hinaus, die sich unter den Strahlen des aufsteigenden Nachtgestirns von Minute zu Minute wonnevoller gestaltete. Dann raffte er sich trotzig zusammen und klomm in angestrengter Eile den steinigen Fußpfad hinan, von dessen äußerster Windung ihm die hellgetünchte Façade seines Wohnhauses entgegenschimmerte.

Er traf Giovanna auf der rankenumwachsenen Bank neben der Hauptthüre. Felice und Carlotta kauerten ihr zu Füßen, während Campidoglio schweifwedelnd auf der Schwelle stand und seinen Herrn mit einem freudigen, halb unterdrückten Bellen begrüßte.

„Endlich!“ rief die junge Frau dem langerwarteten Ankömmling entgegen. „Ich dachte schon, Du hättest Dich überreden lassen, nach Neapel zu fahren.“

„Pah“, versetzte Tommaso, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, „die Schauspieler von San Carlo und Carolino kenne ich auswendig und zum Lustwandeln in der Toledostraße ist es zu heiß. Nein, ich war in der Osteria del Monte, wo ich ein paar gute Bekannte aus Rom traf . . . die haben mich hingehalten . . . Giebt es noch was zu essen, carissima?“

„Isotta hat Dir schon vor einer Stunde den Tisch gedeckt . . . Aber Du bist blaß . . . Was fehlt Dir, mein Bester?“

„Im Mondlicht sieht der gesundeste Mensch wie ein Kranker aus“, erwiederte Tommaso gleichgiltig . . . „Uebrigens hast Du Recht, ich fühle mich unbehaglich . . . es liegt mir in allen Gliedern . . .“

„Du machst mich ängstlich. Ich bin ohnehin ganz aufgeregt. Denke nur . . . Pietro, der Freund Antonio's . . .“

„Was ist mit ihm?“

„Du weißt, er begleitete seit verwichenem Herbste die Inglesi auf den Vesuvkegel. Die Führer verdienen ein schönes Stück Geld, und es ist immer besser, sich ehrlich im Dienste Anderer zu ernähren, als planlos herumzuschweifen und dem lieben Gott den Tag abzustehlen. Gestern früh stieg er nun mit zwei jungen Doctoren bis an den Rand des Kraters hinauf und wollte eben bis zur Stelle vordringen, von wo man die ganze Tiefe des Abgrunds überschaut, als eine furchtbare Dampfwolke aus dem Schlunde hervorsauste. Hastig sprang er zurück, trat fehl und stürzte rücklings die Böschung hinab. Die beiden Forestieri hoben ihn wie leblos auf und schleppten ihn mühsam nach dem Osservatorio. Der Arzt hat ihn untersucht und wenig Hoffnung gegeben.

Das eine Bein ist über dem Knie, das andere zweimal am Knöchel und in der Nähe der Hüfte gebrochen; auch hat die Brust arge Quetschungen erlitten.

„Das Schlimmste ist", fügte sie nach einer Pause hinzu, „daß ihm die richtige Pflege fehlt. Die alte Elena, bei der er zur Miethe wohnt, meint es recht gut, aber sie ist selbst kränklich und versteht nicht mit Patienten vom Schlage Pietro's umzugehen. Nun, wie Gott will! Jeder muß sein Schicksal ertragen. Pietro hat es wahrlich nicht um uns verdient, daß wir in Sack und Asche gehen, wenn ihm ein Unheil zustößt. Nur aus Menschlichkeit und christlicher Liebe wollte ich wünschen, daß er diesmal noch glücklich davon käme."

Tommaso hatte während dieser Erzählung mit keiner Wimper gezuckt. Nur das heftige Auf- und Abwogen seines Athems verrieth, daß Giovanna's Bericht einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte er mit fast zaghafter Stimme:

„Du hast Recht, Liebste; im Unglück hört aller Haß und alle Rachsucht auf ... Wie wäre es ... was meinst Du ... könnten wir nicht dazu beitragen, ihm sein schreckliches Schicksal zu erleichtern?"

Erstaunt blickte Giovanna auf.

„Wie, Du wolltest ...?" stammelte sie ungläubig.

„Warum nicht?" entgegnete Tommaso in steigender Verwirrung. „Es ist wahr, er ist mein Feind ... aber ... Du weißt ja ... die christliche Barmherzigkeit ... und dann ... es ist schon lange her ... er bereut vielleicht ..."

„Was könnten wir thun?" fragte die junge Frau, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte.

„Sehr wenig und sehr viel ... Vor allen Dingen gälte es, sich zu überzeugen, in welchen Punkten die Pflege des Unglücklichen am meisten zu wünschen übrig läßt ... Isotta hat eine geschickte Hand und auf einige Zeit könnten wir sie schon ohne Nachtheil entbehren ... Was sagst Du dazu?"

„Wie Du willst. Gott weiß es, ich trage Niemanden etwas nach, am allerwenigsten einem Sterbenden."

„So schlimm also steht es?" fragte Tommaso mit schlecht behaupteter Fassung.

„Ich sagte Dir ja, der Arzt zweifelt an seinem Aufkommen."

„O, die Aerzte sehen immer zu schwarz, schon im eigenen Interesse, denn es ist rühmlicher einen bereits Aufgegebenen vom Tode zu erretten als einen Schnupfen zu curiren. Ich glaube zuversichtlich, daß er bei sorgfältiger Behandlung genesen wird."

Giovanna schüttelte den Kopf. Diese ungeheuchelte Theilnahme kam ihr denn doch etwas eigenthümlich vor. Tommaso bemerkte, was in ihr vorging. Rasch fügte er hinzu:

„Natürlich, das ist nur so meine Ansicht. Möglich, daß ich mich täusche. Jedenfalls ist es Christenpflicht, den Versuch zu machen."

„Wir werden morgen noch davon reden ... Aber sieh' nur, der Vesuv! Das loht und flackert wieder ganz so wie vor zehn Jahren, als die heimtückische Fluth überquoll und die halbe Stadt begrub ... Hast Du nichts drunten in Torre del Greco gehört? Was sagen die Leute davon?"

„Es hat nichts zu bedeuten", entgegnete Tommaso zerstreut ... „Wenn es diesmal losbricht, so ist's der kleine Krater und die Lava fließt nach dem Atrio del Cavallo ab."

„Gott gebe, daß Du Recht behältst. Und nun laß uns schlafen gehen. Ich muß Morgen früh zeitig an die Arbeit."

Tommaso erwiederte nichts. Wie geistesabwesend folgte er der jungen Frau in's Innere des Hauses. Das Mahl, das Isotta ihm aufgetischt hatte, berührte er nicht. Die Fragen Giovanna's nach der Ursache seiner wunderlichen Verstimmung beantwortete er ausweichend, bald Verdrießlichkeiten geschäftlicher Art, bald seine übergroße Ermüdung vorschützend.

Die ganze Nacht hindurch schloß er kein Auge. Hundert wechselnde Bilder durchbebten sein fieberisch erregtes Gehirn. Alle Willenskraft erwies sich diesen gespenstischen Anwandlungen gegenüber als machtlos. Glaubte er sich jetzt durch eine klare Zurechtlegung der Thatsachen und einen festen unerschütterlichen Entschluß von dem bösen Zauber befreit zu haben, so tauchten die kaum beschworenen Geister von Neuem empor und höhnten die Schwäche des Betrogenen. Fast unaufhörlich preßte ihn das Gefühl, als müsse er Pietro zu Hülfe eilen, als müsse er an ihm wieder gut machen, was er an seinem Bruder verbrochen. Ohne sich dessen bewußt zu sein, glaubte er sich durch die Rettung des einen Feindes von dem Morde des andern rein waschen zu können. Dazwischen grüßte ihn das bleiche Angesicht Laldominen's, krank und hoffnungslos, wie Gennaro es ihm geschildert — und die ernsten, feierlich milden Züge seines Weibes, deren unsäglicher Liebreiz all' diese Pein, all' dieses wühlende Weh verschuldet hatte. Die ganze Vergangenheit, vom ersten zärtlichen Worte, das er an Giovanna gerichtet, bis zu der schrecklichen Stunde, da er die Hand gegen Antonio erhoben, zog in grausamer Klarheit an seinem innern Blicke vorbei und steigerte seinen Zustand dergestalt, daß ihn nur die physische Erschlaffung, die endlich einen dumpfen, bleiernen Schlaf herbeiführte, vor der hellen Verzweiflung rettete.

VI.

Der folgende Tag war der 24. April 1872.

Schon in aller Frühe wurden die Anwohner des neapolitanischen Golfes durch ein eigenthümliches unterirdisches Rollen, das fast wie der Donner einer fernen Kanonade klang, aus dem Schlummer geweckt.

Gegen zehn Uhr Morgens gewährte der Vesuv ein überwältigendes Schauspiel.

Eine Rauchsäule von unermeßlicher Höhe qualmte lothrecht aus

dem Krater empor und bedeckte mit ihren sich nach und nach verbreiternden Massen fast die Hälfte des Firmamentes. Wie eine luftige Sierra Nevada lag das gigantische Wolkengebirge im sonnenbeglänzten Blau und stets unabsehbarer ergossen sich seine Schatten über die zitternde Erde.

Ein dampfender Lavastrom, zunächst freilich noch von geringer Ausdehnung, floß in der Richtung von Massa und San Sebastiano zu Thale; alle Anzeichen deuteten indeß darauf hin, daß die Wuth des Vulcans sich nicht mit diesen kleinen Vorgefechten begnügen, sondern eine regelrechte und gewaltige Schlacht liefern würde.

Tommaso erwachte, als die Sonne bereits hoch über dem Horizont stand. Beim Anblick der lodernden Rauchmassen gerieth er außer sich. Hatte er nur darum eine lange Nacht hindurch den fluchwürdigen Dämon seines Gewissens niedergekämpft, um nun am lichten Tag so unabweislich an eine Zeit erinnert zu werden, die er ewig begraben wünschte?

Horch! War das nicht die Stimme Antonio's? Nein, die Luft erzitterte nur unter dem Dröhnen der rasenden Elemente.

Es überrieselte ihn eiskalt. Hastig warf er sich in die Kleider und stürmte in's Freie.

„Wo willst Du hin?" rief Giovanna dem Davoneilenden nach. „Mir ist so beklommen zu Muthe, als wenn ein Unglück geschehen müßte . . ."

„Wir sind vorläufig sicher", versetzte Tommaso.

„Aber ich fürchte mich bei diesem entsetzlichen Schauspiel allein zu sein. Was hast Du so Dringendes vor, daß Du uns verlassen mußt?"

„Ich will zu Pietro . . . Du weißt . . ."

„Laß an Deiner Stelle lieber Isotta gehen. Die Kinder weinen und jammern. Ich ängstige mich zu Tode."

„In spätestens anderthalb Stunde bin ich wieder zurück. Ich muß selber sehen, wie die Dinge liegen. Zünde inzwischen dem heiligen Januarius die Kerzen an und laß Carlotta ihre Gebete sprechen. Auch Felice mag mitbeten — ja, auch Felice . . . Auf Wiedersehen!"

Zwanzig Minuten später erreichte er die Stadt. Die Bevölkerung ging einstweilen noch ruhig ihren Geschäften nach, nur hin und wieder hatten die Frauen vor den Hausthüren improvisirte Altäre errichtet, um die heilige Jungfrau und San Gennaro zur Fürbitte bei dem zürnenden Herrgott zu bewegen.

Tommaso's Straße führte am Postgebäude vorüber. Er entsann sich des Briefes, den er gestern in der Osteria del Monte verfaßt hatte. Das Schreiben steckte noch wohlbehalten in seiner Tasche. Er klopfte am Schalter, ließ sich Feder und Tinte geben, schrieb die Adresse und warf das seltsame Document in die Buca. Dann setzte er seinen Weg fort, bis er vor einem kleinen, baufälligen Hause mit graugestrichenen Jalousien Halt machte.

Zögernd betrachtete er die verrostete Thürklinke mit dem plumpen, kronenähnlichen Knopfe.

Sollte er eintreten?

Er fühlte ein tief innerliches Widerstreben und doch war der Drang, der ihn an das Lager des einst so verhaßten Feindes trieb, mächtiger, denn alle entgegengesetzten Regungen. Langsam und verstohlen, als wandle er auf verbotenen Wegen, stieg er die ausgetretenen Basaltstufen der Freitreppe hinan und öffnete. Seine Schritte hallten unheimlich durch die Dämmerung des Vorflurs. Aus einer Seitenthür streckte sich der runzelige Kopf der alten Elena hervor und fragte mit matter, verlöschender Stimme, wer da sei.

„Wohnt hier nicht Pietro, der Fremdenführer?" flüsterte Tommaso.

„Ja wol, caro Signore", versetzte das Mütterchen, „aber er ist krank, sehr krank, und kann Niemanden sehen."

„Ich weiß, er ist gestürzt . . . Droben am Krater . . . Aber ich bin . . . ich habe . . . vielleicht bedarf er der Pflege . . ."

Die Alte war indessen auf den Flur getreten.

„Ach Gott", schluchzte sie, indem sie die Augen mit der Schürze trocknete, „ich fürchte, die Pflege kommt zu spät bei dem armen Jungen! Als der Doctor vorhin aus dem Krankenzimmer kam, sah er mich so eigenthümlich an und zuckte dann so seltsam mit den Achseln, daß ich wol wußte, hier ist's aus mit seiner Kunst und nur ein Wunder kann den Aermsten vom elenden Tode retten."

In diesem Augenblick erscholl ein mark- und beinerschütternder Schmerzensschrei, der sich in einem kläglichen Wimmern und Winseln fortsetzte.

Ein zwölfjähriges Mädchen trat verstört auf die Schwelle der gegenüberliegenden Thür und rief mit bebender Stimme:

„Um Gotteswillen, kommt mir zu Hülfe! Er stirbt!"

Eine Todtenstille folgte auf dieses verhängnißvolle Wort. Nur von ferne klang das Donnern des Vesuvs in unheimlicher Abdämpfung durch die schweigenden Räume des Krankenhauses.

Elena faßte sich zuerst.

„Lauf zum Herrn Pfarrer", flüsterte sie dem bestürzten Mädchen zu, „er möge schleunigst mit dem heiligen Sacrament kommen. O Gott, wenn er nur nicht ungebeichtet hinübergeht; Favorisca, Signore, wir wollen sehen, ob wir dem Unglücklichen die Qual der letzten Stunde erleichtern können."

Langsam und geräuschlos schlüpfte sie in das niedere Gemach. Tommaso folgte hochklopfenden Herzens.

Als Pietro seiner ansichtig wurde, versuchte er sich aufzurichten, aber die Schwäche hatte bereits zu trostlos überhand genommen. Stöhnend sank er in's Kissen zurück und ein kalter Schweiß trat in dichten Tropfen auf seine fiebernde Stirn.

Endlich gelang es ihm, sich so weit zu sammeln, daß er wenigstens in abgebrochenen Worten zu reden vermochte. Er winkte Tommaso heran und reichte ihm mit einem Lächeln voll unendlicher Wehmuth die Hand.

„Wißt Ihr noch", hauchte er faſt unhörbar, „wie Ihr mich damals auf dem Wege nach Caſtellamare an der Kehle packtet und mich einen Verräther nanntet? Ihr ließet mich laufen, um nicht zum Mörder zu werden, und Ihr thatet wohl daran. Jetzt hat mich das Schickſal ganz anders an der Kehle gepackt; jetzt wird mir auch ohne Euer Zuthun der Athem ausgehen."

„Pietro, was redet Ihr? Könnt Ihr im Ernſt denken, ich ſei gekommen, um dieſe längſt vergeſſene Geſchichte . . . Nein, ſo wahr ein Gott lebt . . . Ich beſchwöre Euch . . ."

Pietro ſtreckte ihm von Neuem die Hand entgegen.

„Sprecht, was Ihr wollt", ſagte er ſchmerzlich, „es war ein ehrloſer Streich und jeder Frevel zieht ſeinen Lohn nach ſich. In den Tagen der Verblendung wähnt man ſein Glück zu fördern, wenn man ohne Furcht und Gewiſſen ſeine ſelbſtſüchtigen Zwecke verfolgt und das Recht Anderer mit Füßen tritt; aber wenn dann die Hand des ewigen Richters auf unſerm Haupte laſtet, dann erkennen wir, wie ſehr uns der herzloſe Wahn betrogen hat. Ich habe Euch verrathen, wie Judas den Herrn verrieth — aus elender Habſucht, um ſchnöde Silberlinge . . . . . Verzeiht mir, damit ich in Frieden ſterben kann."

Tommaſo war auf einen Stuhl geſunken und preßte ſein Antlitz, heftig ſtöhnend, in beide Hände.

Jetzt erhob er ſich, wankte wie ein Träumender auf Pietro's Lager zu und warf ſich laut ſchluchzend auf die Kniee.

„Ich vergebe Euch gern und von ganzem Herzen!" rief er in unbeſchreiblicher Seelenangſt . . . Ach, Ihr wißt nicht . . . Es iſt ein entſetzliches Schickſal!"

In dieſem Augenblick erſchien das Kind in Begleitung des Prieſters. Tommaſo ſprang haſtig empor und ſtürzte, kaum ſeiner Sinne mächtig, in's Freie.

Faſt eine Stunde lang ſchweifte er durch die Straßen, ohne zu ſehen und zu hören, was um ihn vorging. Alle ſeine Gedanken drehten ſich um den einen dunklen Punkt, der in den letzten Tagen ſo unheilverkündend gewachſen war und nachgerade ſein ganzes Ich zu verſchlingen drohte. Ja, Pietro hatte Recht; der Fluch des Frevels war unauslöſchlich — und je länger die Gluth unter der Aſche geſchlummert, um ſo verheerender brach ſie jetzt durch die ſtiebende Hülle.

Von innerer Erregung und äußerer Anſtrengung ermüdet, ließ er ſich endlich auf einen Baumſtamm nieder, der etwa hundert Schritte oberhalb des nördlichen Stadtthores am Wege lag und einen freien Blick über den Veſuv und die Dörfer an ſeinem nordweſtlichen Abhang gewährte.

Das Toben der Elemente rüttelte ihn jetzt endlich aus ſeiner willenloſen Apathie auf.

Die Eruption ſchien noch fortwährend im Zunehmen begriffen. Der Lavaſtrom hatte jetzt die gerade Richtung auf San Sebaſtiano genommen. In weniger als einer halben Stunde mußten die erſten Häu-

ſer des Städtchens von den rothglühenden Maſſen erreicht und vernichtet werden. Auch am ſüdöſtlichen Abhang des Aſchenkegels zeigten ſich verdächtige Rauchſchlangen, die, falls ſie an Ausdehnung gewannen, die Vignen von Torre del Greco, wenn nicht gar die Stadt ſelber mit dem Untergang bedrohten.

Tommaſo richtete ſich auf und holte tief Athem, als wolle er friſche Kraft und neuen Lebensmuth einſaugen; aber es wehte keine Erquickung in dieſer ſchwülen, beklommenen Luft. Wie eine bange, verhängnißvolle Ahnung laſtete es rings auf der Natur; jeder Nerv zitterte unter dem Einfluß dieſer ſeltſam peinlichen Spannung.

Mit einem Male ergriff ihn eine unſagbare Sehnſucht nach Weib und Kind; er kam ſich verächtlich und herzlos vor, daß er ſeine Lieben bei dieſer gewaltigen Kataſtrophe allein ließ, um den egoiſtiſchen Zwecken ſeines furchtſamen Gewiſſens nachzugehen. Trotzig warf er ſich in die Bruſt, wie ein Mann, der geſonnen iſt, den Kampf mit allen Mächten des Himmels und der Hölle aufzunehmen. Noch einmal blickte er hinunter nach Torre del Greco, wo jetzt vielleicht Pietro ſeinen letzten Seufzer aushauchte; dann ſchritt er feſt und ſcheinbar beruhigt den wohlbekannten Pfad hinauf, der nach ſeinem Wohnhauſe führte.

Giovanna empfing ihn mit lautem Wehklagen.

„Welch' ein grauſames Schickſal!“ ſagte ſie ſchluchzend, während ſie einige Koſtbarkeiten in eine hölzerne Handtruhe verpackte. „Zweimal Hab' und Gut zu verlieren, zweimal von Haus und Hof flüchten zu müſſen — bei Gott, das iſt mehr als ein menſchliches Herz zu tragen vermag!“

„Wer ſagt, daß Du flüchten mußt?“ verſetzte Tommaſo, noch athemlos vom haſtigen Steigen. „Bis zur Stunde iſt keine Gefahr vorhanden.“

Er trat an das geöffnete Fenſter und warf einen prüfenden Blick auf den qualmenden Kegel, der immer neue Dampfmaſſen zum Firmament ſchickte.

Die Rede erſtarb ihm faſt auf den Lippen.

Ein breiter, gewaltiger Strom, deſſen flammende Lohe trotz der Tageshelle das Rauchgewölk mit einer röthlichen Gluth übergoß, rollte pfeilgeſchwind an den Böſchungen des Kraters herab und kam dann mit verminderter Schnelligkeit gerade auf Torre del Greco zu. Dabei dröhnte und krachte es, daß man ſein eigenes Wort nicht hörte. Das Haus zitterte in ſeinen Grundveſten. Weinend klammerten ſich die Kinder an die Mutter. Iſotta ſank in die Kniee und betete ein Paternoſter nach dem andern; der Hund heulte: kurz, es waren Momente des Schreckens und der Verwirrung, wie man ſie erlebt haben muß, um ſie nachfühlen zu können.

Tommaſo rührte ſich nicht. Aſchfahl ſtand er da, das glanzloſe Auge feſt auf das heranſchleichende Unheil gerichtet. Durch ſeinen ganzen Körper flog ein convulſiviſches Zittern und Schütteln. Sein Athem ging dumpf und ſchwer, wie die letzten Züge eines Verſcheidenden.

Giovanna rief ihn bei Namen, er gab keine Antwort.

In diesem Augenblick kamen flüchtige Hirten des Wegs daher, die ihre Habe vor dem verheerenden Element in Sicherheit zu bringen suchten.

„He, Landsmann", rief Einer zum Fenster hinauf, als er die regungslose Gestalt Tommaso's erblickte, „was träumt Ihr hier? Merkt Ihr nicht, daß die Lava kommt?"

„Die Lava kommt!" wiederholte Felice, der die verhängnißvollen Worte vernommen hatte.

Bei dem Klang dieser Stimme zuckte Tommaso zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen. Ein geller Angstschrei rang sich von seinen verzerrten Lippen los.

„Antonio!" rief er in wahnwitziger Verzweiflung. Er steigt aus dem Grabe hervor, um seinen Mörder zu holen!"

Mit diesen Worten schwang er sich weithin über die Fensterbrüstung.

Giovanna brach ohnmächtig zusammen.

— — — — — — — — — —

Wenige Stunden später hauchte Tommaso im Hospital der heiligen Anna zu Torre del Greco seinen Geist aus. Mit der letzten Kraft seines verlöschenden Odems legte er ein umfassendes Geständniß ab. Durch die milden Liebesworte des Priesters getröstet und mit sich und seinem Gott versöhnt ging er hinüber.

Die unglückliche Giovanna schwebte monatelang in Lebensgefahr. Der unermüdlichen Pflege ihrer Freundin Carlotta gelang es, sie ihren Kindern zu erhalten.

Das Haus und die Vignen, die der drohende Lavastrom wider Erwarten verschont hat, gehören jetzt einem reichen Engländer.

Saldomina ist seit verwichenem Herbst die glückliche Gattin des Signore Filippi, jenes jungen Arztes aus Palermo, der damals ihren seelischen Zustand so richtig erkannt und gewürdigt hatte.

Winterliches Vogelcontingent.

Von **Karl Müller.**

Der Mäusebussard.

Schon auf den ersten Blick verräth sich der große Unterschied des Charakters und Temperamentes, der den Bussard von den Falkenarten trennt. Das Feurigkühne, die Blitzesschnelle, das Geniale und Verwegene, das Romantisch-Abenteuerliche macht hier einem angeborenen Phlegma, einem friedlichen Sinn, einem plumpern Wesen und Treiben Platz. Diese niedrigere Naturanlage fesselt seine Thaten an den Boden; was sich in der Luft bewegt, ist ihm zu schnell, das will mit ganz anderer Fertigkeit verfolgt sein, das erliegt nur der sausenden Wucht, der rasenden Eile, der gewandten Schwenkung und der geschickten Benutzung des günstigen Augenblicks. Der Flug dieses Trägen ist aber langsam, von gemessenen Schwingenschlägen geregelt, freilich schöner und an's Majestätische erinnernd, wenn er, in Thurmeshöhe schwebend, Bogen beschreibt, namentlich zur Frühlingszeit, wo die Liebe wie sein Leben so auch seinen Flug hebt und verschönert. Aber ich würde ein unwahres Bild von ihm entwerfen, wollte ich ihm die Tüchtigkeit eines Räubers absprechen. Im Gebiete seines Wirkens und Treibens leistet er vielmehr sehr Anerkennenswerthes und wenn ich ihn den leichtblütigeren Abenteurern in vieler Hinsicht nachstelle, so gebührt ihm eben in der Mannigfaltigkeit, mit welcher er sich der Beute auf dem Boden bemächtigt, ein höherer Platz.

Aus der Luft, vom Baum, vom Hügel, ja selbst von seinem Sitz auf ebener Erde aus stürzt er sich dort fliegend, hier halb fliegend halb laufend, hier nur laufend mit ausgebreiteten Schwingen auf die kriechende, springende oder laufende Beute. Nicht immer wird er des Thiers ansichtig, das er mit den Fängen dennoch erfolgreich schlägt, denn er achtet auf den stoßenden Maulwurf und die seicht unter der Erde den Boden hebende Wühlmaus, die er beide dadurch in seine Gewalt bekommt, daß er den Fang in den sich bewegenden gelockerten Boden schlägt. Die Maus, welche sich vor ihm geflüchtet hat und, von Laub oder Gras gedeckt, durch Bewegung dieser Schutzmittel sich verräth, greift er sammt einem Laub- oder Moosbündel mit wohlgezieltem Schlag heraus. Den Hamster und die Ratte besiegt er mit Muth und Geschick. Beide winden sich quickend und fauchend unter seinen Fängen, deren Nägel er ihnen in den Rücken oder in die Weichen gedrückt hat, während der nadelspitze, stark gekrümmte Schnabel zermalmende Hiebe nach dem Kopf führt. Mancher Biß findet Widerstand an den mit Hornschildern bepanzerten Läufen, die er übrigens durch Flügelschläge zu schützen weiß, welche das Thier unter ihm verwirren und betäuben.

Die wehrhaften und gefährlichen Thiere, darunter vor Allen die Kreuzotter, deren Zähne mit den feinsten Spitzen bei gut treffenden Bissen durch die Schildplättchen seiner Läufe dringen, sucht er unter Wahrung

seiner leichter verletzbaren Körpertheile möglichst rasch zu tödten. Dabei richtet er immer vorsichtig den Kopf in die Höhe und benutzt den Augenblick, wo er den wohlgezielten Schnabelhieb nach dem Kopf anbringen kann. Die von dem Fang des Bussards ungefähr in der Mitte des Körpers geschlagene und festgehaltene Natter läßt einen wüthenden Biß auf den andern folgen, die aber fast alle in die Luft gerichtet sind oder die Schwungfedern der schlagenden und das Opfer verwirrenden Flügel, zuweilen auch die Läufe, in seltenen Fällen wol auch den Kopf des Bussards treffen, in welch' letzterem Fall das Gift rasch erfolgende Geschwulst und den Tod verursacht.

Anders ist's mit den wehrlosen Thieren, die er rupft und zerfleischt, während sie noch leben. So mißhandelte ein Bussard vor meinen Augen ein bei Schnee und Kälte matt gewordenes Rebhuhn auf herzzerreißende Art. Unter Geschrei des Opfers riß er mit dem Schnabel aus den blosgerupften Stellen des Rückens das Fleisch los. Ich jagte ihn eiligst von der Beute, die gleichzeitig von neidischen Krähen mit lärmendem Gekrächze umschwärmt wurde, und machte der Quälerei durch Tödtung des Huhns kurzer Hand ein Ende. Den ganzen Tag über verließ der Bussard den Ort nicht, wo er das Rebhuhn gefangen hatte. Beständig spähte er in der Erwartung umher, dasselbe werde wieder zum Vorschein kommen.

Ueberhaupt zeigt der Bussard eine Geduld und Ausdauer im Lauern, die seinem Phlegma entspricht, ihm aber auch gewöhnlich den Erfolg sichert.

Wenn man den trägen Vogel auf einem Grenzstein, Hügel, Baum, Stein oder sonst einem erhabenen Gegenstand der Flur oder Wiese mit aufgeblasenem Gefieder auf einem Laufe ruhen sieht, so vermuthet man weder Wachsamkeit für seine Sicherheit, noch auch Aufmerksamkeit auf die ihn umgebende Thierwelt. Sein Anblick macht den Eindruck völliger Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit. Nun aber reckt er den Kopf aus, glättet an Hals und Brust das Gefieder, während der hintere Körpertheil noch bolzenartig aufgeblasen erscheint und noch immer der eingezogene Fang am Bauch unter den Federn verborgen bleibt. Jetzt gleitet auch dieser sich streckend nieder, und im folgenden Augenblick stürzt der Bussard auf eine entdeckte Beute los. Aber sein beobachtendes Auge und sein reger Gehörsinn sind nicht nur auf den Wandel der seine Raub-, Mord- und Freßgier weckenden Flur- und Waldbewohner gerichtet, sondern auch auf edle Räuber, die ihm weniger großmüthig, als ärgerlich und zornverbissen den Raub überlassen. Falke und Habicht, unter ihnen vorzugsweise ersterer, strengen ihre Kräfte nicht selten, ohne es zu wollen, für ihn an.

Um einen möglichst weiten Plan überblicken zu können, setzt sich der Bussard auf hervorragende Gegenstände, die seine beliebten Ruheplätze bilden und durch den weißen Kalkanstrich schon von Weitem zu erkennen geben, daß sie von ihm häufig besucht werden. Hier wird gelauert und verdaut, Geraubtes verschlungen und Unverdauliches als Gewölle ausgeworfen. An Sümpfen, Bachufern und Teichen holt er sich den Frosch, neben welchem er auch andere Amphibien liebt, auf dem Felde den Hamster und die Maus, in Wald und Haide Schlangen und kleine Nager; allerorten eignet er sich aber auch Kerbthiere an. Hauptsächlich besteht seine Nahrung aus Mäusen, weshalb er Mäusebussard genannt wird. Solcher schädlicher Nager vertilgt er eine erstaunliche Menge. Da, wo viele Mäuse sind, raubt er sicherlich den Tag über dreißig Stück. Indessen raubt er nicht mehr als er verzehrt, mit Ausnahme zur Zeit, wo er die Jungen im Neste füttert. Sein Appetit

wird nicht mit Wenigem gestillt. Darum trauert er auch im Winter bei Mangel an genügender Nahrung sehr, und in solchen Nothlagen greift er kranke oder verwundete Hasen und Rebhühner ohne Weiteres an, kommt aber auch in unsere Gärten, in die Nähe unserer Wohnungen und nährt sich von thierischen Abfällen. Ein sogenanntes Mäusejahr zieht die Bussarde in Menge in die Gegenden, wo diese Erzfeinde der Landwirthschaft zum Schrecken der Ackerbauern überhand nehmen. Züge von fünfzig und hundert Bussarden erscheinen in den Feldern und wetteifern in Mäuseraub und Fraß.

Wenn ich auch recht gut weiß, daß diese Erscheinung noch lange kein Radicalmittel gegen das schädliche Treiben der großen Masse der Mäuse ist, so halte ich es für eine wahre Verblendung, die Bussarde, welche treue Gehülfen der Vertilger der Mäuse sind, in ihrem Werth und in ihrer Dienstleistung zu unterschätzen oder sie gar zu schädlichen Raubvögeln zu zählen, weil sie hier und da einen kranken Hasen, ein elendes, halb verhungertes Rebhuhn, oder auch ein zartes junges Häschen, welchem sie zufällig begegnen, verzehren. Hunderte und Tausende nützlicher Bussarde sind von unwissenden, kurzsichtigen Jägern auf Krähenhütten oder in Wald und Feld auf Schleichwegen geschossen worden, die sich nicht entblödeten, sich dessen bei ihren Genossen auch noch zu rühmen. Wer diesen nützlichen Vogel noch nicht zur Genüge in seinem heilsamen Wirken kennen gelernt hat, der beobachte ihn nur einen einzigen Tag im Felde unweit der Stadt oder des Dorfes mit einem guten Tubus oder er besteige im Sommer das Nest, in welchem fünf halb flügge Junge liegen; auf dem Rande desselben wird er acht bis zehn Mäuse liegen sehen, die in Rücksicht auf das Bedürfniß der Brut als überflüssig zu betrachten, aber dennoch von den alten Bussarden herzugetragen worden sind.

Die Vögel kennen den Bussard recht gut als den in seinem Verhältniß zu ihnen Harmlosen und Ungefährlichen, weshalb sie bei seinem Herannahen ungestört ihrer Arbeit nachgehen oder im Singen sich nicht stören lassen. Um ihn her schwirren die Lerchen, tanzen die Meisen, schaaren sich Finken und Hänflinge ohne Furcht und Argwohn zusammen, schnappt die sonst auf die beflügelten Räuber so aufmerksame und erboste Bachstelze im Laufschritt nach Mücken, folgt ihm aber auch zuweilen mit den Gefährten unter lautem Gezänke. Ein besorgter Haushahn kündigt ihn wol manchmal irrthümlich bei Verwechslung des in der Ferne friedlich Hinschwebenden mit einem gefürchteten Feinde den Hennen seines Harems mit dem Schrecken verbreitenden Angstton an, allein das genauere Aeugen des Hofgeflügels nach der Höhe corrigirt sogleich den Fehler und benimmt alle Täuschung. Wäre er unter den Menschen so richtig allenthalben als Unschädlicher gewürdigt wie von den Vögeln, so könnten wir ihm gratuliren und weder der Unverstand, noch auch der leichtfertige Uebermuth würde die Mordwaffe auf ihn richten.

Jene erwähnten, nicht in die Wagschale fallenden Vorkommnisse abgerechnet, lebt der Bussard mit den Vögeln in Frieden. Nur im Frühling kämpft er nicht selten mit Krähen um den Besitz einer Niststelle oder ihres Nestes, wobei er jedoch in Folge der muthigen und wüthenden Angriffe seiner Gegner sammt seinem Gefährten den Kürzern zieht. Das Weibchen wählt den Brutort und führt unter sehr lasser Beihülfe des Männchens solche Kämpfe aus. Auch brütet das Weibchen allein und läßt sich vom Männchen Beute zutragen. Der selbsterbaute oder auf der Grundlage eines Krähennestes errichtete Horst bietet nichts Interessantes dar und besteht in der Zu-

sammenlegung von dickeren nach oben und innen immer dünner werdenden Reisern, bis der Bau endlich im Polster von feinen grünen Reisern sich gipfelt, die zuweilen auch durch Thierhaare, Moos oder andere weiche Stoffe ersetzt oder als Wiege für Eier und Junge vervollständigt werden. Die drei oder vier Eier sind auf grünlich weißem Grunde hellbraun gefleckt. Die Jungen bleiben weniger auffallend lange im Neste, als auf dem Nistbaume und den in nächster Nähe stehenden Bäumen des Laub- oder Nadelwaldes. Hier schreien sie vorzüglich Morgens stundenlang in jenem langgezogenen Pfeifton der Bussarde, welcher dem Miauen der Katzen ähnlich lautet und auf weite Strecken hin gehört wird. Es scheint, als ob mitunter solche noch nicht ganz flugfähige Bussarde von den Eltern weniger häufig, als nöthig ist, gefüttert würden. Wenigstens entdeckte ich mehrmals ein zurückgebliebenes Junges, wahrscheinlich das jüngste der Geschwister, in vernachlässigtem Zustand am Brutplatz; aus Hunger ermattet und unaufhörlich nach Futter schreiend, fesselte uns das Thierchen an den Ort, wo wir beobachteten. Stundenlang warteten wir gut gedeckt vergeblich auf die Ankunft der alten Bussarde. Die Familie bleibt noch eine Zeit lang vereinigt und führt in der Höhe kreisförmige Flugübungen unter Geschrei aus. Später vertheilen sie sich auf den Fluren und jeder einzelne Bussard nimmt seinen Lieblingsstandort ein, den er auch im Winter gern beibehält.

Der Repräsentant der Raben, den wir bereits unter den „sprechenden Vögeln" in seinem Gefangenleben kennen gelernt haben, nimmt eine hervorragende Stellung unter den Mitgliedern des winterlichen Vogelcontingents ein. Während seine Verwandten mehr oder weniger die Geselligkeit lieben und gewöhnlich auch bei Ausführung von kühneren Angriffen und Raubunternehmungen sich auf das Bewußtsein der Gemeinschaft stützen, sondert er sich sowol von Seinesgleichen, als auch von der übrigen Vogelwelt streng ab und treibt das Räuberhandwerk für sich im Gefühl seiner Ueberlegenheit und unter der Herrschaft seines hervorragenden Charakterzugs, der ewig wachen Vorsicht und des tief gewurzelten Mißtrauens. Seine Stärke liegt in ungewöhnlicher Schärfe der Sinne, mit welcher er die Versuche seiner Feinde zu entkräften und die Schwächen des zum Opfer ausersehenen Thieres zu benutzen weiß. Das lebhafte Auge beherrscht stets einen weiten Flächenraum aus hoher Luft oder von Bäumen und freien Standorten der Fluren. Das Gehör ist wohl ausgebildet und unterscheidet fein, lenkt auch in vielen Fällen seine Nachstellungen. In dem derben, starken und langen Schnabel besitzt er eine Waffe, mit der er wahre Keulenhiebe auf wirksame Weise ausübt und die Beute in Stücke zerreißt, während die kräftigen Krallen sie festhalten. Er verfährt mit prüfender Ueberlegung, wobei die Erfahrung die Grundlage ausmacht, auf welcher er operirt.

Mit eben so gutem Gedächtniß als scharfer Unterscheidungsgabe ausgestattet, würdigt er die Erscheinungen, von denen er Nachstellungen zu befürchten hat, so gut wie diejenigen, welche ihn gewähren lassen. Er mißt in raschem Ueberblick die Entfernungen und sorgt nach dieser Erkenntniß für die Sicherheit seiner Person. Einsam nistet das Paar auf den derben Aesten am Stamm der glatten, hohen Buche an einem Platz in Wäldern der Gebirgsgegenden, wo der beherrschende Blick das Nahen des Feindes rechtzeitig wahrnehmen kann. Beide unterstützen sich in ihren Sicherheitsbestrebungen, Beide beuten auch zur Zeit, wo die vier bis fünf Jungen versorgt werden müssen, gemeinschaftlich die entdeckten Nahrungsquellen aus, vorzüglich einen

einsam gelegenen Schindanger oder sonst einen unverdächtigen Ort, wo irgend ein Thier gefallen ist. Eine sich selbst vergessende Hingabe an den Augenblick der Raub- und Mordthat findet bei dem Kolkraben niemals statt. Seine Angriffe sind heftig und nachdrücklich, aber nicht von blinder, die Sinne betäubender Leidenschaft begleitet. Es ist überall ein Zusammenwirken der Kräfte erkennbar; er erscheint als nüchterner, wenngleich mordlustiger und heißhungriger Räuber. Hier stößt er mit gewaltigen Schnabelhieben auf die verzweiflungsvoll den zarten „Satz" hinter sich im Klee oder Grase beschützende Hasenmutter, welche auf den Hinterläufen sich hoch emporgerichtet hat und mit den Vorderläufen zur Abwehr des Gegners wirbelnd in die Luft trommelt. Wuchtig folgt Hieb auf Hieb, der auf den Kopf des Hasen gerichtet wird, um ihn zu betäuben und entweder zur Flucht oder zur Ergebung zu zwingen. Aber während dieses recht hitzigen Kampfes bleibt der Mörder immer ein Wächter, welcher der Kühnheit und Lüsternheit seine Sicherheit nicht opfern mag. Der herbeieilende Schütze wird sofort wahrgenommen, als Feind erkannt und geflohen. Doch die Gier des Raben ist nur zurückgedrängt, beherrscht, nicht aber ausgelöscht. Sie zieht ihn von Neuem nach dem Schauplatz seiner gestörten Angriffe. Kreisend in mäßiger Höhe, zuweilen auf Erhöhungen sich niederlassend und umherspähend, dann wieder hoch aufgerichtet umherstolzirend, forscht er nach den jungen Häschen. Noch weiß er die Plätzchen genau, wo sich die Kleinen ängstlich gedrückt hatten, und wenn sie die rettende Hand des Menschen oder die besorgte Hasenmutter nicht in völlige Sicherheit gebracht hat, so trägt sie der schwarze Räuber eins nach dem andern davon.

Dort hütet im Auftrag des Gänsehirten das kleine Söhnchen oder Töchterchen die Gänse mit ihren Jungen auf der Weide. Der Kolkrabe, durch die Liebe zu seiner Brut frecher geworden, prüft von fern und wägt die Umstände ab. Ein junges Gänschen weidet etwas abseits von der Mutter und den Geschwistern. Die Gelegenheit ist günstig, das Kind ungefährlich, „die Luft ist rein", es zeigt sich nirgends irgend welche drohende Gefahr. Der Räuber stürzt sich auf das junge Gänschen in der Nähe des Kindes und trägt es nach Austheilung einiger rasch ausgeführter Schnabelhiebe trotz des Geschreis der alten Gans und des kleinen Hüters dem Walde zu. In dem einsam am Wald gelegenen Bauerngehöft haben ihn junge Hühner und Enten lüstern gemacht. In den Hof will er sich nicht wagen, weil ihm dies wegen des Wandels der Bewohner zu gefährlich dünkt. Aber hinter dem Hause liegt der Grasgarten, wo das Hühnervolk mit der Henne zu gewissen Tageszeiten gern nach Insecten hascht; oder da drüben führt die Ente ihre flaumbedeckten Jungen nach dem Bach. Solche Zeiten, solche günstige Begebenheiten kundschaftet der kühne und doch allezeit vorsichtige Kolkrabe aus. Was hilft der alten Ente ihr Jammergeschrei und daß sie aufgeblasen wie ein Bolzen auf den Grausamen losschießt? Der Räuber ist unerbittlich und kennt die Ohnmacht des Beistandes, der dem gepackten Opfer nicht nützen kann. Der Raub wird vollzogen und unter der Gunst der Umstände sicherlich fortgesetzt.

Der Winter mit seiner Strenge nöthigt den Kolkraben, hier und da doch auch die Gesellschaft anderer Raben, besonders der gemeinen Krähe, aufzusuchen, allein ohne daß er seine Selbstständigkeit dabei aufgiebt und unter Wahrung seiner eigenthümlichen Neigung, der gemäß er sich zur Seite

hält und so absondert. Offenbar weiß er da aus den Entdeckungen seiner Verwandten Vortheil für sich zu ziehen.

Auch raubt und jagt er in völliger Uebereinstimmung und planmäßiger Verständigung mit Seinesgleichen.

Um bei Schnee erfolgreich den Hasen angreifen zu können, suchen die alliirten Kolkraben ihn aus seinem verborgenen Lager zum „Aufstehen" zu bewegen, indem sie ihn theils von vorn beunruhigen, theils, wie Wodzicki beobachtet hat, ihm von hinten beizukommen suchen, indem sie in den Schnee Löcher hacken. Der Hase „drückt sich" in seinem Lager, so lange es geht, verläßt er aber dasselbe, so fallen die Mörder vereint über ihn her und tödten ihn und zerfleischen ihn in kurzer Zeit. In seichtem Lager kommen sie ihm leichter bei, und statt daß der Hase ihnen in vollem Lauf entrinnen sollte, sucht er sich einige Schritte weit vom Lager wieder zu setzen, so daß die Stöße der Kolkraben mit Erfolg ausgeführt werden können. Als Nestplünderer übernimmt er eine hervorragende Rolle. Nach Wodzicki raubt er sogar die Eier des Schreiadlers. Jedenfalls wartet er, ehe er solche verwegene Thaten ausführt, die Abwesenheit der Adler ab, sonst sollte er schlimme Erfahrungen machen. Namentlich im Norden pflegt er diese abscheulichen Plünderungen an verschiedenartigen Vogelnestern, so an denen der Eidergänse, Möven, Brachvögel, Strandläufer, Regenpfeifer, Enten und anderer auf dem Boden nistender Vögel. Aber auch bei uns zerstört er manches Nest in den Wiesen und Feldern sowol, wie in den Wäldern auf Bäumen und Büschen, so daß er mit Recht gehaßt und verfolgt wird.

Ich lenke den Blick des Lesers auf einen andern Rabenvogel, welcher ebenfalls bei uns ein treuer Wintergast ist, auf die diebische Elster (Pica caudata).

Es war im Herbst, als ich am Ufer der Nidda in der Heimat meines Vaters die Schmeißangel nach Hechten auswarf und ziemlich verborgen hinter einer Hecke stand, welche den schönen Park bei Staden in der Wetterau an seinem untern Theil umgiebt, als ich, durch den Schrei einer Elster aufmerksam gemacht, entdeckte, daß an einem nahestehenden sogenannten Weidenstück eine Elster und zwei gemeine Krähen ein ganz bestimmtes Plätzchen umkreisten. Der Alarm, welcher sich unter den Meisen erhob, welche die alten Weiden gerade wandernd durchzogen, ließ mich die Anwesenheit eines Raubvogels vermuthen. Vorsichtig schlich ich mich hinzu und gelangte unbemerkt beinahe bis an den jenseitigen Rand des Weidenstücks. Da entdeckte ich ein Volk Feldhühner, die sich zu einem kleinen Häufchen dicht zusammengedrängt hatten und ihre Schnäbel in die Höhe gerichtet hielten, um die Abwehr der Angriffe von Seiten der Elster und der Krähen zu versuchen. Die Krähen stießen aus der Luft in mancherlei Wendungen nach den Hühnern, diese aber schnellten die eingezogenen Hälse jedesmal empor und empfingen die Stöße mit geöffneten Schnäbeln. Die Elster, im Fliegen unbeholfener als die Krähen, stieß von den Weidenbäumen herab und schalt nach mißlungenen Versuchen stets in ihrer rauhen, gemein klingenden Art, oder sie hielt sich einen Augenblick rüttelnd in der Luft über den Hühnern und ließ sich dann im Grase nieder, sich hoch emporrichtend und scheu umblickend. Es war mir klar, daß die drei Jagdgenossen in ihrem Unternehmen vollständig einig waren, sonst hätten sie sich wol gegenseitig zuweilen abgewehrt. Aber auch darüber konnte ich nicht zweifelhaft sein, daß die Hühner, obgleich der Gefahr sich bewußt, die Feinde gewissermaßen geringschätzten. Gegen einen

Habicht würden sie schwerlich Front gemacht haben, sondern sie hätten sich möglichst schnell verborgen oder bildsäulenähnlich mit niedergehaltenem Kopf an eine Scholle gedrückt. Leider sollte das Schauspiel beendet werden, denn die schlaue, wachsame Elster sah und verrieth mich den schwarzen Gesellen. Kaum hatten die Feinde den Kampfplatz verlassen, liefen auch schon die Feldhühner auseinander, und in ihrer entbundenen Wachsamkeit, welche sie nun wieder beobachteten, entdeckten sie mich. Das ganze Volk von zehn Stück „stand auf" und „strich" davon. Sämmtliche Hühner waren vollkommen gesund und flugfähig, kein einziges verrieth irgend ein Abzeichen der Verletzung, die ich vorerst vermuthete, da Elstern und Krähen gewöhnlich das Rebhuhn nur in solchem Zustand verfolgen und angreifen.

Versetzen wir uns in den Frühling, die Brütezeit der Elster.

Eine volle Stunde stehe ich nun schon hier in der Nähe des Baumes, auf welchem das Nest eines Elsternpaares steht. Das brütende Weibchen war bei meiner Ankunft zu früh von dem Nest abgestrichen, als daß ich es mit meiner Doppelflinte hätte erreichen können.

Ich stehe vollständig gedeckt, aber die Elster bleibt dennoch aus. Offenbar sind die Eier schon kalt geworden und der Frau Elster mag es auf dem Herzen brennen, daß sie so lange ihre Mutterpflichten versäumen muß.

Eine Viertelstunde will ich noch warten, aber länger nicht, und ich würde längst in meiner Ungeduld heimgegangen sein, wenn ich nicht den Schaden vor Augen hätte, den die Elstern im vorigen Sommer unter den Vögeln dieses Parks angerichtet haben. Aber was war das? — Sah ich nicht einen Schatten über das vom Sonnenstrahl erleuchtete schmale Streifchen Boden huschen? Sollte ich den Augenblick verpaßt haben, wo die Ersehnte zum Neste zurückkehrte, indem ich meinem Genick zu Liebe einmal den Kopf neigte? Doch siehe, dort sitzt ja das Männchen auf der Spitze jener hohen Pappel. Wie glänzt sein Gefieder! Eben streicht es ab und — wahrhaftig! dem Neste zu. Dort läßt es sich hinter einem dichtbelaubten Zweige nieder. Soll ich, oder soll ich nicht? Mein Gewehr trägt weit, und ich sehe wenigstens einen Theil des langen Schwanzes. —

So weit ging mein Selbstgespräch. — Ihm folgte rasch der Schuß, auf welchen die Beute mit ausgebreiteten Flügeln in schiefer Richtung mir nahe zu Füßen stürzte. Mein Auge richtete sich aber sogleich wieder auf das Nest, aus welchem in der That das Weibchen sich flüchtete. Der zweite Schuß ging fehl und die glücklich Entronnene suchte das Weite. Es war genug, denn die Brut war zerstört. Freut euch, ihr harmlosen Sänger meiner alten Heimat, ihr dürft jetzt mit mehr Zuversicht eure Nester bauen, denn ein Hauptfeind euerer Eier und Jungen ist aus dem Wege geschafft. Ach, da höre ich ja die herrliche, schwarzköpfige Grasmücke wieder, die so viele fremde Strophen in ihren Gesang mischt und ihn mit einem so reinen, vollendeten Uebergang schließt. Wie süß sind die Erinnerungen, die du mir weckst, glücklich zur Heimat wiedergekehrter Vogel!

Hier ist die Hollunderstaude; hier an der Stelle, wo dünne Zweige in einem Knotenpunkt vereinigt sind, hat im vorigen Jahre dein Nest gestanden! Täglich besuchte ich diesen Ort und wartete auf das Auskriechen deiner Söhne und Töchter. Ich weiß es noch, bald guckte ein braunes, bald ein schwarzes Köpfchen über den Rand des Nestes herab, denn du halfst deiner Gattin getreulich die Eier ausbrüten und die Jungen warm halten. Meine Frau, der ich das erzählte, sagte zu mir: nimm dir ein Beispiel daran und

hilf unsere Kinder hübsch besorgen, theile mit mir die Last, bis wir sie glücklich über die Zeit hinaus haben, wo sie noch nicht davon laufen können. Und nun machte ich es wie du, ich nahm des Morgens die Hülflosen zu mir unter die Decke und die Flügel der väterlichen Pflege. — Eines Morgens komme ich frühe hier zur Stelle. Da fliegt nahe vor mir diese Elster aus dem Gebüsch unter lautem Geschrei. Ich trete näher, und — alle Wetter! — dein Nest ist zerrissen, und nur ein einziges, während der Nacht aus der Schale geschlüpftes hängt noch an einer Wurzelfaser des zerstörten Nestes. Wie tief hatte die Mörderin eingegrissen in ein kaum begonnenes Familienglück! Ich hörte Dich mit der armen Gattin die Töne der Angst und Verzweiflung ausstoßen, ich sah dein schwarzes Haupthaar, deine fromme Mönchskutte sich zu Berge stellen ob des grausamen Frevels. Aber schau her, ich habe dich gerächt, die Mörderin ist vernichtet. —

Mir ist, als ob der Farbenglanz der schönen Flügel der todten Elster abgenommen habe. Ja, der Tod macht blaß, dieser schlimme Feind prachtliebender Geschöpfe. Wie stolz marschirte diese Elster noch vor Kurzem in ihren preußischen Farben dort hinter dem Bosquet auf der Wiese umher! Wie aufgeschürzt, sauber und blank geputzt stolzirte sie! der Bauer hinter dem Pfluge durfte sich ihr auf dreißig Schritte nahen, aber wenn sie mich auf 150 Schritt Entfernung sah, eilte sie schon mißtrauisch davon. Eine große Schärfe des Blicks, eine nie nachlassende Wachsamkeit, verbunden mit feiner Klugheit — diese Eigenschaften zeichnen die Elster aus. Sie gehört zu denjenigen Vögeln, die von anderen nicht abhängen mögen, sondern ihre eigenen Wege gehen, abseit der Krähen, sich auf die feste Grundlage ihrer Selbstständigkeit stützend. Nur die Glieder einer und derselben Familie bleiben bis in den Winter hinein vereint. Vermöge ihrer Aufmerksamkeit, ihres Scharfsinns und richtig leitenden Naturtriebes findet sie die Nester in Wäldern, Gärten und Fluren, so daß ihr selbst die Eier des Rebhuhns im Klee oder im Grase des Rains nicht immer verborgen bleiben. Schlau benutzt sie die sie umgebende Vogelwelt, namentlich den scheuen, die Gefahr anzeigenden Eichelhäher zur Mehrung ihrer Sicherheit. Sie lehrt so auf die Zeichen der Zeit achten, aus Merkmalen und Zuständen der Mitwelt mit prophetischem Blick in die Zukunft schauen und zu guter Zeit sich zum Rückzug anschicken. Ihre Politik ist freilich eben so wenig ehrlich, als diejenige menschlicher Machthaber, aber auch nicht eigensinnig. Hat sie einmal eingesehen, daß ihr Plan unausführbar und gefährlich für sie ist, dann weicht sie der auf sie einstürmenden Warnung des befiederten Volkes, ohne dadurch das Ansehen einer Großmacht zu verlieren.

Schlauheit und Vorsicht beweist auch die Elster bei ihrer Nestbereitung, wobei sie sich sowohl als tüchtiger Maurer, wie als geschickter Fertiger eines Schutzdaches bekundet. Gewöhnlich wird der Wipfel eines hohen Baumes ausgesucht. Zunächst eignen sich die Bauenden dürre Reiser und Dornen an, welche sie als Grundlage für das Nest benutzen und in wirrem Durcheinander kreuz und quer zwischen die Aeste und Zweige legen. Am frühen Morgen begeben sie sich in das Gebüsch, an Hecken und Reiserhaufen, um das Material zu holen; um diese Zeit wagen sie sich dicht an die Häuser auf den Boden, wenn sie sich daselbst einen passenden Fund versprechen dürfen. Sobald aber das bewegte Treiben ihr Mißtrauen weckt, unterbrechen sie lieber gleich ihre Arbeit und verschieben sie lieber auf einen ruhigen Zeitpunkt, als daß sie sich muthwillig der Gefahr aussetzten. Das eigentliche Nest,

welches man aus der Reiserunterlage herausheben kann, ist auf künstlichere Weise gefertigt, als es von fern den Anschein trägt. Dasjenige, welches eben vor mir liegt, ist acht Zoll hoch und einen Fuß breit, hat am Boden eine drei Zoll dicke Wandung, während dieselbe nach oben ungleich ein oder zwei Zoll dünner wird. Das Aeußere besteht aus einer Menge von Queckenwurzeln und dünneren und stärkeren Reisern. Lehm ist in Masse unter und über dieses Geflecht bis zur Auspolsterung hin geklebt, und zwar theilweise in kleinen, mit dem Schnabel geformten Klümpchen eingeknetet, zum Theil aber auch über die Reiser und Wurzeln geschmiert und auf ziemlich rohe Weise geglättet. Das Polster ist einen Zoll dick und bildet ein schönes Geflecht von feinen Würzelchen. Thierhaare oder sonstige Stoffe sind im Polster nicht vertreten. Das Nest ohne Dach und Unterlage wiegt zwischen fünf und sechs Pfund. Es liegen sieben Eier darin, die auf grünlichem Grunde ölgrau gefleckt sind. Einige davon haben eine dunklere, andere eine hellere Farbe. Ihre Form ist sehr spitz. Das Nest wird von den Elstern stets mit einem Dach oder einer Haube von Dornen und dürrem Reisig versehen und das Flugloch seitlich angebracht. Daß das Dach nicht gegen Witterungseinflüsse dienen soll, beweist außer der Rauheit und Unempfindlichkeit der Vögel selbst der Umstand, daß es durchsichtig, mithin nicht regendicht ist. Es soll eben nur die Brut gegen feindliche Angriffe sichern, und wenn dasselbe mehr am Boden, etwa in einem Stachelbeerbusch, steht, was übrigens selten vorkommt, so verwenden die Elstern doppelte Sorgfalt auf den Ausbau dieser Sicherheitsmaßregel. Die große Intelligenz, welche nach allen Seiten hin und unter allen Umständen im Verhalten der Elstern sich offenbart, ist die Ursache, warum sie sich in größerer Anzahl überall, wo die Bedingungen zum Aufenthalt ihren Anforderungen entsprechen, zu erhalten wissen.

Wanderungen an Rhin und Dosse.

Von **Th. Fontane.**

I. Walchow.

Parallel mit jener Hauptverkehrsader, die, in der Richtung von Oſt nach Weſt, über Grauſee, Lindow, Wuſterhauſen, die Grafſchaft Ruppin in zwei Hälften theilt, läuft am Südrande dieſer letztern eine zweite Straße, die, am Rhin hin, von der Südſpitze des Ruppiner Sees bis zum Städtchen Rhinow führt. Auf dieſer zweiten Straße wollen wir uns in dieſem und dem nächſten Capitel bewegen. Wie jene erſte Verkehrslinie die fruchtbaren, glatt wie eine Tenne daliegenden Ackerfelder der Grafſchaft paſſirt, ſo durchſchneidet dieſe zweite Linie die Torfdiſtricte oder grenzt mit ihnen; jede der beiden Straßen von nahezu gleicher Bedeutung, ſeit die Luch- und Torfdörfer: Wuſtrau, Langen, Walchow, Protzen, Manker, ihren frühern Wohlſtand verdoppelt und an Anſehn ſehr wahrſcheinlich die erſte Stelle unter den Grafſchaftsdörfern errungen haben. Welchem unter den genannten fünfen wiederum der Preis gebührt, ſtehe dahin.

Walchow iſt Mittelpunkt. In den Zeiten, die der Reformation vorausgingen und unmittelbar folgten, war es ein adeliges Gut, das den Wuthenows und Zietens gehörte. So bis 1638, wo die Kaiſerlichen unter Gallas dieſes Dorf, wie ſo viele andere des Ruppinſchen Landes, in einen Aſchenhaufen verwandelten. Nach dem Kriege verkauften die genannten beiden Familien ihre Antheile, die nun zunächſt (1680) mit holländiſchen, 1699 mit pfälziſchen Coloniſten beſetzt wurden. Ein Jahrhundert ſpäter begann das Prosperiren; jetzt ſind ſie reich.

Einen Beweis für die ländliche Wohlhabenheit und zwar mehr als die Erſcheinung der Dörfer ſelbſt, bietet der Kirchhof. Die neue Scheune kann gebaut worden ſein, weil es nöthig war, andere, weil die alte abbrannte (es baut ſich leicht mit Feuerkaſſengeldern), das Kirchhofs-Denkmal aber iſt ein recht eigentlicher Luxus. Die Menſchen müſſen ſehr pietätvoll, ſehr eitel, oder aber — und dies iſt die Regel — ſehr wohlhabend ſein, wenn ſie mit dem geliebten Todten einen Theil ihres Beſitzes theilen ſollen. In Walchow hat der Schulze des Dorfs ſeinem fünfzehnjährigen Sohne ein Monument errichtet, wie es der Begräbnißſtätte eines adeligen Hauſes zur Zierde gereichen würde. In Front einer Tempelfaçade, der Giebel von doriſchen Säulen getragen, ſteht auf hohem Poſtament ein Engel des Friedens, Blumenbeete und Cypreſſen ringsum, und an der Wand des Tempels eine Broncetafel mit folgender Inſchrift:

Hier ruhet in Gott
Erdmann Friedrich Hölſche,
Das letzte Kind ſeiner tiefgebeugten Eltern.

Die Sorge für Dich war die frohe Arbeit unſerer Tage. Die Freude an Dir unſer gemeinſames Glück, und unſere Hoffnung ſah in Dir des nahenden Alters Stütze. Du liebes Kind, nun gründen wir Deiner Aſche dieſe Wohnung. Mögeſt Du ſanft darinnen ruhn, mögen auch wir Troſt empfangen an dieſer Stätte und den Frieden auf Erden."

Die eigentliche Sehenswürdigkeit Walchows ist aber doch die Pfarre, nicht die Stätte, sondern was drinnen zu Hause ist. Hier wohnt Superintendent Kirchner, ein Sechziger, rüstig im Leben, im Amt, in der Wissenschaft. Fest und freundlich, gekleidet in den langen Rock des lutherischen Geistlichen, das angegraute Haar gescheitelt und in zwei Wellen über die Schläfen fallend, berührte mich seine Erscheinung sofort wie die jener Pfarrherren, die mir während des 64er Krieges in den Dörfern am Limfjord und an der Koldinger Bucht so oft entgegen getreten waren. „Wie Grundvig" war der erste Eindruck, den ich hatte und dieser Eindruck ist mir geblieben. In der That eine frappante Aehnlichkeit zwischen beiden: Strenggläubigkeit, nationale Begeisterung, Einkehr bei der Urzeit des eigenen Volks, Hang das Dunkel zu lichten, Vorliebe für die Hypothese und zuletzt Identificirung damit. Grundvig mehr die Sagen-Ueberbleibsel einfangend, die wie Sommerfäden von Haide zu Haide ziehen, Kirchner die Haide selbst durchforschend, bis sie in Urnen und Gräbern ihre Geheimnisse herausgiebt — der eine Dichter, der andere Archäolog; jener im Studium alter Lieder, aus der geistigen Welt eine sachliche, dieser im Studium alter Waffen und Schmuckgegenstände, aus der sachlichen Welt eine geistige construirend. Mit anderen Worten, Superintendent Kirchner ist nicht blos Sammler wie so viele seiner Amtsbrüder, die nur im Vorhof der Alterthumskunde wohnen, sondern er zieht auch Schlüsse aus dem Gesammelten, und — hier liegt der Unterschied zwischen Liebhaberei und Wissenschaftlichkeit. Die Mappen, die Schubfächer, die Glaskästen sind nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Der historische Sinn und das Bedürfniß zu einem Resultat zu kommen, erwies sich siegreich über die Curiositätenkrämerei. Denn auch die schönste broncene Streitaxt, die zierlichste Feuersteinlanzenspitze, sie haben nur Anecdotenwerth, wenn sie nicht dazu anregen, den Charakter einer Epoche daraus kennen zu lernen. Ob richtig, ist zunächst gleichgiltig. Der Weg zur Wahrheit ist mit Irrthümern gepflastert.

Ein Studirzimmer von mäßiger Ausdehnung, in das wir nunmehr eingetreten, ist, wie Bibliothek, so auch Naturaliencabinet und Museum für nordische Alterthümer. Es war mir vergönnt in den Schätzen dieser nicht zahlreichen, aber ausgezeichneten Collection eine Stunde lang schwelgen zu können, wobei sich mir der alte Satz bewahrheitete, daß Anfänger, Laien, Uneingeweihte nur in kleinen Sammlungen zu lernen im Stande sind. Museumsmassenschätze staunt man an und geht mit dem trostlosen Gefühl vorüber, dieser 10,000 Dinge doch nie Herr werden zu können, wo aber nur hundert zu uns sprechen, lächelt uns von Anfang an die Möglichkeit des Sieges entgegen. Er ist uns sicher, wenn ein Kundiger aus diesen hundert Stücken abermals die Hälfte ausscheidet und mit dem Rest die bloße Skizze eines Vortrags zu illustriren beginnt. In solchen Fällen heißt es dann immer wieder:

„Du wirst dabei
In einer Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei";

und still dankbar klang das Goethesche Wort in meinem Herzen nach.

Unter den Schätzen, die mir gezeigt wurden, waren folgende: 1) ein Thierkopf von Bronce (wahrscheinlich Ornament an dem Wagen eines Opferpriesters); 2) ein Sandalensporn von Bronce, gefunden bei Frankfurt a. O.; 3) ein goldener Fingerring, blank, gefunden in der Priegnitz; 4) ein goldener Halsring, blank, fünf Zoll im Lichten, gefunden bei Walchow auf einer Torf-

wiese des vorgenannten Schulzen Hölsche (seltenes Exemplar; Goldwerth 42 Thaler; leider, bald nach dem Funde, von einem Untersucher zerbrochen): 5) rein römischer Ducaten aus dem fünften Jahrhundert mit dem Bilde des Kaisers Zeno; im Sande der Uckermark gefunden; 6) eine Spindel von Bein; sie lag, neben einem sieben Fuß langem Gerippe, zwischen drei eichenen Bohlen. (Spinn-Wörtel findet man oft, Spindeln selbst aber sehr selten.) Neben diesen Prachtstücken interessirte mich noch eine Anzahl von Armringen, Brochen, Celten, Paalstäben ꝛc., die in sich selbst zwar keinen außergewöhnlichen Werth darstellten, diesen Mangel aber durch das Interesse, das der Fundort einflößte, mehr als ausglichen. Alle diese Gegenstände nämlich, vierzig an der Zahl, waren bei Templin in einem ausgetrockneten Wasserloche, 11 Fuß tief, und zwar unter fünf horizontal liegenden Eichen, gefunden worden. Einerseits die verhältnißmäßig große Zahl, andererseits der Umstand, daß sie, bunt durcheinander gewürfelt, an einer und derselben Stelle lagen, giebt ein Räthsel auf. Von einem Begräbnißplatz kann keine Rede sein. Superintendent Kirchner nimmt an, es sei hier ein römischer Händler mit seinem Karren voll Broncegeschmuck verunglückt.

Diese Hypothese führt mich auf die schriftstellerische Thätigkeit Kirchner's. Sie geht nach der historischen Seite hin und hat in der Familiengeschichte der Arnims, wie in dem großen vierbändigen Werke: „Die Churfürstinnen und Königinnen von Brandenburg und Preußen" allgemein Anerkanntes geleistet; was an dieser Stelle aber unter all' seinen Arbeiten vorzugsweise erwähnt werden mag, weil es vielleicht bestimmt ist dermaleinst epochemachend aufzutreten, das ist Kirchner's vor etwa zwanzig Jahren schon erschienenes Buch: „Thor's Donnerkeil und die steinernen Opfergeräthe des nordgermanischen Heidenthums." Der Titel fügt hinzu: zur Rechtfertigung der Volksüberlieferung gegen neuere Ansichten.

Kirchner geht in diesem seinem Buche davon aus, daß die berühmte, zuerst von Nilsson in Stockholm aufgestellte und demnächst nicht blos in Skandinavien, sondern auch von der gesammten wissenschaftlichen Welt acceptirte Drei-Zeitalter-Eintheilung: Stein-, Bronce-, Eisen-Zeitalter, das mindeste zu sagen sehr anfechtbar sei. Er geht hierin mit Lebebur Hand in Hand, der ebenfalls ausgesprochen hat, „daß das häufige Vorkommen von Steingeräthschaften in gleichzeitig auch mit broncenen und eisernen Geräthschaften ausgestatteten Gräbern unverkennbar auf die Mißlichkeit dieser Drei-Zeitalter-Eintheilung hindeute". Kirchner sucht dann in Weiterm nachzuweisen, daß die Steinwerkzeuge, nachdem sie im gewöhnlichen Leben durch Bronce und Eisen längst abgelöst gewesen seien, im germanischen Cultus noch lange fortbestanden hätten, etwa wie jetzt der Act der Beschneidung seitens der Juden immer noch mit einem Steinmesser vollzogen werde. Dieser Vergleich ist geistvoll und dient seinem Zwecke vorzüglich. Wie weit er zugleich das Richtige trifft, entzieht sich meinem Urtheil, denn es würde gewagt sein, in diese überaus schwierige Frage, meinerseits ernsthaft Partei nehmend, eintreten zu wollen. Nur ein unbestimmtes Gefühl, das ich schon vor zehn Jahren bei einem ersten Besuche des nordischen Museums in Kopenhagen hatte — nur dies unbestimmte, aber starke Gefühl, mag auch heute wieder seinen Ausdruck finden. Es war ebenfalls gegen die bekannte Drei-Theilung gerichtet. Ich sagte mir: alle diese kostbaren und kunstgerechten Broncegegenstände können unmöglich als die Hervorbringungen eines barbarischen, in Künsten unerfahrenen Volkes angesehen werden, müssen vielmehr von den Küsten des Mittel-

meers, oder von Gallien, beziehungsweise aus den angrenzenden römischen Colonieländern her, importirt worden sein. Ist dem nun aber so, sind es wirklich Importartikel, stehen sie mithin zu dem Culturleben des Volkes, das sich ihrer bediente, in keiner andern als einer rein äußerlichen und zufälligen Beziehung, so können sie kein eigentliches Eintheilungsmotiv bilden, so ist es nicht gestattet, darauf hin von einem Bronce-Zeitalter zu sprechen, dem ein Stein-Zeitalter vorausging und ein Eisen-Zeitalter folgte. Solche Rubricirungen haben nur Sinn, wenn die Dinge, nach denen die Wissenschaft ihren Scheidungsproceß veranstaltet, auf dem Boden, auf dem man sie, die Dinge, fand, auch gewachsen und Ausdruck eines bestimmten, sei es höheren oder niedern Culturgrades waren.

So damals meine Empfindung. Ich stehe auch heute noch auf diesem Boden, weil ich nach wie vor (wie auch Kirchner) alle diese kunstvolleren Gold- und Broncegegenstände als Importartikel ansehe.*) Hat aber umgekehrt die skandinavische Forschung Recht, die diese Broncen als reguläre Schöpfungen der damaligen germanischen Cultur anzusehen scheint, so würde sich danach die Dreitheilung freilich als mehr oder weniger gerechtfertigt herausstellen, aber zugleich auch bewiesen sein, daß wir uns das Sueven- und Semnonenthum des dritten bis fünften Jahrhunderts sehr abweichend von den Schilderungen des Tacitus, wie auch von unseren darauf erwachsenen Anschauungen vorzustellen hätten. Die Germanen würden danach mindestens ein Halbculturvolk gewesen sein, in ihren späteren Jahrhunderten ausgerüstet mit einem künstlerischen Können, das auch heute noch von den Durchschnittsleistungen deutschen Kunsthandwerkes nicht überflügelt wird.

Das letzte Schubfach war zugeschoben, die Bracteaten, die Kaiser Zeno-Münze hatten wieder Ruhe und der Rundtisch im Familienzimmer vereinigte uns zu Mahl und Geplauder. Nähe und Ferne wurden herangezogen, denn ich befand mich, wie ich so gern thue, in einem „gereisten Hause", in dem die Erinnerungen an Skandinavien und Schottland, an den Limfjord und den caledonischen Canal frisch aufblühten. Das Boot glitt wieder über den Loch Lomond hin, Abbotsford und Melrose-Abbey stiegen auf und wir konnten im Gleichtact citiren.

„If thou wouldst view fair Melrose aright etc."

Meine alte Vorliebe für diese stillen, geisblatt-umrankten Predigerhäuser, deren Giebel auf den Kirchhof sieht, ich fühlte sie in jenen Augenblicken wieder wachsen in mir, denn ich empfand deutlicher vielleicht denn je zuvor die geistige Bedeutung des ländlichen Pfarrhauses. Es ist nach dieser Seite hin dem Herrenhause weit überlegen, dessen Bedeutung überhaupt hinschwindet, seitdem der alten Familien immer weniger, der zu „Gutsbesitzern" empor-

*) Kirchner hebt auf Seite 30 seines obengenannten Buches hervor, daß ein Theil dieser Broncen sehr wahrscheinlich von Künstlern und Handwerksmeistern herrühre, die, ursprünglich griechisch oder römisch, sich in Deutschland, beispielsweise in Rhetra niedergelassen hatten. Dies hat viel für sich. Dergleichen geschah zu allen Zeiten, in alten und neuen. Anfang des vorigen Jahrhunderts kam Antoine Pesne von Paris nach Potsdam und begann die Schlösser mit ausgezeichneten Bildern zu füllen. Nichtsdestoweniger würde es grundfalsch sein, den Kunst- und Culturgrad des damaligen Preußens nach Pesne bemessen zu wollen. Alles was er schuf, war trotz der leiblichen Anwesenheit des Meisters in unseren Landen, doch nur eine importirte Kunst. Unserer wirklichen Kunststufe entsprach damals Leygrebe, der Riesengrenadiere und Jagdhunde malte.

steigenden ländlichen und städtischen Parvenus immer mehr werden. Anderes kommt hinzu. Der Adel, so weit er um die Existenz ringt, kann kein Beispiel mehr geben, oder wenigstens kein gutes, so weit er aber im Vollbesitz seines alten Könnens verblieben ist, entzieht er sich zu sehr erheblichem Theile der Dorfschaft und tritt mit Vorliebe aus dem engern Kreise in den weiter gezogenen des staatlichen Lebens ein. Immer noch zu unserm Heil. Was erwuchs uns nicht, Großes und Freies, aus den Herrenhäusern zu Wustrau und Carwe, zu Tegel und Putzar und — last not least — aus dem Herrenhause zu Schönhausen! Aber es waren Thätigkeiten, die dem Ganzen, dem Allgemeinen galten.

Das Pfarrhaus bleibt daheim, wartet seines Gartens und oculirt den Culturzweig auf den immer noch wilden Stamm.

Daß ich hier ein Ideal schildere, weiß ich; aber an vielen hundert Stellen wird ihm wenigstens nachgestrebt.

II. Protzen.

Eine Viertelmeile westlich von Walchow liegt Protzen, ein wohlhabendes Luch- und Torfdorf wie jenes. Es war immer, so weit dir Nachrichten reichen, ein adliges Gut. Im vierzehnten und fünfzehnten auch noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhundrrts saß hier eine Familie, die sich, wie so viele andere im Ruppinschen, nach ihrem Wohnort nannte, also eine adelige Familie v. Protzen. Sie wird in verschiedenen Urkunden genannt. Andere Nachrichten fehlen, so daß dem Dorfe aus seiner v. Protzen-Zeit nichts erhalten geblieben ist als die größte und älteste seiner drei Glocken. Diese rührt noch aus der Zeit Albrecht Achills her, trägt die Inschrift: Jhesu Criste rex gloriae veni cum pace und die Jahreszahl 1476. Sie hat also noch zur katholischen Zeit die Gemeinde zur Kirche gerufen.

Den Protzens folgten, um etwa 1522, oder doch nur zwei, drei Jahre später, die Gadows, die das Dorf 130 Jahre lang in ihrem Besitz hatten, von den ersten Tagen der Reformation an bis zum Schluß des dreißigjährigen Krieges. Auch aus diesem Abschnitt keine Ueberlieferungen. Aber wie von den Protzens her die älteste Glocke, so ist von den Gadows her der älteste Abendmahlskelch der Kirche verblieben. Er ist vergoldet, von schöner Form und zeigt außer den drei Fischen des Gadowschen Wappens die Jahreszahl 1584. In der Mitte, um den Handgriff herum, stehen einzeln die Buchstaben J-E-S-U-S.

Die Familie Quast in Protzen (1652—1752).

Um 1652 waren die Gadows, wahrscheinlich in Folge des Kriegselends, derart verschuldet, daß sie Protzen nicht mehr halten konnten. Sie verkauften es im genannten Jahr an ihren Gutsnachbar Otto v. Quast, der nach diesem Kauf sein väterliches Gut Garz aufgab und nach Protzen hinüberzog.

Der Grund zu diesen Vorgängen, so weit die Quaste dabei in Betracht kommen, lag in einem starken Familiengefühl. Albrecht Christoph v. Quast, von dem ein späteres Capitel ausführlicher handeln wird, hatte im dreißigjährigen Kriege, wie so Viele von denen, die „lieber Hammer als Ambos“ sein wollten, ein Vermögen erworben und gedachte dasselbe zu Güterkäufen in Mähren zu verwenden. Seine im Ruppinschen aus alter Zeit her ansässige Familie wünschte aber den einflußreichen Mann, der um 1652 der

berühmteste Träger ihres Namens war, im Lande zu behalten und so wurde Garz, das älteste Quast'sche Familiengut, seitens seines Vetters an unsern vorgenannten Albrecht Christoph, der General-Feldwachtmeister war und sich unter dem Großen Churfürsten durch Eroberung der Insel Fühnen ausgezeichnet hatte, abgetreten. Otto v. Quast kaufte nunmehr, wie schon angegeben, an Stelle des alten Familienguts das nahgelegene Protzen und freute sich der Sonne, die von Garz aus herüberschien.

Die Nachkommen Otto v. Quast's, wahrscheinlich vier Generationen, waren genau hundert Jahre im Besitz von Protzen, aber weder von Otto v. Quast selbst, noch von seinem Enkel und Urenkel sind Nachrichten resp. Erinnerungsstücke auf uns gekommen, wenn man nicht einen Kleiderrest und eine Allonge-Perrücke dahin rechnen will, die 1869, bei einem Umbau der Kirche, in einer Gruft unmittelbar vor dem Altar gefunden wurden.

Von Enkel und Urenkel nichts oder so gut wie nichts, aber vom Sohne Otto v. Quast's sind Aufzeichnungen da, die über ihn und die Zeit, in der er lebte, Auskunft geben und durch seine eigene Vorsorge auf uns gekommen sind.

Es hat damit folgende Bewandtniß.

1682, also dreißig Jahre nach Uebernahme des Gutes durch die Familie Quast, mußte der alte Thurm der Kirche abgetragen und ein neuer errichtet werden. Der damalige Besitzer von Protzen, ältester Sohn des mehrgenannten Otto v. Quast's, unterzog sich dieser Aufgabe und ließ gleichzeitig eine Urkunde anfertigen, die in dem Thurmknopf aufbewahrt wurde.

Dieser Thurmknopf saß hundertelf Jahre unter Wind und Wetter fest, und was die Welt bis zu jenem Zeitpunkte über die hundertjährige Herrschaft der Protzener Quaste wußte, war gleich Null. Da kam 1793 ein Sturm, warf den Thurmknopf in die Dorfstraße und brachte dadurch die Urkunde von 1682 an's Licht. Aus dieser ergab sich das Nachstehende:

Der Quast, der um 1682 den Thurm erneuern und das Schriftstück anfertigen ließ, war Alexander Ludolf v. Quast. Dieser Alexander Ludolf, 1630 geboren, erweist sich gleichzeitig als Erbherr und Besitzer von Protzen, Stöffin, Radensleben, Wulkow und Tollgow. Das Schriftstück umfaßt vier Seiten und giebt, wie schon angedeutet, über die Besitzverhältnisse des Dorfes, wie sie damals und wie sie früher lagen, ausführlich Auskunft, so daß wir nahezu Alles, was wir über die Geschichte Protzens bis zum Jahre 1682 wissen, dieser Urkunde verdanken. Viele andere Notizen sind mit hinein verflochten, beispielsweise über den Bau des Thurmes selbst. So heißt es unter andern: „weil die Mauer auf einer Ecke bis auf die Thurmthür vom Grunde aus zerfallen war, ließen wir Michael Dietzel aus Schleiz im Voigtlande kommen, den Thurmbau selbst aber übertrugen wir einem berühmten Zimmermann und Thurmbauer, dem Meister Hans Kraatzen aus Seegefeldt bei Spandau, einem Unterthanen des Herrn v. Ribbeck." Dann an anderer Stelle: „Als die oberste Fahnschwelle aufgebracht werden sollte, wurde der sechzig Jahr alte Kirchenvorsteher Balzer Schleuß, ein frommer, ehrlicher Mann, aus einer „unglücklichen Unvorsichtigkeit" erschlagen, welcher „da er ein Unglück bei diesem Thurmrichten befürchtet und derselbe sich den Tag zuvor mit Gott versöhnet und das hochwürdige Abendmahl andächtig genossen hatte, ohne Zweifel wohlselig gestorben ist."

Alexander Ludolf, der auch Güter östlich des Ruppinschen Sees in seinen Besitz brachte, ist der Gründer der jetzt blühenden Radenslebener Linie. Sein schönes Portrait, gute niederländische Schule, befindet sich im Herrenhause zu

Radensleben. Er war zweimal verheirathet, erſt mit einer v. Katte, dann mit einer v. Grävenitz und hatte zehn Kinder aus dieſen beiden Ehen. Er ſcheint damals durch Beſitz, Charakter und Familienverbindungen eine der angeſehenſten Perſönlichkeiten der Grafſchaft und der Churmark überhaupt geweſen zu ſein. Das Anſehen, das der General-Feldwachtmeiſter Albrecht Chriſtoph v. Quaſt unmittelbar vor ihm genoß, ging wenigſtens partiell auf ihn über.

Ueber die Quaſte, die ihm bis 1752 in Protzen folgten, fehlen, wie ſchon erwähnt, alle Mittheilungen.

Die Familie Kleiſt in Protzen (1752 bis 1826).

Im Jahre 1752 ging Protzen, damals wahrſcheinlich einem erſt wenige Jahre zuvor in den Beſitz des Guts gekommenen Albr. Fr. v. Quaſt gehörig, in die Hände des Generallieutnants v. Kleiſt über. Die Kleiſts beſaßen es dann vierundſiebzig Jahre, wovon ein erheblicher Theil, mindeſtens einundzwanzig Jahre, auf Wittwenherrſchaft kommt. Laſſen wir dieſe Uebergangszeiten außer Betracht, oder richtiger legen wir das jedesmalige Interregnum dem voraufgegangenen eigentlichen Herrſcher zu, ſo folgen einander drei Kleiſte im Beſitz von Protzen:

Generallieutenant Franz Ulrich v. Kleiſt, einſchließlich Wittwenherrſchaft, von 1752—1770; Fähnrich Guſtav v. Kleiſt, einſchließlich Wittwenherrſchaft, von 1770—1803; Louis v. Kleiſt, ſpäter Generallieutenant von 1803 bis 1826.

Protzen von 1752—1770. Generallieutenant v. Kleiſt, ſo ſcheint es, begann damit Park und Herrenhaus ſtandesgemäß herzurichten. Letzteres zeigt über der Eingangsthür noch das Doppelwappen der Kleiſt und Lepel, welcher letztern Familie die Gemalin des Generallieutenants angehörte. Die Anweſenheit des Generals auf ſeinem Gute war wol immer nur eine kurze; der Dienſt hielt ihn fern. Welche Truppentheile er commandirte, iſt aus den Aufzeichnungen, die ich benutzen konnte, nicht erſichtlich. 1756 rückte er mit in Sachſen und Böhmen ein und erlag am 13. Januar 1757 ſeinen in der Schlacht bei Lowoſitz erhaltenen Wunden. Das Protzener Kirchenbuch ſchreibt Logoſchütz; aber ſelbſtverſtändlich kann nur Lowoſitz gemeint ſein.

Nun begann die Herrſchaft der verwittweten Frau Generalin. In die Tage ihrer Regentſchaft, will ſagen eh der minorenne Sohn eintrat, fällt das große Ereigniß Protzens während des vorigen Jahrhunderts: der Tod eines preußiſchen Prinzen im dortigen Herrenhauſe.

Ueber dieſen Tod berichtet der alte Paſtor Schinkel im Protzener Kirchenbuch wie folgt: „Den 16. Mai 1767 traf S. K. H. Prinz Friedrich Heinrich Karl von Preußen auf dem Marſche von Kyritz nach Berlin mit ſeinem Regimente hier ein. Er nahm bei unſerer Frau Generallieutenant v. Kleiſt Quartier, in der Hoffnung, nach hier zu gebrachter Nacht, am anderen Morgen weiter zu rücken. Es zeigten ſich jedoch die Pocken, ſo daß S. K. H. ſich genöthigt ſahen hier zu bleiben. Geſchickte Doctorens*) wandten alle Mittel an, dieſen theuren und liebenswürdigen Prinzen zu retten, Gott verhängte es aber anders, ſo daß, nachdem die weißen Frieſel dazu ſchlugen, dieſer allerliebſte Prinz den 26. Mai 8 Uhr Abends ſeinen Geiſt aufgeben mußte.

*) Die „Doctors" die hier thätig waren, waren drei an der Zahl: zunächſt Dr. Feldmann aus Ruppin, dann Cothenius, der Leibarzt des Königs, ſchließlich Geh. Rath Dr. Mutzel aus Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein trauriges Andenken, so die späten Zeiten nicht vergessen werden. Den 28. Mai 11 Uhr Abends wurde die hohe Leiche durch Officiere unter Leuchtung vieler Lichter in das hiesige Gewölbe gesetzet und am 7. Juni, als am ersten Pfingsttage, von hier aus nach Berlin gebracht. Dieser hochselige Prinz war am 30. November 1747 geboren, also kaum neunzehn Jahre fünf Monate alt geworden."

Ich lasse dieser schlichten Kirchenbuchaufzeichnung noch einige Notizen folgen.

Prinz Heinrich, damals gemeinhin — zum Unterschiede von seinem berühmten Oheim in Rheinsberg — der junge Prinz Heinrich genannt, war der Sohn des 1758 zu Oranienburg verstorbenen Prinzen August Wilhelm von Preußen. Er war also Neffe Friedrich's des Großen, wie er zugleich jüngerer Bruder des spätern Königs Friedrich Wilhelm II. war. Friedrich der Große bezeigte ihm von dem Augenblick an, wo die Kriegsaffairen hinter ihm lagen, ein ganz besonderes Wohlwollen. Dies war eben so sehr in den allgemeinen Verhältnissen wie in den Eigenschaften des jungen Prinzen begründet. Dieser, ohne Zweifel, war von ungewöhnlicher Beanlagung, klug, voll noblen Denkens und hohen Strebens, dabei gütig und von reinem Wandel; was indessen den König in all' seinen Beziehungen zu diesem Prinzen eine ganz ungewöhnliche Herzlichkeit zeigen ließ, das war wol der Umstand, daß er sich dem verstorbenen Vater des Prinzen gegenüber, dem er arg mitgespielt hatte, bis zu einem gewissen Grade verschuldet fühlte, eine Schuld, die er abtragen wollte und an den ältern Bruder (den spätern König Fr. W. II.), der ihm aus verschiedenen Gründen nicht recht zusagte, nicht abtragen konnte.

Prinz Heinrich hatte 1762 den lebhaften Wunsch geäußert, den König bei Wiederbeginn der Kriegsoperationen begleiten zu dürfen. Friedrich lehnte es ab; der junge Prinz war damals erst 14 Jahre alt. Nach erfolgtem Friedensschluß indeß wurde er von Magdeburg, wo er garnisonirte, nach Potsdam gezogen und trat als Hauptmann in das Bataillon Garde. Er gehörte nun mehrere Jahre lang zu den regelmäßigen Mittagsgästen des Königs und begleitete diesen auf seinen Inspectionsreisen durch die Provinzen. 1767 im April übersiedelte der Prinz nach Kyritz, um nunmehr die Führung des hier stehenden Cürassierregiments, oder vielleicht nur einen Theil desselben, zu übernehmen. Dies Cürassierregiment waren die berühmten „gelben Reiter", deren Chef der Prinz bereits seit 1758 war.

Der Uebernahme des Commandos folgte, wenige Wochen später, jene Katastrophe, die ich, nach den Aufzeichnungen des Protzener Kirchenbuches, bereits mitgetheilt habe.

Rittmeister v. Wödtke brachte die Trauerkunde dem Könige. Dieser war in seltenem Grade bewegt. Einer der höheren Officiere sprach dem Könige Trost zu und bat ihn, sich zu beruhigen. „Er hat Recht", antwortete Friedrich, „aber er fühlt nicht den Schmerz, der mir durch diesen Verlust verursacht wird."—„Ja, Ew. Majestät, ich fühle ihn; es war einer der hoffnungsvollsten Prinzen." Der König schüttelte den Kopf; „Er hat den Schmerz auf der Zunge, ich habe ihn hier." Dabei legte er die Hand auf's Herz. Eine ähnlich tiefe Theilnahme verrathen seine Briefe. An seinen Bruder Heinrich in Rheinsberg schrieb er: „Ich liebte dieses Kind wie mein eigenes" und an Tauenzien meldete er in der Nachschrift zu einer dienstlichen Ordre „Mein lieber Hendrich ist todt."

Kehren wir, nach diesem biographischen Excurs, nach Protzen zurück. Die Geschwister des Prinzen übersandten der verwittweten Generalin v. Kleist werthvolle Zeichen der Dankbarkeit; das Ereigniß selbst wurde seitens der letztern durch Aufstellung zweier Gemälde im Sterbezimmer localisirt. Ein Loyalitätsact, der mir, nach der Huldigungsseite hin, etwas zu weit zu gehen und die Schönheitslinie zu überschreiten scheint. Ob die Gemälde noch existiren, hab ich nicht erfahren, aber das Giebelzimmer, in dem der junge Prinz verstarb, heißt noch immer das „Prinzenzimmer".

(Protzen von 1770 bis 1803.) Um 1770 ging Protzen aus der Hand der verwittweten Gemalin an ihren Sohn Gustav von Kleist über. Da das Gut seit 1757 bereits auf einen neuen Herrn harrte, dessen Majorennität eben nur abzuwarten war, so hatte dieser nicht Zeit, es auf der militairischen Rangleiter zu einer seinem Namen angemessenen Stufe zu bringen. Er schied als Fähnrich aus dem Regiment Prinz Ferdinand (in Ruppin), in dem er bis dahin gestanden hatte.

Da er selber fühlen mochte, daß dies wenig sei, so war er bestrebt nach Möglichkeit nachzuhelfen, und erwarb sich ein Johanniterkreuz. Er hieß nun nicht länger Fähnrich von Kleist, sondern Johanniter von Kleist, und unter diesem Namen, der in dieser eigenthümlichen Verwendung wol nur einmal vorkommt, hat er vierundzwanzig Jahre lang seine Regierung von Protzen geführt.

Unser „Johanniter-Kleist" war ein braver Mann, dem im Kirchenbuch die „Aufrechthaltung guter Ordnung" eigens nachgerühmt wird. Er muß diesen Ruhm im Allgemeinen um so mehr verdient haben, als er im Besondern mit seinem Geistlichen, dem Prediger Friedrich Arnold Dietrich Sachse, in einer beständigen Fehde lebte.

Ueber die damaligen Beziehungen zwischen Patronat und Pfarrer ein kurzes Wort.

Friedrich Arnold Dietrich Sachse, aus Soest in Westfalen gebürtig, war, wie es scheint, ein echter Westfälinger, groß, stark, ein tapferes Herz, aber auch rücksichtslos, wie so oft die „tapferen Herzen", besonders wenn sie von der rothen Erde stammen. Vor Allem war er ein Original.

Die Bekanntschaft zwischen von Kleist und Sachse machte sich bei Tisch im Herrenhause zu Lentzke, wo damals Baron de la Motte Fouqué lebte, der Sohn des berühmten Generals und der Vater des berühmten Dichters. In diesem Hause fungirte Sachse als Präceptor. Als das Dessert aufgetragen wurde, fragte Fouqué seinen Gast (von Kleist), „wie es mit der Pfarre in Protzen stehe, ob er die Vacanz schon wieder besetzt habe?" — „Seit einer halben Stunde habe ich sie wieder besetzt", antwortete dieser. — „Mit wem?" — „Mit dem hier sitzenden Candidaten Sachse." Es scheint danach, daß die bedeutende Persönlichkeit des Letztern ihres Eindrucks nicht verfehlt hatte.

Sachse übersiedelte nun und mochte sich Anfangs seinem Patron gegenüber, der ihn in so schmeichelhafter Weise in die Protzener Pfarre eingesetzt hatte, zu Dankbarkeit verpflichtet halten. Aber Dankbarkeit dauert nicht, am wenigsten, wenn die Interessen in Krieg gerathen. Sachse glaubte sich benachtheiligt und so entstand ein Proceß, der im Herrenhause so böses Blut machte, daß Kleist, als um eben diese Zeit ein Spritzenhaus errichtet werden mußte, diesen Bau so aufführen ließ, daß das Spritzenhaus wie ein Schirm zwischen ihm und der Pfarre stand. Er wollte die Pfarre nicht mehr sehen.

Sachse überlebte seinen Patron um viele Jahre, stand im Allgemeinen, wie fast immer imponirende Persönlichkeiten, auf gutem Fuß mit seiner Gemeinde, war ein Orakel an Weisheit, ein Rather und Helfer, und vereinigte neben einzelnen Schwächen alle Tugenden des alten Rationalisten in sich. Das Protzener Kirchensiegel bewahrt sein Andenken. Die Inschrift desselben rührt von ihm her; sie lautet: „Natur und Vernunft". Damit ist Alles gesagt.

(Protzen von 1803 bis 1826.) Der Johanniter-Kleist starb schon 1794. Wieder trat eine Wittwenherrschaft ein, die wenigstens bis 1803, vielleicht noch um ein, zwei Jahre länger, dauerte; dann ging das Gut, käuflich, an einen Neffen oder Vetter des Johanniter-Kleist über, und zwar an den damaligen Rittmeister oder Major Louis von Kleist, Sohn des sogenannten Magdeburg-Kleist, welcher Letztere 1806 durch Uebergabe dieser Festung an den Feind so viel Unheil für das Land und zugleich so viel Bitteres und Schmerzliches für die Familie heraufbeschwor.

Ich verweile hierbei nicht; nur Das sei gesagt, daß Diejenigen nicht ganz Unrecht haben, die der damaligen militairischen Oberverwaltung — seitens deren ein kranker, beinah' achtzigjähriger Mann mit der Vertheidigung der wichtigsten Festung des Landes betraut wurde — die Hälfte der Schuld zuzuschieben geneigt sind.

Louis von Kleist litt in seinem Herzen schwer unter der Verschuldung des Vaters. Er selbst war eine außerordentlich entschlossene Persönlichkeit, groß, schön, ein brillanter Reiter und zeichnete sich während der Befreiungskriege bei den verschiedensten Gelegenheiten aus. Er blieb Soldat auch nach dem Feldzug und traf immer nur besuchsweise in Protzen ein. 1815 war er Oberst, 1831 stand er in Neiße, wahrscheinlich als Commandeur einer Division. Bei seinem Hinscheiden war er Generallieutenant.

Als Beweis für seine Energie erzählen die Protzener, daß er sein, seitens der regulären Aerzte schlecht curirtes Bein (er hatte beim Sturz mit dem Pferd den Oberschenkel gebrochen) durch einen „Wunderdoctor" aus der Fehrbelliner Gegend neu brechen und dann wieder heilen ließ. Die Procedur glückte vollkommen. Er hatte seitdem eine geringe Meinung, der er auch mit Vorliebe Ausdruck gab, von der Kunst der rite promovirten Doctoren.

Schon 1826, also fünf, sechs Jahre vor dem Tode von Kleist's, war Protzen durch Kauf an den Freiherrn von Drieberg übergegangen.

Kammerherr von Drieberg in Protzen von 1826—52.

Kammerherr von Drieberg, vielen meiner Leser aus den vierziger Jahren her als „Luftdrucks-Drieberg" bekannt, war um 1790 geboren. Sein Vater, seinerzeit Rittmeister im Regiment Gardes du Corps, besaß das zwei Meilen von Protzen gelegene Gut Cantow.

Der junge Drieberg wuchs wild auf; die Gründe für diese Vernachlässigung seiner ersten Erziehung gehören nicht hierher. Erst von seinem vierzehnten Jahre an wendeten sich diese Dinge und was bis dahin versäumt worden war, wurde jetzt nachgeholt. Hauslehrer und Sprachmeister mußten ihr Bestes thun; besonders wurde die Musik gepflegt, für die von Drieberg eben so viel Liebe, wie Beanlagung zeigte. Diese Beanlagung war so groß, daß eine Zeit lang die Absicht herrschte, ihn Musik studiren zu lassen. Er wurde zu diesem Behuf nach Frankreich geschickt und war Schüler des Conservatoriums, als 1814 die Verbündeten in Paris einrückten.

Bald darauf kehrte er nach Deutschland zurück, um, namentlich in Berlin, seine Studien fortzusetzen. Diese umfaßten die mannigfachsten Gebiete; er kostete von Allem; außer der Musik waren es die Naturwissenschaften, besonders physikalische Untersuchungen, die ihn schon damals interessirten. In den zwanziger Jahren verheirathete er sich mit einem Fräulein von Normann; 1826 kaufte er dann Protzen, dessen Hebung und Verschönerung er sich nunmehr angelegen sein ließ. Ob er immer die rechten Mittel wählte, stehe dahin. Frau von Drieberg, die ihn dabei unterstützte, stellte beispielsweise den Satz auf, „daß knappe Fütterung das beste Mittel sei, von den Kühen einen starken Milchertrag zu erzielen".

Dies Alles war übrigens aufrichtig gemeint und hatte keineswegs in Oekonomisirungshang seinen eigentlichen Grund. Es war einfach eine originelle Theorie, wie etwa die vom „Luftdruck", die der Herr Gemal gleichzeitig mit so viel Eifer verfocht.

Der landwirthschaftliche Betrieb war anfechtbar, desto mehr bewährte sich von Drieberg in seinen Parkanlagen. Seine Talente lagen eben mehr nach der Seite des Aesthetischen, als des Practischen hin. Der Protzener Park war damals einer der schönsten im Kreise, dreißig Morgen groß, mit den prachtvollsten Bäumen bestanden, dazwischen Blumenbeete, Wasser- und Rasenflächen.

Außer der Pflege des Parks widmete sich von Drieberg nach wie vor der Musik und — der Gesellschaft.

Das Protzener Herrenhaus war damals der gastlichsten eines; mit fast allen Familien der Nachbarschaft wurde Verkehr unterhalten, vorzugsweise mit dem Landrath von Zieten in Wustrau, mit der Majorin von Zieten in Wildberg und mit der Familie von Winterfeldt in Metzelthin. Auch aus Berlin kamen Freunde herüber, besonders an Tagen, wo künstlerische Aufführungen den Mittelpunkt der Festlichkeit bildeten. Das Künstlerische, namentlich das Musikalische, wurde wol gelegentlich zu sehr betont, nicht blos in der Gesellschaft — wo solche Praedilectionen ihre Berechtigung haben — sondern auch im Leben. Ich habe Häuser gekannt, in denen Jeder, der nicht einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben hatte, nicht eigentlich für voll angesehen wurde; ähnlich stand es im Drieberg'schen Hause mit der Musik. Ein vom Clavierspiel reingebliebener Pfarrbewerber wurde befragt: „ob er auch musikalisch sei?" Da er bereits vorher gehört haben mochte, daß er, wenn diese Frage überhaupt an ihn gerichtet werde, verloren sei, so antwortete er piquirt: „Ich hatte vor, mich um die Prediger-, nicht um die Cantorstelle zu bewerben."

Neben Park und Musik gehörte die Zeit den Wissenschaften. Er hatte ganz den Typus des Gelehrten, des Büchermenschen. Seine Kleidung war die einfachste von der Welt; nicht auf Stoff und Schnitt kam es ihm an, sondern lediglich auf Bequemlichkeit. Er konnte sich deshalb von alten Röcken nicht trennen. Als seine Tochter einen derselben an einen Tagelöhner verschenkt hatte, bat ihn sich Drieberg wieder aus.

Seine Studien, wie schon erwähnt, gingen meist nach der naturwissenschaftlichen Seite hin. Er war ein Düftelgenie aus der Classe der Perpetuum-Mobile-Erfinder. Unter Anderen construirte er eine Flugmaschine, mit der er sich aber zu fliegen hütete. Die Wahrheit zu gestehen, begnügte er sich damit, sie „berechnet" und gezeichnet zu haben; den Bau gab er als zu kostspielig auf.

Seinen Hauptruhm zog er aus ſeiner großen Zeitungsfehde in der „Luftdrucksfrage“, Anfang oder Mitte der vierziger Jahre. Ich entſinne mich derſelben noch ſehr wohl, auch des Aufſehens, das ſie machte. Die Leute von Fach, wie ſie immer thun, zuckten die Achſeln und mochten in der That aus jedem Satz Drieberg's erkennen können, daß es dieſem an allem wiſſenſchaftlichen Anrecht fehle, in die Discuſſion einer ſolchen Frage einzutreten, geſchweige die beſtehende Anſchauung zu bekämpfen; die Laienwelt aber, die einen natürlichen Zug zur Winkeladvocatur, eine Vorliebe für die Francireurs der Wiſſenſchaft hat, ſtand günſtiger zu ihm und Mancher freute ſich in der Partie „Drieberg gegen Newton“ für unſern Protzner Kammerherrn, natürlich nur im Stillen, fechten zu können. Der Kern der Sache war, daß er den Luftdruck beſtritt, weshalb er ſeinen Beinamen, der „Luftdrucks-Drieberg“, nur eigentlich ironiſch führen konnte. Seine Meinung ging dahin, daß das Queckſilber des Barometers nicht durch eine Luftſäule von beſtimmtem Gewicht emporgedrückt werde, ſondern vielmehr an dem luftleeren Raum der Barometerröhre hänge, etwa wie ein Eiſenſtab an einem Magnet hängt. Dieſe Aufſtellung hatte immerhin etwas Blendendes, da in der That jeder luftleere Raum eine gewiſſe Sauge- und Zugkraft übt; aber nur der Laie konnte flüchtig dadurch beſtochen werden. Nach mehrmonatlicher Fehde erſtarb der Kampf, Niemand ſpricht mehr davon und nur der Beiname des Helden, welcher letztere als ein kleiner phyſikaliſcher Don Quixote fortlebt, iſt übrig geblieben.

Was ſeine kirchlichen Anſchauungen angeht, ſo hielten ſie die Höhe ſeiner Flugmaſchine und entſprachen der Inſchrift des vorerwähnten Protzener Kirchenſiegels: Natur und Vernunft.

1852 vermälte von Drieberg ſeine einzige Tochter Valesca (vier andere waren geſtorben) an den Rittmeiſter von Oppen, der damals bei den Gardes du Corps in Charlottenburg ſtand. Von Drieberg entſchloß ſich deshalb, Protzen zu verkaufen. Es wurde ſeinem Herzen nicht leicht, aber die Liebe zu ſeinem Kinde ſiegte über die Liebe zu ſeinem Park. Er überſiedelte. In den fünfziger Jahren iſt er geſtorben. Er ruht auf dem Charlottenburger Kirchhof.

Was den Drieberg-Tagen in Protzen folgt, iſt von geringerm Intereſſe. Das nächſte Capitel mag uns in die Doſſe-Gegenden führen und zwar nach dem von Rohr'ſchen Gute: Trieplatz.

Das Goldland und sein Dichter.

Von **Udo Brachvogel.**

Nahezu Alles wurde dem einen Lande verliehen, dem Hesperien am Stillen Ocean, der California felix. Der glücklichste Grund ist sein und die unerschöpflichste Erde, die mannigfaltigste Schönheit landschaftlicher Gestaltung und die verschiedensten Arten natürlichen Reichthums. Es ist ein Goldland in jeglichem Sinn des Wortes. Zu den wirklichen Schätzen des edelsten der Metalle in seiner Erde gesellt sich auf der nämlichen Erde eine canaanitische Ueberfülle goldig schimmernder Ernten. Und während dicht daneben nicht minder goldige Ströme feurigen Weines gezeitigt werden, lohnt das reiche Vließ unendlicher Heerden des Viehzüchters leichteste Mühe mit derselben Verschwendung, wie Halm und Rebe des Acker- und Gartenbauers Sorge. Dazu mächtig aufblühende Städte, an Seeküsten und Stromufern und Siedelungen, welche die breiten Thäler bis hinauf in die grünen Wildnisse der Sierra Nevada und der Cascadengebirge bedecken. Ueber diese Gebirge aber schwingt sich als wunderbarste Masche jenes Eisennetzes, in welches der Entfernungen vernichtende Genius unserer Zeit das Festland des Erdballs einzuspinnen begonnen, der bis zur Verwegenheit kühne Schienenweg der ersten Ueberlandbahn des amerikanischen Continents.

Und das Alles ist das Werk eines Vierteljahrhunderts! Zum Naturmärchen ist über Nacht das Civilisationsmärchen gekommen. Unwiderstehlicher, eigenartiger und kecker, als es eine Poetenphantasie zu ersinnen vermocht hätte, ist es dazu gekommen.

Es war im Januar 1848, daß, nicht am wenigsten revolutionirend unter den vielen Revolutionsrufen jenes Jahres, zum ersten Mal das Losungswort „Gold“ aus den pacifischen Thälern nach der übrigen Welt drang. Sofort erwiederte diese auf die neue Losung, und zwar that sie es mit der seltsamsten, ungestümsten und zügellosesten Völkerwanderung, von der man noch je vernommen. Kaum eines Jahres bedurfte es, und Californien war seiner Weltentlegenheit, seiner inselartigen Verschlossenheit für immer entrissen. Um nie mehr davon zu lassen, legte die Welt ihre Hand auf die von Schätzen strotzende Wildniß am Stillen Ocean. Ein Wiederverlieren war undenkbar. Die Eroberung war eben so rapid, wie vollständig. Man hat sie und den jähen Zusammenstrom aus aller Völker Ländern, welche sie bewerkstelligte, die Argonauten-Historie des neunzehnten Jahrhunderts getauft. Und nicht ohne gutes Recht. Abenteuer und Gefahren fehlten Denen, welche dem neuen Kolchis, sei es über die endlosen Hochwüsten der Felsengebirge, sei es auf eben so endloser Meerfahrt um das Cap Horn herum, zueilten, nicht minder, wie der gülden gleißende Lohn am Ende des Wagezuges. Aber dicht neben dem gülden gleißenden Lohn lag auch hier der Untergang, und wie der Faust der modernen Argonauten jener nicht vorenthalten bleiben konnte, so mußten sie auch diesem einen geradezu fürchterlichen Zehnten entrichten. Fürchterlich und doch heilsam und rettend zugleich. Denn welche

Welt sich in Californien entwickelt hätte, wenn das Civilisations-Chaos seiner ersten Jahre ungehindert hätte ausgähren und ausbrauen dürfen — welcher Höllenbreughel will uns das malen? Gleichen doch diese ersten Jahre einem Bacchanal alles Gesellschaftsfeindlichen; ihre Gestaltung der Auflösung alles Dessen, was sonst den Kitt und Mörtel socialen Aufbaues bildet; ihr Gesetz einem Katechismus unverhülltester Faustrechtsübung; ihre Communitäten Pandämonien. Wenn es trotz alledem für die dem anglogermanischen Geist innewohnende, ordnende Tüchtigkeit und seine Kraft, geregelte Gemeinwesen zu gründen, nur weniger Jahre bedurfte, um über den Hexensabbath zu triumphiren, den die Habgier und die Gesetzlosigkeit eines internationalen Auswurfs am Stillen Ocean errichtet hatte, so beweist dies nur, daß jener Tüchtigkeit und jener Kraft eben nichts zu widerstehen vermag. Wie vollständig sie auch in dem neuen Dorada zu siegen gewußt, thut heute der flüchtigste Blick auf den mächtig emporgeblühten, zum vollsten Genuß gefestigter Zustände gereiften pacifischen Großstaat der Union dar. Nicht einer Spur mehr von jenem Chaos, jenem Hexensabbath begegnet er, und hätte sich nicht (um unser Argonautengleichniß vollkommen auszuspinnen) die Sage und die Dichtung jener ersten Goldsuchervergangenheit bemächtigt, der nur mit Existirendem rechnende amerikanische Fortschrittsgeist wäre längst bis auf die Erinnerung über sie und ihre Ungeheuerlichkeiten zur Tagesordnung der gesicherten Gegenwart übergegangen.

Die Sage und die Dichtung — und zwar die letztere in der Gestalt und aus der Fülle einer ungewöhnlichen ausübenden Künstlerkraft. Das Goldland, welches Alles hat, sollte auch seiner poetischen Verklärung nicht entrathen. Seine Argonauten sollten ihren Rhapsoden finden, die Sonderartigkeiten, Eigengeschicke und Leidenschaften seiner ersten Gebieter ihren darstellungsgewaltigen Schilderer, ihren Erklärer, ihren Versöhner. In Bret Harte sollte sie dies Alles finden, in dem Manne mit dem wunderlichen Namen und dem noch wunderlicheren Vermögen, mit ganz kleinen unbarmherzigen Strichen Gemälde empor zu zaubern, welche die Rührung, die Komik und der Schrecken selbst sind. Um das ganz zu verstehen, d. h. um sich die dichterische Weise des Mannes ganz zurecht zu legen, muß man sie mit der Natur seines dichterischen Vaterlandes zusammenhalten. Wie diese, so ist er. Nur in ihr vermochte der als halber Knabe den alltäglich geordneten Verhältnissen seiner Newyorker Heimat Entflohene jenen Adlerblick für alles absonderlich Geartete, der ihn kennzeichnet, zu gewinnen. Nur in ihr, wo das Seltsame das Gewöhnliche ist und der Gegensatz aufhört Gegensatz zu sein, konnte seine dichterisch angelegte Individualität zu dem schöpferischen Original gedeihen, das wir in ihm bewundern. Ueber der rasendsten Weltmeerbrandung wölbt sich der sonnigste Himmel; wüstestes Lawinen- und Felsengestürz droht in Bergseen hernieder, die gleich Kinderaugen blicken; und noch an den grausigsten Hochgebirgsklippen blühen unvergängliche Blumengeschlechter hinan. Und so wie diese, die ewige, tritt uns die menschliche Natur in Bret Harte's Dichtung entgegen. Das Grausamste neben der Innigkeit, das Ausgelassenste neben der Tragik, das Feindseligste neben der Aufopferung und das Verletzendste neben der Verklärung selbst! Und nicht etwa giebt er das Alles wie ein einander Ausschließendes, nur zum gegenseitigen Relief in einem Rahmen Gedrängtes; sondern — und hierin liegt die Gewalt, mit welcher er in die Gemüther greift — als ein elementar Zusammengehörendes, ein dem nämlichen Boden urwüchsig Ent-

sproßenes, dem nämlichen Boden, d. h. dem nämlichen Menschengemüth. Aus dem Qualm der Entartung, der Verstocktheit, der Verthiertheit selbst, wie er auf dem Urbrei der frühesten californischen Civilisation breit und gräulich oben auftrieb, versteht er es, die Flamme der mitleidsvollsten Menschlichkeit, der schrankenlosen Hingebung, der fanatischen Hörigkeit auflodern zu lassen. Und nicht etwa als flackernden und bizarren Theaterblitz, sondern als echtes Altarfeuer, dem wir glauben, dem wir uns neigen wie einer Enthüllung der nie irrenden Elementarschöpfung selbst. Daß wir ihm aber glauben und daß wir uns vor ihm neigen: das ist Bret Harte's künstlerisches Geheimniß und ist sein künstlerischer Triumph. Das macht seine kleinen Novellen und Skizzen zu poetischen Thaten; macht die mit gleichsam spielendem Pinsel, ohne jede erklärende Nebenbetrachtung und ohne jede sentimentale Beschaulichkeit hingeworfenen Figuren Kentucks, Miggles, Tennessees und des weiblichen Abschaums von Poker Flat zu erlösten und verklärten Gestalten, ihre simplen Geschichten aber zu unantastbaren Besiegelungen für das Eine: daß es keinen Bruch mit Menschenadel und Menschengesittung giebt, in dessen Abgrund der Alles versöhnende Liebestrieb des Einen zum Andern nicht doch hinabdringe!

Bret Harte — sein vollständiger Name ist Francis Bret Harte — ist heute ein Mann von vierunddreißig Jahren. Geboren wurde er 1839, als Sohn eines Lehrers, in Albany, der Staatshauptstadt von Newyork. Californier wurde er 1854. Daß er zuerst Goldsucher im Innern des Landes war, versteht sich von selbst. Wer wäre es zu jener Zeit nicht gewesen! Was er jedoch und wie viel des vergänglichen Mammons er damals gefunden, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß es gegen den unvergänglichern Schatz lauterer Poesie, als deren Heber er sich ein Jahrzehnt später vor seinen staunenden Landsleuten enthüllen sollte, ein Verschwindendes war. Auch sehen wir ihn schnell genug das trotz aller Lockungen so undankbare Handwerk mit der Mission eines Schullehrers, und diese wieder mit dem Beruf eines Setzers und „Zeitungsmannes" an einem jener journalistischen Unternehmen vertauschen, wie sie in den Ver. Staaten überall entstehen, wo sich um das erste Dutzend fester Häuser das erste Hundert Personen fest genistet hat. Glücklicherweise war er damit in sein richtiges Fahrwasser, d. h. in die „Literatur" gekommen, und es bedurfte nur der Erkenntniß seinerseits, daß es der Wander- und Irrjahre in den Camps, Flats und Runs der Sierra Nevada genug sei, um ihn in San Francisco — der „Bay", wie die junge Capitale im Goldsucherjargon hieß — schnell ein neues Heim, einen neuen Wirkungskreis und die ersten Erfolge auf dem Gebiet, dessen Zierde er jetzt ist, gewinnen zu lassen. 1857 langte er, den Sacramento hinabreisend, in dem ersehnten Weichbilde der Bay zu einer Zeit an, da dieses noch kein Jahrzehnt alte hauptstädtische Gemeinwesen eben seine letzte große sociale Krise durchgemacht hatte, da die Vigilanzcomités von 1856 gerade ihren letzten und unbarmherzigen Rettungskampf gegen die übermächtige Verschwörung von Spielern, Räubern und sonstigen Gesellschaftsfeinden zu Ende geführt hatten und der endliche Grund zu jenem San Francisco gelegt worden war, welches oben die Königin des Stillen Oceans genannt wurde. Wieder war es der Setzerraum einer Zeitung, welche den jungen Poeten aufnahm und zwar derjenige eines literarischen Wochenblattes, dessen Titel — es hieß „the golden Era" — allein hinreichend war, einem enragirten Californier die begehrenswertheste Zukunft in

Aussicht zu stellen. Und das Schicksal hielt Wort. Ehe ein Jahr vergangen, ward der junge Bret Harte vom Typenkasten in das Redactionszimmer befördert, nachdem er den Eigenthümer des Blattes durch die von ihm nicht nur dem Papier anvertrauten, sondern auch sofort in saubern Schriftsatz und Druck übertragenen Erstlinge seiner Muse überrascht hatte. Und wie es zehn Jahre später ein humoristisches Gedicht war, welches seinen Namen plötzlich über die ganze Union trug, war es auch hier eine jener erzoriginellen Reimereien, in denen er die Eigenerscheinungen californischen Lebens festzuhalten versteht, durch welche er seinen ersten Erfolg, die Versetzung in die Atmosphäre redactioneller Thätigkeit davontrug. Einiges von dem, was in jener Zeit und bald darauf entstand, da er als „editor in chief" an die Spitze eines eigenen Blattes „the Californian" trat, ist aufbewahrt worden und hat den verdienten Platz in den späteren Sammlungen Bret Harte'scher Hervorbringungen bereits gefunden oder harrt noch dieser verdienten Wiederauferstehung. Die Masse dessen jedoch, was er damals schrieb, gehörte dem Tage, dem die Feder des jungen Journalisten doch in erster Reihe diente. Ihr wandelnder Einfluß freilich ist weit darüber hinausgegangen.

So war denn aus dem Goldsucher und californischen Abenteurer schnell genug ein fleißiger und innerhalb seines Wirkungskreises gern anerkannter Tagesschriftsteller geworden. Und mehr als das, im Anfang der sechziger Jahre wurde auch ein mit allem Ungeordneten auf das Entschiedenste zu brechen entschlossener Ehemann und Familienvater aus dem jungen Argonauten — zwei Würden, in deren Ernst und wachsenden Sorgen auch die Erklärung zu finden ist, daß er 1864 die ihm angetragene Stellung eines Secretärs des Zweigmünzamts der Ver. Staaten in San Francisco bereitwilligst annahm. Da rauschten denn noch ein Mal die Ströme californischen Goldes durch sein Leben, aber noch klingender rauschte das Gold californischer Poesie durch des Dichters Seele. Denn jetzt, in geregelten und gesicherten Verhältnissen war es, daß er Mußestunden genug fand, durch die ersten seiner seitdem weltberühmt gewordenen Gedichte, Skizzen und Novellen, die californische Leserwelt in ihrer Masse zu erobern und zu begeistern, und sich zugleich hinreichend opferwillige Freunde zu erwerben, um mit ihrer Hülfe im Juli 1864 die Herausgabe des „Overland Monthly" zu beginnen.

Der Erfolg des Unternehmens war ein augenblicklicher. Im Ganzen vortrefflich redigirt, brachte zugleich fast jedes Heft noch ein Bret Harte'sches Juwel im Besondern. Schon im August erschien „The Luck of Roaring Camp" und zeigte den bis dahin nur durch den sprudelnden Humor kleinerer Gedichte seinen Lesern ganz nahe getretenen Poeten plötzlich im Licht eines ureigenen Beherrschers prosaischer Darstellung. Ziemlich rasch folgten „The Outcasts of Poker Flat" (Januar 1869), „Miggles" und „Tennessee's Partner".*) Dazwischen kamen Arbeiten in Versen und Prosa, stets voller Wärme und jenem unwiderstehlichen Hauch über Form und innerm Wesen, der, wie er auf kein directes Vorbild zurückzuführen ist, auch noch keinen Nachahmer gefunden. Es war vielleicht unseres Poeten glänzendste Zeit, die er damals hatte. Noch stand keine Weltberühmtheit hinter ihm und blickte auf die Blätter hernieder, welche sich in stiller Nachtstunde unter seiner

*) Die Leser des „Salon" kennen diese unvergleichlich schönen Erzählungen; wir waren die Ersten, welche sie dem deutschen Publicum in „autorisirter Uebersetzung" brachten. Die Red. des „Salon".

rastlosen Hand mit jenen Versen und Geschichten bedeckten, welche heute in allen civilisirten Sprachen widertönen. Noch war sein Schaffen ein Kampf, noch die Ausübung seiner Meisterschaft eine unbewußte, von der außercalifornischen Welt nicht gekannte, ihm selbst zweifelhafte. Aber nicht lange sollten diese Zweifel dauern. An einem schönen Herbsttage des Jahres 1871 war ein kleines Gedicht unseres Mannes im „Overland" flügge, flog von dort durch alle Zeitungen der Union, von da auf alle Lippen großer und kleiner amerikanischer Kinder, und von dort endlich über die ganze Welt. Das war der „Heathen Chinee", wie es im Munde des Volkes schnell genannt ward, oder die „Plain lan guage from truthful James" wie sie der pathetischere Autor getauft hatte. Im Handumdrehen war, aus dieser „einfachen Geschichte des wahrhaften James" ein Gassenhauer geworden, und Bret Harte durfte sich sagen: daß auch er jetzt den Morgen hinter sich habe, an dem er als nationale Berühmtheit aufgewacht sei.

Die erste Folge dieser Berühmtheit war, daß die wirkliche Heimat den Dichter seinem poetischen Vaterlande entführte. Sie heischte den gefeierten Sohn zurück, und er gehorchte ihrem lockenden Ruf. Im Frühjahr 1871 legte er die Redaction des „Overland Monthly" sowol wie die Professur der Literatur, welche er in letzter Zeit an der californischen Hochschule bekleidet hatte, nieder und kehrte nach dem Osten, nach Newyork zurück. Als gepriesenster unter den gegenwärtigen Schriftstellern der Ver. Staaten, als umworbenster Autor, als bewunderter Vorleser lebt er seitdem ein Leben reich an Glanz und an Ruhm. Weit über die Grenzen seines transatlantischen Geburtslandes hinaus sind seine Schöpfungen Gemeingut geworden. In Deutschland ist ein förmlicher Sturmlauf von Uebersetzern auf ihn eröffnet worden, an dessen Spitze — Banner- und Preisträger zugleich — Freiligrath seine Altmeisterschaft umdichtender Kunst wieder einmal in schier stupender Weise bewährte. Jenseits des Rheins hat es sich die „Revue dos deux Mondes" zur Ehrensache gemacht, jede Kundgebung des amerikanischen Autors sofort dem erlesensten Leserkreise Frankreichs zu vermitteln. England ist glücklich genug, sich des Poeten in seiner eigenen Mundart erfreuen zu können, und wenn er selbst ein Mal zum Besuch des sprachverwandten Stammes das Weltmeer durchkreuzen wird, so wird dieser nicht säumen, den Beweis zu liefern, daß es der Ehren, die sein Dickens einst in Amerika empfing, nicht vergessen hat.

Ob Bret Harte seinen Höhepunkt erreicht, oder ihn bereits gar überschritten? Wunderliche Frage, wenn es sich um einen Dichter von seiner Eigenkraft und um einen Mann von vierunddreißig Jahren handelt! Und doch ist die Frage bereits aufgeworfen, und doch finden sich selbst unter seinen unbedingtesten Anerkennern solche, die sie aufwerfen. Eines kann nicht verschwiegen werden: der Rausch und der Glanz der letzten Jahre unseres Poeten hat sich seinen Productionen nicht zuträglich erwiesen. Aber auch nicht abträglich, wie man wol behaupten hört. Und wenn Verschiedenes in neuerer Zeit entstanden, das den Meisterschöpfungen aus seiner Overland Monthly-Periode nicht gleichsteht, so gab er in allerneuester Zeit, gab er eben jetzt in der „Episode of Fiddletown", wieder eine jener Geschichten, die mit nichts zu vergleichen sind, als mit sich selbst, und die in jedem Sinne bestimmt scheint, mit dem „Glück von Roaring-Camp" und „Tennessee's Partner", so lange genannt zu werden, wie man Bret Harte nennen wird. Aber auch ohne dieses jüngste Geschenk des Dichters — wer wollte glauben,

daß es mit dieser Kraft zu Ende sei? Wer, der ihn liebt, vermöchte es? Hieße es nicht, sich selbst ärmer machen? Nein — das goldene Vließ, welches er aus dem fernen Dorado am stillen Ocean der Welt heimgebracht hat, ist kein jasonisches Dämonengut, dessen trügerischer Glanz unter anderen Sonnen erlischt, und Unheil und Enttäuschung sowohl Denen bringt, die es tragen, wie Denen, die an seine Pracht glauben. Es ist echtes und lauteres Gut, und der Quell, dem Bret Harte's Dichtung entströmt, mag wol ein Mal ein wenig sparsamer fließen, vom Versiegen kann dort keine Rede sein, wo die ewige Natur selbst ihren vollsten Segen sprach.

Chemiſche Plaudereien über den Wein.

Vom Urſitz der kaukaſiſchen Race, vom Schwarzen und vom Kaspiſchen Meer, kam er zu uns, der Träger der Reben — der Weinſtock. Von dort aus breitete er ſich aus über die ſüdlichen Länder der gemäßigten Zone, überall die Herzen der Menſchen bezwingend und erobernd, bis er Gemeingut der Nationen geworden. Ehrwürdig alt iſt denn auch die Geſchichte der Weinbereitung — einer Induſtrie, welche ſeit des biedern Noah Zeiten beſteht. Wol mag ſie im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Verbeſſerungen erfahren haben, im Grunde jedoch iſt ſie dieſelbe geblieben.

Werfen wir einen kurzen Blick auf dieſe intereſſante Fabrikation, welche ja zu den populärſten, die wir kennen, gehört!

Zur Zeit der Leſe wandert, wie bekannt, die Traube vom Rebſtock in die Gährfäſſer. Die Trauben werden zuvor „abgebeert", ſortirt, darauf gequetſcht („gekeltert"), nach welcher Operation man den erhaltenen Saft der Gährung überläßt. In dieſem Proceſſe nun, der ſogenannten „weinigen" Gährung, begegnen wir einer der merkwürdigſten chemiſchen Actionen.

Faſſen wir, um uns dieſe Erſcheinung beſſer erklären zu können, zunächſt die Bedingungen derſelben in's Auge! Was iſt, fragen wir uns, was iſt Traubenſaft? Woraus beſteht er? Was iſt Wein? Was wurde durch die Gährung aus dem Moſt?

Der Traubenſaft enthält namentlich zwei Subſtanzen, welche bei dem Gährungsproceß in's Gewicht fallen, nämlich Zucker, nach ſeinem Urſprung „Traubenzucker" genannt, und eine ſtickſtoffhaltige Materie — das ſogenannte „Pflanzeneiweiß". Während uns in dem Traubenzucker eine ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nach wohlgekannte Subſtanz (ſie beſteht aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff: $C_6 H_{,2} O_6$) entgegentritt, finden wir uns dem complex conſtruirten, außer jenen drei Elementen noch Stickſtoff enthaltenden Pflanzenalbumin gegenüber außer Stande, auch nur einigermaßen in den Atomenbau dieſes Körpers hineinblicken zu können.

Bei der Gährung beginnt dieſe ſtickſtoffhaltige Materie, welche, ſo lange ſie dem Pflanzenorganismus einverleibt war, durch die si dit „Lebenskraft" zuſammengehalten wurde, ſich unter dem Einfluß des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs zu zerſetzen. Nach Paſteur, einer Autorität auf dieſem Gebiet, wird jenes Zerfallen durch die Keime niederer Pflanzen (Schimmelſporen) eingeleitet, welche theilweiſe ſchon im Traubenſaft vorhanden waren, theils durch die von ihnen erfüllte Luft hineingeführt werden. Der Proceß nimmt nun ſeinen weitern Verlauf. Durch die Zerſetzung der ſtickſtoffhaltigen Materie, welche man auch als „Ferment" bezeichnet hat, wird der Traubenzucker in Mitleidenſchaft gezogen. Das Molekül deſſelben zerfällt. In welcher Art jedoch die daſſelbe zuſammenhaltende Kraft gebrochen wird, iſt bis heute noch nicht aufgeklärt. Das factiſche Ergebniß der Erſcheinung indeſſen iſt die Auflöſung des Zuckers in einfachere Verbindungen, nämlich hauptſächlich in Alkohol und Kohlenſäure. Während die letztere gasförmig entweicht, bleibt der erſte in der Flüſſigkeit gelöſt zurück. Als Product der Zerſetzung des Ferments aber finden wir in der bei der Gährung ſich abſcheidenden „Hefe" eine Pflanze der niederſten Art wieder, welche ſich, unter dem Mikroſkop betrachtet, als eine vielfach veräſtelte Enfilade von ovalen Zellen präſentirt.

Das ist in ungefähren Umrissen der Proceß, welchen der Most erleidet, um zu Wein zu werden. Zu den angeführten Bedingungen kommen noch gewisse andere als nothwendig für einen günstigen Gährungsverlauf hinzu. So ist es besonders die Temperatur, welche dabei eine Rolle spielt. Am Besten für die „geistige" Gährung eignet sich eine zwischen 10 bis 25 Grad (Celsius) liegende Wärme. Temperaturen weit darunter verhindern die Gährung; höhere jedoch lassen dieselbe einen andern „sauren" Charakter annehmen.

Die bouquetreichen Weine, wie z. B. die des Rheines, gähren zwischen 8 bis 15 Grad; die Gährung ist eine langsame, eine sogenannte „Untergährung". Bei Erhöhung der Temperatur von 15 bis 25 Grad erfolgt dieselbe stürmisch als „Obergährung" und man erhält einen zwar feurigen, aber bouquetarmen Wein. Die südlichen Weine gehören meist zu dieser Gattung.

Nach Beendigung der Hauptgährung wird der Wein einer Nachgährung, der „stillen" oder „Jungweingährung" unterworfen. In drei bis fünf Monaten ist dieselbe beendet. Je langsamer sie geleitet wird, desto wohlschmeckender das Product.

Das dritte Stadium der Weinbereitung endlich, die „Lagergährung", ist kaum mehr als solche zu bezeichnen. Bei dem Lagern entwickelt sich besonders das Bouquet, so wie der Wein auch durch das Absetzen der in ihm gelösten weinsauren Salze (Weinstein) wohlschmeckender wird.

Was trinken wir denn nun mit dem Wein? Diese Frage hat sich längst Jeder von uns vorgelegt. Rufen wir uns zu ihrer Beantwortung zunächst den Most in's Gedächtniß zurück! Die Weinbeeren sind die zuckerreichsten Früchte und dieserhalb eben wie keine anderen zur Weinfabrikation geeignet. Außerdem aber finden wir in denselben eine große Reihe von Stoffen organischer und unorganischer Natur. Zu den ersteren gehören: Albumin, Pflanzengallerte (Pectin), Gummi, Dextrin, Kleber, Gerbstoff, Farbstoff, Wachs, Pflanzenfett, Weinsäure, Aepfel- und Bernsteinsäure. Mineralische Bestandtheile dagegen sind: Kali, Kalk, Thonerde, Eisen, das nimmer fehlende, Mangan, Kochsalz, schwefelsaures Kali, phosphorsaurer Kalk, Magnesia, Kieselsäure ꝛc.

Durch die Gährung nun hat der Most, was die organischen Körper anbetrifft, eine total andere, in Anbetracht der unorganischen eine theilweise veränderte Gestalt angenommen. Wir treffen in ihm Alkohol zu 7 bis 20 Procent, Spuren von Glycerin, ferner Zucker in meist geringen Mengen an — Weinsäure etwa $0,_5$ Procent, Spuren von Essigsäure, kleine Quantitäten von Gerb- und Farbstoff, schließlich auch noch etwas Stickstoff. Mineralbestandtheile sind zu $0,_2$ bis $0,_3$ Procent vertreten und spielen dabei Phosphorsäure und Kali die Hauptrolle.

Die Zusammensetzung der tausenderlei Weine läßt sich naturgemäß nicht in einen engen Rahmen zusammenfassen. Welcher Unterschied herrscht doch zwischen dem grünlichgelben, sanftblumigen Moselwein und dem Feuer des würzigen Tokayers — zwischen den hochedlen Weinen des Rheingaus, als Johannisberger, Rauenthaler, Markobrunner, Rüdesheimer, und den so sehr verschiedenen Weinen Frankreichs, dem mildherben Bordeaux, dem geistigen Burgunder, den Weinen endlich der Champagne, diesen „vins soyeux" voll Feinheit und Delicatesse, voll schnell zu Kopf steigendem und eben so schnell wieder verfliegendem „Esprit"!

Italiens Weine, oft herb und süß zugleich, oft ungemein feurig und bouquetreich, wie der Purpursaft vom Monte Pulciano, oder jener erstberangte Lacrimae Christi aus der Umgegend des Vesuv — sie unterscheiden sich wiederum von den vorigen. Eben so sind die griechischen Weine, als der von Chios, oder der goldgelbe Cypser, anders geartet Im Allgemeinen findet man die südlichen Weine zucker- und alkoholreicher, aber weniger blumig als die der nördlichen Zone. Spanien, Portugal, Madeira, das Cap, Asien, Amerika — sie produciren alle ihre bekannten Weine; die jüngsten Reben sind die Australiens.

Aber alle Weine, mögen sie auch noch so verschiedenartig sein, alle haben sie das eine Gemeinsame an sich, das ein Band um die Herzen der Menschen schlingt. Alle sind sie die Nährer der Freude, der Glückseligkeit, die Vertreiber der Sorgen, die Erzeuger des Frohsinns. Und wie sie dem Gesunden glückliche, von Illusionen durchwebte Stunden bereiten, so tragen sie tröstend und belebend dem Kranken Stärkung zu. Als ein Beispiel für diese stärkenden Weine ist besonders der Tokayer zu nennen, und zwar verdankt derselbe seine Eigenschaften dem hohen Alkoholgehalt, der großen Menge anregender Extractivstoffe, der bedeutenden Quantität endlich an gebundener Phosphorsäure. Der Wein nährt natürlich in keinem Fall, er ist kein Nahrungsmittel in des Wortes alltäglichem Sinn, aber er vermag unter Umständen mehr als sämmtliche sogenannte Nahrungsmittel, nämlich die ihren Dienst versagenden Nerven wieder neu zu beleben und den Magen zu bewegen, neue Nahrung aufzunehmen.

Wir werden im Laufe unserer Plaudereien unwillkürlich auf ein nicht uninteressantes Capitel in der Geschichte des Weines geführt, ein Capitel, welches sich mit jeder neuen Weinauflage, mit jedem neuen Jahr vergrößert — auf die „Weinverbesserung" nämlich.

„Ars longa!" Alt, uralt ist die Kunst der Weinverfälschung. Wir lesen die Klagen über die „vinarii" bereits im Plinius. Auch andere Schriftsteller aus der classischen Periode, als Plutarch, Hippokrates ꝛc. thun der edlen Kunst Erwähnung. Heute ist diese nun zu einer recht üppigen Blüthe emporgekommen. In gewissen Fällen allerdings unterstützt sie mehr oder minder die Natur und dann ist sie in der That eine verbessernde und erlaubte. So kann man den Zusatz von Traubenzucker zu zuckerarmem Most in vielen Fällen nur als wirkliche Verbesserung anerkennen. Wie häufig jedoch diese ziemlich alte Methode, nach ihrem Erfinder Chaptal als „Chaptalisiren" bezeichnet, heutzutage in Anwendung kommt, kann man ungefähr daraus bemessen, daß einer der großartigsten Industriezweige unserer Zeit — die Traubenzuckerfabrikation aus Kartoffelstärke — fast einzig und allein für die Zwecke der Weinproducenten arbeitet.

Dem genannten Verfahren ähnlich ist das „Gallisiren" („Petiotisiren"). Das sogenannte „Scheelisiren" (Scheel hieß der geniale Entdecker des Glycerins) besteht in einem Zusatz von Glycerin zum fertigen Wein, welcher dadurch haltbarer, süßer und vollmündiger wird.

Wir können uns, die Geschichte des Weines in dieser Richtung weiter verfolgend, nur in knappster Weise über das große Gebiet der Verbesserungen aussprechen. So wird z. B. der Wein durch Kreide entsäuert, durch Hausenblase, Leim und andere Mittel geklärt, „geschönt", durch Alkoholzusatz geistig gemacht ꝛc.

Aber außer diesen Verbesserungsarten, die in der That solche sein

können und im großen Ganzen einen unſchuldigen Charakter beſitzen, gedeiht in ungezwungenſter Ueppigkeit ein ganzes Heer von wahrhaften Fälſchungsmethoden. Nicht allein, daß man gewiſſe ausländiſche große Weine durch Zuſatz von aromatiſchen Eſſenzen, Zucker und Alkohol zu einheimiſchem Gewächs ſchlechter Qualität nachahmt, ſondern dieſe Induſtrie iſt bereits ſo weit ausgebildet, Weine wie Madeira, Xeres, Portwein, Tokayer u. A. zu erzeugen, ohne daß auch nur eine Spur wahren Weines in denſelben enthalten wäre. So wird z. B. in Bayern Malaga in enormen Quantitäten fabricirt. Es exiſtiren große Reihen erbaulicher Vorſchriften zur Weindarſtellung aus Roſinen, Honig, Zucker, ja ſogar aus Kartoffelſtärke unter Zuſatz von weinſaurem Kali, Kochſalz, Galläpfeln u. ſ. w.

Und all' dieſe „Weine" werden fröhlich getrunken, denn es giebt der Trinker viele, aber nur wenige Kenner. Um ſchließlich die künſtliche Färbung der Weine zu berühren, ſo iſt dieſelbe zu bekannt. Jedermann weiß, daß blaſſem Rothwein mit allen möglichen Farbſtoffen, z. B. aus den Früchten der Heidel- und Attichbeeren, des Hollunders, der Maulbeeren, ferner aus den Malvenblüthen, rothen Rüben u. a. auf die Beine geholfen wird. Das Auge verlangt eine Farbe und „mundus vult decipi".

Eines der anziehendſten Themata in der Fälſchungskunſt des Weines iſt die artificielle Darſtellung der „Blume". Sie iſt ein Kind der neuſten Zeit. Chemiker wie Liebig, Geiger, Pelouze, Berthelot, Dumas u. A. haben ſich eingehend mit der Unterſuchung des Weinbouquets befaßt und intereſſante Beiträge zur Kenntniß deſſelben geliefert. Man fand in dem Parfüm des Weines gewiſſe Aetherarten, wie Eſſigäther, Oenanthäther, Butteräther, Baldrianſäureäther ꝛc. Während jene Gelehrten indeſſen anerkannten, daß ſie damit noch lange nicht die Seele der flüchtigen Weinblume gefunden hätten, geſchweige denn Das nachzubilden verſtänden, was dichtend die Natur geſchaffen, ergriffen die Weinfälſcher mit beiden Händen dieſe Entdeckung, um ſie liebend zu einem Induſtriezweige heranzuziehen. So findet man heute in Preisliſten der Eſſenzenfabriken Bouquets für die verſchiedenſten Weine in holder Ungenirtheit aufgeführt. Schlechten Weinjahren, wie dem vorigen z. B., wird dadurch in einer für die Producenten erfreulichen Weiſe unter die Arme gegriffen, und das Publicum trinkt ſpäter mit Behagen unter weiß Gott welcher Etiquette den 1873er.

Bei des Weines Blume angelangt, glauben wir eine paſſende Gelegenheit zu finden, unſere vielleicht ſchon zu langen Plaudereien zu beendigen. Die den Wein umgebende Poeſie gipfelt im Preiſe ſeiner Blume. In der That dürfte ſich unter uns auch wol ſchwerlich Jemand finden, der dem duftigen Zauber unſerer Rheinweine zu widerſtehen vermöchte. Wem es vergönnt war, bei einer feinen Marke edlen Rauenthalers oder gar des königlichen Johannisbergers ſeiner Phantaſie nachzuhängen, dem wird Verſtändniß aufgegangen ſein für dieſes hohe Geſchenk der Natur. „Wein, Weib und Geſang!" Weſſen Herz hätte nicht einmal den ganzen Reiz dieſes Dreigeſtirns in ſeinem Leben empfunden? Gewiß, ſo arm iſt Keiner unter uns; und wenn er es wäre . . . nun, „trinkt Wein, das iſt mein alter Spruch, und ſoll auch ſtets mein neuer ſein" ſingt Hafis. Wer zum Weinglaſe greift, dem werden auch Lied und Liebe nicht fehlen!

Guſtav Heyer.

Zwei Büſten.

Erzählung von **Hans Marbach.**

I.

M. . . . d. 1. Mai 1855.

Lieber Ernſt!

Daß ich ſeit vier Jahren der glücklichſte Ehemann zwiſchen dem Süd- und Nordpole bin, wirſt Du wol erfahren haben. Wenn Du ſonſt nicht viel Rühmendes über mich gehört, oder in den Zeitungen geleſen haſt, daß ein junger Dichter meines Namens den deutſchen Büchertiſch durch Productionen, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen, bereichert habe — worauf Du nach den fabelhaften Plänen, die ich oft vor Deinen ſtaunenden und geduldigen Ohren bis in die ſpäte Nachtzeit hinein, beim feurigen Safte der Rebe und der Gerſte entwickelt habe, wol gefaßt ſein konnteſt — ſo hat das eben ſeinen Hauptgrund in beſagtem Umſtande, daß ich den ungeheuren Taumel gehabt habe, die ſchönſte, graziöſeſte, liebwertheſte, geiſtreichſte, unterrichtetſte, großherzigſte, mit einem Worte die vollkommenſte Frau unſeres Planeten heimzuführen, das Ideal eines Weibes, wie es die ergiebigſte Phantaſie des verwegenſten Dichters nur erträumen kann. Wenn ſolch' ein armes Poetlein eine ſolche Göttin auf Erden findet, in Fleiſch und Blut, lebend und athmend, ſprechend und ſingend und, was mehr iſt als das Alles — denn wenn er ſie nur fände und ſich nicht aneignen dürfte, ſo bliebe ihm weiter gar nichts übrig, als ſeine Cravatte ſo feſt umzubinden, daß ihm auf immer das Seufzen verginge — nein, wenn er ſie findet, um ſie zu behalten, nicht nur weil er ſie um jeden Preis beſitzen muß, ſondern weil ſie ſelbſt ihm angehören will, weil ſie ihn liebt, ſich ihm mit Leib und Seele giebt, um ihn jede Minute ſeines Daſeins auf's Neue zu beglücken — dann wird beſagtes Poetlein ſich vor der Hand der ſehr undankbaren Aufgabe entziehen, mit der Natur concurriren zu wollen und Ideale auf dem Papiere zu verwirklichen. Er wird ſeine Feder trocknen laſſen, wie in der reizenden Erzählung unſeres ci-devant Lieblingspoeten Alfred's de Muſſet der Sohn des Titian ſeinen Pinſel.

Doch, indem ich Dir mit wenigen kecken Strichen das ungeſchmeichelte Portrait meiner Gattin entwarf, hatte ich nicht die Abſicht, wie ein eitler Leonatus (ſiehe Cymbeline!) mit meinem Glücke zu prahlen, ſondern die, den Intentionen jenes vorlauten Ehemannes ganz entgegengeſetzte, Dich, den Hörer ſelbſt, in dieſes unvergleichliche Weſen verliebt zu machen. Allerdings nicht Dich als Menſchen, ſondern Dich als Künſtler — denn Euer einer iſt einmal nur nutzbar zu machen, wenn er verliebt iſt. Nun alſo kurz! Wir, meine Frau und ich, haben einen

Marmorblock in Carrara eigenhändig brechen lassen und denselben hierher nach M. . . . transportirt, wo unsere Irrfahrten ein Ziel gefunden haben. Dieser Block wurde dazu bestimmt, unsere neue Häuslichkeit zu schmücken, natürlich nachdem er erst durch Künstlerhand Form und Leben erhalten hatte. Es entstanden nun zwei Fragen, erstens die: welche Gestalt der Marmor annehmen solle, um am meisten unser Herz zu ergötzen. Bezüglich darauf wurde mir nun sehr bald klar, daß keine andere Form aus dieser weißen, feinkörnigen Materie sich entwickeln dürfe, als das Köpfchen meiner Frau, damit ihre Züge unverändert im Prangen ewiger Jugend der Nachwelt erhalten bleiben — und damit, wenn es mir wirklich nicht vergönnt sein sollte, meinen Namen als Unterschrift unter unsterbliche Werke in das Stammbuch der Menschheit einzutragen, dieselbe mich wenigstens unbekannterweise als den Gatten des herrlichsten Weibes still beneide. Zweitens war nicht nur die Frage, sondern auch der sehr streitige Punkt der, wessen künstlerischer Hand diese schwierige und erhabene Aufgabe anvertraut werden solle und wir wären wahrscheinlich darüber noch nicht im Reinen, wenn nicht der Besuch unseres gemeinschaftlichen Freundes Helldorf, dieses unfehlbaren Kenners der Schönheit, Alles schnell entschieden hätte. Er erzählte uns nämlich ganz zufällig, als er Deine Photographie in meinem Album entdeckte, daß er Dich in Italien kennen gelernt, daß er Dein Talent im höchsten Grade schätze, daß Du in einem rapiden Fortschreiten begriffen und auf dem geraden Wege seist, ein christlich-germanischer Phidias zu werden. — Wenn Dich also die durchaus nicht überschwengliche Schilderung meiner Gattin und der untadelhafteste carrarische Marmor reizen können, so schlüpfe ungesäumt in den Bauch der Dampfschlange und laß Dich zu uns winden. Dein Bett ist bereitet, ein nach Norden gelegenes Zimmer mit großem Fenster befindet sich in unserm Häuschen, Du erhöhst die Freuden unseres Mahles, Du genießest mit uns die reizenden Naturumgebungen und die mannigfachen vorzüglichen Kunstschätze unseres jetzigen Heimatortes und um als alte Freunde auch offen über einen nicht unwichtigen, aber zarten Punkt zu sprechen — wenn Dein Werk vollendet sein wird, sollst Du finden, daß ich zwar im Einnehmen, Gott sei Dank! eine Art Capitalist geworden bin, im Ausgeben aber noch etwas vom Künstler an mir habe. Und nun lebe wohl und komm! Coelestine — so heißt meine Frau, vermuthlich weil ihre Eltern bei der Taufe ahnten, daß jeder andere Name für diese Tochter nicht passen würde — Coelestine vereinigt ihre Bitten mit den meinigen und grüßt Dich herzlich als alten Bekannten, denn sie will auch von meiner Vergangenheit ihr Theil haben. Zwar behauptet sie, ihr Gesicht eigne sich nicht für den Marmor und vielleicht hat sie Recht, denn ihre Schönheit wird immer noch übertroffen von ihrer Anmuth und diese liegt bekanntlich in der Bewegung, aber — nun, Du wirst ja selber urtheilen und sehen, was sich machen läßt; komm nur

zu Deinem

Siegmund.

Ernst las diesen langen, sauber geschriebenen Brief, dessen Empfang ihn in emsiger Arbeit unterbrochen hatte, bedächtig durch und sein ohnehin heiteres, offenes Gesicht erleuchtete sich noch mehr während der Lectüre, er lachte sogar einigemal höchst vergnügt auf. Dann steckte er den Brief sorgfältig zusammengefaltet wieder in's Couvert und dieses in die Brusttasche seines an der Wand hängenden Rockes. Hierauf machte er sich unverzüglich mit einer gewissen ruhigen Eile daran leinene Lappen in Wasser anzufeuchten, und sie um das weiche thönerne Figürchen, an dem er modellirt hatte, zu wickeln. Damit fertig, streifte er die weißbestäubte Jacke ab, wusch, kämmte und kleidete sich mit der größten Sorgfalt, was er besonders gern that, wenn er außergewöhnlich guter Laune war, stieg dann, ein Liedchen pfeifend, federleicht die gebrechliche und steile hölzerne Freitreppe hinab, die aus seiner Werkstatt auf einen engen Hof führte, und gewann die Straße. Aus dem abgelegenen, öden Stadttheile, in dem sich das Atelier befand, lenkte Ernst seine Schritte nach dem eleganten, lebhaften Viertel, in dem er seine Mußestunden zuzubringen pflegte. Je fröhlicher er gestimmt war, ein um so dichteres Menschengewühl suchte er gewöhnlich auf. Diesmal setzte er sich mitten unter den Linden vor eines der Kaffeehäuser. Das wärmste Maiwetter, die sonnigste Abendfeierstunde hatten ganz Berlin auf die Straße gelockt. Ernst bemächtigte sich eines leeren Stuhles, zwischen zwei verbissenen Zeitungslesern, weil er sich durch allzuverständliches Geplauder nicht in seinen Gedanken stören lassen wollte; ließ sich eine Tasse Kaffee eingießen und zündete die veritable Havannah an, die er soeben um einen außergewöhnlich hohen Preis erstanden hatte.

II.

Es konnte ihm auch wirklich nichts gelegener kommen, als ein solcher Brief.

Ernst hatte in der That, wie Siegmund voraussetzte, seiner Zeit erfahren, daß dieser gute Freund sich verheirathet habe. Allerdings war er von dem freudigen Ereignisse nicht durch eine officielle Anzeige unterrichtet worden, denn er hatte schon mehrere Jahre vor demselben Siegmund nicht mehr zu Gesicht bekommen und, so viele vergnügte und vertraute Stunden sie mit einander verlebt hatten, war ihnen kein Bedürfniß gewesen, ihren Umgang auch schriftlich fortzusetzen. Von der Jugend besonders gilt das Wort: aus den Augen, aus dem Sinn. Die Jugend, der Alles frisch und reizend erscheint, hat nicht Zeit und Lust, sich zu erinnern; um die Gegenwart in sich aufzunehmen und die Zukunft zu erhaschen, schiebt sie die Vergangenheit einstweilen zurück und bedient sich des unvermerkt aufgehäuften Schatzes erst dann, wenn ihr die Gegenwart nichts Neues und die Zukunft nichts Unerwartetes mehr bieten, oder, besser gesagt, wenn sie ihre Aneignungsfähigkeit erschöpft fühlt.

Ueberdem hatte Ernst gerade zu dieser Periode in Italien gelebt und den gewaltigsten künstlerischen Gährungsproceß in sich durchgemacht

Er hatte daher den lustigen Kameraden fast ganz vergessen; erst durch die Nachricht von seiner Vermälung war ihm derselbe wieder lebhaft in's Gedächtniß gerufen worden. Der emphatische Ton, in welchem der Briefschreiber von seiner jungen Gattin sprach, schien Dem, der den Gegenstand dieses Lobes kannte, durchaus nicht übertrieben; und dem entsprechend war über diese Heirath von den verschiedensten Seiten so viel geredet worden, daß die Kunde davon bis nach Rom, zu den Ohren Ernst's gedrungen war. Sie hatte ihn um so mehr interessirt, als er selbst zufällig — sein Freund schien davon keine Ahnung zu haben — die jetzige Frau desselben persönlich kennen gelernt, und trotz der nur flüchtigen Begegnung, einen tiefen Eindruck von ihrer Erscheinung erhalten hatte.

Er war nämlich, etwa ein halbes Jahr vor der Vermälung Siegmunds, auf seiner Reise nach Italien durch M. . . . gekommen und hatte dort einen alten Freund seines Vaters aufgesucht, einen bekannten belletristischen Schriftsteller und Professor an der Universität. Als Ernst bei ihm anfragte, las derselbe eben, laut Angabe der öffnenden Magd, ein Privatissimum in seiner Stube. Da er aber erfuhr, daß der Sohn seines Freundes auf der Durchreise ihn zu sprechen wünsche, ließ er sich stören und Ernst wurde in das Studirzimmer geführt. Da sah er denn statt eines oder mehrerer Studenten, auf die er gefaßt war, eine jugendliche weibliche Gestalt mit dunklem Lockenköpfchen auf dem Sophaplatz, bei deren Anblick ihm sofort alles Blut nach dem Herzen strömte. Er war bei der freundlichen Anrede des Professors ganz verwirrt und antwortete sehr confus auf dessen theilnehmende Erkundigungen nach seiner Familie. Zwar wurde er der lieblichen Studirenden vorgestellt, wagte aber nicht, sie direct anzureden, und weil der Professor viel zu fragen hatte, so blieb sie unbetheiligt am Gespräch. Nur verstohlen streiften Ernst's Blicke manchmal ihr Gesichtchen und da bemerkte er, daß zwei glänzende braune Augen auf ihn gerichtet waren, ungefähr mit der naiven Unschuld und Neugierde, mit der ein junges Reh den Wanderer betrachtet, der es in seiner Waldeinsamkeit überrascht hat. Was er sonst noch auf diesen flüchtigen Streifzügen seiner Blicke wahrnahm, er hätte es später nicht detailliren können, wenn er auch dieses Gesicht stets unter tausend anderen wieder erkannt haben würde; denn es giebt Züge von solchem Ausdruck, daß man von ihnen fast nur einen seelischen Eindruck empfindet, ohne sich zunächst über die Einzelheiten der sinnlichen Wahrnehmung ein klares Bewußtsein schaffen zu können: wie die Meisterwerke der Tonkunst in denen, welche sie zum ersten Male hören, nur eine beseligende Stimmung erwecken, die lange nachschallt, während doch die einzelnen Melodien nicht in der Erinnerung deutlich sind.

Da Ernst ziemlich gegen das Ende der Stunde gekommen war, so erhob sich Coelestine bald zum Fortgehen, um die ihr zugemessene Zeit nicht zu überschreiten und Ernst blieb mit dem Professor allein.

„Nun was sagen Sie zu meiner Schülerin," rief dieser triumphirend, als kaum die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte.

„Sie hat wundervolle Augen", antwortete Ernst.

„Nicht wahr? Ja, ja! Das nannten die Griechen das weinende Lachen. Diesen Beinamen hatten sie der Phryne gegeben, diesem Weibe, das wol den meisten Männern und den besten, die je gelebt haben, die Sinne verwirrt hat: und ihre zauberhafte Wirkung soll sie vielmehr diesen weinend-lachenden Augen verdankt haben, als selbst ihrer vollendet schönen Gestalt, mit der sie jedes Jahr einmal, bei den großen olympischen Festen, vor dem versammelten Griechenvolke in's Meer steigen mußte. — Coelestine ist überhaupt" — fuhr der Professor eifrig fort, da er merkte, wie sehr dieser Gegenstand Ernst interessirte — „ein Wesen, das gewisse Aehnlichkeit mit den Koryphäinnen den sogenannten Hetären der Alten hat. Nur daß ihr zu all' den Reizen, die jene besessen haben sollen, noch der edelste und unwiderstehlichste Reiz verliehen ist, der Reiz der Unschuld. Aber im Uebrigen ist ihre ganze Natur und ihre Erziehung, zu der sie allerdings durch eine vortreffliche Mutter angeleitet wird, die sie aber mit bewunderungswürdiger Energie an sich zur Durchführung bringt, darauf angelegt, als wolle sie einmal Alles was männlich ist besiegen und unterjochen. Denn sie scheint eben so genau wie Phryne und Aspasia zu wissen, daß Schönheit und Anmuth allein es nicht thun und daß es mit der sogenannten Naivetät so eine Sache ist. Das zieht an, aber es hält nicht fest; es übt auf die Meisten die Wirkung eines hübschen Bilderräthsels, das sie sich wohlgefällig einen Augenblick ansehen, aber zu errathen die Mühe scheuen. Wer fesseln und sich aneignen will, muß verständlich sein, wie ein vollendetes Kunstwerk; und dazu gehört, daß er sich auszudrücken, seinen ganzen Inhalt darzulegen vermag. Das ist die Aufgabe, die sich meine Schülerin gestellt hat, mit Bewußtsein, wenn auch vielleicht nicht mit Absicht. Und sie wird ihr Ziel erreichen. In diesem achtzehnjährigen Köpfchen stecken Gedanken, daß man eine ganze Mandel Studentengehirne damit befruchten könnte. Was sie Alles gelernt hat und lernt, ist unglaublich; und sie lernt nicht wie ein Staar oder ein Jurist, der's Examen machen soll. Sie besitzt vor Allem das Talent Lehrer zu finden, worauf so viel ankommt, wenn Einer nicht Rechenpfennige statt Geld aufspeichern will; und dann hat sie die Gabe, Jedem sein Bestes herauszulocken, er mag wollen oder nicht und das ist auch nicht leicht, denn die Mehrzahl der Menschen und oft die Tüchtigsten haben eine wahre Angst davor ihre innerste schwererrungene Herzensmeinung zu Tage zu fördern und geben im Sprechen und Dociren nur das aus, was sie selbst auf bequeme Weise sich angeeignet haben, gerade wie die meisten Leute schöne und werthvolle Geldstücke möglichst lange im Beutel behalten und nur die abgegriffenen geringen Münzen gern coursiren lassen. So habe ich auch daran genußt, ihr mein bischen Griechisch beizubringen, obgleich ich seit dreißig Jahren keine Privatstunden mehr gegeben habe. Ich studire mit ihr den Homer, denken Sie sich! und es ist mir, der ich seit fünfundzwanzig Jahren jedes Wintersemester mein Colleg über diesen poeta poetarum abhasple, als wenn ich ihn jetzt zum ersten Male lese.

Das sind keine Hexameter mehr, auf denen unsere plumpen Philologenzungen herumreiten, wie der Bauerlümmel auf dem Pegasus, das sind die klarsten, farbenreichsten Bilder, die einfachste, edelste Natur- und Weltanschauung, die reinsten, wahrsten Empfindungen und vor Allem Liebe! Die ganze fröhliche Götterwelt, der Zorn der Peliden, der Kampf um Troja, die Irrfahrten des Odysseus, Alles bewegt sich um die eine Angel: Liebe! Den ersten und vollendetsten Romandichter könnte man den Homer nennen — das würde noch lange nicht so lächerlich klingen, als wenn sich unsere modernen Romanfabrikanten Epiker tituliren."

Da der Professor nach diesen Worten eine Prise nahm, so sagte Ernst in bescheidenem Tone: „Merkwürdig!"

„Ja, und was das Merkwürdigste ist, sie hat doch bei alledem keine Absicht, wenigstens keine Nebenabsichten; wie gesagt, die Unschuld selbst. Sie hat es freilich auch nicht nöthig, zu speculiren, denn sie ist von Hause aus vermögend. Aber glauben Sie, daß sie vorderhand auch nur daran denkt, eine ihren Verhältnissen und Vorzügen angemessene Partie zu machen? Sie ist schon jetzt belagert von allen jungen Leuten aus der Gesellschaft. Ihre Mutter, die Wittwe ist, gönnt Jedem gern den Zutritt. Sie kennt ja keinen größern Stolz, als ihre Coelestine bewundert zu sehen und nebenbei selbst den Verkehr mit gebildeten, angenehmen Männern zu genießen. Man würde ihr übrigens auch das Haus stürmen, wenn sie die Thür nicht freiwillig öffnen wollte. Es ist ein förmliches Wettlaufen. Alle sind verliebt, wie die Narren. Coelestine erhält Ständchen in allen Tonarten und Gedichte, daß Apollo selbst in der Dichtkunst ein Haar finden würde, wenn er sie läse."

Der Professor unterbrach sich unerwarteter Weise schon wieder, diesmal nicht um zu schnupfen, sondern um Ernst scharf zu fixiren, als wenn ihm in Bezug auf diesen ein guter Einfall gekommen wäre.

Ernst schwankte noch, ob er die Pause abermals benutzen und eine Bemerkung riskiren solle, als der Professor auch schon wieder begann und offenbar der Idee Worte verlieh, die ihm soeben den Sinn durchkreuzt hatte: „Sie wären ein Mann für Coelestine, Sie! Sie!"

„Ich!" rief Ernst im höchsten Grade verwundert.

„Warum nicht! Sie sind jung, hübsch, talentvoll; ich kenne Sie von der Wiege her; Sie haben das beste Herz von der Welt, die Liebe zum Schönen ist Ihnen angeboren — Sie wären im Stande, alle Tugenden meiner Coelestine zu würdigen, dieses engelgleiche Geschöpf glücklich zu machen."

Ernst konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen: „Ich bin ja erst zweiundzwanzig und ein halbes Jahr alt, Herr Professor. Und außerdem besitze ich nichts in dieser Welt, als guten Willen und Hoffnung."

„Ach was! Andere Leute besitzen auch nichts und am allerwenigsten Hoffnung und guten Willen und gerade diese haben die allermeiste Chance, bei dem wunderlichen Mädchen zu reussiren. Denken Sie sich, da läuft hier so ein Gelbschnabel herum, ein naseweiser Bursch, ein

Taugenichts, ein Doctor der Philosophie, der nichts gelernt hat und nichts thut, als von Zeit zu Zeit ein paar schlechte Verse drechseln und ein Feuilletonartikelchen zusammenflicken; dieser Mensch hat sich bei den Leutchen eingeschlichen, hat der Alten durch tolle Schmeichelei den Kopf verdreht und das Hirn der Jungen mit poetischem Weihrauch umnebelt. Der ist drauf und dran, die Hand Coelestinens zu erhalten."

„Ach!" sagte Ernst mit tiefem Bedauern.

„Ja, Siegmund heißt er."

„Siegmund?"

„Siegmund! Kennen Sie ihn?"

„Nein."

Einige Stunden später war Ernst wieder unterwegs. Er dachte an die weinendlachenden Augen und an Alles, was er über Coelestine gehört hatte.

Er dachte an seinen guten Freund Siegmund und machte sich leise Vorwürfe darüber, daß er denselben nicht gegen die harte Beurtheilung des Professors in Schutz genommen, ihn geradezu verleugnet habe. Mit welchen Argumenten hätte er ihn aber vertheidigen sollen? Er war mit dem um einige Jahre älteren Siegmund bekannt geworden, als dieser, der keine Familie, keine feste Stellung und keine eigentliche Heimat hatte, sich einige Zeit in der größern Mittelstadt aufhielt, wo Ernst geboren war und noch als zwanzigjähriger Jüngling im Hause seines Vaters lebte. Ernst hatte damals vor noch nicht zu langer Zeit das Gymnasium absolvirt und knetete mit jugendlichem Feuereifer die ersten Thonklumpen zur großen Besorgniß seines Vaters, der gern einen rentablen Mediciner aus ihm gemacht hätte. Aber Ernst wollte nun einmal lieber aus Erde menschliche Gestalten formen, die wenigstens so aussähen, als wenn sie beseelte Wesen wären, als behülflich sein, das geistvollste Wesen der Schöpfung, welches wir kennen, wieder in todten Stoff zu verwandeln.

Ernst hatte sich im Vollbewußtsein seines neuen Berufes einer Gesellschaft von jungen Leuten angeschlossen, welche alle ähnliche Zwecke im Felde der Wissenschaft und Kunst verfolgten und sich unter einander in ihrem idealen Streben wacker unterstützten durch ungeheuchelte, gegenseitige Bewunderung ihrer Absichten und Versuche. Die dazu nöthige Begeisterung wurde bei den heiteren, abendlichen Zusammenkünften durch Zechen und Singen im Schwunge erhalten. Eines der hervorragendsten Mitglieder dieses Kreises hoffnungsvoller, junger Männer war Siegmund gewesen. Er zeichnete sich schon äußerlich vortheilhaft aus vor manchem Anderen seiner Genossen, die gerade durch Vernachlässigung des Decorum ihre naturwüchsige Genialität zu documentiren glaubten, indem er stets in gewählter Kleidung und mit den angenehmsten Manieren auftrat. Begünstigt wurde er darin durch sein hübsches Gesicht mit den feinen, regelmäßigen Zügen, durch seine schlanke, elegante Gestalt und die fast weiblich zarten Hände und Füße. Zu diesem gewinnenden Aeußern gesellte sich ein Vorrath von Kenntnissen, den er im Gespräche

auszubreiten und auf die mannigfaltigste Weise zu verwerthen verstand. Er besaß die unwiderstehlichste Beredsamkeit und wußte in jedem Wortgefechte zu siegen, indem er auf die Gegengründe des Andern einfach nicht hörte, wenn er ihn überhaupt zu Worte kommen ließ. Hauptsächlich faßte er die Dinge von der scherzhaften Seite auf und jede Erscheinung, die in seinen Gesichtskreis trat, gab ihm Anlaß zu einem Witz. Aber er wandte seine Gabe, Alles in's Lächerliche zu ziehen, selten auf anwesende Personen an und verletzte nicht leicht Jemand durch persönlichen Spott. Uebrigens verstand er auch, wenn Noth an Mann kam, über ernsthafte Dinge ganz ernsthaft zu schwatzen und es ereignete sich da nicht selten, daß er am Ende eines Discurses von Dem, was er am Anfang behauptet, gerade das Gegentheil mit Glanz bewiesen hatte. Sein ansprechendes Wesen, sein harmloser Witz machten ihn zum beliebten Gesellschafter, einige seiner guten Freunde nannten ihn einen genialen Kerl. Andere freilich verglichen die Art, wie er seine geistigen Anlagen benutzte, mit der Geschicklichkeit japanesischer Gaukler, die aus einem simpeln Papierfächer eine staunenswerthe Menge der verschiedensten Figuren, einen Sonnenschirm, einen Schmetterling, einen Hut, einen Trichter, kurz alles mögliche zu machen verstehen. Einiges Bedenken über ihn erregte auch der Umstand, daß Niemand eigentlich wußte, wo Siegmund her war, und von was er existire. Er ließ viel drauf gehen und nährte sich vorzugsweise von Delicatessen und Champagner. Jedenfalls besaß er die Gabe, sich Credit zu verschaffen — dabei beruhigten sich die Meisten. Auch darüber, ob er eigentlich etwas leiste, war man nicht recht im Klaren. Er nannte sich Doctor der Philosophie und war Schriftsteller, d. h. er schrieb zu seinem eigenen Vergnügen und zur Erbauung eines intimen Freundescirkels lyrische und dramatische Dichtungen und für das Bedürfniß einiger Winkelblätter der Provinz, Theaterkritiken und Feuilletonartikel, von welchen man aber nie etwas zu sehen bekam. — Im Allgemeinen erfreute er sich der Freundschaft und Achtung seiner Kameraden. — Die Jugend hat aber ihren eigenen Maßstab, den sie, wie zuletzt jeder Urtheilende, nach sich selbst bestimmt. Da sie vorzüglich durch Persönlichkeit wirkt und nicht durch Leistungsfähigkeit, so beurtheilt sie auch Andere fast nur nach jener. — Ernst hatte wol gefühlt, daß der Professor Siegmund von einem andern Standpunkt aus messe als er und daß es nicht viel nützen würde, ihm den seinigen entgegenzuhalten.

Solche Gedanken beschäftigten Ernst auf seiner Weiterreise. Nach und nach mischten sich andere Bilder ein, er dachte an seine Vergangenheit überhaupt, dann an seine Aussichten und Hoffnungen, dann an das gelobte Land der Schönheit, welches seine Thore vor ihm öffnete und als er über die Alpen kam und die Sonne Italiens seinen Weg erleuchtete, hatte er den Professor, Coelestine, Siegmund, die Vaterstadt und die erste Lehrzeit vergessen und seine Seele tauchte unter in Wonne und Sehnsucht.

Wieder war die flüchtige, feenhafte Erscheinung des seltsamen Mädchens und mit ihr das Bild seines Freundes ihm in die Erinnerung

getreten, als er von Beider Vermählung hörte. — Er hat sein Glück gemacht, war Ernst's erster Gedanke. Dabei empfand er etwas wie Neid, dessen er sich schämte. Seitdem dachte er manchmal von selbst an das verbundene Paar, er stellte Das, was er von Coelestine gehört hatte, zusammen mit Dem, was er von Siegmund wußte; er fragte sich, wie die Zwei wol mit einander leben möchten und wurde neugierig darauf, sie einmal vereint wieder zu sehen. — Inzwischen bildete er sich im Innern stetig weiter an der großen Welt, die ihn umgab. Seine Anschauungen klärten sich, seine Principien festeten sich durch Erfahrung, seine Geschicklichkeit wurde Bestimmtheit. Es kam endlich eine Zeit, wo er fühlte, er dürfe nun nicht länger durch Vergleichen und Verbessern lernen, sondern durch Ueben und Ausführen. Damit kann man aber in Italien nicht den Anfang machen, denn gegenüber den Meisterwerken der Kunst verliert Der, welcher sie ganz zu würdigen versteht, und nicht auf der Stufe der Nachahmung zu bleiben bestimmt ist, leicht den Muth, selbstständig zu schaffen. In diesem Bewußtsein schnürte Ernst sein Bündel und ging in's Vaterland zurück, wo er weniger durch den Anblick vollendeter Kunstwerke gedemüthigt wurde, sondern im Gegentheil aus dem Munde jeder Monumentalstatue die stumme, aber dringende Aufforderung vernahm, endlich einmal etwas Gutes zu leisten. Um diese ermunternden Stimmen recht deutlich zu hören, wendete er sich nach Berlin. Hier arbeitete er nun seit einiger Zeit in der Stille emsig an der Ausführung eigener Entwürfe, um dem — in Siegmund's Briefe erwähnten — Kunstkenner Helldorf, der sein Talent mit sicherm Blick entdeckt hatte und ihn in der uneigennützigsten Weise die Mittel gewährte, frei zu arbeiten, einige Proben seiner Kunstfertigkeit und seiner Dankbarkeit übergeben zu können. Beliebige Bestellungen hätte er jetzt, wo es ihm darauf ankam, seine eigenen Ideen einmal versuchsweise zu gestalten, nicht angenommen; kam aber auch nicht in die Verlegenheit, welche ablehnen zu müssen. Er war eben noch nicht berühmt; er stand noch mit einem Fuße in dem fabelhaften Lande, von den Franzosen la Bohème genannt, in welchem der Himmel ewig blau und der Boden ewig ein Morast ist. Was ihn nun in dieser seiner unbeschränkten Thätigkeit nicht recht fortkommen ließ, war erstens der Umstand, daß er wol Ideen hatte, aber keine Modelle, wenigstens nicht solche, die ihn gereizt, gefördert hätten, durch die er sich hätte an der Natur emporranken können. Es ist eine schwierige, oft verzweifelte Lage für jeden Künstler, wenn er alle Begeisterung aus sich selbst schöpfen soll, wenn er immer genöthigt ist, die Natur zu corrigiren und zu veredeln, um etwas Schönes zu Stande zu bringen. In solchen Ländern, wo die Natur dem Künstler nicht entgegenkommt, ihn nicht erzieht, da entstehen jene falschen Idealisten, die den Himmel veilchenblau anstreichen und die Menschen rosenroth. — Zweitens wollte Ernst, ehe er seiner Sache nicht ganz sicher war, seinen großmüthigen Gönner nicht um Marmor ersuchen und begnügte sich daher, wenn auch ungern, mit Thon und Gips. So hoch Ernst endlich die sich selbst bestimmende Thätigkeit schätzte, so wußte er doch recht gut, daß das Stre-

ben nach bestimmten, auch von Anderen gesteckten Zielen größere Ruhe und Stetigkeit der Arbeit gewähre. Zu alledem kam noch, daß er sich in der großen Stadt, die in vieler Beziehung isolirend auf ihre Bewohner wirkt und den Meisten, auch ohne daß sie freundschaftliche Beziehungen pflegen, Unterhaltung und Zerstreuung bietet, oft recht einsam fühlte, besonders seit er in Rom vor seinen Fachgenossen eine gewisse Scheu bekommen hatte.

Wir sind jetzt in Umrissen darüber orientirt, was in Ernst vorging, während er vor dem Kaffeehause saß, seine Cigarre behaglich rauchte und mit fröhlichen Augen die bunte Menge betrachtete, die sich lachend und plaudernd an ihm vorüberwälzte.

Plötzlich rüttelte er sich aus seiner beschaulichen Ruhe auf, winkte einer vorüberschlendernden Droschke und ließ sich wieder nach seinem Atelier fahren. In demselben befand sich, nur durch einen Vorhang abgesondert, sein Schlafgemach. Mit der ruhigen Eile, die wir schon als charakteristische Eigenschaft Ernst's kennen gelernt haben, traf er nun die Vorbereitungen, welche ein Mensch und Bildhauer nöthig hat, um eine längere Reise anzutreten.

Am nächsten Morgen Punkt sechs Uhr saß er im Coupé und traf gegen Abend in M .... ein, nachdem er durch ein Telegramm seine bevorstehende Ankunft verkündigt hatte.

III.

Zu seiner großen und angenehmen Ueberraschung sah Ernst, als er in den freundlichen Bahnhof der Residenz einfuhr, Siegmund und dessen Frau selbst auf dem Perron stehen und nach ihm auslugen. Er sprang aus dem Wagen; Beide streckten ihm die Hände mit dem herzlichsten Willkommengruß entgegen.

„Das Wetter war zu schön, ich konnte nicht zu Hause bleiben und meinem Mann allein das Vergnügen lassen, Sie in Empfang zu nehmen."

Ernst fand nicht Worte, um sich genug für die ihm von der jungen Frau erwiesene Güte und Ehre zu bedanken.

In der Behausung angekommen, ließ man ihm kaum Zeit, den Reisestaub von sich abzuschütteln; und Siegmund führte ihn eilig in's Wohnzimmer, damit er sich an den bereit gehaltenen Erfrischungen stärke und den Dank entgegen nehme, daß er so willig und ohne Zögern der Aufforderung Folge geleistet habe.

„Du mußt aber auch Dein Meisterstück machen!" rief Siegmund. „Eigentlich habe ich deshalb meine Frau mit auf den Bahnhof genommen, damit sie das Erste sei, was Du in dieser Stadt erblickst, und Alles, was Du später siehst, Dir nur wie Staffage zu dieser einen Figur erscheint. Heute wird auch kein Mensch bei mir vorgelassen. Du sollst sie erst einmal ganz unter uns sehen, damit Du nicht zu vielerlei Eindrücke von ihr bekommst und Dir ihre Erscheinung in der einheitlichen Stimmung einprägst, die, wie Du bemerkst, heute die allergünstigste ist. — Du darfst so eitel sein, dieselbe Deiner Ankunft zuzuschreiben. Jetzt gebe ich

Dir aber auch die feierliche Erlaubniß, meine Frau so lange und so genau anzusehen, als es Dir behagt."

Ernst machte von dieser Erlaubniß den ausgedehntesten Gebrauch und sah.

Er war in die heiterste, wohnlichste kleine Häuslichkeit hineingeschneit. Alles, was er um sich erblickte, zeugte vom Geschmack und vom Frohsinn Derer, die sich hier ein Heim gegründet hatten. Und diese selbst strahlten förmlich vor Lust und Behagen.

Siegmund hatte in der Zeit, daß Ernst ihn nicht gesehen, beträchtlich an Umfang zugenommen. Die lebhaft gefärbten Backen waren geschwellt, so daß die zierliche Nase, die blauen Augen und die ohnehin schmale und nicht hohe Stirn noch unbedeutender als früher erschienen; alle Züge hatten an Feinheit und Bestimmtheit verloren und waren verschwommen und materiell geworden. Dafür war Siegmund's Wesen womöglich noch lebhafter und sprudelnder geworden und ein wohlklingendes, geräuschvolles Lachen, das die regelmäßigen, weißen Zähne enthüllte, bildete den Grundton seiner Unterhaltung.

Diese Veränderung an seinem Freunde war übrigens so natürlich, daß Ernst sich bei Betrachtung derselben weiter nicht aufhielt; er hätte sich nur gewundert, wenn er ihn nicht so getroffen hätte. Es giebt eben, Gott sei Dank! normal organisirte Menschen, die einfach dick werden, sobald es ihnen wohl geht.

Aber was Ernst auffiel, war, daß selbst Coelestine eine solche regelrechte Natur zu sein schien. Bei näherer Beobachtung erkannte er freilich, daß sie ihre Entwickelung mehr dem Treiben einer innern Kraft als der Gunst äußerer Einwirkungen verdanke. Ihre Erscheinung machte auf Ernst wieder denselben Eindruck von Zartheit, Lieblichkeit und Geist, den sie bei der ersten Begegnung auf ihn gemacht hatte; aber zu dem Bilde, das er jetzt vor sich sah, verhielt sich jenes, welches er in unvertilgbaren, aber von ihm selbst unbestimmbaren Umrissen in der Erinnerung trug, wie — ja wie? Durch welches Gleichniß läßt sich das geheimnißvolle, bildende Walten der Natur nur annähernd schildern? Nun meinetwegen: wie eine von den zarten Madonnen des Jünglings Rafael — die mehr der brünstigen Andacht und schwärmerischen Begeisterung für das Schöne als dem klaren Anschauungsvermögen und der unbedingten Beherrschung der Mittel entsprungen scheinen — sich verhält zur Sixtina, dem reifen Product des vollendeten Meisters, ihr, welche Jungfrau, Mutter, Königin und Göttin ist. Wer dieses erhabene Bildwerk mit verständigen Augen angesehen hat, dem wird ein Wort klar, das er vorher wol nicht unbedingt hat gelten lassen, wenn er sich die Gebilde süßer Schwächlichkeit vergegenwärtigte, welche der Sprachgebrauch vorzugsweise als „anmuthige" bezeichnet, das Goethewort: „Nur aus vollendeter Kraft blühet die Anmuth hervor."

Auch Coelestinens Erscheinung war eine Illustration zu diesem Wahrspruch — unbeschadet des Ausdrucks höchster Intelligenz.

Wenn es unselige Creaturen giebt, deren ganzes Leben ein langes

Sterben ist, ein Sich-todt-sehnen nach besseren Welten, wenn in diesen der Geist übermächtig das schwache Gefäß, in welches er gebannt ist, allmälig zerreibt und endlich zersprengt — so giebt es auch — leider viel seltener! solche glückliche Wesen, deren Geist, mit künstlerischer, beinahe göttlicher Kraft ausgerüstet, sich den Körper baut und entwickelt, um sich — wie eine himmlische Offenbarung — vor sterblichen Augen als existirend und wirkend darstellen zu können, so daß an ihnen ein anderes schönes Wort — man verzeihe, daß ich schon wieder citire, aber es ist so schwer, gewisse Dinge auszudrücken — das Wort eines geistreichen Franzosen in Erfüllung geht: „L'homme est une intelligence servie par des organes."

Solchen Eindruck machte die nicht große, aber bis in's Kleinste zierlich ausgeführte, ich möchte sagen, broncene Gestalt Coelestinens, ihre blutdurchhauchten Wangen, ihre dunkle Lockenfülle, ihre glänzenden großen Augen — die immer noch so blickten, wie sie manchmal in die Träume Ernst's hinein geleuchtet hatten.

„Nun, wie gefällt Dir meine Frau?" platzte Siegmund heraus, als wenn er den Moment nicht hätte erwarten können, diese etwas unpassende Gewissensfrage loszulassen. „Der erste Eindruck ist entscheidend", fuhr er fort, als Ernst nicht gleich antwortete.

„O", sagte dieser, „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Glück habe, Deine verehrte Gattin zu sehen."

„Wie? Nicht das erste Mal?"

„Nein", fiel Coelestine lebhaft ein, „Herr Ernst hat mich schon vor mehreren Jahren, als ich noch nicht mit Dir verheirathet war, bei Professor * * * kennen gelernt. Aber ich glaubte nicht", setzte sie lachend hinzu, „daß Sie sich meiner noch erinnerten. Sie würdigten mich ja damals kaum eines Blickes, geschweige denn eines Wortes."

In diesem Moment lehnte sich Siegmund zum offenen Fenster hinaus und grüßte mit der Hand einen vorübergehenden Bekannten.

Ernst's Blick begegnete dem der holden Frau, die ihm gegenüber saß, und er sagte mit halblauter Stimme: „Sie haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht."

Coelestine schlug den Blick nicht nieder, sie gab ihm nur eine andere Richtung.

„Also wirklich", rief Siegmund, indem er den Kopf wieder hereinbrachte, „Ihr habt Euch schon gekannt? Davon hast Du mir ja gar nichts gesagt, Coelestine."

Die lebhafteste Unterhaltung, zuletzt erhöht durch ein fröhliches Mahl, währte bis in die Nacht. Man hatte sich so viel zu erzählen, sich an so viel zu erinnern.

Als Ernst sein Zimmer betrat, war er noch frisch genug, die auf jede Bequemlichkeit bedachte Sorgfalt zu bewundern, mit der seine liebenswürdigen Wirthe das Gemach ausgestattet hatten. Er legte sich in der harmonischsten Stimmung nieder und dachte an Coelestine. Ihm fielen die Worte ein, die er heute verstohlen zu ihr gesprochen, sie klangen

ihm noch im Ohr mit dem Ton der tiefsten Innigkeit — und er überlegte sich, ob er sich wol darüber einen Vorwurf machen solle. Aber es war ihm so natürlich gewesen, das zu sagen; es war ihm über die Lippen gekommen, als wäre er ein Instrument, das der Wind vibriren läßt.

Und war es ihm nicht vom ersten Moment des Wiedersehens an gewesen, als wenn er die junge Frau zeitlebens gekannt hätte? Hatte sie sich nicht gegen ihn benommen, als wäre er ihr ältester, bester Freund? Sie war mit seiner Persönlichkeit, mit seinen Verhältnissen, mit Allem, was er bisher geleistet und erstrebt hatte, so vertraut gewesen — theils durch Siegmund, theils durch ihren gemeinschaftlichen Freund Helldorf, und sie hatte fast nur von ihm selbst gesprochen und immer nur nach dem, was ihn interessirte, gefragt und mit welcher Theilnahme, mit welchem Verständniß! Es war Ernst nicht anders zu Muthe, als hätte man ihm die kostbarsten, wohlanstehendsten Feierkleider angethan und ihn so vor den reinsten, prächtigst umrahmten Spiegel geführt — er hatte sich nie in seinem Leben so gefallen. Da überkam ihn ein Gedanke, ein närrischer, entzückender Gedanke, der ihn förmlich umschlang mit körperlosen, zärtlichen Armen, daß er sich seiner nicht erwehren konnte durch alle Gründe des Verstandes — o, es giebt Gedanken, die ein Menschenkind berauschen können, wie junger Wein und es in Schlummer wiegen mit unhörbaren, wundervollen Melodien — und solch' ein Gedanke umwogte Ernst und zog ihn hinab in's Traumreich, der Gedanke: „dieses himmlische Weib liebt Dich!"

IV.

Dieser angenehme Traum, der selbst das Erwachen Ernst's überdauerte und dessen Hartnäckigkeit ihn fast quälte, sollte doch im Laufe des nächsten Tages durch die Wirklichkeit noch einmal gestört werden.

Siegmund hatte einige Bekannte zu Tisch geladen, um seines Gastes Ankunft nun auch solenn zu feiern und ihn in seinen Kreis einzuführen. Es waren nur Herren zugegen; meistens Schöngeister von Fach, Künstler, Kunstliebhaber, junge Beamte, Leute von allgemeiner Bildung, die das Recht zu haben glaubten, über alles Mögliche zu sprechen und zu urtheilen. Die Unterhaltung war lebhaft, witzig, stellenweise geistreich. Fast Jeder hatte seinen eigenen Standpunkt, seine vorgefaßten Meinungen, seine ausgesprochenen Sympathien und Antipathien und als einzige Autorität seine eigene Fähigkeit und Beschränktheit. Es waren selbstständige, strebsame, tüchtige Männer, Leute, die man selten in größerer geselliger Vereinigung antrifft, weil sie meist vereinzelt und vereinsamt zu wirken gezwungen sind. In der Regel macht der einseitige Standpunkt, den sie behaupten müssen, um getrost und energisch zu handeln, sie schroff und widerspruchsvoll — ungesellige Eigenschaften, die noch dadurch verschärft werden, daß das mühevolle Streben dieser Leute ihnen selten Muße und Lust läßt, ihre Umgangsformen zu vervollkommnen. Wenn auch solche Elemente sich mächtig

anziehen, weil sie sich des gemeinsamen Endzweckes bewußt sind, so stoßen sie sich doch bei näherer Berührung stärker ab, weil die Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihres Zweckes bedienen, je nach der Natur eines Jeden verschieden und einander widersprechend sind. Deshalb vereinigen sie sich nur sporadisch, meist um sich aneinander zu reiben, oft um sich gegenseitig zu kränken, selten um sich zusammen zu freuen. Der gute Ton — welcher in der Regel das Band ist, welches eine größere Anzahl von Menschen dauernd zur Geselligkeit verbindet — kann sie nicht zusammenhalten, denn er erfordert das Aufgeben des individuellen Geltenwollens, das Unterordnen oder wenigstens Gleichstellen des Einzelnen in Bezug auf die Gesammtheit, wozu sich nur Derjenige verstehen mag, der entweder, sei es durch hohe Geburt, sei es durch Mangel an Fähigkeiten, jeden Strebens nach Wirkungen überhoben ist oder dasselbe schon befriedigt hat — oder eine Minderzahl solcher, die ihre Zwecke nur mit und durch die Gesellschaft zu erreichen vermögen. Man findet daher in derselben vorwiegend gemachte Leute oder Nullen oder Verliebte und Diplomaten. Ernst merkte sofort, daß der Kreis, in den er getreten, eine Ausnahme von der Regel mache, die er auch an sich erfahren. Und das Band, welches diese disparaten Bestandtheile zu einer wirklich heitern, harmonischen Geselligkeit vereinigte, war ein ungleich zarteres und menschlicheres als der sogenannte gute Ton.

Ernst empfand es weniger als Beschämung seiner Selbstsucht denn als Erlösung von einer Qual, als Befreiung von einem Irrthum, als Genugthuung seines edlern Selbst — da er entdeckte, daß die anmuthige Wirthin alle Anwesenden mit derselben Zuvorkommenheit und persönlichsten Theilnahme behandelte, wie ihn am vorhergegangenen Abend. Sein Mißmuth über die Enttäuschung währte nur einen Augenblick, um sich alsbald in erhöhte Bewunderung und Verehrung zu verwandeln. Was er hier sah, war ihm nicht allein neu, es hatte ihm bisher auch kaum möglich geschienen.

Leute von Talent und Energie vereinigt zu einer fröhlichen, geistsprühenden Gesellschaft! Welcher einsam Arbeitende hätte sich nicht dieses Ziel als höchsten zu erreichenden Lebensgenuß vorgestellt? Wer hätte nicht mit Neid und Entzücken von den geselligen Vereinigungen gelesen, die sich um einen Friedrich den Großen, um eine Madame Récamier bildeten? Und wer hätte nicht die traurige Erfahrung gemacht, daß eine solche Geselligkeit zu seiner Zeit und in seiner Umgebung sich nicht finden lasse? Wer hätte nicht schon auf der Wirthshausbank durch künstlich erregte tolle Laune, durch unmäßigen Genuß geistiger Getränke, wer nicht durch leidenschaftliches Spiel oder andere selbstzerstörerische Zerstreuungen Ersatz gesucht für diesen Mangel an angemessener Mittheilung? Und in der That kann der einzig würdige Verkehrsmodus begabter Männer nur erreicht werden, wenn zwei Arten dominirender Persönlichkeiten als Mittelpunkt gegeben sind: ein Mäcen oder eine schöne, geistvolle Frau.

Es ist mit den wahrsten Empfindungen des Menschen wie mit der

heiligen Blume, von der man sagt, daß sie ihren Kelch nur des Mondes Strahlen erschließe; das schmeichelnde Licht, welches sie aus den Tiefen der Brust hervorlockt, ist die Schönheit. Wer ginge auch gern in festlichem Schmuck auf die Straße, wo er riskirt, daß der Pöbel ihn mit Schmutz bewirft? Wer stellt sich auf den Markt, um den Hökerweibern seine Gefühle zu predigen? Wer giebt sie dem Gespött roher Gesellen preis, ja, wer duldete nur den hart ausgesprochenen Zweifel, die rücksichtslose Discussion oder gar das conventionelle, blasirte Lächeln, das Abbrechen und leichte Darüberhingleiten der guten Gesellschaft? Und umgekehrt — wer träte mit beschmutzten Schuhen auf den Mosaikboden eines Tempels, wer erhöbe den Blick zum Bild der Jungfrau, ohne seine Alltagsempfindungen zurückzudrängen und sein Bestes im Gemüth lebendig werden zu lassen? — Und wenn uns die Schönheit begegnet, nicht nur leidend, stumm, unsere Gegenwart ertragend, sondern handelnd, redend, theilnehmend, ermunternd, wie könnten wir ihr widerstehen? Die Pforten unseres Heiligthums öffnen sich von selbst, die Schätze unserer Brust breiten wir aus vor ihr, um ihrer würdig zu erscheinen.

Was den Kreis, in welchen Ernst getreten war, von den gewöhnlichen Kreisen der „guten Gesellschaft" unterschied, war nicht blos die Persönlichkeit der Einzelnen, der Umstand, daß sie sich mittheilten, weil sie wirklich etwas mitzutheilen hatten — das kommt ja auch in der guten Gesellschaft bisweilen vor — sondern es war hauptsächlich die Art und Weise der Mittheilung, indem die Form der Anmuth und Leichtigkeit nicht den Ernst derselben in Frage stellte. Es war diesen Leuten wirklich darum zu thun, ihr Bestes zu geben, nicht um einen müßigen Augenblick auszufüllen oder um Effect zu machen, sondern weil Eine da war, die nach dem Besten Verlangen trug, nicht um damit zu spielen, wie ein Kind mit Perlen, sondern um es in sich anzusammeln und nach seinem vollen Werth zu genießen. Coelestine wollte verstehen und sie konnte es, weil sie die Sprache der Männer erlernt hatte — um zu verstehen. Während andere Weiber lernen, um alles Mögliche zu plappern und bei passenden und unpassenden Gelegenheiten eine unerwartete, zudringliche Kenntniß auszukramen, schien sie blos gelernt zu haben, um Alles, was von Anderen gesprochen wurde, richtig aufzufassen. Dabei war sie nicht schweigsam — aber sie behauptete nie etwas, um recht zu haben, sondern nur um Andere zu veranlassen ihre eigenen Behauptungen mehr zu motiviren, deutlicher auszusprechen, sich selbst zu verbessern. Und so erschien sie Jedem, wie sie Ernst zuerst erschienen war, als ein wundervoller verschönernder Spiegel und so mußte Jeder, der mit ihr in Berührung kam, ihrer Macht huldigen.

V.

Die nächstfolgenden Tage verbrachte Ernst noch in Zerstreuungen und Vorbereitungen zu der beabsichtigten Arbeit. Er hatte das Atelier passend gefunden und schnell zu seinem Zweck hergerichtet. Außerdem war es ihm Bedürfniß, sich vor Beginn der Thätigkeit mit den neuen

Verhältnissen und Umgebungen so vertraut zu machen, daß sie ihn nicht mehr störten, und besonders lag ihm daran, den Gegenstand seiner Aufgabe ganz zu erfassen und sich über die Art und Weise der Ausführung klar zu werden. Diese Zeit der Muse benutzte Ernst, um sich in der Residenz, die er nur wenig kannte, umzusehen und einen Besuch zu machen, der ihm sehr am Herzen lag, bei dem Professor.

Derselbe hatte sich seit Coelestinens Verheirathung gänzlich von ihr zurückgezogen. Er konnte ja, wie er Ernst schon gesagt hatte und später wiederholte, „den Doctor Siegmund ohnehin nicht ausstehen", und wahrscheinlich hatte ihn dieser später nicht gerade zuvorkommend behandelt, weil er vermuthlich von Coelestinen selbst erfahren, daß der Professor Alles aufgeboten habe, um ihre Heirath zu hintertreiben.

Der Professor empfing Ernst auf's Freundlichste. „Ich habe Sie erwartet", sagte er. „Ich weiß, was Sie hierher geführt. Wenn ich auch in keinem directen Verkehr mehr mit Frau Siegmund stehe, so höre ich doch von Allem, was sich bei ihr ereignet. Unser gutes M .... ist, trotz seiner mehr als hunderttausend Einwohner, ein Klatschnest, wie, außer Berlin, alle deutschen Residenzen, weil die tonangebenden Kreise keine ernsten, vernünftigen Interessen haben. Theater und Weiber, da haben Sie unser höheres Geistesleben. Und besonders über unsere Coelestine stehen die Gevatterzungen nie still. Die paar gescheidten Leute, die hier leben, gehen bei ihr ein und aus, und machen ihr den Hof. Ihre Frauen, wenn sie welche haben, lassen sie in der Regel zu Hause, nur bei besonderer Gelegenheit werden sie mitgenommen. Coelestine selbst verkehrt wenig in der Welt, obgleich man sie sucht und sie eine große Rolle spielen könnte. Dazu ist sie aber zu gut und zu klug und kennt zu genau unsere kleinlichen Verhältnisse. Sie begnügt sich mit der geringen, aber auserwählten Zahl ihrer Anbeter. Das Alles, wie Sie sich denken können, giebt Stoff genug zu Klatsch und Verleumdungen, der Neid und die Eifersucht der Weiber sind aber groß. Coelestinen thut das keinen Schaden; so lange nichts Positives vorliegt, ist die Verleumdung ohnmächtig. Nur ihr Mann erscheint mir dabei in keinem beneidenswerthen Licht. Doch dem gönne ich es von Herzen. Jetzt begreife ich es auch vollkommen, warum sich Coelestine gerade diesen homo nihil auserwählt hat. Um so die Männer zu bezaubern und zu beherrschen, muß man selbst von keinem Manne beherrscht werden; sie ist frei, sobald Der, welcher ein Recht auf sie hat, keine Macht über sie besitzt."

Ernst konnte dieses Mal nicht umhin, gegen die schroffe Auffassung der Professors Einwendungen zu erheben und Einiges von Dem laut werden zu lassen, was er am Tage vorher über den Einfluß ausgezeichneter Frauen auf die Geselligkeit gedacht hatte.

„Da haben Sie ganz recht", erwiederte der Professor eifrig — „ganz recht, weil Sie jung und ein Künstler sind. Leute in Ihren Jahren und von Ihrer Art der Begabung stehen immer auf dem Standepunkt der alten Griechen. Ihnen spukt die Aspasia im Kopfe. Ich hab-

es Ihnen damals gesagt, Coelestine hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit diesen Freifrauen der Alten."

„Aber, Herr Professor, wenn Sie auch die Hetären noch so hoch stellen — ein Reiz fehlt ihnen, den Sie einmal selbst als den höchsten bezeichneten. Und deshalb möchte ich Ihre Schülerin nicht mit diesen Frauen vergleichen."

Der Professor zuckte die Achseln. „Der Unterschied", sagte er, „ist allerdings vorhanden — darauf möchte ich die Hand in's Feuer legen — aber er ist nicht so bedeutend, als man glauben möchte. Was würde denn ein Weib heutzutage erreichen, wenn sie ihre Unschuld, ihre Ehre in die Schanze schlagen wollte, um Männer zu beherrschen? Damit erobert man bei uns höchstens einen und der ist im Stande sie scheel dafür anzusehen. Unsere vorzüglicheren Männer werden nur mit dem Köder der Reflexion gefangen, mit dem, was man wol höhere Bildung nennt. Es giebt freilich auch bei uns Pepita's, die durch rein sinnlichen Zauber einer großen Anzahl von Männern die Köpfe verdrehen, aber nicht den gescheidteren. Ein Weib, das sich mit solchen Rossen vor ihrem Siegeswagen begnügt, ist Coelestine schlechterdings nicht. Die albernen Klatschbasen, die sie eine Cokette nennen, urtheilen eben von ihrem jämmerlichen Standpünktchen aus. Eine Cokette will Jedem gefallen und durch jedes Mittel; daran denkt meine Coelestine nicht."

„Nun, Herr Professor, wenn dem so ist, woran ich nicht zweifle, wenn Ihre Coelestine keine Cokette ist und sie noch jenen höchsten Reiz der Unschuld besitzt, der sie damals verklärte, als sie mit Ihnen den Homer las — so sehe ich nicht ein, was in ihrem Betragen tadelnswerth ist."

„Habe ich sie getadelt?"

„Das gerade nicht, Herr Professor. Aber der Ton, mit dem Sie von ihr sprachen —"

„So, so! Ja, der Ton! Ich bin halt ein alter, grämlicher Mann und bin auch nicht Künstler, wie Sie, mein junger Freund. Ich sehe die Dinge anders an, als Sie, und ich meine, wir Leute des neunzehnten Jahrhunderts, wir Deutschen — denn ich hege das Vorurtheil, daß wir unser Jahrhundert machen — wir brauchen keine Hetären, auch keine tugendhaften. Aber, lieber junger Freund, verzeihen Sie's einem alten Mann, wenn er offen ist, das sind so meine Gedanken und die sind mir werth und ich will nicht weiter mit Ihnen darüber reden, denn Sie können mich jetzt noch nicht verstehen. Die Jugend hat so viel vor dem Alter voraus, daß dieses sich wol einmal gestatten kann, auf sein bischen Erfahrung zu pochen und zu Euch zu sagen: hinter gewisse Dinge kommt Ihr doch erst, wenn Ihr's erlebt habt. Aber Eins will ich Ihnen nicht vorenthalten, was Sie speciell angeht. Geben Sie mir Ihre Hand und machen Sie mir ein freundliches Gesicht! Nehmen Sie sich in Acht — ich kenne Sie, Sie sind doch etwas anders als die Anderen, Sie sind ein wenig mehr Grieche — nehmen Sie sich in Acht, daß diese Coelestine Ihnen keine Aspasia wird! Ich warne Sie!" (Schluß folgt.)

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Ungarische Bettler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Tante Lotte.

Novelle von **Walter Schwarz.**

Tante Lotte gehörte zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Es war freilich nur eine kleine, abgelegene Provinzialſtadt, von der hier die Rede iſt. Die Zeiten ihres einſtigen Glanzes hatte ſie längſt überlebt, der heutige Weltverkehr ließ ſie unberührt. Außer einer alterthümlichen Kirche mit verſchwärzten Gemälden und einer hübſchen Promenade durch das nahe Gehölz, die an einem rauſchenden Mühlwehr endete, hatte ſie nichts Beſonderes aufzuweiſen. Selbſt die alte Kunſtuhr am Rathhauſe, welche frühere Generationen als ein Wunderwerk anzuſtaunen pflegten, war in Unordnung gerathen und die Bären, die dort beim Stundenſchlag am Zifferblatt vorübertanzen ſollten, erfüllten dieſe Pflicht längſt nicht mehr. Hatte nun Jemand im Städtchen Beſuch von auswärtigen Freunden oder Verwandten, denen er die Honneurs des Ortes zu machen wünſchte, ſo führte er ſie in die Kirche vor die ſchwarzen Bilder, trank mit ihnen auf der Mühle Kaffee und wenn er ihnen allenfalls auch noch die regungsloſen Bären gezeigt hatte, hieß es: „Nun müſſen wir noch zu Tante Lotte gehen!“ — Tante Lotte aber lag ſchon ſeit zwanzig Jahren im Bett und rührte keinen Fuß.

Von einer weiten Reiſe, die ſie noch in rüſtigen Jahren unternommen, hatte ſie zur Zeit ein bösartiges Fieber heimgebracht, das, nachdem es ſie lange geplagt, in einer Lähmung endete, die das Fräulein gänzlich des Gebrauches ihrer Füße beraubte. Körperlich in Unbeweglichkeit gebannt, war Tante Lotte geiſtig um ſo rühriger, voll Friſche und Antheil. Sie mochte jetzt fünfzig Jahre und darüber zählen. Ihr mageres Antlitz war von lange genoſſener Stubenluft vergilbt wie Elfenbein. Dennoch wieſen unter der ſtraffgeſpannten Haut ihre Züge Spuren einer gewiſſen herben Schönheit. Die großen lichtblauen Augen blickten mit ungewöhnlicher Klarheit. Nicht ohne Grund hieß es: wem Tante Lotte in's Geſicht ſähe, der müſſe die Wahrheit ſagen. Es trug aber auch Jeder, der etwas auf dem Herzen hatte, ſeinen Kummer, ſein Bedenken und auch ſein Glück an ihr Bett. Niemals ließ ſie es an Theilnahme, oder Verſtändniß fehlen. Scharf im Erkennen, unerſchrocken im Tadeln, im Lieben mehr kraftvoll und treu als weichlich, hielt ſie mit ihren Anſichten nie zurück. Gerecht bis zur letzten Conſequenz, behauptete ſich dennoch das warme Herz bei ihr, auch der unerbittlichſten Erkenntniß gegenüber. Einem ihrer jungen Schützlinge, über deſſen tolle Streiche ſeine Verwandtſchaft ihr manche Klage zutrug, deſſen beſſere Natur ihr aber ſympathiſch war, ſagte ſie eines Tages: „Fritz, eigentlich gehörſt Du an den Galgen.“ Der Uebermüthige lachte. „Was würdeſt

Du denn sagen, wenn sie Deinen ungerathenen Zögling dahin abführten?" — „Ich würde sagen", entgegnete Tante Lotte ohne sich zu besinnen, „schlagt ihm den Kopf ab, er hat's verdient' aber lieb gehabt hab' ich ihn doch."

Die Umgebung des Fräuleins war behaglich, ihr Hausrath veraltet, aber wohlgepflegt. Sie war die Letzte einer angesehenen Familie, die vor Zeiten am Orte eine Rolle gespielt hatte. Ueber dem Bett der Kranken hingen ein paar Ahnenbilder mit schönen, strengen Zügen, die ihren eigenen glichen. Eine treue Dienerin wartete ihr ehrerbietig auf. In dem Zimmer in dem sie lag, standen zwei Betten dicht an einander gerückt. Täglich pflegte sie von dem einen hinüber auf das andere zu rutschen, denn um ihre Person herum mußte stets die sauberste Frische erhalten werden. Blendend weiß war jederzeit das Jäckchen das sie trug, desgleichen die glattgestrichene Bettdecke, auf der ihre abgemagerten Hände ruhten. Haube oder Mütze hatte sie nie getragen. Ein großes Tuch, dessen Enden schleierartig im Nacken zurückfielen, war wie ein Turban um ihre Stirn geschlungen. Auf dem Tischchen an ihrem Bett fehlte es selten an einem frischen Blumenstrauß, auch waren dort immer einige Sessel gastlich aufgestellt, denn der Besuch bei Tante Lotte riß oft den ganzen Tag nicht ab. Das erhielt sie im lebendigen Zusammenhange mit der Welt und ihren Ereignissen.

Mehr noch als was äußerlich unter ihnen geschah, beschäftigten Tante Lotte die inneren Beziehungen der Menschen zu einander. Ihr wurden alle Geheimnisse anvertraut. Sie hielt tausend Fäden in der Hand, von denen Andere kaum wußten; immer hatte sie, vereint mit dem treuesten Mitgefühl, ein kluges Wort, einen guten Rath in Bereitschaft.

Das allgemeine Vertrauen welches sie genoß, hatte bewirkt, daß Groß und Klein sie gar nicht anders mehr als „Tante" Lotte nannte, obgleich sie blutsverwandt Niemandem mehr am Orte war. Nur der lebendige Antheil, mit dem sie auf die Geschicke Anderer einging — eigene Wünsche und Lebenshoffnungen zogen sie in ihrer Lage nicht mehr davon ab — schuf eine Herzensverwandtschaft zwischen ihr und Jedem, der auch nur ein halbes Stündchen an ihrem Bette gesessen hatte. Sie sah es nämlich durchaus nicht ungern, daß ihre Freunde ihr auch Fremde zuführten, denn es interessirte sie eigentlich jeder Mensch. Mit Allgemeinheiten oder Aeußerlichkeiten hielt sie sich auch bei neuen Bekanntschaften nicht auf. Sie ging den Leuten immer gleich an den Kern, auf den Grund der Seele. Deshalb blieb ihr auch von der flüchtigsten Begegnung stets ein bestimmtes Bild, das dann in ihrer Erinnerung weiter lebte. Und noch mehr hinterließ sie selbst den Eindruck einer Eigenthümlichkeit, die ihres Gleichen nicht hatte. Schon bei so hülfloser Abhängigkeit und stetem Leiden mußte ihre immer sich gleich bleibende Heiterkeit und Klarheit des Sinnes ungewöhnlich erscheinen. Zwar wollten sich einige alte Leute am Ort, die die Kranke noch jung und gesund gekannt hatten, erinnern, daß dem nicht immer so gewesen sei. Aber was bedeuteten einer Gegenwart, die sich so eigen-

artig und bestimmt ausprägte, gegenüber alte Gerüchte, ein unbestimmtes Fabeln?

Einmal während ihres langen Siechthums hatte Tante Lotte sich genöthigt gesehen umzuziehen. Das Haus, in dem sie wohnte, sollte abgetragen werden. Gute Freunde hatten ihr ein anderes Quartier besorgt, zitterten aber für sie vor den Schwierigkeiten des Umzugs, während sie selbst ihren guten Muth keinen Augenblick verlor. Sie ließ sich vier rüstige Träger mit einem Krankenkorb kommen, rutschte da hinein, wie in ihr anderes Bett und rief den Leuten ein fröhliches „Vorwärts!" zu. Sorglich wollte ihre Dienerin die Gardinen am Verdeck des Korbes über einander schlagen, damit kein kühlerer Hauch die von der freien Luft längst Entwöhnte unangenehm berühre. Aber: „Was fällt Dir ein?" wehrte Tante Lotte ab. „Ich will gerade die Kutsche offen behalten und mir die Welt gründlich ansehen. Wer weiß, ob ich noch einmal im Leben dazu komme!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Vor der Hausthür hatten sich Schaulustige versammelt, denn Tante Lotten's Umzug war ein Ereigniß an dem die ganze Stadt theilnahm. Nun erschien sie in ihrem Korbe, mit wehenden Gardinen, und nickte nach rechts und nickte nach links. „Ja, seht mich nur an", rief sie munter Denen zu, die sie noch nicht von Angesicht kannten, „ich bin die Tante Lotte und ich ziehe aus!" — Es freute sie, daß ihr die warme Sonne auf die Hände schien. Ein langer Menschenzug folgte ihr. Plötzlich rief sie: „Halt!" — Die Träger schauten sich verwundert um und setzten auf einen Wink der Kranken den Korb nieder.

Es war vor einem großen, alten Hause, das mit seinem aufsteigenden Frontispice einst wol zu den stattlichsten des Ortes gehört haben mochte. Jetzt war es zum Spital eingerichtet. In den offenen Fenstern wurden Betten gesonnt; ein paar bleiche Gestalten tauchten dahinter auf, um den wundersamen Zug unten halten zu sehen. Tante Lotte aber blickte mit stummer, beinahe feierlicher Andacht an dem Hause empor.

Es war von lichtem Frühlingsonnenschein beglänzt. Ein sanfter Wind ging durch die Krone des Faulbaums an der Giebelwand und trug der Gelähmten den Duft der weißen Blüthendolden entgegen. Auch in Tante Lotten's Jugend hatte der Faulbaum geblüht. — — — Ein Etwas trat auf ihr Angesicht — es war kein Lächeln und Thränen wollten es auch nicht werden. Sie schloß die Augen, als würden es der Bilder zu viel vor ihrer Erinnerung. Der Moment ging vorüber. Wieder rief sie den Trägern zu und weiter ging es. Nun lächelte und nickte sie auch wieder und war guter Dinge wie zuvor.

Am Markte angekommen, wo ihre neue Wohnung lag, hatte sie an der Promenade so viel Geschmack gefunden, daß sie verlangte, noch einmal rund um den Platz getragen zu werden. Sie wollte das neue, große Schaufenster dort in Augenschein nehmen, wollte es einmal wieder im Freien Mittag läuten hören. Die Träger, die auch ohne das gute Trinkgeld, das in Aussicht stand, an der Sache selber Vergnügen fanden,

griffen munter zu; die Ronde wurde gemacht und gleichsam im Triumph, einen dichten Menschenknäuel hinter sich, zog Tante Lotte in ihr neues Quartier —

Einen besonderen Cultus widmeten ihr die jungen Mädchen der Stadt. Es galt, wer der alten Dame die schönsten Blumen bringen, einen Gang besorgen, oder sonstige kleine Dienste leisten konnte. Einige unter ihnen hatten festgesetzte Tage, an denen sie ihr vorlasen. Vornehmlich war es Eva, des Kreisgerichtsraths rosiges Töchterchen, die zierliche, etwas verwöhnte beauté der Stadt, die ihre blühende Jugend wie Sonnenschein um das Bett der Kranken scheinen ließ. Tante Lotte schätzte an dem hübschen Mädchen einen reinen, auf Wahrheit gerichteten Sinn, obgleich sie manchmal auch gegen das Trotzköpfchen hart in's Feld ziehen mußte. Im Ganzen herrschte das beste Einverständniß zwischen den Beiden.

Eines Nachmittags saß Eva bei der Kranken. Es war im Herbst, Astern standen in dem Glase an ihrem Bett. Eva hatte vorgelesen. Jetzt lag die Zeitung vor Tante Lotte auf dem Bett, die oberflächlich noch einmal die Augen über das letzte Blatt mit seinen verschiedenen Anzeigen hingleiten ließ.

„Alles heißen sie doch jetzt Polka", bemerkte sie nach einem Weilchen. (Die Zeit, von der wir reden, ist beiläufig gesagt fünfundzwanzig Jahre her.) „Da steht von Polkaseife, Polkabier, Polkajacken — Emil Baumgarten sprach neulich sogar von einem Polka-Rittmeister."

„Es ist eben Mode so", entgegnete Eva.

„Aber das muß doch ein hinreißender Tanz sein", fuhr Tante Lotte fort, „daß er den Leuten nicht nur in die Beine, sondern durch alle Anschauungen fährt. Tanzest Du auch Polka, Evchen?"

„Natürlich!" erwiederte das junge Mädchen etwas präciös, als sei es fast beleidigend, in dieser Beziehung Zweifel über sie zu hegen.

„Könntest mir einmal eine Polka vortanzen", meinte Tante Lotte munter. „Ich möchte mir doch gern eine Vorstellung von dem Wundertanz machen können."

„O nein, das geht nicht!" wehrte Eva ab, die ohnedies heute nicht in der besten Stimmung zu sein schien. „Es gehören Zwei dazu und Musik und —"

„Der Tanzsaal, Lichter und Putz!" ergänzte die Kranke. „Evchen, wenn es all' des Umstandes erst bedarf, dann ist es mit dem Tanze selber doch nicht so, wie ich dachte. Zu meiner Zeit hatten wir den „Englischen" Den brauchte man nur zu nennen, so konnten die Mädchen die Füße nicht mehr still halten. Sie tanzten ihn auf jeder Wiese, im engsten Schlafkämmerchen, um den Feuerheerd herum. Du lächelst? — Am Ende, wenn ich Dir nur den Mund nach Tanzen recht wässerig mache, entschließest Du Dich noch und die Polka —"

„Nein, das gewiß nicht!" unterbrach sie Eva entschieden, mit einer gewissen anspruchsvollen Feierlichkeit hinzufügend: „Es käme mir lächerlich vor, wenn ich hier tanzen wollte."

Tante Lotte schwieg und das Mädchen, dem bei seiner Weigerung das bewegliche Blut in die Wangen geschossen war, schwieg auch. Erst nach einer Weile hub die Kranke wieder an:

„Eva, Du bist mir gestern und heute, ja schon seit mehreren Tagen gar nicht mehr recht fröhlich vorgekommen. Was hast Du? Ist es wieder mit dem Vetter nicht recht in Ordnung?“

Eva zuckte leicht die Achseln, ohne etwas zu erwiedern.

„Kind, verbittere Dir Deine achtzehn Jahre und ihren Sonnenschein nicht ohne Noth. Nichts ist trauriger, als wenn sich der Mensch sein Glück selber verdirbt.“

Eva erröthete noch tiefer. „Es ist nicht meine Schuld“, sagte sie. „Ich kann den Lauf der Dinge doch nicht ändern.“

„Aber frischer, fröhlicher, harmloser begegnen kannst Du ihm“, warf Tante Lotte ein.

„Nicht Jedem ist es wie Dir gegeben, Alles von der guten Seite zu nehmen und unter allen Umständen heiter zu bleiben“, versetzte Eva in einem Ton, der ihre innere Verstimmung nur noch deutlicher durchblicken ließ.

Tante Lotte antwortete nicht gleich. Ihr Blick hing an der Wand drüben, an der ein schon schräger hereinfallender Sonnenstrahl das Geräth mit warmen Goldtönen umspielte.

„Gegeben!“ wiederholte sie dann, den Kopf gedankenvoll in die Kissen ihres Lagers zurücklehnend. „Als ob uns das gegeben würde, wie braunes oder blondes Haar, helle oder dunkle Augen. Und besonders mir!! — Glaubst Du, Kind, es koste keine eigene innere Arbeit, sich so gelassenen Muthes auf ein Siechbett, wie das meine hier, zu strecken, als einzigen Horizont den Lichtstrahl, der sich dürftig hereinstiehlt; zur Seite die tickende Uhr, die uns eintönig jede Stunde wieder erzählt — — Aber ich will meinen Zustand nicht schelten“, unterbrach sie sich mit rascher Energie, „ist mir doch meine Krankheit auch wieder ein Freund gewesen, der mir hülfreich die Hand geboten hat. Nur Das wisse, Kleine“, fuhr sie mit eigener Milde des Tones fort, indem ihre Hand über den glänzenden Scheitel des Mädchens hinstrich, das auf einem niedrigen Schemelchen an ihrem Bett saß, „mit der Fröhlichkeit ist es ein eigen Ding. Oft reift sie nur als Frucht durchlebter Schmerzen und nur darum ist der Herbst so klar und ruhig, weil ein Sommer dahinter liegt, der ausgewittert hat. Ich war nicht immer so, wie ich heute erscheine. Gott helfe auch Dir zum Frieden, Kind!“

Inzwischen hatte Eva die schönen Augen wieder zu ihrer alten Freundin emporgerichtet. Alles Bedrückte und Gezwungene war aus ihren Zügen gewichen.

„Wie warst Du denn früher?“ fragte sie etwas zaghaft.

Tante Lotte erwiederte: „Das hübsche, große Haus mit dem Frontispice in der Vorstadt draußen, ist nicht immer Spital gewesen und ich habe Geduld erst spät gelernt, nach einer harten Schule. Aber das sind alte, alte Geschichten.“

„Erzähle sie mir!“ bat Eva, ihr Schemelchen näher an das Bett heranrückend.

„Ach, Kind, Du denkst Dir etwas ganz Anderes, als es gewesen ist“, sagte die Kranke lächelnd. „Erwartest am Ende gar eine Liebesgeschichte — und von so etwas war doch bei mir niemals die Rede. Um mich hat kein Roman gespielt, wie um Euch andere Mädchen. Der, den ich lieb gehabt habe, war mein Bruder. Siehst Du, das ist gar nicht interessant — nicht wahr?“

„Aber es hat Dich Einer lieb gehabt?“ wandte Eva fragend ein.

„Eben daß mich Keiner lieb gehabt hat — auch er nicht — darin lag es!“ entgegnete Tante Lotte ernst.

Eine kleine Stille folgte, während welcher die Kranke regungslos dalag. Sie hatte beide Hände still vor sich hingefaltet, ihr sinnender Blick schien wie in eine andere Welt verloren. Schon war der Sonnenstrahl an der Wand ihr gegenüber im Verlöschen, nur die Uhr neben ihr tickte leise weiter. Die ersten Abendschatten gingen durch das Gemach. — —

Ehe das Gespräch zwischen Eva und Tante Lotte wieder in Fluß kommen konnte, wurde nach Ersterer geschickt Bei ihren Eltern war Besuch eingetroffen, der ihre Rückkehr nach Hause wünschenswerth machte. Sie eilte davon. Tante Lotte blieb allein; die Magd wollte Licht anzünden, aber die Kranke verwehrte es. In stiller Dämmerstunde mit ihren Gedanken allein zu sein, war ihr das Liebste. Vor ihrem innern Auge erwachten alte Zeiten in wunderbarer Klarheit — das Bild eines längst Dahingegangenen. Eigentlich verstrich kein Tag, keine Stunde ihres Lebens, daß dieses Bild nicht ihren Gedanken wie ihrer Empfindung nahe gewesen wäre. Aber nicht jeder Augenblick trägt gleiche Kraft des Erinnerns in sich, uns das Vergangene so gegenwärtig zu machen, daß wir es, wie ein noch Lebendiges, zu fassen und zu halten glauben. Dieser Segen, den nur eine Liebe erfährt, die Tod und Trennung überdauert hat, war über der Einsamen und durchleuchtete ihr die dunkelnde Abendstunde. Das Bild aber, das in lichter Verklärung vor ihr schwebte, war das Bild eines jungen Mannes von idealer Schönheit. Dunkle, glänzende Locken flatterten um ein Antlitz, in dem Geist und Seele von den reinsten Formen getragen wurden. Zart, beinahe durchsichtig von Farbe war dies Antlitz. Es hätten aber auch rothe Wangen zu seiner Feinheit schlecht gestimmt. Der Volksmund sagt von solchen Gesichtern: ein früher Tod stände in ihnen geschrieben. Und doch sehen sie nicht eigentlich krank aus; es kommt nur etwas in ihnen zum Ausdruck, das hier auf Erden nicht zu Hause ist.

Lange, lange Jahre sind es her, da saß dieser junge Mann beim Schein brennender Kerzen in einem großen, einsamen Gemach und schrieb einen Brief. Es war auf Isola bella und der Brief, den er schrieb, war an seine Braut gerichtet. Das Fenster stand offen; die Luft, die süß von Heliotrop- und Orangenduft hereinströmte, war so lau und still, daß sie das Licht der Kerze unbewegt ließ, die hell und ruhig vor dem

Schreiber brannte. Am Himmel draußen stand die Mondsichel; über die glatte Fläche des Sees glitt lautlos eine dunkle Barke. Liebesworte standen in dem Briefe, glühende, schwungvolle, wie sie aus eines Dichters Seele fließen. Sie waren durchwebt von den Bildern einer Reise, die, reich an erhabenen Eindrücken, einer empfänglichen Anschauung Herrliches erschlossen hatte. Auch sprachen sie die Hoffnung aus, daß ein gütiges Geschick dem durstenden Auge noch reichere Wunder der Schöpfung entschleiern würde. „Morgen gehen wir weiter südwärts", erzählte der Brief. „Wenn Italiens Kunstschätze genossen sind, schiffen wir uns in Brindisi nach dem Orient ein. Rückwärts macht der Graf mir Hoffnung auf Griechenland. Wenn ich von den Stufen des Parthenon Deinen Namen – Adele! — über das blaue Meer hinrufen dürfte!!"

Er schrieb ferner vom Hochgebirge, dessen Alpenpässe er eben mit geheimen Schauern überschritten hatte. Um so milder im Gegensatz dazu, grüßte ihn nun Welschland, mit seinen klaren Seen, seinen Wein- und Rosengeländen. Von dem alterthümlichen Gemache schrieb er, in dem er sich befand: „Es ist mir wundersam zu Muthe hier. In dem großen Saal, den ich allein bewohne, steht ein breites Bett, darüber hängt ein blasses Gesicht, vielleicht ein alter Boromäus. Alles schläft. Wenn ich an das Fenster gehe, auf dem steinernen Fußboden, bebt das Gemäuer. Drüben auf Isola madre wacht noch ein einsames Licht. Vor der schmalen Mondsichel treiben kleine Wölkchen. Auch sie neigt sich zur Ruhe; bald hat sie ihr Spiegelbild im See ereilt; wenn sie sich beide erreichen, sind sie nicht mehr!"

Die ganze geheimnißvoll freudige Spannung einer bewegten Reisestimmung zitterte durch die Zeilen. Endlich legte der Schreiber die Feder nieder. Aus rosenfarbenem Umschlag zog er andere Blätter, die von Frauenhand dicht und zierlich beschrieben waren. Er las sie — wie oft mochte es schon vordem geschehen sein! — noch einmal durch. Sein schönes Antlitz strahlte von Glück. Erst als er an das letzte Blatt gekommen war, wurde sein Ausdruck ernster. Ein Schatten trat auf seine Stirn. Er las einzelne Stellen wiederholt. Dann faltete er den Brief langsam wieder zusammen und sah eine Weile nachdenklich vor sich nieder. Endlich nahm er einen frischen Bogen und weiter schrieb er: „Noch Eins muß ich erwähnen, mein geliebtes Herz! Obgleich Du Dich mit keinem Wort beklagst, lese ich doch zwischen den Zeilen, daß Du unter der Eigenthümlichkeit meiner Schwester zu leiden hast. Das überrascht mich weniger, als es mich tief betrübt. Weiß ich doch aus eigener Erfahrung, wie schwierig der Verkehr mit Lotte ist, obgleich sie gerade mir eigentlich von jeher eine Art stürmischer Zuneigung gewidmet hat. Von dieser unterstützt, hoffte ich früher wol, mildernd auf ihr Wesen einwirken zu können. Weil sie sich von Jugend auf Keinem in der Familie vertraulicher anschloß und auch Keinem sympathisch war, jammerte mich ihre innere Vereinsamung; ich versuchte es, mich mit ihr zu beschäftigen, hätte ihr gern geholfen, obgleich ich selber kein Gefühl für

ihre wenig gewinnende Eigenart fassen konnte. Aber meine Anstrengungen sind erfolglos geblieben. Das Abweisende, Verschlossene in Lotten's Naturell ist nicht zu überwinden gewesen. Sie ist nicht einmal liebenswürdig da, wo sie liebt. Ich erlahmte endlich daran, immer wieder vergeblich gegen so viel unergiebige Starrheit anzukämpfen. Besonders als ich Dich dann fand, Adele, in der sich mir jedes Ideal anmuthreicher Weiblichkeit erfüllte, als Du mein wurdest, Geliebte! War es da nicht verzeihlich, daß ich die undankbare Arbeit fallen ließ, vor der viel seligeren Aufgabe, Dich zu lieben und mein ganzes Sein nur Dir allein hinzugeben? — Lotte mag den Umschwung empfunden haben und mag nun in doppelter Verstimmung ihre rauheste Seite gegen Dich kehren, armes, theures Kind! Ich habe es kaum anders erwartet; wir werden nie rechte Freude an ihr erleben. Ihr finsteres, unzufriedenes Gemüth ist unfähig, Liebe und Wohlthun auszustrahlen. Und dennoch, Adele — weil sie meine Schwester ist, ertrage sie, jetzt und auch in der Zukunft, die uns ja übrigens so selig lächelt. Wenn ich an alles Glück denke, das vor uns liegt —"

Der Brief, der schon vorhin zum Abschluß kommen sollte, fand jetzt noch lange kein Ende. Vor lockenden Zukunftsträumen, vor neuen zärtlichen Liebesworten trat das Bild der hart angeklagten Schwester wieder in den Hintergrund.

Die Uhr hatte Eins geschlagen, als die zahlreichen Blätter endlich mit dem Namen „Asmus" unterzeichnet wurden. Am andern Morgen trug der Schreiber sie selbst zur Post und über die Schweizerberge, über Deutschlands rauschende Flüsse, flogen sie auf langer Reise der nordischen Heimat zu.

Die Glückliche, die sie empfing, war das schönste Mädchen der Stadt. Jeder Zauber reinster Jungfräulichkeit schien sich in dieser lieblichen Menschenblüthe zu entfalten. Und wie hing sie an ihrem Asmus! Sie küßte die Blätter, die seine Hand geschrieben hatte, in denen er seine Seele für sie niedergelegt zu haben schien. In dem Reichthum seiner Schilderungen, in den bunten Reisebildern, die er ihr brachte, dünkte gerade dieser Brief Adelen ein besonders werthvoller Besitz zu sein, und um denselben auch vorzugsweise zu ehren, verwahrte sie ihn einzeln für sich in einem zierlich gearbeiteten Maroquintäschchen, das, gleichfalls eine Gabe des Geliebten, auf seinem Umschlag ein verschlungenes A mit goldener Krone trug; es konnte ihren Namen sowol wie den seinigen bedeuten. Adelen's Schreibtisch barg die übrige Correspondenz ihres Verlobten. In zahlreichen Briefen tauchte dort wiederholt der Name der Schwester auf, die, wenn auch nicht in angenehmer Weise, doch immerhin Asmus' Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte. In diesen Blättern wurde ab und zu mit einem liebevolleren Worte auch der besseren Anlagen erwähnt, die sich als spärliche Rosen unter den Dornen dieser wenig anziehenden Eigenthümlichkeit verbargen. Jene Schriftstücke jedoch sind mit der Zeit verkramt worden und verloren gegangen. Nur der Dichterbrief von Isola bella, in seinem sichern Gewahrsam, sollte

Jahre und Menschenschicksale überdauern. Der aber, der ihn geschrieben, hat den geliebten Namen nicht von den Stufen des Parthenon über das blaue Meer gerufen; anders als er es hoffte, sollte Asmus an griechischer Küste ruhen.

„Noch immer Sorgen auf der Stirn?" fragte Tante Lotte einige Tage später Eva, als diese wiederum mit leicht umflorten Mienen bei ihr eintrat.

Das junge Mädchen meinte nun zwar: „Tante Lotte irre sich, sie sei ganz guter Dinge." Tante Lotte aber gehörte nicht zu den Leuten, die sich etwas vormachen lassen. So half es denn auch in diesem Falle nicht; die kleine Beauté mußte mit der Sprache heraus und es kam, wie Tante Lotte richtig vermuthet hatte, an den Tag, daß Eva, wie schon früher einmal, mit einem gewissen Vetter, dem sie halb und halb versprochen war, einen Zwist gehabt; daß Keiner von ihnen Beiden, mochte er im Herzen noch so innig nach Frieden verlangen, den rechten Weg zu einer Ausgleichung finden konnte und daß Eva besonders fest entschlossen war, auf ihrem Sinn zu beharren und nicht nachzugeben. Tante Lotte schalt, ermahnte und schalt wieder, es half nicht. Ende der Woche stand die Sache noch auf demselben Fleck.

Da war's an einem grauen Nachmittag, der Regen rauschte gelassen, aber eindringlich herab auf das fallende Laub der Nußbäume, die unter Tante Lotten's Fenster standen.

„Eva", sagte die Kranke, „wenn Du heute Zeit hast bei mir zu bleiben, so will ich Dir eine Geschichte erzählen."

„Deine Geschichte?" rief das junge Mädchen in gespannter Erwartung.

„Ja, meine Geschichte", bestätigte Tante Lotte, „die aber, wie gesagt, keine Liebesgeschichte ist, nur eine Geschichte vom Lieben. Eigentlich habe ich nicht gedacht, daß davon jemals etwas über meine Lippen kommen würde. Ich glaubte, das sei in mir beschlossen und begraben. Da sehe ich Dich, thörichtes Menschenkind, wie auch Du Dir in seelischer Unfügigkeit ein schönes Glück verbitterst. Vielleicht hilft es Dir auf einen bessern Weg, zu hören, was Anderen mit einem ähnlichen Feind im Innern erfahren und erlitten haben. So mag denn die an sich ereignißlose Geschichte erzählt sein. Setze Dich zu mir, Kleine."

Eva ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie rückte dicht zu Tante Lotte heran; diese legte sich in den Kissen zurecht und hub an zu erzählen:

„Mein Leben hat sonnig angefangen. Ich war ein schönes, heiteres, lebhaftes Kind, das geliebt und verwöhnt wurde. Meine Eltern lebten für den damaligen Zuschnitt in glänzenden Verhältnissen, hatten ein eigenes Haus dicht vor der Stadt, die der gesteigerte Weltverkehr damals noch nicht übersprungen und vergessen hatte wie heute. Wir waren viele Geschwister im Hause und das Leben in demselben heiter und bunt bewegt. Als ich neun Jahre zählte, erkrankte ich an einem schweren

Nervenfieber. Niemand glaubte, daß ich es überstehen würde. Nach zwei Monaten jedoch erholte ich mich. Aber eine wesentliche Veränderung war mit mir vorgegangen. Vor Allem war ich nicht mehr hübsch und wurde es auch nicht wieder, trotz einer gewissen Regelmäßigkeit der Züge, die in unserer Familie zu Hause war. Mit meinen rothen Wangen aber war auch meine Heiterkeit dahin. Eine unüberwindliche Mattigkeit lähmte mich und entwickelte in mir eine Reizbarkeit, die anfangs nur körperlich, sich mit der Zeit auch meinen inneren Stimmungen mittheilte. Ich erschien launig, unzufrieden, unliebenswürdig im höchsten Grade. Die Meinigen, ohnedies von der langen Pflege, die meine Krankheit erfordert hatte, erschöpft, verloren einigermaßen die Geduld mit mir und überließen mich mir selbst. Ich empfand den Abstand gegen die frühere Verwöhnung sehr bitter. Bei dem kranken Gefühl, dessen ich noch immer nicht Herr werden konnte, machte mich dies Alles immer noch trauriger und führte zu allerlei Reflexionen über die Ungerechtigkeit der Menschen, von der ich mich ganz besonders betroffen glaubte.

Inzwischen, da die Sorge um mich gehoben, war unsere Häuslichkeit wieder geselliger geworden. Man erlabte sich nach langer Entbehrung doppelt an einem fröhlichen Verkehr. Nur ich konnte an demselben nicht wieder Theil nehmen und blieb fortgesetzt für mich allein. Dabei kehrte sich alle Lebendigkeit, die ich früher glücklich zu äußern gewußt hatte, nach innen und schuf eine stumme Leidenschaftlichkeit in mir, die mir nur als verdoppelter Mißmuth ausgelegt wurde. Ich wußte es recht gut, daß ich oft unleidlich war, konnte mich aber über das, was in mir vorging, gegen Niemand verständigen und verlor jedes harmonische Gleichgewicht, mir selbst wie meiner Umgebung gegenüber.

Sage Niemand, daß dies, weil es nur Kinderschmerzen waren, nicht so viel zu bedeuten hatte. Gerade Kinder, weil sie sich nicht zu äußern, die Hülfe nicht am rechten Orte zu suchen verstehen, können furchtbar tief leiden. Erwachsene unterschätzen das leicht.

Um meine körperlichen Kräfte zu heben, sollte ich viel im Freien sein. An der Giebelwand unseres Hauses war ein Gärtchen. Dort saß ich eines Tages, es war im Mai; der Faulbaum blühte, die Vögel zwitscherten in seinen lichtgrünen Zweigen Bei den Eltern oben war Gesellschaft. Ich hörte auch dort singen und musiciren. Alles war fröhlich, nur ich nicht. Mich fröstelte im warmen Sonnenschein; nie hatte ich mich einsamer, verlassener gefühlt. Da kam mein Bruder Asmus zu mir herunter in den Garten. Eva, es sind vierzig Jahre und darüber verflossen seit jenem Nachmittag und doch, wenn ich an ihn zurückdenke, erbebt mir das Herz noch heute unter seiner tiefen, innern Erschütterung.

„So allein, meine Kleine?" sagte Asmus mit dem weichen Klange seiner sympathischen Stimme, indem er sich zu mir setzte und den Arm um meine Schulter legte. Durch das junge Grün des Baumes spielte die Sonne über sein liebes Antlitz hin. Ich weiß nicht, ob es damals schon so auserlesen schön war, wie es später mit vollem Rechte gepriesen

wurde. Aber der Blick, mit dem er, ihr lächelnd, die Einsame suchte, an die kein Anderer gedacht hatte, erschien mir wie die Gnadenspende eines Engels. Einem heißen Strome gleich rann es über mein Herz hin, alle Bande lösten sich. Ich neigte mein Gesicht auf Asmus' Hand und weinte, weinte bitterlich, ohne selbst zu wissen warum. Wie gut er da gegen mich gewesen, wie er mir zusprach, wie seine eine Hand bald meine Wange, bald mein Haar streichelte, während ich die andere noch immer fest umklammert hielt — das beschreibt sich nicht. Von Dem, was mich eigentlich bewegte, konnte ich ihm kein Wort sagen, weil ich es selber nicht verstand. Auch glaube ich nicht, daß er das besonders zu ergründen die Absicht hegte. War er doch selber noch sehr jung, nur wenige Jahre älter als ich. Was ihn zu mir führte, war einfach die Liebenswürdigkeit seiner Natur, die in eigener bezaubernder Hingabe überall Wohlthun und Versöhnung wirkte. Seine Geistesgaben haben sich später sehr glänzend entfaltet. Das Eigenartigste in ihm aber war und blieb immer das schöne Herz, mit dem er mich auch jetzt tröstete und beruhigte.

„Du mußt nicht so viel allein sitzen", sagte er; „Du bist noch schwach. Rufe mich nur, wenn Dir bange wird; wir wollen zusammen plaudern. Jetzt weine nicht mehr, Kleine, ich bleibe bei Dir."

Von dieser Stunde ab gehörte ich ihm wie ein Eigenthum, an das kein Anderer mehr Rechte zu erheben hatte. Ich fühlte mich unter einem liebkosenden Schutze geborgen, wenn er mich „Kleine" nannte, heftete mich an seine Fersen, lauschte ihm jeden Begehr an den Augen ab und kannte kein höheres Glück, als ihm zu dienen. Es lag in dieser Anbetung meinerseits nichts besonders Auffallendes, denn Asmus war der Liebling Aller, Alle huldigten ihm und verwöhnten ihn. Dem konnte aber eigentlich nicht anders sein, denn er war in jeder Beziehung eine Natur, wie ich ihres Gleichen nicht wieder begegnet bin.

Könnte man einen Stern vom Himmel herunternehmen und ihn unter einen Haufen Flittergold bringen, so wäre damit annähernd der Abstand bezeichnet, der für mich zwischen Asmus und den übrigen Menschen waltete. Mit seiner fortschreitenten Entwickelung trat das Auserlesene in ihm immer sichtlicher an den Tag. Er selber mußte ein Bewußtsein davon haben, aber wie um dennoch ein Gleichgewicht herzustellen, neigte er sich nur weicher, hingebender zu seinen Mitmenschen hin; zu jeder Liebesthat, jedem Opfer war er bereit. Es konnte Niemand Wunder nehmen, daß man ihn auf den Händen trug. Ich nun besonders stand so ganz unter seinem Zauber, daß ich es eigentlich verschmähte, außer an ihm noch an irgend einem andern Menschen Theil zu nehmen. Das Ausschließende aber meiner Liebe zu ihm, machte mich gegen meine übrige Umgebung nicht gerade liebenswürdiger. Mein Wesen wurde immer kantiger und erregte mit Recht manchen Anstoß; anderweitige Anknüpfungen waren mir immer unmöglicher geworden und vieles Alleinsein wieder, trieb mich nur tiefer in meine Eigenthümlichkeit hinein. In dieser wachsenden Isolirung offenbarte sich selbst mein Gefühl für

Asmus mehr in Härten und Schroffheiten, als in Weichheit und Anmuth. Die holde Gabe, mein Inneres in freundlicher Form aufzuschließen, war mir nun einmal versagt. Je älter ich wurde, je mehr entwöhnte ich mich jeder Mittheilung. Hatte ich doch selbst zu Asmus reden eigentlich nie können. War er abwesend — und seine Studienjahre führten manche lange Trennung mit sich — so verzehrte mich die Sehnsucht nach ihm. Meine Existenz war dann vollkommen freudlos. Mädchenfreundschaften hatte ich nie cultivirt; zur Geselligkeit fehlten mir die Talente; daß ich in der Familie mehr geduldet als geliebt wurde, wußte ich. Kam Asmus dann zu den Ferien heim, so war es freilich helle Seligkeit das Haus wieder vom Sonnenschein seiner Nähe durchleuchtet zu sehen, seine Stimme zu hören, aus der mir ich weiß nicht welch' unbeschreibliches Wohlthun in die Seele drang. Aber gerade was mich bis in's Innerste hinein erbeben machte, schloß mir erst recht die Lippen zu. Wo Andere den heimgekehrten Liebling mit tausend zärtlichen Worten willkommen hießen, mußte ich schweigen, weil mir schon ihn anzusehen Thränen der Wonne in die Augen trieb. Auch dies Verstummen wurde falsch gedeutet. Endlich galt es, und nicht mit Unrecht, dafür, daß ich mich selbst diesem Bruder gegenüber, der Einem das Lieben so leicht machte, wenig liebenswürdig erweise. Es schmerzte mich tief, daß es nicht in meiner Macht stand ein besseres Zeugniß von mir selber abzulegen. Aber nachdem einmal über diese Dinge verhandelt worden, war meine unselige Natur, doppelt in ihre Schranken zurückgedrängt, erst recht unfähig einen befreienden, erlösenden Ausdruck zu finden. Endlich war es eine ausgemachte Sache, daß von mir nur mürrisches Schweigen und lieblose Starrheit zu erwarten sei. Ich trug schwer an dem Verhängniß, das über mir waltete, aber ich konnte es nicht von mir wälzen. Zu Asmus selber hegte ich eine stille Zuversicht, er müsse richtiger als die Anderen in meiner Seele lesen und erkennen, daß, was wie Mangel an Empfindung aussah, nur ein Uebermaß derselben war. Dann meinte ich in der Güte, die er mir unermüdlich immer wieder erwies, auch einen Funken Sympathie für mich zu entdecken. Durfte ich aber annehmen, daß der Eine, an dem mir Alles lag, unter der rauhen Schale doch den Kern meines Wesens erkannte und meiner tiefen Empfindung die Erwiederung nicht versagte — was kümmerte mich dann noch das Mißverstehen der Anderen? Jeder Mißton löste sich in dem beruhigenden Glauben: „aber er, Asmus — er liebt mich doch!"

Manch' ein Jugendjahr war unterdessen vorübergeronnen. Asmus hatte seine Studien längst beendet und bereits Staatsdienste genommen. Der Gesandte, Graf K., war auf ihn aufmerksam geworden und wünschte ihn, sobald es sich thun ließ, in seiner Nähe zu attachiren. Einstweilen fand sich für ihn noch eine vorläufige Verwendung in der Heimatstadt, wo wir Alle glücklich waren, ihn noch eine Weile für uns zu haben.

Der Winter dieses Jahres gestaltete sich gerade besonders gesellig.

Mehrere angesehene Familien waren neu in die Stadt gezogen; darunter die Witwe eines benachbarten Gutsbesitzers, Frau von B., deren einziger Tochter Adele der Ruf ungewöhnlicher Schönheit und Anmuth vorausging. Beide Damen waren schon mehrere Wochen am Orte anwesend, ehe ich ihrer ansichtig wurde. Endlich traf ich sie in einer Gesellschaft. Die Erscheinung des jungen Mädchens war allerdings bezaubernd. Ein Glanz von Licht und Heiterkeit und Harmonie schien um sie gewoben. Sie hatte Alles was mir fehlte. Als mein Blick, noch erfüllt von ihrem Liebreiz, auf Asmus fiel, war mir mit einem Male klar, was das Schicksal hier wollte: sie waren für einander erschaffen. Ich war nicht die Einzige daran zu denken. Man flüsterte es sich schon in die Ohren, welch' herrliches Paar sie abgeben müßten. Und wie eine ähnlich bevorzugte Naturanlage hier jede innere Sympathie begründete, so verfehlte diese auch nicht als rasche Neigung bald an den Tag zu treten. Wenn ihre Blicke sich begegneten, sah ich das Erröthen auf ihren Wangen und in seinem Auge ein stilles Strahlen innerster Glückseligkeit.

In der Nacht nach jener Gesellschaft — es hatte lange gewährt bis ich Schlaf finden konnte — träumte mir, ich stände an den Ufern eines nebelgrauen Wassers und über die stille Fluth hin fühlte ich wehmuthsvoll etwas weit, weit von mir fortziehen, auf Nimmerwiederkehren. Als ich erwachte, war mein Kissen in Thränen gebadet.

Wie ich es erwartet hatte, so kam es. Der Sommer hatte eben begonnen, da führte Asmus uns seine Braut zu. Ich glaube es noch vor mir zu sehen, wie sie zu uns in's Zimmer trat, die Hand voll Rosen, ihr liebliches Gesicht, von einem schwarzen Federhütchen beschattet, selber die schönste. Und wie dann, als die Eltern sie gesegnet und wir Geschwister sie geküßt hatten, Asmus den Arm um sie legte und ihr glückselig in die Augen blickte. Gab es eine Königin auf Erden, deren Loos ich dem ihrigen gleich erachtet hätte?

Mit Rosen ward auch Tags darauf die Tafel geschmückt, an der die Gläser klangen auf das Wohl des jungen Paares. Sie nippte aus dem seinen, ihre Hände ruhten in einander. Ich hatte mich längst von dem fröhlichen Male fort in eine dunkle Ecke geschlichen und Niemand kümmerte sich darum. Wer hätte auch heute noch daran denken können, nach mir zu sehen?

Und wie jener erste Abend es einleitete, so gewann es weiter Gestalt. Ich sank in Vereinsamung zurück wie vor Jahren. Asmus kam nicht mehr zu mir in den Garten, wenn ich ganz allein dort saß, das Herz voll schwellender Wehmuth. Er hatte jetzt freundlichere Pflichten zu erfüllen. Ich sah ein, daß das natürlich war und doch konnte ich nicht umhin die Veränderung schmerzlich zu empfinden. Vielleicht hätte diese sich weniger fühlbar gemacht, wäre ich im Stande gewesen mich inniger an Adele anzuschließen. Aber unsere Naturen waren sich fremd und fanden keinen Weg zu einander. Unharmonisch, wie ich mir zu sein bewußt war, fühlte ich mich erdrückt von der Vollendung ihres Seins, die ich aller Orten preisen hörte. Es war mir, die ich Alles nur durch

Kampf und innere Qualen erreichte, unfaßlich, daß sie sich nur mühelos zu geben brauchte wie sie war, um glücklich zu machen und zu sein. Zu leicht erschien mir diese Lebensarbeit, um durch sie ein Glück zu verdienen, wie es Adelen zugefallen war. Auf Knieen, dünkte mich, hätte sie es empfangen sollen. Aber sie war einfach glücklich, wie ich schon andere Bräute gesehen hatte. Sie liebte Asmus und noch manches Andere neben ihm, das sie erstrebte und dessen Besitz sie freute. Wenn ich dagegen in meine eigene, sehnsuchtsreiche Seele blickte, die nur ihn gewollt — nur ihn gekannt hatte!! Aber wozu der Vergleich? Er paßte nach keiner Seite hin. Nur so viel stand fest: besonders innig gestaltete sich das Verhältniß zwischen mir und Adelen nicht. Ich mochte ihr wenig Grund geben mich zu lieben und in meinem Herzen war nur für den Einen Raum.

Unerwartet sollten die Liebenden getrennt werden. Graf R. wünschte auf einer längern Reise, die nicht ohne politische Bedeutung war, Asmus' Begleitung. Die Gelegenheit war glänzend, nicht nur um im Momente Ungewöhnliches zu genießen, auch für die Zukunft eröffnete sie Asmus, der sich für die diplomatische Laufbahn entschieden hatte, Aussichten, wie er sie vortheilhafter nicht wünschen konnte. Mit Freuden nahm er das Anerbieten des Grafen an. Als er von uns schied, ahnte Keiner von uns, was diese Trennung bedeuten sollte."

Tante Lotte hielt einen Augenblick inne. Die Dämmerung, die bei umwölktem Himmel früh hereingebrochen war, verschleierte ihr Antlitz und was sich auf demselben malte. Aber ein leises Beben ihrer Stimme verrieth, daß sie nur mit innerster Bewegung berührte, was jetzt in ihrer Erzählung folgen mußte.

„Im fernen Griechenland", fuhr sie nach einer Weile fort, „wo sanfte Hügelreihen die Meeresbucht umschließen, ragt ein weißer Leichenstein einsam gegen die blaue Luft. Keine andere Grabstätte reiht sich an seine Seite, es ist kein Friedhof dort, kein Pfad führt hinauf zu der stillen Höhe. Aber der Wanderer, wenn er nach langer Meeresfahrt müde den Hafen ersehnt und den weißen Stein erblickt, ruft aus: „Da ist das Grab, nun sind wir in Piräus!" Und wenn im Lenz Cystus und Asphodyll die braungebrannte Bergwand wieder mit frischen Farben beleben, wenn Anemonen in unabsehbarer Fülle die bunten Blüthenaugen aufthun gegen eine griechische Sonne — dann ist es hier wie ein Blumenmeer, das von lauen Winden bewegt den aufragenden Stein umwogt; und in dem tiefen Frieden, der unsäglichen Schönheit dieser Einsamkeit scheint es wie an keiner andern Stätte der Vergänglichkeit durch die blaue Luft zu ziehen, von den Wellen emporzuklingen, im Abendroth wieder zu strahlen: selig — selig sind die Todten!

Vor Jahren hatte sich ein Schiff, aus dem Orient kommend, dem Hafen genähert. Es trug vornehme Gäste an Bord. Krankheit und Tod aber fragen weder nach Namen, noch nach Rang. In Constantinopel wüthete eine furchtbare Seuche. Die Reisenden waren vor ihr geflohen, doch zu spät! Schon hatte Einer unter ihnen den vernichtenden

Keim in sich aufgenommen; er erkrankte unterwegs schwer und schwerer und starb als man an der Küste die Häuser von Piräus schimmern sah, wo ihm vielleicht noch hätte Rettung werden können. Der Capitain erklärte, mit der Leiche an Bord nicht in den Hafen einlaufen zu können; die furchtbare Krankheit dürfe nicht in die noch reine Stadt eingeschleppt werden. Alle Vorstellungen des R—schen Gesandten, Grafen R., in dessen Begleitung der Verstorbene gereist war, blieben vergeblich. Nur mit Mühe und nach glänzenden Versprechungen erreichte man so viel, daß der Todte an's Land geschafft und in Hast und Eile, auf freigelegenem Vorgebirge, in die Erde gesenkt wurde. Als letztes Liebeszeichen ließ der gütige Freund ihm später den weißen Denkstein dort errichten. Der Todte aber, den sie so mit Angst und Schrecken, ohne Sarg und ohne Ehren in die Erde gescharrt hatten, war unser Aller Liebling und Abgott, war Asmus, mein Bruder! —

Wie wir es dann erfuhren, als schon Wochen darüber hingegangen waren — darüber, Eva, laß mich hinweggehen; es zerreißt das Herz, sich diese Augenblicke wieder zu vergegenwärtigen. Ich habe damals keine Thräne vergossen, ich war ganz still, ganz starr. Die Anderen hatten Alle viel, sehr viel in Asmus verloren, ich aber Alles; ich konnte nicht weinen. Meinen Eltern, Adelen besonders, war es schauerlich, sich die Art zu denken, in der Asmus bestattet worden. Die abgelegene Einsamkeit seiner Ruhestatt, ohne die weihevolle Umfriedung eines Kirchhofes, hatte etwas Entsetzliches für sie. Ich theilte diese Empfindung nicht. Mir war es eben recht, daß er ganz für sich ein Plätzchen gefunden hatte, wo kein gemeiner Verkehr um seine Ruhe lärmte; ein Plätzchen, das nicht Menschenhand, sondern Gott selber jedes Jahr mit ewig sich erneuender Lenzesschönheit schmückte. Die Enge eines städtischen Kirchhofs, wo Hügel sich an Hügel drängt, wäre mir für ihn viel zu gewöhnlich gewesen. Wie er mir im Leben einzig dagestanden hatte, unvergleichlich mit Anderen, war es mir heimisch, ihn auch im Tode noch auf einer besondern Stelle zu wissen. Ohne mit irgend Jemand darüber zu reden, war ich entschlossen, einst nach dem fernen Grabe zu pilgern. Mich schreckte kein Weg und keine Weite, wenn es zu Ihm ging.

Was soll ich Dir von den Jahren erzählen, die nun folgten, Eva? Ereignißlos, beinahe schattenhaft zogen sie an mir vorüber. Bei uns im Hause hatte sich unterdessen Vieles verändert. Die Geschwister waren in der Welt verstreut, ich nur allein bei den alternden Eltern zurückgeblieben, in deren Umgebung es immer stiller wurde. Adele bewies den alten Leuten freundliche Anhänglichkeit. Auch mir hatt sie jetzt näher zu treten versucht. Instinctiv mochte sie doch wol fühlen, wie sehr ich Den geliebt hatte, mit dem ihr eine goldene Zukunft in's Grab gesunken war. Das versöhnte sie mit meiner Unliebenswürdigkeit. Aber, obgleich ich ihr nicht entgegen war, schürzte sich der Faden zwischen uns doch nicht fester. Unsere Empfindungsweise war zu verschieden. Oft handelte es sich nur um Kleinigkeiten, aber auch in ihnen fühlte ich das Trennende zwischen uns. So erinnere ich mich des Eindrucks, den

ich empfing, als Adele, genau an dem Datum, wo so etwas wieder schicklich war, nicht verfehlte, ihr düsteres Trauerkleid wieder durch ein weißes Krägelchen und weiße Manschetten aufzuheitern. Es stand ihr reizend und war gewiß kein Unrecht dabei. Und doch stach mir dieser weiße Kragen förmlich in die Augen. Also auch die Trauer um Asmus sollte ihre conventionellen Grenzen haben und jenseits dieser das Dasein wieder in seine gewohnten Rechte treten, als sei nichts geschehen? Ich, mit meiner Art zu lieben, verstand so etwas nicht. Mich verletzte es schon, wenn ein Anderer ahnungslos aus dem Glase trank, das ich Asmus zu reichen gewohnt war, und Adele zog eines Abends einen Streifen Papier aus ihrer Mappe, auf dem noch Züge von seiner Hand standen, um gleichmüthig Seide darauf zu wickeln. Gerade daß wir denselben Menschen, aber in so ganz verschiedner Weise geliebt hatten, riß uns auseinander. Damals las ich in einer alten Ballade:

„Die Trauer der Braut drei Wochen war,
Die Trauer der Schwester die währte drei Jahr'."

Drei Jahre? — Ach, sie waren bald vorübergeflogen, aber meine Trauer nahmen sie nicht mit.

Inzwischen hatte Adelen's Mutter sich entschlossen abermals ihren Wohnsitz zu wechseln. Unser Städtchen war allerdings allmälig etwas verödet. Vieles darin war abgestorben, Anderes hatte sich überlebt; der allgemeine Zug ging nach der Hauptstadt. Dahin übersiedelte auch Frau von B. mit ihrer Tochter.

Unser großes, schönes Haus war unterdessen auch in andere Hände übergegangen. Meinen Eltern, die nicht mehr viel bedurften, genügte eine kleine Miethswohnung. Von Asmus' jähem Verlust zu tief gebeugt, um sich in ihren Jahren je wieder ganz davon aufzurichten, kümmerten sie und starben ziemlich rasch hinter einander. Ich behielt eine alte Dienerin bei mir, die schon längere Zeit unsern Hausstand versehen hatte, und richtete mich selbstständig ein. Von jeher, auch unter den Meinen, an Alleinstehen gewöhnt, wäre es mir jetzt erst recht nicht mehr möglich gewesen, mich an Fremde anzuschließen, obgleich mein Seelenzustand gegen früher bestandene Kämpfe ein ungleich ruhigerer geworden war. Was ich in Asmus verloren hatte, konnte mir natürlich nicht ersetzt werden. Aber ich trug sein Bild wie einen Schatz im Herzen. Hatte ich es, so lange er lebte, oft mit Schmerzen empfunden, daß die Unvollkommenheiten meines eigenen Wesens manches unklar zwischen uns erhielten, so meinte ich jetzt, es müsse sein verklärtes Auge meine Seele selber durchschauen und von allen Schlacken, rein die Liebe darin erkennen, die ihm auszusprechen meinen Lippen versagt geblieben war. Und wie dieser Glaube mich in der Gegenwart beruhigte, so griff er mildernd auch in die Vergangenheit zurück. Der Erdenschatten vergessend, die sich früher dem entgegengedrängt hatten, legte ich es mir innerlich mehr und mehr zurecht, daß Asmus mich, all' meine Mängel auf ihren Ursprung zurückführend, doch brüderlich geliebt habe. Das stille Ver-

senken in diese Zuversicht aber gab mir einen innern Frieden, wie ich ihn eigentlich noch nie gekostet hatte.

Von Adele empfing ich ab und zu Nachricht. Ein Jahr nachdem sie uns verlassen hatte, zeigte sie mir zu meiner größten Ueberraschung ihre Verlobung und bald darauf folgende Vermälung mit dem Major von S. an. Ich stand wie versteinert mit dem Blatt in der Hand. War es wirklich möglich, daß Asmus' Stelle ersetzt werden konnte? Auch sein Bild sollte in Vergessenheit sinken, das Leben weiter rollen und die Menschen so etwas ganz natürlich finden?

„Nein", hörte ich sie sagen, „dies schöne, liebenswürdige Mädchen durfte nicht ein ganzes Leben vertrauern. Sie mußte wieder glücklich machen und glücklich werden." — Auch hieß es, der Major sei ein so vorzüglicher Mensch, in der besten Lage, der seiner Frau eine höchst angenehme Position zu bieten habe, und Adele sei ja für den Hof wie geschaffen. Dem Allen konnte ich nichts entgegenstellen und doch führte mein Herz eine ganz andere Sprache. Aber ich gönnte Adelen ihr Glück, wenn es ihr eines sein konnte. Ja, gewissermaßen war ich ihr dankbar. Sie legte, indem sie es ergriff, etwas in meine Hände zurück, das ich ihr nur mit Widerstreben abgetreten hatte. Nun gehörte das Vorrecht, Asmus mehr geliebt zu haben als irgend ein Anderer, wieder mir allein.

Selbstständig, wie ich es mit der Zeit mehr und mehr geworden war, faßte ich endlich den Entschluß, im nächsten Herbst meine langgeplante Reise nach Griechenland anzutreten. Als Adele erfuhr, daß ich in Begleitung einer alten Freundin unseres Hauses, der ich mich für den Beginn der Reise anzuschließen beabsichtigte, ganz in ihre Nähe kommen würde, lud sie uns dringend zu sich ein. Ich konnte nicht nein sagen, ohne sie zu verletzen und gleichzeitig die Pläne meiner Begleiterin zu durchkreuzen. So sagten wir es zu, einige Tage bei ihr zu verweilen.

Die ersten Eindrücke meiner Pilgerfahrt berührten mich traumhaft, verwirrend. Verließ ich doch zum ersten Male die heimischen Marken.

Adelen fand ich in einem glänzenden Hauswesen sehr glücklich etablirt. Sie war noch schöner geworden, stattlich, elegant; ihr Mann trug sie auf den Händen. Von der Vergangenheit sprach sie ohne alle Scheu, wie von etwas, damit sie abgeschlossen hatte. Man konnte nicht sicherer und ruhiger in seinem Gleichgewicht dastehen, als diese schöne, liebenswürdige Frau.

Am Abend vor unserer Abreise war große Gesellschaft zu ihr geladen. Ich hatte gleich erklärt, daß ich auf meinem Zimmer bleiben würde, aber ich war bei Adelen's Toilette zugegen und half ihr bei den häuslichen Anordnungen, die sie mit großer Sorgfalt leitete. Das Fest sollte einen glänzenden Eindruck hinterlassen. Noch im letzten Momente, als die Kerzen schon an den Kronleuchtern brannten und jeden Moment die ersten Gäste eintreten konnten, fiel es Adelen ein, in ihrem Cabinet ein kleines Kunstmeubel umstellen zu lassen, das ihr heute hier nicht recht am Platze schien. In der Eile, zu der sie angetrieben wurden, faßten

die Diener wol nicht ganz richtig an: ein Kasten des Schränkchens sprang auf, rutschte nach vorn und leerte seinen ganzen Inhalt über den Teppich aus. Wir griffen Alle zu, um so rasch als möglich den Schaden wieder gut zu machen. Dabei fiel mir ein Ledertäschchen in die Hand, auf dessen Deckel ich ein A mit goldener Krone gewahrte. Der Anblick ging mir durch und durch, denn ich kannte dieses Täschchen, erinnerte mich deutlich des Abends, da Asmus, von einer kleinen Reise heimkehrend, es seiner Braut als ein besonders zierliches Modestückchen mitgebracht hatte. Nun lag es hier zwischen Ballfächern und Nadelkißchen, unter allerlei unbrauchbarem Kram.

„Nur rasch, rasch herein!“ trieb Adele, die aufgelesenen Gegenstände kopfüber wieder in den Kasten werfend. „Ordnung können wir morgen machen! Ich höre einen Wagen vorfahren.“

„Und dieses Täschchen?“ fragte ich zögernd. Ich konnte mich nicht entschließen, etwas, daran eine Erinnerung meines Bruders hing, mit in jenes bunte Chaos hinein zu werfen.

„Welches Täschchen?“ fragte Adele noch immer sehr eilig, über die Schultern weg zu mir hinblickend. „Ach das Maroquintäschchen! das ist mir lange nicht mehr zu Gesicht gekommen. Willst Du es behalten, Lotte?“ fügte sie hinzu, wol weil auf diese Weise Allem am kürzesten ein Ende gemacht würde. „Es stammt noch von Deinem Bruder, es wird Dir lieb sein.“

Ich weiß nicht was ich erwiederte. Ich sah nur ihre weißen Arme, an denen schwere Goldketten klapperten, sich hastig vor mir auf- und niederbewegen, bis Alles wieder auf die Seite geräumt und der Kasten wieder geschlossen war. Ich hörte Thüren gehen. Adele wandte sich nach dem Saale; ihre glänzende rosenfarbene Seidenschleppe rauschte über den Boden hin. Jetzt klirrten drinnen Säbel auf dem blanken Parquet, Diener mit silbernen Theebrettern traten dazwischen. In einem Flimmer von Licht und Duft sah ich die hohe Gestalt der schönen, vornehmen Frau sich verneigen, lächeln und glatte Worte reden, während ich das vergessene, hingeworfene Täschchen, das *seinen* Namenszug trug, fest gegen die Brust drückte, mit einer Empfindung unbeschreiblicher Verachtung gegen Alles, was die Menschen so gemeinhin Glück und Freude und Wohlergehen nennen. Ein heißes Bedürfniß nach unwandelbarer Treue im Schmerz überkam mich, gepaart mit einer beinahe wilden Sehnsucht nach dem einsamen Grabe in Griechenland. Ich stürzte fort auf mein Zimmer und bedeckte Adelen's, wol nur sehr zufällig mir zugewendetes Geschenk, mit Küssen und mit Thränen.

Als ich darauf das Täschchen öffnete, grüßte mich auf schon halb vergilbtem Papier eine wohlbekannte Handschrift. Ich erbebte. Das kleine Etui enthielt einen Brief von Asmus an Adele. Sobald ich die Ueberschrift gelesen hatte, schob ich die Blätter in das Täschchen zurück. Adele hatte mir nur die Hülle geschenkt, von einem Inhalt war dabei nicht die Rede gewesen; ich hatte also kein Recht an den Brief. Aber lange blieb ich unter dem Eindruck, den der unerwartete Anblick der ge-

liebten Schriftzüge in mir hervorgerufen hatte. War es mir doch, als sei Asmus selber plötzlich vor mich hingetreten, als habe ich seine körperliche Gegenwart gefühlt.

Wir sollten am andern Morgen sehr früh aufbrechen. Ich hatte versprochen noch an Adelen's Bett zu kommen, denn von der Anstrengung des gestrigen Tages ermüdet, ruhte sie natürlich lange. Sie war sehr freundlich, sehr liebevoll gegen mich; der glänzende Verlauf ihrer Gesellschaft hatte sie in die beste Stimmung versetzt.

„Adele", sagte ich endlich, „das Täschchen, das Du mir gestern geschenkt hast, enthält einen Brief — "

„Ein Täschchen? Ein Brief?" fragte sie verwundert. Sie hatte offenbar das ganze kleine Ereigniß schon wieder vergessen. „Ja so!" rief sie dann sich besinnend, als sie die Gabe selber in meinen Händen sah. „Richtig! der Moment gestern war ein so überstürzter — ich wußte gar nicht, was Du meintest. Ein Brief sagst Du sei darin?" fuhr sie dann fort. Aus der Tasche, die sie geöffnet hatte, zog sie die Blätter halb hervor und las darauf. „Isola bella".

„Guter Asmus!" fügte sie mit einem kleinen Seufzer hinzu, „ja, der Brief ist von ihm. Nun, Lotte, wenn ich Dir das Täschchen geschenkt habe, wird der Brief wol mit dazu gehören, von dem ich übrigens gar nichts mehr wußte. Bei Dir ist er gut aufgehoben, davon bin ich überzeugt und Du freust Dich daran. Asmus' Briefe waren sehr schön."

Das Letzte sagte sie genau in demselben Tone, mit dem sie mir vorher die gestrigen Leistungen ihres Koches gerühmt hatte.

„Und nun wollt Ihr wirklich fort?" sprach sie weiter. Das Wetter läßt sich gut an; eigentlich ist dies die beste Jahreszeit zum Reisen. Ihr werdet viel Vergnügen haben."

Von dem eigentlichen Ziele meiner Fahrt wußte sie nichts. Sie wähnte, wie viele Andere, ich begleite nur unsre alte Freundin. Endlich schieden wir.

Anstrengende Reisetage folgten für mich. Das Täschchen trug ich auf der Brust. Den kostbaren Schatz aber, den es enthielt, wollte ich in der Hast und Unruhe einer betäubenden Weiterbewegung nicht heben; mir war ohnedies kein Alleinsein gegönnt. In Triest trennte ich mich von meiner Gefährtin. Auf der Seefahrt, dem langersehnten Ziele mit jeder Stunde näher rückend, nur Himmelsbläue und Meeresweite um mich her, gedachte ich die theuren Blätter zu entfalten und mich in stimmungsvollster Umgebung, einmal wieder ganz in Asmus' geistige Nähe zu versetzen. Ach — ich versprach mir eine Weihestunde, wo ich die schmerzlichste Wunde empfangen sollte, die mir je geschlagen worden.

Ja, Eva, der Brief, der mit den Worten eines Dichters Asmus' damalige Reiseeindrücke erzählte, sprach gegen den Schluß hin ein Urtheil über seine Schwester aus, das mir das Herz brechen mußte. Vor der geliebten Braut, die sein ganzes Vertrauen besaß, schloß er sein Herz ohne Rückhalt auf. Der Blick aber, den ich dabei in seine Empfindung für mich that, vernichtete mich fast. Ich war aus allen meinen Him-

meln gerissen. Nein, auch nicht ein Schimmer von Sympathie hatte für mich in ihm gelebt; auch ihm hatte mein Wesen nur Widerwillen eingeflößt; nur daß er denselben gütiger überwand als die Anderen. Aber Güte, nur Güte, wie seine hingebende Natur sie dem Elendesten angedeihen ließ, war es gewesen, was er an mir geübt; kein Fünkchen Liebe hatte dahineingespielt. Im Gegentheil, er mußte sich zu mir zwingen; eine Last, eine Arbeit war ich ihm gewesen. Und das mußte ich jetzt erfahren, da er ruhte; da seine guten Augen mich nie wieder anblicken sollten, mir dennoch vielleicht eine mildernde Ueberzeugung in die Seele hineinzulächeln; jetzt, da ich selber nicht mehr ringen konnte, mir doch noch etwas Besseres von ihm zu erwerben, da jeder Ausgleich, jede Verständigung abgeschnitten war für ewig. O, es giebt Momente, Erfahrungen in diesem Erdenleben, von denen nur das nicht zu begreifen ist, daß der Mensch sie übersteht. Noch heute, wenn ich an jene Stunde zurückdenke, fühle ich es wie eine Hand von Eis über mein Herz hingreifen, um krampfhaft die Lebensader darin zusammenzudrücken. Laß jeden Schatten, welchen Du willst, zwischen Dich und einen Lebenden treten — das Leben ist da, ihn wieder zu klären. Was Du von einem Todten erfährst, bleibt unwiderruflich. Da ist keine Hand, die Wunde wieder zu verbinden, an der Du verbluten mußt.

Der Brief war mir in den Schooß gesunken. Ich starrte über das Wasser hin — Wasser und wieder Wasser; so weit das Auge reichte, kein heimischer Küstenstreif. Auch in meiner Seele: Oede und wieder Oede — kein Anhalt mehr, kein tröstender Glaube; auch über die Vergangenheit ein tödtendes Nichts herabgesenkt.

Die Schiffsglocke schreckte mich auf. Wo war ich denn eigentlich? Ich konnte mich auf nichts recht klar besinnen. Wohin wollte ich? — Zu Asmus, an sein Grab? Ach, ich fühlte kein Recht mehr dazu. Erbarmungslos wies der Brief mich fort von der geweihten Stätte. Was wollte die Lästige dort, die er ja doch nicht geliebt hatte? Sollte ich mich auch noch im Tode an ihn drängen, seinen Frieden zu stören? Nein, ich gehörte nicht an sein Grab.

Ich fuhr von meinem Sitz empor. Ich hätte umkehren mögen, fort, heimwärts, zurück in meine Stille, meine Verlassenheit, wo ich einzig hin gehörte. Aber das Schiff trug mich weiter, ohne nach meinem Wollen zu fragen. Nachts lag ich im hellen Fieber. Der Brief brannte auf meiner Brust.

Am andern Morgen liefen wir, unter den Strahlen einer attischen Sonne, im Hafen von Piräus ein. Rechts von uns, auf zartgezeichneter Bergkante, sah ich den weißen Denkstein ragen und verhüllte mein Angesicht vor ihm.

Wir gingen an Land. Der Boden brannte mir unter den Füßen; wie gern wäre ich gleich wieder umgekehrt; aber nothgedrungen mußte ich verweilen, denn erst nach acht Tagen ging das nächste Schiff. Ich nahm mir eine kleine Wohnung mitten in der Stadt Piräus, vom Meer, von den umliegenden Hügeln wollte ich nichts sehen. Freundliche

Wirthsleute versorgten mich und ich bedurfte ihrer Pflege, denn das Fieber kehrte zurück und packte mich hart an, so daß auch die Möglichkeit meiner Abreise für die nächste Woche immer unwahrscheinlicher wurde. Ja, das Schiff ging ab und ich blieb zurück. Am Ende war mir auch das einerlei. Ob ich mit siechem Körper und zerrissenem Herzen, elend in Griechenland, oder daheim meine Tage fristete, was lag daran? Es machte sich weder hier noch dort Jemand Kummer darum und ich selbst fragte am wenigsten danach, was mit mir geschah. Mußte ich nicht schließlich gleichgiltig gegen mich werden, jetzt, da ich wußte, daß mich auf Erden Keiner, Keiner — auch er nicht! — geliebt hatte? Widerwillen hätte es mir eingeflößt, selber noch Rücksicht auf mich zu nehmen.

Ich wurde sehr krank. Mein Arzt und meine Pfleger gaben mich auf. Aber mein Organismus, der von jeher eine große Zähigkeit im Ueberwinden körperlicher Leiden bewiesen hatte, half sich auch diesmal. Langsam und ohne die geringste Freude darüber zu empfinden, genas ich endlich.

In den langen Stunden matter Unthätigkeit, wie jede Reconvalescenz sie mit sich bringt, hatte ich Muße das letzte Erlebniß, von dem ich betroffen worden, nach allen Seiten hin durchzudenken. Ohne eigentliche äußere Gestaltung war es mit der Stille eines Traumes an mich herangetreten, um dennoch mein ganzes Sein aus seinen Fugen zu rücken. Schien es doch nun einmal meinem ereignißlosen Dasein bestimmt, seine heftigsten Erschütterungen, von keinem menschlichen Auge gesehen, nur im Innern zu empfangen, als sollten diese sich so meinem Gemüthe nur um so tiefer und unauslöschlicher einprägen. Während des Grübelns über diese Dinge, in das ich mich ganz und gar verlor, drängte sich mir manche bittere Frage auf. Warum hatte ich überhaupt den unseligen Brief lesen müssen? — Konnte ich nicht sterben, ohne zu ahnen, daß er jemals geschrieben worden war? — Wem hätte es Schaden gebracht, wenn mir mein irriger Glaube an Asmus' Bruderliebe erhalten geblieben wäre? Dieser Glaube war mein Trost, mein Frieden, das einzige bischen Glück, das ich auf Erden gekostet hatte, warum mir auch das noch vom Herzen reißen?

Finsterer Groll gegen Adele stieg in mir auf. Ich sah sie überschüttet mit allen Gütern der Erde, geliebt, bewundert, glücklich und beglückend. Warum mußte sie mir das Täschchen hinwerfen und sagen: „dies für Dich! Du bist nicht einmal beraubt worden, denn Du hast nie etwas besessen." Ist es nicht mehr als grausam, wenn der Reiche im Ueberfluß dem Armen nicht einmal sein Stückchen Brod gönnt?

So fühlte ich damals. Die Einsicht, daß Adele ja gar nicht geahnt hatte, was sie that, als sie mir in weltlicher Hast und Unbedachtsamkeit das verhängnißvolle Geschenk machte, kam mir erst später, als ich selber eine andere Anschauung der Dinge gewonnen hatte. Und da freilich änderte sich mein Urtheil über Adele gänzlich. Gerade in ihrem Nichtwissen und Nichtempfinden erschien mir diese dann so arm, trotz

aller Fülle des Besitzes, daß ich mein eigen schmerzenreiches Dasein nicht gegen das ihrige vertauscht hätte.

Die Leute, bei denen ich wohnte, hatten mich wie ihr eigen Kind gepflegt. Eines Tages etablirte mich meine Wirthin auf dem kleinen Altan des Hauses, wo die Novembersonne mir noch immer warme Strahlen schickte und mein Auge in der malerischen Straße zu meinen Füßen, in dem blauen Bergpanorama, das ihre Dächer überragte, ein freundliches und interessantes Bild zugleich umfaßte. Dicht in eine Decke gewickelt, hatte ich schon ein Weilchen dort gesessen Die kleine Straße war sehr still, deshalb entging es mir nicht, daß sich in einiger Entfernung jetzt ein eigenartig summender Gesang vernehmen ließ. Ich blickte nach der Richtung hin, von der er kam. Die Gasse füllte sich mit Menschen. Im hellen Sonnenschein qualmte das trübe Licht hoher Kirchenkerzen, die zwischen Laubgewinden brannten. Ein Priester, in feierlichen Gewändern, trug das Crucifix voran. Es war ein Leichenzug, der sich näherte. Aber nicht nach nordischem Brauch umdüsterten ihn Trauerflöre, die schwarzen Gestalten der Todtengräber, ein schauerliches Leichengefährt. Nein, festlich auf Blumen gebettet, im offenen Sarge, der für die Jugend mit rosenfarbenen Stoffen ausgeschlagen ist, trägt man in Griechenland die Todten zu Grabe. Man gönnt ihnen den lächelnden Sonnenschein ihres Vaterlandes, bis kühle Erde, ein anderes heimisches Element, sie deckt.

Ich sah den Zug herankommen, sah die Häupter der ihm Begegnenden sich ehrfurchtsvoll entblößen. Mehr noch von innerer Andacht getrieben, als um besser herabsehen zu können, kniete ich an dem Holzgeländer des Altanes nieder. Eben wurde die Bahre vorübergetragen. Es war eine junge Frau, die auf ihr ruhte. Unter einer Fülle von Rosen lag sie, das lange schwarze Haar glatt an den Schläfen herabhängend, bleich, aber wunderschön und so friedvoll! — Alle Verklärung überstandenen Kampfes schien über ihre reine Stirn gebreitet. Ich erbebte, heilige Schauer faßten mich. Noch nie war mir die tiefe Versöhnung des Todes mit so ausgleichender Macht entgegen getreten, wie in diesem stillen Bilde. Was bedeutet ihr gegenüber alles menschliche Irren, Verkennen und Mißverstehen? Es fliegt dahin wie Spreu. Wer könnte mit einem Todten rechten wollen? — — Herz, wirf die Bande ab, die dich beengen, gönne dem Lichte Raum. Ob geliebt, ob ungeliebt, was kommt darauf an, wenn Du nur weiter liebst bis an's Ende, wo Du selber Klarheit findest und Deine Sehnsucht endliches Genügen! —

Das Antlitz war mir in die Hände gesunken. Heiße Thränenströme überflutheten mich. So erlösend hatte ich noch nie geweint. Als ich die Augen wieder aufhob, war der Zug vorüber, der Gesang im Verhallen. Nur am Ende der Straße sah ich noch über den sich hindrängenden Menschen den Dampf der Kerzen schweben, sah das aufblitzende Meer und die rosig angeschienenen Berge. Auch dort ruhte ein Todter, vor dessen Erinnerung sich mir kein Schatten mehr drängte. Die Macht der eigenen Empfindung hatte den Sieg gewonnen. Jetzt

wußte ich es klar und fest, daß ich, so lange ich lebe, nicht anders kann, als Dich weiter lieben, Asmus, mein Bruder — — den nichts aus meinem Herzen reißen kann!

Von jenem Tage an pflegte ich mich etwas mehr. Durch kleine Ausgänge versuchte ich mich zu stärken, um bald größere unternehmen zu können. Die laue Luft, die wunderbare Schönheit, die mich umgab, half mir körperlich und geistig zu genesen. Freilich kehrte in launigen Absätzen das Fieber immer wieder zurück; dazwischen hatte ich aber doch gute Zeiten, während welcher ich mich wohl und ziemlich leicht fühlte.

Endlich, an einem sonnenhellen Tage, wo kein Wölkchen im blauen Aetherrund sichtbar war und in krystallreiner Athmosphäre die fernsten Berglinien sich mit ausgeprägter Deutlichkeit dem Auge entschleierten wie liebe Erinnerungen einem treuen Herzen — bin ich die einsame Höhe an stiller Meeresbucht hinaufgestiegen. Jetzt blühten keine Blumen dort. Vom Sommer her war noch der Boden braun gebrannt; aber zwischen dem Gestein schoß wilder Thymian auf und füllte die Luft mit würzigen Düften. Fern blaute das Meer. Wie aufblitzende Sterne waren ein Paar silberweiße Segel darüber hingestreut. Eine Freiheit, eine Größe wehte durch die Einsamkeit dort, als reiche die Erde und ihr Weh nicht hier heran. Da bin ich in die Kniee gesunken und habe den Boden geküßt, der seine Asche barg, habe mit liebenden Armen den Stein umschlungen, auf dem sein Name stand — ein verklungener Name, der, wie sehr ihn auch einst die Welt geliebt hat, jetzt nur noch in meinem Herzen lebte, aber dort auch für ewig. Da hat mir Gott Seinen Frieden gegeben.

Und als ich lange, feierliche Stunden dort oben geweilt, wo das edelste Herz die ewige Ruhe gefunden, da zog ich den Brief hervor, der mir all' den Jammer bereitet hatte. Ich las ihn noch einmal, Wort für Wort; keines derselben hatte jetzt noch Macht mich zu verwunden. Sie redeten menschlich von menschlichen Dingen; mein Anker aber war fortan in eine andere Welt geworfen. Doch weil nicht alle Stunden des Lebens weihevoll sind wie jene es war und damit keine finstere Stimmung je wieder Herr über mich werden könne, nahm ich, als ich geendet hatte, das letzte Blatt des Briefes, zertheilte es langsam in kleine, kleine Stückchen und gab solche, eins nach dem andern, dem Abendwinde hin, der sie verstreut auf rosigen Schwingen davontrug. Es war wie ein immer ferneres Verhallen meiner letzten Schmerzen.

Den Rest des Briefes aber habe ich als kostbare Offenbarung eines Menschengeistes, wie er mir vornehmer, liebenswerther nicht wieder begegnet ist, sorgfältig wie ein Heiligthum bewahrt. Wenn ich sterbe, wird man ihn bei meinen Pretiosen finden.

Im Frühjahr, als der Berg am Meer wie ein Blumengarten blühte, habe ich Griechenland wieder verlassen. Innere Ruhe hatte ich mir errungen, aber eine Krankheit mitgebracht, die mich nicht wieder verließ. Mehr als einmal blieb ich unterwegs liegen, schleppte mich

mühsam von Ort zu Ort, um mich daheim abermals hinzulegen und gelähmt, wie Du mich kennst, nicht wieder aufzustehen. Das sind nun zwanzig Jahre her.

Ich habe mein Leiden nie als ein Unglück empfunden. Was ich einst an meinem Herzen erlitten, ertrug sich ungleich schwerer, als die Gebrechen des Körpers. Außerdem weckte meine Hülflosigkeit das Mitgefühl der Menschen. Antheil und Liebe näherten sich mir, wie ich sie früher nie erfahren hatte. Freilich hatte sich auch in meiner Seele etwas gelöst: mir war mit einem Male das Herz gegen meine Mitwelt aufgegangen. Endlich konnte ich mich mittheilen, konnte auch ihr Theilnahme und Empfindung zeigen und mit Freuden ihre Entgegnung zurück empfangen.

So habe ich erst auf dem Siechbett den Verkehr mit meines Gleichen gelernt. Das ist seltsam, Eva, nicht wahr? Aber Gott führt nun einmal Jeden auf besondere Weise, wohin er ihn haben will, und vielleicht muß ein Herz wie das meine, erst brechen, bis es sich Anderen hingeben kann. Jedenfalls war mein Weg kein leichter. Und darum meine ich, wem es kürzer und bequemer geboten wird, zu einem heitern Frieden zu gelangen, der soll sich die guten Stunden nicht selber verderben, sondern in Demuth und Freudigkeit empfangen, was Gott ihm gnädig bescheeren will. Um Dir das, so gut ich es konnte, anschaulich zu machen, habe ich Dir meine Geschichte erzählt. Ich bin zu Ende. — Du erwiederst nichts, Eva? Sieh mich doch einmal an, Kleine — ich glaube gar, Du hast Thränen in den Augen!"

Auf den Regen des vergangenen Tages war Sonnenschein gefolgt. Ein Herbstmorgen blaute, wie man ihn freundlicher und klarer sich nicht denken konnte. Da trat Eva schon zu früher Stunde mit freudiger Hast bei ihrer alten Freundin ein, bedeckte die Hände derselben mit Küssen und sah selber aus wie ein sonniger Tag, der alle Wolken besiegt hat.

„Eva, Du bringst mir eine Nachricht?" rief Tante Lotte sie erwartungsvoll anblickend.

„Ja — und die fröhlichste!" entgegnete das junge Mädchen mit strahlendem Auge. „Als ich gestern nach Hause kam, war der Vetter dagewesen. Eine späte Rose lag auf meinem Nähtisch. Ich wußte gleich, wer sie, allem Streit und aller Verstimmung unerachtet, liebevoll dort hingelegt hatte. Im Einklang mit dem, was Deine Erzählung in mir geweckt hatte, fühlte ich mich innig bewegt von der stillen, zarten Gabe. Da kam spät Abends der Vetter noch einmal, er sprach mit dem Vater, sie riefen mich herein, ach, Tante Lotte, was soll ich Dir denn noch erzählen? Ich bin glücklich, über jeden Ausdruck glücklich!"

Und recht in der Wonne ihres Herzens fiel Eva der Tante um den Hals, herzte und küßte sie. Diese ließ es denn auch an Zeichen lebhafter Theilnahme nicht fehlen; es gab ein freudiges Fragen und Erzählen hin und her.

„Nun bringe mir nur Deinen Schatz, Herzenskind", sagte Tante Lotte endlich. „Ich freue mich schon darauf, Euch zu Zweien an meinem Bette sitzen zu sehen. Eva, dabei fällt mir etwas ein!" fügte sie munter hinzu. „Wenn Ihr zu Zweien seid, wird es am Ende doch noch etwas mit der Polka, die ich so gern tanzen sehen möchte. Was meinst Du?" —

Eva lachte, jetzt ohne allen feierlichen Ernst. Und als sie am Nachmittage wirklich am Arme ihres Verlobten noch einmal bei Tante Lotte vorsprach, hub diese scherzend wiederum von der Polka an. Der Vetter aber, der ein fröhlicher Gesell war, und dem in seinem, nach einigen kleinen Stürmen endlich eroberten Glück, ohnedies der helle Jubel aus den Augen lachte, verlangte gar nichts Besseres, als seine kleine rosige Braut gleich in den Arm zu nehmen und diesmal sagte Eva durchaus nicht nein. Er pfiff die Melodie und in munterm Tempo ging es rund um Tante Lottens Bett herum, nach rechts und nach links, vor und rückwärts, still auf dem Platze und keck herum geschwenkt, eine Polka mit allen Chikanen, in allen Schattirungen. Tante Lotte schlug selber den Tact in die Hände. So etwas hatte sich bisher in ihrem Zimmer noch nicht zugetragen. Es war freilich ein Krankenzimmer, aber die Sonne schien hell hinein.

Auf das Grab des deutſchen Sängers.

Wo zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald
Die Rebe wächſt, die ſeine Lieder preiſen,
Bald in vier Wänden, unterm Laubdach bald
Bei vollen Gläſern klangen ſeine Weiſen, —
Geht rings ein Schauern durch den öden Hain,
Es ſagt ſich's flüſternd Strauch und Gras am Rain,
Wie ferne Glocken ruft's im Abendroth:
Hoffmann von Fallersleben todt!

Deutſchland, das über Alles auf der Welt
Er heiß geliebt, du darfſt wohl um ihn klagen,
Ein edler Stamm iſt über Nacht gefällt,
Im Streit ein alter Rufer dir erſchlagen.
Einſt wieſeſt du ihn von dir, heimathlos,
Nun nimm ihn auf in deines Friedens Schooß
Und pflück' aus deines Ruhmes Sonnenglanz
Auch dieſem Kämpfer ſeinen Lorbeerkranz.

Des Winters Sturm hat ihn dahin gerafft,
Kein Vogel kann ihn jetzt zu Grabe ſingen,
Doch wenn der Frühling wieder webt und ſchafft,
Wie wird es da um ſeinen Hügel klingen!
Dann rauſcht, ihr Eichen, über ſeiner Gruft,
Ihr Roſen, ſpendet Farbenſchein und Duft,
Und all ihr Lieblinge, umblüht ſein Grab,
Ihr Sterne aber, grüßet hoch herab!

Und wir? wir glauben's nimmer, daß er ſchied,
Der Sänger wird im Volke nie begraben,
Um unſre Liebe rankt ſich feſt ſein Lied,
Das iſt das Schöne, was wir von ihm haben.
Ob auch das goldne Saitenſpiel zerſprang,
Nachtönend doch mit einem vollen Klang
Lebt fort und fort im Melodienkleid
Mit unſerm — ſeines Herzens Luſt und Leid.

Julius Wolff.

Hoffmann von Fallersleben

erwähnt in seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen, die er unter dem Titel „Mein Leben", 1868 bei Karl Rümpler in Hannover hat erscheinen lassen, auf Seite 33 des IV. Bandes ein Gedicht, das ihm nach seiner Amtsentsetzung im Januar 1843 anonym zugesandt worden sei. Er hatte sich, wie er selbst bekennt, „über das Breslauer akademische Leben und Treiben nie sonderlich günstig ausgesprochen" und galt deshalb auch bei den Studenten nicht viel. Dieses war in jenem Gedicht angedeutet und Hoffmann hat deshalb zwei Strophen daraus mitgetheilt. Das Ganze lautete so:

„Kein Lebewohl von unserm Munde,
Kein warmer Druck von unsrer Hand,
Kein nasses Auge für die Stunde,
Die Dich aus unserm Kreise bannt!
Du gehst dahin. Glück auf die Reise!
Gehab Dich wohl! Und sonst nichts mehr; —
Das ist so einmal unsre Weise,
Dein Abschied macht das Herz nicht schwer.

„Denn wir begreifen nicht Dein Trachten,
Du bist von uns nicht anerkannt;
Wenn And're Deinen Witz belachten,
Da haben wir uns abgewandt.
Du hast statt Herwegh's Donnerrede
Des Spottes gift'gen Pfeil gewählt;
Für Dich sind unsre Herzen öde,
Du hast zu früh auf uns gezählt.

„O, sprich's nur aus ganz unumwunden,
Daß Du kein einzig deutsches Herz
Im Musenjüngerkreis gefunden,
Kein Mitgefühl für Deinen Schmerz,
Daß sich kein Einz'ger drum bekümmert,
Ob hinter Deinem Spott und Hohn
Nicht auch des Schmerzes Thräne schimmert!
Volkssänger, sieh! das ist Dein Lohn!

„O, sprich's nur aus zu unsrer Schande,
Was Du bei uns gegolten hast!
Dich fesseln keine zarten Bande,
Kein Burschenherz hält Dich umfaßt! —
Doch nein! Vergieb, daß wir geschwiegen,
Da doch die Freiheit Dein Panier!
In ihrem Zeichen wirst Du siegen,
In ihrem Zeichen kämpfen wir.

„Du gehst, Du gehst. Wir seh'n Dich scheiden,
Die Thräne quillt, Du siehst sie nicht;
Drum mag dies Lied den Schmerz beeiden,
Der jetzt heraus zum Herzen bricht.
Wir kämpfen All' um Eine Sache,
Ob auch Dein Schwert ein andres sei;
Doch kräht der Hahn die letzte Wache,
Wird auch Dein Spott zum Siegsgeschrei

„Du mußt von hinnen, weil in Liedern
Dein Spott sich ausgesungen hat;
Dies Lied soll unsern Gruß befiedern
Als nicht verbot'nes „Comitat",
Zu Dir soll es die Kunde tragen,
Daß unser Herz Dir zugewandt,
Und frei Dir will entgegenschlagen
Für unser deutsches Vaterland.

Breslau, im Januar 1843. Eine Studentenstimme.

Es war dies die Stimme eines ebenfalls an die Luft gesetzten, d. h. von sämmtlichen Landsmannschaften oder „Couleuren" excommunicirten Studenten, der querköpfig genug gewesen war, dem wilden Stier des Kneip- und Paukcomments offen zu Leibe zu gehen und eine radicale Reform der akademischen Sitten zu fordern. Ein Jahr zuvor hatte derselbe das Vergnügen gehabt, von Hoffmann öffentlich im Collegium belobt zu werden, als der einzige Bruder Studio, der es gewagt habe, ein frisches Burschenlied (das später in's Allgemeine deutsche Commersbuch, S. 423, übergegangene „Simson: Sitzen wir so fröhlich bei einander ꝛc.") zu singen, das sich gar wunderlich ausnehme zwischen all' der weinerlichen Lyrik des zu Neujahr 1842 erschienenen Breslauer Studenten-Musen-Almanachs. Als zu Neujahr 1843 wieder ein solcher Almanach herausgegeben werden sollte, mußte Gustav Freytag, damals Privatdocent an der Universität, der die Redaction und das Vorwort übernommen hatte, dem jungen Poeten eröffnen, daß die von ihm beigesteuerten Gedichte dieses Mal nicht aufgenommen werden könnten, weil die anderen Dichter entschiedenen Protest dagegen eingelegt hätten, mit einem Excommunicirten in Gesellschaft gesehen zu werden. Der also abgewiesene Studiosus stellte sich nun auf seine eigenen Füße und ließ in einem besondern Heftchen sechzehn Stück „Lieder eines Studenten" erscheinen, die bei der Lage der Dinge nicht verfehlten, in den akademischen Kreisen viel Aufsehen und böses Blut zu machen. Obschon der Verfasser sich nicht genannt hatte, wurde er doch in den Zeitungen sofort namhaft gemacht. Da er auch den Scheidegruß an Hoffmann mit hatte abdrucken lassen, nahm der Curator der Universität und Polizeipräsident Heinke Veranlassung, ihn darüber amtlich zu vernehmen und ernstlich zu verwarnen, da es einem Studenten nicht gestattet werden könne, für einen von der Behörde abgesetzten Professor öffentlich Partei zu ergreifen. Im November desselben Jahres 1843 ereignete sich der von Rudolf Gottschall in der „Gartenlaube" (September 1872) aus der Erinnerung erzählte große „Scandal", daß der Excommunicirte, der über eine dem Professor Braniß während der Vorlesung angethane Insulte zum Schutz der Lehrfreiheit an das gesunde Urtheil der ganzen Studentenschaft appellirt hatte, von einem kleinen Bruchtheil, der sich als Ganzes aufspreizte, zur Verantwortung gezogen und ungehört niedergeschrieen wurde, was für ihn die weitere Folge hatte, daß er vierzehn Tage lang im Carcer sich mit der metrischen Verdeutschung des gefesselten Prometheus von Aeschylos beschäftigen durfte. Das akademische Gericht hatte bei diesem Strafedict auch das Lied an Hoffmann mit in Rechnung gesetzt. Doch wuchs bald Gras darüber und als nach anderthalb Jahren der junge Poet bei der philosophischen Facultät promovirte, war Alles vergeben und vergessen. Hoffmann fuhr inzwischen in allen deutschen Landen umher, sang vor allem Volk von Freiheit, Menschenwürde, von Recht und Vaterland; der „fahrende Sänger" erfüllte seinen Lebensberuf, als verkörpertes Volkslied die Geister überall auf

den großen Grundton: „deutsche Einheit und vernünftige Freiheit" zu stimmen, damit sein Spott wider Censur, Polizei und Philisterthum endlich einmal zum Siegsgeschrei werden könne für Kaiser und Reich. Schier ein Menschenalter ist darüber hingegangen, der ehemalige Professor von Breslau und sein ehemaliger Schüler hatten sich nie wiedergesehen, jener diesen wol ganz und gar aus dem Gedächtniß verloren. Da erschien 1868 Hoffmann's Selbstbiographie und gleich darauf eine freimüthige Besprechung der ersten vier Bände in der Kölnischen Zeitung. Der alte Herr, der nach allem Gewander endlich auf Schloß Corvey eine bleibende Stätte gefunden, war nicht wenig überrascht, sich von demselben jungen Mann, der ihm in Breslau jenes poetische „Comitat" gegeben, jetzt nach einem Vierteljahrhundert öffentlich beurtheilt zu finden. In der ersten Stimmung schrieb er für den sechsten Band (S. 370) seiner Biographie das Epigramm:

„Mein Buch ist nur für meine Partei
Und meine Freunde geschrieben,
Das merke sich Jeder, wer er sei,
Und heiß' er auch Hermann Grieben —"

ließ aber den also namhaft gemachten Kritiker bald nachher wissen, daß eine persönliche Begegnung beim Bonner Universitätsjubiläum im August 1868 ihm durchaus erwünscht sei. Leider ging dieser beiderseitige Wunsch nicht in Erfüllung, weil Lehrer und Schüler sich in dem Gewühl der Festgäste nicht zu finden vermochten. Seitdem hat Hoffmann mir bei jeder passenden Gelegenheit durch verschiedene Lebens-, Dank- und Lesezeichen sein freundliches Wohlwollen bekundet und noch zur letzten Weihnacht durch Uebersendung seiner bei Lipperheide in Berlin gesammelt erschienenen „Kinderlieder" mir eine Freude bereitet, der nun eine wehmüthige Trauer um den noch allzu frühen Heimgang des tapfern Liederdichters beigemischt ist. Auf allen seinen Lebenswegen, seit ich ihn zum letzten Mal in den „Sieben Kurfürsten" zu Breslau beim Glase Wein sah, sind meine Gedanken ihm gefolgt; Manches, was ich von ihm vernahm, gefiel mir nicht, aber für den süßen Klang seiner Lieder hatte ich stets ein williges Ohr und offenes Herz; ja, ich weiß gewiß, wenn seine Streitgedichte und Spottverse längst vergessen sind, werden die Frühlings- und Liebes-, Burschen- und Kinderlieder im Munde des Volkes lebendig bleiben und was er vor fünfzig Jahren sang, wird ihm erfüllet sein:

„Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Ja, in Deutschland, ja, in Deutschland
Möcht' ich ewig leben!"

Hermann Grieben.

Vorschläge

zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung in Alldeutschland.
An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner.

Von Dr. Daniel Sanders.

1.

Ein Heft unter diesem Titel ist bereits erschienen und ein zweites befindet sich unter der Presse. Von jenem ersten nun hatte ich dem Herausgeber ein Exemplar übersendet, mit der Bitte um einen Bericht darüber im „Salon", falls die angeregte Frage und meine Behandlung derselben ihm für die Theilnahme der zahlreichen Leser wichtig und bedeutsam genug bedünke. Aber — habent sua fata libelli! — es vergingen Monate, in denen ich von dem Herausgeber Nichts über meine „Vorschläge" hörte. Um so angenehmer war ich überrascht, als ein nun kaum noch erwarteter Brief von ihm mit der einfachen Erklärung seines bisherigen Schweigens — die Sendung war ihm erst nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit zugekommen — mir ein mich fast beschämendes Lob über meine Arbeit aussprach und mir die frohe Gewissheit gab, dass ihm die Sache nicht minder als mir selbst am Herzen liege und dass er sie im vollsten Maße geeignet für eine Besprechung in seiner Zeitschrift erachte, wobei er dann noch ausdrücklich hinzusetzte, dass er diese Angelegenheit, weil am eindringlichsten, am liebsten hier von mir selbst besprochen sehen würde. Dadurch mögen es sich die Leser erklären, dass ich hier scheinbar einigermaßen als orator pro domo auftrete. Aber in That ist es ja gar nicht mein armseliges Haus, für das ich spreche, sondern vielmehr möchte ich nur möglichst viel Mitwirkende dafür werben, dass bei dem stolzen Bau deutscher Einheit, den wir Alle nach Kräften — und sei es auch nur dadurch, dass wir Jeder unsre Sondergelüste zurückdrängen — zu fördern berufen sind und die Pflicht haben, dass bei diesem stolzen Bau deutscher Einheit, sage ich, auch unsrer herrlichen Sprache der ihr gebührende Antheil unverkümmert gesichert werde. Und eben, weil es sich hier so ganz und gar nicht um meine Person handelt, weil ich vielmehr mit Fug und Recht mich in dieser Angelegenheit nur als das Werkzeug betrachte und betrachten darf, dem allgemeinen Volks-Bewusstsein und -Willen den getreuesten Ausdruck zu geben, eben deshalb habe ich der Aufforderung des Herausgebers mich nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Und so denn also nun ohne Weiteres zur Sache!

2.

„Weder das Wörterbuch, noch die Grammatik, noch die Orthographie stehen bei uns so fest, dass nicht Jeder immer mit einem Schein von Berechtigung und sehr oft mit wirklicher Berechtigung sagen und schreiben kann, was er — will. Allerdings — individuelle Freiheit, Bildungsfähigkeit und Jugend sind keine Fehler."

Gewiss entsinnen sich die Leser dieser Worte aus dem vortrefflichen an Anregungen so reichen Aufsatze des Herausgebers: „Die Literatur und das Publikum" im ersten Heft dieses Jahrgangs; gewiss haben sie diesen Worten beigestimmt und stimmen ihnen bei, aber sie haben sich doch auch zugleich gesagt und sagen sich, dass das „Allerdings" in dem letzten Satze sein „Aber" in sich schließt, welches ausgeführt etwa so lautet: — aber auf die ungebundene Jugend muss die Zeit der gesetzten Reife folgen; die Einzelfreiheit muss sich den Rücksichten auf das höhere Ganze unterordnen und auch die Bildungsfähigkeit muss, wenn sie nicht zu unförmlichen Misbildungen führen soll, sich festen Normen und bestimmten Gesetzen fügen.

So lange es eben in der That noch kein deutsches Volk gab, so lange das von der tiefsten Sehnsucht nach deutscher Einheit erfüllte Gemüth sich in dem Fragelied aussprach, was denn eigentlich des Deutschen Vaterland sei, und darauf nicht antworten konnte: Das und Das ist es — sondern nur: Das soll es sein: — so lange war auch in der Sprache, wie eben in dem Volke selbst, eine gewisse Zerrissenheit und Zerfahrenheit ganz naturgemäß und unvermeidlich. Jeder einzelne Gau, jeder einzelne Stamm, konnte da nicht ohne Grund auf seine — wie sie es in der That auch nannten — „berechtigten Eigenthümlichkeiten" halten und pochen, weil eben das höhere Ganze noch fehlte oder doch ungreifbar in der Luft schwebte, dem jene Eigen- oder Sonderthümlichkeiten sich hätten unterordnen und opfern müssen. Nun aber hat endlich die lange, bang und tief ersehnte Einheit Deutschlands zum Glück ihre Verwirklichung und greifbare Gestalt gewonnen und damit ist es nun auch an der Zeit, dass — unbeschadet der freien Entwicklung in den einzelnen Mundarten — die Einheit in der Gesammt- oder Schriftsprache Deutschlands ihren vollkommen entsprechenden Ausdruck finde. Wer heute noch in Sprache und Schrift hartnäckig an Eigenthümlichkeiten, die er früher vielleicht nicht ohne Grund als berechtigte bezeichnen durfte, fest halten will, obgleich sie dem allgemeinen Gebrauch der großen Gesammtheit oder überwiegenden Mehrheit zuwider laufen, Der macht sich damit des sprachlichen Partikularismus oder, um es mit einem deutschen Ausdruck zu bezeichnen, der Sonderthümelei schuldig. Wir haben gewiss in der Orthographie — um uns zunächst auf diese hier zu beschränken — mehr oder minder bewusst oder unbewusst Jeder unsre Angewöhnungen, Eigenheiten und Besonderheiten und ich glaube kaum zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass sich vielleicht nicht zwei deutsche Sprachlehrer finden, die in allen Punkten ihrer Schreibweise bis auf das Kleinste herab vollkommen übereinstimmen. Wir legten auch (Hand aufs Herz!) bisher darauf eben kein besonderes Gewicht; die meisten Schriftsteller z. B. überlassen getrost die Regelung ihrer Schreibweise dem jedesmaligen Setzer oder Korrektor; aber wenn dann einmal ein einzelner Punkt zur Sprache kommt, dann will doch so leicht Keiner seine Weise — und sei es auch nur, weil es ihm die einmal gewohnte ist — opfern und sich der Gesammtheit oder Mehrheit unterordnen. Und doch müssen wir, wie ich bereits oben angedeutet, Dies Alle, wenn die deutsche Einheit auch auf dem Gebiet der Rechtschreibung ihre Verwirklichung finden soll, und das dabei von jedem Einzelnen geforderte Opfer ist in der That ein so geringes, weil in der Schreibweise für alle Hauptfragen und somit im Ganzen und Großen bereits Übereinstimmung herrscht und die Abweichungen sich doch nur auf Einzelheiten und auf solche Punkte beschränken, welche, bisher als zu unwichtig und zu unbedeutsam für eine allgemeine Regelung angesehen,

eben deſshalb dem Ermeſſen und der Willkür der Einzelnen anheimgegeben blieben. Und ſo kann ja ſelbſt immerhin, ohne Gefahr für das Ganze, bei ſeiner Weiſe beharren, wem es zu ſchwer fällt, in dem oder jenem minder bedeutſamen Punkte die durch langjährige Gewohnheit ihm vertraut gewordene, eingewurzelte aufzugeben, wenn nur darüber Einigkeit herrſcht, daſs für das junge heranwachſende Geſchlecht eine in allen Punkten bis auf die kleinſten herab genau und beſtimmt geregelte Schreibweiſe gefunden und feſtgeſtellt werden muſs, als bindende Norm gleichmäßig für alle Volksſchulen in ganz Deutſchland.

Solche Feſtſtellungen kann freilich kein Einzelner treffen, aber auch kein Ausſchuß etwa von zuſammenberufenen Fachmännern; denn, wie Jakob Grimm im Vorwort zu ſeinem deutſchen Wörterbuch ganz richtig ſagt (I. pag. LXI), „ſo entſcheidet auch über die Wörter und ihre Schreibung zuletzt nur der allgemeine Sprachgebrauch und Volkswille". Zu Vorſchlägen aber für ſolche Feſtſtellung halte ich allerdings mehr als eine Geſammtheit von Fachmännern einen Einzelnen für berufen, wenn er nur, mit den einſchlägigen Fragen und verſchiedenen Anſichten vollkommen vertraut, ſich dabei immer das Bewuſſtſein lebendig erhält, daſs er nicht ſeine, des Einzelnen, Anſicht, ſondern vielmehr das in der Sprache auf ihrer heutigen Entwicklungsſtufe ſich kundgebende allgemeine Volksbewuſſtſein auszuſprechen und zur Geltung zu bringen hat. Unter ſolcher Vorausſetzung haben die Vorſchläge eines Einzelnen immer den Vorzug innerer Einheitlichkeit für ſich voraus vor ſolchen, welche als das Endergebnis verſchiedener, oft geradezu entgegengeſetzter und durchaus unvereinbarer Anſichten zuletzt keine einzige rein und klar darſtellen. In derartigen Vorſchlägen aber, über deren Annahme oder Verwerfung ſich ſchließlich das Volk, die große Geſammtheit, gleichſam als Geſchworenrichter ausſprechen ſoll, muſs die Frageſtellung jedenfalls eine möglichſt einfache, klare und beſtimmte ſein.

3.

Wie allbekannt und wie auch im Vorſtehenden bereits hervorgehoben, ſteht die deutſche Orthographie im Ganzen und Großen für alle Hauptfragen bereits entſchieden feſt.

Es kann und darf nicht die Rede davon ſein, an das glücklicherweiſe ſchon Feſtſtehende irgend wie die rüttelnde Hand legen und das in geſchichtlicher Entwicklung *Gewordene* nach irgend einem „Syſtem" anders *machen* zu wollen.

Vielmehr werden neue Feſtſtellungen nur da am Orte ſein, wo es ſich um Ausfüllung einer Lücke oder um Beſeitigung eines Schwankens handelt, und auch hier werden die künftig als Norm zu beobachtenden Beſtimmungen jedenfalls ſo zu treffen ſein, daſs ſie nicht als etwas von dem bereits Feſtſtehenden weſentlich Abweichendes, ſondern im Gegentheil im engſten Anſchluſs daran nur als ein ganz in demſelben Geiſt weitergeführter Fortbau ſich bekunden.

Für dieſen an die Spitze meiner „*Vorſchläge*" geſtellten *erſten Grundſatz*, in welchem ich durchaus nichts Neues ausſprechen wollte, ſondern vielmehr nur beſtrebt war, dem allgemeinen Volksbewuſſtſein nach beſtem Wiſſen den getreueſten Ausdruck zu geben, erwartete ich eben deſshalb — und wie mir die Aufnahme des erſten Heftes bewieſen, hat dieſe Erwar-

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Dorf im Winter.

Digitized by Google

tung mich in keinerlei Weise getäuscht — die allseitige Zustimmung der großen Gesammtheit.

Die allgemein feststehenden Regeln der heutigen deutschen Rechtschreibung finden sich in vielen Schriften niedergelegt und ich selbst habe der gemeinfaßlichen Darstellung derselben meinen „Katechismus der deutschen Orthographie" gewidmet, von welchem soeben die dritte verbesserte Auflage veröffentlicht worden. Diejenigen Punkte aber, für welche bisher noch gar keine bestimmten Regeln aufgestellt und durchgeführt waren, wie die Fälle, in welchen verschiedene Schreibweisen neben einander vorkommen, ohne daſs bisher der allgemeine Gebrauch unter entschiedener Verwerfung der übrigen eine als die von nun ab allein anzuwendende bereits anerkannt, bilden — wie der geneigte Leser sich nach dem Vorstehenden sagen wird — den eigentlichen Gegenstand des bereits erschienenen und des demnächst erscheinenden Heftes meiner „Vorschläge". In beiden Heften habe ich mich redlich und mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit bemüht, nach äußerster Möglichkeit jede der allgemeinen Entscheidung vorgelegte Frage aus sich heraus, rein sachlich, ohne Voreingenommenheit eingehendst und allseitigst zu erörtern und bei den von mir zur Annahme empfohlenen Vorschlägen hat mich dann immer das Streben geleitet, in jedem einzelnen Falle das Zweckmäßigste, dem allgemeinen Volksbewusstsein Entsprechendste und sich am engsten und genauesten an das bereits Feststehende Anschließende zu finden. Es gereicht mir zur hohen Freude und zur großen Genugthuung, daſs fast einstimmig in den vielfachen Besprechungen und Beurtheilungen, die mir über das erste Heft zugegangen, dieſes mein Streben anerkannt worden und fast allen meinen Vorschlägen die vielseitigste Zustimmung zu Theil geworden; aus den zweiten Heft aber wird man entnehmen, was sich freilich von selbst versteht, daſs ich immer bereit bin, meine Vorschläge zu ändern und zu modificieren, wo ich Besseres zu bieten habe, ob ich nun dieſes Bessere selbst gefunden oder ob es von anderer Seite mir mitgetheilt ist. Hier anschließend will ich gleich hinzufügen, daſs ich nun sofort, wenn sich die allgemeine Stimme auch über das zweite Heft der Vorschläge ausgesprochen haben wird, den eigentlichen Abschluſs und die praktische Ausführung des Ganzen folgen lassen werde, welches den Titel führen wird: „Orthographisches Wörterbuch für Alldeutschland oder alphabetisches Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit irgend wie schwieriger oder bisher fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung."

4.

Gewiſs keiner der Leser erwartet hier statt eines Hinweises auf die beiden Hefte der „Vorschläge" eine ausführliche Wiederholung ihres gesammten Inhalts; aber eine übersichtliche Angabe desselben nach den Hauptpunkten, erläutert durch einige kürzere Beispiele, dürfte hier wohl am Platze sein.

Die Vorschläge des bereits erschienenen ersten Heftes betreffen, wie das Inhaltsverzeichniß lehrt, in den ersten vier Abschnitten die Schriftzeichen, dann ferner das Trema zur Verdeutlichung der Aussprache, den Theil- oder Bindestrich zum Zweck der erhöheten Deutlichkeit und Übersichtlichkeit und den Apostroph nach seinen verschiedenen Zwecken, wonach er nicht bloß, wie es gewöhnlich heißt, Elisions-, sondern zuweilen auch Aussprachezeichen

ist und in manchen Fällen dazu dient, bei einer Wortform die einzelnen Theile, besonders Stamm und Endung, deutlich und übersichtlich hervortreten zu lassen. In dem letzten und längsten, 130 Paragraphen umfassenden Kapitel ist dann die in unsern bisherigen Schriften über deutsche Sprachlehre sowohl wie Rechtschreibung kaum und nur obenhin berührte Frage eingehend behandelt und erörtert, in wie fern Wortverbindungen für einen Begriff getrennt oder zusammen zu schreiben sind.

Das zweite unter der Presse befindliche Heft der Vorschläge wird in alphabetischer Reihenfolge vierzig theils kürzere, theils längere Aufsätze bringen, deren Titel wir nachstehend folgen lassen:

1. Accent- und Quantitätzeichen in der deutschen Rechtschreibung. — 2. ad als Vorsilbe in Fremdwörtern. — 3. ai. — 4. Allerheiligen. — 5. Anfangsbuchstaben, die großen, in der deutschen Rechtschreibung *), mit drei Exkursen. — 6. Anführungszeichen. — 7. ant im Ausgang von Fremdwörtern. — 8. Apostroph. — 9. Beißer. — 10. Bindestriche ꝛc. — 11. Bord. — 12. Brot. — 13. C. — 14. Ch. — 15. chen. — 16. chf, chs. — 17. cht. — 18. chz. — 19. ck. — 20. Deutsche oder lateinische Lettern? — 21. Digraphen. — 22. Eigennamen. — 23. eur im Ausgang französischer Wörter. — 24. G-Laute in Fremdwörtern. — 25. Haft in Zusammensetzungen mit vorangehenden Bindestrichen. — 26. on als Endung von Fremdwörtern. — 27. os, ös, als Endung von Fremdwörtern — 28. ow in der Endung deutscher Namen — 29. S-Laute. — 30. Sch und der entsprechende weiche Zischlaut. — 31. Silbenbrechung. — 32. Th. — 33. ß. — 34. ll und ü. — 35. Ur in Zusammensetzungen mit nachfolgenden Bindestrichen. — 36. Verdoppelung der Endkonsonanten in Fremdwörtern. — 37. Vor in Zusammensetzungen mit nachfolgenden Bindestrichen. — 38. Weichlaute. — 39. X in der Silbenbrechung. — 40. Zusammensetzungen in Betreff der Silbenbrechung.

Als erläuternde Beispiele aber für die Art und Weise, wie ich durch meine zur allgemeinen Annahme empfohlenen Vorschläge in unsrer bisherigen Rechtschreibung Lücken auszufüllen und noch Schwankendes entschieden festzustellen wünsche, mögen folgende kurze Mittheilungen dienen:

Das Verhältnis von ſſ und ß ist für die heutige Rechtschreibung im Allgemeinen bereits fest geregelt. Beide Zeichen stehen nur nach Selbstlautern und zwar der Doppelkonsonant nur nach geschärften, das ß nur nach gedehnten. Von dieser sonst überall durchgeführten und so höchst einfachen Regel erlauben sich aber noch Viele eine Abweichung, indem sie am Schluſs einer Silbe oder vor einem Flexions-t auch nach geschärftem Vokal ß statt des Doppel-ſ schreiben, wahrscheinlich weil für das letztere am Schluſs in den meisten Druckereien ein eigenes gefälliges Zeichen fehlt. An diese Ausnahme knüpfen sich nun zwei für die beiden einander gegenüberstehenden Schulen sehr bezeichnende Forderungen.

Die phonetische Schule, und zwar in diesem Punkte an ihrer Spitze der so verdienstvolle Heyse, verlangte in voller Übereinstimmung mit der heutigen Aussprache ausnahmslose Durchführung der angegebenen Regel, also das Doppel-ſ nach geschärftem Vocal auch am Schluſs und vor dem Flexions-t. Die Schrift — so etwa begründeten sie ihre Forderung —

*) Dieser Aufsatz ist in einem Sonderdruck als Vorläufer erschienen.

unterscheidet ganz mit der Aussprache übereinstimmend z. B. das geschärfte und das gedehnte ü in **küssen** und **grüßen**; **küsset** und **grüßet**; **Küsse** und **Grüße**. Es liegt aber gar kein innerer Grund vor, weshalb man nun nicht eben so: **küsst** und **grüßt**, **Küsschen** und **Grüßchen**, **Kuss** und **Gruß** unterscheiden, sondern diesen Unterschied durch den Eintritt des ß für das Doppel-s, d. h. durch die Schreibweise **küßt**, **Küßchen**, **Kuß** verwischen will. Diese höchst einleuchtende Begründung hat der Heyse'schen Schreibweise eine stets wachsende Anzahl von Anhängern zugeführt.

Die sogenannte oder vielmehr sich so nennende historische Schule aber, die ganz im Widerspruch zu dem erwählten Namen und mit offenbarer Verkennung der geschichtlichen Fortentwicklung die heutige Schrift ohne Rücksicht auf die heutige Aussprache am liebsten ganz auf den Stand des Mittelhochdeutschen zurückführen möchte, wollte die einzige Ausnahme von der angegebenen Regel im Gebrauch des ſſ und ß dazu benutzen, darauf die Nothwendigkeit einer ganz neuen Regelung dieser Zeichen nach den dafür im Mittelhochdeutschen geltenden Grundsätzen zu begründen, obgleich einer ihrer Hauptwortführer (s. Andresen „Ueber deutsche Orthographie", Mainz 1855, Seite 106) gleich dabei eingestehen musste:

„Freilich wird es für diejenigen, welche mit dem früheren stande der deutschen sprache nicht hinreichend vertraut sind, schwer, ja fast unmöglich sein, in jedem einzelnen falle zu wisen, ob ſz oder ſſ zu schreiben sei, zumal wenn zugleich kenntnis des engl. oder niederd. oder eines anderen diesen verwandten sprachzweiges abgeht, wo der organische unterschied glücklicher gewahrt ist; allein auf den vorerst nothwendigsten [?!] grundsatz, dass ſz in seinem ursprunge kein dem ſ ähnlicher (obwohl in jetziger aussprache vielfach sogar fast gleicher), hingegen dem t und z verwandter laut ist, bauen sich bei vorzüglicher aufmerksamkeit auf den lautwechsel in der ableitung folgerungen, welche auch dem minder unterrichteten eine bedeutende stütze zu gewähren geeignet sind" u. s. w.

Dass ich mich in meinen Vorschlägen hier, wie schon früher, unbedingt an Heyse angeschlossen, bedarf für den geneigten Leser wohl keiner besondern Bemerkung, obgleich ich im Vorstehenden noch nicht Gelegenheit genommen, den in meinen „Vorschlägen" aufgestellten zweiten Grundsatz namhaft zu machen, welcher lautet:

„Die Regeln und Feststellungen über deutsche Rechtschreibung müssen so einfach, so faslich und so bestimmt sein, dass sie in der Volksschule mit voller Sicherheit zu erlernen sind, so dass also Niemand, der die Volksschule gehörig durchgemacht, über die berechtigte Schreibweise eines deutschen Wortes im Schwanken sein darf."

Aber aus eben diesem Grunde habe ich mich gegen eine andre orthographische Vorschrift Heyse's erklären müssen, nämlich k in Wörtern aus der griechischen und den morgenländischen Sprachen, c dagegen in Wörtern aus der lateinischen und den romanischen Sprachen anzuwenden, wonach man also z. B. im Heyse'schen Fremdwörterbuch Kalfakter als aus dem Lateinischen unter C zu suchen hat, aber kalfatern unter k als arabischer Herkunft, dagegen wieder Kalfatage unter C als französisch. Denn diese Vorschrift des in seinen orthographischen Bestimmungen sonst so maßvollen, bedächtigen Heyse gehört zu den Missgriffen, wonach man bei der einfachen Rechtschreibung nicht an das Publikum im Allgemeinen, sondern an lauter

Sprachgelehrte von Fach denkt. Vielmehr empfiehlt es sich, bei den ins Deutsche aufgenommenen und mit deutschen Lettern (s. u.) geschriebnen Fremdwörtern ohne Unterscheidung nach der Herkunft den K-Laut im Allgemeinen — außer der Verdoppelung u. s. w. — auch durch den Buchstaben **k** zu bezeichnen. Für manche Beschränkung dieser Regel, z. B. in Bezug auf die Eigennamen aus den neuern Kultursprachen, muss ich hier auf die weitere Ausführung in den „Vorschlägen" verweisen.

Ich will hier nun gleich noch die kurze Besprechung zweier Wörter, in denen die bisherige Schreibweise zwischen **d** und **t** schwankt, anreihen, weil sich mir dabei die beste Gelegenheit bietet, aus einander zu setzen, dass allerdings dem phonetischen Princip gemäß Aussprache und Schreibweise möglichst in Übereinstimmung zu setzen sind, dass aber nicht immer die letztere nach der erstern, sondern in manchen Fällen auch umgekehrt vielmehr eine wenn auch weit verbreitete, doch mundartliche Aussprache nach der richtigen Schreibweise sich zu richten hat. Statt des **t** als Anlaut in **Tinte** und Auslaut in **Brot** schreiben Viele ein **d**, wenn das erste Wort nicht die Malerfarbe, sondern die Farbeflüssigkeit zum Schreiben bezeichnet. Wenn sie sich aber dafür auf die weit verbreitete, namentlich in Nord- oder Niederdeutschland herrschende Aussprache berufen, so übersehen oder vergessen sie dabei, dass ganz regelrecht dem niederdeutschen (wie dem englischen) **d** im Hochdeutschen zumeist ein T-Laut entspricht, vgl. z. B. die (mit lateinischen Lettern bezeichneten) plattdeutschen Ausdrücke mit den entsprechenden hochdeutschen: **gode lüd' — gute Leute; dode lüd' — todte Leute; rode dint — rothe Tinte: dür brod — theures Brot; drög brod — trocknes Brot** u. s. w. und so, wie nun der Niederdeutsche in seiner Mundart ganz richtig **dullbregen** spricht und schreibt, aber, wenn er sich richtig hochdeutsch ausdrücken will, Dies in **Tollbregen** oder **Tollkopf** umsetzt, während er ein ihm wohl im Sprechen entwischendes **Dollbregen** selbst immer nur als nachlässige, unhochdeutsche Weise bezeichnen wird, eben so hat er für das niederdeutsche **Dinte** und **Brod** im Hochdeutschen richtig **Tinte** und **Brot** zu schreiben und nach dieser richtig hochdeutschen Schreibweise seine mundartliche Aussprache zu berichtigen, nicht umgekehrt.

Diese wenigen Beispiele werden doch, glaub' ich, zur Genüge andeuten und bezeichnen, durch welcherlei Erwägungen ich in meinen „Vorschlägen" mich bei der Feststellung des noch schwankenden Schreibgebrauchs habe leiten und bestimmen lassen. Nun muss ich aber auch noch von den mancherlei Lücken, die sich in unsrer bisherigen Orthographie zeigen, und von der Art und Weise, wie ich dieselben auszufüllen gesucht, wenigstens einige Proben mittheilen, und zwar wähle ich dieselben aus den Schriftzeichen.

Bekanntlich unterscheidet man in allen Sprachen Selbstlauter und Mitlauter und es war ein offenbarer — jetzt schon lange glücklich beseitigter Übelstand, dass man in früheren (lateinischen und deutschen) Alphabeten für den Vokal **u** und den Konsonanten **v** nur ein Zeichen hatte, was sich nur noch in einzelnen Nachwirkungen bemerklich macht, z. B. in der Redensart: **Einem ein X für ein U machen**, wo **X** und **U** die römischen Ziffern **X** und **V** vorstellen, so dass also der Sinn ist: Einem statt einer Fünf eine Zehn, das Doppelte, anschreiben und ihn so betrügen, ferner in dem Ersatz des vor einem **u** stehenden **v** durch **f**, wodurch man die zweimalige Wiederkehr desselben Zeichens — einmal als Konsonant und unmittelbar darauf als Vokal — vermeiden wollte, vgl. neben **voll** und **Völlerei — Fülle** und

füllen; neben **vor** und **vorder** — für und **fürder**, dann auch **fördern** u. Ä. m. Einen ähnlichen Mangel zeigt noch heute in den meisten Druckereien das große deutsche Alphabet, in welchem man für den bei den kleinen Buchstaben deutlich geschiedenen Vokal i und Konsonanten j nur ein Zeichen hat; dass mit der hier von Adelung und Campe eine, von mir aber durchgeführten Trennung des Vokals von dem Konsonanten auch bei den großen Buchstaben der Schreib- und Druckschrift eine wesentliche Lücke ausgefüllt ist, wird gewiss unter den Lesern keiner verkennen.

Eine andre Lücke, nämlich da, wo in Fremdwörtern zwei unter andern Umständen einsilbig auszusprechende Vokale (von denen der letzte aber kein i ist) zweisilbig lauten sollen, hatte ich im ersten Heft (S. 12) nur nachgewiesen, ohne einen Vorschlag zur Ausfüllung hinzuzufügen, weil ich mich absichtlich jeder Neuerung enthalten wollte. Diese Lücke ist nicht nur vielseitig anerkannt worden, sondern es sind grade hier in der Presse und auch sonst an mich mehrfache Aufforderungen ergangen, mit Vorschlägen zur Ausfüllung dieser Lücke hervorzutreten. In dem zweiten Heft empfehle ich nun für diesen Fall die durchgängige Einführung der auch sonst schon üblichen Zeichen über den Vokalen ˘ als Bezeichnung eines tonlosen kurzen, ¯ als Bezeichnung eines betonten gedehnten und ' als Bezeichnung eines betonten geschärften Vokals, mit dem Zusatz, dass von zwei unbetonten Vokalen hier jedesmal der erste mit dem Zeichen zu versehen ist. Danach würde man also z. B. zu schreiben haben: **Nausĭkăa, des Alkinōos Tochter**, um zu verhüten, dass etwa Unkundige die beiden viersilbigen Namen als dreisilbige aussprechen. Vergleiche **Hierarchie**, in welchem Wort das erste ie durch das über dem i stehende Kürzezeichen als zweisilbig und somit als verschieden von dem unbezeichnet gebliebenen und sonach einsilbig zu sprechenden ie am Schluss erscheint; vgl. ferner **Hĭero**; **Hĭempsalp**; **Die Ruder des Bootes** und **das Sternbild des Bootes**: **Die Leute auf den Aleūten** oder **aleūtischen Inseln**; **Die Stadt Nēus**; **Spondēus**; **Musēum**; **Jubilāum**; **Danăus**; **Menelāus**; **Nikolāus**: viersilbig; dagegen **Nikolaus**, dreisilbig u. Ä. m. Für die weitere Ausführung müssen wir auf die „Vorschläge" selbst verweisen.

Zum Schluss endlich möchte ich noch Etwas aus dem zwanzigsten Aufsatze des zweiten Heftes: **Deutsche oder lateinische Lettern?** mittheilen.

Bekanntlich ist es wiederum die auch in diesem Fall sich ihren Namen mit Unrecht beilegende historische Schule, welche mit Ungestüm die Beseitigung der mit und seit der echt deutschen Erfindung des Buchdrucks bei uns herrschenden deutschen Schrift, eben so wie die Ausmerzung der großen Anfangsbuchstaben für die Substantiva verlangt. Ihren Hauptgrund für diese ihre Forderung giebt **Andresen** in seiner Schrift über deutsche Orthographie folgendermaßen an:

„In einem weit höheren grade als die majuskel sind die sogenannt deutschen schriftzeichen ein hindernis der erlernung unserer sprache für fremde."

In dem erwähnten Aufsatze weise ich nun nicht nur nach, dass unsere deutschen Lettern für das Deutsche geschichtlich berechtigt sind, sondern auch — mich dabei hauptsächlich an Dr. **Const. Hering's** vortreffliche **amerikanische Stimmen über die Frage: Fraktur oder Antiqua?** anlehnend — dass, im graden Gegensatz zu der unbewiesenen Behauptung der historischen Schule, für Ausländer das Erlernen der deutschen Sprache und das Lesen deutscher Bücher durch deutsche Schrift erleichtert, durch lateinische erschwert wird.

Denn z. B. dem Deutsch lernenden Engländer schiebt sich, durch die lange Gewöhnung in seiner Sprache, beim Anblick etwa der Wörter **man, was, war** u. s. w. ein ganz anderes Gedankenbild unter, als wenn diese deutschen Wörter in echt deutschem Gewande ihm vor die Augen treten, nämlich als: **man, was, war.** Hier wird er nicht erst nöthig haben, die sich beim Anblick der lateinisch geschriebenen Wörter aus seiner Sprache für ihn sehr zur Unzeit, aber doch fast unabweisbar aufdrängenden Begriffe **(Mensch, war, Krieg)** in seinem Geiste zurückzudrängen und zu beseitigen u. Ä. m.

An diese amerikanische Stimme reiht sich füglich ein heiteres Geschichtchen aus deutschen Landen an. Einem sehr eifrigen Vorfechter des ausschließlichen Gebrauchs lateinischer Lettern für das Deutsche war von einem den Scherz liebenden Gegner zum Vorlesen ein Aufsatz in die Hände gespielt worden, welcher — natürlich ganz in lateinischer Schrift — folgenden Anfang hatte:

Custom is a second nature. I was, so sage, fast that rein
die gewohnheit alles

und richtig ging der Vorlesende in die ihm gelegte Falle, indem er die erste Zeile las, als sei sie ganz und gar englisch, und erst dann halb erschrocken, halb lachend seinen Irrthum bemerkte, eingestand und verbesserte. Aber die Möglichkeit eines solchen Irrthums wäre von vorn herein ausgeschlossen gewesen, wäre nur das englische Sprichwort mit lateinischen Lettern geschrieben gewesen, das Übrige aber mit deutschen:

Custom is a second nature. I was, so sage, fast that
rein die Gewohnheit Alles.

Wenn nun, wie ich hoffe und wünsche, durch das Vorstehende sich mancher geneigte Leser angeregt fühlt, die sämmtlichen in meinen beiden Heften enthaltenen orthographischen Vorschläge zu lesen, zu prüfen und, so weit er ihnen danach seine Zustimmung geben kann, sie nicht nur selbst anzunehmen, sondern auch in seinem Kreise für Annahme und Verbreitung derselben zu wirken, so habe ich mit diesen Mittheilungen über meine „Vorschläge" und aus denselben vollständig meinen Zweck erreicht.

---

art:
X und
Zehn, das
des vor einem
kehr desselben Zei
als Vokal — vermei

Wanderungen an Rhin und Dosse.

Von **Th. Fontane.**

Trieplatz.

Ein Capitel von den Rohrs.

Trieplatz ist alt-Rohrscher Besitz, wiewol es nicht zu den Gütern zählt, die gleich nach dem Erscheinen dieser Familie in den Marken von ihr erworben wurden.

Die Rohrs kamen muthmaßlich aus Bayern und stammen, einer Familiensage nach, von jenem Grafen von Abensberg ab, der zweiunddreißig Söhne hatte und mit dieser reichen Kinderschaar, in der oft erzählten Weise am Hoflager Kaiser Heinrich's, muthmaßlich Heinrichs V., erschien*).

Einer dieser zweiunddreißig Söhne, Adalbert mit Namen, wurde mit dem in der Nähe von Abensberg belegenen Dorfe Rohr belehnt und nannte sich nach diesem seinem Besitze Adalbert von Rohr. Er war ein tapferer Kriegsmann; gegen Ende seines Lebens aber verließ er Haus und Hof, Weib und Kind, und baute ein Kloster (das jetzige Kloster Rohr), in das er nun selber eintrat. Dies war 1133. Die Kirche des damals gestifteten Klosters, zum Theil aus Salzburger Marmor aufgeführt, ist noch sehr wohl erhalten. Ueber dem Altar befindet sich ein zweigetheiltes Gemälde, dessen eine Hälfte den Adalbert von Rohr darstellt, wie er im Ritterkleide das Gelübde ablegt, die andere Hälfte wie er, im geistlichen Ornate bereits, vom Bischof die Weihe empfängt.

Die Nachkommen dieses Adalbert von Rohr waren es, die etwa 150 Jahre später, zu Anfang des vierzehnten Saeculi, im Brandenburgischen erschienen, nach Einigen im Gefolge Markgraf Ludwig's von Bayern, der 1323 die Mark in Besitz nahm, nach Anderen schon um beinahe zwanig Jahre früher. Gleichviel, um die Mitte des Jahrhunderts sehen wir die Familie v. Rohr in der Priegnitz (Freyenstein, Holzhausen, Meyenburg), und etwa bei Eintritt der Reformation auch im Ruppin'schen reich begütert. Sie besaßen hier ganz oder theilweis: Leddin, Brunn, Trieplatz, Tramnitz, Gantzer. Leddin war, so weit die Ruppin'schen Güter in Betracht kommen, am frühesten erworben worden, etwa um 1400.

---

*) Die Stadt Abensberg, nach der sich die oben erwähnten Grafen v. Abensberg nannten, liegt in Niederbayern und zeigt auf ihrer epheuumrankten Ringmauer noch einige jener vierzig Thürme, von denen der Sage nach acht viereckige Thürme zur Erinnerung an die acht Töchter und zweiunddreißig Rundthürme zur Erinnerung an die zweiunddreißig Söhne des Grafen erbaut wurden. So viel über die Ringmauer. In der Kirche zu Abensberg befindet sich das Bild, das das Erscheinen des alten Grafen mit seinen zweiunddreißig Söhnen vor dem Kaiser darstellt. Von diesem interessanten Gemälde existiren zwei Copien in der Mark, die eine im Schloß Meyenburg (Priegnitz) bei dem Senior der Familie von Rohr, die andere in Wolletz (Uckermark) bei dem Landschaftsrath Theobald von Rohr. (Letzterer besitzt auch eine Copie des Altarbildes im Kloster Rohr, von dem ich weiter oben im Texte erzähle.

Eine Geschichte der Rohrs schreiben wollen, hieße mittelbar eine Geschichte Brandenburg-Preußens schreiben.

Bei Leuthen, Lipa, Leipzig,
An der Katzbach, an der Schlei,
Von Fehrbellin bis Sedan, —
Ein Rohr war immer dabei.

Sie sind eiserner Bestand in den Rangliſten unserer Armee, zu allen Zeiten mit einem Dutzend Lieutenants und Capitains vertreten. Aber auch darüber hinaus, bewährt und treu befunden, finden wir sie als Generallieutenants und Generalmajors in nicht geringer Zahl. Und wie im Heer, so in Staat und Kirche. Um 1400 Otto v. Rohr, Bischof von Havelberg; seitdem in langer Reihenfolge, Präsidenten und Pröbste, Amtshauptleute und Ritterschaftsräthe, verschieden an Gaben und Verdienst, aber in drei Eigenschaften einig: gütig, tapfer, loyal.

Nicht von dem Ruhm der Familie will ich im Nachstehenden erzählen, nicht von denen, die bei Prag mitstürmten und bei Hochkirch unter Tod und Flammen aushielten, dem einfach-demüthigen, alles Anspruchsvolle abweisenden Sinne der Familie entspricht es besser, daß ich bei Genrebildern verweile und drei auf einander folgende Generationen mehr um ihr häusliches und persönliches Erlebniß, als um ihr dem Allgemeinen geltendes Thun befrage. Ich wähle diese drei Generationen aus den Trieplatzer Rohrs. Begleite mich der Leser zunächst nach Trieplatz selbst.

Trieplatz liegt eine Meile nördlich von Wusterhausen. Der Weg geht, die Dosse aufwärts, über Brunn, das, wie schon angeführt, früher ebenfalls den Rohrs zugehörte, seit Ende vorigen Jahrhunderts aber in den Besitz der Rombergs übergegangen ist. Ich erzähle von diesem Dorfe (Brunn) an anderer Stelle.

Die ganze Gegend am Dosseufer hin, von dem wir uns übrigens mehr und mehr entfernen, ist, wie so viele Punkte unserer Mark, wittwenhaft traurig und mit keinem andern Reize ausgestattet als dem einen, den ihr eben dies Wittwenkleid leiht. Wohl ist dies Kleid unter den Händen der Cultur, die hier und dort, wie eine heitere Enkelin, ein buntes Bändchen eingeflochten hat, um seinen vollen Trauergehalt gekommen, aber das, was vorherrscht und nach wie vor den Charakter giebt, ist doch immer noch das monotone Grau, das selbst der Ackerscholle nicht fehlt, die daliegt als wäre Asche über ihr frisches Braun ausgestreut worden. Kein See, kein Weiher, kein Fluß; von Zeit zu Zeit eine Gruppe graugrüner Bäume, meist Pappeln und Weiden, die die Stelle andeuten, wo in Wipfeln ein Dorf vergraben liegt.

So in Wipfeln vergraben liegt auch Trieplatz. Im Näherkommen bemerken wir prächtige Linden und Kastanien, deren Linien sich kreuzen und dann schlangenhaft, die eine auf den alten, die andere auf den neuen Hof des Gutes zuführen. Der alte Hof, jetzt eine bloße Meierei, war der Rittersitz des vorigen Jahrhunderts. Dort stand das Herrenhaus, ein einfacher Fachwerkbau, und dort wohnte Georg Moritz v. Rohr, der Großvater der jetzt im Besitz befindlichen Generation. Von ihm erzähle ich zuerst.

„Der Hauptmann von Capernaum."

Georg Moritz v. Rohr war 1713 geboren. Selbstverständlich trat er in die Armee — in welches Regiment habe ich nicht erfahren können — war

bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Hauptmann, wurde in einer der ersten Schlachten schwer verwundet und zog sich, zu fernerm Kriegsdienste untauglich, auf sein väterliches Trieplatz zurück.

Er war ein echter Rohr, einfach von Sitten, ein frommer Christ, dabei von jenem verqueren Zug, der auch die schlichtesten Naturen zu Originalen macht. Georg Moritz von Rohr war eine solche aparte Figur. Er gab es schon dadurch zu verstehen, daß er sich selber den „Hauptmann von Capernaum" nannte. Unter diesem Namen war er in der ganzen Gegend bekannt. Sein auf's Kirchliche gerichteter Sinn mochte dabei mitwirken; das Bekenntniß, das, der Schrift nach, der Hauptmann an Christum richtete: „ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan" und vor Allem die Worte: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest" entsprachen seinem eigenen Herzen, aber über alles das hinaus reizte ihn, seiner ganzen Natur nach, doch wol auch das Scherzhafte, das in dieser selbstgewählten Bezeichnung lag: „Hauptmann von Capernaum."

Kein Zweifel, seine Popularität zog Nahrung aus diesem Namen, aber was ihn in der ganzen Gegend am bekanntesten machte, das waren doch seine vielen Bewerbungen, die nicht abrissen, da er es in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum bis auf vier Frauen brachte. Diese einfache Thatsache würde sehr wahrscheinlich genügt haben, um alle Zungen der Grafschaft über sich in Bewegung zu setzen; der Hauptmann von Capernaum wußte indessen dem ganzen Apparat, vom Begräbniß einerseits, von Freiwerbung andrerseits, so viel eigenthümlichen Beisatz zu geben, daß auch die allem Klatschbasenthum abgeneigteste Natur von diesen Vorgängen nothwendig Notiz nehmen mußte. Bei den Begräbnissen ließ er jedesmal singen „Lobe den Herrn meine Seele" und nach Innehaltung einer bestimmten Trauerzeit resolvirte er sich dahin: „nimmt Gott, so nehm ich wieder." War dies Wort erst 'mal ausgesprochen, so begannen vom nächsten Tage an, jene schon erwähnten Werbungen, bei denen er eben so consequent und systematisch verfuhr, wie bei dem eben geschilderten Funeralceremoniell.

Hierbei ist näher zu verweilen. Georg Moritz v. Rohr hatte drei Cousinen, die in Tornow lebten, nicht mehr jung waren und die Namen führten: Henriette, Jeannette und Babette v. Bruhn. Im Trieplatzer Herrenhause, wo sie blos als eine dreigegliederte Einheit galten, liefen ihre Unterschiede auf einen einzigen Buchstaben hinaus; sie hießen Jettchen, Nettchen, Bettchen. Namentlich die beiden letzteren Namen nicht ohne anheimelnden Klang.

Es war jedoch nicht dieser, sondern lediglich eine Donquixotisch-ritterliche Vorstellung von Familiengefühl und pflichtschuldiger Cousin-Galanterie, was unsern Hauptmann bewog, nach Absolvirung seines Trauerjahres, jedesmal zuerst um die Hand seiner drei Cousinen anzuhalten. Läufer voraus und gekleidet in den Uniformrock, den er bei Prag getragen, fuhr er dann in Gala nach Tornow hinüber, ließ sich bei den Fräuleins melden und begann seine Werbung bei Henriette, um sie bei Babette zu beschließen. Immer mit demselben Erfolg, denn die Fräuleins waren längst gewillt in dem stillen Hafen der Ehelosigkeit zu verharren und das sturmgepeitschte Meer der Mariagen nicht zu befahren. So hatte denn diese ganze immer wiederkehrende Bewerbung, wenigstens während ihrer letzten Aufführungen, nur noch eine symbolische Bedeutung; sie gab den drei Fräuleins v. Bruhn eine exceptionelle Stellung vor allen Jungfrauen des Landes. Es war die

Innehaltung eines Ruhmencultus, zuletzt mehr als Ruhme. Erst wenn die Drei von Tornow ihr „Nein" gesprochen hatten, durfte ein „Ja" von anderer Seite entgegengenommen werden. Bei den Cousinen lag immer wieder die Entscheidung, die, bei der Wandelbarkeit der menschlichen Natur, sich jeden Augenblick in ihr Gegentheil verkehren konnte, und erst der dreimal wiederholte verbindliche Knix schuf unserm „Hauptmann von Capernaum" jene Freiheit der Action, von der freilich, um die Wahrheit zu sagen, bis diesen Tag nicht festzustellen gewesen ist, ob er sie segnete oder beklagte. Denn, abgesehen von allem „Familiengefühl", die Cousinen waren reich und die Zeiten waren arm.

Wie immer dem sei, wenn ihm einerseits die Freiheit der Action kein hohes Glück schaffen mochte, so schufen ihm andererseits die Ablehnungen keinen tiefen Schmerz, wenigstens hinderten sie ihn nicht, es, wie schon Eingangs hervorgehoben, bis auf vier Frauen zu bringen. Alle vier waren Nachbarstöchter, aus dem Adel der Grafschaft oder der angrenzenden Priegnitz geboren. Die erste Frau eine Platen, die zweite eine Jürgaß, die dritte eine Hagen, die vierte eine Putlitz. Durch die Platen und Jürgaß ergab sich auch eine nahe Verwandtschaft mit den Zietens, so daß unser Hauptmann mit dem gesammten Adel der Nachbarschaft verschwägert war.

Er kam zu hohen Jahren und wie seine Wiege noch an dem Schlußstein des spanischen Erbfolgekrieges gestanden hatte, so stand sein Sarg noch an der Schwelle des Revolutionskrieges. Die Kanonen von Landau (1713) bei seiner Geburt, die Kanonen von Valmy bei seinem Tode. Achtzig Jahre lagen dazwischen und drei Kriege, die er selbst bestand. Mit dem Aelterwerden, wie so oft, wuchs auch die Schrullenhaftigkeit und er mußte den Tribut entrichten, den so oft das hohe Alter zahlen muß. Dem Ehrwürdigen gesellte sich das Komische und dem Komischen der — Kinderspott. In seinen spätsten Tagen liebte es der alte Hauptmann seine Morgenandacht in den Zweigen einer Weide abzuhalten, zu der er auf kurzer Leiter emporstieg. Das weiße Haar im Winde, sang er, mit der klaren Stimme eines gottesfürchtigen Mannes allmorgendlich seinen Choral: „Wie schön leucht't mir der Morgenstern" in den jungen Tag hinein. Grotesk aber rührend zugleich. Für die Dorfjugend herrschte natürlich das erstere vor; einige Uebermüthige sägten also den Ast an, auf dem der Alte zu singen pflegte, und er stürzte hinab.

Es wird nicht berichtet, daß er gezürnt habe; er stand bereits da im Leben, wo Alles, Leid und Lust, Vergangenes und Gegenwärtiges nur noch traumhaft wirkt und auch die Unbill nur noch ein Lächeln weckt. Er zürnte nicht, aber er sang auch nicht mehr. Seine Zeit war um, und seine Seele flog nun dem Morgensterne zu. Den 14. Juni 1793 ward er in Trieplatz begraben. Die Dorfjungen waren ernsthaft geworden und sangen was er sie so oft hatte singen lassen: Lobe den Herrn, meine Seele!

Der Akazienbaum.

Der Hauptmann von Capernaum hatte aus seiner zweiten Ehe mit dem Fräulein v. Jürgaß zwei Söhne, von denen der jüngere den Namen des Vaters, Georg Moritz führte; der ältere, der uns hier beschäftigen soll, war Otto v. Rohr. Sein Gedächtniß lebt in Trieplatz in einem schönen Akazienbaum fort, der vom Park aus in das Gartenzimmer blickt und an

sonnigen Tagen seine beweglichen Schatten, als spiel' er und flüstere er, auf die Familienbilder wirft.

Otto v. Rohr war 1763 geboren. Er trat früh in die Armee und stand 1799 als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, beim Grenadierbataillon v. Kalkstein. Ueber die Charge, die er bekleidete, verlautet nichts bestimmtes; wahrscheinlich war er Premier oder vielleicht auch Stabscapitain. 1793 nahm er Theil an der Rheincampagne und gehörte jener verbündeten Armee (Preußen und Sachsen) zu, die im Spätherbst des genannten Jahres unter dem Herzoge von Braunschweig gegen den General Hoche kämpfte. Hoche wurde am 17. November bei Bliescastel geworfen, am 28., 29. u. 30. in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern geschlagen. Unter denen, die preußischerseits dieses schönen Sieges wenig froh werden konnten, befand sich Otto v. Rohr; er war gleich am ersten Tage (28.), als er mit seinem Grenadierbataillon aus einer Waldecke vorbrach, vom Feinde, der unserm Angriff hier eine Falle gestellt hatte, tournirt und gefangen genommen worden. Diensteifer und Herzensgütigkeit seitens unsers Otto v. Rohr trugen die eigentliche Schuld daran. Schon war ihm der Rückzug durch einen Hohlweg geglückt, als er noch sieben seiner Leute, die das Signal überhört hatten, jenseits des Hohlweges und, ohne Ahnung der Gefahr, im eifrigsten Scharmützeln mit dem nachdrängenden Feinde erblickte. Er eilte zu ihnen, um sie zu retten, wurde aber selbst, als er zurück wollte, von einem Haufen Volontairs gefangen genommen, die mittlerweile den Hohlweg besetzt hatten.

Die „Volontairs" von damals waren den „Franctireurs" von heute sehr ähnlich. Otto v. Rohr hat seine Schicksale während der nächsten fünf Tage, in eben so vielen Briefen aufgezeichnet. Diese Briefe existiren noch und ich gebe sie im Nachstehenden, etwas gekürzt, im Uebrigen aber wenig verändert wieder, davon ausgehend, daß der sich Zeile um Zeile aufdrängende Vergleich zwischen den Franzosen von 1793 und den Franzosen von 1870 meine Leser nothwendig interessiren muß. Es ist erstaunlich, wie wenig achtzig Jahre in diesen Dingen geändert haben. Alles liest sich wie Erlebnisse vom gestrigen Tage. Im Guten und Schlechten, in Liebenswürdigkeit und Frivolität, in Artigkeit und Frechheit ist der nationale Charakter derselbe geblieben.

28. November 1793. „Drei oder vier Volontairs nahmen mich gefangen, zwölf oder mehr aber waren es, die mich zurückführten. Ich mochte zwei Minuten zwischen meinen Begleitern gegangen sein, als diese plötzlich einige Schritt hinter mir zurück blieben und mich allein stehen ließen. Die ganze Bande lachte; zugleich mußte ich wahrnehmen, daß einer von ihnen das Gewehr an einen Baum gelehnt hatte, auf etwa sechs Schritt nach mir zielte und dann losdrückte. Der Schuß versagte. Mein Volontair begann nun zu poltern, schüttete neues Pulver auf die Pfanne, schärfte den Stein und legte wieder an. Mittlerweile war ich von meiner ersten Betäubung zurückgekommen und hatte die klare Vorstellung meines unvermeidlichen Todes. Mich vertheidigen, dazu fehlte mir die Waffe (mein Degen war mir abgenommen), mich durch Flucht retten, erwies sich als ganz unmöglich; ich vertheidigte mich also nicht, weil ich nicht konnte, und stand, weil ich mußte. Ich weiß nicht mehr, was ich that, nur das habe ich noch in Erinnerung, daß die ganze Gesellschaft lachte; auch der Volontair der im Anschlage lag, zögerte und lachte mit. In diesem Moment, der über mich entscheiden

mußte, trat ein alter Soldat, Sergeant wie sich später ergab, aus dem Dickicht, schlug dem Buben das Gewehr nieder und rettete mich dadurch. Die ganze Bande verlief sich und ich war mit meinem Retter allein. Er hieß Malwing, war ein geborner Elsässer, hatte den siebenjährigen und dann den amerikanischen Krieg mitgemacht und vermaledeite seine eigenen Leute, die er Meuchelmörder nannte. Er hieß mich guten Muthes sein, führte mich zum commandirenden General Hoche und übergab diesem meine Person und meine Habseligkeiten. Die letzteren stellte mir ein Adjutant des Generals sofort wieder zu. Hoche selbst unterhielt sich ein wenig mit mir, war sehr artig und überließ mich dann wiederum der Obhut Malwing's. Unter den Gegenständen, die mir zurück gegeben wurden, befand sich auch mein Degen, meine Schreibtafel und Schärpe. Ich bat Malwing die letztere anzunehmen, was er indessen entschieden ablehnte. Er sagte nur „ich solle sie verbergen", ein Rath dem ich leider nicht folgte. Meine Börse mit etwa elf Ducaten nahm er. Ich besaß außerdem noch eine auf den General Möllendorf geprägte Medaille und eine kleine Schaumünze, ein Geschenk meines seligen Onkels; ich erzählte ihm was es mit beiden für eine Bewandtniß habe, worauf er sie mir ließ. Meine Uhr war bei der Bagage. Jetzt nahm mir der Alte Wort und Handschlag ab, daß ich mich als sein Gefangener benehmen wollte, führte mich dann nach einer nahegelegenen Bauernhütte und sorgte für ein Abendbrot wie es die Umstände gestatteten. Darauf legte er sich neben mich schlafen. Mit uns war eine Rotte von Volontairs, unsaubere, ekelhafte Kerle. Ich hoffte aber sicher am andern Tage ausgewechselt zu werden, und so stählte mich diese Hoffnung gegen die Widrigkeit alles dessen, was mich umgab. Ich schlief ein.

Den 29. November 1793. Morgens mit dem Tage kam mein alter Malwing. Ich war froh ihn wieder zu sehen, stand auf und ging mit ihm wohin er wollte. Er führte mich nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Hauptquartier, wobei wir an Truppentheilen vorüberkamen, die sich schon zu ihrem nahen Tagewerk versammelt hatten. Dieser Gang war eine Art Spießruthenlaufen, doch waren die Bemerkungen, die fielen, mehr beißender Spott und launiger Scherz, als pöbelhafte Worte und grobe Beschimpfungen. Sie frugen mich ob ich etwas an meine Geliebte zu bestellen hätte, sagten ich hätte viel Republikanisches, offerirten mir eine Prise Contenance u. dgl. m. Endlich langten wir im Hauptquartier an. Hier waren drei Generale, eben so viele Repräsentanten und einige andere Officiere in eine Stube einquartirt. Malwing stellte mich den Generälen vor und verließ das Zimmer. Generale und Packknechte, Fleischer und Repräsentanten saßen (gewiß ihrer dreizehn an der Zahl) um einen großen Klumpen Reis mit Hühnern und frühstückten. Man war allgemein äußerst artig gegen mich und forderte mich auf mit zu frühstücken. Eine kleine Weile hatte ich es mir gut schmecken lassen, als sich jemand neben mich hinstellte, der dem Anscheine nach eben so hungrig war als ich. Er hatte keinen Löffel, ich bot ihm also meinen an, in der Hoffnung, daß ich ihn zurückerhalten würde. Das war aber irrig. Die Gesellschaft hatte nicht Löffel genug, und gingen diese deshalb auf eine Art Pränumeration aus einer Hand in die andre. An mich kam kein Löffel wieder. Nach dem Frühstück ging alles auf seinen bestimmten Posten zur Schlacht; vorher indessen gaben mir die Generäle noch die Versicherung, sie wollten noch diesen Nachmittag dem Herzog von Braunschweig meine Auswechselung vorschlagen. Sie würden zu diesem Behufe

das Nähere mit mir in Kaiserslautern, allwo sie ihr Hauptquartier zu nehmen gedächten, verabreden. Bis dahin möchte ich mir die Zeit nicht lang werden lassen. Diese ganze Unterhaltung und besonders der Punkt „in Kaiserslautern Hauptquartier nehmen zu wollen", war in so festem, zuversichtlichen Tone gesprochen worden, daß ich jeden Glauben an dem guten Glück der Preußen für diesen Tag aufgab. Ich blieb noch ein Weilchen allein, ward aber dann von einem Gensdarmen abgeholt und auf die Wache gebracht.

Das Wachthaus lag so, daß ich einen großen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte. Nicht mit den angenehmsten Empfindungen. Ich wußte, daß unsere Armee, besonders durch Krankheiten geschwächt, selbst unter Hinzurechnung der Sachsen kaum gegen 60,000 Mann ausmachte; wenn ich nun hörte, daß die Franzosen nach Vereinigung ihrer Rhein-, Maas- und Moselarmee 150,000 Mann stark seien; wenn ich sie, so unmittelbar vor mir, alle Felder und Wiesen weit umher bedecken sah, so stand meine Hoffnung niedrig und ich vergaß bei diesem Anblick alle meine eigne Noth. Nachmittag brachte man einige Gefangene ein, erst einen Junker v. Schulz vom Dragonerregiment Sachsen-Curland, dann den Capitain Wilhelmy von demselben Regiment. Auch einige Mannschaften. Wilhelmy sollte später, wie mein Unglücksgefährte so auch mein Freund werden. Wir hatten schon eine ganze Weile mit einander gesprochen, ich meinerseits ihm schon diese und jene kleine Aufmerksamkeit erwiesen, und er hielt mich immer noch — durch meinen blauen Surtout mit weißen Aufschlägen dazu veranlaßt — für einen Volontair. Als er nun aber von seinem Irrthum zurück kam und mich als einen preußischen Officier erkannte, da war er froh, ganz wie ich es war, einen Schicksalsgefährten zu treffen. Herzlich und gefühlvoll waren seine Aeußerungen; fest war der Bund den die neuen Bekannten schlossen; mir dünkt es ein Band für die ganze Zukunft, ich denke für Zeit und Ewigkeit. Auch er war durch übereilte Hitze seiner Befehlshaber in's Mißgeschick gekommen; im Uebrigen unverwundet wie ich. Er war der erste der mir sagte, daß das Grenadierbataillon von Kalkstein den vorigen Abend nahe an sechzig Mann verloren habe, daß ich zu den Todten gezählt worden, daß außerdem Lieutenant v. Reitzenstein gefallen und zwei Officiere blessirt seien.

Abends in der Dämmerung erschien abermals Freund Malwing. Er trat ein mit einem: à present tout est au diable! Dies hatte zum Theil Bezug auf die mir abgenommenen Habseligkeiten; er hatte sie zusammen in ein Papier gewickelt, in seine Rocktasche gesteckt, und diese war ihm durch eine preußische Kanonenkugel weggerissen, oder wie er sich ausdrückte „zum Teufel geschickt worden". Er hatte dabei eine Contusion davon getragen, weshalb er zurück in ein Lazareth gehen mußte. Ich bot ihm, da mir sein Verlust leid that, nochmals meine Schärpe an, aber er lehnte nochmals ab und verwies mir meine Unfolgsamkeit, sie nicht nach seinem Rathe besser versteckt zu haben. Dann mahnte er mich zu Geduld und Vorsicht, reichte mir seine Flasche und ging dann fröhlich und guter Dinge ab, mit dem Versprechen mich wieder zu besuchen.

Und so beschloß sich der zweite Tag meiner Gefangenschaft. Durch tausend Bemerkungen belästigt, von Ahnungen und Besorgnissen gequält, dazu von der Hoffnung einer baldigen Aenderung meines Geschickes nicht mehr geschmeichelt, so setzte ich mich, meinem neuen Freund Wilhelmy gegen-

über, auf einen Schemel und wünschte mir Schlaf. Doch ihn zu finden, daran war nicht zu denken. Die Stube zum ersticken heiß und mit Menschen derart gefüllt, daß ich schlechterdings meine Füße nicht regen konnte, ohne jemanden zu treten. Meine Lage war äußerst lästig und endlich durch die Bewegungslosigkeit, zu der sich mein Körper gezwungen sah, dem Erstarren nahe, blieb mir kein anderes Mittel, als auf den Schemel zu steigen. Hier stand ich wie ein Säulenheiliger. Alles schlief und schnarchte, nur Wilhelmy und ich nicht.

Genug, es war nicht die schmerzhafteste, aber doch die peinlichste Nacht meines ganzen Lebens. Endlich kam der so lang' ersehnte Morgen; Alles regte und reckte sich. Ach wie war ich so froh!

Den 30. November 1793. Der Morgen kam und mit ihm die Sterbestunde für so Manchen, Freund wie Feind. Viele fanden ihren Tod gestern schon, Viele ehegestern, noch mehr fanden ihn heute. Früh mit der ersten Morgendämmerung begann die Schlacht von Neuem; das Feuer der Kanonen war dabei so heftig, wie ich es noch nie gehört hatte. Etwa um elf war die Bataille völlig zum Vortheil der Preußen entschieden. Die Franzosen machten indessen, wie bekannt, einen meisterhaften Rückzug, so daß sie trotz des schlechten Terrains auf dem sie sich bewegten, keine Kanone verloren. Es kam ihnen dabei freilich zu Statten, daß unsere Cavallerie ganz entkräftet war. Von dem Gewimmel der Zurückkommenden sahen wir nur wenig, da auch wir, als die Retirade begann, zurück mußten. Wir bildeten nur ein kleines Häuflein: Wilhelmy, ich, der Junker und etwa acht Gemeine, das war die ganze gefangene Gesellschaft, schließlich noch durch sechs oder sieben Deserteure vermehrt. Letztere höchst widriges Gesindel. Mit genauer Noth bekamen wir einige von den erbeuteten Pferden; dann bei jedem Officier ein Gensdarm, außerdem noch zwei, drei zur Escorte der Uebrigen, so ging unser Zug rückvorwärts auf der Straße nach Homburg zu.

Ein wahrer Golgathas Weg für uns arme Sünder! Gleich zu Anfang passirten wir einen großen Theil der französischen Armee, die auf einer weiten Ebene hielt. Hier fanden wir Truppen aller Art, auch das Proviantfuhrwesen. Wir kamen leidlich vorüber. Als wir aber eine andere Abtheilung der geschlagenen Armee erreichten, bei der sich viele Hunderte von Schwerverwundeten befanden, war es mit unserer Ruhe vorbei.

Ein großer Theil dieser Unglücklichen, als sie uns sahen, geberdeten sich wie rasend, wetterten und fluchten und schienen durchaus Willens es bei insultirenden Worten nicht bewenden zu lassen. Mehr als einmal schlug man die Gewehre auf uns an, und nur der Umstand, daß wir rechts und links Gensdarmen zur Seite hatten, die bei dieser Gelegenheit so gut wie wir getroffen werden konnten, rettete uns aus dieser Gefahr. Die Insulten dauerten fort, aber nach einer halben Stunde schienen auch die Lungen erschöpft und man ward still. Nochmals eine halbe Stunde später und wir wurden in einem Stall untergebracht, wo sich unser Häuflein alsbald um einen Unglücksgefährten vermehrte. Das Regiment Goecking-Husaren hatte verfolgt und bei diesen Verfolgungs-Scharmützeln war Cornet Gottschling vom genannten Regiment erst verwundet und dann gefangen genommen worden. Er hatte einen Hieb über den Kopf, einen andern über die Hand und war in sehr bedauernswerther Lage.

Der Zug setzte sich endlich wieder in Bewegung. Neue feindliche

Trupps waren zu passiren, da wir aber auf dem Marsche blieben, so hatten wir weniger zu leiden; nur der arme Gottschling erhielt einen Steinwurf.

Gegen Abend rückten wir in ein Dorf ein, das nicht mehr ferne von Homburg war. Der Führer der Escorte wollte weiter, aber die Mannschaften die sich angeschlossen hatten, wollten bleiben oder wenigstens eine Rast machen. Der Führer mußte gehorchen. Ein Haus wurde ausgewählt, und wir Officiere, der Junker, die Deserteurs und die Gensdarmen kamen in ein und dieselbe Stube. Die gutmüthige Wirthin schaffte Milch, wir selbst hatten Commisbrot und so wurde denn eine Milchsuppe gekocht, die mir ganz besonders mundete, da ich seit jenem Reisfrühstück in Gesellschaft der Generalität nichts Warmes mehr gegessen hatte.

Homburg indessen sollte noch erreicht werden, und um zehn Uhr Abends rückten wir in seine Straßen ein. Quartiere erhielten wir im Rathskeller, in einem weitläufigen Gemach, das schon vorher mit vielen Verwundeten belegt worden war. Uns blieb nur, wie in der Nacht vorher, ein kleines Plätzchen zum Stehen übrig. Hart an uns vorbei trug oder führte man die Verstümmelten. Eine Hölle war uns dieser Aufenthalt; das war „gekerkert im Kerker". Unbegreiflich und wunderbar war es uns allen und ist es mir noch in dieser Stunde, daß nicht einer dieser Unglücklichen, wüthend wie sie waren, uns niedermordete oder doch mißhandelte. Wir erwarteten es jeden Augenblick, aber es blieb bei Fluch und Verwünschung. Ein oder anderthalb Stunden mochten wir in diesem Zustand zugebracht haben, bittend, flehend, daß man uns aus dieser Höhle des Jammers fortführen möge. Alles umsonst. Endlich auf's äußerste empört, begannen wir selbst zu toben und zu fluchen. Das half. Man brachte uns in ein Wirthshaus, in dem ein französischer Artilleriegeneral logirte. Dieser theilte seine Stube mit uns und behandelte uns mit vieler Artigkeit. Wir ließen uns ein gutes Nachtmahl schmecken, legten uns auf Streu oder Stühle und vergaßen in festem Schlaf die bittern Erlebnisse des letzten Tages.

Den 1. December 1793. Morgens beim Erwachen war der General fort; wir haben auch später seinen Namen nicht erfahren können. Unser Frühstück, Kaffee und Zubehör, standen bereit, wir ließen es uns schmecken und weiter ging es bis Zweibrücken. Hier führte man uns auf den Marktplatz, wo denn alsbald alles was nur Raum finden konnte, sich an uns heran drängte. Wir fürchteten ein Dacapo des Spiels vom vorigen Tage, aber es unterblieb; theils waren hier keine Blessirten, theils war die erste Wuth schon verraucht; zu dem befanden wir uns hier zumeist unter Linientruppen. In ihrem Beisein waren wir in der Regel vor groben Beleidigungen sicher. Jeder von uns ward von einem ganzen Haufen umzingelt, alles schwatzte und frug auf uns ein, frug immer von neuem und immer etwas anderes, ohne unsere Antworten abzuwarten. Dabei reichten sie uns Cognac und Brod, sprachen uns Muth zu und hießen uns guter Dinge sein. Genug das Ganze dieser Scene war menschenfreundlich und gutartig, wenn ich einige Tölpel ausnehme, die grob wurden, weil wir ihnen kein Gegenprosit mehr zutrinken wollten. Einer den ich bat, mich nicht weiter zu nöthigen, erklärte laut: „ich sei ein Emigirter, er kenne mich". Dabei nahm er mein Pferd beim Zügel und wollte mich zum Repräsentanten abführen. Doch kam es nicht so weit, einige andere bedeuteten ihm seinen Unsinn und drängten ihn weg.

Nach einer halben Stunde führte man uns auf die Hauptwache. Hier

wiederholten sich die Scenen vom Marktplatz, aber schon nach kürzester Frist wurden wir weiter geschleppt und zwar in das Gefängniß der Stadt; wir drei Officiere kamen in die Armesünderstube. Wol allenthalben sind sich diese Localitäten so ziemlich ähnlich. Das erste was mir ins Auge fiel, war eine mit Kohle an die Wand geschriebene Zeile: „Der nächste Gang von hier geht zum Galgen". Nun durften wir zwar annehmen, diesen Gang nicht thun zu dürfen, nichtsdestoweniger wirkte diese Zeile sehr unangenehm auf meine Empfindung und stand mir immer vor Augen. Sie war eine häßliche und beständige Mahnung an das höchst Kritische unserer Lage. Der Gefangenwärter frug, „ob wir Geld hätten, um uns durch seine Vermittelung Lebensmittel kaufen zu können", eine Frage, die wir leider verneinen mußten. Er schüttelte den Kopf, setzte einen Krug mit Wasser hin und wies auf einen andern größern Kübel; zugleich versprach er Brod und Streustroh zu bringen. Wir waren wie versteinert, doch kam ich mit Hülfe eines listigen Schurken von Gensdarmen, deren zwei bei uns geblieben waren, bald zu mir selbst. Freilich nicht auf angenehme Weise. Der Gensdarm redete mich an: „Monsieur, il y a bien long temps que je désire à avoir un souvenir d'un officier prussien. Vous avez là quelque chose, dont vous ne pouvez plus faire usage: votre escarpe; en faite moi present." Ich band meine Schärpe ab, erinnerte mich, leider zu spät, der guten Lehren des alten Malwing, schwieg und gab dem Buben, was er spottend von mir erbat. Zugleich mein Letztes. Mit ironischer Höflichkeit bedankte er sich und schritt unter vielen Kratzfüßen zur Thür hinaus. Sein Spießgesell hatte es mit Gottschling eben so gemacht.

Der Gefangenwärter erschien nun wieder, brachte Streustroh und Leuchtung, fragte nochmals, „ob wir wirklich kein Geld hätten" und bedauerte uns herzlich, als wir ihm unser Nein wiederholten. Der gute, christliche Deutsche beklagte uns sehr und schien in Mitleiden für uns aufzugehen; nichtsdestoweniger vergaß er uns unser Deputat Brod für den Nachmittag und Abend zu geben. Nur ein Weilchen noch blieb er, um uns Trost und Muth einzusprechen, wünschte uns dann eine wohlzuruhende Nacht und — ging. Das Letzte, was er uns hören ließ, war das Rasseln und Klirren der Schlösser und Riegel.

Nun waren wir mit uns und unserm Elend allein. Mein alter Wilhelmy erlag fast seinem Schicksal: er schwankte zur Streu und wünschte sich laut die ewige Ruhe. Gottschling litt heftige Schmerzen, legte sich auch und hoffte Linderung vom Schlaf. Ich folgte seinem Beispiel. Ein paar Stunden mocht' ich geschlafen haben, als Wilhelmy mich weckte; ihm brannten Kopf und Körper. Gottschling erwachte ebenfalls im heftigsten Wundfieber. Beide lechzten nach Wasser und Gott! der Krug war leer, eben so der Kübel. Ich lief in der Stube umher, rief und schrie nach Hülfe; umsonst, unser Kerker war zu abgelegen, als daß irgendwer hören konnte. Ich stieß gegen die Thür, in der Hoffnung sie zu sprengen, aber Schloß und Riegel waren zu fest. Hinweg, selbst von der bloßen Erinnerung an diese Unglücksnacht.

Den 2. December 1793. Morgens, vielleicht acht Uhr, saß ich an dem Lager meiner beiden Gefährten, vertieft und verloren in unser trübes, Geschick. Wilhelmy und Gottschling, trotz Fieber und Durst, waren eben wieder eingeschlafen, als plötzlich die Thür aufging und einige junge Frauenzimmer, deren Bekanntschaft Gottschling vor acht oder zehn Tagen gemacht hatte, mit

Kaffee und Semmel bei uns eintraten. Diese gutmüthigen Magdalenen, die vielleicht durch den Gefängnißwärter von ihm gehört haben mochten, hatten sich mit Mühe und Schwierigkeiten einen Weg zu uns gebahnt und leisteten nun so viel Hülfe, wie in ihren Kräften stand. Auch einen Stadtwundarzt brachten sie mit, um Gottschlings Wunden zu verbinden. Ich weckte nun meine beiden Kranken jubelnd auf und Beide labten und erquickten sich an dem Frühstück, das ihnen geboten wurde. Unsere barmherzigen Samariterinnen standen uns gegenüber und freuten sich herzlich, daß uns ihre Gabe so vortrefflich mundete; eben so herzlich war unser Dank. Während des Frühstücks fand sich allerlei Gesellschaft ein: der gute christliche Kerkermeister, dessen Ehegespons, einige Gensdarmen, schließlich auch einige Officiere. Man kam und ging, Alle waren voller Mitleid, aber dabei hatte es sein Bewenden.

Im Laufe des Vormittags erschienen noch ein Generaladjutant Namens Bertrand, mehrere junge Leute von der Adjutantur, endlich auch ein Secretair, um unsere Charaktere und Namen aufzunehmen. Alle diese Herren, besonders sichtbar und auffallend aber der Erstgenannte (Bertrand), waren äußerst betreten, uns so gemißhandelt zu finden. Der Umstand, daß die Zweibrücker Mädchen uns ein Frühstück und zwar als ein Almosen gereicht, dazu auch einen Arzt uns zugeführt hatten, brachte die Herren vorzugsweise in Verlegenheit. Sie waren Zeugen, daß wir unsere Wohlthäterinnen mit einem einfachen „Gott vergelt's Euch" bezahlen mußten. Einige der jungen Officiere versuchten auf mancherlei Art die Sache zu entschuldigen, doch ging es ihnen damit nur schlecht von statten. Der Umstand, daß man uns in drei Tagen noch kein Zehrungsgeld, am Nachmittag und Abend kein Brod und auf die letzte Nacht auch nicht einmal Wasser, Heizung und Licht zur Genüge gegeben hatte, war nicht wohl zu entschuldigen. Alles, was man für uns gethan, war, daß man uns unsere Schärpen geraubt hatte. Bei Aufzählung aller Unbill, die wir erfahren, traten mir die Thränen in die Augen. Bertrand, als er dessen gewahr wurde, trat zu mir heran und hatte freundliche Worte für mich. Es that mir wohl und ich vermochte mich wieder zu fassen. Nachdem man unsere Namen und Charakter aufgeschrieben, schenkte uns Bertrand unter dem großmüthigen Vorwande, „daß es die rückständige Gage sei", anderthalb Karolin; auch wurde ein Mittagbrod für uns besorgt. Ein Bekannter Wilhelmy's, ein verabschiedeter Soldat, der jetzt in Zweibrücken lebte und vor einigen Wochen erst als Handelsmann Wein und andere Lebensmittel in's Lager geliefert hatte, erschien ebenfalls. Dieser verschaffte einem Jeden von uns ein Hemd. In Folge davon wurde nun zwar unsere Kasse so gut wie wieder gesprengt, aber dennoch erkauften wir die Glückseligkeit des Wäschewechselns damit nicht zu theuer.

Gegen Mittag brachen wir aus der Zweibrückner Armensünderstube auf und kamen um drei Uhr in Blieskastel an. Man war unschlüssig, wohin mit uns. Nachdem wir wieder dreiviertel Stunden lang auf freier Straße zur Schau ausgestellt gewesen waren, brachte man uns endlich in den „Thurm". Sergeanten und Gemeine bekamen den Raum unterm Dach; wir Officiere und der Junker aber wurden in die Stube des Stockmeisters einquartirt. Hier fanden wir bereits zehn oder zwölf Geiseln vor, die die französische Armee bei ihrer Retirade aus der umliegenden Gegend mitgenommen hatte.

Hier brechen die Briefe ab. Was ich noch zu erzählen haben werde, steht räumlich in keinem entsprechenden Verhältniß zu dem bis hierher Mit-

getheilten und läßt die richtige Oekonomie im Aufbau dieses Capitels vermissen. Aber diese „richtige Oekonomie" ist nicht immer höchstes Gesetz; ja es kann umgekehrt Pflicht sein, dies Gesetz auf den Kopf zu stellen. Ein solcher Fall liegt hier vor. Die Briefe, wie ich sie gegeben, sind wichtiger als die symmetrische Anordnung oder die bloße Wahrung der Proportionen.

Otto v. Rohr sammt seinen Leidensgenossen, die wir aus vorstehenden Briefen kennen gelernt, wurde nach Frankreich abgeführt und in Nogent sur Seine, etwa siebzig Kilometer von Paris, internirt gehalten. Hier lebte er ein Jahr lang und darüber in ungetrübtem Glück, so weit das Leben eines Gefangenen überhaupt ein glückliches sein kann. Die große Zeit störte nicht seine Kreise. In Paris die Schreckensherrschaft, in Nogent Friede. Auf dem Eintrachtsplatze, furchtbare Friede, fiel Danton's Haupt und sein blutiger Schatten ging um bis das Haupt Dessen, der ihn stürzte, dem seinen nachgefallen war — in Nogent aber, als wäre die Welt so klar wie die Sommernacht, die sich jetzt über ihm wölbte, saß Otto v. Rohr unter dem Gezweig einer mächtigen Akazie und neben ihm saß Jacqueline, die Tochter des Hauses, halb Kind noch, und hörte ihm zu, wenn er von seiner Heimat erzählte, von den weiten Strecken Sand und der Sumpfniederung, in der ein Fluß läuft, schilfbestanden und tief und schwarz, wie der Styx, der um das Reich des Todes schleicht. Dann fragte Jacqueline, „ob dort auch Menschen wohnen?"

„Kaum", fuhr im Uebermuth der Gefangene fort, „Halbwilde nur, die schwarzes Brot essen und einen bräunlichen, immer schäumenden Saft trinken, den sie Bier nennen. Und zur Winterzeit machen sie Löcher in's Eis und springen hinein, oder sie jagen tagelang durch den Wald, um Füchse zu fangen oder mit dem wilden Eber zu kämpfen. Wenn sie dann heimkehren, können sie oft ihr Dorf nicht finden, weil es in Schnee versunken ist." Dann fragte Jacqueline: „Und wie sehen diese Menschen aus?" worauf dann die lachelnde Antwort kam, „genau wie ich, Jacqueline." Und dann lachten sie Beide und hörten nicht, daß ein leises Rauschen, wie ein Klageton, durch den Wipfel der alten Akazie ging.

Der Baum, der das Leben kannte, wußte was bevorstand: die Trennung. Sie kam; der Basler Frieden machte den Gefangenen frei. Wie viel Schwüre wurden laut, wie viel Thränen fielen. Eines Tages aber lag Alles zurück wie ein Traum und nur Zweierlei war noch wahr und wirklich: das Leid im Herzen Jacquelinen's und eine kleine seidengestickte Henkelbörse, die sie dem Scheidenden zum Abschiede gereicht hatte. In der Börse selbst aber war eine Schaumünze mit ihrem Lieblingsheiligen darauf, und — ein Samenkorn vom Akazienbaum.

Dies Samenkorn ist in Trieplatz aufgegangen. Es ist derselbe Baum, der jetzt in die Fenster blickt und mit beweglichen Schatten die alten Bilder umspielt.

Barbara von Poincy.

Die Tage von Nogent sur Seine lagen über ein Menschenalter zurück. Da, in demselben Jahre, in dem unser Otto v. Rohr, inzwischen zum General und Präsidenten hoher Commissionen emporgestiegen, aus dieser Zeitlichkeit schied, knüpften sich neue Beziehungen zwischen Frankreich und — Trieplatz. Noch einmal gewann ein Rohr ein französisches Frauenherz. Und diesmal keine Trennung, oder doch keine andere als ein früher Tod.

Moritz v. Rohr, ein Neffe Otto's, stand 1838 bei den rheinischen Ulanen in Saarlouis. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, groß und schlank, der typische Ulanenofficier. Der Winter brachte Maskeraden und Bälle wie gewöhnlich; auf einem dieser Bälle machte Moritz v. Rohr die Bekanntschaft Barbara's von Poincy, der schönen Tochter des Herrn und der Frau von Poincy, die sich damals, sei es Erziehungs- oder Zerstreuungs- oder Gesundheitshalber, in Saarlouis aufhielten. Dieser Ball entschied über das Leben des jungen Paares. Ihre leidenschaftliche Liebe zu einander überwand jedes Hinderniß, Moritz v. Rohr erbat und erhielt seinen Abschied und in demselben Winter noch erfolgte die Trauung des jungen Paares zu Notre Dame in Paris.

Der Hindernisse, deren ich eben erwähnte, waren nicht wenige gewesen. Weder die Familien noch die Verlobten kannten einander; die Braut in erster Jugend, der Bräutigam nur ein weniges älter; dazu seitens des Letzteren das Ausscheiden aus einer Laufbahn, die kaum erst ehren- und hoffnungsvoll von ihm betreten worden war. Aber mehr noch. Die Familie der Poincy war nicht mehr jenseits des Rheins, sie war jenseit des Oceans zu Hause, seitdem der Großvater Barbara's anno 93 das vom Schrecken regierte Frankreich gemieden und, nach Amerika flüchtend, erst in Cuba, dann in Neuorleans sich niedergelassen hatte. Dort lebte jetzt die Familie in hohem Ansehen. Der Name de Poincy war der Name einer Handelsfirma geworden. Selbstverständlich nicht hierin lag die Schwierigkeit; die Rohrs dachten niemals gering von bürgerlicher Hantirung, am wenigsten vom Großhandel, der mit eigenen Schiffen die Meere befährt, aber der Weg von der Dosse bis an den Mississippi war weit und ein Rohr'sches Herz hält fest an Wusterhausen und Trieplatz.

Dies waren die Schwierigkeiten; doch die Liebe des jungen Paares überwand sie alle. Moritz v. Rohr trat in das Handelshaus seines Schwiegervaters ein und nie wurde brieflich oder mündlich ein Wort laut, das darauf hätte hindeuten können, er habe die Trennung von Vaterland und Familie bereut. Kein Wort der Reue, aber auch kein rechtes Wort des Glücks. Die nationalen und confessionellen Unterschiede ziehen eben eine tiefe Kluft, und noch ist mir kein Beispiel bekannt geworden, wo die bloße Sympathie der Herzen stark genug gewesen wäre, diese Kluft zu überbrücken. Je feiner und durchgeistigter die Organismen, desto mehr tritt dieses Trennungselement hervor. Man liebt sich, aber man ist nicht Eins; jede Freude ist nur halb, weil nur einmal unter hundert Fällen die Freude auf neutralem Gebiet erblüht. Die Sinne und vielleicht auch die Seelen stimmen; doch was hilft es? Der Gegensatz der Geister klingt disharmonisch hinein. Es ist nicht erwiesen, aber es ist wahrscheinlich, daß auch das Glück Moritz v. Rohr's und Barbara's von Poincy einen Schleier trug.

Zehn Jahre nach der Vermälung war dieser Schleier für die junge Frau ein Wittwenschleier geworden. Moritz v. Rohr glaubte sich acclimatisirt und unterließ es im Sommer 1848 die Fieberluft Neuorleans mit der gesunden Küstenluft am mexicanischen Golf zu vertauschen. Er erlag dem Gelben Fieber.

Zwei Jahre später (das kaufmännische Geschäft war an den Sohn des Herrn v. Poincy übergegangen) kehrte der ältere de Poincy mit seiner Familie, Frau, Tochter, Enkelin, nach Frankreich zurück. Die Enkelin war das einzige Kind Moritz v. Rohr's. Man kaufte sich in Frankreich an.

1854 waren Frau v. Poincy, die Schwiegermutter, und Barbara v. Rohr, geb. v. Poincy, in Trieplatz auf Beſuch; ſie mochten Parallelen ziehen zwiſchen ihrer Hazienda daheim und dem alten Hof des „Hauptmanns von Capernaum". Vieles fehlte, aber es fehlte auch die Sumpfluft, die ſo früh die ſchöne Frau zur Wittwe gemacht hatte. Die Doſſe iſt geſund.

Die Tochter Moritz v. Rohr's war nicht mit bei dieſem Beſuch; ſie war in einer franzöſiſchen Kloſterſchule zurückgeblieben. Erſt ſechzehn Jahre ſpäter lernte ſie die Landsleute ihres Vaters kennen, als dieſe während des ſiebziger Krieges vor dem Kloſter Abbaye aux Bois ihr Lager aufſchlugen. In dieſem Kloſter ſtand das junge Fräulein v. Rohr damals als Novize; längſt ſeitdem hat ſie den Schleier genommen. Die Großeltern ſind todt: die Mutter, Barbara v. Rohr, lebt in Paris.

Ein ſchönes Portrait, das inmitten der Familienſchildereien hängt, mahnt an die nahen Beziehungen des Hauſes Rohr zum Hauſe de Poincy. Der weiße Teint, das ſchwarze Haar, die leuchtenden Augen geben das typiſche Bild der ſchönen Creolin. An Sommertagen, wenn der Akazienbaum ſeine Zweige bis dicht vor das Fenſter ſtreckt, iſt es als ſpielten ſeine Blätterſchatten mit Vorliebe um dieſes Bild. Es iſt dann wie ein Nicken und Grüßen Jacquelinen's an Barbara von Poincy.

Zur Saison!

Im Winter, wenn beim frohen Feste
Des Balles Wirbel Euch umlärmt,
Und rings die muntre Schaar der Gäste
Durch Eure Prunkgemächer schwärmt:
O mahnte dann mit ernsten Worten
Ein Freund Euch an des Lebens Noth!
Ach, schüchtern pocht's an Eure Pforten,
Das bleiche Elend fleht um Brod!

Bedenkt Ihr, wenn die Kerzen funkeln,
Daß von des Hungers Zahn zernagt,
Am nächsten Straßenstein im Dunkeln
Vielleicht ein Bruder steht und klagt?
Stumm schaut er nach den hellen Scheiben
Mit starrer, düstrer Bitterkeit,
Und fühlt bei Eurem lauten Treiben
Nur doppelt tief das eig'ne Leid.

Wie groß — so flüstert er mit Beben —
Muß hier des Himmels Segen sein!
Ach, was sie ihren Hunden geben,
Wär's nur von einer Mahlzeit mein!
Wie müssen hier die Kinder prangen
In Jugendkraft, gesund und roth!
Den meinen härmt die Noth die Wangen,
Das bleiche Elend fleht um Brod!

Wild pfeift des Nordwinds jähes Toben, —
Er schickt sich zitternd an zum Geh'n,
Und sieht noch einmal, wie sich droben
Die Schatten Eurer Tänzer drehn.
Er denkt nach Haus, und Thränen dringen
Ihm heiß hervor, er stöhnt und schweigt . . .
Ach, Eure Jubeltöne klingen
Bis an ein Sterbebett vielleicht . . .

Ihr aber schlürft im gold'nen Becher
Den süßen Schaum der eitlen Lust.
Die Wange flammt, es blitzt der Fächer
Und höher wallt die trunk'ne Brust.
Ihr glaubt nicht an die düst're Sage
Von Angst und Jammer, Qual und Tod,
Und nur zum Himmel steigt die Klage,
Das Wehgeschrei um Brod, um Brod!

Ernst Eckstein.

Sie hat es gewollt!

Eine Reise-Novelle von **Helene.***)

„Bitte, bitte, liebes Männchen!"

„Aber ist es denn möglich, so eigensinnig zu sein, Leonore!"

„Ja, ich bin es einmal ausnahmsweise, liebster Otto! Bedenke doch, daß Du mir diese Reise nach dem Comersee schon damals, unmittelbar nach unserer Verheirathung, versprochen hast, und nur der plötzliche Tod Deiner Mutter uns deren Ausführung vertagen ließ!"

„Aber Umstände ändern die Sache. Eine Tour nach Nizza und durch einen Theil des französischen Gebietes erscheint mir weit lohnender!"

„Nein, o nein, bester Mann! — Meine Freundin Lucie Herville schreibt mir auch, daß ich von den Schönheiten dieser Reise, ihrer Ansicht nach, gar nicht zu reden wisse, wenn ich nicht den Comersee besucht, mindestens acht Tage in Bellaggio geschwärmt und mich auf den blauen Fluthen dieses herrlichen Gewässers geschaukelt hätte!"

Diese Worte wurden an einem köstlichen Sommerabende auf dem Balcon des zweiten Stockwerkes von Hotel Baur in Zürich gewechselt. Es war schwer sich etwas Lieblicheres zu denken als die junge Frau, welche sich daselbst, einen schwarzen Spitzenschleier über das blonde Haar und den blendend weißen Hals geworfen, über die Brüstung lehnte und den Blick so zärtlich bittend auf den Gatten richtete.

War es nun an und für sich schon nicht leicht, dem reizenden, wenn gleich etwas verzogenen jungen Geschöpf eine Bitte abzuschlagen, so gehörte dies für den jugendlich liebenden Gemal in dieser Stunde und bei dieser Umgebung fast zu Unmöglichkeiten. Dennoch schwieg er einige Minuten, blickte sinnend auf die mondbeglänzten Häuser und Thürme der feenhaft schimmernden Stadt und den hin und wieder von leisen Ruderschlägen bewegten Canal zu seinen Füßen nieder und schlang dann plötzlich liebevoll den Arm um Leonoren's schlanke Gestalt.

---

*) Frau Helene (von Hülsen) hat unter dem Titel „Aus alter und neuer Zeit" (Berlin, 1874) einen neuen Band von Novellen und Skizzen erscheinen lassen, den wir gleich der früheren Gabe der beliebten Verfasserin („Ungesucht — und Gefunden") den Lesern des „Salon" ganz besonders warm an's Herz legen wollen. Denn unsere Zeitschrift war es, welche eine der schönsten und ergreifendsten Skizzen der vorliegenden Sammlung: „Erinnerungen an einen Heimgegangenen" und eine der spannendsten Novellen derselben „Ein dunkles Verhängniß" zuerst veröffentlichte. Dieselben Züge eines lebendigen Gefühls für alles Edle und eine feine, im besten Sinne vornehme Gesinnung, der eine geschmackvolle Form entspricht, charakterisiren auch die übrigen Stücke des elegant ausgestatteten Bandes, welchem übrigens von Seiten des Publicums und der Presse bereits der freundliche Empfang zu Theil geworden, den er verdient. Die Red. des „Salon".

„Nun, meinetwegen denn, kleiner Quälgeist Du!“ sagte er freundlich, die leicht verzogenen Brauen lichtend. „Ist es ja doch nur vergebliche Mühe, Dir darein zu reden oder Dich umzustimmen, wenn Du Dir einmal eine Sache in den Kopf gesetzt hast. Also, obgleich ich Dir hiermit nochmals wiederhole, daß die Veränderung unserer Reisepläne mir gewagt, und der Comersee mir nicht einmal mit dem hiesigen vergleichbar erscheint, so sollst Du doch, schon um des lieben Friedens halber“ — er lächelte neckend — „Deinen Willen haben!“

Leonore klaschte jubelnd in die Hände.

„Du bist der beste Mann auf dieser Welt, ich danke Dir, ich danke Dir!“ rief sie kindlich fröhlich aus und küßte ihres Gatten Mund. „Also morgen an den Comersee! Lasse mich nur gleich noch Lucie schreiben und den Koffer für die Reise packen!“

Sie enteilte geflügelten Schrittes, während der Assessor Bernardo, ihr Gatte, Leonore halb kopfschüttelnd, halb lächelnd mit den Augen folgte. „Nun, ich will gern das Opfer bringen, wenn sie hat, was sie sich davon verspricht“, murmelte er leise vor sich hin, „und ist es nicht der Fall? — Enfin, „sie hat es gewollt!“

Von allen berühmten und herrlichen Reisetouren, welche die gottgesegnete Schweiz zu bieten hat, ist die Bergstraße über den Splügen und Ciavenna nach dem Comersee hinab vielleicht eine der lohnendsten. Von Zürich zu Schiff bis nach Rapperschwyl und dann per Wagen am Wallensee vorbei, durch das herrliche Rheinthal über die Via Mala bis zu den schneebedeckten Spitzen des Splügen hinauf, bietet der Weg eine fast ununterbrochene Kette der lieblichsten und wildromantischsten Naturschönheiten. Leonore war in heiterster Stimmung und entfaltete ihre lebhafte Empfänglichkeit für Alles, was sie umgab, durch die Erkenntlichkeit für ihres Gatten Nachgiebigkeit erhöht, auf das Liebenswürdigste. Sie hörte nicht auf zu betheuern, wie ihr nichts in dem Maße hätte gefallen, nichts sie so vollkommen befriedigen können, als gerade diese Reiseroute, und Otto freute sich darüber. Erst auf den Höhen der Alpen, wo nur noch die melancholische Schwarztanne vereinzelt steht und mächtig schroffe Felsenpartien das Gewölbe des Himmels fast unsichtbar machen, sah er zagend auf seine junge Frau, die sich — dieser eisigen Athmosphäre ungewohnt — immer fester in ihr Plaidtuch zu hüllen strebte.

„Siehst Du wol, Leonore! Es ist doch weit rauher als Du geglaubt, und ich zittere, daß Du Dich nicht genugsam vorgesehen hast. Welche Strafe für meine Schwäche, wenn Du Dich hier, kaum von Deinem besorgnißerregenden Husten genesen, erneut erkälten solltest.“

„O, mich friert durchaus nicht, lieber Otto!“ entgegnete sie mit leichtem Zähneklappern, indem sie sich vergeblich vor dem schneidenden Eiseshauche, den der tiefe, nur noch von der Alpenrose unterbrochene Schnee rings um sie verbreitete, zu schützen suchte. „Außerdem ist ja wol die Dogana nicht mehr fern. Wie leicht erträgt sich eine kleine Unbequemlichkeit, wenn man ein solches Reiseziel vor sich hat!“

Otto seufzte. „Ein solches Reiseziel!“ sagte er pathetisch. „Nun ich hoffe es soll sich besser zeigen, als ich es damals getroffen habe!“

Endlich war der Gipfelpunkt des Splügen überschritten. Der Fuhrmann, welcher den letzten Theil des Weges zu Fuße zurückgelegt, schüttelte sich den Schnee von den Stiefeln und bestieg den Bock, bis man bei der österreichischen Dogana „Halt“ machte. Dann ging es flott vorwärts. Die sterile Großartigkeit der Natur war plötzlich abgeschnitten und sprachlos vor Entzücken sah Leonore sich zum ersten Male Italiens gleichmäßig blauen, duftigen Aether zum Himmelszelte wölben, fühlte sie dieses Landes weiche, laue Lüfte um ihre Schläfe wehen!“ —

„Siehst Du, wie recht ich gethan, Dich zu dieser Reisetour zu bestimmen, geliebter Otto!“ jubelte die junge Frau, als sie so, sich hoch im Wagen emporrichtend, den brausenden Wasserfall des Madesimo zur Linken, den Blick auf Campo Dolcino gerichtet, die schwindelnden Höhen der Alpen hinunterfuhren.

„Ja, das ist herrlich!“ entgegnete der Gatte lebhaft. „Möchte die Gunst des Schicksals uns ferner geleiten!“

Es war Sonntag Nachmittag und die Menschen wie die Natur zeigten sich in ihrem schönsten Feierkleide, als unser junges Paar, bald an einer schmucken, vor dem Madonnenbilde knieenden Sennerin, bald an einem finster darein schauenden Mönche vorüber, sich dem Städtchen Ciavenna näherte. Die Glocken daselbst läuteten den Abendsegen ein, die Myrthen- und Granatenbäume blühten und glühten unter dem zauberisch verklärenden Lichte der niedersinkenden Sonnenkugel und eine feierliche Andacht, erhebend und feierlich wie die ganze Schöpfung um sie her, schwellte Leonoren's Brust.

„Ach, Lucie, meine theure Lucie!“ rief sie unwillkürlich aus. „Könntest Du doch diese Stunde mit uns theilen und vernehmen, wie froh und glücklich ich bin, Deinem Rathe und Deinem Willen gefolgt zu sein!“

Ich weiß nicht in wie weit „die Cultur, die alle Welt beleckt“, diesen Theil von Oberitalien seit der Zeit, in welcher diese unsere kleine Erzählung spielt, verändert hat, vermuthe jedoch, daß dieses in einem sehr hohen Grade der Fall gewesen ist.

Dazumal indessen waren die Gasthöfe, Transportmittel und sonstigen Reisevorkehrungen daselbst noch im höchsten Grade primitiv, wovon sich der Assessor Bernardo und seine Frau zum großen Leidwesen des Ersteren nur zu bald zu überzeugen hatten. Die enge, dumpfige Gasthofstube zu Ciavenna war so ungemüthlich als unsauber gehalten. Die Mahlzeiten, sämmtlich mit ranzigem Oele zubereitet, erschienen Otto und Leonore fast ungenießbar, und die engen Gäßchen des kleinen Städtchens wirkten in der Hitze eines Julimorgens geradezu abstoßend und lähmend auf die Nerven. So beschlossen denn unsere Reisenden, da der Assessor mit dem schweizer Fuhrmann und eigenen Wagen leider nur bis Ciavenna accodirt, den Weg bis nach Collico lieber in einer Art von

rasselndem Ungethüm „Stellwagen" benannt, als erst einige Tage später, noch dazu auf's Ungewisse hin, fortzusetzen. Mit einem für den näher Eingeweihten geradezu belustigenden Gesichtsausdruck hob Otto Leonoren's leichte Gestalt auf das vor ihm befindliche Martergefährt. „Frauchen, mit wie viel blauen Flecken werde ich Dich wieder hinunter heben?" fragte er, den italienischen Postillion mit zweifelhaftem Argwohn musternd.

„O, das schadet nichts", entgegnete Leonore mit liebenswürdiger Selbstüberwindung. „Ich fühle mich durchaus gesund, und haben wir nur erst den Comersee erreicht, so führt uns ja ein Dampfboot über dieses herrliche Gewässer von Collico bis nach Bellaggio hinüber, und ich werde für die Unbequemlichkeiten des Augenblickes überreichlich entschädigt werden!"

Otto freute sich über der Gattin muthige Stimmung und noch weit mehr, als er sich selbst und dieselbe endlich ohne Umsturz oder gebrochenes Rad von diesem vorsündfluthlichen sogenannten „Stellwagen" gehoben und der Comersee nun wirklich vor ihnen lag.

Es giebt nichts, was weniger zu berechnen ist, als der Eindruck, den wir, je nach der Gunst oder Ungunst der Umstände, von Personen oder Gegenden empfangen, denen wir nach Schilderung Anderer entgegen gesehen. Denn da nun einmal auf unserem unvollkommenem Erdball jeder Mensch und jedes Ding seine zwei Seiten, und Stimmung, Witterung, Beleuchtung u. s. w. einen wesentlich bestimmenden Einfluß auf die Beurtheilung hat, so geschieht es häufig, daß wir unseren Augen kaum trauen, wenn wir einen Ort oder eine Persönlichkeit in verschiedenen Phasen wieder sehen. So erging es dem Assessor Bernardo in Bezug auf den Comersee, den er vor mehreren Jahren an einigen melancholischen Regentagen einsam, und durch das Verfehlen mit einem lieben Verwandten verstimmt, besucht, und somit in eine wahre Aversion genommen hatte.

Heute, wo nun das herrliche Wasser an der Seite seiner Leonore und im blendenden Glanze eines schönen Julitages vor ihm lag, hatte er Mühe zu glauben, daß dieses dieselben Ufer, und es seiner Frau nur durch eigensinniges Beharren und nach äußerstem Widerstreben gelungen sei, ihn diesem entzückenden Fleckchen Erde zuzuführen.

In der heitersten Stimmung, welche diese angenehme Ueberraschung und das Gefühl selbstlos geopferter Pläne nur erhöhte, nahm er demnach neben Leonore auf dem Dampfboote Platz, die ihrerseits eine kleine Enttäuschung mühsam zu verbergen trachtete.

Welcher unbeschreibbare Zauber liegt doch in dem Wörtchen „Reisen" für jedes lebhaft empfindende, für die Wunder Gottes in der Schöpfung aufgeschlossene Menschenherz! Ist es nicht, als ob jeder Sinn sich unter den ewig wechselnden und immer neuen Bildern und Einwirkungen des Außenlebens erhöhte, als werde mit jeder rascheren Bewegung des äußern Lebens gleichsam das Wachsthum des Innern gefördert, als habe man nur zu sorgen voll zu genießen und sich die

verschwenderische Mannigfaltigkeit des Augenblickes zu dauernder Erinnerung fest zu bannen?

Etwas davon, oder doch Aehnliches, empfand wol auch unser junges Ehepaar, als es so auf den blauen, spiegelklaren Fluthen des Comersees schaukelte, gern und vollkommen bereit, alles sich Darbietende ganz und frei auf sich wirken zu lassen.

Der erste, nicht ganz angenehm in diese Stimmung fallende Umstand war die Entdeckung, daß man das, für achtundzwanzig Grad Wärme im Schatten fast unentbehrliche Schutzattribut des Dampfschiffes „Cäsarius", ein Leinewandverdeck, zu Collico, wo es zum Ausbessern an Bord gebracht worden war, vergessen hatte. Es war anscheinend eine Kleinigkeit, aber bei dieser Temperatur und einer nahezu im Zenith befindlichen Sonnengluth, bei der Unsauberkeit und Beschränktheit der ohnehin bereits mit Passagieren überfüllten Cajüte und der Unzulänglichkeit sämmtlicher Regen- und Sonnenschirme, wirkte dieser Vorfall sehr deprimirend ein. Leonore fühlte sich bald dermaßen geblendet und von einem so heftigen Kopfschmerz und Sonnenbrand befallen, daß von einem Genuß der Reise nicht mehr die Rede sein konnte. Sie beschränkte sich indessen, in einem leichten Anfall von Reue und Selbstvorwürfen, Otto gegenüber dieses Alles möglichst zu negiren, und es wäre ihr sogar gelungen ihren Mann über ihr eigenes Empfinden zu täuschen, wenn nicht folgender Zwischenfall dieses positiv vereitelt hätte. Bald nach Abgang des „Cäsarius" von Collico hatte sich nämlich ein ungezogener, offenbar sehr gelangweilter Knabe unabläßig an dem jungen Ehepaare vorbei, und mit solcher Rücksichtslosigkeit von einer Seite der Bank zur andern gedrängt, daß er bereits mehr als eine scharfe Zurechtweisung von Otto erfahren hatte. Er schien dieses aber eben so wenig als sein schräg gegenüber befindlicher, düster und arrogant aussehender Vater der Beachtung werth zu finden und schon hatte der Assessor, Leonoren's leisen Zuflüsterungen gehorchend, die Sache ignoriren und sich zur Vermeidung eines Scandales auf einen andern Platz begeben wollen, als der Knabe sich abermals an seiner Gattin vorüber und mit solcher Effronterie zwischen ihn und die letztere drängte, daß er, Leonoren auf den Fuß tretend, über denselben fortstolperte. Ein Moment des Schwankens, ein leichter Aufschrei Leonoren's und eine kräftige Ohrfeige von Otto's Hand traf die Wange des ungezogenen Friedenstörers.

„Halt, mein Herr! wie können Sie mein Kind schlagen?" schnaubte aufspringend der Vater und seine Augen funkelten. „Mir allein steht das Recht solcher Züchtigung zu. Wäre es nicht hier an Bord, augenblicklich sollten Sie mir Rede stehen." —

„Und ich würde sie Ihnen nicht verweigern!" herrschte ihm Otto zu, drohend die Rechte erhebend, aber Leonore fiel ihm in den Arm.

„Um der Barmherzigkeit willen, Otto! Nur keine Silbe weiter!" flüsterte sie in wahrer Herzensangst. „Bedenke doch, was es heißt, hier in der Fremde unbekannt mit einem Unbekannten Händel ausfechten! Um Deiner Liebe, um meiner Ruhe willen, laß, o laß, ich bitte, ich be-

schwöre Dich, den Insolenten und seinen bösen Jungen seiner Wege gehen."

„Nein, das will, das kann ich nicht!" rief der Assessor in steigendem Zorn. „Meint der Herr, daß ich meine Gattin den Ungezogenheiten seines Buben ungestraft und ungeahndet aussetzen, daß ich von dieser Stelle ohne sofortige Bitte um Entschuldigung weichen oder mich zufrieden geben werde?"

Einen Augenblick standen sich beide Männer gegenüber, als sollte es zum Aeußersten kommen, dann wandte sich der Fremde schnell. „Komm fort von hier"! murmelte er zornig, den schreienden kleinen Missethäter an den Kragen packend, und ohne sich umzublicken verschwand er unter der Menge der diesen Auftritt bereits begaffenden Passagiere. Leonore zitterte wie ein Espenlaub. „Nein, bester Mann, derartigen Aufregungen bin ich nicht gewachsen"! sagte sie, noch im Angedenken dieser Scene und ihrer möglichen Consequenzen erbebend. „Versprich mir, Otto, daß Du, gehe es wie es wolle —"

„In einem ähnlichen Falle nicht nachgeben wirst, nicht wahr, das meinst Du doch wol?" entgegnete er heiter scherzend, und ihre Lippen mit zärtlichem Kusse schließend. Sie blickte ihn halb schmollend, halb vorwurfsvoll an und schmiegte sich fester in seinen Arm.

„Ich sage nichts mehr!" flüsterte sie, „aber wenn ich dächte —" Sie brach kurz ab, um nicht hinzuzufügen: „Daß es mir von nun ab nicht besser ginge, so wäre ich doch lieber gar nicht hierher gereist!"—

Die Sonne hatte bereits eine geraume Zeit den Zenith überschritten, als der Cäsarius sich seinem Reiseziele näherte und der Thurm von Bellaggio sich in den Fluthen des Comersees spiegelte. Es war ein schönes Naturschauspiel, so schön und noch harmonisch lieblicher, als Leonore sich dasselbe ausgemalt, und dennoch fehlte es der jungen Frau an der gewöhnlichen Empfänglichkeit für dessen Reize. Ihr Gesicht glühte von Sonnenbrand und Hitze, ihr Kopf schmerzte von der innern Aufregung des unliebsamen Rencontres ihres Mannes und ein nagender Durst quälte sie bis zur Unerträglichkeit. Unter solchen Constellationen mußte selbst der Garten Edens wol ohne Anziehungskraft bleiben!

„Komm schnell, armes Kind!" sagte der besorgte Gatte. „Du bist so überhitzt und angegriffen, daß Du vor Allem der Ruhe bedarfst. Laß uns demnach eiligst an's Ufer steigen, damit wir wenigstens hier im „Hotel du Lac" schleunigst noch ein Unterkommen finden!"

Leonore schleppte sich, halb von Otto geführt, halb von ihm getragen, mühsam bis zu dessen Porticus.

„Nur noch ein Zimmer, direct über der Küche, in der Beletage frei!" eröffnete der dort befindliche Portier lakonischen Tones unseren Reisenden.

„Ueber der Küche bei achtundzwanzig Grad im Schatten? Ich glaube, wir würden gesotten!" rief Otto verstimmt. „Sagen Sie mir, mein Bester, ist dies in der That Ihr letztes Unterkommen?" —

Der Portier zuckte die Achseln.

„Bis in den dritten Stock werden die Herrschaften doch noch weniger steigen mögen?“ fragte er kleinlaut, die schwankende Leonore mit einer Art von Mitleid musternd.

„Ja, ich steige auch dort hinauf, um nur Schatten und Ruhe zu finden!“ rief diese lebhaft und folgte dem voranschreitenden Stubenkellner und schmerzlich seufzenden Gatten bis in das dritte Stockwerk des schön gebauten Hotels, woselbst ein freundliches Balcongemach nebst Schlafcabinet eine köstliche Aussicht auf den See und Villa „Somma riva“ zeigte.

Natürlich wurde dasselbe, trotz seiner zweiundsechzig Stufen, mit Beschlag belegt. Leonore fand Alles gut und recht, da sie sich überhaupt so ziemlich am Ende alles Denkens und Empfindens fühlte.

Sie bat sogar ihren Gatten, sie vorläufig nur sich selbst zu überlassen, doch aber jedenfalls für seine Person sogleich den kühlern Gesellschaftssalon und eine nöthige Erfrischung aufzusuchen.

Nach einigem Widerstreben willigte er darein, indem er selber fühlte, daß Leonore nur durch Ruhe vor einer Erkrankung bewahrt bleiben könne.

„O, Lucie! — Lucie!“ stöhnte diese leise vor sich hin, sobald sich die Thür hinter dem Geliebten geschlossen hatte. „Hätte ich das gewußt — nie wäre ich — das muß ich bekennen — zu dieser Umstimmung meines Mannes für die Reise nach dem Comersee gewonnen worden! Denn der heutige Tag ist eine zu harte Bestrafung meines auf Deinen Rath gehegten Eigenwillens! Ich habe schon fast keinen Muth mehr für den morgenden! Möchte der hiesige Aufenthalt doch, zum Mindesten um Otto's willen, freundlicher als er begonnen hat zu Ende gehen!“

Indessen sich Leonore, diesen Wunsch fast als ein Flehen auf den Lippen, ihrem für den Augenblick ganz einzig unerläßlichen Bedürfniß des Schlummers und der Ruhe hingegeben, befand sich Otto einigen angenehmen am Table d'hote gemachten Bekanntschaften folgend, in lebhafte Unterhaltung verstrickt im allgemeinen Versammlungszimmer.

Ein solcher Reunionssalon, jetzt ein Haupterforderniß jedes namhafteren Hotels, war zu damaliger Zeit noch als eine exceptionelle Annehmlichkeit zu betrachten, und das „Hotel du Lac“ zu Bellaggio erfreute sich wol hauptsächlich auf Grund desselben seines weit verbreiteten Rufes. Es lag im Parterre und zeigte durch hohe, breite Fenster und Glasthüren einen wundervollen Blick auf den See und die gegenüber befindlichen Ufer desselben. Von demselben hinab führten wenige steinerne Stufen in einen reizenden, mit Bosquets von Myrthen und Magnolien gezierten Garten, und das Innere des Salons erfreute sich gleichfalls einer höchst geschmackvollen, comfortablen Ausstattung. Ueberall in den Ecken befanden sich weich gepolsterte Sophas und Fauteuils, ein geöffneter Flügel stand schräg von der Eingangsthür und reichhaltige Sammlungen von Büchern und Zeitungen bedeckten die Tische und Seitenetagèren.

Man kann sich denken, mit welchem Gefühl von Behaglichkeit der Assessor diesen Raum nach der so lästigen Fahrt betrat und mit welcher Empfänglichkeit er sich dem dort gebotenen dolce far niente wie der nähern Bekanntschaft seiner Tischnachbarn und ihrer Unterhaltung widmete. Diese bestanden aus einer alten englischen Mistreß mit weißen Locken und noch immer selten schönen Zähnen, und deren Gatten und einem jungen, soeben aus dem Orient heimkehrenden Theologen, welcher auf das Fesselndste zu erzählen wußte. Ganz besonders aber frappirte ihn eine, weder an den allgemeinen Gesprächen, noch an irgend einer in dem Versammlungszimmer befindlichen Persönlichkeit Antheil nehmende, auffallend schöne junge Dame. Sie hatte sich, in halb ruhender halb sitzender Stellung in eine der äußersten Ecken des Zimmers zurückgezogen und schien — ein Buch in der Hand — weder dessen Lectüre, noch einem anderen Gegenstande irgend welcher Beachtung zu zollen. Die seltsame Fremde war ganz in Weiß und Schwarz gekleidet und von makellosen Formen und classischer Gesichtsbildung. Das blauschwarze Wellenhaar trug sie leicht über der Stirn gescheitelt und in einen griechischen Knoten geschürzt. Vor der Brust befand sich, als einziger Zierrath, ein Strauß von Granaten befestigt.

Mit der natürlichen Neugier, welche alles Ungewöhnliche erregt, blickte Otto mehr als ein Mal nach der seltsamen Erscheinung hinüber, deren blitzendes dunkle Auge sich unwandelbar und wie von einer fern ab liegenden Vision beherrscht auf die, sich in immer tiefere Gluthen tauchende Abendlandschaft heftete.

„Sie ist eine Polin und bereits seit einigen Wochen hier!“ flüsterte der Theolog dem Assessor zu. „Ihr Name ist Wanda Radsczintzka oder so, und soll sie bereits vermält gewesen und ihr Gatte im letzten polnischen Aufstand geblieben sein. — So wenigstens hörte ich heute den Wirth des Hotels erzählen!“

„Ja, so habe ich auch vernommen!“ fiel Mistreß Maak, die alte englische Dame ein, indem sie die Besprochene kritisch scharfen Auges musterte. „Im Uebrigen spricht sie nur Polnisch und ein elegantes Französisch, wie sie mir neulich bei flüchtiger Berührung gesagt, und scheint eine Art von mystischer Person, oder durch ein ganz absonderliches Interesse gefesselt zu sein!“

Otto wandte den Kopf. „Jedenfalls könnte man diese Dame eher für eine Statue, denn für ein lebendes Wesen halten!“ sagte er, sich erhebend und für den heutigen Abend um Entschuldigung bittend. „In meinem Leben ist mir eine so absonderliche, apathische Erscheinung noch nicht vorgekommen!“

Mit einem nicht zu schildernden Gefühl des Wohlbehagens schlug Leonore den folgenden Morgen die Augen auf.

Ihre Müdigkeit, im Gefolge der anderen kleineren und größeren Beschwerden und Aufregungen, hatte sie am vorhergehenden Abend der-

gestalt überwältigt, daß sie nicht einmal die Wiederkehr ihres Gatten abgewartet hatte.

Halb beschämt durch dieses Bewußtsein, wie durch eine gegenüber befindliche Uhr zu der Wahrnehmung gezwungen, daß sie die Zeit gänzlich verschlafen habe, richtete sie sich empor und rief ihres Gatten Namen. Aber kein Laut der Erwiederung drang an ihr Ohr und nichts regte sich in ihrem oder dem Nebengemach.

„Wahrhaftig, schon fast elf Uhr! Otto muß bereits wieder hinuntergegangen sein!" dachte sie ärgerlich und erhob sich zu schleunigster Beendigung ihrer Morgentoilette.

Der erste Blick durch das Fenster entlockte ihr einen Aufschrei des Entzückens durch seine wunderbare Lieblichkeit, aber sie hatte keine Zeit, sich jetzt dem Eindruck der sich vor ihr ausbreitenden Naturschönheit hinzugeben. Was mußte Otto denken, daß sie weder gestern Abend noch heute Morgen zur Stelle gewesen? — Es war ihr selbst ganz unbegreiflich.

Leonore fand indessen nur wenig Muße, darüber nachzudenken. Denn kaum noch hatte sie das schöne reiche Haar unter ein Morgenhäubchen gezwängt und den leichten weißen Mullrock mit rosa Schleifen über die vollen Schultern geworfen, als bereits der Gatte, ziemlich erregt und gerötheten Antlitzes, vor ihr stand.

„Tausend nicht noch einmal, das nenn' ich ein Abenteuer!" rief er lachend und sich mit seinem Taschentuch über die Stirn fahrend aus. „Will da vorher, da ich an dem Erwachen meiner Lory für heute bereits zu zweifeln begonnen, unten ein kleines Frühstück nehmen, als mir meine Schöne von gestern Abend — nachdem sie mich in eine flüchtige Unterhaltung gezogen — ganz sans façon in die Arme fällt. Ich bin nicht leicht verblüfft, aber ich muß gestehen, daß mir diese plötzliche Charge, eine Ohnmächtige zu hüten — und noch dazu gänzlich allein mit ihr im Zimmer — doch ein wenig unerwartet kam! — Ich bin nur froh, daß sie endlich wieder zum Bewußtsein gekommen!"

„Welche Schöne, von wem sprichst Du, Otto?" fragte Leonore mit stockendem Athem.

Das erregte Aussehen und die ungewohnte Rücksichtslosigkeit ihres Mannes, der sich, ohne ihr die gewöhnliche zärtliche Beachtung zu schenken, in einen Lehnstuhl warf, berührte sie höchst unangenehm.

„Nun, die schöne Polin, die ich gestern im Reunionssalon getroffen und die mich heute schlechterdings zu ihrem Cavaliero ausersehen hatte!" fuhr Otto lebhaft fort und fächelte sich Kühlung zu. „Wir waren Beide — ich weiß nicht, wie — in ein Gespräch über Reisepassion, Neapel und Florenz gerathen, als sie sich plötzlich erhob und mit einem leichten Aufschrei — das Gesicht mit Leichenblässe überzogen — in meine Arme sank. Ich fühlte mich halb entrüstet und halb zum Mitleid angeregt. In jedem Fall war diese Situation ein wenig absonderlich zu nennen!"

„Wer aber ist diese Dame? — Wie bist Du zu ihrer Bekannt-

schaft gekommen?“ fiel Leonore hastig ein und eifersüchtige Befremdung malte sich auf ihrem Angesicht.

„Ah ja, verzeih' mir, mein Frauchen! Ich dachte nicht gleich daran, daß wir uns gestern Abend nicht mehr gesprochen und ich Dir dieses komische Rencontre nicht mitgetheilt hatte. Sie befand sich im Reunionssalon und fesselte durch ihre Schönheit und Absonderlichkeit das ganze dort versammelte Publicum. Ihr Name soll Wanda Radsczintzka und sie die jugendliche Wittwe eines polnischen Grafen sein. Ein Näheres über sie habe ich noch nicht ermitteln können.“

„Das scheint mir auch nicht der Mühe zu verlohnen!“ sagte die junge Frau mit wegwerfender Gleichgiltigkeit. „Einen ihr gänzlich unbekannten Herrn in eingehendere Unterhaltung zu verflechten und sich dann — wahrscheinlich nur aus Gefallsucht und Coketterie — ihm so mir nichts Dir nichts in die Arme oder gar an den Hals zu werfen! Sie muß eine Avanturiere ersten Ranges sein!“

„Das scheint mir denn doch ein etwas zu vorschnelles Urtheil, liebe Leonore!“ entgegnete der Gatte mit leichtem Vorwurf. „Ein hartes Geschick und eine frühzeitige Selbstständigkeit bilden Mancherlei eigenartig und befremdlich aus, was in seinem innersten Ursprung darum noch nicht verwerflich sein mag. Natürlich kann ich nicht sagen, wie es in diesem Falle steht. Eines aber bin ich versichert und möchte mich dafür verbürgen. Diese Ohnmacht war nicht fingirt und ist der Dame wahrscheinlich nachträglich noch weit unangenehmer als mir selbst gewesen.“

Leonore schwieg verstimmt. — Phantasievoll, leidenschaftlich und unerfahren, erschien ihr das Benehmen der Unbekannten im nachtheiligsten Lichte und sie gelobte sich insgeheim ihrem Gatten hinfort auf Schritt und Tritt zu folgen, um ihn keinen ähnlichen, ihre Ruhe bedrohenden Vorkommnissen auszusetzen.

Hätte der ahnungslose Gatte in ihr Herz blicken oder die zur eigenen Erleichterung schleunigst an Lucie abgefaßte Epistel durchlesen können — wie würde er sich über die innere, durch seine Offenheit heraufbeschworene Gemüthsverfassung seiner so heißgeliebten, als stark verzogenen Leonore verwundert haben!

Der Tag verlief über Erwarten angenehm. Leonore fühlte sich frisch genug, ihren Mann auf einer Fußtour nach Villa Zerbelloni zu begleiten, auf der sie die Bekanntschaft des Theologen und des Engländers machte. — Bei der Table d'hote wurde ihr auch die Genugthuung, Gräfin Wanda aus der Ferne zu sehen und zu beobachten. Sie saß neben einem brünetten Herrn mit geistreichem Gesicht und auffallender Lebendigkeit, der ihr sehr den Hof zu machen schien. Hin und wieder schweiften ihre Blicke mit einer an Kühnheit grenzenden Bewunderung zu Otto hinüber, was Leonoren's Antipathie und schlechte Meinung von dieser Dame naturgemäß steigerte.

Otto war so tief in eine Unterhaltung über englisches Rechtsver-

fahren und deutsche Gerichtsbarkeit mit Mister Maak vertieft, daß er weder den Blicken der Polin, noch den Bemerkungen Leonoren's besonderer Aufmerksamkeit schenkte. — Für den Abend hatte ihr Gatte derselben einen Spaziergang an den Ufern des Sees vorgeschlagen und so eilte die junge Frau, sobald die Gräfin und ihr Begleiter sich entfernt, auf ihr Zimmer um ihre Toilette bereit zu legen.

„Wenn Du Dir nur nicht zu viel zumutheſt, meine Leonore!" sagte ihr Gatte, der ihr auf dem Fuße gefolgt war, indem er ihre glühenden Wangen und blitzenden Augen mit unruhiger Besorgniß betrachtete. „Ich finde Dich seit Deiner Ankunft hier gar nicht wohl und Dein erneuter heftiger Husten vorher hat mich wahrhaft erschreckt! Sollte Dir ein Abend in ruhiger Behaglichkeit hier oben auf Deinem Zimmer nicht weit wohlthuender sein, als diese immerhin nicht ganz mühelose Mondscheinpromenade?"

„O nein, nein, lieber Otto! Ich fühle mich jetzt ganz wohl und möchte den Abend mit Dir genießen!" rief Leonore eifrig. „Die Luft ist ja außerdem so warm und Du kannst doch nicht meinethalben zu Hause bleiben!"

So sprechend warf sie die schwarze Spitzenmantille über den Kopf, schlang ihren Arm durch den ihres Gatten und zog denselben halb wider seinen Willen die steilen Treppen hinab, auf deren unterstem Absatz ihnen Mistreß Maak entgegenkam.

„Ich werde soeben von meinem Manne gesandt, um Ihnen, Herr Assessor, eine kleine Segelfahrt in seiner und des Theologen Begleitung nach Villa Somma riva vorzuschlagen. Der Blick auf Bellaggio und den See soll von der dortigen Terrasse aus im Mondschein geradezu einzig sein und zudem ist den Herren auch noch ein brillantes Feuerwerk daselbst in Aussicht gestellt."

„Sind keine Damen bei der Partie?" fragte Otto unschlüssig einen forschenden Blick auf Leonore werfend.

„Nein, Herr Assessor!" entgegnete die Mistreß lächelnd. „Auch dürfte diese Partie, so belohnend sie auch zu sein verspricht, für Ihre Frau Gemalin doch wol nur wenig geeignet sein!"

„Ja gewiß, aber Du darfst sie deshalb nicht zurückweisen, lieber Otto!" rief Leonore lebhaft, der es nur um die sichere Vermeidung eines erneuten Rencontres mit der ominösen Gräfin und ihrem Gatten zu thun war und die, dessen Vermeidung gewiß, ihre ungestörte Selbstüberlassenheit als eine wahre Wohlthat betrachtete. „Siehe, dergleichen bietet sich nicht zum zweiten Mal!" fuhr sie mit liebenswürdiger Beredsamkeit fort, „und scheint mir diese unvermuthete Aufforderung ein Wink für mich, daß mir dennoch das Daheimbleiben heute sehr heilsam ist. Du hast es ja selbst gewünscht! So zögere denn nicht, Dich an der Begleitung der Herren zu betheiligen." —

Mit diesen Worten kehrte sie flüchtigen Fußes um, bewog ihren noch immer schwankenden Gatten sich mit einem Plaidtuch zu versehen,

Digitized by Google

Digitized by Google

Raſchen Falk's Flug, des Schiffes Fluſz, der Schlange Gang, des Blitzes Schuſz und wie gerathen wird ein Kind — Die fünf dir alle fremde ſind.

Digitized by Google

und versicherte ihm, daß sie sofort ihr Lager suchen und er sie nach seiner Heimkehr abermals in einem wahren Bärenschlafe finden werde.

Leonore war, trotz vieler Fehler, eine durchaus wahrhafte Natur, die sogar ihre Empfindungen oft fast allzu wenig und auf Kosten der Weltklugheit zu verhehlen wußte.

Es war ihr daher mit der Otto gegebenen Versicherung sich Ruhe zu gönnen und ihr Lager zu suchen vollkommen Ernst, und nur um noch einen letzten Blick auf den bereits im ersten Mondesschimmer erglänzenden See zu werfen, trat sie noch einen Moment auf den Balcon hinaus.

Es war ein prachtvoller, aber gewitterschwüler Abend. Regungslos standen die Myrthen- und Magnolienbäume und die Orangen sandten ihre betäubendsten Düfte empor.

Sinnend und sich an dem lautlosen Frieden der Nacht und den balsamischen Wohlgerüchen erlabend, stand Leonore über das Gitter ihres Balcons gelehnt und suchte zu erspähen, ob sich das kleine, ihren Gatten tragende Segelboot nicht irgendwo zwischen den dunklen Pinienbäumen des Ufers zeigte. Es war vergeblich und schon stand sie im Begriff, die Balconthür zu schließen und sich zur Ruhe zu begeben, als eine weibliche, offenbar von dem unter ihr befindlichen Balcon herauf tönende Stimme ihr Ohr traf.

„Ja, ich sage Ihnen, Emil, er ist der einzige schöne Mann, den ich noch auf der Reise hierher getroffen habe, und auch der einzige interessante Mann, der sich — Sie selber vielleicht ausgenommen — augenblicklich hier in Bellagio befindet! Von dem ersten Moment an, als er gestern den Salon betrat, ist er mir besonders aufgefallen!"

„Ein offenes und nicht eben schmeichelhaftes Bekenntniß, meine Gnädigste!" entgegnete eine wohllautende Männerstimme mit Ironie. „Schade nur, daß dieser Adonis von Assessor sich bereits fest gefangen und ein wohl stationirter Ehegatte ist" — Leonore lauschte athemlos — „denn sonst zweifle ich nicht, daß Sie ihn an sich fesseln und zum Glücklichsten der Sterblichen erheben würden!"

Die Ungesehene lachte hell und spöttisch.

„In Wahrheit, Sie sind amüsant, Emil! Hat das heilige Osterfest zu Rom einen Tugendspiegel aus Ihnen gemacht oder wollen Sie — eine köstliche Idee! — etwa gar vor mir Komödie spielen? — „Schade nur, daß dieser Assessor verheirathet ist!" — Nein, Emil! Ueber solche kindische Vorurtheile hätte ich einen Mann wie Sie, der zwei Winter in Paris gelebt, denn allen Ernstes doch erhaben geglaubt!"

Leonore stürzte vor und beg sich — mühsam beim Anblick der Gräfin einen Aufschrei unterdrückend — weit fort über das Geländer nieder.

Die hastige Bewegung und das Rascheln des Seidengewandes zu ihren Häupten unterbrachen die Sprechende.

„Horch! horch! Ich glaube wir werden belauscht!" sagte sie leiseren Tones zu ihrem Seladen. „Wollen wir nicht lieber noch ein wenig hinein, oder hinab an das Seeufer gehen?"

Leonore sah wie ihre Feindin sich rasch erhob und hörte gleich darauf die untere Thür hinter ihr und ihrem Vertrauten schließen. Es war ihr Tischnachbar von der heutigen Table d'hote, der jedenfalls erst am Morgen erschienen und seine zweideutigen Rechte geltend zu machen versucht, für deren Zugeständniß seitens der Gräfin — nach deren plötzlich erwachten Passion für ihren Gatten — wol übrigens nur noch geringe Aussicht schien. Für ihren Gatten! Leonore wußte kaum wie ihr geschah, noch ob sie recht gehört, oder ob gar ein böser Traum ihre Sinne gefangen hielt. Nur Entrüstung, ein Gefühl unsäglicher Pein — eine wild auflodernde Furcht und eine, sich ihrer rückhaltlos bemächtigende Eifersucht — stürmten auf ihr unsäglich liebendes, unerfahrenes Frauenherz ein, und schluchzend vor unverstandenem Weh, ihr Haupt in den weichen Kissen verbergend, warf sie sich auf ihr Lager nieder.

Von allen hohen und herrlichen Gaben, welche die verschwenderische Huld und Allmacht Gottes seinen Menschenkindern verliehen, bleibt jene tief geheimnißvolle unergründliche Macht, welche wir mit dem Namen: „Phantasie" bezeichnen wol eine der köstlichsten aber auch gefährlichsten. Sie ist es, jene Kraft des Schöpfers seinem Geschöpf auf Augenblicke verliehen, welche — nicht vermißt wo sie fehlt — zur Quelle höchster Seligkeit oder tiefsten Elends für alle Diejenigen wird, denen sich ihr unermeßliches Gedankenreich einmal erschlossen hat. Dieses zu erfahren und sich — im Besitz lebhafter Phantasie und leidenschaftlichen Gefühls — diesen geheimnißvollen Gewalten selbstquälerisch anheimgegeben zu sehen, war das Loos der armen Leonore an jenem, soeben geschilderten Abende. Zwar hatte sie — bald des Weinens müde — ihre fließenden Thränen zu trocknen versucht. Aber nicht so leicht gelang es ihr den durch der Polin Worte heraufbeschwornen Sturm ihres Innern zu besänftigen. Rückhaltlos und unvermeidlich hafteten ihre Gedanken an der Vorstellung, daß diese verhaßte und ihr im höchsten Grad gefährlich erscheinende Person es auf den Besitz ihres Gatten, auf die Zerstörung ihres Glückes und ehelichen Friedens abgesehen, und gerade bei der Arglosigkeit ihres Mannes nur allzu große Chancen für die Erreichung ihrer Zwecke habe. Darum also das Komödienspiel der Ohnmacht heute Morgen — darum das Cokettiren an der Table d'hote — darum vor Allem die eben jetzt, zu später Nachzeit noch unternommene Promenade am See, wo selbst ja Otto — von dessen Ausflug nach „Somma riva„ die Gräfin sicher Kunde erhalten — derselben jedenfalls begegnen mußte. Ob dieses Letztere wahrscheinlich, ob in Begleitung der anderen Herren irgend welche erneute Intrigue zu fürchten und die Dame selber allein, oder unter dem Schutz ihres vorerwähnten Seladon sei? Dieses Alles fragte sich Leonore nicht. Unter den Vorspiegelungen ihrer ungeschulten Phantasie und plötzlich entflammten Eifersucht fühlte sie nur Eines klar: „Die heutige Begegnung und jede erneute Annäherung der Polin mußte verhindert, um jeden erdenklichen Preis verhindert werden!"

— „Sie wollte es so!“ — Mit plötzlich gefaßtem Entschluß sprang sie auf, kleidete sich schleunigst an und trat nochmals auf den Balcon hinaus. Es war kaum elf Uhr, aber doch auffällig, wie sehr sich das Firmament seit dieser Stunde mißglückten Ruheversuches und selbstquälerischer Vorstellungen verändert hatte. Der Mond war nicht erschienen, sondern hinter einem Schleier schwarzaufgethürmter Wolken verborgen. Die Luft hatte ihre Schwüle durch immer hastiger aufeinander folgende Streifwinde eingebüßt und schon konnte man über den Bergen flammende Blitze, wie auch das entfernte Grollen des Donners wahrnehmen. So war kein Zweifel, daß nächstens ein schweres Gewitter im Anzuge stand, und Leonoren's Herz pochte lauter bei dieser Wahrnehmung, welche ihr das schon an sich gewagte Beginnen ihrem Gatten entgegen zu wandern, geradezu als eine Thorheit zeigte. Sie allein in fremder Gegend, bei solcher Nachtzeit — mit ihrer zarten Gesundheit — einem ausbrechenden Unwetter trotzend?

Nein, es war unmöglich! das konnte, das wollte sie sich und ihrem Gatten nicht zu Leide thun!

Sie warf Tuch und Kopfbedeckung ab, zündete die bereits ausgelöschte kleine Lampe — ein Geschenk Otto's — wieder an und setzte sich, geduldig wartend, an das Fenster nieder. Jedoch jeder Blick durch dasselbe steigerte ihre Herzensangst, jeder sich wendende Minutenzeiger dauerte ihr eine Ewigkeit. „Weshalb kam nur ihr Gatte nicht zurück? Mußte er nicht das nahende Unwetter so gut wie sie selber bemerken, und zu vermeiden wünschen, und wäre es auch nur um ihrer selbst und ihrer Besorgniß willen? Es war kaum mehr auszuhalten!“

In diesem Augenblick erhob sich ein Wirbelwind, der das Haus aus seinen Fugen zu heben und Alles ihm Entgegenstehende zu vernichten drohte. Klirrend sprang eines der nicht ganz fest geschlossenen Fenster auf und ein wahrer Wolkenbruch von Regen begleitete, das halbe Zimmer überschwemmend, das Getöse des Donners und das Zucken der den Himmel entflammenden Blitzesschläge. Entsetzt und von panischem Schrecken ergriffen, so wie nur von dem einen Gefühl beseelt, ihren Gatten zu sehen, ihm näher zu kommen, stürzte Leonore, nach Hülfe rufend, die Treppe hinunter. Jedoch Niemand schien sie zu bemerken, Niemand hatte Ohren für sie, denn zu dem Tosen des Gewitters hatte sich auch noch der Ruf: „Feuer! Feuer! Es brennt auf Villa Somma riva!“ gesellt und diese Hiobspost vermehrte die allgemeine Aufregung!

Außer sich, ihrer selber nicht achtend, eilte die junge Frau, durch diese Kunde zum Aeußersten getrieben, vor die Thür hinaus, um sich von der Wahrheit des Gehörten selbst zu überzeugen. Aber kaum auf der untersten Veranda angelangt, sah sie — war es Wirklichkeit oder Spiel ihrer überhitzten Einbildungskraft? — die polnische Gräfin, von ihres Gatten Arm halb gestützt und halb getragen, um die Ecke des Hauses biegen! Eine Secunde später war Leonore mit wildem Aufschrei zu Boden gesunken!

Das Gewitter hatte ausgetoſt. Regenmüde und regungslos ſtanden die hohen Pinien da, und das leiſe Niederfallen einzelner, noch in den Bäumen und Blüthen geſammelter Waſſertropfen gab allein Kunde davon, wie heftig das Wetter gewüthet hatte. Der Blitzſtrahl, der Leonore ſo lebhaft erſchreckt, hatte nicht „Somma riva" ſelbſt, ſondern nur einen der die Villa umgebenden Bäume in Brand geſetzt und ſo war denn der Friede in der Natur und Umgebung von Bellaggio wieder hergeſtellt.

Auch die Bewohner des „Hotel du Lac" gaben ſich anſcheinend ſämmtlich dem unliebſam unterbrochenen Schlummer hin. Nur aus den Zimmern des dritten Stockwerks, welche der Aſſeſſor Bernhard mit ſeiner jungen Frau bewohnte, ſtahl ſich noch, mit dem erſten Schein der Morgenröthe kämpfend, ein ſchwacher Lampenſchimmer. Auf ihrem Bett daſelbſt lag, zärtlich von ihrem neben demſelben ſitzenden Gatten bewacht, die fieberiſch athmende Leonore. Das Haupt auf dem rechten Arm ruhend, ihr köſtliches blondes Haar die glühenden, noch von Thränenſpuren benetzten Wangen überfluthend, die Bruſt noch hin und wieder von einem bangen Seufzer geſchwellt, bot ſie den Anblick eines reizenden, ſich in den Schlummer weinenden, faſt kindlich jugendlichen Weibes. Von Näſſe triefend, von Angſt und Gemüthsbewegung erſchöpft, hatte der beſorgte Gatte ſie zuſammenbrechen ſehen und — über die eigentlichen Motive dieſes Zuſtandes ahnungslos — die geliebte Frau zur Ruhe gebettet. Der angſtvoll herzugerufene Arzt hatte Leonoren's krampfhaftes Schluchzen, ihr Fröſteln und Kopfſchütteln für einen nervöſen Ueberreiz, verbunden mit leichter Erkältung erklärt. Er miſchte ihr eine beruhigende Arznei, betrachtete die junge Frau mit forſchender Aufmerkſamkeit und bat dieſelbe vor Allem ſich ſelber und dem Schlummer zu überlaſſen. Aber hat wol ſchon ein wahrhaft liebendes, von Sorge und Befürchtungen gefoltertes Herz ſich, wenn es das Wohl oder Wehe eines ihm über Alles theuren Weſens galt, mit der ſtricten Befolgung ärztlicher Vorſchriften zufrieden gegeben? Bei Otto wenigſtens war dieſes nicht der Fall! Nur indem er ſelbſt ſah, wahrnahm und beobachtete, konnte er eine Erleichterung ſeiner Beſorgniſſe, ein Gefühl der Zuverſicht empfinden, und ſo ſchlich er ſich — ſobald ſich der Arzt entfernt, an Leonoren's Lager zurück — um die Nacht über an demſelben auszuharren.

Regungslos hatte er geſeſſen, athemlos und mit wachſender Spannung auf den Geſichtsausdruck und die Athemzüge der Geliebten gelauſcht, als dieſe ſich plötzlich hoch aufrichtete und die Augen öffnete.

„Leonore!" flüſterte er liebevoll, ſeinen Arm um ihren Nacken legend, allein ſie ſah ihn fremd und furchtſam an und entzog ſich ihm ſcheu.

„Wo iſt ſie? Warum biſt Du nicht bei ihr?" murmelte ſie unbeweglich. „Es blitzt und regnet doch ſo ſehr. Gewiß wird ſie wieder in Ohnmacht fallen!"

„Wer, um Gotteswillen wer? mein ſüßes Kind?" rief Otto außer

sich, indem eine plötzliche Ahnung ihn durchzuckte und er sich erneut über seine junge Gattin beugte. Sie aber stieß ihn heftig zurück.

„Nein, nein! So treu ich Dich auch liebe, Du wirst doch mit ihr gehen, mich dennoch um ihretwillen verlassen!“ schluchzte sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. „Und sie ist ja auch so viel schöner als ich. Sie hat gewiß Alles vor mir, außer meiner Liebe, voraus. Diese freilich dürftest Du auf dem ganzen weiten Erdenrund wol nicht zum zweiten Male finden.“

„Leonore! Wo bist Du, für wen und für was hältst Du mich?“ rief Otto mit einem Tone, der ihr das Blut aus den Wangen trieb. „Wenn Du nicht, wie ich vermuthen muß, im wilden Wahne des Fiebers, sondern in schlimmerer, noch leidenschaftlicher Selbstverblendung und Eifersucht sprichst — so bedenke, wen Du vor Dir hast und wozu dieser gänzlich unberechtigte, mich in tiefster Seele verletzende Argwohn mich führen könnte. Ist das Dein Vertrauen, Deine Liebe — die Achtung, die Du mir, Deinem auserwählten, Dir vor Gott angetrauten Gatten schuldig bist? Diese Probe ist stark. Ich muß gestehen, daß ich dergleichen nimmer für möglich gehalten hätte!“

Er erhob sich rasch und stand im Begriff das Zimmer zu verlassen. Aber schnell wie der Blitz eilte sie ihm nach. „Nein, nicht so! Nicht im Zorne, Otto, Gatte, Geliebter!“ stieß sie flehend hervor und hielt ihn zurück, als wolle sie ihn nimmer wieder von sich lassen. „Ich fühle meine Versündigung an Dir, ich erkenne die ganze blinde Raserei und Thorheit meiner unberechtigten Eifersucht, ich weiß, daß ich strafwürdig, ja unverzeihlich gegen Dich gehandelt, indem ich mich ihrer dunklen dämonischen Allgewalt blindlings und ohne Grund anheimgegeben habe. Aber trotz dem Allen weiß ich, daß Du mir verzeihst, weil mein Fehlen aus der Liebe zu Dir, aus der Fülle und Tiefe einer Zuneigung entsprang, der ein Zweifel Gift, der ein berechtigter Argwohn Tod und Verzweiflung gewesen wäre!“

Sie hatte sich in dem Uebermaße der Freude, Scham und Reue über seine Hand gebückt und bedeckte dieselbe, ehe er es verhindern konnte, mit ihren Thränen und Küssen.

Einen Augenblick zögerte er. Dann verwandelte sich der Ausdruck von schmerzvoller Entrüstung, der sein offenes Gesicht beschattet hatte, in ein Lächeln und stürmisch und mit leidenschaftlicher Innigkeit zog er sie an seine Brust.

„Närrchen!“ flüsterte er liebevoll. „Das also war es, was Dich und mich so bitter gequält und beinahe trennend und entfremdend zwischen uns getreten wäre. Und das Alles um dieser abenteuernden Cokette, dieser gleisnerischen Polin willen, nur weil ich derselben, ihrem herumirrenden Seladon zum Trotz, die einfachste Cavalierhöflichkeit nicht versagen durfte. Nun, ich hoffe es war eine gründliche Cur gegen gänzlich unberechtigten Argwohn und Eifersucht. Nur in dieser Zuversicht kann ich mich über diese äußerlich so geringfügige und doch nahezu so verhängnißvoll in unser Leben greifende Katastrophe zufrieden geben.“

Zwei Tage später saß Leonore vor den geöffneten Balconthüren ihres Zimmers und ließ die köstliche Morgenluft in dasselbe strömen. Ihr Gatte war mit dem Lesen der Fremdenlisten beschäftigt, indessen die ganz hergestellte, freudestrahlende Leonore einen Brief an ihre Freundin Lucie verfaßte, in dem sie ihr, mit Auslassung der letzten Katastrophe, ihre Reise nach dem vielgerühmten Bellaggio und alles ihren dortigen Aufenthalt Betreffende schilderte.

Ein leichtes Klopfen ließ sich jetzt vernehmen und auf Otto's Einlaßruf öffnete der Theolog die Zimmerthür.

„Ist es erlaubt?" fragte er verbindlich. „Wie mir Mistreß Maak soeben sagt, befindet sich Ihre Frau Gemalin heute wohl genug um die Heimreise morgen anzutreten."

„Ja, das hoffen wir zuversichtlich!" entgegnete der Assessor vergnügt. „Wir haben es außerdem, bis auf den heutigen Morgen, nicht eben günstig hier am Comersee getroffen, denn die namenlose Hitze der Ueberfahrt, der Gewittersturm und der Regentag gestern waren — ganz abgesehen von meiner Gattin Unwohlbefinden — nicht gerade verlockend zu einem umfassendern Naturgenusse, der an solchen Orten doch immerhin der wesentlichste Attractionspunkt bleibt."

„Sehr wahr, und ich bedaure, Ihnen die Abreise nicht nachmachen zu können", fiel der Theolog ein. „Es gehen nämlich meine sämmtlichen näheren Bekannten fort, und sogar bei den ferneren, z. B. der Gräfin Radczintzka und ihres etwas mysteriösen Freundes zu gedenken, hat hier ebenfalls ein plötzliches Verschwinden stattgefunden."

„Wie? Ist die Polin fort?" fragte hochaufhorchend die junge Frau, einen verstohlenen Blick auf ihren Gatten werfend.

„Ja, und nicht eben zum Nachtheil der guten Gesellschaft, meine Gnädigste", entgegnete der Theolog mit leichter Ironie. „Ich bin weit entfernt, an alle die Scandalosa zu glauben, welche man sich über die schöne Frau seit heute Morgen zuzuflüstern beginnt. Daß aber ihre Existenz in ein gewisses Dunkel gehüllt und sie von diesem Herrn Emil, ob mit, ob gegen ihren Wunsch, auf's Unbestimmte hin entführt worden ist, dieses scheint allerdings festzustehen."

„Und nicht minder, daß sie eine Erzcokette war!" fiel Otto ein und sah lächelnd auf Leonore hin. „Jedoch lassen wir das. Wir haben Besseres zu thun, als uns mit diesem Gegenstande die Zeit zu verderben. Wollen Sie, mein Herr, nicht noch einmal mit uns hinauf nach Villa Zerbelloni steigen?"

Der Theolog sagte gern zu, sobald er zuvor noch einen Brief expedirt, und versprach, sich in einigen Minuten vor dem Hause einzufinden.

„Und wie steht es mit dem Deinigen, Leonore?" fragte Otto neckend, sobald der Theolog das Zimmer verlassen hatte.

„O, den Brief an Lucie muß ich jedenfalls doch auch zuvor noch schnell zu Ende bringen!" rief diese lachend und erneut zur Feder greifend.

„So laß doch ſehen, ob ich Dir dabei nicht helfen kann", neckte der Gatte, ſchelmiſch den Brief ergreifend.

„O nicht doch, nicht doch! Der Triumph iſt zu groß für Dich!" fiel Leonore erröthend ein und ſuchte ihm das Blatt zu entwinden.

„Nun, eine Sühne muß doch ſein", ſagte er heiter, und ehe ſie es verhindern konnte las er laut und ohne ſich von ihren Bitten unterbrechen zu laſſen:

„Ja, wenn ich ehrlich ſein und Dir, meine Lucie, meine innerſte Meinung nicht vorenthalten will, ſo habe ich mein eigenſinniges Beharren auf meines Gatten zu verändernder Reiſetour faſt von dem erſten Momente an bereut und die Kette von ſich daran knüpfenden kleineren und größeren Ungelegenheiten und Schlimmerem noch — als die gerechte Strafe für meinen kindiſchen Eigenwillen entgegen genommen. Wenn mich etwas darüber tröſten und mit dem ganzen Verlaufe der Sache ausſöhnen kann, ſo bleibt es lediglich die, wol mit nichts zu theuer erkaufte Erfahrung: „Daß Selbſtſucht und Eigenſinn immer ſchlimm, dem Manne gegenüber aber geradezu gefährlich und verderblich ſind!"

„Bravo, bravo!" rief Otto innehaltend und zog die lieblich Erröthende innig an's Herz. „Halte, meine Leonore, dieſe Ueberzeugung bei allen geringfügigen Vorkommniſſen und Begebenheiten des Lebens feſt, damit ich, nicht minder von Deiner vorurtheilsfreien Selbſtloſigkeit als von Deiner Liebe durchdrungen, bei jeder wichtigen Entſcheidung oder zweifelhaften Frage mich Dir furchtlos und frei anheimgeben und Deinem Urtheile unbedingt vertrauend, zu unſer beider Glück und Segen ſtets ohne Zagen und Zweifel ſagen könne: „Sie hat es gewollt!"

Ein Plauderbrief aus Chamounix.

Mitgetheilt von **Louise von François.**

II.

Am Morgen.

Ich mag an Bewegung und Bewunderung des Guten gestern zu viel gethan haben, denn mein Schlaf war „durchsichtig", wie Du es nennst, und beim Erwachen sehnte ich mich nach stillem Ausruhen.

Es ist ein thaufrischer Morgen, der Sonnenschein noch nicht bis in die Thalmulde gedrungen, über ihrem lichtgrünen Teppich lagern noch nächtige Schatten, an jedem Hälmchen glitzert eine Perle, aber kein Nebelhauch, kein phantastischer Brodem hindert den Blick in die Höhe; klar und scharf wie gestern im Abendgold heben sich Firnen und Nadeln von dem Azur des Himmels ab, die weißen Häupter leuchten, die Eisströme blicken wie ein Silberguß und jenseit über den blaugrünen Nadelwäldern, vom Brévent bis zur Flégère, sind die dunklen Granitmauern mit violetten Tinten übergossen. Mein heuriges Reiseglück hat mir fast jeden Tag ein so reines Morgenbild gegönnt; die Nerven aber sind mir derart gestimmt, daß die Scenerie der Alpen bei sinkender Sonne am ergreifendsten auf Herz und Sinne wirkt. Den Aufgang lobe ich mir in unseren Heimatsauen, mit der Erwartung eines gedeihlichen Tagewerks.

Die Luft im Zimmer ist dumpf und die im Freien so wenig kühl, daß ich nach einer Umschau von der Kirchhöhe aus mich im Chalet der Kaiserin niederlassen und meinen Plauderbrief darin fortsetzen kann. Zunächst um Dir die Verwunderung zu benehmen, die ich seit seinem Beginn Dir wol angemerkt habe, Freund. „Als wir uns trennten", so fragst Du, „dachtest Du an nichts Weiteres, als eine stille Sommerfrische etwa in Weißenstein oder Beckenried. Wie kommst Du nun plötzlich, über die heiße Lemanzone hinweg, empor in das Thal der Prieuré? Hat das Fieber der Neugier Dich gepackt? Hat wol gar ein gelinder Sonnenstich Dich so gegen Deine Gewohnheit ruhelos gemacht?"

Keines von beiden, Freund — weder das Reise-, noch das Sonnenfieber, eine Erinnerung war es, die mich plötzlich, aber unwiderstehlich über mein Ziel hinaustrieb; denn — so schier Unglaubliches kann sich hinter eines Freundes Rücken zugetragen haben! — denn ich habe nicht zum ersten Mal die Lemanzone überschritten und nicht zum ersten Mal habe ich Deinen geliebten, weißen Berg mit dem Zuruf Deines Namens begrüßt. Ja, ein Erinnerungsduft! Und zwar nicht jene „sonderbare Spur", welche große Natureindrücke hinterlassen, es tauchte nur das Arom einer kleinen Alpenblume auf und umwehte mich Schritt für Schritt bis zu der Stelle, wo ich das Blümchen blühen sah.

Damit Du nun aber die Stimmung begreifst, die mich zweimal hinan in das Arvethal gelockt, will ich Dir ein kleines Erlebniß erzählen, ein

Herzensgeschichtchen, dessen Ausgang heute Abend noch diesen Plauderbrief abschließen wird. Ich trage es Dir um so lieber vor, da die einzige dunkle Lücke in unserm Freundesleben gleichzeitig dadurch aufgeklärt und ausgefüllt werden wird.

Acht Jahre sind es her, Freund Albrecht, und heute freilich sind die Spuren jener Zeit in Dir verweht und Du magst darüber lächeln, wenn ich in Dein Gedächtniß zurückrufe, wie Du dazumal schmolltest und grolltest, als die nüchterne, eigensinnige Base Dich zu überzeugen bemühte, daß eine gute Kameradin und Schwester von Kindesbeinen an, der es beschieden gewesen war in ihres Kameraden Jugend die Rolle zu spielen, die unserer Nachbarn erotischer Intellect der cousine inévitable zuschreibt, im sentimentalen Deutsch aber erste Liebe genannt wird, die dann viele Jahre später, als der Kamerad sich gründlich über ihren Verlust getröstet, das Glück hatte, ihm einen vor Düppel zerschossenen Arm unter ihrem Dache heil pflegen zu dürfen, daß, sage ich, sothane Kameradin behauptete und standhaft bei ihrem Satze blieb: dreißig Jahre bei Mann und Frau seien verschiedene Größen, und gut Freund sein und Mann und Weib sein, das sei auch zweierlei.

Ja, dazumal wendetest Du schmollend und grollend die Augen von der „Weisheit Salomonis" ab, zogst in der Welt umher nach Nord und Süd, zweimal auch in den Krieg. Heuer aber, wo ich Deinen Erstgebornen über die Taufe hielt, während Dein holdes, junges Weib das Haupt an Deine Schulter schmiegte, da sprach es aus dem feuchten Schimmer Deiner Augen und Deinem stummen Händedruck: Dieses Glück danke ich Dir! Ich aber fühlte mich stolz und froh, mir einen so guten, vielleicht den besten Dank meines Lebens verdient zu haben, und so sagte ich und sage wieder: „Freund, bewahre Deinen Himmel vor dem Dunst der Leidenschaften, Deine Stirn sei Sonne!"

Dazumal freilich, als Du in solchem Mißmuth von mir geschieden warst und ich mir zum ersten Mal nicht blos in Gedanken Schwingen anheftete, um in die Stille der Berge zu fliehen, dazumal — dieser nachträgliche Triumph sei der gekränkten Eitelkeit gegönnt! — war ich weit entfernt, meiner Weisheit froh zu sein. Denn die Früchte der gesunden Vernunft reifen wol mit der Zeit, aber weit, weit langsamer, als alle anderen süßen oder bitteren Erdenfrüchte. Sie gleichen dem Kern der Nuß mit harter Schale. Das Herz däuchte mir schier aus der Brust gefallen, die Zukunft kahl und kalt wie die Felsenhäupter, denen ich Schritt um Schritt näher rückte. Um mit reinem Entzücken die Welt von solchen Höhen zu betrachten, muß man die Illusionen des Lebens noch nicht eingebüßt oder mit ihnen abgeschlossen haben, will sagen: jung sein oder alt. Ich wußte mich nicht mehr das Eine und fühlte mich noch nicht das Andere. Die natürlichsten Bande hatten sich mir vor der Zeit gelöst, überkommene Pflichten mich frei gelassen; nun hatte sich mir auch der Freund entzogen, der Bruder, mit dem ich Kind gewesen, das heißt durch die haftendsten Erinnerungen verbunden war, der frohe Geselle, mit dem ich am glücklichsten gelacht und dessen dichterische Phantasie manche holde Blüthe in mein Dasein gewoben hatte. Entzogen vielleicht nur auf Jahre! Wer aber, was hilft über solche Jahre der Vereinsamung hinweg?

In solcher Stimmung, ohne Neugier und doch ruhelos, eilte ich von Station zu Station. All' mein Sinnen, mein Empfinden wurde zu Erinnerungen; das bunte Gewimmel von heute zu einem gestrigen. Schilt es nicht

Vermessenheit, Freund, wenn ich für einen Zustand, den wol der Bescheidenste einmal im Leben zu überwinden gehabt hat, mich berufe auf den vollendetsten Ausdruck, den ein Dichter ihr gegeben: „Das, was verschwand, ward mir zu Wirklichkeiten!"

Nun kam ich nach Genf und wie ich einsam im leichten Boot mich auf den blauen Wellen von Ruhepunkt zu Ruhepunkt schaukeln ließ, da war es wieder ein Zauberhauch, der mich umwitterte, ein Auftauchen und Flüstern von Phantasiegestalten, die meine Jugend hold und reich gemacht hatten und die ich heute nicht mehr verstehe, wie ich sie einst verstand.

Es ist gesagt worden, daß die Scenerie der Schweiz zu überwältigend sei, um Künstler und Poeten zu erwecken; und zugestanden muß ja auch werden, daß unter ihren so weit überwiegenden deutschen Stammgenossen sich für irgend eine Kunstgattung keine Schule aufgethan und kein Musengünstling ersten Ranges eine Bahn in die weite Welt geschlagen hat. Andere hinwiederum haben diesen Mangel erklären wollen mit der reinen demokratischen Atmosphäre, die dem Gedeihen der Musen und Grazien nirgendwo förderlich sei. Aber die Schweiz war nicht allezeit eine Demokratie und daß ähnliche Natureindrücke und politische Satzungen auf verschiedenartige Völkertemperamente verschiedenartig wirken, hier abstumpfend, dort erweckend, das beweist das kleine Genf, welches die Werkstatt einer bedeutenden Malerschule*) und die Heimat Rousseau's ist.

Rousseau, armer Jean Jacques! Die Urenkel der Bürger, die Dich geächtet, haben Dich verewigt auf dem schönsten Erdenfleckchen, das sie zu wählen hatten. Wer von den Weisen und von den Narren, die in hellen Haufen den blauen See umschwärmen, wer wendet nicht zuerst den Schritt nach der kleinen, schattigen Insel, die Dein Bild und Deinen Namen trägt? Das wimmelt um Dich herum, die Kinder spielen und ihre Bonnen stricken, Musik erschallt an der Weihestätte, man schlürft Eis und Wein, ja sogar Bier; dann und wann hebt sich ein Blick hinauf zu Deinem ernsten, abgehärmten Gesicht, der Eine nickt, der Andere schüttelt mit dem Kopf, je nachdem er Dich einen Märtyrer der Freiheit oder einen Ruhmesthoren hat nennen hören; wie Wenige, die Dein Bild begaffen, haben auch nur eine Zeile von denen gelesen, die vor hundert Jahren mit Begeisterung verschlungen und von Henkers Hand vernichtet worden sind. Du sollst die Brandfackel in den Zunder der alten Welt geworfen haben, die Welt glimmt und flackert heute noch, aber Du, aber Du?

Er war ein Genfer Kind, ein armer Handwerksgesell; sein Leben gleicht einem Roman. Mehr aber als der Roman seines Lebens, wenn auch weniger interessant, ist es der seiner Phantasie, der an diesem holden Gestade unsere Erinnerungen weckt. Verblaßt freilich sind auch sie. Schon unsere Großmütter waren ja nicht mehr jung in der Aera, wo jenseit des Rheins und des Canals neugierige Mädchen den ersten besten Mann genommen haben sollen, nur um mit Ehren die neue Heloise lesen zu dürfen. Bei uns zu Lande ist ihr berückender Zauber, noch ehe er sich völlig entfaltet hatte, verdrängt, weil überboten worden durch jenes genialischere Naturkind, Werther genannt, das zwar dem Schooße der neuen Heloise entsprungen sein soll,

*) Geboren wurde Calame im Canton Neuschatel, also doch immer in dem fränkischblütigen Theil der Schweiz.

ſich aber mit größerm Recht auf eine Blutsverwandtſchaft mit der alten Heloiſe berufen dürfte.

Spurlos vorübergegangen auch an unſeren Großmüttern und Müttern iſt Rouſſeau's bahnbrechender Roman indeſſen keinenfalls und ich ſelber ſtamme wenigſtens noch aus der Epigonenzeit, in welcher der wortreiche Herold der Natur und der Tugend gebührender Aufmerkſamkeit von Frauen gewürdigt wurde, was, wie ich höre, bis auf die Literaturvorträge in höheren Töchterſchulen heutzutage ein überwundener Standpunkt iſt. Da ich nun ſchon als Backfiſch die Freiheit genoß, Romane zu leſen, ſo viel mir beliebte, eine Freiheit, der ich mein mäßiges Verlangen, Romane zu ſpielen, zugute geſchrieben habe, ſo hielt ich bei achtzehn Jahren es für die höchſte Zeit, die großmächtige, weltbeherrſchende Liebes- und Tugendgeſchichte gewiſſenhaft in mich aufzunehmen. Nach meinem damaligen Glauben gab es nicht nur eine ewige Liebe und einen ewigen Schmerz, ſondern auch Alles, was eines Tages als wahr, gut und ſchön anerkannt worden war, blieb für alle Zeiten als wahr, gut und ſchön gefeit. Daß in der Kunſt, wie ich es im Leben ja ganz natürlich fand, eine erhabene Matrone von jugendlichen Reizen, oftmals nur einer beauté du diable, verdrängt werden könne, würde ich für eine Sünde wider den heiligen Geiſt gehalten haben.

Wie wurde ich nun aber irre, nicht an dem Meiſterwerk, ſondern an meinem kritiſchen Vermögen, ja an dem geſunden Pulsſchlag meines Herzens, als ich da, wo ich ſchwindelnde Bewunderung, das reinſte Entzücken erwartet hatte, die bitterlichſten Enttäuſchungen, richtiger ausgedrückt, die bitterlichſte Langeweile empfand. Nicht von vornherein, aber doch im Verlauf, inſonderheit kam ich nicht aus dem Hader mit der Heldin heraus, wenn ſie als Prieſterin der Weisheit ihrem Liebhaber die tugendlichſten Reden hielt, nachdem ſie als Naturkind ſo untugendliche Liebesergüſſe mit ihm ausgetauſcht hatte. Ich ſöhnte mich erſt nothdürftig mit der wohlredenden Dame aus, als ſie auf dem Todtenbett geſtand, daß ſie niemals aufgehört habe, den liebenswürdigen Jugendfreund neben dem exemplariſchen Gemahl in aller Stille, das heißt unbeſchadet der ehelichen Moral, weiter zu lieben.

Mit außerordentlicher Genugthuung habe ich ſpäterhin in Erfahrung gebracht, daß ich mich mit dieſem meinen ſchüchtern heimlichen Verdruß über die berühmteſte Romanheldin des achtzehnten Jahrhunderts laut hätte berufen dürfen auf zwei Matadorinnen im romantiſchen Gebiet, Zeit und Zeichen nach Tochter und Großtochter Jean Jacques und ſeiner geträumten Heloiſe, Geſtalten, die bei einer Fahrt um den blauen See einen erinnerungsſüchtigen Sinn unwiderſtehlich gefangen nehmen.

Die Aeltere von ihnen war ja von Vater- und Mutterſeite eine Bürgerin dieſes holden Geſtades, wenngleich ſie erſt im letzten Schlummer die heimatliche Ruhe in ihm finden ſollte. Wie alle geiſtreichen Franzoſen athmete ſie Lebensluft nur in Paris, und Germaine Staël war die geiſtreiche Franzöſin par excellence. Doch trug ihr Vater einen deutſchen Namen und in ſeinen Adern floß deutſches, preußiſches Blut. Erſt ſein Vater war Schweizer geworden, ſo wie der Sohn Franzoſe geworden war. Wer weiß, ob neben anderen Dringlichkeiten nicht auch ein heimlicher Blutsdrang es geweſen iſt, welcher die Tochter bewog, das alte Stammland kennen zu lernen und ihren neuen Landsleuten zu demonſtriren, daß dort, wo nach ihrem ethnographiſchen Ermeſſen die Füchſe einander gute Nacht ſagen ſollten, mehr von Hellas, als von Scythien zu finden ſei

Seltsam! Der ehrliche Necker, der sich vergeblich abgemüht hatte, den Umsturz der alten Zeit aufzuhalten, er fand einen Ruheplatz und ein Grab an dem heimischen Gelände, wo die beiden eifrigsten Vorarbeiter dieses Umsturzes der Eine das Licht der Welt erblickte, der Andere sich im Alter ein Tusculum errichtete. Hier in der Nähe von Genf und Ferney begrüßte er auch auf seines Hauses Schwelle den Erben der übersatten Revolution und ihren gewaltigen Nacharbeiter während dessen Siegeszuges über die drei Alpenpässe; hier verhöhnte der ungalante Held seines Gastfreundes Tochter und machte sie zu seiner unversöhnlichen Feindin, weil er sie nicht reizend genug gefunden hatte, um sie seine Freundin werden zu lassen und Frankreich nach ihrem Programm zu regeneriren.

In dies ererbte Asyl flüchtete sie späterhin vor des Despoten kleinlichem Zorn. Hier schrieb sie ihre Delphine, die sehr bescheidene romantische Nachfolgerin der Heloise, aber doch die bewundertste, bis mit Fug und Recht Corinna die ältere Schwester verdrängte. „Das Weib hat sich der gesellschaftlichen Meinung zu fügen", mit diesem Wahrspruch der alten, ehrenfesten Calvinistin Necker schickte die Dichterin ihre Kinder in die Welt. Ganz recht, denn die Meinung der Gesellschaft hieß zur Zeit Revolution. Aber die Helden der Revolution unterliegen und den Heldinnen des Romans bricht consequenter Weise der Genius der Liebe und der Poesie das Herz.

Der Autorin hat dieser Genius übrigens nicht das Herz gebrochen. Es wäre auch Schade darum gewesen, denn es war ein warm und muthig schlagendes Herz. Sie ist als Großmutter gestorben, nachdem sie noch viel geschrieben, viel geliebt und mit dem mütterlichen Wahrspruch es nichts weniger als genau genommen hat. Freilich nur, indem sie das that, konnte es ihr gelingen — Notabene: nebenbei ausgerüstet mit den Millionen Vater Necker's — die große Rolle ihrer Zeit zu spielen.

Diese Rolle war seit fast zwanzig Jahren ausgespielt, als die genialste Erbin der französischen Romantik in übersprudelnder Zigeunerlaune an Heloisen's Gestade schweifte und von hier aus ein paar von den geistreichen Reisebriefen schrieb, die ich mir in das Chamonixthal mit hinaufgenommen habe. Es schwebt mir besonders eine Epistel an Meyerbeer vor, die von einem calvinistischen Gottesdienst in Genf zu allgemeinen Cultusbetrachtungen übergeht. Ich will doch nächstens einmal nachlesen, wie weit in den Tagen Abbé Loisons diese Betrachtungen noch plausibel sind.

Die Lettres d'un voyageur, die Celebritäten, an die sie gerichtet waren, und die Gegenstände, die sie behandelten, haben mich ihrer Zeit genugsam interessirt; sie waren es indessen nicht, die mich bei meiner ersten Rundfahrt um den Genfersee erinnerungsvoll bewegten. Es war die Dichterin selbst, die ich mit Jugendaugen wiedersah, sah, wie sie phantasievoller, gluth- und blutvoller, als ihr Geistesahn Jean Jacques und seine romantischen Nachfahren sammt und sonders die Feder schwang gleich einem Schwert „mit Rosen bekränzt", um der freien Liebe des Weibes die Welt zu erobern. Diese Liebe, die sie auf den Ruinen „de l'infame" — das geheimnißvolle Stich- und Leibwort Friedrich's und Voltaire's wurde von ihr auf erotisch-matrimoniales Gebiet übertragen — aufzurichten und zu krönen trachtete, sie nannte sie ihr Utopien, ihren Traum, ihre Poesie. Verwegener als Pseudo-Corinna, die bei allen Ueberschreitungen in erster Ordnung immer Weltdame blieb, zog George Sand nicht verkappte negative Schlüsse, verschmähte ein beschönigendes Motto. Sie hatte freilich keinen Necker zum Vater gehabt

und die Mutter, die es ihr hätte einflüstern können, war keine puritanische Genferin, sie war ein heißblütiges Pariser Kind, ein kleiner Dämon aus dem Volk, dessen Portrait zu den ergötzlichsten Zeichnungen gehören würde, wenn man vergessen könnte, daß der Tochter Hand es war, die es entworfen hat, nicht als Romanbild, sondern als ein Mutterbild.

Mit der Dichterin erfundenen Gestalten haben wir es in unserer Zeit um so weniger genau genommen. Wir haben sie unter Triumphgesängen bei uns eingeführt, ihnen an unserer Tafelrunde den Ehrenplatz zwischen Werther und Ottilien eingeräumt; kaum daß wir Mignon um ihrer süßen Lieder willen den Vorrang zugestanden; wir haben die Huldinnen und Heldinnen nicht mit der Frage nach ihrem Sittenzeugniß incommodirt. — (Wir, Freund! Ich schreibe einen Plauderbrief und da heißt wir natürlich nichts weiter als Du und ich.) — Ja, selber als die Dichterin ihren Lieblingshelden Jacques enden ließ in einer jener Gletscherklüfte, die sie auf der Reise aus ihrem Heimatsthal in das von Chamonix erspäht haben mag, enden, nicht etwa wie sein romantischer deutscher Unglücksbruder aus ungestilltem Herzensdrang, mit lautem Pistolenknall, sondern geräuschlos und spurlos verschwinden aus ehemännischer Rücksichtsnahme, um die verbotenen Liebesfreuden seiner angebeten Gattin nicht böswillig zu stören, selber da erinnere ich mich nicht, daß wir unsere jugendlichen Häupter moralisch geschüttelt hätten; ich für mein Theil war sogar nahe daran, diesen Mustergemahl, diesen mari principe seiner Zeit, für einen wirklichen Helden zu halten, und höher hinauf hätte die freie Romantik doch füglich sich nicht treiben lassen.

Als nun aber George Sand in alten Tagen, wo der Erfindungsquell nicht mehr reichlich zu fließen pflegt, ihren mari dupe et principe noch einmal in Scene setzte, da haben wir über dem traurigen Werk — „Eine letzte Liebe" lautet, irre ich nicht, sein Titel — nicht nur moralisch die Köpfe geschüttelt, sondern es mit ästhetischem Ekel in das Feuer geworfen, bevor wir noch erfuhren, ob der Conflict zwischen Edelmuth und Gemeinheit a la Kotzebue oder Dumas fils gelöst worden sei.

Freilich aus dem jugendlichen Wahnbild war ein Zerrbild geworden, aus der elastischen, warmen Künstlerhand eine gewaltsam angespannte Greisenhand, das Costüm greller und plumper, als ein leidlicher Geschmack verträgt — aber auch die empfangende Zeit war eine andere geworden.

Du selbst, Freund Dichter, hast Dich neuerdings mit Vehemenz auf das moderne Epos geworfen, wenn Du auch aus angeborener Bescheidenheit, zu Ehren Deines alten Homer, Deinen Erzählungen einen weniger stolzen Namen vindicirst und kaum erwarten magst, daß nach einem Jahrtausend oder auch nur einem halben das dermalige Publicum den Pulsschlag Deiner Zeit aus Deiner dichterischen Prosa erspüren werde. Was gäbest Du aber für einen romantischen Effect auch nur annähernd ähnlich dem, dessen wahnvolle Resonanz vor netto hundert Jahren das spröde, deutsche Naturwesen aufgerüttelt und ein Menschenalter von Thränenfluthen und Entzückungsschauern heraufbeschworen hat, Thränen über eines Jeden dumpf empfundenes Weh und Entzückungen, weil es Einem gegeben worden war, dieses Weh zur Schönheit zu erklären? Hand auf's Herz, Freund, wäre ein Jahr Deines reichen, schönen Lebens Dir zu viel für den Triumph, auch nur vier Wochen lang Dein Volk taub zu machen gegen Kammerreden, blind gegen Feuilletonartikel und dagegen lauschend auf den Tenor Deiner dichterischen

Zeitergüsse, spannend auf die phantastischen Verschlingungen und Lösungen Deiner Kunstgewebe?

Aber Spaß bei Seite, Lieber. Du nimmst es ernst mit Deiner Sache, möchtest was Rechtes mit rechten Worten sagen und ermissest daher genauer als ich, die blos Genießende, wie weit und mit welcher Befugniß nicht nur das ästhetische, sondern auch das ethische Urtheil dem Wandel der Zeitlaune unterworfen ist, denn daß er demselben unterworfen ist, wirst Du im Leben wie in Dir selbst bereits genugsam erfahren haben.

Bei dieser kritischen Gewissenhaftigkeit bist Du denn nun ehrlich genug, einzusehen und sogar einzugestehen, daß die Kunst des Romans, fast in gleichem Maße wie die der Künste, zu den seltenen gehört, die als Lehen von Mann auf Weib und gelegentlich wieder von Weib auf Mann vererben; Du gingest sogar so weit, zu behaupten, daß diese Kunst — in Deinem Vaterland selbstverständlich ausgenommen — ehester Tage nur noch als Kunkellehn zu betrachten sein werde und ich habe diese Behauptung keineswegs als Ironie aufgefaßt. Gehörst Du doch auch in nichtromantischen Gebieten zu den ritterlichen Erdenherren, die den Frauen zu leisten gestatten wollen, was sie irgend zu leisten im Stande sind — Deine eigene Frau wiederum selbstverständlich ausgenommen. Und so hast Du ihr und mir auch diesen Sommer Middlemarch vorgelesen, wenn nicht mit dem nämlichen herzklopfenden Entzücken, so doch mit weit überlegterer Anerkennung, als Du mir in Deinen Studentenjahren Consuelo vorgelesen hast.

Eines aber möchte ich Dich fragen, Freund, als eventuellen Beweis jenes ästhetischen Wandels: Würdest Du zu Zeiten der Consuelo, das heißt vor anno 48, das nun einmal auch in literarischem Betracht bei uns als ein Scheidejahr angesehen wird, würdest Du dazumal den breiten, minutiösen Abschnitt oder Ausschnitt eines räumlich und zeitlich entfernt liegenden provinzialen Kleinlebens, wie er in Middlemarch gegeben ist, mit derselben freudigen Anerkennung aufgenommen haben? Voll gewürdigt die plastische Schärfe, das tiefe Einsetzen der Sonde, den Seelenblick, welcher in Alltagsbegegnungen das Besondere erspäht, das sie zu dichterischen macht? Dich in gleichem Grade erquickt an der feinen Laune, dem maßvollen Pathos des Vortrags? Nicht verlangt nach einer spannendern Fabel, einer leuchtendern Scenerie, einer knappern Fassung des Nebensächlichen, sparsamern Erläuterungen des Selbstverständlichen — vor Allem nach einem beherrschenden Centrum und einer in die Augen springendern idealen Pointe? Würdest Du, ohne eine Seite zu überschlagen, volle vier Bände durchgelesen und am Schluß gerufen haben: Ja, das ist pure, blanke Wirklichkeit und weil dennoch etwas Besonderes, die Probe der darstellenden Kunst und ihr heutiges Problem. Wir würden uns in Middlemarch-Stadt bis zur Verzweiflung gelangweilt haben, in Middlemarch-Roman scheinen uns die nämlichen Leute über alle Maßen interessant und wir müßten schwache Köpfe und schwache Herzen haben, wenn wir unsere Menschenkunde und unsere Menschenliebe nicht um ein gutes Theil bereichert hätten.

Nein, mein Freund, Du würdest nicht also empfunden und nicht also gesprochen haben, auch wenn Du zu jener Zeit kein Jüngling mehr, sondern ein Mann von Urtheil wie heute und selber ein Romanschriftsteller gewesen wärest. Um nur bei Dem zu bleiben, was uns aus der Fremde importirt worden ist, glaube ich, daß unter dem phosphoreseirenden Glanz von George Sand's jugendlichem Flügelschlag George Elliot's realistische Tinten, dichte-

risch mild angehaucht, wie sie sind, nimmer zur Geltung hätten gelangen können. Es mußte zuvor der überwältigende Humor eines Boz einen Abschluß und zugleich einen Uebergang bilden, so wie etwa ein Bergrücken mit grotesken Contouren und weiter Schau in's Land ein wildromantisches Thal von einem idyllisch fruchtbaren scheidet, aber gleichzeitig beide durch seine Pässe verbindet.

Ja, verbindet. Denn so weit die Romantik der Leidenschaft in George Sand's glänzendster Zeit und die Romantik des Charakters wie George Elliot sie in Middlemarch darstellt — (ihre früheren Dichtungen liegen noch in verschiedener Höhe auf den Abhängen jenes Uebergangs) — in Form, Farbe und zumal in ihren Zielpunkten auseinander streben, in einem Grundgedanken stimmen sie überein und wird die Französin sogar von der Engländerin überboten — das ist die Hochstellung des Weibes auf Kosten des Mannes.

Auch Goethe hat seine Frauenbilder mit Vorliebe behandelt, sie verklärt mit undefinirbaren Dichterfarben; ja, schon Shakespeare that es, wie im Grunde alle modernen Dichter, mit Ausnahme der Humoristen, es gut mit den Frauen gemeint haben. Goethe hat aber auch den Grund dieser Vorliebe angegeben und sie, nicht allzu schmeichelhaft für uns, als einen Nothbehelf bezeichnet, indem schon der alte Homer die großen Heldenmuster der Tapferkeit und Klugheit vorweg genommen und den Neueren als unverbrauchten Stoff nur die Dichter, Forscher, Künstler, Arbeiter und außer ihnen zum Glück die Frauen hinterlassen habe. Da Goethe nun selbst ein solcher Dichter, Forscher, Künstler und Arbeiter gewesen ist, aber noch ein bedeutendes Theil obendrein, das heißt ein Mann, so gönnt er seinen Lieblingen zwar das vortheilhafteste Licht, allein die beherrschende Position, die hält er fest für seines Gleichen.

Gegen diese beherrschende männliche Position führt nun George Sand in ihrer Feuerzeit — wie vor ihr schon mit mäßigerm Dichtergenie Frau von Staël es unternommen — ihre großen Frauenseelen und heißen Frauenherzen in den Kampf. Da aber in den Erstlingstagen der Frauenfrage die Epoche des Weltschmerzes noch nicht abgelaufen war, so müssen die Heldinnen als Märtyrinnen der Freiheit nothwendig unterliegen. Erst bei veränderter Strömung und in den zur romantischen Mode gewordenen Schichten des unverbildeten Volks dürfen sie späterhin ihr natürliches Recht behaupten.

Heute führt George Elliot nun auch die gebildeten Frauen, und die erst recht, zu Sieg und Glück. Sie weist ihnen den Weg zur beherrschenden Position, aber diese Position liegt, wie die Ahnmutter Heloise es nicht tugendhafter hätte deduciren können, innerhalb der Schranken von Ehe und Haus. Die edlen, klugen, herzhaften Frauen von Middlemarch finden und lieben, ähnlich denen der Französin im Valléo noire und anderwärts, nur Männer, die an Geist und Seelenadel ihren Liebhaberinnen nicht ebenbürtig angelegt sind; die Liebhaberinnen heirathen sie aber schließlich und werden glücklich mit ihnen; denn statt auf ihr Niveau hinabzusteigen, ziehen sie die Schwächeren zu sich in die Höhe, machen sie zu tüchtigen Männern, sich selbst zu tüchtigen Frauen, und — was hätten sie, so fragt die Dichterin, — was hätte selber die Heldin Dorothea, die von ihr mit der Seelenfülle einer heiligen Therese ausgestattet worden ist, was hätte sie am Ende Besseres thun sollen?"

Nun hat der Roman aber auch eine Art von Helden, einen von Haus aus ganz respectablen Mann, welchen, schriebe ich Romane wie Du es thust,

Freund, ich nicht über's Herz gebracht haben würde, der Heldin als Liebsten und Ehegemahl vorzuenthalten. Und dieser Held scheitert mit seinem Streben und mit seinem Glück an dem Dämon Alltäglichkeit in einem Weibe, das er liebt, ohne es zu seiner Höhe erheben zu können.

Was heißt das nun aber, Freund? Was bedeutet dieser Gegensatz? Ein Naturgesetz oder den ihm contrairen Lauf der Welt? Sind Frauen überhaupt in der Initiative und Ausdauer des Herzens stärker, wirken sie darum stärkender als Ihr, die Ihr Euch die Starken nennt? Oder thun sie es etwa nur darum, weil sie — just nichts Besseres zu thun vermochten? nämlich nicht anno dreißig und in Middlemarch zu thun vermochten, was durchaus nicht ausschließen würde, daß sie es außerhalb Middlemarch und ein Menschenalter später füglich wol zu etwas Besserm hätten bringen können. Hast Du, Kritikus, doch schon manchmal einen ironischen Accent ausgespürt, wo eine harmlose Leserin den pursten Ernst auf Treu und Glauben annahm. Wenn Du just in spaßhafter Laune wärest, könntest Du den Wills und Freds des Romans gar wol ein bedenkliches Pantoffelheldenthum prognosticiren und der hohe Enthusiasmus einer Dorothea Brooke streift da, wo er That wird, selber in meinen Augen ein wenig an Donquixoterie. Indem sie das nicht neue, aber doch immer noch schöne Symbol vom Eichenbaum und der Liane unbarmherzig über den Haufen stößt, ist George Eliot da eine heimliche Anhängerin ihres Landsmanns Stuart Mill, oder hält sie es im Gegentheil mit — mit wem denn nun gleich? Die Zahl ist Legion auf unserer deutschen Männererde.

Das heißt aber schweifen und streifen! Weil es in Dein Gehege, Romancier, geschah, wirst Du, will's Gott! die Geduld nicht verloren haben. Und doch bin ich de facto noch immer, ja jetzt erst recht, bei dem Erinnerungsspuk von anno dazumal. Steige daher noch einmal zu mir in den Kahn und laß Dich stromaufwärts schaukeln an das Gestade der Heloise.

Von den unzählbaren Liebesgeschichten, welche der von Saint Preux und Julien im Laufe eines Jahrhunderts stammverwandtlich entsprossen sind, mögen sie nun berühmt oder unberühmt, verblaßt und vergessen worden sein, von allen hat sich keine in einer ihrem Sinne so adäquaten Umgebung abgespielt, wie jene älteste, welche die Landschaftsmalerei zuerst in den Roman einführte. Wenig Jahre später stimmt im Werther eine fertigere Künstlerhand als die Rousseau's die Natur, gleich einer Harfe, den Sehnsuchtsklängen eines Liebenden gemäß; hier am weinumrankten Sonnenufer des Sees, in dessen azurblauer Fläche die ewigen Felsenhäupter sich spiegeln, hier wie kaum anderewo tönt sie in Accorden von Wollust und tiefem Ernst, deren Harmonie den ärmsten Stümper ergreift, für die der größte Dichter jedoch den Text vergeblich suchen würde.

„Das Gefühl, das durch diese Scenerie erweckt wird, ist von umfassenderer Natur als die bloße Sympathie mit den Gefühlen einzelner Menschen; es ist ein Ahnen von dem Dasein der Liebe in ihrer ausgedehntesten und erhabensten Kraft, wie von unserm eigenen Theilhaben an ihren Gaben und Herrlichkeiten. Es ist der große Grundsatz des Weltalls, daß wir unsere Individualität verlieren müssen, um uns mit der Schonheit des Ganzen zu verschmelzen. Hätte Rousseau auch nie gedichtet, nie gelebt, würden die gleichen Gedankenverbindungen durch diese Naturscenen geweckt worden sein. Er hat durch ihre Wahl nur das Interesse seiner Dichtung erhöht und gezeigt, wie tief er ihre Schonheit empfand. Sie aber haben für den Dichter

Digitized by Google

Robert Schumann.

Digitized by Google

gethan was, menschliche Wesen nimmer für ihn zu thun im Stande gewesen wären."

Nach dieser „Note" vergegenwärtige Dir, Freund, die Stanzen des Childe Harold, die mit der Apostrophe an Rousseau beginnen, bis zum Schluß des dritten Gesangs und Du wirst wissen, wer mir die erste Sehnsucht nach diesem „Asyl der Liebe" eingeflößt hat und wessen Bild den Reigen meiner Erinnerungen führte, als mein Fuß es endlich betrat. Byron, ja Byron, so hieß nicht nur der Dichter, so hieß auch der Held, für welchen mein Herz am frühesten und lautesten geschlagen hat. Ach, wie beschämt blicke ich heute auf Dich, edle Dorothea Brooke, die Du im Stadium der Schwärmerei ungefähr meine Zeitgenossin gewesen bist! Und wenn ich nun gar wie Du meine Fühlfäden zuerst am verführerischen Lemansee hätte ausstrecken dürfen! Du mußt in der That mit der Phantasie einer Heiligen begnadigt gewesen sein, um statt des vaterländischen Dichters zu Deiner Idealgestalt und zum Gebieter über Deinen Geist und Leib einen ältlichen, gebrechlichen Herrn zu erwählen, aus keinem gröbern, persönlichen Drang als dem der Begeisterung, weil er sein Leben an die Abfassung eines grundgelehrten Werkes gesetzt, das Du zwar nicht verstanden haben würdest, arme Dorothea! zu dessen Förderung jedoch die zärtliche Liebe einer Gattin beizutragen vermochte. Du opferteſt Dich für die Ehre der Menschheit und ihren idealen Erwerb.

Wie weit war ich von solcher ascetischen Hingebung entfernt! Das Traumbild, welches ich hegte, der Gebieter, zu dessen Füßen ich mich niederließ, war jung, voll unstillbarer Lebensgluth, ein Apoll! seine Gesänge erschütterten die Welt; ein zweifacher Lorbeer krönte seine Stirn: des Dichters und des Helden Reiß. Denn ein Held des Schwertes war er ja auch, ein Ritter der Freiheit in Wort und That.

Einen Vorzug allerdings, einen nicht zu unterschätzenden, hatte Dorotheen's Geliebter vor dem meinen voraus: der hochwürdige Mister Casaubon war noch am Leben, er konnte ein Weib freien und sein grundgelehrtes mythologisches Werk, so Gott es wollte, noch glücklich zu Ende führen. Mein armer Lord dahingegen war, als ich seinen Namen zum ersten Male nennen hörte, seit vielen, vielen Jahren zu den Schatten hinabgestiegen, das Fieber, das er in den Herzen entzündet, sammt seinen deutschen weltschmerzlichen Nachwehen schon so gut wie verzogen.

Frauen sind aber für derlei Contagien von ganz besonderer Empfänglichkeit. Es ist zuverlässig eine Frau, welche den ersten wie den letzten Hauch eines süßen, dichterischen Aroms, und wäre es ein Gifthauch, ein-, und so viel an ihr war, wieder ausgeathmet hat Ich könnte und möchte Dir daher den Aufruhr nicht beschreiben, als mir eines Tages von ungefähr die Zedlitz'sche Uebersetzung des Childe Harold in die Hände fiel. Nur als ich späterhin zum ersten Male Beethoven's C-moll-Symphonie hörte, empfand ich ähnliches. Wie ich mich da nun strapazirte, um mit meinen ungelenkten Fingern das gewaltige Tonwerk auf dem Flügel nachzuspielen — eine Zeit- und Mühevergeudung, die für Euch unfreiwillige Zuhörer mindestens den Segen hatte, daß ich meiner musikalischen Stümperhaftigkeit inne ward und in stoischer Entsagung das theure Instrument fortan vor meinen leidenschaftlichen Angriffen verschloß — so warf ich mich dort auf die englische Grammatik, durchaus als Autodidactin und lediglich in dem Verlangen, meinen Dichter in seiner eigenen Sprache noch mehr als in der unserigen anzustaunen;

und keine Aufgabe ist mir im Leben so leicht und rasch gelungen. (Notabene: eine Uebersetzung hatte ich jederzeit zur Nachhülfe bei der Hand.)

Wie verliebte ich mich nun aber in den Poeten, während ich seine Poesien nach meinem Dafürhalten in reinem Englisch laut vor mich hindeclamirte! Es geschah in der Stille meiner jungfräulichen Kemnate, bei schweigender Nacht; wäre aber Mister Buggle, als er, erinnerst Du Dich noch? Sprachstudien, vielleicht auch seiner schlanken Börse halber, sich herabgelassen hatte, eine Zeit lang die Curiosität unseres Städtchens zu sein, wäre er heimlicher Ohrenzeuge meiner Vorträge gewesen, er würde die Stanzenfülle unserer Sprache und den Wohllaut meines Hochdeutsch bewundert haben. Und während ich so in Liebe für den Dichter schwärmte, wie verleideten da seine Helden, die mehr noch als Herrn Primrose's Nachkommenschaft sämmtlich eine sprechende Aehnlichkeit mit ihrem Erzeuger trugen, nur daß, auch wieder mehr als bei den Primrose's, keiner von ihnen des Vaters edlen Schnitt erreichte, wie verleideten Corsar und Giaur, Manfred und vor Allen Childe Harold — bis zum Don Juan war ich jener Tage noch nicht vorgedrungen — mir sämmtliche Lieutenants und Auscultatoren, mit denen ich Conversation machen, Tanzen, Reifchen und Comödie spielen, wol auch in allen Ehren mir von ihnen ein wenig die Cour machen lassen sollte. Du gehörtest auch unter diese Gruppe, Freund, wenngleich noch als strebsamer Primaner von Pforta.

Ja, er war mein verkörpertes Ideal. Der Unsterbliche lebte vor meinen Augen, ich lebte sein Leben nach, ich schwelgte in seinen Leidenschaften. Habe ich jemals einen Menschen verachtet, so war es das Weib, sein Weib, das einen Gatten aufzugeben vermochte, der ihr ein solches Fare well nachgerufen. Rechnete man mit einem Byron wie mit gewöhnlichen Adamssöhnen? Wurde nicht das, was im Alltagsleben (und niemals streng genug) Sünde und Laster genannt werden muß, nicht hundertfältig durch seinen Genius aufgewogen? Für eine kleine Allegra eine Braut von Abydos, welch ein Ersatz!

Habe ich dahingegen jemals eine Frau beneidet, so war es die, welche meines Helden letzte Liebe genoß, bevor er hinging, für die Freiheit, der er gelebt, zu sterben! Daß diese Gesegnete ihrem alten Ehemanne davon gelaufen war, um dem ewigen Dichter anzugehören, fand ich durchaus ihrer hohen Natur gemäß. Weh mir! Hätte ich geahnet, daß sie, als seine Seelenwittwe, noch einen andern leibhaftigen Mann genommen hatte! Ich sparte keinen Reiz und keine Tugend, um Byron's letzte Liebe seiner würdig auszustatten; das weibliche Traumbild meiner achtzehn Jahre hieß Teresa Gamba.

Ja, ja, mein Freund, so lästerlich schwärmten die jungen Mädchen zu der Zeit, wo Deine Generation vom Horaz zum Gaudeamus überging! Nach welchem Geständniß Dir indessen versichert sein soll, daß diese Schwärmerinnen sammt und sonders solide deutsche Haus- und Ehefrauen geworden sind, ja daß die Hauptschwärmerin meiner Bekanntschaft so viel gesunde Vernunft erübrigte, um einem liebenswürdigen, jungen Dichter, der die seine, nach Dichter Art, zeitweise verloren hatte, in optima forma einen Korb zu geben. Wenn aber, wie man mir versichert, die Töchter und Großtöchter dieser Schwärmerinnen wirklich heutzutage in der Bildung so weit vorgeschritten sein sollten, um weder lästerlich noch tugendlich mehr zu schwärmen, so wünsche ich, daß ihnen dereinst das nämliche Zeugniß ausgestellt werden dürfe.

Nun aber, Freund:

„Auf zu der Alpen ew'gen Schneegeländen!
Erfüllt von meinen Träumen würden sonst,
So scheint es, diese Blätter niemals enden."

Die Ouverture zu meinem Geschichtchen hat sich in der That so langwierig ausgedehnt, daß mir für das Geschichtchen selbst nur noch wenig Erzählerlaune übrig bleibt. Es wäre am Ende gerathen, es Dir ganz zu ersparen; die Stimmung, der es entsprang, ist des Breitesten dargethan, eine Pointe hat es nicht und eine Folge nur in so fern, als seine Erinnerung mich gestern zum zweiten Male in das Chamounix hinan gelockt. Da diese zweite Expedition Dir nun just aber erklärt werden sollte, mußt Du Dich schon geduldig von mir das erste Mal hinanführen lassen.

Was mich eigentlich getrieben hat, kann ich, da ich das Fieber der Reiseneugier von vornherein abgeleugnet habe, nicht deutlich mehr angeben. Vielleicht ein Sonnenbrand wie der heurige: der August ist kein Monat für den Genfersee; vielleicht ist es aber auch eine abkühlende Zugluft gewesen, welche die Reverien und Revenants von Meillerie und Villa Diodati zu guter Stunde verscheuchte. Genug, ich ging, und da ich vor acht Jahren noch rüstiger als heute auf den Füßen war, schlug ich den Weg vom Wallis aus ein, den jeder einschlagen sollte, welcher das Chamounixthal zum ersten Male betritt.

Ein Wort von mir zu Dir, Albrecht, über den zauberischen Doppelblick von Col de Balme, was könnte es sagen? Vorwärts, über dem meilenlangen, grünen Thal der weiße Monarch hochaufgerichtet in seiner vollen Majestät, rückwärts die Jungfrau in einen Rosenschleier gehüllt — es war der größte Natureindruck meines Lebens und ist es geblieben. Mit wie stärkeren Schlägen noch als unten am Liebessee fühlen wir hier oben den Puls des Weltalls in unseren Adern klopfen und die „Ruhe des Erhabenen" stillt das ungestümste Herz. Ja, das ist lautere Lebensfreude, ja, das giebt hohen Lebensmuth, zu sehen wie die Sonne hinter dem hehrsten Gottesdome versinkt und seine Kuppel in goldenem Glanze leuchtet gleich dem Stern aus dem Morgenlande weit hinaus in die niedere Welt. Ich fühlte mich in dieser Stunde wieder jung geworden oder plötzlich alt.

Ich übernachtete im Pavillon des Col, nahm anderen Tages bei Wege die beliebten kleinen Seitentouren mit und erreichte sonach erst gegen Abend die Prieure. Zu aufgeregt, um meine Ermüdung zu spüren, stieg ich wie heute die Kirchstufen hinan zu einem Abschiedsblick auf die Alpenkette, welche die Dächer des Hotels verdeckten. Es herrschte ein lebhaftes Straßentreiben; Fußgänger, Reiter, leichte Gefährte kamen thalauf, thalab, Herberge und Abendtisch wurden gesucht; Schnitzwaaren, Photographien, Quincallerien erhandelt. Vor dem Hotel de l'Union umstand ein dichter Trupp einen Mann, der in blauer Blouse, langem Schnauzbart und schwarzem, wildem Haar einen Chanson zum Besten gab. Das einzige Accompagnement gewährte seine beweglichen Gliedmaßen, wie es denn auch auf goldenen Wohllaut weder dem Sänger noch dem Publicum anzukommen schien. Naiven Ohren ist die Melodie die Hauptsache, nächstdem der Rhythmus, der Vortrag. Und darin leistete der Mann ein erkleckliches Theil. Die Stimme wechselte zwischen heroischem Gebrüll und sentimentalem Verhauchen, den Tonfall jeder Strophe begleitete ein entsprechender Gestus. Mir fielen ein paar unserer heimischen Heldentenore ein, welchen Declamationsstunden bei dem

Chansonnier des Chamounix zugute gekommen sein würden. Es konnte für richtige Begeisterung gelten und es wirkte auch als solche, was der Mann donnernd, schmelzend, lallend, rollend und zuckend mit Tönen, Blicken, Händen und Füßen zum Ausbruch brachte. Der Mann war eben eine Savoyarde, gleichviel ob man einen Italiener oder Franzosen darunter versteht.

Ich stand zu fern, um aus den schnarrenden Gutturalen die Textworte zu unterscheiden, die Melodie aber war die mir, ich weiß nicht woher, bekannte der Adieux von Beranger, und als ich mich während des Refrains langsam näherte, da überzeugte ich mich denn auch, daß in der That das Lebewohl Maria Stuart's die Herzen rührte.

„Adieu charmant pays de France,
Que je dois tant cherir;
Berceau de mon heureux enfance,
Adieu, te quitter c'est mourir!"

So endete der Sänger unter Aechzen und Schluchzen, ich glaube, daß er wirklich Thränen dabei vergoß.

Vor ihm hatte sich in der Form eines Kranichzuges ein Schwarm männlicher und weiblicher Gamins aufgestellt, der als freiwilliger oder gedungener Chorus den Refrain wiederholte. An seiner Spitze fiel mir ein kleines, braunes Mädchen auf, barfüßig und mit aufgelösten, krausen Haaren, die Aermel des weißen Hemdes in die Höhe gestreift und auch dessen Schluß am Halse aufgebunden. Ich hätte die Kleine nicht älter als acht Jahre taxirt; doch führte sie die Stimme mit einer Energie, die alle übrigen und selber die des einfallenden Publicums beherrschte. Auch bei ihr war es durchaus kein lauteres Gold, das sich der Kehle entrang; Tact und Rhythmus aber hielt sie fest und ihre Bewegungen bezeugten, ganz unabhängig von denen des Vorsängers, ein kindliches Verständniß, das einen rührenden Eindruck machte. Bei dem wiederholten Adieu nickte sie langsam mit dem Kopfe. Sie breitete die kleinen braunen Aermchen aus und drückte sie dann wieder gegen ihr Herz, sie hob und senkte die bloßen, braunen Füßchen, als ob sie eine Wiege schaukele, setzte zögernd einen Schritt vorwärts, einen wieder zurück und bei dem Worte mourir neigte sie sich mit geschlossenen Augen bis fast zu Boden. Dieses Kind hatte schon sterben sehen, oder es ahnte wenigstens, was in die Erde versenkt werden hieß.

Es war nur der Schlußvers des Chanson, dessen Zeugin ich noch geworden. Der Blousenmann sammelte während des Chors die Sousstücke in seine Capote; ich entrichtete meinen Kunsttribut und da ich ein seltsames Verlangen fühlte, mir die kleine, leidenschaftliche Sängerin in der Nähe zu besehen, suchte ich mich durch den Knäuel von Lohnkutschern, Führern, Hausknechten und Dorfkindern aller Größen zu drängen; schon aber hatte der Zug sich wieder die Straße abwärts in Bewegung gesetzt und so war ich im Begriff, mich nach der Kirche zurückzuwenden, als ich die Kleine an der Straßenecke stehen sah, wie sie, lachend über das ganze Gesicht, einem bei weitem größern vierschrötigen Jungen ein paar Kupfermünzen zusteckte.

Mich gewahr werden und mit ausgebreitetem Schürzchen mir entgegen springen war Eins. Ich warf ein Zehncentimesstück hinein, das sie wie einen Schatz mit großen Wunderaugen betrachtete.

„Mille grace, Madame!" sagte sie darauf, warf mir eine Kußhand zu und mit dem Zuruf: „Tiens Amedée!" das Stück geschickt in des Jungen

Mütze; dann flog sie wie ein Vogel den Vorangeschrittenen nach, um sich wieder an die Spitze der singenden Pyramide zu stellen.

Mir war schon während meiner Excursionen von Genf aus und dann letztlich bei meinem Aufsteigen in das Arvethal die Intelligenz der Physiognomien und das muntere, gewandte Behagen der savoyschen Kinder aufgefallen, wahrhaft eine Sinnerquickung zwischen der Menge kropfiger Weiber- und verstümmelter oder verkommener Männergestalten, die sich, das Mitleiden herausfordend, dem Reisenden in den Weg drängen. (Von Kakerlaken, „Blondins", wie Goethe sie vor hundert Jahren gefunden hat, schien man zur Zeit in Chamounix nichts zu wissen; auch Cretinischen begegnete ich, Gott sei Dank! nicht; doch soll man sie um so häufiger im obern Rhonethale treffen).

Aber diese prächtigen Kinder! Ihre frühreife Entwicklung muß wol in der Race liegen; der lebhafte Fremdenverkehr und das zeitige Aufsichselbstgestelltsein mögen sie aber fördern. Während ich diese funkelängigen, fix und fertigen Dirnchen und Bürschchen ihr Wesen treiben sah, sie mit unbefangener Höflichkeit einem Jeden gewandt Rede und Antwort geben hörte, da dachte ich nicht ohne eine gewisse Beschämung daran, wie dummdreist oder verlegen, grob oder maulfaul die flachshaarigen kleinen Dickköpfe in unseren Dorfgassen und Vorstadtsschulen sich geberden. Im Vergleich zu den lebhafteren romanischen Völkern bedarf das unsere, so scheint es, einer sorgsamern und fortgesetztern Cultur, wie des Individuums, so der Gesammtheit von Schicht zu Schicht und von Geschlecht zu Geschlecht. Halten wir uns daran, daß in diesem allmäligen Reifen, gleich dem harten Obst, das sein Boden zeugt, oder den Früchten der gesunden Vernunft, auf die ich mich heute schon einmal berufen habe, es nicht nur die frühentwickelten überdauert, sondern auch mannigfaltigerer Veredlung fähig ist.

So wie die kleine Sängerin hatte mich nun aber noch niemals ein heimisches oder fremdes Kind angesprochen; so ernsthaft lustig, oder lustig ernst mich noch keines aus großen dunklen Augen angelacht. Braun, hager und doch rund und gesund erinnerte sie mich an Murillo's glückliche Betteljungen; ich hätte sie mir gar zu gern zu froher Erinnerung photographiren lassen.

Indessen war die singende Gesellschaft im Gedränge der engen Straße wie eingekeilt, ich mußte auf eine Wiederbegegnung verzichten. Da ich plötzlich einen unleidlichen Druck über den Augen fühlte, ging ich alsobald in mein Hotel und legte mich nieder. Eine Weile hörte ich noch unter mir das Rauschen der Arve und von fernher den ahnungsvollen Abschiedssang. Dann schlief ich ein.

Die Uebermüdung hinderte indessen die gedeihliche Ruhe, die von keinen Träumen weiß; mehr als einmal wachte ich auf über einen Traum. Seltsam aber: niemals war es der Zauberblick des Col de Balme, mit dem mein Tag begonnen, es war das Bild des kleinen braunen Mädchens, mit dem er geschlossen hatte, das mir vor der Seele stand, und das Rauschen der Arve klang mir bald wie ein Wiegenlied und bald wie ein Sterbesang.

Robert Schumann als Operncomponist.

Von Eduard Hanslick.

Im Hofoperntheater zu Wien kam ganz kürzlich Schumann's „Genovefa" zur ersten Aufführung. Die Oper war gut besetzt, exact einstudirt und wahrhaft glänzend ausgestattet. Die erste Vorstellung versammelte ein zahlreiches und andächtiges Publicum; die zweite spielte vor halbleerem Hause und sollte von der bevorstehenden dritten das gleiche verlauten, so wird man wahrscheinlich nur die Hälfte der Wahrheit gesagt haben. Ueberall das alte Schicksal dieser „Genovefa"! Bei ihrem ersten Erscheinen auf der Leipziger Bühne (1850) brachte sie es, trotz Schumann's persönlicher Anwesenheit, nothdürftig auf drei Vorstellungen; hierauf verflossen (wenn wir von der exclusiven Versuchsstation Weimar absehen) lange Jahre, ohne daß irgendwo davon die Rede war. In dem Maße als die letzten zwanzig Jahre die Würdigung Schumann's allenthalben verbreitet und erhöht haben, erwachte auch wieder die Begierde der Musikfreunde, diese Oper kennen zu lernen; Karlsruhe und München machten jüngst einen Versuch damit, welcher nicht eben ermuthigend ausfiel. Trotzdem ging Director Herbeck in Wien eifrig an das gleiche Werk und tilgte so in ehrenvollster Weise eine doppelte Schuld: an Schumann und an das für diesen Tondichter enthusiastisch eingenommene Wiener Publicum. „Genovefa" selbst erregt unser Interesse nicht blos als ein eigenthümliches, mit liebevoller Hingebung geschaffenes Werk Schumann's, sie predigt auch, durch ihr unglückliches Bühnenschicksal, sehr heilsame Lehren für unsere lebenden deutschen Operncomponisten. Es sei mir darum gestattet, einer Kritik dieser Oper einige allgemeine Betrachtungen über deutsche Opern und Operncomponisten anzufügen.

Aus einem ganzen Haufen von projectirten Opernstoffen hatte Schumann gerade einen der unpraktischsten zur wirklichen Ausführung gewählt: die „Genovefa". Das entsprach dem Romantiker in Schumann; deutsch-mittelalterliches Wesen, christliche Frömmigkeit, mystische Wunder, endlich sogar Anklänge an's Volkslied — alle vier Elemente der deutschen Romantik treffen hier zusammen. „Nach Tieck und Hebbel", heißt es auf dem Titelblatt des Textbuches; thatsächlich hielt sich Schmann ungleich weniger an Tieck's Gedicht, als an Hebbel's Drama, dem nicht nur im Allgemeinen die Disposition (natürlich mit dem von Hebbel später zugefügten glücklichen Ausgang), sondern auch zahlreiche Textstellen wörtlich entnommen sind — nicht zum Vortheil der Oper, welche mehr musikalisches Element in Tieck's „Genovefa" vorgefunden hätte. Welch' schönes Motiv liegt nicht in jenem Trauerlied unglücklicher Liebe: „Dicht von Felsen eingeschlossen", welches bei Tieck gleich anfangs von zwei Hirten dem Golo vorgesungen wird und prophetisch sein Schicksal verkündet, ihn durch alle Stadien seiner bis zur Raserei auflodernden Leidenschaft und Verbrechen begleitet bis zu seinem versöhnenden Tode. Schumann mochte sich vor der Banalität des „rothen Fadens" gescheut haben; aber es kommt doch sehr viel darauf an von

wem und aus welchem Musikstoff solcher Faden gesponnen wird. Begreiflicherweise fiel der Bühnenrücksicht auch zum Opfer, was an der Genovefa-Legende das Rührendste und Poetischeste ist: der Aufenthalt der von den Mördern verschonten Genovefa in tiefer Waldeinsamkeit, wo sie sieben Jahre lang mit dem kleinen Schmerzenreich und der Hirschkuh lebt, bis ihr von Reue und Schwermuth gefolterter Gemal auf einer Jagd zufällig die Todtgeglaubte entdeckt und überglücklich auf sein Schloß zurückführt. Schumann's Textbuch ist dürftig und interesselos, namentlich in der Charakteristik der Hauptpersonen; ohne die legendenhafte Verklärung Tieck's und ohne die scharfe psychologische Motivirung Hebbel's wird hier Golo zum gewöhnlichen Theaterschuft, Genovefa zur langweiligsten Dulderin, Graf Siegfried zum Schwachkopf. Tieck's alte Verfucherin Gertrud und Hebbel's böses Schwesternpaar hat Schumann in eine Solohexe, Margarethe, zusammengeschmolzen, die sich nicht merklich von ihren zahlreichen Operncolleginnen unterscheidet. Widerwärtige Vorgänge aus Hebbel's Drama wiederholen sich genau in der Oper mit noch abstoßenderer Wirkung, z. B. die Scene, wo das Burggesindel in Genovefa's Schlafzimmer dringt, den unschuldigen alten Drago herauszerrt und tödtet, schließlich die Pfalzgräfin unter wüstem Halloh davonschleppt. Die Lösung ist gewaltsam überstürzt: kaum hat Siegfried den Golo zur Tödtung Genovefa's abgeschickt, als er auch schon, geführt von der reumüthigen Hexe, im Walde ankommt, um Genovefa zu retten. Mit diesem Wiederfinden im Walde — wir müssen lange genug darin verweilen — könnte die Oper füglich schließen; aber die Scene wird nochmals verwandelt, um die Ankunft der Geretteten auf der Burg unter Choralklängen und Glockenläuten zu feiern.

Zu diesem Textbuche hat Schumann eine Musik geschrieben, die, von keuscher Empfindung durchdrungen, von edlem Ausdruck getragen, vor Allem danach strebt, mit unbestechlicher Treue das Wort des Dichters zu interpretiren. Leider krankt seine Musik an dem einen unheilbaren Uebel, undramatisch zu sein. Schumann's ganze Natur, auf ein tief innerliches Arbeiten und ein höchst subjectives, bis zur Grübelei verfeinertes Empfinden gestellt, war undramatisch, unfähig, sich an die Charaktere eines Dramas so zu entäußern, daß diese als lebendige, scharf ausgeprägte Personen vor uns stehen und gehen. Alle Charaktere in der „Genovefa" und deren verschiedenste Seelenzustände erblicken wir gleichmäßig gefärbt durch das Prisma der Schumann'schen Subjectivität. Nehmen wir beispielsweise Golo heraus, die treibende Kraft des Ganzen. Wie ärmlich flackert in seinem Gesang die Liebesgluth, die in heller Lohe aufschlagen soll! Mit welcher matten Beschaulichkeit raubt er der schlafenden Genovefa den Kuß — bei Hebbel eine Scene von so glühender Sinnlichkeit, daß die Luft wie vom Samum zu erzittern scheint. Nun hat Golo mit Genovefa noch zwei Duette (im zweiten und im vierten Act), die jedem echt dramatischen Componisten die feurigsten Melodien abgepreßt und ihn außerdem gedrängt hätten, beide Scenen durch außerordentliche Steigerung und charakteristischen Gegensatz auseinanderzuhalten. Bei Schumann erscheint die erste kühne Liebeswerbung Golo's und seine verzweifelte letzte in demselben trüben Dämmerlicht und declamatorischen Zickzack. Es ließen sich ohne Schaden ganze lange Stellen aus Golo's oder Siegfried's Rolle in jene Genovefa's übertragen und umgekehrt, so gleichmäßig ist die Behandlung. Man hört diesen Mangel meistens durch den Ausspruch erklären, die Musik zur „Genovefa" sei zu lyrisch. Mehr lyrisch

als dramatisch ist sie jedenfalls, aber für meine Empfindung nicht einmal lyrisch genug, d. h. nicht hinreichend volles und starkes Aussprechen des subjectiven Gefühls. Sie hat vielmehr einen stark epischen Charakter und klingt nicht wie das unmittelbare Erlebniß und Geständniß Golo's, Siegfried's, Genovefa's, sondern ungefähr als wenn ein Erzähler diese Vorgänge schildern würde. Es ist derselbe Gesangsstil, in welchem in der „Peri" oder „Pilgerfahrt" erzählt wird. Dieser am unrechten Orte eingenistete epische Ton ist die Ursache, warum wir in Schumann's „Genovefa" fast nirgends die volle Anschaulichkeit eines Vorganges, nirgends die niederzwingende Kraft der Leidenschaft erleben. Die Personen dieser Oper haben alle etwas eigenthümlich Gebundenes, Verhaltenes; ihr Gesang überzeugt uns nicht, es ist, als suchten sie ihre Freude und ihren Schmerz sich erst einzureden und anzusingen.

Auf Schumann's „Genovefa" paßt ein Bild, das einmal Otto Ludwig in seiner Verurtheilung eines Hebbel'schen Dramas gebraucht: „Wie eine Lavafluth schwerfällig unter der im Laufe zu Schlackenmassen gerinnenden Decke wälzt das Stück sich fort; immer gerinnt die Handlung unterwegs zur Erzählung." In der Behandlung ist nichts ausgespart; kein Anwachsen, keine Unterordnung, kein Ruhepunkt, keine Beschleunigung. Und doch schrieb Schumann in wunderlicher Selbsttäuschung an einen Freund, in seiner „Genovefa" sei „jeder Tact durch und durch dramatisch". In wörtlichem Sinne mag man das gelten lassen; jeder Tact für sich allein ist allenfalls dramatisch, könnte es wenigstens sein in anderer Umgebung, aber der einzelne Tact verschwindet in dem Eindruck des ganzen Musikstückes, des ganzen Actes, der ganzen Oper. Der einzelne Tact! Das ist bei Schumann ein feiner Strich in einem Aquarellbild; man füge deren noch so viele säuberlich aneinander, sie bleiben wirkungslos dort, wo al fresco gemalt werden muß.

Treten wir näher an die einzelnen musikalischen Factoren der „Genovefa"-Musik, so gewahren wir an der Melodie fast durchweg den Mangel an Plastik. Die gesungenen Töne krystallisiren sich nicht zu einer festen, dem Hörer sich einprägenden Gestalt. Man weiß aus „Der Rose Pilgerfahrt" und anderen Schumann'schen Cantaten, wie sehr das ununterbrochene Gerieſel eines halb recitativischen, halb melodiösen Arioso den Hörer erschlafft; in der Oper wird diese Wirkung noch fühlbarer als im Concertsaal. Noch auffallender ist die Dürftigkeit der Rhythmen. Wo man die Partitur aufschlägt, erblickt man in den Singstimmen Reihenfolgen von gleichen oder gleichmäßig getheilten Notenwerthen, meistens Viertel; schon der äußere Anblick befremdet durch den Mangel an wechselnden Notengruppen und rhythmischen Contrasten. Mit Ausnahme des flüchtig hereindringenden Trinkchors im zweiten Act ist Siegfried's Arie: „Nun blicke ich wieder" das einzige Stück von lebhaftem, markirtem Rhythmus. Auch dieses hat, wie die meisten Musikstücke der Oper, keinen förmlichen Abschluß; sie endigen fast alle tonlos abbrechend auf tieferen Noten, oft auf dem Dominantaccord, als verschwinde der Sänger unversehens in einer Falte des weit aufgebauschten Orchesters. Letzteres herrscht allenthalben vor und erstickt leider durch seine wogende Unruhe die feine Malerei des „einzelnen Tactes". Wir sind heutzutage an das zudringlichste Orchester gewöhnt und befreunden uns damit, wenn es nur weise Licht und Schatten vertheilt; Schumann's Orchester verbreitet aber einen gleichmäßig fahlen Nebel, der, bald leichter, bald dichter, doch nur selten ganz freien Ausblick gestattet. Daß Schumann vorwiegend gewöhnt

war, instrumental, in absoluter Musik, zu denken, verrathen auch die Gesangspartien in der „Genovefa", welche, vom Text abgezogen, oft klingen wie Stücke aus einem Quartett oder einer Symphonie. Das werthvollste Stück der Oper ist auch dasjenige, was mit der Scene gar nichts zu thun hat: die Ouverture. Unter den Gesangsnummern geben wir dem zweistimmigen Volkslied: „Wenn ich ein Vöglein wär" unbedenklich den Preis. Wie wohlthuend wirkt dieser herzliche, ungekünstelte Gesang! Ein so rein und schön musikalischer Moment wie dieser kommt in der „Genovefa" kein zweites Mal vor. Doch ist gleich darauf die Arie Siegfried's zu nennen, in welcher ein fröhliches, warmes Blut pulsirt. Außerdem dürfte nur noch der erste Kreuzfahrerchor und Einiges aus der Hexenscene im dritten Act an Schumann's beste Zeit erinnern. Bei aller Verehrung für Schumann, ja gerade aus wahrer, gefühlter Verehrung für Schumann kann ich dem Urtheil seines Biographen Wasielewski nicht beistimmen, daß die Musik zur „Genovefa" „einen seltenen Reichthum an schöpferischer Kraft offenbart". Ich finde in diesem Werke, ganz abgesehen von seinen dramatischen oder undramatischen Eigenschaften, ein entschiedenes Erlahmen der schöpferischen Kraft und kann dasselbe als rein musikalische Erfindung in keinem Betracht seinen früher erschienenen herrlichen Quartetten, Symphonien, Clavierstücken und Liedern gleichstellen. Wäre „Genovefa" blos undramatisch, aber sonst mit dem ganzen zauberischen Reichthum Schumann'scher Erfindung ausgestattet, sie würde, wenn nicht auf allen Bühnen, doch gewiß in jedem Concertsaal, in jedem Hause gesungen werden. Aber „Genovefa" trägt schon merklich die grübelnden, zerstreuten, gramseligen Züge von Schumann's dritter Periode; bis in das Detail der überwuchernden Vorhalte, Synkopen, Orgelpunkte und der kraftlos gewordenen Rhythmik und Melodik lassen sie sich nachweisen. Freilich auch daneben eine Unzahl kleiner genialer Charakterzüge, die aber in der Partitur meist wirkungslos verathmen.

Während die Opern von specifisch dramatischen Talenten uns häufig bei der Aufführung durch Effecte überraschen, welche man aus den Noten kaum prophezeit hätte, verspricht die Partitur der „Genovefa" dem Leser hie und da Wirkungen, die dann thatsächlich ausbleiben. So dachte ich mir, um nur ein Beispiel anzuführen, den Kriegerchor „Karl Martell" im ersten Act als eine effectvollere Nummer; aber durch die anhaltend tiefe Lage der Tenorstimmen verblaßt das Ganze wirkungslos. Unzählige feine Intentionen mögen in dieser Partitur stecken, aber sie kommen nicht heraus. Wie viele französische und italienische Operncomponisten, die künstlerisch tief unter Schumann stehen, schreiben bessere Opern! Was sie hinschreiben und beabsichtigen, das kommt eben auch heraus.

Ein besonders kunsthistorisches Interesse erregt Schumann's „Genovefa" durch ihren Zusammenhang mit Richard Wagner's Principien. Daß Schumann, abgesehen von dieser alleinigen Ausnahme, nicht den „Zukunftsmusikern" beizuzählen sei (wie ich vor zwanzig Jahren so oft zu beweisen veranlaßt war), das ist wol heute, wo seine Instrumentalwerke so wie seine Aussprüche gegen Programmmusik ꝛc. allgemein verbreitet sind, als angenommen zu betrachten. Allein in der „Genovefa" gravitirt er unverkennbar gegen Wagner hin; durch den declamatorischen Charakter des Gesanges, durch die Auflösung der traditionellen festen Musikformen, endlich durch die selbstständige Führung des Orchesters. In allen diesen Punkten geht „Genovefa" in ihrer Art einen Schritt weiter als „Tannhäuser", aber lange nicht so weit

wie „Tristan" oder die „Meistersinger". Dieses Zusammentreffen ist kein zufälliges oder rein ideelles; eine directe Einwirkung Wagner'scher Musik hat mindestens beigetragen. Lebhaft erinnere ich mich des Abends, wo ich im Sommer 1846 mit Schumann und seiner Frau den „Tannhäuser" unter Richard Wagner's Leitung im Dresdener Hoftheater hörte. Schumann, den ich Tags vorher bei der Lectüre der „Tannhäuser"-Partitur angetroffen, verfolgte die Aufführung mit gespannter Aufmerksamkeit, fand zwar die Musik hin und wieder „gering" oder „gemein", lobte aber mit Wärme die „Behandlung des Dramatischen. Gerade zwei Jahre später (August 1848) vollendete er seine „Genovefa". Die fundamentale Verschiedenheit seiner Begabung von jener Wagner's schien ihm somit nicht allzusehr aufzufallen und doch muß jeder Unbefangene nach den ersten Nummern des „Tannhäuser" und der „Genovefa" im Klaren darüber sein, daß Wagner ein eminent dramatisches Talent ist und Schumann das Gegentheil. Man kann ein genialer Tondichter sein und doch für die Bühne nicht zu schreiben verstehen.

Dasselbe vergebliche Ringen auf dem Felde der Operncomposition gewahren wir vor Schumann bei Franz Schubert und Mendelssohn. — Diese Meister sind uns schon deshalb verloren gegangen, weil Mendelssohn in der Textwahl zu kritisch, Schubert zu kritiklos vorging. Ersterm war kein Libretto gut genug, Letzterm ein jedes. In ihrem Verhältniß zur Bühne zeigen Mendelssohn und Schumann, die beiden Häupter der romantischen Instrumentalmusik, eine auffallende Verwandtschaft mit der romantischen Dichterschule, unter deren Einfluß sie auch von Haus aus standen. Welche Anstrengung, welchen Ehrgeiz wendeten die Schlegel, Tieck, Platen, Immermann, Eichendorff daran, gerade als dramatische Dichter zu gelten! Und was brachten sie zuwege? Geistreiche Spielereien, Buchdramen, Curiosa, die, in gewagtem Versuch über eine und die andere Bühne huschend, dem öffentlichen Kunstleben der Nation fremd blieben.

Wie ist auch dies Tasten und Suchen grundverschieden von der instinctiven Naturkraft, mit welcher Goethe und Schiller auf das Drama, Mozart und Weber auf die Oper losgingen! Es klingt so einfach und wird doch so überaus häufig übersehen, daß für die Operncomposition zwei Eigenschaften unerläßlich sind, welche bei deutschen Tondichtern, mitunter den besten, verhältnißmäßig selten vorkommen: specifisch dramatisches Talent und Kenntniß der realen Bühne. In beiden Dingen sind uns im Allgemeinen Franzosen und Italiener voraus. Ob er ein ausgesprochenes specifisches Talent für Operncomposition habe, das pflegt ein deutscher Componist, der etwa im Instrumental- oder Liederfach Erfolge errungen, sich selten ernsthaft zu fragen.

Schubert's Talent war ein eminent lyrisches, so bestechend auch einige „dramatische" Züge in seinen Liedern hervorleuchten. Die Schönheiten in seinen Opern sind durchaus lyrisch, liedmäßig, das Dramatische darin ist schwach, entbehrt des energischen Zugs und der dialectischen Bewegung. Seine Opern und Singspiele (er hat deren vierzehn geschrieben) sind spurlos verschwunden, trotz mehrfacher Wiederbelebungsversuche, weil sie eben auf der Bühne nicht lebensfähig sind. Ein einziges, lange nach Schubert's Tode bekannt gewordenes Singspiel: „Der häusliche Krieg" hat durch seine reizende Liedermusik hier und da Aufnahme gefunden, kaum für lange Zeit. Aus Mendelssohn's Briefen ist bekannt, wie durch seine ganze glänzende Laufbahn sich die Sehnsucht nach dramatischer Wirksamkeit rastlos durchzog, ohne jemals Befriedigung

zu finden. Mit zahlreichen Poeten trat er wegen eines Operntextes in Verbindung und eingehende Correſpondenz; Keiner befriedigte ſeine Anſprüche. Es ging Mendelsſohn genau ſo wie Jemand, der zeitlebens nach einem Ideal von Braut ſucht, es nirgends findet und richtig als Hageſtolz ſtirbt. Bei allem Mitgefühl für ſo herbe Prüfungen glaube ich doch, daß ein Componiſt, den die Natur ſeines Talentes, nicht blos die Bildung, zu dramatiſchem Schaffen hintreibt, trotz alledem Opern geſchrieben haben würde, und zwar Opern, die auf die Nation wirken.

Was von Mendelsſohn's Opernmuſik vorliegt (die Jugendverſuche „Camacho" und „Heimkehr", dann das Lorleyfragment) kann uns in der Meinung nur beſtärken, daß die Oper niemals mehr als ein künſtlich abgeleiteter Arm ſeines glänzenden muſikaliſchen Talentes geworden wäre. Nach manchen prachtvollen „dramatiſchen" Stellen in ſeinen Oratorien und Cantaten wurde Mendelsſohn vielfach für einen geborenen Operncomponiſten gehalten. Allein die Folgerung von derlei in einer epiſchen Umgebung wirkenden Partien auf einen eminenten Beruf für die Oper, gehört zu den trügeriſchen. Mendelsſohn fehlte die Gabe, ſich ſtark und unmittelbar auszuſprechen, er hatte kein ſtarkes Pathos, wie hätte er es den dramatiſchen Perſonen, modificirt nach deren Charakter, geben können? So viel als Andeutung über jene erſte Bedingung, das ſpecifiſche Talent; was die zweite betrifft, die Theaterkenntniß, ſo hielt ſich Mendelsſohn in ſeinem idealen Streben vornehm abſeits von der realen Bühne, wie die dichtenden Romantiker, und unterſtützte kräftig deren Verſuche, den von Raupach beherrſchten Haideboden in Berlin zu einem poetiſchen Park umzuſchaffen. Man weiß, wie damals die Berliner Bühne in die weſenloſe Phantaſtik Tieck'ſcher Märchen, dann Jahrhunderte weit zu Racine's Athalie, ja ſogar zu Aeſchylos und Sophokles zurückflüchtete.

Daß übrigens Mendelsſohn an dramatiſcher Begabung noch hoch über Schumann ſtand, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Schumann's geringe Eignung für die Oper war aus ſeiner ganzen Individualität wie aus der Färbung ſeiner vor der „Genovefa" erſchienenen Werke vorauszuſehen. Außerdem, um eines nicht unwichtigen Nebenumſtandes zu erwähnen, aus ſeiner demolirenden Kritik über Meyerbeer's „Hugenotten".

Ein Componiſt, welcher nach aufmerkſamem und ehrlichem Studium der „Hugenotten" nicht im Stande iſt, auch nur Einen Vorzug dieſer Muſik zu entdecken, auch nur Ein gutes Haar daran zu laſſen, von dem kann man mit aller Ruhe annehmen, daß er nicht zum Operncomponiſten geſchaffen ſei. „Robert" und die „Hugenotten" behaupten nun ſeit nahezu vierzig Jahren, trotz der maßloſeſten Ableierung, in ganz Europa ihre große Wirkung auf allen Opernbühnen; ich kann nicht finden, daß es ein Verbrechen oder ein Unglück für den Operncomponiſten ſei, wenn er die von ihm beabſichtigten Wirkungen ſo vollſtändig erreicht. Eine in ſo langem Zeitverlauf und faſt unbegrenztem Raum ſich gleichbleibende ſiegreiche Wirkung beweiſt eine ſpecifiſche Begabung und ein durchdringendes Verſtändniß für die Oper; während das regelmäßig klägliche Schickſal der „Genovefa" darthut, daß Schumann entweder die beabſichtigten Wirkungen nicht erreicht habe, oder daß es überhaupt nicht in ſeiner Abſicht lag, eine Wirkung hervorzubringen. In beiden Fällen war er für das Theater verloren. Ich geſtehe, daß mir ſchon der ſatiriſch verwerfende Ton bedenklich erſchien, in welchem 1832 Mendelsſohn (allerdings in einem Privatbrief an Immermann) aus Paris über „Robert

der Teufel" berichtet. Es schien mir ein schlimmes Zeichen für einen angehenden Operncomponisten, wenn er (wie Mendelssohn in seinem Briefe) nur die Albernheiten des Scribe'schen Textbuches und nicht dessen theatralische Vorzüge bemerkt, und an Meyerbeer's Musik keine andere Eigenschaft als „Kälte und Herzlosigkeit". Man sollte doch glauben, daß ein der Operncomposition zustrebender junger Musiker, der zum erstenmal in vollendeter Aufführung den „Robert" hört, von der eminent dramatischen Wirksamkeit dieser Musik gepackt worden und das Außerordentliche dieser Erscheinung, sei es auch mit Widerstreben, fühlen müßte.*)

Dennoch ist Mendelssohn's Bericht über den „Robert" nur eine harmlose Bemerkung im Vergleich zu der kritischen Bartholomäusnacht, welche Schumann 1837 gegen die Hugenotten ausführte, deren Componist nach Schumann's Versicherung gar nicht mehr zu den Künstlern, sondern zu Franconis Kunstreitern zu zählen sei. Mit dieser an die militärische Procedur des „Infamcassirens" erinnernden Kritik hat Schumann, der sonst ein milder, oft allzu milder Richter war, ein unheilvolles Beispiel gegeben. Denn seither galt es als Zeichen classischen Geschmacks und ward Mode in allen deutschen Musikkritiken und musikalischen Handbüchern, Meyerbeer wie einen Verbrecher zu behandeln. Welch' reiche Erfindungskraft und unvergleichlicher Kunstverstand dazu gehören, um Opern, wie die Meyerbeer'schen, zu schaffen, davon scheinen die Herren keine Ahnung zu haben.

Es fällt mir nicht ein, hier eine Lobrede auf Meyerbeer zu halten, aber das Eine, dächte ich, sollte der Componist Robert's und der Hugenotten wenigstens erreicht haben, daß seine Landsleute — sei er ihnen sympathisch oder nicht — mit einigem Respect von ihm reden. In demselben wegwerfenden oder empörten Ton pflegen unsere Componisten und Kritiker über alle italienischen und französischen Opern zu urtheilen, welche großen Erfolg erzielen. Die vielgerühmte deutsche Bescheidenheit, welche die Vorzüge der fremden Nationen so willig anerkennt, erscheint bezüglich dieses Punktes in einem sehr schielenden Licht. Wir leugnen doch nicht, daß verschiedene Himmelsstriche und Lebensweisen auch verschiedene Eigenthümlichkeiten in den Temperamenten, Anlagen und Kunstfertigkeiten der Nationen hervorbringen. Auch in ein und derselben Kunst verschiedenartig sich abzweigende Talente. Jedermann weiß, daß die Deutschen für das ganze große Gebiet der Instrumentalmusik eine eminente und specifische Begabung besitzen, daß sie in diesem Gebiet als Meister, beinahe als Alleinherrscher dastehen. Franzosen und Italiener erkennen dies rückhaltslos, wie die großen Concerte von Pasdeloup und des Conservatoriums in Paris, die Instrumental- und Kammermusiken in den italienischen Hauptstädten beweisen mit ihrem fast ausschließlich deutschen Repertoire. Warum nicht unsererseits anerkennen, daß die specifische Begabung für Opernmusik, das Talent, musikalisch von der Bühne zu wirken, im Allgemeinen unter Italienern und Franzosen verbreiteter und stärker sei als bei uns? Den Deutschen charakterisirt die Innerlichkeit des Gemüthslebens, den Italiener die kräftig an die Oberfläche tretende Empfindung. Welcher dieser Vorzüge eignet sich mehr für dramatische Musik? Die italienischen Melodien sind plastischer, greifbarer, einprägsamer, als die deutschen, deshalb für dramatische Wirkung günstiger. Den unverwelklichen Kranz deutscher Opern,

*) Ich glaube, daß Chrysander einmal eine ähnliche Bemerkung in seiner Musikzeitung gemacht hat; doch sind mir die Behelfe nicht zur Hand.

welche alles Französische und Italienische überragen, kenne ich sehr gut und brauche mich wol nicht erst gegen den Verdacht zu schützen, als unterschätzte ich das Gute der deutschen Opernmusik. Nur das Moment der specifischen Begabung sollte hier berührt werden und zwar mit dem dringenden Wunsche, es möchte dieser Vorzug der romanischen Völker deutscherseits etwas weniger unterschätzt oder geleugnet werden; desgleichen der zweite Vortheil: ihre sichere Handhabung der Bühnentechnik.

Die Deutschen haben seit Mozart (der als Operncomponist doch in gewissem Sinne der letzte große Italiener heißen darf) nur drei eminent dramatische Talente aufzuweisen, Weber, Meyerbeer und Wagner, welchen sich allenfalls, in gemessenem Abstand, Marschner und Lortzing anreihen. Diese Männer haben sich von Anfang an und vollständig der Oper gewidmet, wie dies auch die Operncomponisten der Italiener und Franzosen thun. Im Gegensatz dazu schrieben und schreiben noch immer Hunderte von deutschen Componisten Opern, mit Mühe und Fleiß, aber ohne specifisch dramatisches Talent und ohne Kenntniß der Bühne, ja oft sogar ohne jedes warme Interesse für das Theater. Diese Tondichter, welche, allenfalls nach glücklichen Erfolgen im Gebiet der reinen Instrumentalmusik, sich nebenbei auch in der Oper versuchen (wie dies jedem deutschen Kapellmeister unerläßlich gilt) sind dann regelmäßig sehr erstaunt, wenn ihre Opern theilnahmlos gehört und bei der dritten Vorstellung achtungsvoll bei Seite gelegt werden. Es lärmt dann ein förmliches Aufgebot der Empörung in den vaterländischen Musikkritiken über den „verdorbenen Geschmack" unseres Publicums, während in Wahrheit meistens die neuen deutschen Opern die verdorbene Waare sind und das Publicum keineswegs den italienischen oder französischen Stempel dem deutschen, sondern das wirksame Bühnenstück dem matten, effectlosen vorzieht.

Auch was an den schlechten Opern des Auslandes unserm Publicum gefällt, ist eigentlich das Gute: die starke, sinnenfällige Wirkung, das unmittelbar fortreißende dramatische Temperament. Wenn man in alten Musikzeitungen blättert, so erstaunt man über die wegwerfende Mißachtung oder impertinente Herablassung, mit welcher Rossini's, Donizetti's, Auber's reizendste Sachen bei ihrem Erscheinen in Deutschland beurtheilt wurden. Wäre es nicht einsichtsvoller und ehrlicher, zu gestehen, daß keiner unserer deutschen Componisten im Stande ist, eine so liebenswürdige, lebensvolle Oper zu schreiben, wie der Barbier, Cenerentola, der Liebestrank, Don Pasquale, Fra Diavolo, Der schwarze Domino ꝛc.? Dieselbe wüthende Journal-Opposition herrscht in unserer Epoche gegen Gounod und Verdi, deren beste Sachen trotzdem in Deutschland, wie überall, dem Publicum lebhafte und anhaltende Befriedigung gewähren. Man mache gegen diese Componisten alle ihre zahlreichen Schwächen geltend, gestehe aber auch, daß Gounod und Verdi unter den gegenwärtigen Operncomponisten (den ganz apart stehenden R. Wagner immer ausgenommen) die talentvollsten sind. Ihnen reihe ich in seinem engbegrenzten Buffogenre ohne Bedenken Offenbach an, was Talent und Theaterkenntniß betrifft. Die deutsche Oper hat seit „Tannhäuser" und „Lohengrin", also nahezu einem Vierteljahrhundert (etwa mit Ausnahme der noch wenig verbreiteten „Meistersinger") nichts hervorgebracht, was eine nachhaltige, starke Wirkung geübt hätte. In der deutschen Theaterdichtung, der poetischen wie musikalischen, ist fast Alles entweder Gold oder Kupfer. Das Silber, so unentbehrlich für das tägliche Bühnenleben,

fehlt. Es ist ungleich häufiger in Italien und Frankreich, wo die Schriftsteller und Componisten zweiten Ranges ungleich bessere Theaterstücke liefern, als die etwa gleichrangirten Deutschen, ja mitunter (wie wir an dem Beispiel Schumann's, Schubert's, Mendelssohn's gesehen) bessere als unsere ersten Genies. Von den deutschen Opern, die in den letzten zwanzig Jahren erschienen, hat meines Wissens keine auch nur einen Act aufzuweisen, der an melodischem Reiz und dramatischem Effect mit dem zweiten oder dritten Act aus „Faust," mit dem dritten der „Traviata", dem zweiten des „Ballo in maschera, dem ersten der „Mignon", rivalisiren könnte. Das mag betrübend sein, aber es ist so. Mögen diese fremden Opern immerhin von unseren Bühnen verschwinden, sobald uns das moderne Deutschland Gelungeneres bietet; bis dahin aber schmähe man nicht unaufhörlich das Publicum, welches ganz eigentlich „faute de mieux" Gefallen an ihnen findet. Man schelte es nicht als bloße „Ausländerei" und „Modethorheit", was jenen französischen und italienischen Opern eine willkommene Aufnahme in den Theatern Deutschlands bereitet.

Es ist ein großer, in unserer deutschen Musikwelt festgenisteter Irrthum, daß die Aufnahme deutscher Opern principiell hintertrieben werde, während französische und italienische Novitäten von vornherein bevorzugt seien. Ich will die Geduld des Lesers hier nicht mit statistischen Tabellen ermüden, welche ein andermal Platz finden können, sondern ihn lediglich auf einen beliebigen Jahrgang der Musikzeitung „Signale" verweisen, welche die in Deutschland, Italien und Frankreich neu componirten Opern ziemlich vollständig zu verzeichnen pflegt. Daraus kann man erstens entnehmen, daß es nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der ausländischen Opernproduction ist, welcher bei uns recipirt wird, und zweitens, daß in Deutschland weit mehr neue deutsche Opern als neue italienische oder französische zur ersten Aufführung kommen. Die Masse der in einem Jahrzehent in Italien producirten neuen Opern ist geradezu enorm, die in Frankreich sehr ansehnlich. Aus dieser Zahl werden verhältnißmäßig sehr wenige und nur solche in Deutschland aufgeführt, welche von bereits berühmten Componisten herrühren und einen großen Erfolg aufzuweisen haben. „Faust" von Gounod, „Mignon" von Ambr. Thomas, kamen in Deutschland erst zur Aufführung, nachdem sie in Paris weit über hundert Wiederholungen erlebt hatten. Hätte eine deutsche Novität in Berlin oder Wien hundert Vorstellungen, oder auch nur fünfzig nacheinander erlebt, so würden alle anderen deutschen Bühnen sich gewiß noch eiliger um sie bewerben. Nicht daß sie aus Paris stammen, sondern daß sie durch einen ungeheuren Erfolg erprobt sind, bringt Opern wie „Faust" auf unsere Bühnen.

Wäre die Gier nach Italienischem und Französischem hier wirklich so groß, wie die deutsche Presse gern behauptet, so hörten wir längst eine Anzahl fremder Opern, deren daheim sehr angesehene Componisten hier nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Selbst die Beliebtheit der erfolgreichsten südländischen Componisten hat in Deutschland eigentlich nur wenigen ihrer Werke Eingang verschafft. Auf dem Repertoire des Wiener Hofoperntheaters befinden sich von Verdi's fünfundzwanzig Opern nur vier (Trovatore, Hernani, Maskenball und Rigoletto); von Ambr. Thomas, fünfzehn Opern zwei (Mignon, Hamlet), von Gounod's neun Opern zwei (Faust, Romeo). Wenn eine blinde Vorliebe für die Namen dieser Componisten herrschte, müßten die Zahlen ganz anders aussehen; wohlgemerkt handelt es sich hier obendrein um die gefeier-

teſten Componiſten; ihre zahlreichen Collegen zweiten Ranges ſind in Deutſchland ſo gut wie ignorirt. Hingegen iſt die Zahl der neuen deutſchen Opern, die alljährlich in Deutſchland zur Aufführung kommen, eine ſehr ſtattliche; das Verzeichniß der in den letzten zwanzig Jahren in Deutſchland aufgeführten deutſchen Opernnovitäten iſt rieſig. Der Unterſchied iſt nur, daß die meiſten franzöſiſchen und italieniſchen Opernnovitäten ſich durch ihre Wirkung auf dem Repertoire erhalten, alſo bleiben, während die Deutſchen in der Regel keinen Erfolg haben, alſo raſch verſchwinden. Daran müſſen doch die Compoſitionen ſelbſt ein wenig ſchuld ſein. Auch was man von den mächtigen Reclamen für ausländiſche Producte vorbringt, iſt irrig. Sie genießen in Deutſchland keine andere Protection, als den vorausgegangenen nachhaltigen Erfolg in europäiſchen Hauptſtädten. Was Reclame betrifft, ſo haben gewiſſe Opernnovitäten von Berlin, Stuttgart, München, Leipzig und Köln (ich will keine Namen nennen) die großartigſte Unterſtützung von dieſer modernen Fee genoſſen. Aber die meiſten dieſer vom Localpatriotismus bejubelten Opern werden ſchon in der nächſten Stadt, welche den Verſuch damit macht, ſehr kalt aufgenommen, ja ſelbſt in der glücklichen Vaterſtadt pflegen ſie ihren erſten Triumph nur kurze Zeit zu überleben. Solche Erfahrungen ſollten unſere deutſchen Componiſten doch endlich geneigt machen, ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rath zu gehen und nicht immer die Schuld ihrer Mißerfolge auf Andere zu wälzen. Es giebt ein ſicheres Mittel, die Opern von Verdi, Gounod, Thomas und Offenbach aus Deutſchland zu vertreiben: wir brauchen blos beſſere oder eben ſo gute zu machen. Wie dankbar und glücklich unſer Publicum iſt, wenn ihm eine gute deutſche Novität geboten wird, das beweiſen die Opern von R. Wagner, die ſich über keine ausländiſchen Rivalen zu beklagen haben. Sie ſind eben (mag man noch ſo viel gegen ſie auf dem Herzen haben) Werke eines ſpecifiſch dramatiſchen und mit großer Bühnenkenntniß arbeitenden Talentes. Das iſt — um zum Ausgangspunkt unſerer Betrachtungen zurückzukehren — eine Ausnahme in Deutſchland. Zur Regel ſollte aber allmälig die Einſicht werden, daß man ohne ein ausgeſprochenes dramatiſches Talent und ohne Bühnenkenntniß beſſer daran thut, keine Opern zu ſchreiben. Wagt man es, dieſe Wahrheit gelegentlich einer neuen deutſchen Oper irgend eines „vaterländiſchen Talentes“ offen auszuſprechen, ſo verfällt man unbarmherzig dem Schein der Liebloſigkeit. Darum habe ich dieſe Bemerkungen an die Oper eines „Unſterblichen“ geknüpft, der ſie nicht mehr hören kann und wenn er es könnte, in ſeinem unantaſtbaren Reichthum leicht verſchmerzte. Der Grund, warum Schumann's „Genovefa“ nicht lebensfähig iſt, reicht weit über die Perſönlichkeit dieſes großen Meiſters hinaus und wurzelt tief in der eigenthümlichen Natur der Deutſchen und ihrer Muſikanlagen.

Aus den Vogesen.

Der Hohneck im Schnee.

Die Vogesen werden voraussichtlich in den nächsten Jahren vom alten Reich aus fleißig besucht werden. In der kurzen Zeit, welche seit der Einheimsung der neuen Reichslande verflossen, ist die Zahl der Touristen bereits erheblich gestiegen; sie sieht einer bedeutenden Steigerung noch entgegen, und der Vogesenclub, der seine Sectionen über das ganze Land erstreckt, wird das Seinige dazu beitragen. Der Centralstock des ganzen Höhenzugs ist ein Bergkamm, dessen Höhe zwischen 1274 und 1366 M. schwankt, eine hochförmige Einschnürung in der Höhe von 1000 M. abgerechnet. Nach der höchsten Kuppe, dem Gebweiler Belchen, 1426 M., finden wir hier gerade die höchsten Berggipfel in den Vogesen.

Vor jenem hat diese Gegend unendlich viel landschaftlichen Reiz voraus. In ihrer Mitte und Alles ringsum überragend ist der Hohneck 1366 M. in der 90 Nummern zählenden Liste, welche Kirschleger in seinem vortrefflichen Werke aufführt, der zweite.

Zu diesen Höhen, welche bis in den Juni einen alpinen Charakter haben, gelangt man durch eine ganze Reihe von Thälern, welche dort ihren Ausgangspunkt haben aus dem Leber- oder Markircher Thal durch das Orbeyer Thal, durch das Münsterthal, durch das Rusfacher Thal, durch das Gebweiler Thal und durch das St. Amarinthal.

Unser Ausflug war mehrfach wegen des ungünstigen Wetters aufgeschoben worden, endlich aber blieb keine Zeit zu verlieren, wenn wir noch einige Monate vor den ersten Touristen diese Gegend besuchen wollten, um ihre ganze Pracht in Schnee und Eis zu genießen. Samstag den 22. März, sobald nur das Kaiseressen vorüber, brach ich mit der ausgezeichneten Karte des Münsterthals von Jean Belsch und reichlichem Mundvorrath versehen auf, in Begleitung eines elsässischen Freundes, der seines Zeichens ein Botaniker, die Vogesen so gut kennt, daß wir eines Führers nicht weiter bedurften. Der Abendzug brachte uns schnell nach Colmar und von dort nach Münster, wo wir die Nacht zu bleiben hatten.

Von der Landschaft war wenig zu erkennen; nur der Kundige konnte, bei der Fahrt in's Münsterthal Dreiähren, Hof-Landsberg, Hohneck und Wasserburg, Reisberg und Kahle Wasen unterscheiden, welche rechts und links vom Thal sich am Abendhimmel abgrenzten.

Während wir nun im Storchen zu Münster schlafen, will ich den Leser mit dem Schauplatz unsers Ausflugs ungefähr bekannt machen. Der oben erwähnte Höhenzug verläuft von Nord nach Süd bis zum Rothenbach, wendet sich dann östlich unter einen Winkel von 70° bis zum Kahlen Wasen (Strohberg oder kleiner Belchen) 1274 M. und fällt dann plötzlich um 500 M. ab. Der erste Schenkel dieses Winkels (vom Reisberg bis zum Rothenbach) mißt etwa 20 Kilometer; der zweite (vom Rothenbach bis zum Kahlen Wasen) etwa 20 Kilometer. Die Fecht, welche in gerader Richtung das Münsterthal durchströmt und bei Colmar in die Ill fließt, geht vom Scheitelpunkt des Winkels aus und verläuft ungefähr in der Halbirungslinie. So viel zur Orientirung.

Am andern Morgen um vier Uhr früh weckte uns der Hausknecht. Wir waren bald zum Aufbruch gerüstet. Ueber den Straßen lag noch dunkle

737

Nacht; nur im Rathhause brannte eine Gasflamme. Mühsam fanden wir uns in dem kleinen, winkelichen Städtchen zurecht. Wir gewannen jedoch den nördlichen, höher gelegenen Theil und betraten die neue zum Theil von dem Hause Hartmann erbaute Bergstraße, welche über das Joch der Schlucht nach Wälschland führt. Sie zieht sich auf der Nordseite des Mönchbergs im Kleinthale in sanfter Steigung und in ihrem obern Theile in bedeutenden Windungen dahin. Der frische Morgenwind verscheuchte die letzten Schatten des Schlummers von unseren Schläfen. Im Morgengrauen traten die zerstreut liegenden schmucken, weißgetünchten Häuser, die Nußbäume mit ihren majestätischen Wipfeln und hoch über uns die Schneegipfel der Berge immer deutlicher hervor. Denn wenn wir in der Ebene auch seit sechs Wochen den schönsten Frühling hatten, hier genügte ein Blick in die Höhe, um uns den Winter zurückzurufen. Zur Rechten rauschte der Sultzernbach mit seinen ungestümen Bergwassern dahin, eine Reihe Eschen und Weiden folgt seinem schlängelnden Lauf und diente uns als Wegweiser; denn der erste Theil unserer Aufgabe war stromauf zur Quelle des Sultzernbachs zu dringen Bald blieben rechts und links Bretzel und Weyer, zwei Vorstädtchen von Münster, liegen. Wir durchzogen das Dörfchen Stockwihr mit seinen Fabriken, den schmucken Häusern und den Obstgärten und kamen an der Kilbol an, wo der Sultzernbach links den Kleinthalbach aufnimmt. Hier scheidet sich der Weg: links führt er über Ampfersbach nach Frankenthal, gerade aus an der Kirche vorbei, directer als die Bergstraße nach der Schlucht, und rechts, auf der Bergstraße nach Sultzern. Wir wählten unserm Plan gemäß den Weg rechts am Rebberg entlang, der jetzt freilich nur Nußbäume trägt. Das Thal verengt sich und drängt alle seine Schönheiten zusammen. Eine warme, balsamische Luft strömte uns entgegen. Das Thermometer zeigte 15° R. Bald erreichten wir das alterthümliche Sultzern mit den hohen Giebeln, an denen Psalmensprüche zu lesen sind, mit seiner modernen Industrie und seiner alterthümlichen Kleidertracht. Hier sahen wir das erste menschliche Wesen, einen Greis, der jedoch in Anbetracht der frühen Morgenstunde das Nationalcostüm noch nicht angelegt hatte. Weniger um uns zu belehren, fragten wir ihn nach dem Grünen See. Der Alte war noch nie dagewesen und schätzte die Entfernung auf gut Glück auf eine „gute Stunde", die sich dann zu drei „guten Stunden" erweiterte.

Eine lange Häuserreihe zieht sich den Lauf des Berges entlang in den Hintergrund des Thales. Die Häuser heißen „Die Insel". Die neue Bergstraße zweigt sich links ab, um zur Schlucht zu führen. Wir gingen gelassen aus. Jeder Schritt entrollte ein neues, immer schöneres Panorama vor unserm Der Weg stieg nun stärker an und wurde steinig. Die Aecker verschwanden gegen weitgedehnte Wiesen, die sich in kleine Seitenthäler erstreckten. Von allen Seiten rauschten die Frühjahrswasser, oft auch unterirdisch, unter unseren Füßen. Die Berge thürmten sich vor uns. Gespenstisch lauerten die sonderbarsten Felsmassen, Felstrümmer, Steingeröll, erratische Blöcke mit verschiedenfarbigen Moosen und Flechten pantherartig überzogen, schienen uns den Weg versperren zu wollen. Wir befanden uns in der frühern Gletscherregion: ein wahres Golgatha von Steinen, deutlich erkennbarer Stirnwelle und Gandecken. Hier, so erzählt die Sage, verbargen sich die flüchtigen Hugenotten, hier in ödester Wildniß hatten sie nach langen Jahren ein Plätzchen gefunden, wohin menschliche Unduldsamkeit ihnen nicht mehr folgte, um ihren Glauben zu bedrängen. Der anfangs noch kenntliche Weg verschwand unter

dem zunehmenden Felsgerölle und mannshohen Farrenkräutern mehr und mehr, bis er sich vollständig verlor. Nur ungefähr noch konnten wir die ursprüngliche Richtung einhalten, da die launischen Steinblöcke uns fortwährend zu mühsamen Umgehungen zwangen. Ein Wald hundertjähriger Tannen nahm uns auf. Wir betraten das erste Schneefeld. Die Temperatur war auf 9° gesunken, der Himmel dicht bewölkt. Kein Laut ließ sich vernehmen; nur das Bergwasser rauschte unendlich laut. In der Ferne rief der Uhu. Von einem Wege war keine Spur mehr zu erkennen. Knietief wateten wir langsam im Schnee. Brusthohe Steinwälle, die hier üblichen Dorfmarkungen, mußten überklettert werden. Der Wald schien sich zu lichten; wir meinten den Luftkreis bereits durchschimmern zu sehen. Es war aber Schnee und nichts als Schnee, was wir erblickten, und erst nach langer, mühseliger Wanderung sahen wir zu unserer großen Freude, daß der Bergbach canalartig durch kolossalle Ufermauern eingeengt war; wir konnten nicht mehr weit von dem Föhrenweiher sein, aus dem das Wasser hervorfließt.

Und so war es. Der Föhrenweiher, durch einen mächtigen Steindamm von dem Thale abgeschlossen, lag vor uns. Eine dicke Eisdecke mit eingefrorenen Steinen überzog ihn. Wir lagerten uns auf der Höhe, genossen das wilde Panorama, stärkten uns durch eine erste auf unsern Mundvorrath gezogene Tratte und brachen dann auf. Der Föhrenweiher ist wenig bekannt; im Sommer, der Zeit also, welche Touristen in diese Gegenden führt, ist sein Spiegel so unbedeutend, daß er mit dem Grünen, Schwarzen und Weißen See keinen Vergleich aushält. Er ist vom Grünen See durch einen hohen Bergrücken, den Gärtlesrain, getrennt. Dieser mußte nun erklommen werden. Ringsum lag der Schnee metertief. Das Einfachste blieb immer, quer über die Eisdecke zu gehen, um den Zugang zu einem sanft ansteigenden Seitenthal des Gärtlesrain zu gewinnen. Die dünne Schneeschicht, welche das Eis des Weihers bedeckte, zeigte frische Spuren von Holzschuhen, so daß der Uebergang keinerlei Gefahr bot. So schritten wir also neugestärkt über die Eisfläche dahin, nachdem wir uns mit langen Stecken ausgerüstet hatten, die uns auf den weiten Schneelagern gute Dienste leisten sollten. Das Seitenthal, welches wir alsdann erklommen, ist das Bett des Sultzernbachs, vor seinem Eintritt in den Föhrenweiher. Der Schnee lag oft über zwei Meter tief, und unter ihm rauschte das Bergwasser. Die oberste Schneeschicht hatte durch das abwechselnde Thauen bei Tage und Frieren bei Nacht in eine bei Kruste verwandelt, die unseren Füßen einigermaßen Widerstand leistete. Wasser Der Himmel klärte sich etwas auf; für einen Augenblick trat die Sonne hervor links und beleuchtete die wunderbar schöne Schneelandschaft. Während man mit bei heiterm Wetter von diesen Höhen aus (1200 Meter) einen Fernblick bis zum Melibokus, Jura, den Berner Alpen und weit über Nanzig hinaus hat, war jetzt der Horizont weit enger. Eine Kette von Schneegipfeln zog sich ringsum und stach gegen den Frühling im Thal eigenthümlich ab. Während wir den Anblick im Schnee sitzend genossen, zeigten sich Rothkehlchen, Raben und eine zierliche Bachstelze. In nächster Nähe waren im Schnee Spuren eines Wildschweins. Plötzlich bemerkten wir zu unseren Füßen eine Unzahl von Schneeflöhen (Desoria); wir fingen eine Menge ein und beachteten nicht, daß die Sonne wieder hinter die Schneewolken getreten war. Aus dem Thal krochen dichte Nebel zu uns herauf und mahnten uns zu den Aufbruch. Als wir uns erhoben, waren wir in so dicke Nebelmassen eingehüllt, daß wir dicht neben einander gehen mußten, um uns nicht zu ver-

lieren. Wir mußten um so vorsichtiger marschiren, als wir noch ohne allen Weg waren und die Orientirung auch ohne den Nebel schwer gewesen wäre. So erreichten wir langsam den Kamm des Berges und wandten uns links über den Heidenranft dem Grünen See zu. Ab und zu trat die Sonne in ihrer ganzer Pracht aus dem Wolkenschleier; wir durften aber nicht stehen bleiben und am allerwenigsten uns umwenden, weil wir zu leicht die Richtung geändert hätten. Dann stellenweise, wo der Bergrücken dem Wind und der Sonne besonders ausgesetzt war, trat das kahle Erdreich hervor, das von uns keine Fußspuren hinterließ. Endlich hatten wir den Grünen See zu unseren Füßen. Er hat eine Oberfläche von circa 30 Hektaren und ist, wie der Föhrenweiher, vom Hause Hartmann, welches die Bergwässer in seinen Fabriken benutzt, eingedämmt und zur Regelung des Wasserausflusses mit Schleußen versehen. Die Felswände des Sees sind 300 Meter hoch. Wie wir am Föhrenweiher zu den Wänden emporsahen, so blickten wir am Grünen See von der Höhe zum Spiegel hinab.

Nunmehr hatten wir den ersten, und wie wir leider irrthümlich annahmen, den schwersten Theil unserer Wanderung zurückgelegt. Wir waren auf der Höhe des Kammes angelangt und hatten auf derselben bis zum Hohneck zu bleiben. Von dort sollte der Abstieg nach Münster erfolgen. Wir wandten uns jetzt südlich. Den Kamm entlang läuft die deutsch-französische, früher elsässisch-lothringische Grenze, von Entfernung zu Entfernung durch hohe, regelmäßig zugehauene Steinblöcke markirt. Diese Linie bildete unsern Weg 12 Kilometer weit bis zum Hohneck. So lange wir die Grenzsteine im Auge behielten, war ein Abirren vom Wege nicht zu befürchten. Der Nebel aber, der zeitweise den ganzen Luftraum erfüllte, zeitweise zu unseren Füßen einherzog und die Aussicht freier ließ, störte uns einigermaßen. Oft mußte Einer von uns am Grenzstein stehen bleiben und den Andern zur nächsten Marke vorausschicken, weil dieselbe mit dem Auge nicht zu erreichen war. So rückten wir eine Zeitlang nur langsam vor. Alle Mühen wurden aber durch die Sonnenblicke reichlich vergolten, die den Nebel von Zeit zu Zeit ablösten. Zum Glück war uns Schneegestöber erspart. Von Sultzern führt ein Weg über eine jochförmige Senkung des Rückens nach dem französischen Dorfe Le Valtin, der im Sommer viel benutzt wird. Im Frühjahr und Herbst, zur Zeit des Nebels und der Schneewinde ist er gefährlich. Wir hatten einen Steinblock fälschlich für eine Grenzmarke angesehen. Die Sonne leuchtete gerade und mit einer unendlich trostlosen Empfindung lasen wir auf dem Stein, daß an jener Stelle vor Jahren Bruder und Schwester im Anfang April (wir waren noch Ende März) von Nebel und Schnee überfallen worden sind und elendiglich umkamen. Der Fall ist häufig genug. Als wir zwei Stunden später auf der „Schlucht" Halt machten, wußten uns die Leute noch mehrere Beispiele zu erzählen, wie man im Mai und Juni wenn der Schnee fort ist, Gebeine von Unglücklichen findet, die von den Füchsen angenagt sind und nur noch an den Kleiderüberresten erkannt werden können. Der vom Schnee gänzlich verwehte Weg nach Le Valtin war nur durch Pfähle angedeutet, die mehr oder minder tief im Schnee standen. Diese Höhen (über 1250 M. im Durchschnitt) sind ganz kahl. Erst nach halbstündiger Wanderung kamen wir an Zwergbuchen, die sich mit ihren abenteuerlichen, gespenstischen Gestalten krüppelhaft vor dem herrschenden Nordwestwind gebeugt hatten. Aber auch bei dem Zwergwachholder ging die Astentwickelung in der Richtung des Normalwindes, ja die Rauschbeere und d s

fahle Gras sahen wie gefegt aus und bildeten einen natürlichen Compaß. Gegen die weite Schneefläche, die wir bisher durchwandert hatten, machten diese Waldanfänge fast einen erfreulichen Eindruck, wenn ihre ganze Erscheinung nicht trostlos kümmerlich gewesen wäre. Mein Gefährte schnitt einen dünnen Buchenstamm durch, und sogar die Jahresringe zeigten auf der Windseite eine starke Aneinanderdrängung und nur an der Windabseite ihre normale Entwickelung. Dabei lag der Schnee stellenweise noch sehr tief.

Von Zeit zu Zeit hängte sich die Nebelmasse wie ein dichter Vorhang vor unsere Blicke, und es war nur ein günstiger Zufall, daß wir am „Wurzelstein" nicht vorübergingen, ohne ihn zu bemerken. Es ist das ein gewaltiger Fels, der hart an einem unermeßlichen Abgrund an der Ostseite des Kammes steht, natürliche Stufen zeigt, die sein Ersteigen ermöglichen und so bei klarem Wetter einen wunderbaren Fern- und Tiefblick gestatten. Bei dem traurigen Wetter, welches uns nicht verließ, und der unendlichen Mühseligkeiten unserer Wanderung mußten wir von dem gefährlichen Erklimmen des Felsblockes absehen. Der Volksglaube versetzt in diese Gegend die Sabbatfeier der elsässischen Hexen, und bei der ungewissen nebelhaften Beleuchtung gehörte nicht viel Phantasie dazu, in den buckligen, gekrümmten Buchen, Hexen mit ihrem herkömmlichen Besenstiel zu erkennen. Die Rauschbeere und das „Ninihämele", beide im Munde des Volkes übelangeschrieben, finden sich an dieser Stelle überaus reichlich. Doch näherten wir uns merklich einem Rastpunkte. Eine halbe Stunde und wir mußten das Joch der „Schlucht" erreichen. Der Bergrücken senkt sich bereits deutlich. Dickflockiger Schnee fiel nun auf uns herab, die Schneefläche, auf der wir langsam, bei jedem Schritt knietief einsinkend daherschritten, verschwamm mit der schneegefüllten Atmosphäre in eine Art Kugelfläche, die mit uns einherrollte. Kolossale Felstrümmer in allerlei Gestalt, oft dutzendweise wie Pfefferkuchen über einander gepackt, sperrten uns den Weg und zwangen uns, die Grenzsteine für einen Augenblick außer Acht zu lassen. Die Bäume hingen voller Judenbart, der fußlang mit seinen zottigen Spitzen den Schneeboden erreichte. In langen Lagen zog sich das Lungenmoos am Stamm der Bäume hin. Die Aeste hatten sich unter dem Schneedruck gesenkt und waren mit ihren Enden tief im Schnee vergraben. Es war ein trauriges, skrophulöses Gesindel. Am Fuße der Stämme lagen Eiskrusten, krystallisirter Schnee, Firn. Das Bewußtsein allein, einem vorläufigen Ziele nahe zu sein, konnte uns den beschwerlichen Marsch erleichtern. In der That fiel der Boden ziemlich jäh ab. Der „alte Montabey" trennte uns allein noch von der „Schlucht". Zwischen Felsen stiegen wir froh ca. 150 M. hinab und hatten das zum Schutz gegen die Unbill der winterlichen Witterung rings mit Bretern verschlagene Chälet links, die Fuhrmannsherberge — die im Winter die einzige an dieser Stelle ist — gerade vor uns. Wir athmeten von Neuem auf, als wir dieses langersehnte Ziel erreicht hatten. Ein Wagenschuppen gestattete uns eine kleine Toilette zu machen, denn unser gegenwärtiger Aufzug paßte nicht einmal zur Kärrnerstube.

Im Innern des Hauses empfing uns eine wohlthuende Wärme. Wir ließen unsere müden Glieder auf den harten Holzbänken nieder und bestellten unser „Diner". Diesen Namen verdiente es; ja es dünkte uns prachtvoller als das Kaiseressen vom vorigen Tage. Die Wirthschaft genießt mit vollem Recht eines guten Rufes. Außer Suppe, Fleisch, Braten bot man uns Forellen; der Beaujolais mundete vorzüglich. Das Gespräch mit den Wirths-

leuten zog sich, ohne daß wir es gewahr wurden, in die Länge. Was hatten wir uns aber auch nicht Alles zu erzählen. Der erste, und wie wir leider irrthümlich meinten — schwierigere Theil der Excursion lag hinter uns. Der Wirth rieth uns, bei der nun uns bevorstehenden Ersteigung des Hohnecks die Schmugglerpfade, die ja im Schnee deutlich genug ausgetreten sein mußten, zu benutzen. Um halb zwei Uhr waren wir im Wirthshaus angekommen, und es war drei Uhr geworden — viel zu spät — als wir wieder aufbrachen.

Wir hatten die südliche Richtung unseres Marsches auf dem Gebirgskamm einfach bis zum Gipfel des Hohnecks fortzusetzen; alsdann galt es eins der Thäler westlich zum Abstieg nach Münster, unserm Ausgangspunkte, zu wählen. Der Hohneckkopf liegt wenig mehr als 200 M. höher als die Schlucht; die Ersteigung hätte also nicht besonders schwer sein sollen. Aber sei es, daß wir ermüdeter waren, als wir glaubten, oder daß die Schneemassen, über welche wir zu gehen hatten, locker waren, kurz, es warteten unser unsägliche Schwierigkeiten. Der Weg bis zum Berggipfel, den wir in späterer Jahreszeit in nicht ganz einer Stunde zurücklegten, kostete uns mehr als zwei Stunden und den Rest unserer Kräfte. Der Tag ging auf die Neige. Die Sonne brach immer seltener durch den Nebelschleier. An der Frankenthaler Schlucht erprobten wir das grandiose Echo, dann hatten wir für weniger als einen Augenblick auf dem Berggipfel einen wundervollen Rundblick, und mit der Herrlichkeit unserer Excursion war es vorbei. Was nun folgte waren die traurigsten und gefahrvollsten Mühseligkeiten. Wie mit einem Schlage standen wir in undurchdringlichstem Nebel. In unheimlicher Weise krochen die Nebelmassen von französischer wie von deutscher Seite zu uns herauf; die Finsterniß nahm bedrohlich zu; an ein Einhalten des ursprünglichen Planes war nicht mehr zu denken.

Und doch mußten wir mit all' dem Schönen zufrieden sein, das uns geboten worden war. Wir hatten die schönen französischen Seen, Retournemer und Longemer, zu unseren Füßen gesehen; ein Blick, vielleicht freilich ein halber Blick, war uns bis in die Schweiz, weit nach Lothringen und bis zum Melibokus vergönnt gewesen. Nun aber hieß es mit aller Ruhe des Geistes von den vielen zur Wahl ausliegenden Uebeln das ungefährlichste zu nehmen. Die Schmugglerpfade, deren Benutzung man uns so dringend anempfohlen hatte, erwiesen sich als ganz unbrauchbar. Stellenweise war der Schnee buchstäblich niedergetreten, die Pfade kreuzten sich, aus allen Richtungen herbeiführend; die Stätte mußte einem wahren Schmugglersabbat gedient haben. Zum Glück konnten wir uns orientiren. Wir standen hoch, hoch über der Schlucht des Wolmsabaches, der in seinem fernern Lauf zur Fecht und mit dieser nach dem Dorf Metzeral und weiter nach Münster selbst führt. Ein Verirren — das war unser Trost — war unmöglich; es galt nur, nur, drei bis fünf Stunden lang in der Finsterniß dem Lauf eines Bergbachs über Felsengeröll zu folgen.

Unser Entschluß war schnell, ohne weitere Verabredung, gefaßt. Der jähe Abhang war durch tiefe Schneemassen, deren Oberfläche zu Eis gefroren war, zu einer verhältnißmäßig sanft abfallenden schiefen Ebene ausgeglichen. Wir setzten uns, und mit unseren Stöcken steuernd, fuhren wir mit einer freilich unerwünschten Geschwindigkeit in die Tiefe hinab, hörten tief unter uns das Rauschen des Wolmsabaches, kamen aber unversehrt unten in seinem felsigen Bette an. Durch den jähen Rutsch hatten wir eine

kostbare Zeit gewonnen. Wir standen wieder auf unseren Füßen, wir hatten festen Boden unter uns, dunkle Tannen glichen das Licht des Schnees aus, der Bergbach rauschte, daß wir uns nur schwer verständigen konnten; aber unser Weg lag ja klar vor uns gezeichnet da. Wir hatten nur dem Bach zu folgen. Wir thaten es auch, wir gingen mit unseren hohen Stiefeln sogar im Bette selbst, da zur Seite ein Pfad nicht zu ermitteln war. In der nächsten Stunde ging uns der Zeitbegriff ganz verloren. Trotz der genauesten Karten ist es uns lange nachher, wo die Angst des Augenblicks längst geschwunden war, nicht möglich gewesen für die langen Strecken des durchmessenen Weges bestimmte Zeitlängen anzusetzen. Eine schauerliche Finsterniß hielt uns umfangen, und gefahrvolle Partien, die uns Minuten, Minuten freilich schrecklichster Angst kosteten, mögen uns den Eindruck von Viertelstunden hinterlassen haben. Wir kletterten im Bett des Bergbaches, bis sein Toben uns vor Wasserfällen warnte; wir klommen die felsigen Ufer empor und krochen Schritt für Schritt tastend an den Tannen entlang, bis die Finsterniß uns wieder in's Flußbett hinabdrängte. Das Wasser wurde so tief, daß wir das Bett wieder verließen; eine Art Pfad schien uns eine wahre Rettung; wir folgten ihm, bis er in einem zerfahrenen Schlitterweg mit zickzackartigem, ungemein ermüdenden Abfall verlief. Tief unten schien sein letzter Ast deutlich abgezeichnet. Um jeden Preis mußten wir ihn erreichen. Wir stiegen einen Abhang voller Felsgeröll hinab, das sich mit uns in Bewegung setzte, mit uns rollte und rutschte, und als wir den Schlitterweg wieder erreicht zu haben meinten, war es das glänzende Bett des Bergbaches. Wir empfanden die tödlichste Mattigkeit in allen Gliedern; von freien, ruhigen Gedanken keine Spur mehr; mechanisch, resignirt im äußersten Grade, nein völlig gleichgiltig, abgestumpft setzten wir den Weg fort. Oft saßen wir bewußtlos still, als wäre jede weitere Anstrengung unnütz; und wieder, ohne ein Wort der Verständigung — das Toben des Wolmsabaches hätte es unmöglich gemacht — erhoben wir uns und traten den Marterpfad wieder an. Wie oft wir fielen, läßt sich gar nicht sagen; wir fielen wie leblose Massen, wie die Steine, die mit uns rollten, ohne die geringste Absicht uns zu schützen; und das war unser Schutz. Die Schlucht schien sich endlich thalartig zu erweitern, die Seitenberge dehnten sich und verloren sich im Nebel. Wir fanden unter unseren Füßen einen ausgefahrenen, löcherreichen, steinbesäeten Weg. Vor uns schien eine Wiese zu liegen. Wir kamen an unbewohnten Sennhütten vorbei. Ueber Allem aber lag ein solcher Nebel, daß man an der Wirklichkeit der Eindrücke zweifeln konnte. Die Knöchel knickten uns vor Uebermüdung zusammen. Ich weiß nicht, welche Zeit verflossen war, seit wir das letzte Wort gewechselt hatten. Der erste wirkliche Gedanke, dessen ich mich klar entsinne, war die Erinnerung an einen Rath, den der in den Vogesen viel bewanderte verstorbene Kirschleger (Guido de Botaniste) den Touristen giebt, in den Sennhüten nämlich die Miene eines Straßburger Regierungsbeamten aufzustecken. Dieser Gedanke mag längere Zeit der einzige gewesen sein, der mich erfüllte und dabei so unklar erfüllte, daß ich jetzt, wo die Sennhütten verödet lagen, mir der traurigen Ironie gar nicht bewußt wurde. Ohne jede Spur von Muth, ohne die leiseste Regung wirklicher Muthlosigkeit, schritten wir apathisch, mit Märtyrermiene, neben einander her. Wir mußten übrigens, nach den immer unbedeutender werdenden Terrainfalten zu urtheilen, die Sohle des Thals erreicht haben. Trotz des Nebels erkannten wir, daß eine weitgedehnte Wiesenfläche vor uns lag.

Ja, auch ferne Lichter tauchten auf, anfangs unsicher, bald aber deutlicher; bewohnte Häuser konnten uns nicht mehr allzu fern sein. Wie ging mir das Herz auf bei dem Gedanken an eine hell erleuchtete, wenn auch noch so armselige Hütte, mit Menschengesichtern. Eine fast zornige Regung keimte in meinem Innern empor, als ich jetzt zum ersten Male erkannte, wie thierisch stumpf mein lieber Gefährte zu meiner Seite einherging. Das Rauschen des Wassers zwang mich, ihm etwas laut in die Ohren zu rufen, ob wir auf die Lichter nicht zugehen wollten. Aber ob ich auch wiederholt und schließlich etwas entrüstet die Frage wiederholte, er ging maschinenartig weiter und schien die Lichter absichtlich nicht sehen zu wollen. Ich glaube, in meinem Innern bereitete sich ein gewaltthätiger Entschluß vor; ich weiß nicht, in welcher Weise sich meine kolossale nervöse Erschlaffung ergangen haben würde, als es in meinen Ohren tönte: Irrlichter. Ich habe nie Irrlichter gesehen und an ihr Vorhandensein nur mäßigen Glauben gehabt; jetzt aber, wo uns nach so unsäglichen Drangsalen auch noch Irrlichter, Sümpfe, Ertrinken drohten, überrieselte mich doch ein gelinder Schauer. Wir stürmten auf dem Wege fort; wir hatten uns untergefaßt — ich weiß nicht seit wann — und bei der Ungleichheit des Weges war das kaum eine Erleichterung. Da — steht plötzlich dicht vor uns, so nahe, daß man es mit den Fingern zerdrücken, mit dem Munde ausblasen kann, ein Irrlicht, mitten im Wege vor uns. Ehe wir noch einen Entschluß fassen konnten, trat es auf uns zu — als eine ganz gewöhnliche, nur etwas schmutzige Laterne, hinter der ein Arm sich befand, an der ein Bauernbube stand, der uns dumm genug anschaute. Kurz und gut, es waren Froschfänger, er wie die andern Irrlichter. Wir erfuhren bei der Glegenheit nur — und nie hat mir die Stimme eines rohen Bauernburschen süßere Melodien aufgewogen — daß wir dicht am Dorfe Metzerall, also etwa zwei Stunden vor Münster waren. Der Weg bog links, und wie ein Nebel glitt es von unseren armen abgehetzten Gemüthern, wir sahen uns seit langer Zeit wieder einmal in's Gesicht; ich glaube, wir erkannten uns; wir schritten vorwärts, und ehe wir noch die Winkel der Dorfstraße erreichten, wechselten wir Worte, die uns den Alp von der Brust nahmen. Jeder Schritt entrückte uns von der Schreckensstätte; jeder Schritt brachte uns in unmittelbarere Nähe mit Haus, Hof, Vieh und Menschen. Ein tiefer Seufzer rang sich aus unserer Brust; wenn wir nicht so unendlich müde, so trostlos abgespannt gewesen wären, hätten wir vielleicht laut aufgeweint.

Doch das Schwerste war überwunden. Wir hatten nur noch zwei Stunden auf chaussirtem Wege zurückzulegen. Vorher aber hatten wir Metzerall, mit seinem Wirthshaus zur Sonne, mit den Nationalcostümen, mit den altpatriarchalischen Sitten, dem guten Bier, dem Münsterkäs. Und der erste Anblick, der sich uns im altberühmten Wirthshaus bot? Eine Quelle, die durch die Außenwand in's Zimmer floß, mit der Ueberschrift: „Wer kein Geld hat, den lab' mein Brunnen." Das fehlte noch! Gott sei Dank, hatte unsere Ausfahrt von unserm Gelde weniger absorbirt, als von manchem Andern. Es gab also Bier, Eier, Käse. Der Imbiß stand sicher in genauem geometrischen Verhältniß zu all' der durchlebten Mühsal. Neu verjüngt verließen wir die Stätte; nach zweistündigem Marsch, lange nach zehn Uhr, befanden wir uns wieder „im Storchen" im Münster, und nach kurzer, aber kräftiger Ruhe führte uns der erste Frühzug gen Straßburg.

Dr. Völkel.

Aus meiner Praxis.

Von Dr. Julius Buchheister.

Ganz unverhältnißmäßig viel seltener als bei Männern kommt die Trunksucht bei Weibern vor. Das weibliche Geschlecht hat, schon durch seine Erziehung, in allen Ständen und Schichten der Bevölkerung viel weniger Gelegenheit als die Männer, dem Genuß geistiger Getränke sich hingeben zu können. Das angeborene Schicklichkeitsgefühl desselben verhindert solche rohe Ausschweifungen und Ueberschreitungen des Anstandes, wie sie von Männern beim Trinken begangen werden.

Wenn Männer Harm, Kummer, Sorgen und Unannehmlichkeiten zu ertragen haben und nicht im Stande sind, entweder durch einen festen Charakter oder durch höhere Bildung den auf sie einstürmenden Dämonen erfolgreichen Widerstand zu leisten, so greifen sie nur zu häufig zur Flasche, zuerst nur in der Absicht, sich zu betäuben, später aber aus reiner Leidenschaft zum Trinken selbst. Wenn das Weib Unglück und schwarze Stunden zu bestehen hat, so sucht es Trost bei Freundinnen, oder weint sich aus, oder hat mit seiner Häuslichkeit und den Kindern und oft auch mit dem fassungslosen Mann so viel zu thun, daß es vor lauter kleiner Geschäftigkeit oft eigentlich gar nicht zu sich selbst kommt. Wie häufig sieht man es nicht, besonders in den unteren Ständen, daß bei Unglücksfällen, bei ernsten Krankheiten das Weib der wahre Mann im Hause ist, daß das Weib alle Mühe und Sorge, alle durchwachten Nächte auf sich zu nehmen hat, während (so häufig) der Mann, theils schon durch sein Geschäft, außerhalb des Hauses gefesselt, theils auch gar zu gern dem Jammer im Hause zu entgehen trachtend, Trost unter seinen Genossen, in seiner Weise bei der Flasche sucht.

Um so widerwärtiger berühren aber einen Jeden jene Fälle, in welchen der Gegenstand, das Opfer der Trunksucht ein Weib ist; denn dann tritt gewöhnlich eine Schamlosigkeit zu Tage, die das ganze Wesen des Weibes umkehrt und gerade durch ihren Gegensatz zum „ewig Weiblichen" einen so betrübenden Eindruck hervorruft.

Ich hatte vor Jahren Gelegenheit, einen solchen Fall weiblicher Trunksucht, noch dazu bei einer Frau, welche in den besten äußeren Verhältnissen lebte, zu beobachten, den ich hier kurz mittheilen will.

Es war an einem glänzenden, sonneschimmernden Frühlingsmorgen, als eine junge Dame hastig zu mir in's Zimmer trat und mich ersuchte, so bald als möglich zu ihrer Herrin, Mrs. Ginson, kommen zu wollen. „Herr Dr. N", sagte sie, „ist unser Arzt und da derselbe, wie Ihnen bekannt sein wird, verreist ist, bin ich in seinem Hause mit der Bestellung an Sie verwiesen. Wenn Sie es irgend einrichten können, Herr Doctor, haben Sie die Güte, gleich mit mir zu gehen. Ich bin Gesellschafterin bei der Mrs. Gin-

son, allerdings erst seit kurzer Zeit, und habe noch nie einen solchen Anfall gesehen, wie denjenigen, welchen Madame heute Morgen erlitten hat!"

„Welcher Art ist denn der Anfall, mein Fräulein?"

„Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist — als ich heute Morgen gegen acht Uhr in das Zimmer der Madame trat, fand ich sie vor ihrem Bett auf dem Fußboden liegend, mit leichten Zuckungen des ganzen Körpers. Ich bin sofort zum Dr N. geeilt und von dort zu Ihnen."

Wir langten bald in der Wohnung der Mrs. Ginson an, einem reizenden Landhause in der Vorstadt, welches mir schon immer aufgefallen war wegen der geschmackvollen Einfachheit des Baustils und des unverkennbaren Reichthums, welcher sich in der ganzen Anordnung des Gartens und Besitzes aussprach.

In einem elegant meublirten Schlafzimmer lag auf einen kostbaren Teppich hingestreckt die Gestalt einer Frau, die, über die Mitte des Lebens hinaus, sich im Anfang der fünfziger Jahre befinden mußte, nur bekleidet von der dürftigsten Nachttoilette. Schwer athmend lag sie da, das rothe, gedunsene Gesicht mit geschlossenen Augen nach oben gekehrt — so recht das Bild, als ob sie dem Ersticken nahe wäre.

„Zuvörderst wollen wir Ihre Herrin auf ihr Bett legen, mein Fräulein", sagte ich. „Wie kommt es denn überhaupt, daß Sie Madame in diesem Zustand hier haben liegen lassen?"

„Ich weiß selbst nicht, Herr Doctor, wie ich vergessen konnte, das Nothwendigste für sie zu thun — ich war so heftig erschrocken, daß mein erster Gedanke nur war, baldigst einen Arzt zu rufen — ich glaube, ich habe Niemandem im Hause etwas gesagt und bin nur so aus dem Hause fortgestürzt."

„Wollen Sie nun die Füße der Madame nehmen, so werde ich sie oben aufheben, um sie auf diese Weise am bequemsten auf ihr Bett legen zu können."

Mit vieler Mühe hoben wir die ziemlich schwere Frau in die Höhe und fast hätte ich sie fallen lassen, als ich, mich über sie beugend, um sie aufzuheben, mein Gesicht dicht ihrem Munde nähernd, den warmen Geruch des kräftigen englischen Branntweins, des Genevers, verspürte! Kaum hatten wir sie nothdürftig auf ihr Lager gelegt, als ich mich ganz nahe über sie beugte und nun jeden Zweifel über den räthselhaften Krankheitsanfall durch den Geruchssinn beseitigen konnte.

„Ihre Herrin ist vollständig betrunken!" sagte ich zu der neben mir stehenden und mich ängstlich mit Theilnahme für ihre Herrin anblickenden Gesellschafterin.

„Herr Doctor!" rief diese aus und sah mich mit einem halb zweifelnden, halb entrüsteten Blick an, als ob sie sich vergewissern wollte, ob ich nicht etwa an diesem Morgen zu viel getrunken hätte. „Mrs. Ginson trinkt nie — wenigstens in den paar Monaten, in welchen ich um sie war, habe ich nie etwas dergleichen beobachtet."

„Was hat Mrs. Ginson denn heute Morgen schon genossen?" fragte ich.

„Nichts als ihren Thee, den sie sich des Morgens ganz früh in's Bett bringen läßt."

„Wo ist der Theetopf?"

„Dort steht er noch auf dem Tischchen vor dem Bett."

Ich ergriff den zierlichen Theetopf, öffnete ihn und roch hinein. Er

mochte vielleicht hin und wieder Thee enthalten haben — jetzt enthielt er weiter nichts als einen kleinen Rest Genevers.

„Riechen Sie!“ sagte ich zu der jungen Gesellschafterin.

Mit einer Miene des Ekels setzte das junge Mädchen den Theetopf hastig auf den Tisch.

„Sie sehen also, daß Ihrer Madame weiter nichts fehlt, als daß sie zu viel getrunken hat. Lassen Sie sie zuvörderst schlafen und geben Sie ihr, wenn sie zu sich kommt, regelmäßig von der Mixtur, welche ich ihr verschreibe!“

Als ich am nächsten Morgen wieder kam, fand ich Mrs. Ginson in ihrem Lehnstuhl sitzend, bedeutend bleicher als am vorigen Tage. Sie mußte früher sehr schön gewesen sein, ihr Gesicht hatte das eigenthümlich Angenehme, welches so häufig bei älteren englischen Damen gefunden wird.

Nachdem ich die nöthigen ärztlichen Fragen nach ihrem Befinden abgethan hatte, reichte sie mir plötzlich die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor, daß Sie so rasch zu mir, der Ihnen gänzlich Fremden gekommen sind. Meine Gesellschafterin hat mir mitgetheilt, daß mein Hausarzt verreist sei. Derselbe kannte meine Anfälle und wurde derselben wegen in der letzten Zeit von meiner frühern Gesellschafterin, welche sie eben so genau kannte, mich aber leider ihrer Verheirathung wegen verlassen hat, nie mehr bemüht, weil mir ja dann nichts weiter nöthig ist, als daß man mich ruhig ausschlafen läßt.“

Ich kann wol sagen, ich fühlte mich einigermaßen betroffen über die Ruhe und Gleichgiltigkeit, mit welcher Mrs. Ginson über ihre Trunkenheit mit mir sprach, als wenn es ganz Gewöhnliches wäre und gleichsam zu dem Leben einer Dame gehöre. Ich konnte mich deshalb nicht enthalten, zu ihr zu sagen: „Ich habe Ihre jetzige Gesellschafterin von der Natur und Ursache Ihrer Anfälle unterrichtet, so daß sie sich bei dem nächsten Mal wol nicht wieder so ängstigen wird, wie bei diesem für sie ersten.“

Es mußte etwas mehr Bitterkeit in dem Ton meiner Stimme gelegen haben, mit welchem ich diese Worte äußerte, als ich eigentlich wollte, denn Mrs. Ginson sah mich etwas überrascht an und sagte plötzlich: „Ich kann es Ihnen nicht verdenken, Herr Doctor, daß Sie sich wundern, wie ich so ruhig über diese Anfälle mit Ihnen spreche und mir durchaus keine Mühe gebe, sie vor Ihnen beschönigen oder ableugnen zu wollen. Glauben Sie nur nicht, daß ich häufig so viel trinke, wie am gestrigen Tage — es war gestern die absichtliche Betäubung einer schmerzhaften Rückerinnerung, des Tages, der mir mein Einziges, mein Liebstes nahm, was ich auf der Welt hatte — es war der Todestag meines Sohnes, meines Henry!

„Ich will Ihnen erzählen, wie ich dazu gekommen bin, die Weiblichkeit ganz außer Augen zu setzen; wie ich hin und wieder zu dem berauschenden Spiritus meine Zuflucht nehme, um mich hinweg zu setzen über Erinnerungen, deren ich nicht Herr werden kann.

„Ich bin eine geborene Engländerin. Mein Vater, ein früherer Schiffscapitain, hatte sich schon seit langen Jahren zurückgezogen und lebte von einem durch glückliche Speculationen rasch erworbenen bedeutenden Vermögen. Als gewöhnlicher Schiffscapitain war er den geistigen Getränken sehr zugethan und hatte ja auch als Engländer nicht nöthig, fürchten zu müssen, mit dieser seiner Leidenschaft irgendwo Anstoß zu erregen. Ich weiß nicht, wo ich es gelesen: die Engländer seien die Nation der Trinker. Der Ausdruck ist

entschieden nicht übertrieben. Denken Sie nur an die englischen Mahlzeiten und Gesellschaften, bei denen es überall Sitte war und auch meistens noch ist, daß nach aufgehobener Tafel die Damen sich zurückziehen, um die Herren ungestört der Flasche überlassen zu können. In welchem Zustand wir Damen dann oft nach solchem Bankett unsere Männer, Brüder oder Geliebten sahen, brauche ich Ihnen nicht zu schildern, es machte ihnen auch Niemand einen besondern Vorwurf daraus, da es ja nur höchstens ein Zeichen war, daß sie Dem, was ihr Wirth ihnen vorsetzte, alle mögliche Ehre angethan hatten. Daß mein Vater sich zu seinen Gesellschaften hauptsächlich solche Genossen heranzog, welche gleich ihm es für die höchste Aufgabe ihres Lebens hielten, das „merry old England" mit manchem Toast aus großen Bumpers, gefüllt mit schwerem Wein, zu begießen, war selbstverständlich, und daß es mir nicht auffiel, wenn die Köpfe nach solchem Trinkgelage für die Füße zu schwer wurden und ihren eigenen Weg stolpern wollten, war eben so natürlich.

„Unter den Genossen meines Vaters war ein Schiffscapitain, Ginson, der meinem Vater besonders gefiel, der sein eigenes Schiff fuhr, in dem Rufe stand, ein ausgezeichneter Seemann zu sein, und dem nichts vorzuwerfen war, als daß er, etwas roh und oberflächlich, sehr viel trinken konnte — aber sonst alle Eigenschaften eines Engländers besaß, welche ihn berechtigten sich für einen Gentleman zu halten.

„Mein Vater hatte mich, seine einzige Tochter, diesem Mr. Ginson zur Frau bestimmt und da ich gewohnt war, daß in den Kreisen, in welchen ich lebte, die Heirathen immer mehr oder weniger als ein Uebereinkommen zwischen den Eltern der zu Vermälenden oder zwischen dem Vater und dem künftigen Schwiegersohn abgemacht werden, so überraschte es mich gar nicht, als eines schönen Tages mein Vater mir mittheilte, Mr. Ginson habe bei ihm um meine Hand angehalten und sei sein Antrag angenommen worden. Wir wurden nach kurzer Zeit verheirathet. Ich führte ein fast ganz selbstständiges Leben, da mein Mann sehr bald nach unserer Verheirathung eine längere Seereise unternahm und erst nach Jahresfrist heimkehrte. Unsere Ehe blieb in den ersten Jahren kinderlos. Fast gegen Ende des dritten Jahres wurde mein Henry geboren. Von Anfang an ein schwaches Kind, trat bei ihm in den nächsten Jahren eine so außerordentliche Reizbarkeit und Hinfälligkeit ein, daß mein Arzt mir rieth, das nächste Mal, wenn mein Mann eine längere Seereise in tropische Gegenden unternehme, ihn mit dem Kinde zu begleiten, da er erwarte, daß die kräftige Seeluft ihm außerordentlich wohl thun werde.

„Im Frühjahr des nächsten Jahres schifften wir uns ein und mit Freuden sah ich, daß schon nach einigen Monaten eine gesunde Farbe die Wangen meines Sohnes bräunten, und die unglaubliche, nervöse Reizbarkeit sich von Tag zu Tag minderte. Wir waren mit dem Wetter sehr vom Glück begünstigt, hielten uns lange Zeit in dem schönen Klima Chile's auf, besuchten die verschiedensten Gegenden der Erde und wollten nun endlich am Ende des zweiten Jahres von China her nach Hause zurückkehren, da es Zeit wurde, Henry, der mittlerweile acht Jahre alt geworden war, zur Schule zu schicken.

„Die Ladung und Verproviantirung des Schiffes verzögerte sich länger als wir dachten, so daß wir erst einige Wochen später, als wir wollten, Hongkong verlassen konnten und mit Recht fürchten durften, unterwegs viel von Windstillen leiden zu müßen, da ungefähr zu der Zeit, zu welcher wir von dort wegsegeln konnten, der Wechsel des Monsums eintrat und ja zu dieser

Zeit häufige Windstillen mit Stürmen und unregelmäßigen Winden abwechseln.

„Wir kamen indessen glücklich um das Cap der guten Hoffnung herum, wurden sogar von dem dort so häufigen und eigentlich zur Umschiffung desselben gehörenden Stürmen ganz verschont und verfolgten guten Muths und mit der Aussicht auf eine nun schon nach Wochen zu zählenden Heimkehr nach England unsern Weg nordwärts.

„Die schlimmste Strecke hatten wir allerdings noch zu erwarten. Wir näherten uns ja mit jedem Tage mehr der Region, die mit Recht von allen Segelschiffen so sehr gefürchtet wird, der Region der Windstillen und bald waren wir denn auch mitten darin. Der bisher so stetige Wind wurde unregelmäßig — es traten Augenblicke ein, in welchen er bald ganz schwieg, sich bald wieder etwas erhob und das Schiff nur wenig Fortgang mehr durch das Wasser machte. Bald schlief auch der letzte Rest Wind ein und noch ein paar Stunden weiter standen wir ganz still, ohne auch nur einen Windhauch mehr zu verspüren.

„Es ist etwas Schreckliches um diese Windstillen in den tropischen Gegenden! Glühend brennt die Sonne fast unausgesetzt zwölf Stunden herunter von einem meist unbewölkten Himmel, kein Luftzug, auch nur der mindeste, kühlt den vor Hitze fast verschmachtenden Körper — wie eine glänzende, bleifarbig schillernde Masse liegt die ruhende See, glitzernd vom Sonnenschein; unter dem doppelten Sonnenzelt ist die Hitze noch am erträglichsten, aber doch unerträglich. Aber wie entsetzlich, wie drückend ist die Luft, die in der engen Cajüte den Eintretenden empfängt! — Die schweren Segel an den Masten aufgespannt, um auch nur den leisesten Hauch eines Lufthauches aufzufangen, hängen schlaff herunter, als ob sie nie im Stande gewesen wären, sich voll und prall vor dem lustigen, frischen Winde aufzublähen; hin und wieder schlagen sie mit ihren Segelstangen schwerfällig an die ächzenden Masten, denn ruhig ist der Ocean doch nicht, obgleich er glatt wie Oel daliegt. Weit, weit draußen weht ja der herrliche Wind und das dort unter seinem belebenden Einfluß erregte Wasser wird lebendig und theilt seine Bewegung dem schlafenden Theile mit; große, lange, außerordentlich sanft auf und nieder wogende Wasserberge heben und senken schläfrig das Schiff. So viel als möglich ist das ganze Verdeck durch Sonnenzelte geschützt und wo das nicht geschieht, schmilzt das Pech in den Fugen und sind die Eisentheile fast nicht mit der Hand anzufassen. Träge schleichen die Minuten und Stunden und träge schleichen die Menschen, wenn sie die wenigen Schritte von einem Ort des Schiffes zum andern zu thun haben, und Jeder schaut aus, ob es denn noch nicht irgend einem verirrten Luftzug einfallen könnte, das verzauberte Schiff, wenn auch nur um ein paar hundert Schritt, weiter zu bringen — aber vergebens! Alles ist todt, Alles bleibt still und ohne Lebensluft! Nur im Wasser selbst herrscht reges Leben. Die fliegenden Fische hüpfen aus dem Wasser hervor und fliegen so weit ihre leicht eintrocknenden Brustflossen es ihnen gestatten; die Armen! sie treibt die Angst vor den nachstellenden Feinden. Von Zeit zu Zeit taucht die dreieckige Rückenflosse des Verhaßten, des Feindes aller Seeleute, des Menschenhaies, aus dem Wasser auf und huscht über die Oberfläche hin! Sein Anblick macht für einen Augenblick die schläfrigen Augen des Matrosen aufleuchten und wenn sich einer besonders nahe an das Schiff wagt, wird die große Angel hervorgesucht und ein Stück Speck bereit gehalten, um wo möglich ihn seinem Element zu ent-

ziehen, ihn, der ja nur mit Sehnsucht und Raubgier darauf wartet, ob nicht irgend ein Unglücklicher so ungeschickt ist, über Bord zu fallen, um ihm dann für ewig das Wiederaufgefischtwerden unmöglich zu machen!

„Wir lagen schon zwei ganze Tage und waren nicht von der Stelle gerückt — unsere Stimmung zu beschreiben ist unmöglich! Achtundvierzig Stunden sind entsetzlich lang, wenn man jede Minute an gar nichts Anderes denkt, als daß man hofft, die nächste werde endlich den langersehnten Wind bringen!

„Es war am Morgen des dritten Tages und wir gerade bei unserm Thee in der Cajüte sitzend und zum hundertsten Mal die Hoffnung aussprechend, ob nicht endlich Wind kommen würde, als plötzlich vom Verdeck der lebhafte Ruf erscholl: „ein Hai, ein Hai!" Zu gleicher Zeit hörten wir auf dem sonst so stillen Verdeck lebhaftes Rufen und schnelles Hin- und Herlaufen der Matrosen. Wir eilten so rasch wir konnten auf das Verdeck, um noch so viel als möglich von dem aufregenden Schauspiel zu genießen. Wir kamen gerade zur rechten Zeit hinauf. Ein riesiger Hai hatte an der ausgeworfenen Angel sich festgebissen und wurde von den Matrosen mit Anstrengung aller Kräfte an Bord gezogen. Wie wehrte sich das Thier! Es peitschte mit seinem mächtigen Schwanz das Wasser zu Schaum und schlug mit solcher Kraft gegen die Schiffswandung an, als ob es die schweren, eichenen Planken mitten durchbrechen würde! Es half ihm sein Ringen alles nichts. Der Haken hielt fest und die Leine riß nicht und höher und höher kam er aus seinem Lebenselemente hervor und schwächer und schwächer wurde seine Bewegung. Endlich war er über die Reeling hinübergeholt und wurde auf das Verdeck niedergelassen. Von Zeit zu Zeit zuckte der riesige Körper zusammen und von Zeit zu Zeit hob sich der Schwanz mit furchtbarer Kraft und schmetterte auf das Verdeck nieder. Die Haie haben ein zähes Leben und außer ihrem furchtbaren Gebiß eine fast eben so zu fürchtende Waffe an ihrem Schwanz. So lange der nicht vom Rumpf getrennt war, war nicht daran zu denken, den Hai vollends zu tödten, um nachzusehen, ob er nicht irgend etwas verschlungen hatte, was der Mühe werth war, aufbewahrt zu werden, um sein schönes Gebiß ihm zu rauben und einen Theil seiner Wirbelsäule herauszuschneiden, um später einen glänzenden, weißen Spazierstock daraus zu machen — Alles Beschäftigungen, die eben nur vorgenommen werden, um die tödtlichste Langeweile, wie sie uns gefangen hielt, einigermaßen aufzuheben.

„Mein Henry stand neben mir und sah mit der Lebhaftigkeit eines aufgeweckten, achtjährigen Knaben dem ganzen Vorgange mit außerordentlichem Interesse zu.

„Wir standen, wie ich glaubte, in sicherer Entfernung und konnten den uns unschädlichen Anstrengungen des gequälten Thieres, sich frei zu machen, mit Ruhe zusehen.

„Endlich nahte sich dem kämpfenden Thiere ein muthiger Matrose mit der scharf geschliffenen Axt, um durch einen gut ausgeführten Hieb das gefährliche Schwanzende vom Rumpf zu trennen. Unwillkürlich traten wir einen Schritt näher heran — der Matrose haut zu; in demselben Augenblick macht der Hai eine leichte Bewegung — der Hieb fährt an der Wirbelsäule vorbei in das Fleisch hinein und durch den Schmerz zur äußersten Kraftanstrengung gereizt, bäumt sich das Thier auf, zerreißt die ihn fesselnde Leine, schnellt sich gerade auf uns zu — und trifft mit einem fürchterlichen Hieb

mein theures Kind, das, von der Wucht des Schlages getroffen, sofort zu Boden stürzt und sich nicht wieder erhebt!

„Wir trugen den blutenden, leblosen Knaben in die Cajüte hinein. — Erlassen Sie mir, zu schildern, wie ich versuchte, wie ich Alles versuchte, um ihn zu retten, um ihn dem Leben wieder zu geben — es war Alles vergebens. Er war todt! Todt mein einziger Schatz auf Erden, todt das Wesen, für das ich lebte, auf das ich hoffte! — er, den ich mit unendlicher Mühe einem Jahre langen Siechthum entrissen und nun als blühenden, herrlichen Knaben verlieren mußte!

„Nach vierundzwanzig Stunden begrub ich meinen Sohn in der See, mit ihm Alles, was mich an das Leben gefesselt hatte.

„Mein Mann war mir nie eine Stütze gewesen, er war ein Trinker. Er hatte, so viel er dessen fähig war, mit Liebe an Henry gehangen — er suchte sich in seinem Schmerze zu betäuben und trank mehr als zuvor — und wenn ich ihn dann manchmal so dasitzen sah, durch den reichlichen Genuß des Gins abgestumpft für jeden Schmerz, in unendlicher Gleichgiltigkeit die Stunden an sich vorüberziehen lassend — da kam auch mir der Gedanke, es mit demselben Mittel zu versuchen, ob es nicht besser wäre, nichts zu denken, als immer nur den einen Gedanken zu haben an all' den Jammer, an all' das freudenlose Leben, an all' die vernichteten Hoffnungen und die lange graue Zukunft, die ohne Sonnenblick vor mir lag! Es gelang mir!

„Und als mich erst einmal der Genuß des Branntweins in seinen Banden hatte, da sah ich ein, wie wahr Shakespeare sprach, als er sagte: „O thou invisible spirit of wine, if thou hast no name to be known by, let us call thee devil!" — Ich kann von Zeit zu Zeit dem Genuß des Branntweins nicht widerstehen — ich muß mich berauschen, mich besinnungslos berauschen, wie Sie mich gesehen, wenn die Furien der Erinnerung über mich kommen und mich zwingen, an die Sterbescene meines einzigen Henry zu denken! — Es ist ja das Entsetzliche beim Trinken, bei solchem Trinken, daß man nicht mehr Herr seiner selbst ist!"

Die Frau schwieg mit der Miene der äußersten Erschöpfung. Ich stand leise auf, reichte ihr schweigend meine Hand und ging.

Ich habe Mrs. Ginson noch lange in ihrem eleganten Wagen fahren sehen, als Arzt sie jedoch nie mehr gesprochen und wurde erst nach vielen Jahren durch eine Todesanzeige in den Zeitungen wieder an sie erinnert, in welcher mitgetheilt wurde, daß sie plötzlich verstorben sei.

Zwei Büsten.

Erzählung von **Hans Marbach.**

(Schluß.)

VI.

Die Worte des Professors, namentlich die letzte Warnung, hatten nicht verfehlt, einen gewissermaßen peinlichen Eindruck auf Ernst zu machen, obwol er den Mann verehrte und von seiner wohlwollenden Gesinnung überzeugt war. Aber sobald er wieder in der Gegenwart Coelestinen's und in dem sie umgebenden Kreise weilte, zerfloß der Nebel der Reflexion, von dem das strahlende Bild einen Augenblick vor ihm umdüstert war, und als er nun erst an die Ausführung seiner Arbeit ging, da war alles Denken und Ueberlegen vergessen und er gab sich ganz dem Schwelgen in der Erscheinung hin. Er war sich in wenigen Tagen klar bewußt geworden, was er machen wolle, und arbeitete mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die ihn selbst überraschten.

Sie waren während der Sitzungen allein. Von Zeit zu Zeit kam Siegmund in's Atelier, gab einige Witze zum Besten, lobte den Künstler, sagte seiner Frau Schmeicheleien, damit sie — wie er meinte — einen recht freundlichen Gesichtsausdruck erhalte, oder er ordnete etwas an ihren Locken, weil er es gerade so haben wolle, oder er umfaßte sie und gab ihr Küsse. Ernst und Coelestinen wurde übrigens die Zeit nicht lang, auch wenn sie allein waren. Coelestine bewunderte die Kunstfertigkeit des Bildhauers und er bewunderte sein Original.

Ihre Unterhaltung stockte nie — selbst wenn sie schwiegen. Denn eben das ist das Wesen der Sympathie, daß sie nicht vieler Worte bedarf, um sich deutlich zu machen, daß Einer dem Andern immer auf halbem Wege entgegenkommt, ihn versteht, wenn er auch nur zum Theil sich ausspricht, ja, wenn er gar nicht spricht. Ein Blick, ein Lächeln, eine Bewegung, ja das bloße Bewußtsein, daß der Andere zugegen ist, genügt dem Einen, um ihn zu versichern, daß er in Allem, was er thut und denkt, vollständig begriffen, gebilligt ist.

Sie fühlten sich so vollkommen Eins, daß es Jedem schien, als wäre er ein Theil, und zwar der beste, vom Andern. Sie erfuhren durch einander, wer sie selbst waren und was sie besaßen und staunten nicht nur Jeder über den Reichthum des Andern, sondern auch über den eigenen.

Es war noch keine Leidenschaft, welche die Beiden ergriff, sie zu einander hinzog, sie mit unsichtbaren Banden umschlang und verkettete — es war die reinste, höchste Glückseligkeit.

Aber bekanntlich ist das irdische Glück leider kein Schlemihl, es schleppt immer seinen Schatten am Bein, und stünde die Sonne im Zenith und wäre der Schatten verschwindend klein — er ist da.

Und dieſer Schatten trat manchmal ganz unvermuthet in das glänzende Auge Coeleſtinen's und dann ſpiegelte er ſich in den klaren Blicken Ernſt's. Und wenn dieſer allein war und anfing nachzudenken, ſo wußte er, woher der Schatten kam.

Ernſt hatte in Siegmund den alten Bekannten wieder getroffen, der, bis auf das größere Wohlbefinden und den dazu gehörigen Embonpoint, ganz derſelbe geblieben war.

Alle die guten, angenehmen Eigenſchaften, die ihn früher zum beſten Kameraden gemacht hatten, beſaß er noch und ſie traten um ſo unverhüllter zu Tage, als ihn jetzt nichts mehr bedrückte. Nur hatten ſie ſich nicht entwickelt. Die Eigenſchaften waren keine Kräfte geweſen, ſie hatten nichts geleiſtet, nicht einmal ſeine Individualität erweitert. Es war, als wenn ſich bei ihm nichts anſammeln könne. Sein Seelenleben glich einem klaren, glänzenden Bach, der ſich anmuthig und ſorglos durch's Grüne ſchlängelt, Gottes Himmel und die bunten Ufer heiter widerſpiegelt, mit Fiſchen und Kieſeln tändelt — aber es fehlte die Schleuße, die ihn anſchwellen ließ und nutzbar machte, um eine Mühle zu treiben, eine Wieſe zu befruchten oder Schiffe zu tragen. Das mag nun einem Bächlein ganz recht ſein, denn ſchließlich iſt das Waſſer nicht da, um benutzt zu werden — aber der Menſch bedarf einer Schleuße. Sie iſt es, welche aus ihm etwas macht, ihm Zwecke giebt und Wirkungen ermöglicht. Sie, die bei der großen Mehrzahl äußere Noth vertritt, bei den Beſſeren der eigene Wille und die prüfende Ueberlegung, ſie war bei Siegmund nicht vorhanden. Er nahm immerfort ein, aber er gab ſich immerfort wieder aus und hatte dazu auch ſtets Gelegenheit. Die fortwährende Geſellſchaft, in der er lebte und die allen ſeinen Einfällen ein günſtiges Ohr lieh; der wechſelnde Verkehr mit Menſchen auf Reiſen und in ſeinen kleinen geſchäftlichen Angelegenheiten; ſelbſt das Zuſammenſein mit ſeiner Frau, der er ſchuldig zu ſein glaubte, ihr in jedem Augenblick etwas zu ſein und zu ſagen, alles Das regte ihn ununterbrochen an und conſumirte ihn zugleich. Dazu kamen die Heiterkeit ſeines Temperaments und die Geſundheit ſeines Leibes, die ihn immer fähig machten, zu genießen; ſeine grenzenloſe Gutmüthigkeit, die ihm Niemand abzuweiſen geſtattete, ihn förmlich zwang, Jeden in den Bereich ſeiner Laune zu ziehen und ihm von ſeinem Vorrath an Behagen, er mochte wollen oder nicht, mitzutheilen; und endlich die in der That unerſchöpflich ſprudelnde Quelle ſeines Humors, die ſpielen zu laſſen ihm momentan die größte Genugthuung verſchaffte. Und dieſes ſtete Ausgeben, dieſes fortwährende rein perſönliche Wirken, dieſes ununterbrochene Reflectiren auf ſich ſelbſt, das bei mühſam arbeitenden und ſich concentrirenden Naturen vor der Bedeutung der erwachſenden Aufgaben verſchwindet — ließ ihn zu keiner objectiven Betrachtung der Dinge kommen; er wußte eigentlich gar nicht, was um ihn her vorging; er wußte auch nichts von ſeiner Frau — die er doch mit einer durch die tiefempfundenſte Dankbarkeit geſteigerten ſchwärmeriſchen Leidenſchaft liebte. Er liebte ſie ſo nach vierjähriger Ehe mit immer wachſender

Gluth — eben weil er sie nicht verstand, eben weil er dunkel fühlte, daß etwas an ihr ihm nicht eigen war, was jedem Andern, der es haben wollte, mehr gehörte.

Und das war Coelestinen's Bestes, die Welt ihrer Gefühle und Gedanken; es war der Schatz, den nur Der zu heben vermochte, der ihn mit allem Fleiß suchte, den er selbst aber nie erlangen konnte, weil er die Wunderblume nicht besaß, die Schätze entdeckt, diese Wunderblume, welche das Selbstvergessen heißt und die nur in dessen Hand wirksam ist, der zu schweigen versteht. Es lag wahrhaftig nicht an Coelestinen, daß ihr Mann sie nicht kannte. Sie hatte ihn hinleiten wollen zu dem geheimnißvollen Ort, der ihren Schatz verbarg, sie hatte ihm die ganze Pracht und Herrlichkeit entdecken wollen — er verstand sie nicht. Und hätte sie Alles verkünden können mit Engelszungen, er hätte sie nicht verstanden, denn er hörte nur sich. Sie war für ihn eben nur Das, was er aus ihr machte, um seinen Bedürfnissen zu genügen, seine Wohlthäterin, sein Schönheitsideal, seine Vertraute, sein Trost, seine Gefährtin, sein Weib. Aber sie war ihm nicht Das, was sie war. Er glich einem Kinde, das mit Diamanten spielt und sich an dem Gefunkel ergötzt und dem ein Stück Glas eben so viel Freude machen würde.

Alles Das sah Ernst. Er fragte sich, wie solche Verhältnisse bestehen könnten, die auf den ersten Blick von der Vorsehung so unzweckmäßig angeordnet zu sein schienen — und es überkam ihn ein Mitleiden mit seinem Freund, der einen solchen Reichthum besitze und nicht genieße. Coelestine bedauerte er nicht. Sie hatte ja eine ganze Schaar von Bewunderern um sich, die sich beeiferten, ihren Werth zu erkennen, und jetzt hatte sie Einen gefunden, der sie ganz zu würdigen verstand. Und wie hätte dieses Wesen auch nicht glücklich sein sollen, sie, die immer Sonnenschein war, deren Laune nie versagte, welche die Küsse ihres Gatten so zärtlich erwiederte und ihren Freunden nie eine frostige Willkommenhand bot? — Aber der Schatten in ihrem Auge? Ernst blickte oft in diese Augen und sah in ihrem tiefsten Grunde, unter dem Spiegel des Frohsinns und der Freude an der Welt, eine Thräne festgebannt — das weinende Lachen.

VII.

Die Büste war vollendet. Der kleine Kopf saß zierlich und frei auf dem Nacken und blickte, ein wenig seitwärts gewendet, gerade in die Welt. Ein einfach gefälteltes Gewand von antiker Form bedeckte die Brust bis an den Hals, die kräftigen, abgerundeten Oberarme waren entblößt.

Siegmund's Entzücken über die fertig werdende Büste war so groß gewesen, daß er bei seinen letzten Besuchen in der Werkstatt fast immer geschwiegen und nur zugesehen hatte. Wer das fertige Werk sah, war voller Lob. Man drängte Ernst, seine Arbeit auszustellen. Sie wurde allgemein bewundert und in acht Tagen war Ernst ein anerkannter Künstler. Man suchte ihn auf und überschüttete ihn mit Anfragen und Aufträgen.

„Du bleibst bei uns!“ rief Siegmund in seiner Ekstase. „Ich lasse Dich nicht wieder fort. In zwei Jahren bist Du ein gemachter Mann. Wer nur irgend ein paar marmorfähige Schultern hat, wird sie von Dir ausgehauen haben wollen, die Anderen riskiren wenigstens ihren Kopf. Du hast die schönste Auswahl von Relief- und Enfacenasen. Man wird Dir sitzen in jeder Positur, auf dem Kopf stehend, wenn Du's verlangst. Der König wird eine Puppe für sein Marmorfigurencabinet berühmter Männer von Dir haben wollen und ich liefere das obligate Distichon dazu. Die Fortschrittspartei, bei der nach jeder Parlamentssitzung die großen Männer aufschießen, wie die Pilze nach dem Regen, wird irgend einem volksentdemoralisirenden Struwelpeter von Dir ein Denkmal setzen lassen. Kohn bestellt eine Fontaine und Baruch Rosenthal läßt sich als Reiterstatue in Bronze gießen und seine Frau als Quadriga über dem Parkthore spazieren fahren. Das kannst Du Dir nicht entgehen lassen. Du mußt hier bleiben. Ich lasse Dir ein Atelier bauen. Ich weiß so nicht, wie ich meine Schuld gegen Dich abtragen soll.“

Ernst blieb — nicht weil ihm Siegmund wirklich ein Atelier bauen ließ, sondern weil es für ihn eine undenkbare Sache geworden war, daß er in Zukunft an einem andern Orte leben solle, als Coelestine. Es braucht wol nicht erwähnt zu werden, daß auch diese ihn bat, zu bleiben. Ernst hatte eine Heimat gefunden.

So lange ein Zustand provisorisch ist, sorgt man nicht viel, was daraus werden solle, weil er so oder so ein Ende haben wird. Ist aber dieses Ende erreicht, verwandelt sich der provisorische Zustand in einen dauernden, so tritt eine Prüfung ein, die oft das unerträglich findet, was vorher kaum als lästig, ja was als angenehm erschien.

Ernst befand sich nun auch festen Verhältnissen gegenüber, an denen nichts mehr zu rühren und zu rücken war, wenigstens nicht von außen; abgesehen vom Schicksal, welches wir ja nicht in den Kreis unserer Berechnungen ziehen, weil wir nichts davon wissen und nichts dazu thun können. Er sah vor sich ein langes gleichmäßiges Leben; der erste große Erfolg verbürgte ihm eine gesicherte Existenz und eine stetige Entwickelung. Und als er nun, im zunächst freudigen Gefühl der errungenen Sicherheit, die Zukunft überblickte und Alles erwog, was er in sich weiter bilden und entwickeln könne, da entdeckte er, daß sein tiefstes, innigstes Interesse, welches ihm wie das Fundament alles Weiterbauens erschien, daß sein Verhältniß zu Coelestinen allein keiner Entwickelung fähig war — wenn es nämlich so war, wie er es sich einbildete.

Es war aber nicht so, es konnte nicht so sein. Sie hatten eben Beide in ihrer Rechnung den Hauptfactor vergessen: die Zeit — die wie ein reißender Strom über die irdischen Dinge dahinfährt, Alles erfaßt, Alles umwälzt, Alles umformt, Alles vernichtet. Nur das Ideal steht in ewiger Klarheit und Unveränderlichkeit über dem brausenden Wirbel. Ernst hatte sich täuschen lassen von diesem Ideal, zu dem sein Künstlerauge unverwandt emporsah. Weil er es in erhabener Ruhe über sich erblickte, glaubte er selbst festzustehen.

Vor ihm lag die lange, dunkle Bahn der Zukunft. Er sah sich wandern, rastlos vorwärts strebend, und vor ihm schwebte eine Lichtgestalt, die ihm freundlich winkte, die er zu erreichen trachtete; doch wenn er ihre Hand erfassen wollte, so nahm er wahr, daß eine andere düstere Gestalt, die er vorher kaum bemerkt hatte, diese Hand umklammert hielt.

Warum gehört sie nicht mir?! Warum gehört sie dem, der sie nicht verdient?! Was drängt sich Der zwischen uns?! Was will er?!

Er empfand kein Mitleiden mehr für Siegmund. Er fühlte nur, daß eine heiße verzehrende Leidenschaft sich seiner bemächtigte und wußte nicht, was er beginnen solle. Er eilte vorwärts auf schmalem Pfade, rechts und links der Abgrund und vor ihm in der Ferne eine eherne Pforte, deren Thore verschlossen waren.

Sein Benehmen gegen Coelestine, seine Gespräche mit ihr änderten sich. Es genügte ihm nicht mehr, in den gewöhnlichen Stunden bei ihr zu sein; er suchte sie auf, so oft es nur anging und womöglich um allein mit ihr zu sein. Und war er mit ihr allein, so sprach er mit ihr von Liebe. Nicht von seiner Liebe zu ihr — es war als wenn sich diese von selbst verstanden hätte — sondern von der Liebe des Mannes zum Weibe, von jener unsagbaren, überirdischen, weltenschaffenden Macht, welche die Natur durchdringt, wie eine All-Seele.

Coelestine hörte ihm zu; sie sprach wenig, aber ihr ganzes Wesen war entzückt.

Manchmal störte Siegmund ihre Unterhaltung; gewöhnlich platzte er mit irgend einem Bonmot lachend in's Zimmer, wie ein Sturzbad. Es kam vor, daß er Ernst mit dem Finger drohte, wobei er fast verschämt lächelte: „Du, Du! Ich glaube Du machst meiner Frau den Hof. Ich werde noch eifersüchtig werden.“ Und dann drückte er ihm die Hand und umarmte seine Frau und war im Innern ganz glücklich, daß Jemand von seiner Coelestine so bezaubert sei. Es kam ihm nie das leiseste Bedenken, daß ein Wesen, welches sich ihm mit Allem hingegeben, das ihn aus freier Wahl beglückt habe und ihm täglich den höchsten Lebensgenuß bereitete, daß dieses auch nur mit einem Hauch ihn betrüben könne.

Es geschah einmal, daß Ernst und Coelestine sich ganz selbst überlassen waren; Siegmund war auf mehrere Tage verreist.

Ernst war in der Unterhaltung nicht so lebhaft, wie sonst. Er fühlte wie einen äußern Zwang, daß er diese Gelegenheit benutzen solle. Coelestine war gesprächiger als gewöhnlich.

Plötzlich unterbrach er sie fast rauh mit der zusammenhanglosen Frage: „Lieben Sie Ihren Mann?“

Coelestine blieb scheinbar so ruhig, als wenn sie auf diese Frage gewartet hätte, seitdem Ernst zum ersten Mal ihre Schwelle überschritten. Nur der Glanz ihrer Augen war erloschen, als sie einfach antwortete: „Ja!“

Die ganze Glut der langverhaltenen Leidenschaft brach sich mit einem Mal Bahn in Ernst. „Das ist nicht möglich!“ rief er beinahe

athemlos. „Sie können diesen Mann nicht lieben, weil ich Sie liebe über alles Maß, weil Sie mein sind, von Anbeginn der Schöpfung an — weil die Macht, die uns aus dem Chaos hervorgerufen, uns für einander geschaffen hat — weil es nur ein läppischer, schauderhafter Spaß des Zufalls ist, daß wir uns nicht von Anbeginn an gefunden und daß Sie Diesem in die Arme gespielt worden sind!“

Ernst hatte sich vor Coelestinen auf die Kniee geworfen und hielt ihre beiden Hände fest. Sie sah ihn mit einem Blick unendlicher Melancholie an, alles Lachen war aus dem blühenden Antlitz geschwunden und sie brachte mühsam mit fast unhörbarer Stimme die Worte hervor: „Ich liebe ihn doch!“

Ernst sprang auf. Er war außer aller Fassung, warf sich auf's Sopha und verbarg seinen Kopf in die Kissen.

Als er etwas zur Besinnung gekommen, richtete er sich auf und sein thränenumflorter Blick suchte Coelestinen. Sie saß noch in derselben Stellung, bleich, unbeweglich vor sich hinstarrend.

„Warum sollte er meiner nicht werth sein?“ sagte sie leise, wie im Selbstgespräch und ohne sich nach Ernst umzuwenden. „Er liebt mich ja.“ Ernst wollte sprechen. Sie zuckte zusammen und unterbrach ihn mit ängstlicher Hast: „Lassen Sie mich reden. Ich weiß, in den Augen der Welt und auch jetzt in den Ihren, gilt mein Mann nicht viel. Ich habe das gewußt, als ich ihn heirathete. Alle Welt redete mit Geringschätzung, oft mit Bosheit von ihm; alle Welt warnte mich; das machte ihn mir interessant. Ich fand ihn liebenswürdig, wie Alle, die auch noch so schonungslos über ihn den Stab brachen. Er war eben ein armer Mensch, der nichts hatte und nichts vorstellte. Er besaß nur seine Liebenswürdigkeit und seine unzerstörbare Laune. Er kam zu mir voller Vertrauen; er weihte mich ein in seine geheimsten Gedanken und Empfindungen, ich konnte nichts Unedles, nichts Unschönes an ihm entdecken. Und was ihm fehlte, das hatte ich. Ich fand es ganz natürlich und selbstverständlich, daß ich ihn heirathete. Er hat seitdem nicht viel geleistet. Aber hat er es denn nöthig? Er ist ja glücklich. Und er ist ein Künstler wie Sie, ein Dichter. Wenn er nichts mehr schafft — was schadet's? Er ist doch Etwas, und wenn das den Leuten nicht genügt — wer ist daran Schuld — wer vielleicht anders als ich? Ich habe ihn der Noth des Daseins überhoben, der die meisten Productionen ihr Dasein verdanken; ich habe ihm eine dauernde Liebe, ja eine Leidenschaft eingeflößt, die ihn ganz erfüllt, ganz beschäftigt. In der ersten Zeit unserer Ehe war er sogar schweigsam geworden. Ich hoffte, daß aus dieser innern Sammlung eine bedeutendere Schöpfung hervorgehen würde. Da brachte er mir eines Tages mit strahlendem Gesicht ein kleines Gedicht.“ Coelestine holte aus ihrem Schreibtisch ein sorgfältig eingehülltes Blatt, entfaltete es und las:

„Verlange nicht, daß ichs Dir sage,
Selbst nicht zur Leyer zartem Ton,
Was ich im treuen Herzen trage —
O, jedes Wort, es wäre Hohn.

Schließ meinen Mund mit Deinem Munde,
Der mit ſo weichen Lippen küßt:
Lies nur in meiner Augen Grunde,
Wie froh Dich meine Seele grüßt.

So halte liebend mich umſchlungen
Und laß mich träumen — nur kein Wort!
Es flieht vor laut geſchwätz'gen Zungen
Vielleicht der ganze Zauber fort.

Wenn einſt Dir aus verwelkten Zügen
Nicht mehr der ganze Himmel lacht,
Dann will ich ſie zurücke trügen
Die Zeit, die ſelig uns gemacht.

Dann ſollen meine Lieder zeigen,
Wie ich Dich liebte und warum.
Jetzt laß uns glücklich ſein und ſchweigen,
Mein liebes Kind — das Glück iſt ſtumm."

„Von da an konnte er wieder reden, es iſt ſein letztes Gedicht. Aber ich finde, wer ſich einmal ſo auszudrücken vermochte, der darf ſeine Feder getroſt niederlegen; und ich finde, daß der Mann, der ſo fühlen kann, meiner werth iſt."

VIII.

So endigte dieſe Unterredung, die im Verhältniß der Beiden zu einander eine vollſtändige Umwälzung hervorbrachte. Die Antwort Coeleſtinen's auf Ernſt's Frage hatte ihm keine Löſung gegeben, ſondern ſie hatte nur ein Problem als unzweifelhaft und ſicher hingeſtellt — das zu löſen für ihn zunächſt im Bereiche der Unmöglichkeit lag.

Der menſchliche Wille, der, zum Theil wenigſtens, mit Bewußtſein handelt, oder, um mich der beliebten Terminologie Schopenhauers zu bedienen: erleuchtet durch den Intellect — den wir ſo gern als Urſache aller unſerer Handlungen annehmen möchten, iſt ein ſo dunkles, unerklärliches Ding, wir ſind ihm in den meiſten Fällen eben ſo blind und ohnmächtig unterworfen, als die Alten ihrem Fatum und die Kantianer ihrem kategoriſchen Imperativ. Wir mögen uns in der moraliſchen Welt umſehen, wo wir wollen, nirgends reichen wir zur Erklärung der Zuſtände mit den Principien aus, die uns der Religionsſtifter, der Geſetzgeber oder der Philoſoph an die Hand gegeben, und wenn wir auch ihre logiſche Berechtigung nicht beſtreiten können, ſo genügen ſie uns doch nicht, wo es ſich darum handelt, unſer Schickſal vernünftig zu geſtalten oder es auch nur mit der klaren Erkenntniß einer höheren, waltenden Vernunft zu ertragen.

Blinder Gehorſam, Reſignation — das iſt das A und das O unſeres Sittengeſetzes.

Ernſt ſah ſich einer dunklen Macht unterworfen, die keinen Widerſpruch duldete, weder durch Worte noch durch Thaten. Sie hatte ſich plötzlich vor ihm erhoben wie ein Geſpenſt und hatte die ſüße Dämmerung ſeines Liebelebens mit Grauſen erfüllt.

Er ſprach nicht mehr von Liebe, er vermied es, mit Coeleſtinen unter vier Augen zuſammen zu ſein. Aus Coeleſtinen's Antlitz war der

Ausdruck des Ernstes und der Schwermuth nicht wieder gewichen, den es in dem entscheidenden Augenblick angenommen hatte. Sie beobachtete ihren Freund mit kaum zu verhehlender Angst. Sie sah, wie er sich quälte.

Ernst versuchte gar nicht, gegen die eiserne Gewalt anzukämpfen, die ihn umklammert hielt. Er fand nicht einmal den tröstlichen, selbstbetrügerischen Stolz in sich, zu sagen: „Ich will so.“ Er empfand nicht die geringste Bitterkeit gegen Coelestine; er fühlte, daß sie unter dem Einflusse desselben unerbittlichen Gesetzes handelte, das ihn niederzwang. Er war wie gebrochen, muthlos, hoffnungslos. Er vermochte nichts mehr zu schaffen, nichts mehr in sich aufzunehmen. Seine Seele erlag unter dem Drucke, sein Körper erschlaffte und endlich sank er widerstandslos auf's Krankenlager.

Seine starke Natur kämpfte einen langen, furchtbaren Kampf. Viele Tage lag er bewußtlos; in lichten Augenblicken ahnte er die Nähe eines Engels, der ihn pflegte. Als er wieder seiner Sinne mächtig wurde, nahm er wahr, daß Siegmund, vereint mit seiner Gattin, unablässig um ihn besorgt war. Er hörte die fast ununterbrochen leise schwatzende Stimme seines Freundes und verstand die Aeußerungen seiner innigsten Theilnahme und Besorgniß. Diese Stimme machte ihm die größte Freude. Das Licht, welches in sein Zimmer drang, erfüllte ihn mit Wonne. Die Gestalt seiner Freundin erschien ihm verklärt. Er genas.

Giebt es denn wirklich einen ewigen Dualismus in dieser Welt? Ist sie gespalten in zwei nie zu vereinigende Theile, von denen der eine Gott gehören mag, der andere dem Satan? Hat die Natur ihre Gesetze und ihre Gesetze die Moral? Möge der Philosoph diese Frage entscheiden! Der Novellist, der befangen ist in der Wirklichkeit, in der Erscheinung, vermag nur zu schildern, was diese ihm offenbart.

Die Natur rettete Ernst. Es giebt kein sichreres Mittel gegen den geistigen Schmerz als den körperlichen. Daher bei Seelenqualen das Haarausraufen und das An-die-Brust-schlagen, daher bei den heiligen Büßern die Kasteiung des Leibes. Gegen die hoffnungslose Sehnsucht wirkt der Hunger als Linderungsmittel. So hatte Ernst die Natur gerettet, und dafür hatte sie sich seiner bemächtigt. Die ersten Regungen seiner Gesundheit kündeten ihm an, daß er frei war von der dunklen Macht, die ihn niedergeworfen, und daß er der Natur wieder ganz angehöre mit Leib und Seele. Der Engel, der an seinem Bett saß und auf seinen Athem lauschte, war kein Engel mehr, es war ein entzückendes Weib. Sie glaubte er schliefe; sie glaubte er liege da, noch ein Halbtodter; und er heuchelte nur den Schlaf, um sie durch die halbgeschlossenen Wimpern unverwandt betrachten zu können, voller Gluth und Begierde. Er fühlte die unbändige Lust, seine Arme auszustrecken und sie zu sich niederzureißen und fühlte dazu auch die Kraft in sich; und was ihn jetzt stark machte, diese Versuchung niederzukämpfen, war nicht die Macht, die seiner Leidenschaft ein Halt zugerufen, dieser Leidenschaft, welche die Begierde gar nicht hatte in sein Bewußtsein kommen lassen,

es war nur die Dankbarkeit gegen seinen Freund und die Achtung vor der Geliebten.

Es war ihm nicht möglich gewesen, diese Ehe zu lösen — er wollte sie auch nicht brechen. Er wollte nicht seine eigenen heiligsten Empfindungen in den Staub ziehen und sein Idol entweihen. Er wäre sich vorgekommen wie der Elende, der um die Gärten der Reichen schleicht und endlich — zu arm sich in ihren Besitz zu setzen — gierig den Arm durch's Gitter streckt und eine Hand voll Blumen ausrauft — die ihm über Nacht verdorren.

Coelestine wurde bald die große Veränderung gewahr, die in Ernst vorgegangen. Sie errieth aus seinem heitern Verkehr, daß er von der unerträglichen Last befreit war und sich in das Unvermeidliche gefügt habe. Sie errieth auch aus seinen Blicken die schnell unterdrückten Regungen seiner Sinnlichkeit und auch sie fand sympathisch in ihrer Brust das bestimmte klare Gefühl der Pflicht, welche ihn und sie in Schranken hielt. Und im sichern Bewußtsein ihrer Schranke wurde auch sie wieder froh und unbefangen.

War es nun aber auch Ernst gelungen, Coelestinen gegenüber einen Compromiß mit der Natur zu schließen — so war die Macht, welche dieselbe über ihn gewonnen, doch zu stark, als daß er sie ganz um ihr Recht hätte betrügen können.

Er würde es auch nicht gethan haben, wenn er es vermocht hätte, denn sie hatte ihn mit ihren lieblichsten Ketten umwunden. Jedes Lüftchen schmeichelte seinen neuerwachten Sinnen, jeder Lichtstrahl enthüllte ihm eine Welt der Schönheit. In diesem Zustand seligen Genießens bemächtigte er sich wieder der Außenwelt, die ihm, seit er Coelestine wiedergesehen, fast entschwunden war. Er hing wieder seiner alten Gewohnheit des zwecklosen Umherschweifens nach, wo jedes Ding, das seine Blicke trafen, ein Gegenstand des Betrachtens und Vertiefens, ja des Entzückens für ihn wurde. Auf einer solchen Streiferei durch ein abgelegenes Stadtviertel, in dem er jedes Haus von oben bis unten musterte, über jeden Fenstervorhang und jeden Blumenstock auf dem Gesims seine Betrachtungen anstellte, entdeckte er, hinter einer der saubersten Gardinen, den blonden Kopf eines jungen Mädchens, der über eine Arbeit gebeugt schien.

Ernst blieb stehen und starrte das Köpfchen an, bis es sich erhob und ihn wieder anblickte mit zwei blauen Augen so voller Sanftmuth, Herzensreinheit und Freundlichkeit, daß Ernst's Neugierde sich sofort in die lebhafteste Theilnahme verwandelte.

IX.

Ernst hatte in seinem neuen Atelier noch nichts gearbeitet. Seine Leidenschaft, dann sein verzweifelter Seelenzustand, die aus diesen entstandene Krankheit und die folgende überwältigende Empfänglichkeit für äußere Eindrücke hatten ihn daran verhindert. Mit einem Mal schien sich seine Arbeitslust und Fähigkeit in gesteigertem Maß wieder ein-

gefunden zu haben. Er ließ sich zwar gewohnter Weise täglich bei seiner Freundin sehen und war in der heitersten Stimmung; aber er hatte keine Ruhe bei ihr, es trieb ihn bald wieder fort und er entschuldigte seine theilweise Zerstreutheit und seine Eile mit einer Arbeit, die ihn ganz in Anspruch nehme. Welcher Art dieselbe sei, wollte er nicht verrathen.

Coelestine wurde begierig zu erfahren, was ihn so beschäftige, und sie war daher sehr erfreut, als Ernst eines Tages mit noch freierm, lebhafterm Wesen als gewöhnlich zu ihr kam und ihr schon im Eintreten mittheilte, daß er ihr etwas Hübsches zeigen wolle; sie möge nur die Güte haben ihn in seiner Werkstatt zu besuchen — aber allein. Coelestinen erregte dieses „aber allein" nicht das geringste Bedenken. Ihr Gewissen war so lauter und Ernst's Benehmen so einfach und würdevoll, daß sie nicht einmal daran dachte, Jemand Anderes könne in solchem Besuch etwas Schlimmes finden, geschweige denn sie selbst.

Ernst empfing sie mit strahlendem Gesichte. Es war nur eine einzige Arbeit in dem ganzen Raum, eine lebensgroße Büste, die verhüllt in der Mitte des Gemach's stand. Ernst bat Coelestine, auf einem bereit stehenden Stuhle vor derselben Platz zu nehmen — dann entfernte er mit rascher Hand die feuchten Umschläge von seinem Werke.

„Es ist noch in Thon", sagte er. „Ehe ich es in Gips gießen lasse, wollte ich Ihre Meinung hören."

Es war ein liebliches Köpfchen, das da zum Vorschein kam. Ein Gesicht mit regelmäßigen, bestimmten Zügen, die ein Ganzes von der süßesten Weiblichkeit bildeten. Darüber lag ein Ausdruck von Würde und sanfter Melancholie, verbunden mit kindlicher Frische und Naivetät. Es war dem Bildhauer gelungen, selbst dem Auge, welches in die Ferne blickte, den Ausdruck hingebender Zärtlichkeit und schmachtender Sehnsucht zu verleihen. Um die weichen Lippen lagerten Sanftmuth und Zartsinn, die vollen, ovalen Wangen kündeten Gesundheit und Fröhlichkeit, die sanft anschwellende Stirn barg den sinnenden Gedanken. Um das Haupt schlang sich ein voller Kranz üppigen Haars, der sich über der Stirn zu einem Diadem erhob und diesem Kopf das Ansehen einer Königin gab. Das dichte Haupthaar wucherte bis tief in den Nacken, der mit sanfter Anschwellung auf den herrlichen, vollen Schultern saß. Ein leichtes Gewand, das Oberarm und Busen halb enthüllt ließ, schloß die Büste ab.

Der Künstler stand neben seinem Werke und sah mit leuchtendem, erwartungsvollem Blick auf Coelestine.

Diese betrachtete lange die Büste. — „Das ist schön", sagte sie endlich. „Sehr schön!" — Es klang wie ein leiser Seufzer in ihrer Stimme. Ernst hörte nur die Worte.

„Nicht wahr?!" rief er. — „Das ist schön! Das hat die Natur einmal gut gemacht Denn wenn Sie das Original kennten, Sie würden es noch tausendmal schöner und liebenswürdiger finden, als meine schwache Nachbildung. Da ist nichts verfehlt und schwächlich Eine Gestalt voller

Ebenmaß und Kraft, voller Zierlichkeit und Vollendung — bis auf die reizendsten Hände und Füße! In dem Ganzen eine solche Fülle von Anmuth und Freiheit, von Weiblichkeit . . ."

„Wer ist es?" unterbrach ihn Coelestine in scheinbar ruhigem, theilnehmendem Ton.

„Ein einfaches Bürgermädchen. Eine Glückliche, die über mehr als Millionen gebietet, weil sie gerade so viel besitzt, um das froheste, freieste Leben zu führen; dem die Arbeit, welche sie nur in ihrem eigenen Dienste verrichtet, um sich zu schmücken und die kleine Wirthschaft ihrer Mutter mit in Ordnung zu halten, eine Lust ist. Ein Wesen, dem die ganze Welt zulächelt, weil es selbst sie mit immer freundlichen Blicken ansieht. Eine Seele, in welche die gütige Mutter Natur auch nicht einen bittern Tropfen gegossen hat. Ein Mund, der kein böses Wort, kein höhnisches Lächeln, eine Stirn, die keine Falten, Augen, die keinen scheelen, zornigen Blick kennen. Eine jener Auserwählten, die, im Bewußtsein ihrer Harmlosigkeit und Unschuld und in der Bescheidenheit ihrer Wünsche sich nichts zu versagen brauchen; denen auch das, was bei den höheren Ständen die Stelle des Gewissens vertritt, die Meinung von ihresgleichen, nie hemmend und drohend sich in den Weg stellt; denen das freudige Genießen angeboren ist und die daraus, nicht gezwungen durch Langeweile und gesellschaftliche Rücksichten, kein schwieriges, lästiges Geschäft machen, sondern die Freuden pflücken, wo und wie sie solche finden."

„Und diese Freuden theilen Sie mit ihr?"

„Ja!"

„Wie heißt dieses glückliche Wesen?" fragte Coelestine nach einer Pause wieder.

„Clärchen."

„Und sie hat Ihnen erlaubt, ihr Bildniß zu machen? Sie kommt hierher?"

„Ich habe ihr gesagt, daß Niemand es bemerken würde!"

„Und sie hat sich Ihnen ganz anvertraut? Sie hat sich Ihnen ganz — hingegeben?"

Ernst lächelte und erröthete und nickte nur bejahend mit dem Kopfe.

„Und Clärchen — liebt Sie?"

Wieder hörte Ernst nur die Worte der Frage und nicht den leise zitternden Ton, in dem sie gesprochen waren.

„Ob sie mich liebt? — Ich weiß es nicht. — Ich weiß nur, daß sie Alles für mich ist, was ein Weib ihrem Geliebten sein kann. Sie hat sich vor mir entfaltet in Liebreiz, wie die Blume vor dem Hauche des Frühlings. Ihre Empfindungen, ihre Gedanken, fast ihre Worte sind die meinigen. Was mich erfreut, ist ihr angenehm; was mich abstößt, ist ihr widerlich; was mich begeistert, erfüllt sie mit Entzücken; was mich verstimmt, macht sie wehmüthig. Sie kennt mir gegenüber keine Befangenheit und keine Absicht. Sie hat mich nicht gefragt, wer ich bin oder

was ich besitze. Ich habe es ihr unaufgefordert erzählt, aber sie hat es kaum gehört. Sie weiß nicht, was ein Künstler ist. Daß ich ein solcher Mensch bin, wie ich ihr erscheine, daß ich mit ihr zusammen bin, das genügt ihr. Sie hat mir entdeckt, daß ich der erste Mann sei, der ihr zusage, sie habe zwar viele Bewunderer und Verehrer gehabt, aber sie seien ihr alle roh, oder plump, oder fade, oder gemein vorgekommen. Es ist vielleicht nur ihre Eitelkeit, die sie zu mir hinzieht, weil sie ahnt, daß ich der Erste bin, der alle ihre Vorzüge ganz zu würdigen versteht. Aber diese Eitelkeit wäre ein Beweis vom sichersten Tacte."

Ernst hatte, während er sprach, nicht auf Coelestine geblickt, jetzt, als er sich unterbrach, um eine Antwort, eine Bestätigung oder Einwendung zu hören — und dieselbe ausblieb, sah er die Freundin an.

Auch sie hatte den Blick in's Unbestimmte gerichtet und in den tiefen, dunklen Augen glänzten Thränen. Es war, als wenn die Perlen, die auf dem Grunde derselben geruht, sich gelöst hätten und in hellen, schweren Tropfen über die Wangen rollten.

„Mein Gott — Sie weinen?" rief Ernst. — „Habe ich Ihnen wehe gethan? Habe ich Sie beleidigt? Ich wollte Ihnen meine Arbeit zeigen, weil Sie die Einzige mir Bekannte sind, bei der ich auf ein volles, anregendes Verständniß hoffen kann; aus diesem Grunde auch habe ich Ihnen meine kleine Geschichte erzählt — und hätte ich es nicht gethan, so hätten Sie dieselbe über kurz oder lang entstellt und in's Gemeine hinabgezogen aus dem Munde der Leute gehört. Das mußte ich vermeiden. Ich bitte Sie, sprechen Sie! Was ist Ihnen? Womit habe ich Sie betrübt? Verzeihen Sie mir!"

Coelestine hatte ihr Gesicht in ihr Tuch verborgen und schluchzte laut. Ernst stand rathlos, trostlos neben ihr. Er machte sich die bittersten Vorwürfe und wußte nicht, worüber eigentlich. Er hatte seiner einfachen, kindlichen Natur gemäß gehandelt, die keinen höhern Beweis der Liebe kannte, als das Vertrauen.

Coelestine beruhigte sich allmälig. „Sie verkennen mich", sagte sie. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Ich danke Ihnen im Gegentheil für Ihre Offenheit. Sie haben recht und schön gehandelt und als treuer Freund, wie immer."

„Wenn das wirklich Ihre Meinung ist und Sie wollen mich von jedem Selbstvorwurfe befreien, so erweisen auch Sie mir Vertrauen — sagen Sie mir, was Sie an meiner Erzählung so außer Fassung gebracht hat, daß ich Sie nicht mehr wiedererkannte."

„O, Sie werden mich noch einmal verstehen, ohne daß ich rede", antwortete Coelestine. — „Dann werden Sie begreifen, was ich durch Ihre Erzählung jetzt gelitten habe."

„Wie ist denn das möglich?" rief Ernst, der immer weniger begriff: „Sie sagen mir, daß ich recht und schön gehandelt habe, Sie nennen mich Ihren Freund — und das bin ich — meine Seele lebt in der Ihrigen — und doch hat die Erzählung dieses kleinen Abenteuers, dieser

Tändelei — Sie erschüttert und Sie sagen mir, daß Sie durch mich gelitten haben."

„Wollen Sie mich denn nicht begreifen? Muß ich Ihnen die niedrige, verdammenswerthe Empfindung schildern, die mich bei Ihren Worten wider Willen ergriffen hat? Muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihr Clärchen beneide?"

„Wie? Sie, die Glückliche, Angebetete, Erhabene — Sie beneiden dieses arme Geschöpf?"

Coelestine lachte schmerzlich auf.

„Was beneiden Sie ihr denn?" fuhr Ernst fort, indem er sich ihr näherte. — „Haben Sie mich nicht versichert, daß Sie Ihren Mann lieben, daß Sie ihn für Ihrer würdig halten? — Haben Sie mich nicht zurückgestoßen?"

„Zurückgestoßen? O nein! Ich habe Ihnen nur gesagt, was ich für diesen Mann empfinde, dem ich Treue für's Leben geschworen und meine Worte haben sich vor mich gestellt, wie ein eherner Schild, den Sie nicht fortzuschleudern vermochten. Sie werden mir ihn auch jetzt nicht entreißen, wenn ich Ihnen bekenne, daß Sie mich damals nicht verstanden haben."

Ernst's Augen flammten auf, er fühlte, daß eine Gluth in ihm emporstieg. — „Nicht verstanden, nicht verstanden!" murmelte er.

„Glücklich, erhaben nennen Sie mich?" fuhr Coelestine fort. „Ich bin weder das Eine noch das Andere, in Ihrem Sinne. So glücklich ist nur sie, die sich mit Seele und Leib dem geliebten Manne hingeben kann, die in ihm ihre Welt findet. O, wir Frauen sind nichts ohne den Einen, der uns erkennt, und Er muß uns ganz angehören, muß sich ganz für uns opfern, wie wir in ihm aufgehen, sonst sind wir auf immer allein, auf immer unfruchtbar. Wenn ich je einen Moment solchen Glückes besessen habe, so ist er bald, bald verflogen, um einem ewigen Sehnen nach dem Verlorenen, einem ewigen Unbefriedigtsein Raum zu geben. Was sind mir denn diese Vielen, von denen Jeder nur ein Stückchen von mir bewundert, das, in dem er sich selbst wiedererkennt? Was ist denn meine ganze mühevoll zusammengetragene Bildung, durch die ich mein Inneres verständlich zu machen und Andere zu verstehen suche? Ein Blick der Liebe offenbart ja mehr als alle Worte!"

Ihr ganzer Leib bebte, ihre Augen brannten vor innerer Erregung und sie blickte Ernst mit dem Ausdruck der Verzweiflung, fast des Zornes in's Gesicht.

Ernst war kaum mehr seiner Sinne mächtig. Er wollte das schöne Weib umschlingen und an sich pressen — keine Macht der Welt sollte sie ihm jetzt entreißen. Coelestine schrak zurück vor seinen Blicken, vor seinen Geberden, sie streckte die Hände gegen ihn aus und rief mit flehender Stimme: „Haben Sie Mitleiden mit mir! Benutzen Sie nicht diesen Augenblick der Schwäche und des Vertrauens. Wenn Sie fühlen, daß ich Sie liebe, daß ich die Ihre gewesen wäre — hätte das Schick-

sal es nicht anders bestimmt, so achten Sie jetzt die Schranke, die uns auf ewig trennt!"

Ein wüthender Kampf tobte in Ernst's Brust. Er sah das reizende Weib vor sich und zu der Leidenschaft, die ihn durchwühlte, gesellte sich eine Empfindung wie heißer Grimm. Aber er war entwaffnet.

„Welche Schranke ist das, die mich auf ewig von Ihnen trennt und die Sie hindert, glücklich zu sein, Sie, die Ueberreiche, die der Himmel zum Glück erschaffen?"

„Die Pflicht!" antwortete Coelestine mit leiser, aber wieder sicherer Stimme. — „Die Pflicht! — Es klingt seltsam im Munde einer Frau, dieses harte, grausame Wort. Die klügsten und gefeiertsten Weiber haben es in der Regel durch die Ausbildung ihres Verstandes nur so weit gebracht, daß sie die Pflichten, welche ihnen das Leben und ihr Gewissen auferlegten, mit sophistischer Schlauheit umgehen lernten. Meine Erziehung, die ich mir selbst gegeben, hat mich das Gegentheil gelehrt. Ich habe erkannt und handle nach meiner Erkenntniß, daß die Erfüllung der Pflicht nothwendig ist, nicht nur für das Bestehen der Welt, der menschlichen Gesellschaft, sondern auch für den Einzelnen, dem sie obliegt. Denn für diesen ist sie die einzige Möglichkeit, wenigstens so glücklich zu sein, als es seine Natur und sein Schicksal erlauben. Ein Glück, das mit der Pflicht in Collision käme, giebt es nicht; das ist wirklich nur eine Chimäre. Wüßte ich das nicht so sicher und gewiß, als ich weiß, daß ich denke, könnte ich mir auch nur eine Secunde lang einbilden, daß es für mich ein anderes, all' mein Sehnen stillendes Glück gäbe, ich würde meine Kette zerbrechen und nur nach diesem Glück hinstreben. Aber ich bin meiner Sache gewiß und darum gehe ich auf meinem dornenvollen Pfade geduldig weiter, wenn ich auch manchmal aller Kraft bedarf, um nicht zu sinken. Denn glauben Sie nicht, daß es leicht sei, meine Aufgabe zu erfüllen. Ich kann mir zwar nicht untreu werden, aber es ist eine ununterbrochene Reihe von Opfern und Selbstverleugnung, die Niemand würdigt, am wenigsten Der, der am meisten davon genießt."

Ernst war in trübes Sinnen versunken. „Ich ahne, daß Sie elend sind und kann doch nicht begreifen, warum."

„Leider begreifen Sie es nicht", sagte Coelestine traurig. „Und das ist vielleicht noch das Einzige, was mich nicht zum vollen Frieden mit mir selbst kommen läßt. Wenn ich auch genau weiß, daß ich recht handle, so fehlt mir doch die Bestätigung von außen. Es wäre ja sonst nicht so schwer, sich in's Unvermeidliche zu schicken. Wer kann es denn wissen? Das Glück, welches ich mir versagt glaube, ist vielleicht nur ein Wahnbild, das bald Den, bald Jenen freundlich umschwebt wie ein lieblicher Traum und mit dem ersten Grauen des Tages zerrinnt. Es hat ja auch mich einmal besucht; wie würde ich es sonst kennen und wieder herbeisehnen und es Anderen neiden?"

„Mein letzter, höchster Wunsch ist jetzt nur der, daß ich wenigstens Einen guten und großen Menschen so handeln sehe, wie ich gehandelt

habe, daß ich mich verstanden sehe. Und vielleicht sind Sie dazu bestimmt, mir dieser Trost zu werden. Vielleicht wird diese Tändelei, dieses kleine Abenteuer, wie Sie es nennen, Sie auf den rechten Weg leiten, vielleicht wird Ihr Clärchen Sie zu dem Ziele führen, das ich allein erstreben mußte."

Coelestine ging und ließ Ernst in einem Meere von Zweifel und Trübsinn zurück.

X.

Mehrere Wochen hatte er sich nicht bei Coelestine blicken lassen, als er in einer sonnigen Abendstunde bei ihr eintrat. War es das röthliche, feierliche Licht der untergehenden Sonne, das voll in's Zimmer strahlte, oder war es innere Bewegung, die sein ganzes Wesen so verklärte und seinen Augen einen erhöhten Glanz verlieh?

Er erschien Coelestinen größer als sonst und seine Bewegungen waren gemessener.

„Ihre prophetischen Worte", sagte er bedeutsam, „sind schneller in Erfüllung gegangen, als Sie selbst vielleicht glaubten. Ich bringe Ihnen ein Resultat, über das Sie nicht staunen werden; aber es wird Sie interessiren, zu erfahren, wie es sich so rasch ergeben hat. Sie haben den tiefen Eindruck bemerkt, den Ihr Bekenntniß auf mich machte. Obwol ich ahnte, wie es in Ihrem Innern beschaffen sei, so mußte ich Ihnen doch gestehen, daß ich Sie nicht begriffe; ich hatte eben noch die entsprechende Erfahrung nicht gemacht. Deshalb war ich auch bestürzt und verwirrt und versank in hoffnungsloses Grübeln. — Ich fand auch beim Begegnen mit Clärchen die Ruhe und Heiterkeit nicht wieder, die mich sonst in der Gegenwart dieses lieben Mädchens ganz erfüllten. Und meine trübe, gequälte Stimmung theilte sich ihr sofort mit; zum ersten Male sah ich diesen treuen Spiegel meiner Seele gänzlich verdunkelt. Unser Lachen verstummte, unser Gespräch stockte — sie kannte mich und sich selbst nicht mehr. Ich weiß nicht, wie lange dieser düstere Zustand gedauert hat. Da drängten sich einmal nach einer langen, peinlichen Pause aus ihrem Munde die Worte: „Du liebst mich nicht."

„Ich glaube, es war das erste Mal, seit wir uns kannten, daß über ihre Lippen das Wort „Liebe" kam. Ich sah sie erstaunt, betroffen an. Sie fuhr mit leiser, trauriger Stimme fort: „Nein, Du liebst mich nicht. Seitdem ich Dich in meiner Gesellschaft so stumm und verstimmt gesehen, ist es mir klar geworden, daß ich nichts für Dich gewesen bin, als ein Spielzeug, mit dem Du nun genug gespielt hast. Ich habe nie vorher über unser Verhältniß nachgedacht. Alles war so schön und gut, als müßte es so sein. Ich fühlte mich so glücklich, daß ich glaubte, ich erfülle die höchste, heiligste Pflicht, indem ich mich diesem himmlischen Zustande ganz überließ. — Diese Glückseligkeit ist von mir gewichen. Seit ich gefühlt habe, daß Du gleichgiltig gegen mich wurdest, habe ich angefangen, auf das lebhafte Geschwätz der Leute zu achten, die sich schon lange über mein Verhältniß zu Dir aufhielten und mich oft höhnisch

gewarnt hatten. Ich habe angefangen mich selbst zu prüfen und bin mir vorgekommen wie eine leichtfertige, unüberlegte Verbrecherin. Und ich habe endlich Alles bedacht, was Du mir gesprochen hast. Du hattest mir immer mit Begeisterung von einer schönen, geistreichen Freundin erzählt, mit der Du fast täglich zusammen seiest und der Du unendlich viel zu verdanken habest. — Nun ist es mir ganz klar geworden — Du liebst nicht mich, Du liebst diese Andere. — — — Es bleibt mir nichts übrig, als Dich zu bitten, mich zu verlassen und Dein Glück da zu suchen, wo Du es zu finden meinst. Ich sehe ja ein, daß Du mit mir nur noch verkehrst, weil Du Dich an mich gebunden glaubst — weil ich Dir Bedauern einflöße. Ich gebe Dich frei. Vielleicht zögerst Du noch, weil Du der Ansicht bist, ich könne nicht ohne Dich leben, ich würde elend werden. Das ist ja möglich. Aber ich will's versuchen — vielleicht finde ich meinen Frohsinn wieder, vielleicht werde ich noch einmal glücklich — ich bin ja die Erste nicht, die so etwas überlebt — und wenn nicht, so bist Du wenigstens glücklich."

„O, Sie hätten die Stimme hören müssen, die dumpfe, zitternde Stimme, mit der sie das sagte. Sie hätten dieses Engelsgesicht sehen müssen in seinem verhehlten, zuckenden Weh. Und Sie hätten die ganze hochaufgerichtete Gestalt und die erhobene Stirn sehen müssen — wie eine Königin, die ihr Reich und ihr Leben verschenkt. Mein Herz löste sich auf in Liebe und Mitleid. — Du irrst, rief ich. Die Leute, die über uns in ihrer rohen, niedrigen Weise gesprochen haben, sind Thoren. Du bist ein reiner, makelloser Engel und ich, ich liebe Dich so heiß und treu, wie es meine Seele fähig ist, die kein Falsch und keinen Leichtsinn kennt. Und Du irrst Dich auch über meine Freundin. Auch sie ist ohne Tadel und ich verehre und liebe sie wie eine Heilige. Sie kennt Dich durch mich und sie segnet meine Liebe zu Dir. — Ich umarmte und küßte sie inbrünstig und an meiner Brust zerschmolz ihr armes, erstarrtes Herz, ihr Schmerz löste sich in einen Thränenstrom und ihre weinenden Augen verklärten sich zu rührender Glückseligkeit. — „Nein", rief ich aus, „nie wieder sollst Du an meiner Liebe zweifeln. Wenn es ein Mittel giebt, Dich immer gläubig und glücklich zu machen, so werde ich es finden und nichts soll mich hindern, das zu thun, was ich für recht halte."

„Wir trennten uns in der beseligenden Stimmung, die einst unser erstes Begegnen in uns erweckt. Ich suchte die Einsamkeit, um über Alles mit mir in's Klare zu kommen, um Entschluß und Willen zu finden. Der Kampf dauerte nicht lange. Verlassen durfte ich sie nicht — sie, die mir die Frische des Geistes, die Freude am Dasein wiedergegeben, sie, die mich liebte. Verlassen durfte ich sie nicht, denn sie würde verzweifeln, nicht an der Treue eines Mannes, nein, an der Treue selbst; sie würde verzweifeln an Allem, was sie in und mit mir empfunden, an der Schönheit, der Güte, der Weisheit selbst — wenn ich mich selbst widerlegen wollte. Alles würde nur Schall und Name für sie werden. An nichts mehr könnte sie glauben, an nichts sich anklammern, unrettbar sänke sie zurück in das Chaos, aus dem ich ihre Seele zum Lichte geru-

ſen. Und verlaſſen durfte ich ſie nicht, denn ich fühlte, daß ich ſie über Alles liebte. Aber was mußte ich thun, um ſie, wie ich ihr verſprochen, auf immer gläubig und glücklich zu machen? Zuerſt — ganz und völlig den ſtillen mir ſelbſt jetzt erſt klar gewordenen Wünſchen entſagen, die ſich in Bezug auf Sie, theure Freundin, wider Willen und Abſicht bei mir eingeſchlichen hatten. Ja, ich fand es für nöthig, mich zunächſt ſogar räumlich von Ihnen zu trennen, um meiner eigenen Schwachheit nachzuhelfen und um jeden Schatten von Argwohn aus der Seele des Mädchens zu verbannen. Sie ſoll meiner ganz ſicher werden, mir ganz vertrauen lernen. Nun, ich habe die Kraft in mir gefunden, dies größte und ſchwerſte Opfer zu bringen. Zur rechten Zeit — wie ein Funke vom Himmel fiel in meine Seele das Wort, das Prometheus Goethe den Göttern geraubt, um die Nacht ſeiner irrenden Menſchheit zu erleuchten:

„Ewig wird er Euch ſein der Eine, der ſich in Viele
Theilt und einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen in Einem,
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt."

„Ja, in dieſem Einen Weſen ſollte ich mein Ein und mein Alles finden, in dieſem Weſen ohne Schein und Falſch, voller Liebe und Entſagung, voller Natur und Einfalt — meine Welt. Ihr gehörte ich an, ihr mußte ich Alles Einzelne opfern, um in ihr das All zu beſitzen."

„Und nun gilt es nur noch, ihr auch den äußerlichen unanzweifelbaren Beweis zu geben, daß ich es treu und wahr meine und entſchloſſen bin, mich ihr unzertrennlich zu verbinden — und das iſt ſehr einfach zu beweiſen."

„Sie wollen ſie zur Frau nehmen?" unterbrach ihn Coeleſtine, auf deren Geſicht die geſpannteſte Erwartung zum Ausdruck gelangt war."

„Das will ich."

Coeleſtine's Antlitz verklärte ſich wie durch eine innere Sonne. „Sie iſt ſchon ihr Weib. In dem Momente, wo das heilige Mitleid in Ihre Seele trat, wo Sie erkannten, daß Sie dieſes Weſen nie verlaſſen dürften, war die Ehe geſchloſſen, Sie gehörten ſich an für alle Ewigkeit. Sie haben das Erlöſungswort gefunden, durch das der Menſch ſeine höchſte Schwäche in ſeine höchſte Stärke verwandelt. O, Sie haben auch mich erlöſt durch Ihre That. Ich fühle, wie Sie, einen Spruch unſeres Evangeliſten der Liebe, Goethe, an mir zur Wahrheit werden: „Wie ſüß iſt es, ſeine eigene Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir erſt dann recht wir ſelbſt, wenn uns ein Anderer vollkommen recht giebt". Das hatte ich gehofft. Das bringt mir den Frieden. Alle Qualen des Zweifels ſind nun vorbei. Das offenbart das ganze Geheimniß unſeres Daſeins, das löſt alle die Räthſel, die uns drohend und ſchreckhaft umgeben, das ſtürzt die Sphinx des Zweifels für immer in den Abgrund, daß wir mit Bewußtſein und Willen thun, was wir ſonſt gezwungen thun müßten: nicht für uns ſelbſt zu leben, ſondern für die Welt. Wir ſind nicht Zweck, ſondern Mittel, nicht geſchaffen glücklich zu ſein, ſondern glücklich zu machen.

Digitized by Google

Und um den Preis, daß wir ohne Zaudern das große Opfer unseres Selbst bringen, nehmen wir Theil an der Freude, welche die Schöpfung beseelt. Ja, es ist vielleicht das unerforschliche Mysterium der Fleischwerdung und Allgegenwart Gottes, daß er sich selbst getheilt, vernichtet, hingegeben hat, um in jedem einzelnen seiner Geschöpfe als ein Anderer aufzustehen, mit aller Qual und aller Lust des Werdenden, und sich selbst in jedem Augenblicke zu zerstören, um wieder geboren zu werden. Wir beschränkte Menschen können freilich das große Opfer nicht dem ewigen All darbringen, sondern nur dem Einzelnen, welcher uns die Welt vergegenwärtigt, und selbst dieses Opfer fällt uns schwer genug. Aber lassen Sie uns ausharren auf unserm Pfade! Er führt nach oben."

Coelestine stand da, wie eine Priesterin, ihre unergründlichen Augen strahlten von heiligem Feuer.

Es war Ernst als sollte er vor seiner schönen Freundin niedersinken und sie anbeten — da trat Siegmund herein.

„Was ist los? Was ist los?" rief er. „Ich sitze oben über dem fünften Acte meines hundertundeinten Lustspiels — die verdammten fünften Acte! Besonders wenn man noch nicht weiß, wovon die ersten vier handeln sollen; da hörte ich die Stimme unserer lieben Frauen predigen und konnte nicht weiter arbeiten — ich war ohnehin wieder in eine Sackgasse gerathen. Fort mit dem Dinge! Was habt Ihr? Wovon sprecht Ihr so eifrig?"

„Von einer Haupt- und Staatsaffaire", lachte Ernst, „aus der Du vielleicht eine Novelle machen kannst, wenn Du Dich entschließt, einmal vier Wochen lang kein fünfactiges Lustspiel zu entwerfen. Ich habe Deiner Frau soeben mitgetheilt, daß ich mich demnächst verheirathen werde."

„Was?! Du?! heirathen?! Wen denn?!"

„Ein sehr hübsches, liebenswürdiges Mädchen."

„Nun, ich gratulire von Herzen", rief Siegmund, indem er den Freund stürmisch umhalste. „Und ich wünsche Dir weiter nichts, als daß Deine zukünftige Frau ein ebenso reizendes, tugendhaftes englisches Geschöpf sei, wie meine gegenwärtige. Mögest Du" fuhr er fort, plötzlich in den salbungsvollsten Ton übergehend, „mögest Du in Deiner Ehe stets so viel Wärme und Sonnenschein haben, als wir Beiden, denn wir, meine Frau und ich", und er faßte Coelestine's Hand, die sie ihm mit einem himmlischen Lächeln entgegenstreckte, „meine Frau und ich, wir sind ein Paar glückliche Menschen."

☞ Diesem Heft ist ein **Prospect** der soeben erscheinenden 3. Auflage des **Meyer'schen Conversations-Lexicons** beigeheftet.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04926 2945

ed by Google